Princeton University Library
32101 080201229

Ethische Kultur

Wegweiser

für

sozial-ethische Reformen

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Ethische Kultur.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg

herausgegeben von Dr. R. Penzig

Elfter Jahrgang.

1903.

Berlin.

Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber.

Printed in Germany

Inhalt des eilften Jahrganges.

Seite

Abhandlungen.

Adler, Felix, Zur Methodik des Moralunterrichts . 273. 283. 291
Auer, Grete, Individuelle und soziale Interessen . 260. 267. 285. 300
Beckee, Marie Luise, Die Liebe im deutschen Märchen 154
Bölsche, Wilhelm, Ostergloube . . 113
Cohen, Max, die sozial-ethische Bedeutung der Kaufmannsgerichte 105
— Dürfen Sozialdemokraten an bürgerl. Bällern mitgeheulen? . 299
D. Die Staatsschimäre 233
Dieleel Fr., Rolph Waldo Emerson . 161
Effler, Dr., Politik und Ethik . 345
Engell-Günther J., Unsere Sklavenfrage 259
Ewold, Georg, Anonymes Denunziantentum 195
Foerstler, Wilhelm, die ethische Bewegung in Deutschland ꝛc. 33. 41
— die Stellung der Ethischen Bewegung zu den kirchlichen Einrichtungen 289
— Ethische Kultur und Genauigkeit 305. 314
— Theodor Mommsen † 353
Foeesler, Friedr. Wilh., Die Prometheussage 97
— Amerikanische Moralpädagogik . 217
— Der sozialdemokratische Parteitag. 313
Forl, le, Elisabeth Freiin oonf, Vom Glück 386. 395. 405
Frost, Lauro, Eintagsfliegen . . 252
Hasse, Else, Aristokraten . . . 45
— Die „Gerechtigkeit“ 101
— Gefahren des Monismus . . 322
— Grenzlinien und Gegensätze . 330
J. P., Richard Roesike † . . . 241
Jomes, William, Der sittliche Wert von Askese und Armut . . 257
Jannosch, Lilli, Monna Vanna im Lichte der sozialen Ethik . . 108
Koppstein, Th., Moriz Lazarus als Ethiker 129
Kolschee, Leopold, Ein moderner Edeljournalist 18
— Die Anarchisten von Whiteway . 36
— Neue Anti-Alkoholliteratur . . 170
— Die Wahrheit über den Kongostaat 234
— Ein englischer Freidenker und Ethiker 265
— Australische Entwicklungslitteratur 380
Kiefee, Dr., Die religiöse Bewegung der Gegenwart 274
Kohut, Ad., J. G. v. Herder als Ethiker 401

Seite

Kronenberg, Dr. M., Vom Wesen des Genies 26
— Grenzzäune der Humanität . . 65
— Augustinus und seine Gnadenlehre 82
— Soziale Gerechtigkeit 137
— Die Ethik Kant's . . . 362. 370
— Die Entwicklung internationaler Solidarität 385
Kulemann, F, Eine Programmfrage 9
Longe, Frieda, Die soziale Stellung der Schauspieler 333
Mann, Theo Joh., Vom neuen Weibe 163
Michels, Dr. Robert, Die ethischen Pflichten der Bücherrezensenten 90
— Kapitalismus in der Wissenschaft 186
— Das Recht auf Arbeit . . . 329
— Wechselwirkung zwischen Kunst und Volk 353
— Endziel, Intransigenz, Ethik 393. 403
Moulel, Alfred, Der weltliche Moralunterricht in Frankreich . . . 89
Netler, Dr. C., Soziale Arbeit 49. 57
— Neues vom Zukunftsstaat 297. 308
Penzig, Dr. Rud., Zeitlichkeit und Ewigkeit 1. 10
— Fünfzehn Leit- und Streitsätze ꝛc. 17
— Die Jesuitengefahr 73
— Edgar Quinet über weltlichen Gesinnungsunterricht 81
— Tempelkunst 121
— Unsere Wahlparole 145
— Politische Gleichgiltigkeit . . . 169
— Der Ausfall der Wahlen . . 209
— Gottes Stellvertreter 225
— Sozialdemokratie u. Sozialismus 321
— Generalsynode und theologische Fakultät 361
— Der Ausfall der Landtagswahl . 377
— Die Unvernunft des Klassenkampfes 409
Politicus, Militärischer Fetischismus 177
— Wahlrecht und Wahlpflicht . . 185
— Stichwahl-Moral 201
— Die Aristokratie der Demokratie . 281
Pudar, Heinrich, Zur Ethik der Maschine 67
Roeck, Hubert, Zur Physiognomik der Salzburger Hochschulkurse . . 324
Roseggee, Peter, Ein religiöser Papst? 369
Salomon, Alice, Zur Geschichte der Frauenbildung 99
Sch. Die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns 122
Schlüter, Wilhelm, Mechanische und organische Weltbetrachtung . 74
— Ethik und Organisation . . 131

Seite

Schmidkunz, D. Hans, Faustschüler und Genossen 115
— Selbsthilfe 241
Schreiber, Adele, Wenn die Menschen reif zur Liebe werden . . . 2
Schwimmee, Rosika, Der Entwurf des neuen ungarischen bürgerlichen Gesetzbuchs 236
Spiegel, Else, Das Weib und der Intellektualismus 171
Stoudinger, F., Kirchenlehre und Gewissensdespotismus . . . 59
— Darf man Kapitalist sein? . . 101
— Der Konsumverein und der Kaufmann 133
— Was wollen wir? 306
— Der Mensch und die Gemeinschaft . 316
Steod, W. T., Die englische Volkskunst 116
Steen, Bertha, Frauentum und Judentum 37
— Ibsen als Ethiker 147
— Etwas vom Wartenkönnen . . 388
Stern, Julius, Ein ethischer Don Juan 138
— Moderne Religion 153
— Weltanschauung und Religion . 411
Tews, J., Zum preußischen Schulunterhaltungsgesetz 337
Thesing, Dr. med. E., Zum Falle Hüssener 249
Vorländer, Dr. Karl, Eine Arbeiter-Selbstbiographie 226
— Zur Sozialethik . 356. 373. 378
Wolff, Dr. Koel, Der Fall Rothe 146
— Das Wesen der Religion . . 193
* * *, Kautsky's Parteimoral . . 346

Skizzen, Erzählungen ꝛc.

Adresse an Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster 25
Aethur, G., Wo sind' ich Dich 211. 220
Baebee, Ida, Der Tod sein bester Freund 179
Eynolten, C. von, Die Perlenfädler 51
— Franz, der Kegeljunge . . . 107
— Das Aufwartemädchen . . . 244
— 's Fannerl 275
Foerstee, Wilhelm, Ein biographisches Dokument 26
Faerster, Friedrich Wilhelm, Der einsame Esser 4
— Die geflickte Hose 12
— Die Ohrfeige 29
— Der tote Frosch 69

Seite

Foerster, Friedrich Wilhelm, Was man im Pferdestall lernen kann 133
— Die größte Kraft 149
— Die Erziehung unserer jüngeren Geschwister 164
— Ordnung und Unordnung . 173
— Gewohnheiten 188
— Tonkunst 203
— Der griechische Tempel . . 269
— Selbstprüfung 319
— Der Prügelknabe 339
— Soll ich meines Bruders Hüter sein? 365
— Die Schiffsschraube . . . 366
Gottberg, Anna van, Der Mißliebige von Eisenach 228
Katscher, Bertha, Die gestohlenen Häute 124
Katscher, Leopold, Die Genossenschaftsbrüderschaft 196
Katze, S. von, Das Plagiat . . 221
Mann, Theo Joh., Die Linie . . 202
Michels, Dr. Rob., Die Analyse einer Verlobungskarte . . . 210
Staudinger, F. Die alte Stubenlampe 21
Stellmacher, K., Björnson's Auf Storhave 84
Suttner, Bertha von, Zu ihrem 60. Geburtstage 178

Streiflichter.

Arbeitsüberbürdung der Kinder in London 54
Bedingte Verurteilung 6
Berechtigter und unberechtigter Royalismus 302
Berufsethik 103
Bestrafung geschlechtlichen Verkehrs . 228
Bethätigung des religiösen Bewußtseins 254
Danaidenarbeit 206
Das Bischen Venezuela 61
Das Ehrenwortsystem in New-York 6
Das Elend der Akkordlöhne . . 174
Das englische Schulgesetz . . . 93
Das Fremdwort Ethische Kultur . 237
Das illegitime Kind 71
Das leere Fegefeuer 382
Das Recht auf Leben vor Gericht . 165
Das Schuldgefühl des gebundenen und freien Menschen . . 387
Das Verprügeln ertappter Diebe . 277
Der gute Familienvater 294
Der innere Zusammenhang von Schlachten und Morden . . 198
Der jüdische Nationalismus . . 293
Die dauernde Grundlage der Gesellschaft 165
Die echte Lehre 80
Die „Einzige" 245
Die Elsaß-Lothringische Frage . . 334
Die Erziehung des Proletariats . . 229
Die französische Schule und die Friedensidee 183
Die Humanité nouvelle und eine Ansprache an Zuchthäusler . . 397
Die Kritik am Guten 286
Die Lynchwut eine Volkskrankheit . 254
Die öffentliche Sicherheit der Frauen 310
Die österreichische Volksschule . . . 237
Die Sackträger von Regensburg . . 350
Die Sonne bringt es an den Tag . 214
Die Sozialisten haben Schuld . . 246
Die Tiara des Saitaphernes . . 142
Die Verrohung als Begleiterscheinung des Krieges 286
Disziplin? 303
Dröhnende Worte 358
Duchoboren Dekalog 134
Durch Nationalität zur Internationalität 141
Ein Arbeitgeber, wie er sein muß . 413
Ein begrabenes Gesetz 199
Ein Dokument von unserer Zeiten Schande 158
Ein Echa 47
Eine russische Friedensgesellschaft . . 382
Ein Exempel statuiert 94
Einfluß des Sozialismus in Italien ꝛc. 76
Einführung des Moralunterrichts in Neuseeland 303
Ein neues Bilse-Konzert 374
Ein Riesenprotest gegen das neue konservative Schulgesetz . . 190
Ein Stückchen Mittelalter . . . 134
Erziehung zum Sozialismus . . . 261
Ethik in der Volksherberge . . . 94
Fortschritte in der sexuellen Ethik . 110
Frankreichs Elementarschulwesen . . 214
Frau Anna 38
Fridtjof Nansen über die christliche Mission 206
Fürbitte auf Kündigung 13
Fürsorge für die geistig Zurückgebliebenen 110
Geflügelverkäuferin und Geschichtsunterricht 189
Gegen den Gewissenszwang . . . 325
Gegen den Saufkomment 38
Goethe als Eideshelfer gegen die Ehescheidung 13
Gottes Wille und Gottes Gnade . 205
Gott sei Dank, nun stehlen sie nicht mehr! 246
Handlungsgehilfinnen und kaufmännische Schiedsgerichte . . 149
Humanistische Bestrebungen in Paris 213
Ideale Pädagogik 340
Kinderschutz und Schule. 390
Kinder und Branntwein 175
Klassenjustiz 165
La mère 119
Maschinentechnik und Menschenbildung 294
Maximallöhne und Streikbrecher . . 30
Militarismus 319
Ministerielle Rücksichtslosigkeit . . 22
Moralisches Irresein 340
Mordbilder in den Schulen . . . 30
Noch etwas zum Prozeß Bilse . . 381
Notleidende Völker und die öffentliche Meinung 181
Pius X. und die Ethische Bewegung . 270
Plakatpädagogik 326
Praktischer Antisemitismus . . . 158
Prüfung der Lehrer in Moralpädagogik 103
Rechte und Pflichten des Reichtums . 18
Reform des Unterrichts in der biblischen Geschichte 141
Religiöse Erziehung in Mischehen . 94
Religionsfreiheit in Rußland . . 125
Respektlosigkeit 390
Rücksichtslosigkeit gegen Arbeitslose 277. 294
Schuldbewußtsein und Schuldgefühl . 367
Selbstmord und Convention . . . 278
Selbstmord und Kirche 229
Siehe wie fein und lieblich ist es ꝛc. . 135
Soldatenmißhandlungen 317
Sport und Ethik. 150
Strafverschärfung aus politischen Rücksichten 110
Sündengefühl und Hygiene . . . 318
Tageserhalungsstätten für Kinder . 254
Treueid und Bürgerpflicht . . . 349
Ueber die niedrige Wertschätzung gewissenhafter Ueberzeugung ꝛc . 85
Ueber Schriftstellerei 406
Verfehlte Germanisierungsarbeit . 198
Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl . 182
Volksschmeichelei 76
Was heißt Liebe? 222
Wer hat angefangen? 270
Wiederum der § 116 des Strafgesetzbuches 22
Wie die sozialdemokratischen Hetzer von den Arbeitergroschen leben . 71
Wissenschaft der Mütter 374
Wissenschaft und Fetischismus . . 262
Zu gutmütig 414
Zum Friedenskongreß in Rauen . . 357
Zum Nachdenken 126
Zum Nachdenken für die Aerzte . . 55
Zur Reform der beruflichen Krankenpflege 14
Zur Rettung Jesajas 159

Sprechsaal.

Bedingte Verurteilung (M. Sternberg) 62
Danaidenarbeit 238
Der Fall Rothe (Wilhelm Foerster) . 159
Die ethischen Pflichten der Bücherrezensenten (R. Michels) . . 111
Erziehung zum Sozialismus (Robert Michels) 278. 295
Ethik der Palemik 95
Ethik und Konfessionalismus (W. Stephanus und F. W. Foerster) 78
Gerechtigkeit (D. Dohna) 398
Kirchenwesen und Ethik (F. W. Foerster) 6
Kirchenwesen und Ethik (Kranenberg) 31
Kirchenwesen und Ethik (F. W. Foerster) 62
Kirche und Schule (F. W. Foerster) 89
Manismus (Criticus) 344
Moralisches Attentat? 48
Moral und Religion (F. Nöttlicher) . 190
Naturwelt contra Welt der Werte (Criticus) 344
Neutralität der Ethischen Kultur (F. W. Foerster, Penzig) 247. 255. 263
Religiöse Erziehung in Mischehen (Marcus) 111
Religionsloser Moralunterricht (D. und Fuchs) 142 167
Sozialismus contra Sozialdemokratie (Criticus) 344

(RECAP)
HVI.
E 11 t
II. Ser.
(1103)
491745
Digitized by Google

Seite

Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl (M. Sternberg) 230
Volkskunst (L. Jannasch) 374
Wesen der Religion (J. Stern und C. Foerster) 214 215

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin 77. 78. 135. 142 166. 382. 391
Abteilung Breslau 14
Abteilung Frankfurt a. M. 23. 72 238. 327
Abteilung Jena 190
Abteilung Magdeburg. . . 159 383
Abteilung Stuttgart 23
Abteilung Ulm 190
Abteilung Wien 48. 135
Abteilung Wiesbaden . 62. 86. 94
Gesellschaftstag der D. G. E. K. in München . 335. 341. 350. 358
Hauptvorstandssitzungen 77. 159. 207 238. 294. 319
Hoenel ÷ 19
Züricher moralpädagogischer Ferienkurs 303

Vermischtes.

Centralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus 87
Das Elend in Südafrika 319
Die Begründung von Volksbibliotheken 407
Die Frankfurter Freibibliothek und Lesehalle 406
Erste öffentliche Lesehalle der D. G. E. K. 207
Friedensvortrag 167
Landerziehungsheim. 72
erein der Freundinnen junger Mädchen 111
Verein Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen 127

Glossen zur Tagesgeschichte.

5. 12. 22. 30. 38. 46. 53. 60 71. 76. 85. 93. 102. 109 118. 134. 157. 189. 197. 205. 269

Bücherschau.

Aechenhold, F. S., Das Weltall . 87
Bardewieck, C. v., Gefahren der gedanklichen Anarchie (J. Stern) 95
Baccili, A. Giulio, Epheu und Ulme (G. Michels-Lindner) . . . 230
Bauch, Dr. Bruno, Glückseligkeit und Persönlichkeit (J. St.) . . . 127
Bertsch, Hugo, Die Geschwister (Else Spiegel) 239
Beyhl, J., Die Befreiung der Volksschullehrer (Dr. R. Michels) . 295
Beiegee-Wasseevogel (Klinger) . 415
Canderkiee, Emanuel, L'évolution économique au XIX. siècle (Dr. R. Michels) 223
Das freie Wort (Rob. Michels) . . 151
Dee Esel als Erziehee (Rob. Michels) 264
Die Auskunftstelle der D. G. E. K. 263
Doener, A., Grundriß der Religionsphilosophie (R. Voeländer) . . 327
Eck, Miriam, Marienlieder (E. H.) . 63
— Der klingende Berg (E. H.) . . 367
Eisler, Jul., Redensinten große und kleiner Schelme (-nz-) . . . 119
Emerson, R. W., Gesammelte Werke (L. Jannasch) . . . 319
Eucken, Rudolf, Gesammelte Aufsätze (R. Voeländer) 319
Ennatten, C. von, Student Annchen (-nz-) 399
Foerstee, Wilhelm, Lebensfragen und Lebensbilder (-nz-) 87
Foenelli, R., Dove si va? (R. Michels) 239
Frei, Leonore, Der neue Gott (-nz-) 383
Feiedeichs des Großen Gedanken über Religion (L. Jannasch) . 95
Göhee, Paul, Die Kirche im 19. Jahrhundert (R. Vorländer) . . . 143
Geoßheezogin Luise (C. v. E.) . 119
Hauptmann, Karl, Unsere Wieklichkeit 407
Herder, Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts (Li) . 271
Kappstein, Th., Emil Frommel (-nz-) 375
Künstlerischer Wandschmuck . . . 150
Kulischoff, Anna, Il Monopolio dell'Uomo (R. Michels) . . 248
Kunz, Otto, Mama (-nz-) . . . 239
Labriola, Therese, La persona etc. (R. Michels) 248
Lenz, De. Max, Römischer Glaube und freie Wissenschaft (R. Voeländer) 143
Malade, Theo, dee Hilfsprediger (J. St.) 175
Meyee, Ernst Teja, Los von England (Robert Michels) . . . 23
Meyees historisch-geogeaphischee Kolender 23
Ommerborn, J. C. J. Aphorismen zur Erziehung (J. St.) . 175
— — (F. Staudinger) 199
Pastor, Willy, Lebensgeschichte der Erde (-nz-) 287
Peobody, Fr. G., Jesus Christus und die soziake Frage (-nz-) . 398
Podeeeca, Guido, Il Divorzio etc. (R. Michels) 151
Rein, Prof. V., Ethek u. Volkswirtschaft (M. K.) 414
Ribeiro, Pinto, Estudos e Panegyricos (R. Michels) . . . 367
Riis, Jacob A., The battle with the slum (L. K—r) . . . 335
Röck, Hubert, Dee unverfälschte Sokrates (A. Döring) . . 279
Rodeian, Richard, Volksseele (J. St.) 15
Salomon, Alice, Soziale Frauenpflichten (Adele Schreiber) . 15
Schmidt, Peter, Die Ehrentafel deutscher Arbeiterfreunde (L. K—e) . 55
Scholl, Carl, Meine Kämpfe (-nz-) . 104
Skitaletz, Spießruthen (-nz-) . . 311
Stoudinger, F., Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik (J. St.) 143
Stern, Mourice, R. von, Blumen und Blitze (J. St.) . . . 15
Steen, Wilhelm, Das Wesen des Mitleids (R. Vorlönder) . . 231
Sticker, G., Prof., Gesundheit und Erziehung (Else Spiegel) . . 286
Suttner, Bertha v., Marthas Kinder (L. K—e) 78
Teaub, Lic. theol. Dr. G., Materialien zum Sozialismus (R. Vorlonder) 143
Troll-Borostyoni, Irma von, Katechismus der Frauenbewegung (E. Spiegel) 311
Vandeeoelde, Emil, Die Entwicklung zum Sozialismus (R. Michels) 183
Vorberger, Dr. Axel, Der Zweikampf (M. St.) 87
Vorländee, De. Karl, Geschichte der Philosophie (E. H.) . . . 79
Weeessajew, W., Bekenntnisse eines Arztes (-nz-) 126
Wille, Dr. Bruno, Romantische Mäechen (-nz-) 183
Wolff-Thüring, Leiden und Leidenschaften (J. St.) 175
Woltmann, Ludwig. Politische Anthropologie (R. Vorlöndee) . 223
Ziehen, Dr., Ein Reichsamt füe Volkserziehung (Li.) 271

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

23. 55. 79. 87. 95. 127. 135. 151. 175. 183. 191. 215. 231. 255. 287. 311. 335. 360. 375

Briefkasten.

8. 15. 39. 119. 127. 143. 168. 191. 304. 344.

Wanderrednerfonds.

79. 176. 352. 392.

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstraße 14

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 5812.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach vorher Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 26. Dezember 1903. | Nr. 52.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Unvernunft des Klassenkampfes. Vom Herausgeber.
Weltanschauung und Religion. Von J. Stern (Bruchsal).
Streiflichter:
Ein Arbeitgeber, wie er sein muß.
Zu gutmütig
Bücherschau.

Die Unvernunft des Klassenkampfes.

Eine Antwort auf Dr. Michels Aufsatz: „Endziel, Intransigenz, Ethik."

Reichlichen Widerspruch, still oder laut, haben die Ausführungen des Herrn Dr. Rob. Michels über sein sozialdemokratisches Thema, dem wir die Gastfreundschaft in diesen Blättern nicht versagen mochten, in unseren Kreisen geweckt. Lassen wir aber nur sogleich alles Minderwichtige bei Seite, dann dreht sich der Streit in seinem Kern um die von M. verteidigte, von mir lebhaft angegriffene Taktik des Klassenkampfes. Ich kann zunächst meinem geschätzten Gegner das Zugeständnis nicht machen, wie es durch seine ganzen Darlegungen immer wieder durchklingt, daß die verschiedene Stellungnahme hierzu den Gegensatz des „Rein-Ethikers" oder „apolitischen Ethikers" zum „politischen Ethiker" alias „sozialdemokratischen Kulturkämpfer" zum Ausdruck bringe. Wir trennen Ethik nicht in dieser Weise von Politik. Vielmehr wage ich, auf die Gefahr, der Unbescheidenheit geziehen zu werden, in der Annahme oder Ablehnung des Klassenkampfes den Unterschied vernünftiger oder unvernünftiger Kampfesweise für das, meinetwegen auch mit Dr. David's Worten geschilderte, wesentlich wirklich gemeinsame Ziel zu erblicken. Vernünftig und unvernünftig natürlich im Sinne des Zweckdienlichsten genommen. Auch Ethik ist nicht ein andächtiges Schwärmen in gemütserhebenden Zukunftsträumen von ewigem Frieden und absoluter Harmonie, sondern sie beschäftigt sich ausgerechnet mit den Normen des nüchternen praktischen Handelns; darum wird sie sich schwerlich von irgend jemand das Recht nehmen lassen, die Bemühungen der Arbeiter um ihre politische, wirtschaftliche und soziale Emanzipation nach ihren eigenen d. h. ethischen Grundsätzen zu beurteilen, auch von einem „Sozialismus" nicht, der „Weltanschauung ist und als solche Anderen mitgeteilt werden will." Gerade diese Charakterisierung wird den Ethiker mit Recht stutzig machen. Weltanschauungen, die so dringend Anderen mitgeteilt werden wollen, verraten durch diese Ungeduld zumeist ihren Zusatz von trübender Leidenschaft zu dem reinen Wahrheitsgehalt. Es giebt Nichts, was so göttlich ruhig zu warten versteht, als die Wahrheit. Und — setzen wir es nur gleich dazu — Nichts, was so wenig des leidenschaftlichen Kampfes seiner Anhänger bedarf. Was im Sozialismus Wahrheit ist, das wird sich durchsetzen gegen all die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hindernisse, die ihm die Unvernunft des Gegners in den Weg wälzt, aber auch gegen den leidenschaftlichen Uebereifer derer, die die Wahrheit für verloren wähnen, wenn sie nicht ihre scharfe Lanze dafür einlegten.

Ich mache Ihnen Ihr Temperament zum Vorwurf, Herr Dr. Michels, Ihnen und den unzähligen Andern, die aus heißem Ingrimm über Ungerechtigkeit in den Kampf stürmen; zum Vorwurf, nicht persönlich, sondern sachlich. Hier ist ein Kampf, der nicht durch Temperamente entschieden wird, sondern durch reine Vernunft. Die Kämpfe, die durch ein mehr oder weniger hitziges Draufgehen, durch Energie und zähes Festhalten, durch rücksichtslosen Angriff und schlaue Ueberlistung des Gegners entschieden werden — diese Kämpfe kennen wir genügend aus der Geschichte. Sie haben ausnahmslos mit zwei Niederlagen geendet, mit der des soeben Niedergeworfenen, der aus seiner Erniedrigung wilde Antriebe der Vergeltung und Rache sog. ob er sie auch nicht stets in der gewollten Art zu verwirklichen vermochte, und mit der des Triumphators, dem sich das unrecht gewonnene Gut mit naturnotwendiger Sicherheit in Spreu verwandelte, mochte es auch noch so lange den Goldglanz imitieren. Blöde Kurzsichtigkeit ist es, die den Menschen an einen „Sieg" der Gewalt oder „Macht" zu glauben verleitet. Macht geht wohl manchmal vor Recht, ja recht häufig, aber so, wie der Jagdhund vor dem Herrn herläuft: ein Pfiff, und er muß zurück an die Ferse! Das Recht ist es, das allein, seit Menschen auf Erden zusammenwohnen, sich Macht schafft (auch das heutige Unrecht war einmal Recht) — und es geht seinen unwandelbaren Gang durch die Menschheitsgeschichte, unbekümmert um die Seitensprünge seines Begleiters Macht, der trotz allem an der Kette der Vernunft liegt.

Es genügt wahr und wahrhaftig, daß der Sozialismus Recht habe — dann kann ihm die Macht garnicht entgehen. Aber mit dem Augenblicke, da er, im Bewußtsein seines guten Rechtes, das Unrecht auch nur mit in die Koppel nimmt, wird er ohne Zweifel auf Seitenpfade gezogen, die ihn, wenn überhaupt, dann erst nach vielen Umwegen und Irrwegen erst zum Ziele führen.

Digitized by Google

Das Unrecht, die Unvernunft, muß heraus aus dem Siegeszuge des Sozialismus — und zu dieser Unvernunft gehört vor allem die unheilvolle Idee des Klassenkampfes, die Hypnotisierung durch den Götzen der Macht und der Glaube an die heilende Kraft des Zwanges.

Es sind, wie gesagt, Temperamentfehler, oder wenn Sie so wollen, Ungläubigkeit und Kleingläubigkeit der eigenen Sache gegenüber.

Ihr Temperament verleitet Sie, etwas zu sehen, was nicht ist, und mit dem Fanatismus eines Don Quixote gegen das Phantom „Klasse" zu rennen. Wo sind denn diese Klassen? Mit ihrer „Klassenherrschaft" und ihrem „Klassenegoismus"? Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen die Abstraktion an sich zum Vorwurfe mache — man kann natürlich sehr wohl von der Klasse der Großgrundbesitzer, der Fabrikanten, Kapitalisten oder Lohnarbeiter reden — aber man bleibe sich doch der Abstraktion bewußt und verlebendige nicht dies Gedankending in ein reales Wirklichkeitswesen, dem bestimmte Charaktereigentümlichkeiten, wie Egoismus oder gar die merkwürdige Eigenschaft, „ethischen Momenten nie zugänglich zu sein", zugeschrieben werden könnten! Hört man diese Redewendungen, dann scheint es in der That, als ob diese oder jene „Klasse" sterben müsse, damit die andere lebe, denn wandlungsfähig ist sie ja nicht. Und doch vollzieht sich vor unseren Augen stets der Prozeß, daß die lebendigen Menschen, mögen wir sie nun zu einer Klasse zählen oder nicht, sich wandeln und leben oder untergehen, je nachdem sie sich den Verhältnissen anzupassen verstehen oder nicht. Der berühmte oder berüchtigte preußische und mecklenburgische Junker, den Dr. M. zum Kronzeugen bemüht, — wieviele Dutzende von ihnen habe ich kennen gelernt, im Großstadtgetriebe oder ganz unter sich auf den heimischen Gütern —, und sie sind zumeist liebenswürdige und unterrichtete Herren, mit mehr oder weniger (mit weniger, als man ihnen zutraut) Vorurteilen behaftet, wie wir alle, die in einer bestimmten Umgebung Gemeinschaftsluft atmen und den Einflüssen der Umwelt in unseren Urteilen und Sympathien unterliegen!

Wird aber der Umbildungsprozeß, dem sie, wie wir alle, im Klassenbewußtsein unterliegen, am Einzelnen akut, trennt sich der Adelssprößling oder das „Bourgeoissöhnchen" von der Sippe, um neuen Idealen zu dienen, dann heißt es: „Ausnahmen von der Regel", das sollen exceptionelle Logiker oder Genies des Gemütes sein — als ob eben nicht jede Neubildung mit solchen Ausnahmen, die ich lieber Vorläufer nennen möchte, beginnen müßte. Das ist ja gerade die stete und lebendige Umwandlung, die man nur dort nicht sehen will, wo die Unwandelbarkeit der Klasse, wie einst die der Art, Dogma geblieben oder geworden ist.

Ist nicht die Neubildung des proletarischen Klassenbewußtseins fast vor unseren Augen vor sich gegangen? Um den festen Kristallkern der höchstgelohnten gebildeten und organisierten Arbeiter schossen ringsum die Strahlen aus der Mutterlauge des gesamten Proletariats zusammen bis hinab zu den ungelernten Tages- und Gelegenheitsarbeitern, und noch immer ist der Prozeß nicht abgeschlossen, weder nach oben, noch nach unten. Die Besorgnis um das Schwinden des echt proletarischen Klassenbewußtseins bei den in gehobene Lebensstellung geratenden Anhängern ist ebensowenig ganz unbegründet (wenn auch von den Führern dergleichen nicht zu erwarten ist), als es einen Irrtum darstellt, wenn Dr. M. annimmt, das „Proletariat sei die letzte der Klassen, welche ihre Emanzipation zu vollenden hat." Auch in dieser Klasse ist es ein ewiges Zuströmen von unten und Abströmen von oben; nichts ist fest und die Wahrscheinlichkeit einer Klassentrennung der organisierten gelernten Arbeiter von der untersten Schicht der Gesellschaft nicht ganz gering. Daß schließlich gerade „das proletarische Klasseninteresse mit dem klassenlosen Menschheitsideal zusammenfalle", ist eine Hyperbel, die man wohl dem begeisterten Propheten der neuen Weltanschauung zu gute halten muß, für die ich aber den Beweis nicht als erbracht ansehen kann.

Zerrinnt uns nun so der Begriff der festen eindeutigen Klasse unter den Händen, so verliert das Wort Klassenkampf, zum mindesten in seiner taktischen Bedeutung, jeden Sinn. Denn daß nach wie vor die Interessen des Arbeiters andere sind als die des Miljonärs und Großindustriellen, des Kaufmanns andere als die des Bauern, und so weiter quer über Kreuz, das ist weder eine Entdeckung, die uns die Arbeiterbewegung erst gebracht hätte, noch ein Grund für kastenmäßige Abschließung der verschiedenen Interessenten von einander oder gar für ihre gegenseitige rücksichtslose Bekämpfung — wohl aber der völlig ausreichende und zwingende Grund für den Versuch einer Versöhnung all dieser Interessen in einem auf Gerechtigkeit aufgebauten Wirtschaftssystem. Ein solches will die Sozialdemokratie ja auch. Aber sie beginnt ihr Werk, den Klassenegoismus, der ihr so viel bitteres Leid verursachte, zu stürzen, damit, daß sie den Klassenegoismus der bisher Unterdrückten aufs Nachhaltigste zu schüren versucht. Wenn das nicht heißt, den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen, dann hat die Sprache ihren Sinn verloren. Daß sie für Hunderttausende ein Klassenbewußtsein, d. h. hier das Solidaritätsgefühl, schuf, ist ihr bewunderungswürdiges Verdienst; daß sie es, nun es da ist, zum Klassenegoismus steigert, daß sie den Klassenhaß zwar nicht will, wie ich gern zugebe, ihn aber doch „als unvermeidliche Begleiterscheinung des Kampfes" mit dolus eventualis sich einschleichen läßt, endlich daß sie die Solidarität auf eine Klasse beschränken will, die übrigen Volksgenossen aber als reaktionäre Masse, als bloßes Kampfobjekt ansieht, das ist ihre tragische Schuld.

Temperamentsübereifer und Verwirrung durch den Kampfgedanken aber haben Herrn Dr. M. auch zu jenen merkwürdigen Sätzen verleitet, die er in der Anmerkung über das urokte Problem der Wahrhaftigkeit ausgesprochen. Klassenkampf, oder überhaupt irgendwelchen Kampf, auch mit der Waffe der Lüge zu führen, sei keine Frage mehr (verstehe sich vielmehr von selbst). Im Konflikt der Pflichten müsse auch der Ethiker die von ihm für höher gehaltene Pflicht über die andere stellen; die „Pflicht der Wahrheitsliebe dem Gegner gegenüber müsse hinter dem Partei-, d. h. in höherem Sinne verstandenen Menschheitsinteresse, zurückstehen." Endlich wird eine Skala der „Pflicht der Wahrheitsliebe" nach dem Grade der Gesinnungsfreundschaft angedeutet.

Es ist schwer, sich aus dieser Begriffsverwirrung heraus zu tasten. Ganz im Vorbeigehen: Wahrheitsliebe ist keine Pflicht, sondern eine Tugend, da Liebe kein Soll verträgt. Aber auch wenn wir Wahrhaftigkeit, d. h. den Entschluß, die Wahrheit stets zu sagen, einsetzen, kommen wir kaum weiter. Wahrheit oder Unwahrheit sagen gewinnt sittliche Qualität mit plus oder minus überhaupt erst durch die damit verbundene Absicht. Die Generalabsicht aber des sprechschaffenden Menschen war irrtumslose Verständigung. Es ist ein aus der Menschheitsgemeinschaft mit zwingender Verpflichtung hervorgegangenes Soll, daß ja ja und nein nein sei. Unwahrheit sagen aber gewinnt ganz ebenso seine gemeinschädliche, d. h. unsittliche Qualität erst durch die Absicht, dem Andern zu schaden, bezw. sich unlauteren Vorteil zu verschaffen. Diese Lüge aber nun als Waffe im Kampf zwischen Mensch und Mensch verwenden, heißt mit vergifteten Waffen kämpfen, heißt die Grundlage gemeinsamen Menschentums unterwühlen und den Gegner als Unmensch betrachten. (Daß

Digitized by Google

in unseren „humanen“ Kriegen Lüge, Betrug und List noch ihre Rolle spielen, beweist ebenso viel für ihre Berechtigung, als das dort übliche Argument des Totschlagens und Totschießens für den hohen Wert des Holzcomments.) Dazu kommt, daß Schädigung des Gegners im Kampfe nicht Endziel, sondern nur ein wahrlich recht brutales und unbehilfliches Mittel ist. Endziel des vernünftigen Kampfes ist der Friede, und zwar nicht die Kirchhofsstille, auch nicht das Aechzen des Zertretenen unter dem Fußtritt des Unterdrückers, sondern Verständigung über künftiges gemeinsames Wollen. Und nun erst des Klassenkampfes! Mag es nach dem Dichterwort Bräuche geben, deren Bruch mehr ehrt als die Befolgung, so giebt es Menschheitspflichten, deren Bruch mehr schändet, als alle „Erfolge“ wett machen können.

Einen Unterschied endlich machen zwischen Menschen, denen man im höheren Grade zur Wahrheit verpflichtet sei, als andern, heißt Sittlichkeit zur Gunstbezeugung stempeln. Pflicht ist ja gerade, was wir allen Menschen schuldig sind; sie mag sich potenzieren bei Näherstehenden, aber die Potenz hebt doch die Grundzahl nicht auf, sondern bestätigt sie. Der „Lümmel, der mich eben mit Schmutz beworfen hat,“ hat auch ein Recht darauf, daß ich ihn nicht belüge; nicht als Lümmel, aber als Mensch.

Solche Trugschlüsse diktiert die Leidenschaft, nicht die Vernunft. Diese tötet jene. Auch die sogenannte gerechtfertigte Entrüstungsleidenschaft. Wer weiß, verurteilt nicht mehr, sondern bessert. Er wird auch kämpfen. Nichts irriger, als ob ich den Kampf verwürfe. Aber ich will vernünftigen Kampf, Kampf mit reinen Waffen!

„Der gute Glaube an sein Recht verleiht allein dem Kampfe eine ethische Existenzberechtigung,“ sagt Dr. Michels. Bravo! Mögen die Führer der Dreimillionenpartei diesen Glauben hüten, er ist der Talisman ihres Erfolges.

Weltanschauung und Religion.

Von J. Stern (Bruchsal).

1. Prof. Dr. Eugen Dreher: Philosophische Abhandlungen. K. a. Deckers Verlag, Berlin 1903. kart. 3 M., geb. 4 M.
2. Albert Kalthoff: Religiöse Weltanschauung. Eugen Diederichs, Leipzig 1903, br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
3. Rich. C. Funcke: Psychekult und Religion. 1. Heft der „Lebenslinien“. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Wätzel 1903. 1 Mark.
4. Dr. Franz Hartmann: Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit. 3. Aufl. Berlin. C. A. Schwetschke u. Sohn 1903, br. 1.60 Mk., geb. 2,20 Mk.
5. Dr. Rudolf Steiner: Das Christentum als mystische Thatsache. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1902. 2,50 Mk.

„Abdecken der Kirchen. Es ist nicht genug an Religion in der Welt, um die Religionen auch nur zu vernichten.“

Nietzsche,
Menschliches, Allzumenschliches.

„Die Religion ist praktischer Idealismus, ist der Indegriff aller Volksideale.“ „Religion ist . . . eine eigene Weise und Wärme des Empfindens, ein Gefühl und eine Kraft des Lebens.“ „Religion läßt sich leben und erfahren, aber nicht lehren und unterrichten.“ „Eure Kinder haben Religion, ehe sie nur irgend etwas von dem können und verstehen, was ihr in der Religion sie lehren möchtet, ja ehe sie überhaupt den Namen Gottes haben aussprechen hören und ihn selbst genannt haben.“

So spricht Albert Kalthoff in seiner Predigtsammlung: „Religiöse Weltanschauung.“

„Die Bethätigung des Triebes zur ewigen Wahrheit ist allein echte Religion . . . Und das welterlösende Wort des neuen Testamentes, daß uns die Wahrheit frei machen wird, ist ein Evangelium von unermeßlicher Tragweite, dessen himmlische Früchte umsomehr reifen, je mehr Vorurteile und Irrtümer die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Fluge begräbt.“ „Man . . . salge dem . . . . uns eingepflanzten Triebe zur Vervollkommnung, welcher das ganze All beherrscht und trotz allen Widerstandes die Entwickelung, den Fortschritt zum Weltprinzip erhebt.“

So schreibt Eugen Dreher, der Philosoph und Naturforscher, der im Jahre 1900 gestorben ist und dem seine Gattin durch Herausgabe einiger gesammelten philosophischen Abhandlungen ein würdiges und ehrendes Denkmal errichtet hat.

Beide, Kalthoff und Dreher, wandeln auf der Höhe unserer Zeit. Auf jener Höhe, wo alle großen Menschheitsfragen aus ihrer Vereinzelung herausgetreten sind und nur in inniger Berührung, ja Verschmelzung lebendig sind und lebensvolle Antwort finden.

Weltanschauung und Religion sind die beiden Fragen, die auch für diese beiden Männer den Kern des Denkens bilden.

Was ist Weltanschauung, was Religion? Beide Fragen sind nicht gleich leicht zu beantworten.

Weltanschauung übt schon das Kind und der kindliche Mensch; sie versuchen, sich ein Bild von dem zu machen, was um sie ist, von der Welt, von ihrer Welt. Das Kind meint, der Baum, der seine Blätter bewegt, mache den Wind; das ist ein Stück Welterklärung, Weltanschauung. Der Maori auf Neuseeland erzählt, daß die Erde nach anderen Kindern auch die Bäume aus sich emporgesandt habe, um den auf ihr lastenden Himmel in die Höhe zu heben. So erklärt er sich den Abstand zwischen Erde und Himmel. Also Welterklärung, Weltanschauung.

Die durch Phantasie und Verstand, also durch das Vorstellungsvermögen vermittelte Erklärung der Wirklichkeit: Das ist im weitesten — und engsten Sinne Weltanschauung, wie sie schon dem Vorstellungs- und Kausalitätsbedürfnisse des Kindes entspringt.

Aber stark ist, auch im Kinde schon, noch ein anderes Bedürfnis: Die gefühlsmäßige Beziehung zur Umgebung, der Drang, sich von der umgebenden Wirklichkeit zu lösen, zu befreien. Das Kindesherz drängt sich liebebedürftig an die Mutter; so fühlt es sich über die Not der harten Wirklichkeit erhoben. Eine rein gefühlsmäßige Erhebung; von erkennendem Suchen eines Höheren, einer Befreiung, einer Erlösung kann natürlich die Rede nicht sein. — Der Naturmensch — man könnte wohl auch sagen der Kind-Mensch — strebt ebenso rein gefühlsmäßig aus dem Drang des Alltags hinaus, er will erhoben sein, indem er sich in Beziehung zu einem Höheren setzt, das ihn emporträgt, das sein Gefühl steigert. So entsteht die Gefühlssteigerung, die allein mit Recht als Ursprung und Kern der Religion betrachtet werden kann. —

Allerdings treten beide, Weltanschauung und Religion, bald zu einander in Beziehung; denn beide weisen nach einer Höhe hin und beide entspringen der Befreiung suchenden Menschenseele. Aber identisch werden sie nie, verwechselt dürfen sie nie werden. Die Höhe, nach der das Welterklärungsbedürfnis strebt, ist ein Begriff, ein durchleuchtendes Verstandesprinzip, ist die Antwort auf die Frage: Wie ist die Welt entstanden und beschaffen? Der Zielpunkt der Religion aber ist die aus dem Alltag hinaushebende Liebe, die Begeisterung, das Erwärmt- und Erfülltsein vom Großen und Guten, der Enthusiasmus, der Idealismus. Weltanschauung ist Text, Religion ist Melodie; jene ist Dichtung, diese Musik. Sie können sehr innige, sie gegenseitig hebende Verwandtschaft eingehen; aber, ich wiederhole es: sie bleiben im Wesen getrennt und können jede für sich Vervollkommnung erfahren.

Wenn die Menschheit aus dem Kindheitszustande herauswächst, so wachsen auch diese Bedürfnisse, das metaphysische, das nach den letzten Gründen des Daseins forscht, und das religiöse, das dem Leben die Erhöhung und Verklärung sucht. Aber sie halten nicht immer Schritt. Der Wahrheitstrieb kann stark sein und tiefgehende wissenschaftliche Erkenntnisse zu Tage fördern, ohne aus der kühlen Atmosphäre des Verstandes herauszutreten. Ja, es kann sich so ein fast feindseliges Verhalten der Wissenschaft gegenüber allem Gefühlsfrohen, Kunst, Religion, herausbilden. Mir scheint, daß die Naturwissenschaften durch diese kalte Isolierung sich selbst lange Zeit zur ethischen Unfruchtbarkeit verurteilt haben.

Aber diese tote, kalte, rein materialistische Art des Forschens scheint mir nun überwunden zu sein. Denn das andere, ebenso ursprüngliche und wurzelhafte Bedürfnis der Menschenseele, der Freiheits- und Höhentrieb, das religiöse Bedürfnis im reinsten

und tiefsten Sinne hat sich aus dunkeln Irrgärten nunmehr auch zum Lichte und zur Klarheit durchgerungen.

Aus dunkeln Irrgärten. Religion ist es ja auch, was den Wilden vor seinem Fetisch auf die Knie zwingt, was die wilde Orgiastik des Kybelekultus, was die Scheiterhaufenflammen der Inquisition entfacht hat. Religion als Verlangen zur Höhe; freilich ein trübes, wirres, wahnsinniges Verlangen. Man darf eben nicht vergessen, „daß auch das Inaeelichste, die Religion, nicht frei und isoliert aufstrebt, daß sie sozusagen in Rinden wächst." So Harnack im „Wesen des Christentums" (S. 109). Er fügt noch hinzu: „. . . und ihrer bedarf." Bedarf sie der Rinden wirklich? Wirklich im Sinne Harnacks, der (S. 113) sagt: „Körperlos kann keine religiöse Bewegung bleiben. Sie muß Formen ausbilden für das gemeinschaftliche Leben und den gemeinschaftlichen Gottesdienst"?

Hier liegt, wie mir scheint, der Grundfehler aller falschen Religionsphilosophie. Was da von den religiösen Formen gesagt ist, gilt wohl von der Kirche, nicht aber von der Religion. Kirche und Religion sind Gegensätze, sind feindliche Gegensätze. Kirche ist eine Form der Gemeinschaft, also ein soziales Gebilde; Religion aber als Gefühlswert ist rein individuell, rein persönlich. In dem Maße, als sie Formen ausbildet, Formen gemeinsamer Bethätigung, verliert sie ihren Eigenwert, ihren rein persönlichen, ihren gefühlsmäßigen Charakter; an Stelle der Religion tritt Lehre und Kirche. Nur das ist Religion, was vom „Dienst" und von der „Gemeinschaft" nicht berührt wird, was so tief im Gefühlsleben des Einzelnen eingebettet liegt, daß es von jenen Gestaltungen des Außenlebens nicht erreicht werden kann.

Damit ist das Verhältnis der Religion zu allen anderen Seiten des Seelenlebens genau bestimmt. Sie kann allem Psychischen Ton und Farbe geben, ohne doch je ihren Eigenwert zu verlieren, ohne in andern aufzugehen; so wenig, wie die Melodie des Liedes im Texte aufgeht.

Wie also steht sie zu dem, was wir als das metaphysische Bedürfnis bezeichnet haben, zum Welterklärungstrieb?

Schon bevor durch die Entwickelung der Sprache das Vorstellungsvermögen beflügelt ist, will der Mensch die Umwelt, in die er hineingestellt ist, sich vorstellen, durchschauen, erkennen; er will ein Bild davon haben. Nachdem er sprechen gelernt hat, werden diese Vorstellungen zusammenhängend, die Bilder werden Bildreihen, sie werden Geschichte. So entstehen jene Erzählungen von dem Ursprung und der Entwickelung der Welt, die wir im weitesten Sinn als Mythologie bezeichnen. Mit der fortschreitenden Schulung des Denkens werden aus diesen mythologischen Erklärungsversuchen, deren Mutter die Phantasie ist, durch genauere Beobachtung der Wirklichkeit wissenschaftliche Erkenntnisse; ein Wissen von der Welt, Weltweisheit, Philosophie entsteht. Dieses Wissen von der Welt kann zu hoher Blüte gedeihen, ohne den kühlen Charakter reiner Forschertätigkeit zu verlieren.

Da leuchtet plötzlich ein Auge heller, und ein Prophetenmund frägt: Wie kommt der Mensch in diese Welt? Was will und soll er darin? Was ist ihm diese Welt? — Jetzt strömt das Blut wärmer, die Pulse schlagen stärker.

Schon auf der mythologischen Stufe haben sich dem menschlichen Denken Gefühlswerte angehängt; dort schon ist eine Verbindung des metaphysischen und des religiösen Bedürfnisses eingetreten, und alle sogenannten Naturreligionen des Altertums und der kulturlosen Völker sind auf dieser Stufe stehen geblieben.

Aber niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß diese Form der Verbindung die höchste denkbare oder auch nur die höchste bis jetzt erreichte sei.

Mit der Frage nach der Herkunft und Bestimmung des Menschen, mit der anthropozentrischen Betrachtungsweise der Welt eröffnet Sokrates ein neues Weltalter des menschlichen Denkens, ein Weltalter, das kein Ende mehr finden wird. Denn die Frage: Was ist der Mensch? wird erst dann restlos beantwortet sein, wenn über der Frage nach dem Wesen der Welt kein Schatten mehr lagern wird. — also nie.

Wo aber die Selbstbetrachtung beim Menschen einsetzt, da wirkt sofort auch jene Gefühlssteigerung mit, die ich als den Kern des Religiösen betrachte. Das Pathos, das — bei aller Spießbürgerlichkeit seines Lebens — die letzten Stunden des Sokrates erfüllt und als Grundton durch das ganze Leben und Schaffen seines Jüngers Platon klingt; das, was den Jeremias zwingt, sich als den „Mund Gottes" zu fühlen. Das Messiasgefühl in der Person Christi und die Begeisterung für die Heilsbotschaft in seinen Aposteln; die Liebe zur leuchtenden Schönheit im Menschen und in der Natur, von der das Schaffen der Renaissancekünstler gehoben und getragen ist; der derbe Wahrheitsmut, mit dem Luther der Ramkirche den Handschuh hinwirft und die Thesen an die Wittenberger Schloßkirche schlägt; die allverzehrende Gottesliebe, mit der Spinoza Welt und Menschheit umfaßt, und die in seinem Jünger Goethe zur reinsten, verklärendsten Alliebe gesteigert erscheint; die bis zu Psalmodien erhobene Begeisterung, mit der der Königsberger Philosoph sein Pflichtideal verherrlicht: all das — ich habe nur auf einige Lichtpunkte hingedeutet — ist echteste Religion. Im rein Persönlichen also wurzelt sie; wo ein persönliches Ideal ist, da ist auch Religion. Nicht der Inhalt des Ideals, nein, der Wille zum Ideal, der Idealismus ist Religion. —

Sollte diese Religion einem modern denkenden Weltbetrachter unzugänglich sein? Sollte die Erhabenheit, die in dem großen Grundgedanken der mamstisch-naturwissenschaftlichen Welt- und Lebenserklärung, in dem Gedanken der Entwickelung liegt, nicht auch eine geeignete Grundlage für echt religiöse Seelenerhebung bieten? Ganz gewiß kann sie das, ja vielleicht wehe als jede andere Weltanschauung; denn durch keine andere vielleicht klingt so stark wie durch diese der Grundton: „Empor!" In keiner anderen ist der eine Weg, der stetig zur Höhe führt, der Wirklichkeit und Ideal verbindet, so deutlich und hell; die andern weisen über eine dunkle trennende Kluft aus der Tiefe der Wirklichkeit nach ihrem in blaue Ferne verlegten Ideal, zu dem sie an der Krücke ihres Dogmatismus nie emporsteigen können. Ihr Grundton ist nicht ein verheißendes „Empor!", sondern ein ewig schreckendes „Draußen!" —

Also eine Rückkehr zur „Natur"-Religion; aber wieviel tiefer und wieviel erhabener als das, was die Religionsgeschichte bisher so genannt hat! Ich erinnere hier wieder, wie früher einmal, an die auf jedes empfängliche Gemüt geradezu befreiend wirkenden Vorträge des Häckelianers Benjamin Vetter über „die moderne Weltanschauung und den Menschen." Was daraus erwärmend und erhebend klingt, das ist gewiß echteste Religion; denn es ist echt persönlich und echter Idealismus. —

Damit kehre ich zu den Büchern zurück, deren Besprechung mir obliegt. Ich kann mich nach diesen allgemeinen Andeutungen über die einzelnen kurz fassen.

Deehers „Philosophische Abhandlungen", soweit sie in dem aus der Feder der Witwe herausgegebenen Bande gesammelt sind (der Mann war nach dem beigegebenen Verzeichnis seiner Arbeiten außerordentlich feuchtbar), enthalten eine Fülle beherzenden und aufklärenden Materials aus naturwissenschaftlich-philosophischem wie aus dem ihm nahe angrenzenden literarischen Gebiete. Ob er eine Paradoxie zieht zwischen der Schalastik als der geistigen Grundströmung des Mittelalters und den geistigen Grundkräften der neueren Zeit; ob er Goethe als den Vorläufer der Darwin'schen Anschauungen oder den Begründer der Deszendenztheorie selbst in seiner kulturhistorischen Bedeutung charakterisiert; oder ob er Renans religionsgeschichtliche Epen aus der Zeit ihrer Helden und aus dem Werdegang des Dichters heraus zu erklären unternimmt: immer und überall muß man die klare Beherrschung der natur- und kulturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse bewundern. Einmal freilich, in seiner Betrachtung „am Schluß des Jahres", verliert er sich in einen unbegründeten und unfruchtbaren Mystizismus. Und den letzten Fragen steht er mit einem Dualismus gegenüber, dessen Mängel er selbst erkennt und der ihn zu dem resignierten Bekenntnisse zwingt, daß ein skeptischer Standpunkt das Endresultat aller Philosophie sein werde. Aber wenn man ihm auch zu diesen letzten Folgerungen nicht oder nur bedingt zustimmen mag, so giebt es doch wenige Bücher, in denen ein so wohlausgereifter, edelrischer, kraftvoller Geist um die Wahrheit ringt. Es muß auf jeden tiefer Interessierten stark anregend wirken.

Noch stärker vielleicht wirken die Reden Albert Kalthoff's über „religiöse Weltanschauung." Es sind Predigten, die der Verfasser in der St. Martini-Kirche in Bremen im Winter 1901/02 gehalten hat, zu gleicher Zeit, wo er sein Buch über das Christusproblem ausarbeitete, um dessen willen er dann seinen „echt"-gläubigen Amtsbrüdern so heftig angefeindet worden ist. Vielleicht nicht ohne Grund — vom Standpunkte der Kirche aus. In einer gewissen Haltbarkeit ist er auch hier stecken geblieben; seine „Religion" ist echte Religion, darum so völlig unkirchlich, daß er sie auch von allen kirchlichen Formen loslösen müßte, wenn sie ganz frei sein soll, getreu dem Grundsatze, den Harnack so ausdrückt: „Ein neuer religiöser Gedanke, der nicht radikal mit der Vergangenheit zu brechen und sich einen „Leib" nicht zu schaffen vermag, kann sich

nicht behaupten und geht wieder unter. Es giebt kein konservativeres und zäheres Gebilde, als eine verfaßte Religion; soll sie einer höheren Stufe weichen, so muß sie abgelehnt werden." So hätte auch Kalthoff nur kirchlichen Formen abthun müssen. Der Boden, auf dem er steht, ist die moderne monistisch-naturliche Weltbetrachtung, die sich, ohne Schaden zu leiden, nicht in überlieferte, abgestorbene Formen zwängen läßt. — Dann hätte er wohl auch einen anderen Titel gewählt; denn „religiös" kann jede Weltanschauung sein, sofern sie von idealen Wollen begleitet ist; in dem Beiwort „religiös" liegt nicht die Kennzeichnung einer bestimmten Weltanschauung. — Im einzelnen aber enthält diese Redesammlung eine Fülle wahrhaft religiösen Empfindens, wie schon die paar Sätze beweisen mögen, die am Eingange dieses Aufsatzes stehen. Und wer, dem kirchlichen Glaubensbande entwachsen, diesen Lehrgängen folgt, der kann daraus trefflich orientierende Handhaben für die Beurteilung aller wichtigen geistigen und ethischen Fragen der Gegenwart und der kommenden Zeit gewinnen. Denn seine Ethik hat die Grundlage, die allein echt ethische Lebensgestaltung verbürgt: die Wertung der menschlichen Persönlichkeit. Dieser Idealismus hält auch in trüben Stunden tapfer stand; denn: „So haben wir nun mit diesem neuen Idealismus den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, und der Mensch, der diesem Idealismus sein Leben weiht, erfüllt nur das Gesetz seines eigenen Wesens." So schwebt ihm ein Menschheitsideal vor, wo „jeder von uns ein echter Willensidealist, jeder an seiner Stelle ein Licht der Welt und ein Salz der Erde" sein wird. — Wer innerhalb einer verfaßten Kirche zu dieser Höhe und Freiheit des Denkens gelangt, der verdient gewiß Bewunderung. Aber wunderlich mag es erscheinen, daß er noch ein „Diener" dieser Kirche bleibt und nicht, wie sein Geistesverwandter und früherer Amtsbruder Gustav Teenssen, auch diese letzte „Binde" abstreift. Doch das sind Bedenken, über die ihn sein eigenes Gewissen zur Entschließung führen muß. Jedenfalls kann ein solcher Prediger Vortreffliches wirken, wenn er in seiner Gemeinde richtige Resonanz findet.

Im ganzen viel weniger erfreulich erscheinen mir die Betrachtungen über „Psychekult und Religion", die Rich. E. Funcke in Dresden als „ernste Worte an denkende Leute" richtet. Diese Religionsphilosophie enthält zu viel theologische Gelehrsamkeit und Dialektik. Das schlichte Ding, das Religion heißt, muß auch schlichten Ausdruck finden, wenn es wirklich allen „denkenden Leuten" zugänglich sein soll. Und populär will F. gewiß sein; denn seine Abhandlung ist das 1. Heft einer Reihe von „Lebensfragen. Kompte und Feierabendblätter aus der Zeit — für die Zeit", an der hervorragende Sozialethiker mitwirken. Im ersten Teile bemüht sich F. vergebens, eine von der „subjektiven" diesseitigen Welt unerreichbar getrennte „objektive" transcendentale Welt „logisch" zu beweisen. Das ist alles ganz unfruchtbare Deduktion. Auch seine Auffassung von der Psyche scheint mir wenig glücklich zu sein. Was er über die Geschichte des Psychekultes von Christus und im Christentum berichtet, enthält viel Interessantes, wenn auch manches nicht einwandfrei sein mag. Immerhin hat ein Mann einen Hauch des modernen Geistes verspürt, der folgende Sätze schreibt: „Der wahre Glaube besteht nicht in der zweifellosen Annahme irgendwelcher Lehren, gleichviel welchen Ursprungs, sondern in Persönlichkeitsreligion." „Darum müssen wir uns losreißen und freimachen von dem Glauben an den Glauben Anderer, von allem Meinen, Wähnen, Dünken — von aller Autorität, und müssen Persönlichkeitsforschen, Persönlichkeitsmenschen werden .... Wahres, freies, fröhliches, zukunftsfrohes, persönliches Christentum — das ist Menschentum, das soll es sein." „Persönliches Christentum hat mit Dogmen und kirchlichen Bekenntnissen nichts zu thun; denn dirse beziehen sich auf religiöse Bekenntnisse vergangener Geschlechter. Persönliches Christentum ist eigenes Erleben und darum durchaus modern."

Funcke hat in manchen Partien seiner Schrift versucht, auf die Geschichte des Christentums einzugehen. Daß neben religionsphilosophischen, also psychologischen Betrachtungen eine angemessene Behandlung der Geschichte der Religionen geeignet ist, Klärung über den Begriff Religion zu schaffen, das ist so selbstverständlich, daß es kaum ausgesprochen zu werden braucht. Angemessen scheinen mir zwei Wege. Entweder: man läßt die religionsgeschichtlichen Urkunden getreu zu Wort kommen und begleitet die einzelnen Sätze und Abschnitte mit Anmerkungen, die auf verwandte Anschauungen aus den Werken anderer religiösen Denker hinweisen. So macht es Hartmann in seinem Buche „Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten korrespondierenden Citaten herausgegeben deutscher Mystiker versehen." Oder er in dem Rahmen von Denkverwandtschaften das richtige Maß gehalten und bei der Uebersetzung der einzelnen Sätze nicht von seiner eigener pantheistisch-mystischen Welt- und Lebensanschauung, die er in der Vorrede zum Ausdruck bringt, sich hat beeinflussen lassen, das vermag wohl nur der zu beurteilen, der die indische Lehrdichtung in der Ursprache zu lesen versteht. Aber daß diese altindische philosophische Dichtung auf bewundernswerte Gedankenhöhen führt, spürt jeder, der ihr nahe tritt. Wilhelm v. Humboldt dankte Gott, weil er ihn lange genug habe leben lassen, um dieses Werk kennen zu lernen. Ob freilich, wie der Uebersetzer meint, diese altindische Weisheit eine Führerin im alltäglichen Leben werden könne, scheint mir zweifelhaft; die Einkleidung ist für uns Kinder der Gegenwart zu schwerfällig und schwer durchdringlich. Aber dadurch wird das Verdienst des Uebersetzers nicht geschmälert. —

Den anderen angemessenen Weg religionsgeschichtlicher Untersuchung geht ein anderes Werk desselben Verlags: Steiner: „Das Christentum als mystische Thatsache." Dieser andere Weg besteht darin, daß man sich in die religiöse Seelenspannung einer Zeit oder eines Menschen hineinversetzt und so gewissermaßen aus innen heraus ein Religionsgebilde zu verstehen und zu erklären versucht. Nicht jeder hat diese Gabe, die ich ekstatisch oder dionysisch nennen möchte. St. aber besitzt sie. Wie ein Miterlebender fühlt er sich ein in die Mysterienerlebnisse der Griechen, Aegypter, Inder, Juden und ersten Christen; wie selbstverständlich gegeben sich ihm daher seine Urteile. „Aus den Mysterien ist das Christentum hervorgegangen. Seine Weisheit wird in der Apokalypse selbst als ein Mysterium geboren; aber als ein Mysterium, das über den Rahmen der alten Mysterienwelt hinausgehen will. Das Einzelmysterium soll unterfestes Mysterium werden." „Etwas, was Mysterienvorgang in der alten Wohrheitsentwicklung war: das wird durch das Christentum als historische Thatsache gedeutet. Dadurch wurde das Christentum die Erfüllung nicht nur dessen, was die jüdischen Propheten verhergesagt hatten; sondern es wurde auch die Erfüllung dessen, was die Mysterien anrheergebildet hatten. — Das Kreuz auf Golgatha ist der in eine Thatsache zusammengezogene Mysterienkult des Altertums. Dieses Kreuz begegnet uns zuerst in den alten Weltanschauungen; es begegnet uns als einmaliges Ereignis, das für die ganze Menschheit gelten soll, am Ausgangspunkte des Christentums. Von diesem Gesichtspunkt aus kann das Mystische im Christentum begriffen werden. Das Christentum, als mystische Thatsache ist eine Entwicklungsstufe der Mysterienwirklichkeit." — „Im Christentum lebte der Mysterienhergesichtspunkt fort. Aber er lebte fort in verwandelter Form. Nicht der Einzelne, sondern alle konnten der Wahrheit teilhaftig werden. Aber sie konnten es nur, indem sie auf die Art verzichteten, wie in den Mysterien der Einzelne es konnte. Das Christentum holte das Mysterium aus der Tempeldunkelheit in das helle Tageslicht herab. Aber es verschloß zugleich die Tempelöffenbarung in das innerste Gemach, in den Inhalt des Glaubens." Diese Sätze enthalten wohl die Hauptergebnisse des Buches, das beweist, daß der Verfasser der „Mystik im Aufgange neuzeitlichen Geisteslebens" (so heißt sein anderes Werk im selben Verlage) auch die philosophisch-mystischen Quellen des Altertums in seltenem Maße beherrscht. Dabei verfügt er über eine Darstellungsweise, die durch ihre Schlichtheit und Klarheit und durch die Zähigkeit, sich in das Herz des Gegenstandes zu versetzen und ihn von dort aus zu durchleuchten, an den Meister der Philosophiegeschichte, Kuno Fischer, erinnert. Ob freilich alle seine Folgerungen aus einer streng kritisch-historischen Quellenforschung bestehen können, mag dahingestellt bleiben. Aber daß diese Art der Verlebendigung untergegangener Denk- und Empfindungsweisen sehr fruchtbar sein muß, kann nicht zweifelhaft sein. — — —

Alles in allem beweisen auch die wenigen hier besprochenen Proben moderner religionsphilosophischer und religionsgeschichtlicher Forschung, wie sehr unsere Zeit von dem lechzenden Bedürfnisse nach Klärung und Belehrung auf diesem Gebiete erfüllt ist. Und wenn die hier ausgestreuten Körner freien Denkens aufgehen, dann wird daraus dem nach Freiheit ringenden Menschengeiste das wirksamste Mittel gegen seinen bösesten und mächtigsten Feind erwachsen: gegen das dogmatische Kirchentum. Das Mittel wird der lebendige Gedanke sein: Der schlimmste Feind echter Religion ist die Kirche. Denn wird ein sozialkritischer Betrachter der menschlichen Gesellschaft nicht mehr ein „Evangelium der Verachtung" schreiben, wie der jüngst gemaßregelte Richard Wagner; dann wird ein Genius erstehen, der die Frohbotschaft des wahrhaft befreiten Menschengeistes verkündet.

Streiflichter.

Ein Arbeitgeber, wie er sein muß. Goldene Worte sind es, die einer unserer bedeutendsten Arbeitgeber, bedeutend nicht nur durch seine Firma von Weltruf, sondern vor allem als Muster eines sozial denkenden und human handelnden Großfabrikanten, seinen Arbeitern zurust. Prof. Ernst Abbe ist es, der langjährige Leiter der Jenaer Karl Zeiß-Stiftung, dessen am 27. Januar 1902 an seine Arbeiter gehaltene Rede jetzt, für diese als Manuskript gedruckt, bei seinem Scheiden von der Direktionsführung vorliegt. Die Vossische Zeitung vom 3. Dezember d. J.

veröffentlicht Stellen daraus, die wahrlich der weiteſten Verbreitung würdig ſind.

Die vielumſtrittene und beſonders von ſozialdemokratiſcher Seite abfällig beurteilte Einrichtung von Arbeiterausſchüſſen, die als Vollshaus dem Herrenhaus der Beamten gegenüber ſtehen ſollten, beleuchtet er mit hellem Licht:

„Wenn über kurz oder lang eine ſtändige Zwiſcheninſtanz Bedürfnis wird, ſo ſoll ſie eine wirkliche Arbeitervertretung ſein, nicht eine Kniffe, hinter welcher zuletzt der Unternehmer ſtecken kann. Sie ſoll alſo in allen Stücken ſo konſtruiert ſein, daß ſie das volle Vertrauen der Arbeiterſchaft haben muß, eine Vertretung ihrer Intereſſen zu ſein, damit die Geſchäftsleitung, wenn ſie in irgend einer Sache mit dieſer Vertretung ins Reine gekommen iſt, annehmen kann, auch mit der ganzen Arbeiterſchaft im Reinen zu ſein." . . . .

„Wenn jemand „dekorativ", um die ſozialen Klüfte mit Roſen zu überdecken, einen Arbeiterausſchuß einrichtet, dann hat er nicht die Befugnis, eine ſelbſtändige, aus den Intereſſen des Unternehmers unabhängige Vertretung zu ſchaffen, dann bemüht er ſich nicht, dafür zu ſorgen, daß ſo nicht bei der Auswahl der Perſonen der Unternehmer dahinter ſtecken kann, und daß nicht etwa die Werkſtattsbeamten eine Rolle dabei ſpielen; er giebt dem Ausſchuß gar allen Dingen nicht das Vorrecht, daß er unabhängig, ohne Einberufung des Unternehmers zuſammentreten könne und in allen Angelegenheiten gehört werden müſſe. Das will ich nur gegen die Meinung ſagen, daß alle Arbeiterausſchüſſe dekorativer Art ſein müßten; der hieſige iſt es nicht. Wie gering oder wie hoch man im übrigen ſeinen Wert anſchlagen mag, Dekoration iſt er nicht. Richtig iſt, daß der Arbeiterausſchuß geringe Befugniſſe hat; er hat im weſentlichen nur die Befugnis, in allen Angelegenheiten gehört zu werden, eine beratende Mitwirkung in allen Angelegenheiten, die das Intereſſe der Arbeiterſchaft berühren. Es ſcheint ſehr wenig, wenn man ſagt „beratende"; dabei iſt aber zu unterſcheiden, ob jemand ſeinen Rat zu geben das Recht hat, nur wenn er gefragt wird, oder auch wenn er nicht gefragt wird. Unſer Arbeiterausſchuß hat das Recht, zu raten, auch wenn er nicht gefragt wird. Das iſt das erſte. Zweitens: das Recht, „gehört" zu werden, ſcheint zunächſt auch nicht viel zu beſagen. Es beſagt nicht, daß dann derjenige, der hört, eine Antwort, eine Auskunft geben müſſe. Nun iſt es aber in Deutſchland nur der Bundesrat, der dem Reichstag gegenüber manchmal das thut, daß er ihm, der das Recht hat, gehört zu werden, keine Antwort giebt; bei jedem Anderen wird ein ſolches Verhalten als grob und ungeſchliffen betrachtet. Da Sie nun immer annehmen dürfen, daß dieſe Beſtimmungen niedergeſchrieben und getroffen ſind unter der Vorausſetzung, daß es ſich um den Verkehr anſtändiger Leute handelt, ſo können Sie die Sicherheit haben, daß damit ausgedrückt werden ſoll, daß die Geſchäftsleitung nicht nur das alles, was der Ausſchuß vorbringt, anhören, ſondern auch immer eine Antwort geben wird, die anſtandigerweiſe auch immer mit Gründen verſehen ſein muß. Ich glaube, bei näherem Beſehen werden Sie finden, daß das Recht, „gehört" zu werden, ſchon ein ganz wertvolles Recht iſt, wenn man es nur richtig zu gebrauchen verſteht."

Endlich gedenkt Abbe jener merkwürdigen Gerüchte, die ausgerechnet gerade ihn in Unfrieden mit ſeiner Arbeiterſchaft ſcheiden laſſen wollten, und bemerkt dazu launig und doch tiefernſt:

„Ich habe einen Schreibebrief erhalten von einem bekannten Scharfmacher, der offenbar ſein Vergnügen daran hatte, daß wir verkracht ſeien. Nun, wir haben das mit dem größten Humor angeſehen. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß auch in Ihren Kreiſen ſolche „Scharfmacher" ſind. Es giebt eine Anzahl Leute, die alles behandeln unter dem Stichwort des Klaſſenkampfes, und die meinen, ſie könnten dem Arbeiterintereſſe nur gerecht werden, indem ſie immer die Streikluft in die Höhe heben. Ich ſage nun, das mögen an ſich ſehr tüchtige und ehrenwerte Leute ſein, die da Kampfnaturen ſind und denen es Vergnügen macht, wenn ſie die Streikluft ſchwingen können; es können ſehr anſtändige Leute ſein, und ſie wären an manchen Orten in Deutſchland ſehr am Platze. Bei uns aber haben ſie ihren Beruf verfehlt, weil hier kein Unternehmer iſt, der unter dem Einfluß des Klaſſenkampfes ſteht. Meine Kollegen und ich müſſen uns an das halten, was gegeben iſt, wir können unſere Einrichtungen nicht auf die Anforderungen des Zukunftsſtaates zuſchneiden. Aber innerhalb der uns gegebenen Grenzen werden wir uns redlich bemühen, die Intereſſen unſerer Arbeiter zu fördern. Es mag auch bei uns Intereſſenſtreitigkeiten geben, weil die Arbeiter in gewiſſen Punkten entgegengeſetzter Meinung ſind und zahlloſe andere Intereſſen haben als die Geſchäftsleitung, und ich bin gewiß der Letzte, der meinte, es ſei alles Harmonie. Aber es giebt hier keinen Klaſſenkampf. Der gehört in die politiſche Arena, in den Reichstag. Bei uns giebt es nur ein Zuſammenarbeiten auf dem Boden der friedlichen Verſtändigung. Wer das verkennt und auch hier meint, er könne Arbeiterintereſſen nur in der Poſitur des Kampfhahnes vertreten, der hat, wie geſagt, ſeinen Beruf verfehlt. Der Kampfhahn, dem nicht ein anderer in derſelben Poſitur gegenüberſteht, iſt eine lächerliche Figur, und das Kickerickt, dem nicht ein anderes Kickerickt entgegentönt, iſt ein komiſches Geräuſch. Indem ich mich dahin ausſpreche, daß wir gegenüber ſolchen Anfechtungen unempfindlich ſein werden, gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß wir auf dem Boden der gegebenen Verhältniſſe beſtrebt ſind, die Intereſſen des Arbeiterſtandes zu fördern, andererſeits aber die, die auf dieſem Boden nicht mit uns diskutieren wollen, nicht ernſthaft nehmen. Ich berufe mich darauf, daß alle Fortſchritte auf ſozialem Gebiete, die mit Erfolg geſchehen ſind, nicht geſchehen ſind unter der Parole „Arbeiter gegen Unternehmer", ſondern „fortgeſchrittene Arbeiter und fortgeſchrittene Unternehmer gegen rückſtändige Arbeiter und rückſtändige Unternehmer", und das iſt die Parole, unter der ich Sie bitte, daß Sie die Arbeit mit uns wieder aufnehmen wollen."

Ob wohl dieſe ſozialdemokratiſche Blätter dieſe Ausführungen, ſelbſt wenn es die eines „weißen Raben" ſein ſollten, abdrucken werden?

* * *

Zu gutmütig! In dem Nachſpiel zum Fall Breidenbach, der Verurteilung des vorgeſetzten Leutnants dieſes Unteroffiziers zu drei Wochen Stubenarreſt, wird die Milde dieſes Urteils dadurch begründet, daß der Herr Leutnant zu gutmütig geweſen wäre, um ſeinen Unteroffizier zur Anzeige zu bringen. Zu gutmütig! — Es iſt bekannt, daß gutmütig etwas Anderes bedeutet, als gut aber gütig. Immerhin iſt es ein Kompoſitum des Wortes gut und bedeutet wenigſtens eine Hinneigung zum Guten, etwas an ſich Lobenswertes. Man überlege nun, was hier von autoritativer Stelle aus als „zu gutmütig" bezeichnet wird. Zu gutmütig, um einen Untergebenen daran zu verhindern, wehrloſe Leute zu quälen. Zu gutmütig, um einen weſentlichen Teil ſeiner Pflicht zu erfüllen, nämlich dafür zu ſorgen, daß in der ihm anvertrauten Menſchengruppe alles nach Recht zugehe. — Nun iſt ja genügend bekannt, daß man leider in ſehr jungen Jahren Leutnant, alſo Vorgeſetzter, wird. Wir kennen das Alter des betreffenden Herrn nicht, wollen aber gern annehmen, daß es ſich um jugendliche Charakterſchwäche und Unſicherheit handelt, ebenſo, daß der Selbſtmord des Rekruten Hill genügende Strafe iſt, auch ohne drei Wochen Stubenarreſt. Man darf aber dem jungen Mann nicht einreden, daß er zu gutmütig geweſen ſei.

Ich glaube übrigens, daß wir Alle gern gegen uns ſelbſt und die, die uns nahe ſtehen, dieſen Euphemismus gebrauchen und von Gutmütigkeit ſprechen, wo es ſich um Schwäche und Bequemlichkeit handelt. Die Scheu vor Kämpfen, der Wunſch, immer freundliche Geſichter um ſich zu ſehen, läßt uns oft nicht nur ein Auge, ſondern alle beide ſchließen, ſelbſt in Angelegenheiten, für die wir verantwortlich ſind. Das gilt ſowohl für den Beruf, als für private Verhältniſſe. Der Vorwurf trifft überall zu, wo wir durch Schweigen uns mitſchuldig machen, vor allem da, wo es ſich um einen Mißbrauch der Macht handelt, den wir verhindern aber wenigſtens aufdecken könnten. Es giebt einige beliebte Sprichwörter, die dieſe Charakterſchwäche beſchönigen, ſo „Was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht." — „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." — Man ſpricht auch vornehm vom Prinzip der Nicht-Intervention. Aber allem liegt nichts als Schwäche und Bequemlichkeit und mangelndes Pflichtgefühl zu Grunde. Dagegen, dieſe ſchlaffe Nachſicht gegen ſich und die Andern mit irgend einer Schattierung des Wortes „gut" zu bezeichnen, wollen wir, die wir die Güte als das höchſte Menſchliche anſehen, energiſch proteſtieren.

D. Dohna.

Bücherſchau.

F. **Ethik und Volkswirtſchaft.** Eine Skizze von Prof. Dr. W. Rein, Jena. Berlin, Verlag von J. Harrwitz, Nachf.

Dies anliegende Schriftchen, welches Heft XIII der von Adolf Damaſchke herausgegebenen Broſchüren-Sammlung „Soziale Streit-

fragen Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart" bildet, versucht, in populärer Fassung und in knappster Darstellung einen Umriß der Gesichtspunkte zu geben, welche bei der Beurteilung der Beziehungen von Ethik und Volkswirtschaft hauptsächlich in Frage kommen. Es werden dabei nicht bloß rein theoretische Erörterungen angestellt, sondern auch praktische Vorschläge zur Verbindung des Ethischen und Wirtschaftlichen gemacht, wobei die Wohnungsfrage und deren Lösung im Sinne der Bodenreformer im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Der Verfasser, der bekannte Jenenser Pädagoge, ist einer der eifrigsten Anhänger der Bodenreform-Bewegung und stand politisch bisher auf Seiten der Nationalsozialen. Das charakterisiert von vornherein einigermaßen seinen Standpunkt.

In einer solchen Skizze von knapp 24 Seiten kann natürlich nicht mehr geschehen, als daß die schwierige Frage der Beziehungen von Ethik und Volkswirtschaft ganz obenhin gestreift wird und nur einige allgemeinste Gesichtspunkte vorgebracht werden, die zu weiterem Nachdenken anregen sollen — und das geschieht hier in verständiger Weise und in klarer, einfacher, auch für den Laien leicht faßlicher Darstellung. Doch ist das Schriftchen auch nach anderer Beziehung noch bemerkenswert.

Zunächst ist das Erscheinen derartiger Erörterungen charakteristisch für den Umschwung, der sich in immer stärkerem Grade in den Reihen der Sozialpolitiker, der theoretischen und praktischen, bemerkbar macht. Wie lange ist es her, daß die Anschauung ganz und gäbe war, die Ethik habe, wie mit der allgemeinen Politik, so mit der Sozialpolitik nichts zu thun, die sozialen Verhältnisse und deren Entwickelungsbedingungen hätten rein mechanischen Charakter, sie hätten gleichsam nur eine Natarseite, keine psychologischen und daraus auch keine ethischen Bedingnisse, es gehe zwar eine Statik und Mechanik, aber keine innere Dynamik des sozialen Lebens. Man denke nur an das so lange vorbildlich gebliebene System der Volkswirtschaft von Schäffle, der überall auf dem Vergleich der sozialen Erscheinungen mit dem Mechanismus des menschlichen Körpers fußt, der ebenso wie hier auch dort nur eine physiologische aber keine psychologische Erklärungsweise kennt. Jetzt kommen die ethischen Untersuchungen von allen Seiten, überall tauchen inmitten der volkswirtschaftlichen Fragen die psychologisch-ethischen Problemstellungen auf und drängen sich so sehr in den Vordergrund, daß auch dem Urteil Schmollers (in seinem 1900 erschienenen Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre) gerade die besten neueren volkswirtschaftlichen Werke in ihrer großen Mehrheit auf psychologisch-sittlichen Betrachtungen beruhen. Und Rein geht in der vorliegenden Schrift noch einen Schritt weiter, indem er sagt: „So beanspruchte die Ethik eine zentrale Stellung auch für das Wirtschaftsleben. Aus dieser Stellung kann sie nicht mehr getrieben werden."

So erfreulich aber diese Anerkennung der zentralen Bedeutung der Ethik auch ist und an dieser Stelle mit besonderer Genugthuung registriert werden kann, so hat die Sache doch auch ihre Kehrseite, die gerade auch durch das Schriftchen von Rein deutlich wird: daß nämlich da, wo es sich um ernsthafte Anwendung der Ethik auf die praktischen Probleme des sozialen Lebens handelt, noch sehr viel unsicheres Tasten zu beobachten ist und selbst bei berufenen Interpreten sozial-ethischer Fragen — zu welchen Prof. Rein zweifellos gezählt werden muß, — es sehr angebracht ist, apodiktischen Lehrmeinungen nur mit vorsichtiger Prüfung gegenüber zu treten.

Zwei Beispiele nur statt vieler.

Zur theoretischen Begründung seines Standpunktes sagt der Verf. u. a.: „Im Mittelpunkt der sittlichen Ideen steht die Idee des Wohlwollens. Sie setzt die Idee des Rechts voraus und bereitet die Idee des sittlichen Fortschrittes vor. Diese drei Ideen geben der Idee der inneren Freiheit den Inhalt: Wer sein Einzelwollen in Einklang hält mit den Forderungen des Rechts, des Wohlwollens und des sittlichen Fortschritts, ist innerlich frei."

Diese Begründung kann man denn doch kaum als solche gelten lassen, auch dann nicht, wenn man dem Streben nach Einfachheit populärer Begriffsbildung noch zu viel zu Gute hält. Der Begriff des Wohlwollens (das dann auch noch gar mit der Idee der Liebe zusammengefaßt soll) ist einer der vagsten und inhaltärmsten der populären ethischen Begriffsbildung, und wenn er auch in der ethischen Praxis in gewissen Grenzen gebraucht werden kann und muß, so ist er doch für feste theoretische Fundierung ganz unbrauchbar und sollte dabei gänzlich bei Seite gelassen werden. Vollends ganz unmöglich aber ist es, diesen Begriff als „Idee" zu bezeichnen und mit der Idee des Rechts und des sittlichen Fortschritts in eine Reihe zu stellen — also einen ganz eng begrenzten Begriff von mehr psychologischem als ethischem Gehalt mit den umfassendsten und weittragendsten Kultur-Ideen!

Ferner: Bei der Erörterung einiger hauptsächlichen sozial-ethischer Probleme der Praxis in der Gegenwart kommt Rein u. a. auch auf das Thema „Ethik und Spekulation" zu sprechen. Er will, daß man den Spekulanten „die ganze Verachtung zeige, die sie verdienen", und die Presse sollte hierin das öffentliche Gewissen unterstützen. Aber was ist Spekulation? Reins Auffassung davon geht unzweideutig aus dem Satze hervor. „Die Spekulationen, die auf schnelle, mühelose Weise Reichtümer anzuhäufen suchen, müssen von der öffentlichen Meinung viel schärfer, als dies jetzt noch geschieht, verurteilt werden." Dem gegenüber aber muß man fragen: Gesetzt auch den Fall, es wäre möglich, „schnell und mühelos Reichtümer anzuhäufen" — und diese Annahme beruht eben auf einer völligen Verkennung wichtigster volkswirtschaftlicher und allgemeiner Lebensbedingungen — wäre dies dann ethisch unzulässig? Ohne weiteres doch wohl nicht, sondern nur dann, wenn es im Hinblick auf unethische Zwecke geschieht, oder wenn der Erwerb von Reichtümern Selbstzweck wird, wenn die Sucht nach Besitz oder selbst passivem Genuß dazu anreizt und die höheren Lebenszwecke dadurch in Frage gestellt werden u. s. w. Es kann Fälle geben, wo das Streben, „schnell und mühelos Reichtümer anzuhäufen" sogar stark ethischen Beweggründen entspringen kann oder doch mindestens ethisch gänzlich als Adiaphoron zu bewerten ist. Man denke nur an die Lebensgeschichte von Potter Scull! Jedenfalls macht eine einfache Ueberlegung ohne weiteres klar, daß es nicht möglich und nicht angängig ist, einen volkswirtschaftlich so komplizierten Begriff wie den der Spekulation mit ein paar populären Schlagworten so zu fixieren, daß so keine Abgrenzung des sozial-ethisch Zulässigen von der ethisch verwerflichen Art der Spekulation — die es ja allerdings in leider recht ausgedehntem Maße giebt, — mit einiger Zuverlässigkeit möglich ist. —

Ich möchte aber zum Schluß auch noch darauf hinweisen, daß, so vielen Ausführungen unseres Schriftchens man auch mit starken Einwänden oder mindestens Zweifeln begegnen muß, doch auch nicht wenige Ausführungen wertvolle Anregungen und Gesichtspunkte für die fruchtbare Fortentwickelung der Sozial-Ethik enthalten. Vortrefflich sind zum großen Teil die Vorlegungen über die ethische Seite der Wohnungsfrage, die auch bei denen auf volle Zustimmung rechnen dürfen, welche der bodenreformerischen Lösung dieser Frage nicht oder doch nur teilweise beipflichten. Und in Bezug auf das rein Theoretische weist der Verf. u. a. mit Recht darauf hin, daß man auf sozialem Gebiete von der Ethik nicht mehr erwarten darf, als sie leisten kann, nämlich, daß sie Richtlinien giebt, nicht aber die Ausführung im einzelnen. Denn „bei der Anwendung der Prinzipien im wirklichen Leben sind verschiedene Wege denkbar und möglich. Wenn nur die Prinzipien so klar und überzeugend sind, daß sie Bewegung hervorrufen, die Schlummernden wecken, die Träumer zur That aufrufen."

Allerdings, darum handelt es sich. Deshalb aber hätte der Verf. auch nicht bloß sagen dürfen, die Ethik müsse die Ausführung der von ihr gezogenen Richtlinien „der Gesetzgebung und den Verwaltungsbehörden überlassen." Zur Ausführung sind eben auch die Einzelnen berufen und es ist eben auch, und zwar eine der wesentlichsten Aufgaben praktischer Sozial-Ethik, diese Einzelnen zu mobilisieren, so daß sie im engeren oder weiteren Umkreise in der Richtungslinie sozial-ethischer Ideen thätig werden und nach Möglichkeit sich von ihnen erfüllen lassen. In welchem Gesamtsinne dies gemeint ist, das hat schon 1863 Ferd. Lassalle, der leider noch heute allzusehr im Schatten von Marx steht, mit den Worten unübertroffen ausgesprochen, die auch Rein anführt: „Es wäre das großartigste Kulturfaktum, es wäre ein Triumph des deutschen Namens und der deutschen Nation, wenn in Deutschland die Initiative in der sozialen Frage gerade von den Besitzenden ausginge, wenn sie aufträte als ein Produkt der Wissenschaft und der Liebe, nicht als eine Gärung des Hasses und der sanscülottischen Wut." M. K.

* * *

Briefe-Wasservogel „Max Klinger". Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Das Buch ist von denen, für die man beim ersten Aufschlagen Sympathien oder Antipathien hat. Den Klingerfreunden wird es unbedingt sympathisch sein. Manchen Klingerfeind könnte es bekehren.

Schlicht, geradeaus und mit großen Schritten geht Brieger auf das Ganze. Er sieht die Fülle der Details. Aber kein einziges ohne Zusammenhang mit den Kernpunkten. Er hat einen geübten Blick für Technik und Form, ein warmes verstehendes Herz für den Inhalt und tiefste Ehrfurcht vor der schaffenden Persönlichkeit.

Aufatmend wird man jedem Urteil, das aus diesen dreien hervorgeht, begrüßen. Doppelt erleichtert, weil die Unmasse derer, die weniger von Verständnis, Wärme und Respekt sich erzeigen, immer beseligender und erlösender zu werden scheint.

Scherzt, sage ich; denn in Wahrheit ist in diesen Dingen wohl der Höhepunkt der Schwüle da. Sie kann sich nicht mehr steigern. Am Horizont zucken schon die Blitze, die den ungesunden Dunst zerbrechen und zerteilen werden. Schon hebt sich aus der überhandnehmenden und überreif gewordenen Schamlosigkeit bläder Reporter eine neue vernehme Kritik, eine junge, mutige Heilerin für die Kunst und das Publikum.

„Sie" — die Kritik — „soll überhaupt nicht urteilen, sondern erklären", sagt Brieger auf der Schlußseite seines Werks; und man kann wohl sagen, daß er auf allen Seiten sich an dieses sein eigenes Wort gehalten hat. „Das Wesentliche einer That, eines Kunstwerks wird immer der Gedanke sein." . . . . Von dieser Grundidee aus betrachtet er seines Meisters Schaffen. Für jemand, der Max Klinger verstehen lernen will, kann es keine bessere, für jemand, der ihn liebt, wird es keine richtigere geben. Von der „auf höchste Ge-

bauten geeichneten Eigenart des Künstlers" spricht Brieger; und ihm ist ein seltenes Verstehen dieser Eigenart gegeben. Er unterscheidet nach Gabineau „zwei Arten menschlicher Genien: Erfinder und Ordner." Er möchte statt Erfinder nach lieber „Gedankenschöpfer" sagen und zählt in diesem Sinn Sophokles und Ariost, Raphael, Mozart und — Adolf Menzel zu den Ordnern, zählt Aischylos und Michel-Angelo, Dante, Beethoven und — Max Klinger zu den Erfindern.

Wer noch nicht weiß, daß letzteres berechtigt ist, mag es wohl durch Briegers Ausführungen einsehen lernen. Die Wucht und Tiefe der Gedanken ist das, was jeden Beschauer, der überhaupt zu schauen vermag, vor jedem Klingerwerk zuerst ergreifen muß, bewußt oder unbewußt. Wahlverstanden, oder aus blassem Instinkt heraus. Die Wucht und Tiefe der Klingerschen Gedanken dem Nichtwissenden zum Bewußtsein, dem nur Fühlenden zum Verständnis zu bringen hat der Erklärer immer den ernstesten Willen, fast überall ein vortreffliches Vermögen.

Sein Erfassen der Radierungszyklen in ihrem an Ideen so überreichen Gehalt ist klar und tief. Hat er dazu hier und da aus andern Ueberzeugungsquellen geschöpft, so sind es gute Quellen gewesen.

Wer die Radierungen zum größeren Teil kennt, wird sich sympathisch berührt fühlen von dem ernsten Fleiß, dem Feingefühl, mit dem jedem Werk nachempfunden, jedem nachgedacht ist. Wer nur ein einziges Klingersches Griffelwerk jemals sah, mag nach den warmen, eindringlichen Schilderungen des Briegerschen Buches lebhafte Darstellungen von allen andern gewinnen. Man erlebt mit, was der Künstler erlebte, oder in uns zum Miterleben wachrufen möchte.

Tieferes, Vornehmeres als Klinger kann niemand dazu wecken wollen. Das maßlose Leid der Menschheit bewegt seinen Schaffenstrieb; ein unermeßliches Mitgefühl führt ihm Stift, Meißel oder Pinsel und legt zugleich über die Schilderungen des Elends jenen Hauch der Versöhnung, der kärpferlos und doch stets fühlbar von den schmerzlichsten Werken des Genies strahlt: das heilige Hoffen auf eine freudige Zukunft „nach der vollendeten Erkenntnis aller Schrecken des Gegenwärtigen;" das instinktive und unbesiegliche Vertrauen darauf, „daß unserm ernsten Ringen der Sieg für alle Zeiten von vornherein gesichert ist."

Zeigt bei alledem der Ausdruck bei Klinger Härten oder Mängel, sind diese nur die Unvermeidlichkeiten des bahnbrechenden Schaffens, das die alten Formen erst zerschlagen, die neuen suchen muß, statt die gegebenen zu vollendeter Schönheit auszubauen. Aber — „im Lauf der Jahrhunderte triumphieren die großen Erfinder immer über die großen Ordner — Aischylos über Sophokles, Dante über Ariost, Beethoven über Mozart, Michel Angelo über Rafael — Klinger über Menzel" . . . Denn — „Klingers Werke haben in ihrem Ringen, ihren freudigen und leidenden Akkorden einen Ewigkeitsgehalt, der alle technischen Fehler vergessen machen kann. Es ist die alte Legende von Prometheus, der für die Menschheit und an ihr leidet."

So lobar Brieger in voller Hingabe für den Meister.

Das Wertvollste an seinem Werke ist der tiefe und warme Menschenblick hinein in das Ursprüngliche und Hauptsächlichste des künstlerischen Wesens, ist das sichere Erfassen des ganzen Klinger in seiner schöpferischen Eigenart.

Wertvoll und interessant sind neben den Ausführungen des Themas die Hinweise auf ältere Meister und Schüler, die Abschweifungen zu allgemeinen Lebensanschauungen. Das Buch hat neben dem kritischen auch eigenen Wert.

Liebenswürdig ist auf Seite 150 das Geständnis darüber wie „aus dem Saulus ein Paulus", aus „Einem, der die Modernen, und darum auch Klinger, durchaus nicht liebte," ein so ernster Bewunderer, ein Schreiber des vorliegenden Buches wurde. Ein Eingeständnis, das zu hunderten von Malen segensreich sich wiederholen könnte, wenn nicht Eigensinn oder Gedankenlosigkeit dagegen stünden.

Elbing. R. Stellmacher.

An unsere Leser.

Vom 1. Januar 1904 ab erscheint die Ethische Kultur in Halbmonats-Nummern am 1. und 15. jeden Monats, dafür aber mit einer Monatsbeilage (bei den ungeraden Nummern): „Kinderrund", Blätter für ethische Jugenderziehung. Der Bezugspreis wird von vierteljährlich Mk. 2.— auf Mk. 1.60 herabgesetzt. Die Adresse des Verlags lautet: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121. Druck- und Erscheinungsort: Buchdruckerei Oscar Heusel, Gottesberg i. Schlesien.

Es bedarf kaum die Versicherung, daß die Haltung des Blattes und das Bemühen der Redaktion um die Zufriedenheit der Leser unverändert bleiben. Unsere Abonnenten und Leser aber bitten wir herzlich, uns im neuen Jahr nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern durch Verteilung von Probenummern die vom Verlage stets gratis zu beziehen sind, uns neue Freunde zu werben. Ein fröhliches Neujahr Allen!

Redaktion u. Verlag der Ethischen Kultur.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine bescheidene (oder üppige) Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohlthätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der letzten Jahresnummer mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeiträge) abgedruckt werden

Berlin W. 64, Unter den Linden 16.

Dr. Penzig.

Bisher löste ein: Paul Jaffé, Berlin; C. Michaelis, Berlin; Dr. R. Penzig, Charlottenburg; Justizrat H. Stern, Berlin.

Gesamtsumme Mk. 26.—.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fabrikfarben von

Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5,60

garantiert mit Havana-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an.

Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III., ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend nur 4—5 Nachm.

Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Spandauerstraße).

Sonnabend, den 16. Januar 1904. Monatsversammlung im Bürgersaal des städt. Rathauses, abends 8¼. Prof. Dr. Hoake: „Ibsens Kritik der Ehe". Diskussion. Für Mitglieder freie Eintrittskarten, für Gäste zu 50 Pf. im Vorverkauf in der Buchhandlung Späth (Königstr. 52), Nikolai (Dorotheenstr. 75) und bei Gebr. Wertheim (Leipzigerstr. 132/5).

Sonnabend, den 30. Januar, 8¼ abends. Saal 809 im städt. Rathaus. Vortrag vorbehalten.

Montag, den 1., Mittwoch, den 3. und Sonnabend, 6. Februar. Vorlesungszyklus von Dr. R. Penzig in der Aula des Friedrich Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr., über „Die ethische Bedeutung von Nietzsche's Zarathustra". Näheres Programm folgt. Für die Mitglieder gelten folgende Preise: Zyklus-Karten reserv. Mk. 2.50, nicht reserv. Mk. 1.50; für Gäste: Zyklus-Karten reserv. Mk. 4.—, nicht reserv. Mk. 2.50. Einzelkarten reserv. Mk. 1.50, nicht reserv. Mk. 1.—. Vorverkauf wie oben, und im Bureau der Gesellschaft, Unter den Linden 16 III.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 68, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 3. Januar 1903. | Nr. 1.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zeitlichkeit und Ewigkeit. Von Dr. Rudolph Penzig.
Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Von Adele Schreiber.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von Dr. F. W. Foerster.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Bedingte Verurteilung.
Ein Ehrenwortsystem in New-York.
Sprechsaal.: Kirchenwesen und Ethik.
Briefkasten.

Zeitlichkeit und Ewigkeit.

Von Dr. Rudolph Penzig.

I.

Du fragst: Was ist die Zeit? und Was die Ewigkeit?
Wo hebt sich Ew'ges an und bebet auf die Zeit?
Die Zeit, sobald Du sie aufhebst, ist aufgehoben,
Wo Dich der Ewige zu sich erhebt nach oben.
Die Zeit ist nicht; es ist allein die Ewigkeit,
Die Ewigkeit allein ist ewig in der Zeit.
Sie ist das in der Zeit sich stets Gebärende,
Als wahre Gegenwart die Zeit Durchwährende.
Wo Dir Vergangenheit und Zukunft ist geschwunden
In Gegenwart, da hast Du Ewigkeit gefunden.
Wo Du Vergangenheit und Zukunft hast empfunden
Als Gegenwart, da ist die Ewigkeit gefunden.

Spinaza, Kant und Schopenhauer feiern in diesen der „Weisheit des Brahmanen" entnommenen Versen Rückerts, des lange nicht mehr genügend geschätzten philosophischen Dichters, ihre Auferstehung; Spinazas großartiger Gedanke, daß jedes Ich oder Ding unter der Form der Ewigkeit, d. h. seinem innersten Wesen nach betrachtet, Modifikation, Ausgestaltung des unendlichen Alls, Gott oder Natur, darstelle und daß also Endlichkeit und Zeitlichkeit nur selbstgesetzte Schranken bilden, ohne vom All selbst ausgesagt werden zu können; ferner der ebenso gewaltige Gedanke Kants, der endgiltig Zeit und Raum als Formen menschlicher Anschauung aus dem unerkennbaren Ansich der Dinge in das Für uns der menschlichen Erkenntnis verwiesen hat, und endlich wohl auch die Idee Schopenhauers von der aller Zeit und allem Raum entrückten reinen und willenlosen Betrachtung des Weltwesens in der genialen künstlerischen Persönlichkeit.

Die Verse sind nicht leicht zu verstehen, aber sie enthalten, näher betrachtet, eine Fülle nicht nur theoretischer Spekulation, sondern auch praktischer Lebensweisheit, der bei einem neuen Zeitabschnitt, wie wir ihn heute feiern, näher zu treten nicht ganz unfruchtbar sein dürfte.

Am Anfang steht die naive Frage des ungeschulten Denkens, für das Zeitlichkeit und Ewigkeit offenbar Gegensätze, aber doch sich gegenseitig ausschließende Stufen des Werdens und Geschehens sind — jene Naivetät, die in der religiösen Gegenüberstellung eines zeitlichen Diesseits und eines zeitlosen Jenseits, der Endlichkeit der Welt und der Unendlichkeit Gottes ihren wirksamsten Ausdruck gefunden hat: „wo ist der Punkt, da Zeitlichkeit in Ewigkeit übergeht?" Und Rückert antwortet überraschend, aber tiefernst: Einen solchen Punkt giebt es nicht; in jedem Augenblick kannst Du, das Individuum, der Zeitlichkeit entfliehen: Du hebst sie auf, indem Du vom Ewigen Dich erheben lässest — und Du kannst das, weil Zeitlichkeit eigentlich und wesentlich nichts ist; unser Wesen wurzelt in der Ewigkeit, an die solche menschliche Maßstäbe nicht heranreichen. Freilich — setzt er hinzu — Ewigkeit ist auch niemals rein und gleichsam aus erster Quelle zu empfinden; sie wirft sich das Kleid, die Maske der Zeit um. So hat schon Jean Paul einmal die Zeit die Larve der Ewigkeit genannt. Und nun, ganz spinozistisch, aber auch an orientalische Bilder erinnernd: Ewigkeit ist nur ein anderer Name für das Allsein, das sich selbst aus der eigenen Fülle ewig erneuert, der unerschöpfliche Schoß der Mutter Natur, der unvergängliche Reichtum der Liebe Gottes. Nur wer mit Zeit-Augen bewaffnet, darf von Gebären und Tod, von Werden und Vergehen reden — diese Ausdrücke haben keinen wahren Sinn; ihnen entspricht keine Wirklichkeit. Denn das All ist eben ewige Gegenwart durch alle scheinbaren Zeiten hin. Nur frei zu machen braucht sich das Individuum von der Illusion der Zeit — dann hat es Ewigkeit. Es kann, im höchsten künstlerischen Genuß, in der andächtigen Erhebung des Gedankens, in der völlig selbstlosen liebenden Versenkung in die Anschauung des Objekts Vergangenheit und Zukunft einfach schwinden lassen in bloße Gegenwart. Ein Goethescher Gedanke klingt an:

Werd' ich zum Augenblicke sagen
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn . .

Dieser zeitlose Augenblick — der Augenblick, gelebt im Paradiese — freilich in dem Paradiese, zu dem nur „wer immer strebend sich bemüht" als Erlöster eingeht — fällt zusammen mit dem Eingehen in die Ewigkeit, dem Tode, dem Nirwana der Buddhisten, wo der Schleier der Maja, die Täuschung der Individuation, der Vereinzelung zerreißt. Es stirbt das Ich, der dunkele Despot — und

Digitized by Google

dieser Augenblick kann erlebt werden, wird von jedem von uns in höherem oder geringerem Maße erlebt, wenn wir auf der Höhe künstlerischen, wissenschaftlichen oder sittlichen Schaffens uns selbst und die Welt vergessen. Die Gottheit, die in uns vom schweren Traum der Beschränkung in Zeit und Raum, der Unfreiheit und Vereinzelung gefesselt lag, schlägt hier gleichsam erwachend die Augen auf und kommt wieder zu sich. Die Ewigkeit ist gefunden. —

Aber lassen Sie uns von diesen hochfliegenden Spekulationen noch einmal zurückkehren zu der einfachen Auffassung des Kindes und des naiven Beobachters vom Wesen der Zeit.

Kein Bild ist uns in seiner treffenden Anschaulichkeit so geläufig, wie das vom Strome der Zeit, der aus unbekannter, fernstliegender Quelle des Uranfanges Welle auf Welle und Tropfen auf Tropfen in sich herwälzt, um alle diese Tropfen, Wogen und Fluten der Sekunden, Stunden und Tage verschwinden zu lassen auf Nimmerwiedersehen im Ozean der Ewigkeit. Schon ein etwas nachdenkliches Kind wird von einem Gefühl ergriffen, das der Andacht vor dem Erhabenen verwandt, aber auch mit einer gewissen Furcht gemischt ist, wenn es sich einmal klar macht, daß diese selbe Sekunde, in der es eben denkt, spricht und lacht, im nächsten Augenblick unwiederbringlich dahin ist, um nie wieder zu kommen, daß selbst die allmächtige Gottheit machtlos ist, Geschehenes ungeschehen zu machen, und endlich, daß diese selbe Minute, die so flüchtig und unaufhaltsam ist und erbarmungslos vorübereilt, einen ganz bestimmten Teil der uns zugemessenen Lebenszeit darstellt. Wir sehen in diesem Betracht die Zeit an, als wäre sie etwas Gegenständliches, innerhalb dessen sich, als ein Teil, unser Leben und alles Geschehen abspielt. Ganz ebenso, wie wir in naiver Betrachtung den unendlichen Raum wie ein Behältnis, ein Gefäß ansehen, in dem sich alle Körper, einschließlich der Sternen- und Sonnensysteme, eingeschlossen befinden. Unsere Zeit ist uns „zugemessen", wie unser Körper „einen Teil" des Raumes „einnimmt". Und wenn nun der Mensch, von dieser naiven Auffassung ausgehend, es unternimmt, sich Zeit und Raum vorwärts und rückwärts und nach allen Richtungen hin vorzustellen, wenn er, am Punkte der Weltschöpfung angelangt, fragt, was war vorher? Wenn er, am Rande der sichtbaren und nur denkbaren Weltenräume stehend, sich fragt, was ist dort? — und wenn er nun sich selbst die Antwort geben muß: vor und nach aller denkbaren Zeit ist wiederum Zeit, oben und unten, rechts und links von allem vorstellbaren Raum ist — wiederum Raum — dann bildet er, wie der Religionsphilosoph Max Müller meint — ehrfurchtsvoll den Begriff der Unendlichkeit im Raume, der Ewigkeit in der Zeit. Sein Geist wird sich bewußt, nicht ans Endliche gebunden zu sein, denn wo er auch sich Schranken aufrichten möchte, er fliegt leichtbeschwingt über sie hinaus; aber gerade dieser Flug ins Bodenlose, ins Absolute erfüllt ihn mit Grauen; ihm schwindelt, weil ihm alle Anschauung dabei ausgeht, und er kehrt gern zurück in die Grenzen des Endlichen und überläßt die Unendlichkeit und Ewigkeit, in die er einen scheuen Blick geworfen, einem größeren Geiste — der „Gottheit".

Nun, von dieser naiven Auffassung, von dieser Furcht hat uns vor hundert Jahren unser deutscher Denker Immanuel Kant für immer befreit. Denken Sie sich, ein Wilder, dem das Glas und seine Eigenschaften unbekannt wäre, würde, sich selbst überlassen, in eine Spiegelgallerie geführt, wo die einzelnen Spiegel so geordnet sind, daß sie sich wechselseitig ihr Bild und was sich in demselben befindet, bis in alle Ewigkeit und Unendlichkeit zuwerfen. Er muß glauben, in unabsehbare Fernen zu blicken, aus denen ihm immer wieder sein eigenes Bild entgegentritt, er mag sich wenden, wie er will; unsicher steht er, weiß nicht, wohin sich zu wenden, wie der ihn umgebenden Unendlichkeit zu entfliehen. Da trifft eine harte Faust das eine Spiegelglas und enthüllt ihm, daß, wo er Unendliches zu sehen gemeint, nur eine harte, spiegelnde Masse ist, die die Ursache seiner Hallucinationen war. In dieser Lage befand sich der Mensch vor Kant — Kant war es, der uns zeigte, wie in der Spiegelnatur unseres eigenen Geistes der Grund für alle Unendlichkeit und Ewigkeit zu suchen war. Durch seine Erkenntnistheorie wies er uns nach, daß Raum und Zeit nichts Gegenständliches sind, sondern nichts als die für unsern Geist absolut notwendige Form aller Anschauung von sinnlichen Gegenständen. Wie der menschliche Geist alles wahllose Geschehen und Aufeinanderfolgen in Ursachen und Wirkungen zerlegt, zerlegen muß, soll er anders nicht auf jede Art von Ordnung in seinen Vorstellungsreihen verzichten, so muß die menschliche Vorstellung das absolute wirbelnde Chaos von Sinnesempfindungen nach ihrer räumlichen Lage einerseits, nach ihrer zeitlichen Folge andererseits für sich selbst anordnen — oder er wird, er ist verrückt. Ist es doch gerade das Charakteristische dessen, was wir Wahnsinn nennen, wenn im Geiste eines Menschen die räumliche, zeitliche und ursächliche Ordnung der Vorstellungen gestört und auf den Kopf gestellt ist. Machen Sie den Versuch, einmal alles Nebeneinander und alles Nacheinander wegzudenken, dann wäre offenbar Alles, und wäre doch nicht, denn ohne räumliche Unterschiede gäbe es ja nichts Bestimmtes, Begrenztes, Wahrnehmbares; aus Allem würde Alles und würde doch wieder nicht — denn Werden setzt ja eine Zeitfolge voraus — wir hätten das absolute Chaos, das wir ebensogut das absolute Nichts nennen dürften, denn schon um ein Chaos als Chaos zu erkennen, brauchte es ja eines von ihm abgetrennten Auges! Darum hat Schopenhauer, hier auf dem Boden Kants weiterbauend, unsere inneren Anschauungsformen, Raum und Zeit, zusammen mit der Kausalität, die principia individuationis genannt; d. h. die Grundbedingungen für jedes Trennen des Alles in Individuen, in Einzelwesen. Auf dem Wege der Sonderung und Ordnung des Allseins und Allgeschehens in Raum und Zeit kommt das blinde, bewußtlose All überhaupt erst zu einer Art von Bewußtsein seiner selbst, es spaltet sich in einzelne Sonnenbälle und Sternensysteme, die Lichter des Himmels scheiden sich von einander und auf der Erde — vielleicht auf unzähligen anderen Sternen ebenso, das Feuchte vom Trockenen, die Berge tauchten hervor aus dem Ozean und auf dieser Erde durch das Steinreich, Pflanzenreich, Tierreich endlich im Menschengeist gewann das All Selbstbewußtsein.

Unser Rückert singt:

Entstanden war die Zeit, sobald als Geister dachten,
Der Raum erst, als sich breit darinnen Körper machten.
Und mit den Körpern wird der Raum zusammenfallen,
Doch mit den Geistern erst die Zeit in Gott entwallen.

Wenn die Menschen reif zur Liebe werden.

Von Adele Schreiber.

„Ein solches Netz von Verlogenheit, eine solche Furcht vor der Wahrheit und solch eine Ehrfurcht vor dem Schein herrscht auf keinem anderen Gebiete, wie auf dem des Liebeslebens." Eine unglaubliche Begriffs- und Gefühlsverwirrung ist eingerissen; von der Liebe, die unser ganzes Leben als Leitmotiv durchzieht, kann Niemand mehr rein sprechen, aber unser Schweigen ist nicht das der Scheu und der Ehrfurcht, sondern das der Scham und Erniedrigung; das Thema des Werdens, das doch die ganze Zukunftsgestaltung in sich schließt, wird mit ungesundem Grübeln und Flüstern oder einem häßlichen Lachen behandelt. Die Lehre vom Dämon des Fleisches, der Unreinheit des Leibes, der Sündhaftigkeit unserer höchsten Triebe,

Digitized by Google

hat die Menschen zu minotaurischen Geschöpfen gemacht, die da leiden unter dem furchtbaren Kampf des sinnenden Menschenhauptes mit dem gräulichen Tierleib. Diese Lehre hat selbst große Geister in ihren verhängnisvollen Bann gezogen; sie hallt am Stärksten wieder in Tolstoi, der die Natur selbst für unrein, die tiefsten, göttlichen Quellen unseres Lebens als Schmutz und Erniedrigung sieht.

Aus der Einführung, die Karl Federn seiner Uebertragung des Carpenter'schen Buches*: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden" mitgiebt, sind hier einige Leitsätze vorangeschickt worden. Diese Einleitung, weit mehr als eine bloße Vorrede, spiegelt in knapper künstlerischer Form die reineren, größeren Anschauungen von der Bestimmung und der Zukunft des Menschengeschlechtes wieder. Höchste Sittlichkeit — Eins mit höchster Freiheit, Verbannung von Lüge und Engherzigkeit, hoffnungsfroher Glaube an das Gute im Menschen, das die Erfüllung der Zukunftsforderungen sichert!

Edward Carpenter gewürdigt und bei uns zuerst bekannt gemacht zu haben, ist ein glücklicher Griff, den jeder kongenial Empfindende würdigen wird. Um Bücher im Carpenter'schen Geiste scharen sich alle, die es als tiefe Wahrheit fühlen, daß neben dem sozialen Problem des Hungers gleichberechtigt das Liebesproblem ernsteste Kulturarbeit verlangt. So wie Egidy als Wahlspruch aufstellte: „Religion nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Religion", ist Carpenters ganzes Wesen durchdrungen von der Auffassung „Liebe nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Liebe." Nur eine unheilvolle Verzerrung und Verwirrung konnte einen Tiefstand der Auffassung des Liebeslebens herbeiführen — einen Tiefstand, der jede Ahnung verloren hat von „der Heiligkeit der Generation", jede Achtung vor der „Hinaufpflanzung". Eine Wiedergeburt mußte kommen, mit der alten Bewunderung der Naturtriebe und einer neuen Veredelung ihrer primitiven Form.

Befreiung und Veredelung, das sind zwei Grundpfeiler, auf denen die Brücke zur wahren Liebe ruht: dieser doppelte Weg verlangt ökonomische Umwandlungen, ohne die an ein reines, moralisches Verhältnis der Geschlechter nicht zu denken ist, und eine neue Erziehung durch Verfeinerung und Beherrschung des Trieblebens. So wird der Weg beschritten zu so hohen und subtilen Glücksmöglichkeiten, wie sie heute der plumpe Materialismus nicht einmal ahnt. Carpenters unmittelbare Wirkung liegt darin, daß er nicht im Gewande des strengen Moralisten Entsagung und Selbstbeherrschung fordert, sondern die edelste Liebesform auch als die allein erstrebenswerte zu zeigen weiß, als jene allein, die einen wirklichen Aufstieg über dem Alltag, ein völliges Aufgehen in ekstatischen Gefühlen herbeiführt. Carpenters Weltererkenntnis fußt auf dem Glauben an Verwandlung — Verwandlung von Materie in Geist, von physischen Vorgängen in psychische . . Während die naturwidrige Askese die Kräfte in qualvoller Selbstvernichtung zerstört, predigt Carpenter die Nutzbarmachung der elementaren Gewalten im Dienste der Liebe durch ihre Transformation in verfeinerte Formen des Glückes. „Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß die schrankenlose Befriedigung der Begierden den Menschen bis zur seelischen Dürre erschöpft, und ihn seiner höheren Liebeskräfte beraubt — Jeder, der einmal erkannt hat, wie herrlich die Liebe in ihrem Wesen ist, wird kaum irgend etwas, das zu ihr führt, ein Opfer nennen." Im höchsten Sinne Lebenskünstler, weist Carpenter auf die Bedeutung der physischen Basis unseres Lebens, auf die Wunderbarkeit der sinnlichen Regungen hin, aber er warnt immer aufs neue vor der Unbefriedigung, die jeder Lust folgen muß, wenn die Befriedigung nichts anderes, als eine körperliche Sättigung mit sich bringt.

„Wir müssen bedenken, daß, wenn zwischen zwei Menschen eine vollkommene Intimität bestehen soll, die körperliche Intimität und Zärtlichkeit nicht versagt bleiben darf. Sie muß nicht das sein, was zusammenführt, aber ihre Versagung wird jedes Gefühl von Ruhe und Intimität ausschließen und die ganze Verbindung zu einer ruhelosen, vagen, unbefriedeten und unbefriedigten machen. Doch nur dann, wenn die Verbindung bei einem Uebermaß der Manne nub Lebenslust der Ausdruck des Seelenzustandes ist, bleibt sie frei von den Qualen, die sonst mit der Erfüllung durch die Erkenntnis gebracht werden, daß die Illusion etwas ganz anderes begehrte, als diese physischen Empfindungen."

Die Grundbedingung aller natürlichen und ethischen Geschlechtsbeziehungen ist die Loslösung der intimsten Lebensvorgänge „von dem verdammten Schachergeist, von der religiösen Heuchelei, die Einpflanzung einer gesunden Freude am eigenen Körper, an all seinen natürlichen Funktionen. Seine Ausbildung und der Wille, ihn rein schön, gesund und frei zu erhalten, wird ein wichtiger Teil des nationalen Lebens werden müssen."

Kein Fortschritt ist denkbar ohne Befreiung der Frau aus der Geschlechtssklaverei, ohne ihre volle wirtschaftliche Unabhängigkeit. Die Frau, die von Natur auf dem Gebiet des Liebeslebens höher stehende, — ist durch unsere gesellschaftlichen Einrichtungen hinabgezerrt worden. Soweit sie frei bleiben will, läßt man ihr nur die Wahl, geschlechtslos zu leben oder ihre Naturtriebe zu befriedigen und dann in der Gosse zu sterben — unterwirft sie sich aber, so erkauft sie gesichertes Dasein, guten Namen und erlaubte Wollust durch lebenslange Unterthänigkeit von Leib und Seele.

Drei Typen hat die Zeit der Männerherrschaft geschaffen, „Dame", „Haussklavin", „Prostituierte", — für das Weib bleibt kein Raum. Eine Erlösung aus dem ertötenden Scheindasein der Dame bahnt sich durch das Vordringen von lebenserfüllender Thätigkeit in die wohlhabenden Kreise an; eine Erleichterung des Schicksals der Hausssklavin sucht Carpenter gleich vielen Andern in der genossenschaftlichen Wirtschaftsführung, die der Frau Zeit übrig läßt, um an allen Kulturerrungenschaften teil zu nehmen. Für die Befreiung des Weibes aus der Prostitution giebt es aber eine einzige Lösung — die Freiheit des Weibes und der Liebe überhaupt.

„Es giebt keine Lösung dafür, die nicht die Wiedereinsetzung der Worte freies Weib nad freie Liebe in ihre wahre Bedeutung in sich schließt. Darum darf jedes Weib, deren Herz um die Leiden ihres Geschlechtes blutet, nicht einen Augenblick zögern, sich als freies Weib zu erklären, sie muß das ganze Odium, das sich an das Wort knüpft, auf sich nehmen, sanft der Verachtung und dem spöttischen Lächeln trotzen, dean nur wenn das freie Weib sich Achtung und Ehrfurcht erzwingt, kann die Prostituierte aufhören zu existieren. Wenn einmal die Frauen, frei nan der pekuniären Abhängigkeit oom Ehegatten, frei von der Geldsklaoerei der Straße, von den namenlasen Schrecken der öffentlichen Meinung und der Wahl zwischen lebenslanger Jungfräulichkeit und lebenslanger Knechtschaft, die Herrschaft auf sexuellem Gebiet führen werden, dann wird der weibliche Einfluß zur Entwicklung einer männlicheren und narnehmeren Rasse führen."

An der heutigen Frauenbewegung, in der vielfach keine wahren Repräsentantinnen des Geschlechts stehen, insofern der mütterliche Instinkt und der sexuelle Trieb in ihnen schwach entwickelt ist, tadelt Carpenter den Mangel an Verständnis für die Probleme der Erotik. „Die Geschlechtsleidenschaft des Mannes, die sie nicht verstehen und deren Bedeutung sie darum auch vollkommen verkennen, erscheint ihnen geradezu als Impertinenz". In diesen Vertreterinnen der Frauenbewegung sieht der Verfasser die Ansätze zur Entwicklung eines dritten Geschlechts, bei dem als Ersatz verkümmerter Mutterinstinkte ein außerordentlich vervollkommneter Instinkt zur sozialen Arbeit tritt, wertvoll, vielleicht unentbehrlich für die Allgemeinheit. Und so findet auch hier durch die Theorie der Verwandlung ein versöhnender Ausgleich statt. Eine kommunistische Gesellschaftsordnung soll während der Periode der Mutterschaft den Unterhalt der Frau sichern, ohne sie von einem einzelnen Manne abhängig zu machen. Jede Regelung der intimsten

*) Leipzig, Hermann Seemana.

Digitized by Google

Vorgänge von Liebe und Fortpflanzung durch Anderes, als durch freie Selbstbestimmung beider Teile nennt Carpenter eine „unerträgliche Knechtschaft".*) Die ideale Liebesverbindung ist eine Ehe, befreit vom Druck gesetzlichen Zwanges, aber gefestigt durch moralisches und soziales Verantwortungsgefühl. Auf geistiger Gleichwertigkeit beruhend und auf seelischem Verstehen, wird sie auch dann noch fortdauern, wenn die leidenschaftliche Anziehung ihre erste Kraft verloren hat. Die polygame Beanlagung des Mannes wird mehr und mehr zurücktreten, je tiefer und feiner nüanciert die Empfindungen werden, je individuellere Anforderungen die Partnerin erfüllen muß. Solchen Verbindungen geht man entgegen, nicht durch die Verurteilung der Sinne, sondern durch die Einpflanzung so hoher Liebesziele, daß alles Andere wertlos erscheint. Gemeinsame Erziehung der Geschlechter und freie Natürlichkeit würden die Gefahren der Erregungen bedeutend vermindern und keineswegs notwendigerweise zur Vermehrung geheimer Liebesbeziehungen führen. Wenn aber solche Dinge sich da und dort einmal ereignen, dürfen sie nicht mehr jene verhängnisvollen und unverzeihlichen Sünden sein, als welche sie heute, wenigstens für Mädchen, angesehen werden. „Das unsinnige Verlangen muß aufhören, daß irgend eine zufällige Erregung unter Umständen das Schicksal zweier Menschen für das ganze Leben entscheiden soll." Eine freie Gesellschaft wird die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse des menschlichen Herzens und der menschlichea Natur anerkennen, die den Gebräuchen und Begierden entschwundener Zeiten und dem tausendfach variierten Liebeskultus im Entwicklungsgange der Erde entstammen. „Erstickte Sehnsüchte von Tausenden und Tausenden von Herzen, die immer wieder aufzucken in der großea umfassenden Seele der Menschheit, und sich empören gegen die kleinlichen Fesseln dieses oder jenes Zeitalters." Und darum, wenn auch das letzte Ziel des Glückes die Seligkeit festgegründeter Einigung ist, wird die freie Gesellschaft weit entfernt davon sein, die zeitweise Verbindung eines Weibes und eines Mannes zu brandmarken.**) Sie wird eben zugeben, daß es verschiedene Formen und Funktionen des Liebesgefühls giebt. Sie wird zwar vollkommen davon überzeugt sein, daß eine lebenslange Kameradschaft, in der vielleicht das sexuelle Moment nicht die überwiegende Rolle spielt, die befriedigendste Form ist, aber auch einsehen, daß ein ehernes Gesetz, das nur ewiges Zusammenleben oder völliges Fremdbleiben, nur eine orthodoxe und eine sündhafte, eine eheliche und eine ehebrecherische Liebe kennt, die Quelle beständiger Verwirrung und unerhörter Mißverhältnisse sein muß." Aufgebaut auf ungenügender gegenseitiger Kenntnis der Ehegatten, die in völlig verschiedener Geisteswelt und Moratauffassung aufwuchsen, ist die Zwangsehe mit ihrem erbärmlichen Dekret des Eigentums an einem anderen Menschen, mit ihrer Vermengung von Gefühlsfragen und materiellen Fragen, mit ihren unhaltbaren Versprechungen und ihrer trosttosen Verurteilung zu stetem Zusammensein die härteste Prüfung, die auch die tapferste Liebe zum Verzagea bringen kann. Eine Langeweile, eine Müdigkeit, eine Hoffnungslosigkeit tritt in dieses Verhältnis, aus dem die Eifersucht sogar den wärmeren freundschaftlichen Verkehr mit Personen anderen Geschlechtes ausschließt. — Und leuchtend steht diesem Bilde gegenüber eine Ehe, so frei und so in sich selbst begründet, daß sie den Gatten weite Wege von einander weg, in gemeinsamen oder getrennten Aufgaben, gestattet und dennoch durch absoluteste Sympathie zusammengehalten würde — frei und dennoch unzerstörbar."

Freilich ist die menschliche Liebe unvermeidlich mit Tragödien verknüpft, die aus unerwiderten oder nur einseitig erloschenen Gefühlen entspringen. Nichts aber müßte Großdenkende mehr abstoßen, als amtliche Intervention in diesen Tragödien, das Eingreifen Fremder in unsre tiefsten Schmerzen und heiligsten Leiden.

Ein sittliches, ein reines und schönes Verhältnis der Geschlechter verlangt völlig veränderte Anschauungen über Richtigkeit und Erlaubtheit — es verlangt einen freien Vertrag, bei dem der Staat nur in Bezug auf die Versorgung der Kinder zu Vorschriften befugt wäre. Ueber die Zeugung der gesunden, freien Nachkommen aus diesen Verbindungen würden innere Gesetze, nicht äußere gewaltet haben, wie denn überhaupt bisher alle Gedanken za sehr auf die äußere Form, zu wenig auf das innere Wesen der Liebe gerichtet waren. Eine ganze Wissenschaft liegt hier unerforscht brach; ihre Ausgestaltung ist entscheidend dafür, ob die Menschheit den Weg zum Glück findet. Ihre Vertiefuag wird künstliche Gesellschafts- und Familienformen beiseite schieben müssen, um der Natur Platz zu machen, der Natur, nicht gefesselt durch einschnürende, mechanische Bande, für die sie sich durch mehr oder weniger verheimlichte Laster entschädigt, sondern einer Natur, geläutert und veredelt durch das stolze Individuum, das reif geworden ist zur freien Beherrschung und freien Bethätigung seiner Triebe im Dienste der Kultur.

*) Wenn nur die „freie Selbstbestimmung beider Teile" nicht eben durch die Knechtung unter gewaltige jugendliche Leidenschaft oft illusorisch würde! Erziehung vermag da gewiß viel; aber zur Erziehung gehören eben doch auch die wohlthätigen Schranken von Gesetz und Sitte, deren ethische Bedeutung uns hier nicht immer ausreichend gewürdigt erscheint. D. Red.

**) Brandmarken? Nein; aber sie wird sie auch nicht gutheißen dürfen, ohne gerade auf diesem schwierigen Gebiet in den Fehler iner esoterischen und exoterischen Moral zu verfallen. Die R.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

1. Der einsame Esser.

Es war einmal in einer Vorstadt von Berlin ein alleinstehender Herr, der den ganzen Tag zu Hause arbeitete und nur eine alte Haushälterin hatte. Die trug eine schaeeweiße Schürze und ein ebenso weißes Häubchen, und wenn die Essensstunde kam, dann schwebte sie leise mit dem Gedeck und den Speisen herein, sagte „Guten Appetit, Herr Krüger", and schwebte ebenso leise wieder hinaus. Nun denkt Ihr vielleicht, so wie sie hinaus war, sei Herr Krüger über seine Speisen hergestürzt. Er brauchte sich ja vor Niemand zu genieren. Nein, Herr Krüger ging in sein Schlafzimmer und wusch sich die Hände und putzte sich die Nägel, bis sie wie Tautropfen an seinen Fingern hingen, dann zog er eine saubere Jacke an und ging feierlich ins Eßzimmer, wo Niemand wartete als der gedeckte Tisch. Dort setzte er sich ebenso feierlich hin und nahm mit einer dankbaren Verneigung die Schüsseln in die Hand und nahm sich davon, nicht gierig, sondern so zierlich und bescheiden, als müßte er es noch an sechs weißgekleidete Damen weitergeben. Daan begann er zu essen. Ihr denkt vielleicht, nach diesen Ceremonien hätte er sich's nun endlich bequem gemacht, die Ellbogen aufgestützt und so recht behaglich geschmatzt, geschlürft und Flecken aufs Tischtuch gemacht. Neia, das gerade Gegenteil. Er aß so leise, als wolle er einer fernen Musik zuhören und sich keinen Ton entgehea lassen, und seine Ellbogen hielt er so bescheiden an sich, als säße er an einem Tische, an dem zwanzig speisen, obwohl eigeattich nur für fünf Platz ist. Er nahm von manchen Gerichten zweimal, aber wenn er sich eine Schüssel zum dritten Mal anbot, dann dankte er verbindlich und setzte sie wieder hin. Nach Tische legte er sauber seine Serviette zusammen, erhob sich feierlich und ging wieder hinaus an die Arbeit.

„Aber Herr Krüger," so werdet Ihr ausrufen, „warum machen Sie sich's denn nicht bequem — Sie sind doch

Digitized by Google

ganz allein, wozu dann alle die feinen Manieren und das Waschen und Nägelputzen? Wer hat denn davon etwas? Lassen Sie sich doch ein bischen gehen, alter Herr!

Da würdet Ihr schön ankommen bei Herrn Krüger. „Seid Ihr vielleicht nur dann ehrlich, wenn Euch gerade Jemand auf die Finger sieht?“ so würde er fragen. „Wenn's nach Euch ginge, sollt' ich mich wohl in der Badehose an den Tisch setzen und mit den Fingern essen, he? Meint Ihr denn wirklich, feine und saubere Manieren seien nur ein Schaustück für Andere und nichts für uns selbst? Dann wundert Ihr Euch auch vielleicht, daß ich einen Blumenstrauß auf dem Tisch habe, obwohl ich bloß allein dasitze? Ich sage Euch, mit saubern Händen und bescheidenen Bewegungen schmücke ich mir mein Essen mehr, als mit den schönsten Rosen. Was hilft das duftigste Bouquet, wenn man dazu schmatzt und Flecken herumspritzt und mit schmutzigen Händen über den Schüsseln schwebt? Das ist dasselbe, als wenn eine Kuh in einem Levkojenbeet grasen würde. Ja, das wäre dasselbe!“

So würde Euch Herr Krüger antworten — denn er antwortet ebenso gründlich, wie er sich die Hände wäscht. Und Herr Krüger hat recht. Wer den Anstand nur um der Andern willen übt, der ist nur ein äußerlich lackierter Mensch. Herr Krüger pflegt seine feinen und reinlichen Manieren, weil seine Seele darnach verlangt. Die Seele spürt nämlich alles, was draußen vorgeht, wie die Schwalbe den Frühling spürt und die Herbstluft. Und sie möchte Anmut und Reinheit nicht nur in ihrem Innern, sondern auch in ihrer ganzen Umgebung haben — sie möchte in guter Gesellschaft sein.

Und ich glaube, feine und säuberliche Manieren wirken auf den ganzen Menschen, wie ein Alpenkurort auf die Lungen. Das gierige Zufahren aber und das ungewaschene Wesen und die großen Saucenflecke und das Hinflegeln und das lärmende Essen — wenn das nicht allmählich den ganzen Menschen und all sein Handeln und Denken ansteckt, dann müßte es wirklich nicht mit rechten Dingen zugehen in der Welt.

Dr. F. W. F.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Der Spuk der Arbeiter-Ergebenheitsadressen an den Kaiser und leider auch den Kronprinzen ist geeignet, gerade auch dem Königshaus herzlich ergebene Menschen mit bitterem Unwillen zu erfüllen. Nicht als ob alle Unterschriften erzwungen oder erschlichen wären — es giebt sicher noch eine Anzahl von Arbeitern, die aus diesen oder jenen Gründen der sozialdemokratischen Organisation fern geblieben sind und deren Absicht ehrlich und ohne Hintergedanken sein mag —, aber die Veranstalter dieser Kundgebungen bekunden mit ihrem demonstrativen Eifer und ihrer aufdringlichen Schönfärberei eine solche Mißachtung der patriotischen Gefühle — die ihnen nur als Mittel zum unheiligen Zweck wertvoll sind — und gleichzeitig des Königtums, dem sie den Wunsch nach Potemkinschen Dörfern unterschieben, daß ihr Gebahren hart an Majestätsbeleidigung grenzt. Sollten Einige ehrlich an eine Niederwerfung der Sozialdemokratie durch solche Mittel glauben, so hätten sie wegen unheilbarer politischer Blindheit jeden Anspruch darauf verscherzt, ernst genommen zu werden; haben sie aber die Absicht der Täuschung, so ist kaum ein Wort hart genug, um diese politische Brunnenvergiftung zu brandmarken.

*

Der eheliche Konflikt im Wettiner Königshause und seine Behandlung in der Presse und öffentlichen Meinung wirft ein grelles Licht einerseits auf die unsäglich schwierige isolierte Situation der „auf den Höhen der Gesellschaft“ Stehenden, denen in sittlichen Konflikten die reinmenschliche Unterstützung durch aufrichtigen Rat und wohlmeinenden Zuspruch so häufig mangelt, andererseits auf die lakaienhafte Lust am Klatsch beim Leserpublikum, die auch ernste Zeitungen zu Beitritung solcher Intimitäten verleitet. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein begründetes Urteil über das Vorkommnis einzig und allein die Nächstbeteiligten haben können; nichts oder wirkt verrohender und abstumpfender auf das sittliche Teilnahmsgefühl, als oberflächliches Urteilen in Freiforuch oder Verdammnis auf diesem Gebiete zartester Persönlichkeitsbeziehungen.

*

Zum Konflikt mit Venezuela. Zu der Zeit, da in Deutschland, aus Anlaß der Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika, die Wogen der Begeisterung wegen der angeblichen deutsch-amerikanischen Verbrüderung hoch gingen, warnte ich in der „Ethischen Kultur“ (Nr. 12 vom 22. 3.) vor Ueberschätzung dieser Stimmung.

An die Stelle der damaligen Begeisterung für den Prinzen und die Deutschen ist in Amerika schon längst wieder Ernüchterung getreten. Aber die deutschfeindliche Stimmung ist erst in der letzten Zeit recht wieder aufgelebt. Sie hat in der deutsch-englischen Expedition gegen Venezuela einen Anstoß gefunden. Wenn auch die beiden Mächte nicht Gebietserwerbungen beabsichtigen, so wird doch ihr Vorgehen in den Vereinigten Staaten mit tiefem Mißtrauen betrachtet. Und das hat Deutschlands bisherige Politik, sein Jagen nach Kolonialbesitz bewirkt. Denn gegen Deutschland besonders richtet sich die feindselige Stimmung der Amerikaner, und auch in England ist die öffentliche Meinung gegen das Unternehmen und verlangt, daß England sich von Deutschland trenne. In der That ist die Anregung zu der Expedition von Deutschland ausgegangen, das England zur Teilnahme daran bewogen hat. Wie in dem chinesischen Kriege ist es wieder Deutschland, das die kriegerische Aktion mit dem größten Eifer betreibt, und was auch in der deutschen Presse zur Rechtfertigung dieses Verfahrens angeführt werden mag, es zeigt sich in diesem Falle wieder die Vorliebe unserer Regierung für eine schneidige Politik. Es genügt nicht, die Berechtigung der deutschen Ansprüche nachzuweisen und das Verfahren anderer Mächte, die in ähnlichen Fällen ebenfalls zu Gewaltmitteln griffen, zum Vergleich heranzuziehen. Nein, das Unternehmen muß nach der gesamten Wirkung, die es im Auslande hervorbringt, beurteilt werden. Zunächst ist gewiß die Frage berechtigt, ob dies die rechte Art ist, die deutschen Interessen in Venezuela zu wahren. Eben so gut, wie bei dem chinesischen Kriege, ist zu befürchten, daß in Venezuela eine deutschfeindliche Stimmung zum Schaden des Deutschtums genährt wird.

Aber viel bedenklicher noch ist die Erregung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten und in England gegen uns. In diesen beiden Ländern herrscht alter Groll gegen Deutschland, den zu beleben wir uns hüten sollten. Man betrachtet in diesen beiden Ländern Deutschland als den Störenfried, durch dessen ehrgeizige Bestrebungen der Weltfriede bedroht sei. Und anstatt, wie unsere offiziöse und die sogenannte patriotische Presse es thut, über ungerechte böswillige Verleumdungen zu klagen, sollten wir lieber prüfen, ob der gegen Deutschland ausgesprochene Verdacht nicht berechtigt ist. Ist doch auch in Sachen des Schiedsgerichts ein Unterschied der Auffassung zwischen England und Deutschland bemerkbar. Deutschland zeigt wenig Neigung, auf diesen Vorschlag einzugehen. Und wenn von deutscher Seite die Forderung gestellt wird, Venezuela solle wegen der Kränkung der deutschen Ehre förmliche Abbitte leisten, so ist dies für die Anschauungen unserer leitenden Kreise im höchsten Grade charakteristisch, weil dadurch Venezuela eine Demütigung zugemutet wird, doch nur geeignet, eine friedliche Lösung zu erschweren.

Th. B.

Streiflichter.

Bedingte Verurteilung. Mit dem neuen Jahre tritt in den meisten deutschen Bundesstaaten eine einheitliche Regelung des Verfahrens bei Erteilung eines bedingten Strafaufschubs in Kraft, von der vor Kurzem der „Württemb. Staatsanzeiger“ Nachricht gab. Die Grundsätze dabei sind folgende:

1. Von dem bedingten Strafaufschub soll vorzugsweise zu Gunsten solcher Verurteilter Gebrauch gemacht werden, welche zur Zeit der That das 18. Lebensjahr nicht vollendet haben.

2. Gegenüber Personen, die früher bereits zu Freiheitsstrafe verurteilt sind und die Strafe ganz oder teilweise verbüßt haben, soll der bedingte Strafaufschub nur in besonderen Fällen Platz greifen.

3. Die Höhe der erkannten Freiheitsstrafe soll die Gewährung des bedingten Strafaufschubs nicht grundsätzlich ausschließen.

4. Ueber die Bewilligung des bedingten Strafaufschubs ist eine Aeußerung des erkennenden Gerichts herbeizuführen.

5. Die Bewährungsfrist soll auf weniger als die Dauer der Verjährungsfrist, und zwar bei Strafen, die in zwei Jahren verjähren, mindestens auf ein Jahr, bei Strafen, die einer längeren Verjährung unterliegen, auf mindestens zwei Jahre bemessen werden.

Es ist damit ein Anfang gemacht mit der dringend nötigen Reform unseres Strafvollstreckungswesens, aber auch nur ein sehr bescheidener Anfang. Man kann mit diesen Grundsätzen im Ganzen einverstanden sein, obwohl nicht recht zu erkennen ist, warum Punkt 2 allen einmal früher Bestraften die neue Wohlthat grundsätzlich vorenthalten will, und obgleich in Punkt 4 leider nur eine gutachtliche Aeußerung des erkennenden Gerichts über die Bewilligung, nicht aber dessen Entscheidung vorgesehen zu sein scheint. Wünschenswerter wäre die Einordnung der bedingten Verurteilung in die geordnete Rechtspflege, also in die Kompetenz der Gerichte selbst, wie das überall, außer in Deutschland, der Fall ist. Bei uns entscheidet auf Vorschlag der Strafvollstreckungsbehörden die Justizverwaltung über die Strafaussetzung; wir haben daher vielmehr eine bedingte ministerielle Begnadigung als eine bedingte Verurteilung.

Es scheint in Deutschland immer nur zu halben Maßregeln zu reichen. Was seit 30 Jahren in den meisten Kulturstaaten durchgeführt ist, damit machen wir jetzt seit 6 Jahren schüchterne Experimente. Statt das Urteil sprechende Gericht, das soeben ja den Fall genau kennen gelernt hat, mit der Beurteilung darüber zu betrauen, ob hier eine Aussetzung des Strafvollzugs aus psychologischen oder sonstigen Gründen zu empfehlen ist, muß ein neuer mit Akten gepflasterter Instanzenweg bis zum Justizminister angelegt werden. Der Verwaltungsbeamte hat das letzte Wort, nicht der unabhängige Richter. Und schließlich wird der jugendliche Delinquent „begnadigt"; das klingt besser, als wenn man ihm ein „Recht" auf eine Besserungsfrist eingeräumt hätte. Der richtige Bureaukrat hat eben geradezu Angst vor dem Einfachen, Naheliegenden und Guten. Von diesem im Folgenden ein Beispiel.

* * *

Das Ehrenwortsystem in New-York. Dem „Berliner Tageblatt" vom 19. Nov. v. J. entnehmen wir folgende anschauliche Ausführungen zu der Frage der bedingten Verurteilung.

In New-York übermittelte man Knaben unter 16 Jahren, die bei Gesetzwidrigkeiten ertappt wurden, nach früher einer Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder, in deren Obhut sie bis zum Verhandlungstage blieben. Alsdann wurden sie entweder freigesprochen, einer Anstalt überwiesen oder ihren Eltern überantwortet. Aber für Uebelthäter über 16 Jahre gab es bis vor kurzem nur Gefängnis. „Einige Monate Gefängnishaft, und der jugendliche Gesetzesübertreter ist ein dem Untergang geweihtes Menschenkind", erklärte ein bekannter amerikanischer Richter. Zu Gunsten dieser Jünglinge wurde das neue Ehrenwortgesetz (die bedingte Verurteilung) ins Leben gerufen. Ein Herr Willard, seit 1896 Leiter der städtischen Gefängnisknabenschule, erbot sich, die zum ersten Mal ertappten jungen Menschen von 16—23 Jahren versuchsweise unter seine Obhut zu nehmen. Statt nun die jugendlichen Missethäter in eine Besserungsanstalt oder in ein Gefängnis zu schicken, werden sie unter Ehrenwort dem menschenfreundlichen Willard überwiesen, unter dessen persönlicher Aufsicht sie stehen, bis es ihm gelingt, Anstellungen für sie zu finden. Aus den Erzählungen der auf Abwege geratenen Knaben war Willard zu der Ueberzeugung gekommen, daß den meisten derselben etwas anderes not that, als Gefängnisstrafe. So erfuhr er von einem kaum 23jährigen, eines Diebstahls überwiesenen Burschen, daß er die That im Rausche vollbracht hatte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß er Weib und Kind besitze, die er bisdann schlecht und recht erhalten hatte. Einen solchen Menschen sofort nach der ersten Gesetzesüberschreitung auf sechs Monate ins Gefängnis zu schicken, war gleichbedeutend mit Vernichtung seines Heims; ihn freizusprechen, hieß ihn haltlos dem Verderben preisgeben. In solchen Fällen, die zu den alltäglichen gehören, bewährt sich die bedingte Verurteilung glänzend, denn der junge Uebelthäter muß entweder durch häufige Besuche oder durch schriftliche Berichte an Willard über seinen Verbleib Auskunft geben. Es wird dadurch bei ihm die Empfindung geweckt, daß eine sittliche Kraft über ihn wacht, und daß er selbst gewisse moralische Verpflichtungen zu erfüllen hat. Er fühlt, daß ihm Gelegenheit geboten wird, seinen Fehltritt wieder gut zu machen, ohne daß ein lebenslänglicher Fleck auf seiner Ehre haften bliebe.

Häufig sind an dem für die Beurteilung der jugendlichen Gesetzesverletzer bestimmten Freitag im Monat die hundert unter Ehrenwort stehende Knaben im Verhandlungssaal des Ortskriminalgerichts versammelt. Sie werden der Reihe nach mit Namen aufgerufen und treten einzeln vor die Schranke. Herr David Willard, dem vom genannten Gerichtshof alle unter Ehrenwort Stehenden zugeteilt werden, sitzt auf der Zeugenbank mit einem ganzen Stoß Papiere vor sich. Er liest mit lauter Stimme die Berichte des vor den Schranken stehenden jugendlichen Verbrechers vor, der zum Beispiel seinen Chef bestohlen hat und seit zwei Monaten unter Ehrenwort steht. Der einsichtsvolle Chef hat ihn wieder aufgenommen, und da der Bursche während der ihm auferlegten Probezeit nicht nur nicht rückfällig geworden ist, sondern getreulich seine Pflicht erfüllt hat, giebt ihn der präsidierende Richter gänzlich der Freiheit zurück und ermahnt ihn, ein tüchtiger Bürger des Staates zu bleiben, da die Nation tüchtige Menschen brauche. Mit stolz erhobenem Haupte und voll Selbstbewußtsein infolge des über sich errungenen Sieges verlassen die freigesprochenen Jünglinge den Saal. Freilich kommt es leider noch oft genug vor, daß die unter Ehrenwort Stehenden nicht die moralische Kraft besitzen, sich gleich das erste Mal aus dem Sumpfe zu erheben. Schlechte Gesellschaft, traurige Verhältnisse in der Familie, Not und Elend bringen manchen dazu, wortbrüchig zu werden. Ihre Berichte laufen unregelmäßig ein und zeugen von Rückfällen. In solchen Fällen erteilt ihnen der präsidierende Richter eine strenge Mahnung, sich zu bessern, erneut das Ehrenwort auf einen oder zwei Monate und erinnert die jungen Leute daran, daß man ihnen die Probezeit nur deshalb auferlegte, damit sie aus eigener Kraft wieder nützliche Mitglieder der Gesellschaft würden. Oft stachelt der Richter auch das Selbstbewußtsein und den Ehrgeiz an, den Versuchungen tapfer zu widerstehen. Auf diese Art wird der Gerichtshof Ratgeber und Führer zugleich. Es waltet nicht die „strenge Gerechtigkeit", sondern die weise, wohlwollende Menschlichkeit, und sie erzielt viel bessere Erfolge.

Die Erfahrungen, die Willard seit dem Bestehen des „Ehrenwortsystems" gesammelt hat, sind äußerst günstige. Er berichtet, daß unter 190 Fällen, die öffentlich zur Verhandlung kamen, 105 zur vollständigen Freilassung führten, und wenigstens 80 Buschen sich des Vertrauens würdig zeigten, das heißt, nicht rückfällig wurden. Kurz und gut: es werden mehr als 60 Prozent der jugendlichen Verbrecher auf den rechten Weg zurückgeführt. In dieser Weise wird dem Staate eine Anzahl guter Bürger gewonnen, die sich aus eigener Kraft wieder emporgearbeitet haben und darum doppelt zu schätzen sind.

Sprechsaal.

Kirchenwesen und Ethik.

Unter dieser Ueberschrift hat Dr. Kronenberg in Nr. 48 vor. Jahrg. unserer Meinungsverschiedenheit eine Formulierung gegeben, die ich nicht anerkennen kann und die ich daher in einigen Punkten richtig stellen muß.

„Das ist ja ein netter Anblick, wie sich die Herren Wortführer der ethischen Kultur da herumraufen" — höre ich jemand sagen. Lieber Herr, so antworte ich, wir haben die ethische Gesellschaft nicht gegründet, weil wir die Ethik schon besitzen, sondern weil wir sie suchen. Unser Blatt ist eine Veranstaltung zur Aussprache und nicht zum Ausschweigen über die schwierigsten und intimsten Fragen menschlicher Kultur. Und von dieser fördernden Aussprache sollten die Wortführer der Bewegung ausgeschlossen sein? Um etwa nach außen den Schein zu verbreiten, daß sie längst mit all den Problemen fertig seien? Das wäre ja das Schlimmste, was wir der Sache der Ethik anthun könnten; denn das Beste, was wir verbreiten können, das ist ja gerade das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer Vertiefung des Denkens auf dem Gebiete menschlicher Gesittung — ein Kampf gegen den Dilettantismus und gegen das radikale Fertigsein mit den Dingen.

Von diesem Gesichtspunkte aus protestierte ich gegen eine Parteinahme der Ethiker für den französischen Kulturkampf. Wenn die französischen Radikalen schon wissen, was Kultur ist und was zu den Lebens-Bedingungen menschlicher Gemeinschaft gehört, so mögen sie ihren Kampf einen Kampf für die Kultur nennen — wir Ethiker können und dürfen da noch nicht fertig sein. „Roche für Dreyfus — Pardon wird nicht gegeben" — so tönt es aus diesem Kampfe; alle blinden Leidenschaften sind am Werke, lange aufgespeicherter Haß entlodet sich, Mißverständnisse lagern sich in dicken Staubwolken über das Ganze — also doch wohl wirklich kein Grund für uns, aus der Ferne „Bruno" zu klatschen und die einseitige Selbstgewißheit der Angreifenden noch zu unterstützen. Daß ich es

nun als eine unentbehrliche Bedingung der ethischen Vertiefung bezeichnet habe, zunächst einmal ann der Gegenseite zu lernen, da doch deren Institutionen bei aller Verbesserungsbedürftigkeit im Einzelnen, zweifellos auf einer großen Erfahrtheit der Menschen- und Lebenskenntnis beruhen, was auch August Comte, der Vater der modernen Soziologie, bei jeder Gelegenheit den Radikalen ins Gedächtnis ruft — das wird mir mißverständlicherweise in ausgelegt, als ob ich die oberste Autorität der Ethik und des objektiv urteilenden Denkens gegenüber bloßen subjektiven Bedürfnissen anerkennen und in Frage stellen wolle. Ich denke garnicht daran. Dr. Kronenbergs Argumente für die Notwendigkeit einer solchen Ethik sind daher auch die meinigen. (Vgl. die Berichte des Sekretariats des Eth. Bundes!) Was ich bestreite, ist nur, daß etwa Penj. Bussan die Inkarnation dieser objektiven Vernunft sei.

Ich bestreite also, daß die Gesamtsumme des radikalen Denkens über ethische Fragen etwa jene maßgebende Ethik darstelle, die im Namen der Kultur über kirchliche Institutionen herfallen und ihnen die Existenzberechtigung absprechen könne. Man könnte ja dann ruhig noch einen Schritt weitergehen und überhaupt die ganze christliche Ethik als gesellschaftsfeindlich bezeichnen, und verbieten, daß sie den Kindern gelehrt werde, da doch der Staat ein Interesse daran habe, daß die junge Generation für das Diesseits und nicht für das Jenseits gebildet werde. Das wäre nur konsequent. So wie nun aber alle Toleranz auf religiösem Gebiete auf der individuellen Selbstbescheidung beruht, daß der Einzelne und einzelne Menschengruppen nicht die ganze Wahrheit des Lebens erfassen können, und daß jeder den echten Ring lieber durch die That beweise als durch Verfolgung der Anderen, so muß es auch in der ethischen Beurteilung und vor allem in der staatlichen Exekution auf dem Gebiete ethischer Institutionen eine Toleranz geben, die dem Dogma der individuellen Unfehlbarkeit entgegentritt, welche Alles verwirft, was dem eigenen begrenzten Erleben nicht verständlich ist, und welche das lebensfremdeste und ungläublichste von allen Dogmen ist. Diese Toleranz gilt den Kannibalen gegenüber nicht, weil es sich da um keine Ebenbürtigkeit der Lebenserkenntnis handeln kann, sie ist aber immer mehr ein stillschweigender Vertrag innerhalb der zivilisierten Gemeinschaft geworden, eben weil es sich da um Kulturmenschen handelt, die uns an Bildung, Lebensbeobachtung und sittlichem Wollen nicht nachstehen, aber zu anderen Resultaten in Bezug auf Mittel und Wege der Kultur gekommen sind, als wir. Und in der Auseinandersetzung dieser verschiedenen Lebensanschauungen sollte nur die innere Macht der Gründe, nie aber die staatliche Exekutive seitens zufälliger Majoritäten über das Schicksal von tiefgewurzelten Institutionen und Gebräuchen entscheiden. Wenn aus diesem Argument auch die Toleranz gegenüber den „seelischen Bedürfnissen" der Kannibalen abgeleitet wird, so wird dabei vergessen, daß eben diese Toleranz gerade auf der Einsicht beruht, daß die Vertreter der Kirche keine Kannibalen, sondern Menschen sind, die sich auf eine lange Reihe der tiefsten und gebildetsten Männer und Frauen aller Zeiten berufen können und auch heute noch in allen Kulturländern, nicht nur im Volke, sondern gerade auch unter hochgebildeten und nachdenklichen Menschen eine gewaltige Anzahl von Anhängern haben — woraus sich eben die Notwendigkeit ergiebt, in unserm Urteile mit großem Mißtrauen und großer Kritik der eigenen Vernunft vorzugehen, mindestens aber auf jedem gewaltsamen Eingriff in die von jener Lebensanschauung getragenen Institutionen abzustehen, da wir ja doch garnicht wissen können, ob dadurch nicht Kulturfermente und Kulturgrundlagen zerstört werden, deren Wert wir selber noch bei tieferer Untersuchung einsehen könnten, genau so wie ihn Verfasser dieses eingesehen hat, der früher selber zu den Verfolgern gehörte und der fast selber alle die Argumente gebraucht (und zu leicht befunden hat), welche jetzt gegen ihn gekehrt werden.

Also gewiß die Autorität der Ethik über alle subjektiven Bedürfnisse; vor keinem dieser Bedürfnisse soll die Frage halt machen, wie sich dasselbe zu den Grundbedürfnissen aller menschlichen Gemeinschaft verhält — aber ich fordere eine wahrhaft wissenschaftliche Untersuchung, mit aller Kritik der individuellen Fehlerquellen, statt einer Auslieferung solcher Fragen an die Diktatur politischer Leidenschaften, und vor allem protestiere ich in der hier in Rede stehenden Angelegenheit dagegen, daß man ein fertiges Verdikt jener allgemeinmenschlichen Ethik aufstellen zu dürfen glaubt, bevor auch nur die elementarsten psychologischen und soziologischen Vorarbeiten zu einer allseitigen und gerechten Untersuchung der Frage gemacht sind: In welchem Verhältnis zu den Grundbedürfnissen der Gemeinschaft stehen die Oeden und die von ihnen vertretene Pädagogik? Nicht daß der Ethiker diese Frage untersuchen dürfe, sondern vielmehr, daß er jetzt schon mit ihr fertig sein dürfe, das bestreite ich, und ich bestreite es nicht im Namen subjektiver Liebhabereien, sondern im Namen der Grundforderungen aller echt wissenschaftlichen Untersuchung. Und warum der Untersuchung dieser Frage ein sehr tiefes und gründliches Studium der Kirche und ihrer Ethik vorangehen müsse und warum aus solchem Studium für den modernen Sozialethiker viel zu lernen sei, das will ich an einem von Herrn Dr. Kronenberg gewählten Beispiele illustrieren. „Wenn jemand urteilt", so sagt er, „in einem Zimmer sei es sehr warm, ein anderer aber, es sei sehr kalt (und beide haben natürlich recht), ein dritter aber mit Hilfe der Quecksilbersäule urteilt, es sei 12 Grad — steht dieser letztere als konkurrierende Partei mit jenen beiden auf gleicher Linie?" Das Beispiel ist sehr gut gewählt. Für Herrn Dr. Kronenberg hat Bussinn und er und die anderen Radikalen die Quecksilbersäule in der Hand, während es den Anderen (den Kirchlichen) nur subjektiv heiß und kalt wird. Stimmt das denn nun wirklich? Ich meine doch, in der Kirche sind nicht nur Menschen, denen bestimmte Institutionen nur subjektiv behagen, sondern in allen Jahrhunderten auch Menschen, die objektiv darüber nachgedacht und Beobachtungen gesammelt haben, in welchem Verhältnis zu den Lebensbedingungen aller menschlichen Gemeinschaft derartige Institutionen stehen. Und hier komme ich auf den Hauptpunkt: Für die Feststellung der Thatsachen und Zusammenhänge, die für die Beantwortung dieser Frage maßgebend sind, genügt garnicht die bloße abstrakte Vernunft, sondern nur die von tiefen inneren Erlebnissen unterstützte Vernunft. Kenntnis der Grundkräfte der menschlichen Seele brauchen wir für den Aufbau der Ethik, nicht bloß soziologische Beobachtungen. Grundlage aller menschlichen Gemeinschaft ist doch die Fähigkeit des einzelnen Individuums, sozial zu handeln, d. h. seine rein organischen Triebe und Bedürfnisse durch die Darstellung der höheren Forderung beherrschen zu lassen und sein individuelles Wollen den Bedingungen der Gemeinschaft zu opfern und unterzuordnen. Da nun der Mensch keine Ameise oder Biene ist, bei denen der soziale Trieb den Selbsterhaltungstrieb bei weitem überwiegt, sondern ein Wesen, bei dem der selbstische Trieb eine gewaltige Stärke besitzt und immer mehr Stärke bekommen hat, je mannigfaltiger sich die Bedürfnisse entwickelt haben — darum ist es eine der fundamentalsten psychologischen Fragen für alle soziale Wertung von Symbolen, Institutionen und Gebräuchen: Welche Art von Vorstellungen hat die stärkste bändigende und inspirierende Kraft für den Menschen, der mit Leidenschaft und Selbstsucht ringt? Welche Art von vollzogenen und auf das ganze Lebensgefühl wirkenden Vorstellungen braucht vor allem die große Masse der nicht abstrakt denkenden Menschen? Welche Institutionen haben hier eine besondere Funktion, die durch Erfahrung erprobt ist? Kurz: Welche geistigen und sozialen Hilfen braucht der innere Mensch, um sozial leben zu können? Es ist nun ganz zweifellos, daß diese Fragen nur von denen wirklich erfahrungsgemäß und an der Hand der Wirklichkeit beantwortet werden können, die in ihrem inneren Erleben die größten und schwersten Kämpfe bestanden haben, d. h. die nun eigenen Leibe und nu der eigenen Seele einen größeren Teil menschlicher Seelenschicksale durchgemacht haben als Andere, also auch einen größeren Teil der hier in Frage kommenden Wirklichkeit experimentell, d. h. durch blutige Erfahrung, kennen, als Menschen, deren Innenleben weniger reich differenziert ist und die mit dem bloßen Verstande nie erschließen können, was der Mensch braucht, denn es handelt sich hier eben um Wirklichkeiten, die nur mit der inneren Erfahrung zu erfassen sind. Darum heißt es von Faust, wie er dem Chor seliger Knaben entgegenschwebt: „Doch dieser hat gelernt — er wird Euch lehren." Ein Paulus, ein Augustinus, ein Dante die „in der Höll waren", erfahren zweifellos mehr von den Thatsachen und Bedingungen des inneren Menschen, als wir anderen Menschen, die wir nicht so intensiv und mannigfaltig mit den Lebenskräften in Berührung kommen, die über das Schicksal des Menschen entscheiden. Alle die großen Erbauer und Träger der Kirche sind Menschen, die in dieser Richtung Positiveres von der Seele wußten und wissen, als wir Modernen mit all unserer experimentellen Psychologie, und darum besitzen gerade sie in vielen ethischen Fragen, deren Entscheidung in besonderem Maße von der Kenntnis der Psyche abhängt, unendlich noch die „Quecksilbersäule", d. h. die positivere Vertrautheit mit der Wirklichkeit — wenn auch selbstverständlich die Organe und Methoden der Feststellung auf diesem Gebiete nie die äußere Exaktheit haben können, wie bei der Feststellung äußerer Fakten. Dafür tritt dann aber der consensus sapientium ein, d. h. die Bestätigung des Gleichen durch große und erlebnisreiche Männer und Frauen der verschiedensten Rassen und Zeiten. In diesem doch wohl unbestreitbaren Faktum wurzelt die Forderung, die ich stelle: Da die „Feststellung des Thatsächlichen" 1) in der menschlichen Natur und 2) in der menschlichen Gesellschaft die Vorbedingung einer wahrhaften reinen Ethik ist, und da die Kirche auf ersterem Gebiete, die moderne Wissenschaft auf letzterem Gebiete reicheres positives Wissen besitzt, so kann eine allgemeingiltige Ethik weder allein auf der Tradition der Kirche, noch allein auf der modernen Sozialogie beruhen, sondern sie kann nur das Ergebnis des Zusammenwirkens und der gegenseitigen Ergänzung beider Faktoren sein. Von einer bereits fertigen Ethik auf einer der beiden Seiten, die nun das Recht hätte, sich als allein giltiges Ergebnis der Erforschung der gesellschaftlichen Lebensbedingungen hinzustellen und den Vernichtungskampf gegen die Ethik der Gegenseite und deren soziale und pädagogische Institutionen aufzunehmen, kann aber absolut keine Rede sein, und wer solchen Kampf aufnehmen will, der kann sich wohl auf politische Leidenschaft, aber niemals auf den Geist echter Wissenschaftlichkeit berufen.

Fr. W. Foerster.

Briefkasten.

An alle Leser. Unsere Zeitschrift soll in Zukunft, entsprechend oft geäußerten Wünschen, sich noch mehr, wie bisher, mit der ethischen Beurteilung der Tagesereignisse beschäftigen. Zu diesem Zweck bedarf sie der thatkräftigen Mitarbeit aller Leser. **Wir bitten deenm.** Es bedarf dazu nur des kurzen Willensentschlusses, die betreffende Notiz, die dem Leser aufgefallen ist oder deren ethische Beleuchtung er wünscht, anzustreichen oder auszuschneiden und in offenem Umschlag der Redaktion einzusenden. Voraussetzung ist natürlich, daß der Gegenstand von allgemeineeem Interesse ist und in den Rahmen der Zeitschrift paßt. Auch ist uns offenkundige oder stille Mitarbeiterschaft an den Rubriken: „Streiflichter" und „Glossen zur Tagesgeschichte" willkommen. Im „Briefkasten" sollen Antworten, die sich kuezer Hand erledigen lassen oder solche, die weitere Kreise interessieren könnten, Platz finden.

Frl. C. v. E. in Freiburg. Dankend acceptiert. Ich bitte um Fortsetzung. Aber kurz. Die Brochüee wird geprüft werden.

Dr. R. M. in Torino. Artikel und Streiflicht werden gebracht. Im Interesse dee Leserlichkeit möchten Redaktion und Setzer den Ankauf einiger Bogen weißen Papiers empfehlen, damit nicht der Text als Palimpsest auf alten Hôtel- und Wäscherechnungen entziffert werden muß. Formlosigkeit ist doch höchstens beim Chaos entschuldbar. Nichts für ungut!

Unsere Mitarbeiter, die bereits seit längerer Zeit Manuskripte eingesandt haben, bitte ich noch um ein wenig Geduld, bis es mie gelungen, die Reste aufzuarbeiten. Im Uebrigen möchte ich auch hier — ein Zirkular geht Ihnen noch zu — als Leitsatz empfehlen: **Je wertvoller eine Wahrheit ist, desto kürzer läßt sie sich vorlegen,** und je küezer eine Darstellung ist, **desto wertvoller ist sie im Allgemeinen für Leser und Redaktion.**

Die Redaktion.

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Büchee u. dgl. sind von nun an ausschließlich zu senden an **Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.**

Ihre Neujahrsglückwünsche

lösten durch Zahlung an unsere Kasse ab: Justizrat Stern mit Mk. 10; Rechtsanwalt Dr. Bieber mit Mk. 5; P. Jaffé mit Mk. 10; Dr. Kronenberg mit Mk. 3; Dr. Levy mit Mk. 5. Nachahmung erwünscht!

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur
Dr. Penzig.

Wanderrednertour.

Vom 2. bis 12. Februar 1903 werde ich in Rheinland-Westfalen, vom 12 ab bis Ende des Monats in Süd-Deutschland (Württemberg, Bayern) Vorträge halten. Abteilungen und Vereinigungen, die von dieser Gelegenheit Gebrauch machen wollen, bitte ich, sich rechtzeitig mit mir in Verbindung zu setzen.

Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Abt. Berlin.

Vortragscyklus von Dr. M. Kronenberg

über

„Grundprobleme ethischer Kultur"

am 28. Januar, 2. und 4. Februar 1903 in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14.

I. Abend: Mittwoch, den 28. Januar, 8¼ Uhr: Das Grundproblem der unabhängigen Ethik. Ethik und Religion.

Spencer's Kulturgesetz der Differenzierung. — Geschichtliche Loslösung der Ethik von der Religion. — Die Kantische Revolution. — **Wesen der Religion (Dante, Meister Eckart, Schleiermacher, Hegel);** Religionssystem und Kirche. — **Wesen der Ethik.** — **Gegensatz von Religion und Ethik.** — Religiöse Aufklärung und Romantik.

II. Abend: Montag, den 2. Februar, 8¼ Uhr: Das Grundproblem der Social-Ethik: Egoismus und Altruismus.

Selbstbehauptung und Selbsthingebung im Naturezustande; in den Anfängen socialer Entwicklung. — **Der radikale Altruismus: Das Rozarenertum, Christus und die Bergpredigt, Tolstoi.** — **Der radikale Egoismus: Nietzsches Herrenmoral; der Anarchismus** (Stirnee); der egoistische Cynismus und Materialismus. — Egoismus und Altruismus als polaee Gegensätze, ihre Vereinigung. — Die menschliche Solidarität als Naturbestimmung. — Individuelle und sociale Freiheit.

III. Abend: Mittwoch, den 4. Februar, 8¼ Uhr: Das Grundproblem der Individual-Ethik: Natur und Sittlichkeit.

Die Gegensätze in der menschlichen Natur: Körper und Geist, Gefühl (Instinkt) und Vernunft. — Der ethische Dualismus: **Askese und Weltflucht, Sünde und Erlösung; der Weltschmerz:** religiöser (kosmischer), sittlicher, socialer Weltschmerz; moderne Einheitsformen. — Der ethische Monismus: **Ethik und Naturgesetz;** sittlicher und künstlerischer Gestaltungstrieb, **Ethik und Aesthetik.** — **Die freie Persönlichkeit (Goethe).** — Einheit und Stufenordnung der Lebenszwecke.

Eintrittskarten zu dem ganzen Cyclus — 4,00 M. für reservirte Plätze, 2,50 M. für nichtreservirte Plätze — sind zu haben in den Buchhandlungen von Breslauer & Meyer, W., Leipzigerstr. 136, J. M. Spaeth, C., Königstr. 52, Walther & Appolant, W., Markgrafenstr. 60, Herm. Lazarus, W., Friedrichstr. 66, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, Nicolai (Borstell & Reimarus), W., Potsdamerstr. 123b und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, W., Unter den Linden 16, Gartenhaus III. nachmittag von 4—7 Uhr.

Die Mitglieder der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyclus zu dem ermäßigten Preise von 1,50 M. **nur** in dem Bureau der Gesellschaft gegen **Vorzeigung** der **Mitgliedskarte.** Daselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder. Einzelkarten zu 1,50 M. (reservirter Platz) und 1 M (nichtreservirter Platz) nur abends an der Kasse, soweit Platz vorhanden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 10. Januar 1903. | Nr. 2.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Eine Programmfrage. Von Landgerichtsrat Kulemann.
Zeitlichkeit und Ewigkeit II. Von Dr. Rudolph Penzig.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde II. Von Dr. F. W. F.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Goethe als Eideshelfer gegen die Ehescheidung.
Fürbitte auf Kündigung.
Zur Reform der beruflichen Krankenpflege.
Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau.
Bücherschau: Alice Salomon, Soziale Frauenpflichten; besprochen von Adele Schreiber. Maurice R. v. Stern, Blumen und Blitze; bespr. von J. St. Richard Rodrian, Volksseele; bespr. von J. St.
Briefkasten.

Eine Programmfrage.

Von Landgerichtsrat Kulemann (Braunschweig).

Ich bin nicht Mitglied der Gesellschaft für ethische Kultur, aber ich begrüße ihre Bestrebungen mit Interesse und Sympathie. Nun wird mir in Kreisen, in denen man Zustimmung und Verständnis für die Ziele der Gesellschaft erwarten durfte, stets der Einwand entgegengehalten, dieselbe verfolge eine religionsfeindliche Richtung und könne deshalb, ungeachtet ihrer sonstigen berechtigten Elemente, von Niemandem unterstützt werden, der an der Notwendigkeit der Religion, wenngleich in durchaus freiheitlichem undogmatischen Sinne festhalte. Um mir über die Berechtigung dieses Einwandes ein eigenes Urteil zu verschaffen, habe ich den Herausgeber dieses Blattes gebeten, mir das einschlägige authentische Material zur Verfügung zu stellen. Derselbe hat meinem Wunsche Rechnung getragen und mir außer den Satzungen die „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung" und den neuesten „Bericht über die ethische Bewegung" vom 1. Juni übersandt. Beim Studium dieser Drucksachen bin ich nun zu dem Ergebnisse gelangt, daß einerseits der erwähnte Vorwurf unbegründet ist, daß aber andererseits die Fassung der Satzungen nicht ohne Schuld daran ist, daß sich in weiten Kreisen die Auffassung von der Religionsfeindlichkeit der ethischen Bewegung hat bilden können. Ich wollte anfangs meine Bedenken auf privatem Wege zur Sprache bringen, aber da deren Erörterung vielleicht auch für die Leser dieses Blattes von Interesse ist, so gestatte ich mir, sie hier darzulegen. Vielleicht wird dadurch die Anregung zu einer Klärung der Frage gegeben.

In § 1 der Satzungen heißt es:

„Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten".

Hier ist ja nicht allein als Inbegriff der ethischen Kultur ein so hohes und edles Ziel aufgestellt, daß jeder Mensch, der sich in der Kläglichkeit und Jämmerlichkeit des uns umtosenden materiellen Interessenkampfes noch einen gewissen Idealismus bewahrt hat, sich davon sympathisch berührt fühlen muß, sondern es ist ja auch klar zum Ausdrucke gebracht, daß bei der Verfolgung dieses Zieles „die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen" außer Betracht bleiben, daß das religiöse Gebiet als ein neutrales behandelt werden soll. Aber in § 2 heißt es dann weiter:

„Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen: . . . . . 2. insbesondere und auch nach außen hin . . . b. Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern".

Was soll das bedeuten? Besteht nicht zwischen diesem Satze und dem Programm religiöser Neutralität ein Widerspruch?

Eine „rein ethische Grundlage" wird gleichbedeutend sein mit einer „ausschließlich ethischen Grundlage". Die Forderung richtet sich offenbar gegen die bisherige religiöse Erziehung und bedeutet: an Stelle derselben soll eine auf der bloßen Sittenlehre beruhende, von jeder religiösen Beimischung freie Erziehung gesetzt werden. Ob diese Forderung an sich richtig und wie sie, um richtig zu sein, verstanden werden muß, wie das Verhältnis zwischen Ethik und Religion zu bestimmen ist und andere Fragen will ich hier ebenso wenig erörtern, wie meine persönliche Stellung zur Religion. Hier handelt es sich nur um die bereits aufgeworfene Frage, ob nicht die Ausscheidung der Religion aus dem Gebiete der Jugenderziehung im Widerspruche steht zu dem Grundsatze der religiösen Neutralität, und diese Frage ist meines Erachtens unzweifelhaft zu bejahen. Vielleicht wird man einwenden, wenn man die Religion aus der Jugenderziehung beseitige, so rühre man damit noch nicht an die Stellung, die sie im privaten und öffentlichen Leben einnehme. Aber das ist doch wohl kaum haltbar. Man mag den Umfang der „Jugend" verschieden begrenzen, auf 14 oder 21 Jahre oder noch höher hinauf, aber innerhalb dieses Lebensabschnittes soll die Religion aus dem Gedankenkreise völlig ferngehalten werden, denn die „Erziehung" umfaßt eben die ganze geistige Nahrungs-

Digitized by Google

zufuhr. Gewiß soll ja nach Ablauf des bezeichneten Zeitraumes eine Beschäftigung mit religiösen Fragen zulässig sein, aber innerhalb desselben darf ein Vater, der für seine Person religiös ist, — ob orthodox oder liberal, begründet keinen Unterschied — mit seinem heranwachsenden Sohne nicht über religiöse Dinge sprechen; Eltern, die gewohnt sind, zur Kirche zu gehen, dürfen ihre Kinder nicht mitnehmen. Will man behaupten, daß ein solcher Standpunkt die religiöse Neutralität wahre?

Aber vielleicht handelt es sich nur um einen unrichtig gewählten und deshalb mißverständlichen Ausdruck, und daß das der Fall ist, dafür spricht der in der „Einführung" abgedruckte im Jahre 1901 vom Hauptvorstande angenommene „Entwurf eines Programms der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur", dessen Ziffer 8 lautet:

„Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewußte und nachhaltige wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichtes in die öffentliche Schule."

Allerdings spricht der erste Satz ebenfalls von einer „Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit", aber abgesehen davon, daß dieser Ausdruck nicht gleichbedeutend ist mit ethischer Erziehung", fehlt hier vor allem die Forderung, daß die Erziehung eine rein ethische Grundlage haben soll, m. a. W. der Ausschluß des religiösen Elementes in der Erziehung. Noch wichtiger aber ist mir der zweite Satz, denn wenn hier die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichtes nur in die öffentlichen Schulen gefordert wird, so ist das etwas wesentlich Anderes, als die Ausdehnung auf die gesamte Jugenderziehung. Die letztere erfolgt neben der Schule und mindestens gleichwertig mit ihr im Hause und in der Familie. Die Schule, und zumal die öffentliche, ist nur ein Teilgebiet der Jugenderziehung, für das schon aus dem Grunde wesentlich andere Gesichtspunkte als für die häusliche Erziehung maßgebend sein müssen, weil in der Schule eine große Anzahl von Kindern mit sehr verschiedenen Vorbedingungen gemeinschaftlich erzogen werden, sodaß nur diejenigen Erziehungsmittel in Anwendung gebracht werden dürfen, die für alle nützlich und den Wünschen der Erziehungsberechtigten entsprechend sind. Das liegt völlig anders im Hause und in der Familie. Nun wird allerdings die Einführung des religionslosen Moralunterrichtes nur „als nächstes Ziel" gefordert, aber es ist nirgends zum Ausdruck gebracht, daß man jemals den Eltern die religiöse Erziehung verbieten wolle; es ist deshalb kaum anzunehmen, daß ein solches Verfahren auch nur „als letztes Ziel" vorgeschwebt hätte.

Was ich hier aus dem Programm herauslese, finde ich völlig bestätigt in den Auseinandersetzungen des Herrn Dr. Fr. W. Foerster im Anhange zu den Jahresberichten vom 1. Juni 1902 unter der Ueberschrift: „Religion, Moral und Schule". Ich finde diese Ausführungen ganz vorzüglich und bin der Ansicht, daß sie außerordentlich geeignet sind, Bedenken gegen die Berechtigung der ethischen Bewegung zu zerstreuen. Es spricht aus ihnen ein so volles Verständnis für die Berechtigung der religiösen Auffassung, so weit sie wirklich Herzens- und Ueberzeugungssache ist, ja es weht durch sie ein so tiefes religiöses Empfinden, daß auch der wärmste Verteidiger der Religion durch sie nicht anders als sympathisch berührt werden kann.

Aber wenn das richtig ist, wenn wirklich nicht die Beseitigung jedes religiösen Elementes aus der Jugenderziehung, sondern nur die Ausschaltung aus dem öffentlichen Schulunterrichte eines der Ziele der ethischen Bewegung ist, muß man dann nicht die oben wiedergegebene Fassung des § 1 der Satzungen für allermindestens mangelhaft und ungenau halten? Ja, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß gerade diese Fassung einen Teil der Schuld daran trägt, daß der ethischen Bewegung in weiten Kreisen durchaus ehrlicher Gegner der Vorwurf gemacht wird, sie stehe im prinzipiellen Gegensatze zur Religion? Ist es aber nicht dringend erwünscht, daß einem solchen Vorwurfe, gerade wenn er sachlich unbegründet ist, auch die äußere Berechtigung genommen werde, umsomehr, als man sich durch eine Unklarheit auf diesem Gebiete den Zugang in Kreise verschließt, in denen man sonst auf Unterstützung rechnen dürfte? Meines Erachtens kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß alle diese Fragen zu bejahen sind. Ich würde deshalb dringend empfehlen, zwischen den Satzungen und dem Programm die jetzt fehlende Uebereinstimmung herzustellen, um die ehrliche Neutralität der Gesellschaft für ethische Kultur gegenüber den individuellen religiösen Anschauungen ihrer Mitglieder zum zweifelsfreien Ausdrucke zu bringen.

Zeitlichkeit und Ewigkeit.

Von Dr. Rudolph Penzig.

II.

Aus unserem Geiste ist Zeitlichkeit wie Ewigkeit geboren — den Dingen selbst haften sie nicht an. Ein gewaltiger Gedanke, wenn man ihm nun näher nachgeht. Es wäre also wohl möglich, daß beides nichts anderes als notwendige Illusionen sind, notwendig nur für den menschlich organisierten Geist, daß aber der Welt selbst Zeitlichkeit wie Ewigkeit völlig fremd wäre. Es gäbe also gar kein Werden und Vergehen, kein Leben und Sterben, sondern nichts als eine ununterbrochene Gegenwart, die man nun solche nicht einmal von Vergangenheit und Zukunft abtrennen könnte! Ein mystisches Auge einer Weltseele, wenn wir uns diese einmal vorstellen wollten, die ohne den verhüllenden Schleier von Raum und Zeit das Wesen der Dinge selbst betrachtete, überblickte mit einem Schlage das ganze Weltgeschehen, im Samenkorn sähe es bereits die unendliche Reihe von Pflanzen, die im Laufe der Jahrtausende sich für unser menschliches Auge daraus entwickeln, die ganze Menschheit mit ihrer hunderttausendjährigen Geschichte wäre in Adam und Eva nicht nur symbolisiert, sondern wirklich da — die Unterschiede der lebenden und leblosen Dinge wären verschwunden — ein für unser Denken schwindelerregender Gedanke. Und doch nicht völlig unvollziehbar. Wir haben Aehnliches ja in der unseren Sinnen zugänglichen Welt ebenfalls!

Ich will nicht auf die Spekulationen einzelner Philosophen eingehen, die den an sich völlig berechtigten Zweifel, warum denn der Raum gerade drei Dimensionen haben müsse, zum Ausgangspunkt von Vorstellungsreihen gemacht haben, in denen eine vierte Dimension, die etwa die Undurchdringlichkeit unserer Körper aufhöbe, eine Rolle spielt. Aber wir Alle wissen, daß die Welt der Töne, der Licht- und Wärmestrahlen, der Elektrizität und des Magnetismus nicht an sich verschieden ist, sondern daß es die Anzahl der Schwingungen der Aetheratome ist, die in unseren Seh-, Hör- und Tastnerven verschiedenartige Empfindungen zuwege bringt. Das feinste Summen der Mückenflügel ist uns gerade noch hörbar, wie die 16 Luftschwingungen pro Sekunde in der tiefsten Orgelpfeife (Sub contra C.), aber wir wissen auch, daß noch viel raschere oder langsamere Aetherschwingungen vorkommen, die nur unserem stumpfen Ohr nicht mehr hörbar, unserem Auge nicht sichtbar sind. Viele Tiere übertreffen uns nachweislich in dieser Sinnesschärfe — wie sollte es da nicht möglich sein, daß noch anders geartete Wesen die Töne vielleicht sehen, das Licht oder den elektrischen Strom hören oder

Digitized by Google

riechen? Jener uralte poetische Gedanke von einem außerweltlichen Ohr, dem die durch den gleichbleibenden Tanz der Gestirne um ihre Sonnen erzeugten Aetherwellen in Form einer Sphärenmusik und Harmonie zum Bewußtsein kämen, beruht auf denselben Voraussetzungen und trägt in sich selbst keinerlei Unmöglichkeiten, so wenig wie ein schon von allen Philosophen vorgestellter Geist, der, frei von der Nötigung, alle Anschauung durch die Form der Zeit zu empfangen, alles, was wir Weltgeschichte nennen, in einem einzigen Moment überfähe.

Hier sind wir wieder bei der Ewigkeitsschau angelangt. Sie ist der eigentliche Blick ins Wesen aller Dinge; anders ausgedrückt: sie ist das Bewußtwerden der Einheit gegenüber aller Mannigfaltigkeit und Vielheit. Wie die Zeitanschauung das Nacheinander, wie die Raumanschauung das Nebeneinander der Dinge bildet, so bildet die Ewigkeitsanschauung ihr Ineinander.

Ist nun diese dritte Anschauungsform nur der Laplace'schen Weltseele, nur der Gottheit, religiös gesprochen, vorbehalten? Kommt der Mensch thatsächlich nie heraus aus den Schranken der Zeitlichkeit und Endlichkeit? Ich sprach vorhin nur vom genialen Erfassen des Weltwesens in den ekstatischrn Augenblicken höchster künstlischer Begeisterung; es wird nicht überflüssig sein, auch einmal auf dem Gebiete der einfachsten sinnlichen Wahrnehmung an einem einfachen Beispiele nachzuweisen, wie schon hier der Menschengeist mit kühnem Sprunge hinauseilt über die bloße sinnliche Erfahrung, und wie er als echter Weltschöpfer aus dem Vielen das Eine, aus dem Chaos den Kosmos macht. Mit ihrem neckenden Namen bietet sich, wenn wir nach einem Beispiele suchen, uns hier eine Pflnnze als Gegenstand unseres Nachweises, die Zeitlose. So nannte sie deutscher Mund, weil sie sich nicht einfügen wollte in das hergebrachte Erfahrungsschema, wonach jede anständige Pflanze im Frühling die Blätter, im Herbst Blüte und Frucht hervorzubringen hatte, nicht aber die Zeit umkehren und mit der nackten Blute im Herbst beginnen durfte, um im folgenden Frühjnhr erst die zugehörigen Blätter zu treiben. Sie soll uns, oder vielmehr einem wilden Urmenschen einmal vor Augen kommen, nls Zwiebel. Was geschieht jetzt im Bewußtsein? Eine Reihe von Lichtätherwellen trifft auf eine empfindliche Netzhaut und teilt ihre Schwingungen dem Sehnern mit, der sie (in unbegreiflicher Weise) in bewußte Empfindung verwandelt. Der Wilde sieht, und er sieht, wie es scheint, successive. Sein Sinnesnpparat, hier dns Auge, ist nur imstande, auf einmnl einen Wellenstoß zu empfangen. Dieser Eindruck aber schwindet nicht, sondern bleibt. Der zweite Stoß gesellt sich dazu und reiht sich gleichzeitig nach und neben den ersten. Schon in dieser Beschreibung kommen wir, wie man sieht, nicht aus der Zeit- und Raumanschauung heraus; wir müssen von Nach- und Nebeneinander sprechen, vom ersten und zweiten, also von Zahlen, d. h. Zeitfunktionen, weil wir uns sonst überhnupt nicht verständlich machen könnten. Das Resultat ist: unser Wilder sieht eine Zwiebel im dreidimensionalen Raum; nnkt, kaht und tot liegt sie in der Erde. Der Herbst kommt. An derselben Stelle, d. h. unter den gleichen räumlichen Wahrnehmungen wie früher, stößt unser Freund auf ein neues, anderes und doch ähnliches Gebilde. Die Zwiebel hat eine Blüte getrieben. Auge, Tastsinn, Geschmack und Geruch haben den ersten Eindruck bewahrt, sodaß die blühende Zwiebel mit der nackten unwillkürlich in Zusammenhang gebracht wird. Der Frühling unht — und dieselbe Zwiebel präsentiert sich mit einem kräftigen grünen Blätterschopf. Hier sind also drei räumliche Anschauungsbilder, die sich zeitlich nacheinander entwickelt haben. Kein anderer Zusammenhang besteht, als daß jedesmal die durch die äußeren Sinne angeregten Erscheinungen sich zu einem Nebeneinander im Raum gruppierten, und daß diese Wahrnehmungen als ein Nacheinander, als eine Folge, zum Bewußtsein kamen, und dies letztere nur, weil die Struktur unserer Sinnespforten eine Art Gedächtnis, ein Bleiben des unmittelbaren Eindrucks ermöglichte, sodaß einer mit dem andern verglichen und davon unterschieden werden konnte. Hier bleibt vielleicht das niedere Tier stehen. Auch die Amöbe im Weltmeer mag ihre Sinneseindrücke immerhin schon im Neben- und Nacheinander empfinden. Nun aber sprengt der Menschengeist die Schranken der Individuation; plötzlich erhebt er sich zu gewaltiger dritter neuer Leistung, und zwar zu dem unmathematischen Schlusse: Diese drei Erscheinungen sind eins: Die nackte Zwiebel, die blühende und die blättergekrönte — sie sind nur verschiedene Erscheinungsformen einer Einheit. Es hat Bewegung stattgefunden, d. h. Wechsel in Raum und Zeit. Mit dem Begriff des Wechsels aber statuiert der Menschengeist nun den Unterschied zwischen Substanz (dem relativ Bleibenden) und Accidens (dem Wechselnden); noch mehr, er überspringt das bloße Nacheinander und behauptet, erst tastend, dann zuversichtlicher, einen ursächlichen Zusammenhang der drei Erscheinungen. Die Zwiebel ist ihm Ursache der Blüten und Blätter, d. h. er erhebt sich hier bereits zu einem Stückchen Ewigkeitsschnu; er glaubt das Ineinander, nicht mehr bloß das Neben- und Nacheinander der Dinge zu sehen. Blätter und Blüten liegen — so dekretiert er — im Keim, in der Anlage, der Möglichkeit nach, als Potenz, in der Zwiebel. Neben die Zeit- und Raumanschauung ist das Kausalitätsbedürfnis getreten. Aber selbst hier hält der Menschengeist nicht inne. Er überträgt seine eigene Vernunft, die weder ursachlose Erscheinungen, noch zwecklose Entwicklung kennt, getrost auf die außermenschliche Natur, und nun sind ihm Blüte und Frucht Zweck der ganzen Zwiebel und ihrer Entwicklung. Sie ordnet sich ihm ein in die Zweck- d. h. Vernunftmäßigkeit des Alls. Er durchschaut sie in ihrem Ineinander, unabhängig von Zeit und Raum, ihrem Wesen nach — er sieht sie mit Ewigkeitsaugen.

Brauche ich noch von der unscheinbaren Zeitlose den Schluß weiter zu ziehen auf unsere ganze philosophische Betrachtung des gewaltigen, alle Entwicklung in sich schließenden Urkeimes der Welt — wenn ich den Ausdruck wagen darf? Alle zeitlichen Unterschiede von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschmelzen vor diesem Ewigkeitsblicke in Eins; die Vergangenheit war einst Gegenwart und früher noch Zukunft, aber sie ist auch die Mutter der Gegenwart und Zukunft. Die volle Zukunft liegt bereits in der Gegenwart, und diese streckt ihre Wurzeln tief in die Vergangenheit. Ueber die Brücke der Gegenwart wird Vergangenes zukünftig, aber ebenso Zukünftiges zur Vergangenheit. Der ewige Strom — kehren wir zu dem Bilde zurück —, dessen Mündung sich im Ringe zu seinem Anfang zurückwendet, wälzt seine Wellen ruhelos, unabläßig, und wir wagen es, in dem Augenblick, wo das Schaumtröpfchen unserer eigenen Existenz von dem Lichtstrahl des Bewußtseins getroffen wird, die ganze sich heranwälzende Masse Zukunft und die darunter abfließenden Gewässer Vergangenheit zu nennen. Dieser Lichtschein des Bewußtseins spielt unabläßig über die schäumenden Wogen: wir nennen die schmale Linie, wo sich Licht und Schatten trennen, Gegenwart, Zeitlichkeit, Jetzt, Welt, All — d. h. wir erfassen ein Stückchen Ewigkeit, den scheinbar ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Gestern, heut und morgen — es sind die ersten Sprechversuche des kallenden Kindes Menschheit, dem das Wort Ewigkeit auszusprechen noch zu schwer ist. Sie versuchte den in seiner Erhabenheit fast erdrückenden Gedanken ihrem Verständnis näher zu bringen, indem sie Zeitlichkeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits kontrastierte, als ein

Digitized by Google

Nebeneinander hinstellte: Der Olymp mit lebensfreudigen Göttern erhob sich über der fruchttragenden Erde — dann als ein Nacheinander begreifen wollte: der Himmel des Christentums und Mohammeds wartete auf die in irdischer Pilgerfahrt Geläuterten. Endlich, schüchtern noch in halb religiösem Gewande des Buddhismus, klarer und deutlicher in der wissenschaftlichen Naturerkenntnis unserer Tage ringt sich der herrliche Gedanke in voller Schönheit durch: Wir selbst sind göttlichen Geschlechts. Wir selbst nehmen Teil an der Ewigkeit.*) Alles Werden und Vergehen, Geburt und Tod, Beschränkung und Vereinzelung wie Entstehung und Vernichtung — es ist nur täuschender Schein für das unter dem Schleier der Zeit versteckte Auge. Ich bin das All, das All ist mein Ich — weit unter mir liegt der Schein, als gäbe es Einzelwesen, als unterlägen sie dem blöden Wechselspiel von Entstehung und Vernichtung — das ist denn doch noch ein anderer Triumphgesang als der Ausruf der durch Christum, durch fremde Kraft und Gnade geretteten Seele: „Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg?“ Nicht ein mühsam aus den Klauen des Teufels, des Vernichters, Entronnener stimmt ihn an, mit einem Blick auf die in ewiger Qual der Hölle schmachtenden unerlösten Menschenbrüder, sondern der Chor alles Existierenden, soweit es zum Bewußtsein eines eigenen Wesens gelangt ist. Hier ist Ethik und Glaubensinhalt wahrhaft Eins geworden; aus dem Bewußtsein, daß ich das All und das All ich ist, fließt unmittelbar der Strom unendlichen Wohlwollens und zärtlicher Liebesumfassung der ganzen Welt; aus dem weiteren Bewußtsein, daß alles, was immer von uns gethan und geleistet wird, mit unzerstörbarer Kraft weiterwirkt in alle Ewigkeit, weht uns der Geist der unbedingten Verantwortlichkeit, die Grundlage aller Pflicht und Sittlichkeit an.

Und zum Schluß endlich: Vor dem Ewigkeitsblick löst sich das große Welträtsel, wie wir in einem Athemzug die Vollkommenheit, Geschlossenheit, Einheit des Weltalls, des Deus sive Natura, behaupten können und doch von einem ständigen Fortschreiten, von Entwickelung nach einem Ziel hin, von einer Vereinzelung und Vielheit, die zur Einheit zurückzukehren drängt, träumend reden. Das zeitliche Auge sieht nur das ewige Strömen und Vorwärtsdrängen — die Welt wird ihm Gott — das Ewigkeitsauge überschaut den ganzen geschlossenen Ring des Lebensstromes und ahnt erschauernd die höchste Wahrheit:

Gott gleich Weltall, gestern und heut
Und dieselben immer in Ewigkeit!

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

2. Die geflickte Hose.

In unserer Schule war ein Knabe von armen Eltern; der trug eine Hose, die war so vielfarbig geflickt, daß wir alle unsern tollen Spaß daran hatten. Und immer, wenn man glaubte, jetzt sei es zu Ende, jetzt komme endlich eine neue Hose — dann saß plötzlich wieder ein großer brauner Flicken drauf und alle die kleinen Flicken rings umher schienen mit neuem Mute in die Zukunft zu sehen — so wie in einem verzweifelten Volke, wenn plötzlich ein großer und tapferer Staatsmann die Zügel ergreift. Nach der Heimkehr von den Ferien war es unser festlichstes Vergnügen im Schulhof, Müllers Hose zu besichtigen, und großes Gelächter hörte man erschallen, wenn sie inzwischen noch bunter geworden war.

Wie schäme ich mich heute dieses Gelächters! Es war ja nicht bös gemeint — aber so unendlich dumm und gedankenlos. Wir sahen nur die bunten Flicken, aber nicht das, wovon sie erzählten: Eine ganze Welt von sorgender Mutterliebe, durchwachte Nachtstunden und gewiß auch viele Thränen darüber, daß die ganze mühsame Flickerei doch nur etwas zu Stande brachte, worüber der Sohn in der Schule ausgelacht wurde! Mit welcher ärmlichen Geldsumme mußte die Mutter wohl den ganzen Haushalt bestreiten und wie ängstlich mag sie genäht haben, damit die Hose noch ins neue Jahr hinein halte! Wieviel tausendmal wert mehr war die Hose als das schönste und modernste englische Beinkleid mit seinen tadellosen Falten! Habt Ihr einmal davon gehört, daß man heute oft Hunderttausende von Mark bezahlt für Gemälde von alten Meistern, die oft noch garnicht richtig zeichnen konnten, aber dafür so viel Liebe und Andacht in ihre Bilder legten, daß man noch heute, nach vielen Jahrhunderten, ganz warm und innig davon berührt wird? Nun — Müllers geflickte Hose war auch so ein Kunstwerk, und ich würde heute viel Geld dafür geben, wenn sie zum Verkauf ausgeboten würde — und an der Tafel würde ich sie aufhängen wie eine Wandkarte und Euch mit dem Kartenstock die wunderbare Findigkeit der Mutterliebe zeigen, wieviel Nachdenken, wieviel Fürsorge da hineingearbeitet ist in dieses ärmliche Stück Zeug — so viel, daß es selbst der erste Schneider von Paris nicht nachmachen könnte, sondern ausrufen müßte: Soviel Geduld hat kein Schneider und keine Maschine, das kann nur eine Mutter!

Dann würdet Ihr begreifen, wieviel Dummheit dazu gehört, über solch eine Hose zu lachen! Wer so flicken mag, das kann kein gewöhnlicher Mensch sein: Müllers Mutter war sicher eine außergewöhnliche Frau, und ich bedaure nachträglich nur, daß wir Müller nie um die Erlaubnis gebeten haben, sie zu besuchen. Wenn Ihr jemals so eine geflickte Hose trefft, denkt an das, was ich Euch heute erzählt habe! Daß man die Entstehungsgeschichte solcher geflickten Hosen versteht und daß man herauslesen kann, was da alles hineingearbeitet ist — das ist wichtiger, als daß man ganze Bände von Weltgeschichte lesen kann und über die Entstehungsgeschichte der feuerspeienden Berge Bescheid weiß. Warum ist es wichtiger? Weil es nichts Schlimmeres giebt, als daß liebevolle und fleißige Arbeit ausgelacht und verspottet wird, und weil unsere wahre Bildung sich darin zeigt, daß wir nie am unrechten Orte lachen. Zu dieser Bildung aber helfen weder Weltgeschichte noch Naturkunde, so wichtig sie sonst sind — nein, nur durch eigenes Nachdenken über das Leben unserer Mitmenschen kommen wir dazu.

Wenn Ihr einmal so einen schön geflickten Knaben trefft, der sich vor dem Lachen seiner Kameraden schämt, so ruft ihm nur zu: „Du, sei stolz auf Deine Mutter, Du trägst ja die kostbarsten Hosen der Welt!“ Ist das nicht wahr? Ist nicht Mutterliebe hineingewebt und ist das nicht weit vornehmer und schöner, als wären sie golddurchwirkt — und wenn er sie mit Stolz und Dankbarkeit trägt, sind es dann nicht wahrhaft befeelte Hosen — ein wahres Stelldichein der besten Gefühle der Menschenbrust?

Dr. F. W. F.

*) Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß die folgende Wendung zum pantheistischen Monismus die rein persönliche Anschauung des Verfassers, keineswegs aber ein „Glaubensbekenntnis“ der Ethiker darstellt.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die skandalösen Szenen der Neujahrsnacht in Berlin, von denen unwidersprochen zuerst die Volkszeitung berichtete, der sich dann mit einer Schilderung der Vorgänge auf dem Sylvesterball in der Philharmonie der Berl. Börsen-Courier anschloß, geben diesen Blättern Veranlassung, nach Verstärkung des Polizeiaufgebots in den kritischen Stunden zu rufen. Wenn dieser Ruf auch angesichts der Vorgänge, die jedem anständigen Menschen die

Digitized by Google

Röte der Scham und Empörung ins Gesicht treiben müssen, nicht unberechtigt ist, so giebt die widerliche Enthüllung der unglaublichen Sittenroheit des Großstadtpöbels in Lumpen oder im Frack doch noch viel mehr dem Pädagogen zu denken. Man mag den Prozentsatz der in Großstädten sich ansammelnden Hefe des Volks, der Verbrecher, Arbeitsscheuen und Prostituierten noch so hoch annehmen, so besteht doch sicher noch immer ein großer Teil jenes rodaulustigen Janhagels aus jungen Leuten, die nicht ihrer sozialen Misere oder ihrem Mangel an Erziehungsgelegenheit die Schuld ihrer Verrohung aufbürden können. Ich fürchte sehr, daß keine unserer Schularten, von der einklassigen Volksschule bis zur — Universität, davor sicher ist, einen Teil ihrer Schutzbefohlenen unter dieser verkierten Masse zu entdecken. Und da ist denn doch die Besinnung am Platze, ob von Seiten unserer Erziehungsanstalten wirklich alles geschieht, um solche Szenen innerlich unmöglich zu machen. In den großen Städten der Schweiz, in Paris, so in Petersburg und Moskau sind m. E., freilich aus verschiedenen Gründen, ähnliche Vorkommnisse kaum denkbar. Alkoholismus und sexuelle Verderbtheit reichen dazu nicht aus; es kommt noch hinzu die viehische Freude an der Brutalität und Gewaltthat, die „Fixigkeit" und „Schneidigkeit" der jämmerlichen Burschen, denen die Zusammenrottung erst „Mut" und den Trieb, sich durch höchste Gemeinheit auszuzeichnen, eingiebt. Und auf diesem Gebiet dürften unsere Erziehungsmethoden doch wohl nicht völlig unschuldig sein. Es ist manchmal auch heilsam, solche Karrikaturen der brutalen Heldenhaftigkeit und Schneidigkeit in voller Freiheit vorgeführt zu sehen, damit uns vor unserer Gottähnlichkeit etwas bange wird.

*

Die russische Universität Jurjew hat jetzt das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert, natürlich zu Unrecht; denn sie besteht knapp zehn Jahre. Aber sie hat ohne viel Umstände eben die Erbschaft der alten deutschen Universität Dorpat cum beneficio inventarii angetreten, obwohl sich das heutige Jurjew von dem damaligen Dorpat unterscheidet, nun, wie ein kleinrussischer Doripope von einem deutschen Domprediger. Unter die Wohlthat des Inventars fällt indessen nicht die Sympathie und Achtung der westeuropäischen Gelehrtenrepublik. Die Berliner alma mater wenigstens, und wohl auch die übrigen deutschen Universitäten haben erfreulicherweise ihre Beteiligung an dem Gaukelspiel abgelehnt.

Eine ähnliche Rückgratfestigkeit wünschten wir den bestehenden deutschen theologischen Fakultäten gegenüber der neugegründeten, d. h. von der römischen Kurie endlich zugestandenen katholisch-theologischen Fakultät Straßburg. Daß ein hoher kirchlicher Würdenträger die Lehrer an kirchlichen Seminarien ernennt, ist sein gutes Recht; daß aber ein Bischof nicht etwa nur ein Einspruchsrecht gegen die Ernennung staatlicher Professoren besitzt, sondern diese selbst, natürlich nach kirchlichen, nicht noch wissenschaftlichen Rücksichten wählt, das streicht die katholisch-theologische Fakultät Straßburg endgiltig aus der Reihe aller der freien Wissenschaft dienenden Hochschulen.

Vielleicht giebt aber dieser neueste Canossagang der Staatsregierung, nicht jetzt, oder in absehbarer Zukunft, den Anstoß zu einer längst dringend notwendigen Universitätsreform. Die lieben Paritätsgelüste haben bereits dazu geführt, daß die evangelischen Oberkonsistorien einen ähnlichen Einfluß auf die Besetzung der evang.-theologischen Professuren beanspruchen, wenn sie auch als bloße Vertreter der in Preußen anerkannten Landeskirche natürlich lange nicht eine auch nur halbwegs ähnliche Macht repräsentieren, wie die römische Curie. Jedenfalls ist nunmehr in dem Straßburger Fall die Frage zu ihrer äußersten Zuspitzung getrieben worden, ob Wissenschaft mit gebundener Marschroute für ihre Forschung überhaupt noch Wissenschaft ist. Anders ausgedrückt: ob es nicht im Interesse der Universitäten wie in dem der Kirchen liege, die Ausbildung von Geistlichen aller Bekenntnisse ausschließlich der Kirche zuzuweisen und dafür an den Universitäten eine, bisher nur nebenbei geduldete, religionsgeschichtliche Fakultät zu begründen. Autoritätsglaube und freie Forschung sind nun einmal unvereinbar. Und schon Jesus, dessen Worte ja für beide Konfessionen Autorität sind, hat gesagt: Niemand kann zween Herren dienen . . .

Streiflichter.

Goethe als Eideshelfer gegen die Ehescheidung. In einer der letzten Nummern der klerikalen Halbmonatsschrift „La Rassegna Nazionale" (Anno XXIV, vol. CXXVII, p. 257) befindet sich ein Aufsatz, welcher auch für uns entschiedenes Interesse hat.

Der Aufsatz betitelt sich: „Il Divorzio" und ist von dem einem adligen Patriziergeschlecht entstammenden Privatdozenten der Nationalökonomie an der Universität Turin, Raffaele Cognetti de Martiis verfaßt. Der Schlußsatz des langen und Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebenden Artikels ist für das für seine „Ideale" kämpfende Mittelalter zu bezeichnend, als daß er nicht in dieser Zeitschrift seinem Sinne nach wiedergegeben werden müßte. Nachdem der akademische Nationalökonom mit viel Leidenschaft und Voreingenommenheit und infolgedessen mit wenig Wissenschaftlichkeit die Unsittlichkeit jedes Ehescheidungsgesetzes gebührend gebrandmarkt und nicht nur die Götter, sondern auch die — heidnische? — Größe Roms darum angefleht hat, daß die Schande der familienzerstörenden Unsittlichkeit seinem Vaterlande erspart und das beabsichtigte Ehescheidungsgesetz nicht eingeführt werden möge, verfällt besagter Gelehrter auf den geradezu köstlich zu nennenden Gedanken, die Namen aller derer zu Hülfe zu rufen, deren Statuen demnächst ihren Einzug in das heilige Rom halten wollen, und er bringt es wahrhaftig fertig, Dante — welcher ja „die häuslichen Tugenden der italienischen Frauen" besungen — Victor Hugo — der die Briefe an seine Braut geschrieben — und . . . Goethe, der . . . in Philemon und Baucis ein rührendes Familienbild geschaffen habe (?), als Schutzengel der Sittlichkeit gegen die böse Ehescheidung anzurufen, und zwar „angesichts Deutschlands".

Es erscheint mir mehr tieftraurig als eigentlich komisch — so sehr die geradezu kindliche Unwissenschaftlichkeit des konservativ-klerikalen Privatdozenten auch die Lachmuskeln reizen mag — daß die Verblendung, eine neue und moralischere Moral als teuflische Unsittlichkeit darzustellen, einen jungen Gelehrten so weit zu bringen vermag, der Geschichte so stark Gewalt anzuthun, daß er drei der freisinnigsten Dichter, die die Welt jemals besessen, als Gegner einer Einrichtung hinzustellen wagt, von welcher sie alle drei nichts wissen konnten, welche sie aber, falls sie heute leben würden, wahrscheinlich nicht nur nicht für unsittlich, sondern für ein Ding der Selbstverständlichkeit halten würden.

Dr. Robert Michels.

* * *

Fürbitte auf Kündigung. Aus der glücklich entschwundenen Zeit des Grundsatzes: cuius regio, eius religio, in freier Uebersetzung: „Wessen Steuerschrauben, dessen Glauben," da noch die ganze „Unterthanenschaft" mit der „Herrschaft" den Glauben wechselte, hat sich in unsere Zeit ein altersschwacher Rest gerettet: die für alle staatlich anerkannten Religionen vorgeschriebene Fürbitte für den Landesherrn und sein Haus im Kirchengebet. Nun ist es natürlich völlig begreiflich und ein natürlicher Ausdruck der Pietät, wenn der einzelne fromme Beter seine Gefühle für das Fürstenhaus auch im Gespräch des Herzens mit Gott zum Ausdruck bringt. Um der Herzenshärtigkeit der Menge willen wird man auch das offizielle, in festen Formen sich bewegende Kirchengebet der Gemeinde noch entschuldigen, wiewohl in solchen Fällen die Kultusform nur allzusehr die Tendenz hat, die innere Herzensbeteiligung zu erschlagen. Aber daß nunmehr, bei einem neuesten Falle, auch noch die Regelung dieser Fürbitte nach den Gesichtspunkten der Würdigkeit und Anteilberechtigung vorgenommen wird, das muß doch ernste Menschen schließlich vor die Frage stellen, ob denn hier noch ein Akt der

Pietät, und nicht byzantinischer Liebedienerei vorliegt. Nach unwidersprochenen Blättermeldungen hat das evangelisch-kutherische Landeskonsistorium des Königreichs Sachsen angeordnet, daß in Zukunft die — bekanntlich römisch-katholische — Kronprinzessin Luise aus dem Kirchengebet ausgeschlossen werde, natürlich nicht ihrer Konfession wegen, die sie ja mit dem ganzen sächsischen Herrscherhause teilt. Es ist das eine Selbstkritik, wie sie schärfer nicht denkbar ist. Der gemeine Mann wird in seinem Unverstand glauben, daß die unglückliche Frau, wenn je, diese Fürbitte jetzt im höchsten Maße nötig hätte. Vielleicht denkt er auch an den Herrn und Meister der Kirche, der für die Ehebrecherin keinen Stein übrig hatte und der gerade die Beladenen und Verstoßenen zu sich rief. Das Konsistorium weiß es besser: würdig, daß für ihn öffentlich gebetet werde, ist nur, wer sich seine Zugehörigkeit zum königlichen Hause nicht verscherzt hat. Der Altar als Stütze des Thrones! Giebt es denn keine wahrhaft frommen Männer in der Geistlichkeit mehr, die einmal gegen diesen Mißbrauch ihre Stimme erheben?

* * *

Zur Reform der beruflichen Krankenpflege schreibt Marie Cauer in der von Prof. Mendelsohn herausgegebenen Zeitschrift „Die Krankenpflege" sehr Beachtenswertes. Ihre Vorschläge zur Abhilfe der hier zweifellos bestehenden Mißstände — die übrigens nichts mit dem neuerdings beliebten, ziemlich seichten Entrüstungssturm gegen die weibliche Pflege an Männern zu thun haben — lassen sich kurz etwa so zusammenfassen:

Die Reinigung des Krankenpflegerinnenstandes von sittlich und technisch minderwertigen Persönlichkeiten ist gründlich nur dadurch möglich, daß diesem Stande durch verbesserte Lebensbedingungen der Zufluß neuer wertvoller Elemente erschlossen wird. Solange den Krankenschwestern jede Möglichkeit der Nahrungsaufnahme für Geist und Gemüt versagt ist, kann es nicht besser werden. Gegenüber dem jetzt üblichen zwölf- bis fünfzehnstündigen Arbeitstag müßte ein zehn- bis elfstündiger die Regel werden. Wie ausführlich nachgewiesen wird, ist für keine Art von Pflegedienst — es handle sich denn um Fälle dringendster Not — die Möglichkeit einer Einschränkung der Arbeitszeit ausgeschlossen. Mit der Muße allein aber ist es nicht gethan; der freien und selbstverantwortlichen Pflegerin muß auch die Möglichkeit geboten werden, „ihre Wohn- und Lebensweise so zu gestalten, daß sie ihrer Seele geben kann, was diese bedarf," also vor allem ein eigenes, stets benutzbares Zimmerchen, mit bescheidenstem Hausrat, daneben gemeinschaftliche Erholungsräume. Je weniger Anregung zum Umgang mit Dingen, die Geist und Gemüt zu bereichern imstande sind, das Hospitalleben an sich bietet, desto wichtiger ist es, daß die Pflegerinnen nicht so scharf wie bisher von der Außenwelt abgeschlossen werden. Uns ist bekannt, daß sogar in Diakonissenhäusern einsichtige Oberinnen ihren Schwestern den Besuch von Konzerten, Ausstellungen, Museen gern gestatten, ebenso wie den Umgang mit ihren Verwandten und Freunden. Dergleichen sollte in nicht spezifisch kirchlich-religiösen Anstalten die Regel sein. Kein ernster Mensch wird Anstoß daran nehmen, der Schwesterntracht auch in Theatern, Bibliotheken, Vorträgen und an andern öffentlichen, anständiger Erholung gewidmeten Stätten zubegegnen. Endlich macht Marie Cauer noch auf die Pflege von Musik, von Gartenarbeit u. dgl. aufmerksam. Sie verhehlt sich nicht, daß im Vergleich zu den gegenwärtigen Verhältnissen und mit Rücksicht auf die Geldfrage hier viel gefordert wird, aber sie ist auch der Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege eine Gesundung der Verhältnisse durch allmähliche Umstimmung der leitenden Kreise zu erzielen ist. Der gehaltvolle Aufsatz schließt:

Wenn ich in diesem Sinne um eine wohlwollende Prüfung in den beteiligten Kreisen bitte, so muß ich mich doch andrerseits auf einen lebhaften Widerspruch gefaßt machen, und zwar auf einen von anscheinend kompetentester Seite: die Vorstände sogenannter „weltlicher Schwesterhäuser", der bisher leider fast einzig üblichen Form weltlicher Pflegegemeinschaften, werden es selber sein, die gegen eine Verbesserung der Lebensbedingungen ihrer Angehörigen Widerspruch einlegen; sie werden erklären, daß die Pflegerinnen eine bessere Behandlung nicht verdienen, nicht verlangen. Die Urteile, die man in dieser Beziehung von manchem Vorstande über die eigenen Schwestern hören kann, Urteile, deren Fassung wiederzugeben nicht möglich ist, enthüllen einen überaus traurigen Zustand, einen Zustand des Krieges aller gegen alle, besonders aber der Leitung gegen ihre Untergebenen. Diesen Urteilen nach können die Pflegerinnen nur mittels äußerster Strenge, ja Härte, in Zucht und Pflicht gehalten werden, und das kaum, sodaß jedes Nachlassen der straffen Zügel, jeder Versuch, Freiheiten, wie die hier besprochenen zu gewähren, die Ordnung des Ganzen wie das sittliche Wohl der Einzelnen aufs Spiel setzen würde. Aber diese Urteile, so sehr sie gegen meine Vorschläge zu sprechen scheinen, sie sprechen für sie. Eben gerade weil man nur mit Strenge regiert, anstatt mit Milde und Fürsorge, weil man außer Zühtung mit dem Seelenleben der Pflegerin und in Unkenntnis seiner Bedürfnisse einen in diesem Berufe ganz unangebrachten Ehrgeiz großziehen muß, um nur überhaupt eine Handhabe zu sittlicher Beeinflussung zu haben, weil unter einer so kargen Behandlung alle edleren Kräfte und Triebe darben und verkümmern müssen, gerade darum ist es um den Stand der weltlichen Pflegerinnen nicht besser bestellt. Es ist die alte Geschichte aus der Fabel: wie scharf der Sturm auch bläst und weht und zerrt, er kann dem Wanderer den Mantel nicht nehmen, nur um so fester hüllt der sich ein; aber unter der Sonne warmem Strahl wirft er ihn von selber ab. Sonne ist es, die alles bezwingt; und Sonne, die die armen Pflegerinnen brauchen, die Sonne der Fürsorge, der Liebe, des Vertrauens, der Freiheit. Reichlich gewähre man ihnen solchen Sonnenschein. Und wenn in dem Bestreben, ihn zu verbreiten, einmal zu weit gegriffen werden sollte, so lasse man sich dadurch nicht entmutigen, sondern tröste sich über die irremachende Erfahrung damit, daß auch unser Herrgott zu keinem besseren Auswege kommt, als „seine Sonne aufgehen zu lassen über die Bösen und über die Guten."

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Die Verabreichung warmen Frühstücks an notleidende Kinder der städtischen Volksschulen zu Breslau während des Winters 1901/2. Wie bereits seit dem Winter 1886/87, ist es auch im letzten Winter durch die fortgesetzten Zuwendungen der städtischen Behörden und durch die treue und thatkräftige Hilfe und Mitwirkung von Vereinen und einzelnen Personen wiederum möglich geworden, den thatsächlich notleidenden Kindern der hiesigen Volks- und Hilfsschulen in der Zeit vom 9. Dezember 1901 bis 5 März 1902 einschließlich an jedem Schultage vor Beginn des Unterrichts ein warmes Frühstück verabreichen zu lassen und sie durch diese leibliche Erfrischung zur erfolgreicheren Teilnahme am Unterrichte zu befähigen. Und wiederum haben der Asylverein für Obdachlose, der Bezirksverein der Nicolaivorstadt und die hiesige Gesellschaft für ethische Kultur teils durch Uebernahme der Fürsorge für einen Bezirk, teils durch erhebliche Beiträge das gute Werk gefördert. Dem von Herrn Stadtschulrat Pfundtner erstatteten Bericht entnehmen wir die folgenden Angaben:

„Der Asylverein hat auf seine Kosten 116 Kinder der in den Schulhäusern Sadowastraße 71, Gabitzstraße 55/57 und auf den Gabitzäckern untergebrachten Volksschulen mit Frühstück und Mittagessen verpflegt. Die Kosten berechnen sich in nachstehender Weise: 1. 11600 Portionen Frühstück, abwechselnd Kaffee oder Suppe mit Brot à 4 Pf., gleich 464 Mk., 2. 23200 gestrichene Schnitten für die Frühstückspause in der Schule à 2 Pf., gleich 464 Mk., 3. 11252 Portionen Mittagessen mit Brot à 5 Pf., gleich 562 Mk. 60 Pf., zusammen 1490 Mk. 60 Pf. Außerdem sind vom Asylverein 35 Kinder, die als die fleißigsten unter den oben erwähnten 116 Schulkindern namhaft gemacht worden waren, zu Weihnachten 1901 mit vollständigen Anzügen, Schuhen, Wäsche, Schreibutensilien beschenkt worden.

Der Bezirksverein der Nicolaivorstadt hat in der Zeit vom 9. Dezember 1901 bis 8. März 1902, also an 68 Schultagen, an alle armen Kinder der in dem Grundstück Posenerstraße Nr. 12/20 belegenen Schulen 10200 Portionen Frühstück in seiner Suppenküche erteilt, wodurch dem Vereine für die Portion ca. 6 Pf. Kosten, zusammen 612 Mk Ausgabe erwachsen sind.

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Breslau, hat besonders bedürftige Kinder solchen Familien zur Beköstigung zugeführt, welche mit ihr in enger Verbindung standen; sie hat ferner Gesamtzuwendungen im Betrage von 2350 Mk. gemacht.

Die Beschaffung von warmem Frühstück für die übrigen in Be

tracht kommenden Schulen und Kinder ist aus den mir zu Gebote stehenden Mitteln erfolgt. Dem Hauptlehrer der israelitischen Industrieschule für Mädchen, Alexandre, habe ich zum Ankauf von Kaffee u. s. w. eine einmalige Beihilfe von 19 Mk. gegeben. Auf die gewissenhafte Prüfung der häuslichen Verhältnisse bei der Feststellung der Bedürftigkeit ist wie immer Gewicht gelegt worden; die zu berücksichtigenden Kinder wurden durch die Rektoren in Gemeinschaft mit den Klassenlehrern ausgewählt.

Der Preis für eine Frühstücksportion, bestehend aus einer Tasse Kaffee oder Milch mit Brot oder Semmel oder einer Gemüsesuppe stellte sich auf 6 Pf.

Für das Berichtsjahr vom 1. April 1901 bis 31. März 1902 war das finanzielle Ergebnis folgendes:

Einnahmen Effekten 1579.20 Mk., bar 6708.97 Mk., Ausgaben Effekten 476.78 Mk., bar 6714.08 Mk., mithin Bestand 1102.52 Mk.

Ueber die Zahl der mit warmem Frühstück bedachten Schulen und den Grad der Beteiligung ist Folgendes zu berichten:

Von den mir zu Gebote stehenden Mitteln sind aus der Zahl der 81 evangelischen Volksschulen 66, von den 49 katholischen 37 und von den 9 Hilfsschulen 7 mit warmem Frühstück versorgt worden. Es sind also von den 81 und 49, gleich 130 Volksschulen und den 9 Hilfsschulen aus 110 Schulen bedürftige Kinder von mir verpflegt. Es entfielen auf die von mir versorgten evangelischen Volksschulen 71 390 Portionen mit 4289.40 Mk., katholischen Volksschulen 38 154 Portionen mit 2289 24 Mk., Hilfsschulen 2024 Portionen mit 121.44 Mk., zusammen 111 568 Portionen, für die 6694.08 Mk. Kosten entstanden. Im Durchschnitt entfielen auf eine evangelische Schule 1082 Portionen, auf eine katholische Schule 1031 Portionen und auf eine Hilfsschule durchschnittlich 289 Portionen. Die Knabenschulen empfingen 49022 Portionen, die Mädchenschulen 55626 Portionen, die gemischten und Hilfsschulen 6920 Portionen, zusammen 111 568 Portionen.

Ueber das Verhältnis zwischen dem diesjährigen Kostenaufwand und demjenigen der letzten fünf Jahre giebt folgende Zusammenstellung Auskunft, bei deren Beurteilung das Anwachsen der Zahl unserer Volksschulkinder in Rechnung gezogen werden muß:

Jahr	Zahl der Portionen	Gesamtausgabe
1896/97	63 889	3 780 66 Mk
1897/98	75 332	4 513.02 „
1898/99	82 180	4 914.84 „
1899/00	81 170	4 870.20 „
1900/01	103 074	6 181 44 „

Auch im nahenden Winter bedarf ich, so schließt der Berichterstatter, der bisher nie versagten Teilnahme und Mitwirkung der Vereine und weiterer Kreise, um welche ich hiermit herzlich bitte.

(Breslauer Morg.-Zeitung)

Bücherschau.

Alice Salomon: Soziale Frauenpflichten, Berlin-Verlag Otto Liedmann.

In allen Zeiten war die Sorge für Notleidende ein Gebot, auf dem sich die Frau in ihrer mütterlichen Veranlagung, ihrem persönlichen Blick für die Bedürfnisse der Armen bethätigt hat. Die charakteristische moderne Entwicklung hat jedoch auch dieses Feld nicht unberührt gelassen — und ebenso wie mit dem Aufhören der häuslichen Produktionsweise in weiten Industriezweigen die Frauen zu Handlangerinnen leitender Männer herabstiegen, sank auch die Rolle der Frau bei der Ausübung der Armenpflege in dem Maße herunter, als die frei geübte Liebesthätigkeit des einzelnen Familienhaushalts sich in eine vom Staat und Gemeinde organisirte Armenpflege umwandelte. Angestellte der Gemeindeverwaltung und des Staates wurden die ausübenden Organe der systematischen Wohlfahrtspflege. Der mütterliche Einfluß der Frau wurde in den Hintergrund gedrängt, zum Schaden der Allgemeinheit, zum Schaden der Frauen selbst, die nun zum großen Teil, bei der immer mehr um sich greifenden sozialen Absonderung, namentlich in den Städten, heranwuchsen ohne jede Kenntnis der niederdrückenden Klassen, ohne Blick für Not ans Elend, für das wirkliche Leben, lediglich erfüllt mit schöngeistigem Schulwissen. Mit Berechtigung durfte Elisabeth Gnauk-Kühne sagen: „Sie kennen die Schneehütten der Eskimos, die Wigwams der Indianer kennen und beschreiben, von den Kuhställen und Wohngelassen zahlreicher Volksgenossen in ihrer nächsten Nähe aber wissen sie nichts". Kein Gebiet des öffentlichen Lebens bedarf aber so dringend der Mitarbeit der Frau wie die soziale Hilfsthätigkeit in all ihren Einzelzweigen, der Armen und Waisen-Fürsorge, der Kranken- und Gefangenenpflege, der Mutterschafts-, Kinder- und Jugendfürsorge, keine andere Thätigkeit ist aber auch für die Frau der besitzenden Klassen so nötig, um sie aus einseitiger Kultur zu erlösen und durch Nutzbarmachung ihrer tiefsten Fähigkeiten zu befriedigen. „Eine Uebertragung der Mutterliebe, des hilfreichen warmherzigen Wirkens vom Haus auf die Gemeinde auf die Welt" eine Durchdringung des sozialen Organismus mit diesem Elemente, das ist der Leitsatz des kleinen Buches „Soziale Frauenpflichten" (Otto Liedmann, Berlin) von Alice Salomon, der Leiterin der Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit. In einer Reihe von Vorträgen wird hier eine wertvolle Einführung in das soziale Arbeitsgebiet gegeben. Das Büchlein ist durchaus geeignet bei den Frauen Interesse für ihre Pflichten, bei den Männern Verständnis für die weibliche Thätigkeit zu erwecken. Wie sehr es dieses Verständnisses noch bedarf, beweist der Umstand, daß man sich in einzelnen Städten noch immer mit aller Macht dagegen sträubt, Frauen zur öffentlichen Armenpflege zuzulassen. In vielen Städten zählte auch bis vor Kurzem Berlin, wo die gleichberechtigte Mitarbeit der Frau in der Armenpflege erst jetzt beginnen soll, während sie in einer kleinen Anzahl Städte, Danzig, Stolp, Posen, Bonn, Bremen, Mannheim ꝛc., schon seit Jahren aufs Beste bewährt ist. Besondere Beachtung verdient Alice Salomons Stellungnahme zur Arbeiterinnenfrage; die Verfasserin zeigt sich als warme Verteterin der proletarischen Interessen und weist auf die Pflichten hin, die der bürgerlichen Frauenbewegung gegenüber der Arbeiterinnenbewegung zugewiesen werden, „auch wenn die Arbeiterinnen die direkte Hilfe von Seite der Frauenbewegung ablehnen und wohl auch ablehnen müssen."

Es soll hier nicht unterlassen werden einer landläufigen Meinung, die auch Alice Salomon in ihrer Abhandlung über öffentlichen Kinderschutz übernommen hat, entgegenzutreten, und zwar der Ansicht, daß die Pflege einer größeren Anzahl von Kindern in Anstalten eine abnorm hohe Sterblichkeit zur Folge haben müsse. Diese verbreitete Ansicht findet auch in Conrad's Handwörterbuch der Staatswissenschaft im Artikel Findelhäuser zur Schlußfolgerung: „Die allgemein anerkannte, außergewöhnliche und, wie es scheint, unvermeidliche Sterblichkeit der Kinder in den Findelhäusern hat die anstaltliche Fürsorge unbedingt verurteilt und wohl für alle Zeiten beseitigt."

Diese voreilige Verdammung ist schon einmal in diesen Blättern widerlegt worden.*) An der Hand der modernen Wissenschaft lassen sich bei genügendem Kostenaufwand sehr wohl Anstalten schaffen, deren Sterblichkeitsrate sogar bei weitem hinter der in der Familienpflege erzielten zurückbleibt. Zu den bisher bestehenden vereinzelten Musteranstalten gehört auch in Berlin das Schmidt-Gallisch Asyl in der Kürassierstraße.

Neuartige Anregungen bringt die Verfasserin im letzten Abschnitt über die Macht der Käuferinnen, der auf Ausnutzung des großen Einflusses abzielt, den die Frauen durch ihre Stellung als Konsumentinnen auf die Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Angestellten ausüben können.

Veröffentlichungen gleich der vorliegenden Schrift Alice Salomons sind geeignet die neuen Gedanken mit überzeugender Kraft in weite Kreise zu tragen.

Adelr Schreiber.

* * *

Maurice R. v. Stern: Blumen und Blitze. Linz, Wien Leipzig, Oesterr. Vielagsanstalt. s. a.

Die „Neuen Dichtungen" scheinen übrig geliebene Blätter aus früheren Arbeitsjahren des Dichters zu sein; aber eine Auslese sind sie nicht. Sie zeigen mehr Gesuchtheit des Ausdruckes als Ursprünglichkeit der Empfindung. Es findet sich zwar manche schöne Wandlung, auch hie und da ein glückliches Bild darin, aber seiner „lieben Frau Anna" hätte der Dichter ein würdigeres Geschenk seiner Muse widmen können. J. St.

* * *

Richard Andrian: Volksseele. 1. Sammlung, à 20 Pf Berlin, Selbstverlag.

Müssen denn alle Verse gedruckt sein? Als Interpret der „Volksseele", ihrer Höhen und Tiefen, ihrer Freuden und Leiden fühlt sich der augenscheinlich sehr junge Verfasser. Aber das ist wahrlich eine arme Seele, die aus diesen Gedichten spricht. Viel passender hätte er sie (mit Marie Madeleine) als „Lyrik der Pubertät" bezeichnet; so unreif sind sie an Empfindung und Form. Und er verspricht in seiner schwülstigen Vorrede noch mehr solcher Bändchen! Ich kann nur wiederholen: Müssen denn alle Verse gedruckt sein?

J. St.

Briefkasten.

Dem Einsender von „Moralisches Altental?" zur Nachricht, daß wir nicht in der Lage sind, Zuschriften, die auch der Redaktion gegenüber die Anonymität wahren, aufzunehmen.

Herrn L. S. in Ulm. Ihre „Thesen des modernen Manismus und Humanismus" danken erhalten. — Wenn und von wem unsere Zeitschrift begründet wurden, können Sie am Kopf des Blattes lesen, ebenso unsere Grundtendenz, die sich mit der der ethischen Gesellschaften deckt. Statuten und Eisführung ging Ihnen zu.

*) Nr. 17 d. Eth. Kultur, X. Jahrg.: vgl. d. Artikel: Der Kampf um Findelhäuser.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Montag, den 12. Januar, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtisches Rathauses: In Gemeinschaft mit den Vereinen „Jugendschutz" und „Frauenbildung-Frauenstudium". Vortrag des Herrn Prof. Dr. Döring. „Sittliche Erziehung und Moralunterricht." Diskussion.

Sonnabend, den 24. Januar, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Monatsversammlung und Vortrag von Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Foerster: „Zehn Jahre ethischer Bewegung."

Gäste willkommen.

Grundprobleme ethischer Kultur.

Vortragscyklus Dr. Kronenberg am 28. Januar, 2 und 4. Februar, Werder'sches Gymnasium, Dorotheenstr. 13. Abends 8¼ Uhr. Eintrittskarten Mk. 4,— für reservierte, Mk 2,50 für nicht-reservierte Plätze in den Buchhandlungen von Beeslauer & Meyer, Leipzigerstraße 136, J. M Spaeth, Königstr. 52, Walther & Apolant, Markgrafenstr. 60, Herm. Lazarus, Friedrichstr. 66, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, Nicolai, Potsdamerstr. 123b und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16, Gartenhaus III. Einzelkarten zu 1,50 und 1,— an der Abendkasse, soweit Platz vorhanden.

Die Mitglieder der D. G. E. K. erhalten Eintrittskaeten für den ganzen Cyklus zu dem ermäßigten Preise von 1,50 Mark, nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Daselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Der
Grosse Stieler
für 30 Mark!

Hand-Atlas
in 100 Karten.
50 Lieferungen
zu je 60 Pfg.

Gotha: Justus Perthes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. A. Döring.

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Möge das treffliche Buch seinen Weg finden in das deutsche Haus! (Lit. Centralblatt.)

Für seine Zwecke ist das Buch vortrefflich geeignet. (Lit. Rundschau f. d. evangel. Deutschl.)

Das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegenstand geschrieben worden ist. (Westdeutsche Lehrerzeitung)

Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich. (Gegenwart.)

Döring hat bewiesen daß Moral unabhängig von Religion gelehrt werden kann, so nicht bloß, daß es überhaupt geht, sondern daß es so besser geht, als es jetzt in unseren Schulen getrieben wird. (Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie.)

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

Wanderrednertour.

Vom 2. bis 12. Februar 1903 werde ich in Rheinland-Westfalen, vom 12 ab bis Ende des Monats in Süd-Deutschland (Württemberg, Bayern) Vorträge halten. Abteilungen und Vereinigungen, die von dieser Gelegenheit Gebrauch machen wollen, bitte ich, sich rechtzeitig mit mir in Verbindung zu setzen.

Dr. Penzig.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen - - - und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 17. Januar 1903. | Nr. 3.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Fünfzehn Leit- und Streitsätze zum Kulturkampf um die Schule. Vom Herausgeber.
Ein moderner Edel-Journalist. Von Dr. Leopold Katscher.
Die alte Stubenlampe. Von F. Staudinger.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Ministerielle Rücksichtslosigkeit.
Wiederum der Paragraph 166.
Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Stuttgart. Frankfurt.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangenen Schriften.

Fünfzehn Leit- und Streitsätze zum Kulturkampf um die Schule.

Es dürfte vielleicht zur Klärung der in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift von Herrn Landgerichtsrat Kulemann aufgeworfenen Frage, wie weit die Forderung der ethischen Jugenderziehung die religiöse Erziehung einzuschränken gewillt ist, beitragen, gleichzeitig aber auch die in diesen Blättern gepflogene Diskussion über Kirche und öffentliche Schule noch etwas präciser gestalten, wenn ich nachstehend einen Beitrag mitteile, der zum 30. Dezember v. J. in der Herrn Dr. Max Hirsch zu seinem 70. Geburtstage gewidmeten Festschrift „Aus der Humboldt-Akademie" (Berlin, Weidmann) erschienen ist. Natürlich ist damit die Anregung des Artikels „Eine Programmfrage" nicht erschöpft; sie wird vielmehr wohl als schätzenswerte Grundlage weiterer Diskussion noch den nächsten Gesellschaftstag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beschäftigen. Inzwischen mögen die nachstehenden, möglichst scharf zugespitzten „fünfzehn Leit- und Streitsätze zum Kulturkampf um die Schule", wiewohl sie nur meinen an dieser Stelle mehrfach geäußerten Gedankengang kurz zusammenfassen, der Ueberlegung der Leser empfohlen sein.

1. Das unendliche Streben nach der idealen Dreieinigkeit des Guten, Wahren und Schönen ist die vernunftgesetzte, Beseligung spendende Aufgabe der ganzen Menschheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das Individuum hat, wenn gleich die starke Eigenpersönlichkeit der vornehmste Träger des Kulturfortschrittes ist, seinen Wert, aber auch die Möglichkeit höchsten Glücksempfindens, nur in dieser Gemeinschaft, von der, in welcher und für welche es lebt.

2. Alle Gemeinschaftsbildungen, wie Familie, Gemeinde, Kirche, Staat und Kulturgesellschaft sind nur möglich durch Einschränkung der individuellen Willkürfreiheit. Die Bindung unter Sympathie, Interessengemeinschaft, Bekenntnis, Gesetz, Recht und Sitte erfolgt für den Einzelnen zunächst unwillkürlich, später durch individuelle und soziale Erziehung, aus der die Anwendung von Gewalt und Zwang im Laufe der Kulturentwicklung immer mehr schwinden, endlich durch freien sittlichen Entschluß.

3. Bis die Menschheit und die freie Kulturgesellschaft einmal eine feste völkerverbindende Organisation werden gefunden haben, muß der Staat als die vorläufig höchste Stufe der Verkörperung des sittlichen Gemeinschaftswillens gelten. Seine Aufgabe ist nicht nur negativ, die Wahrung von Gesetz und Recht: daß kein Unrecht geschehe, sondern auch positiv, die Förderung des materiellen und ideellen Kulturfortschritts: daß überall das Rechte geschehe.

4. Dies auf die Frage der Erziehung angewandt, so hat der Staat einerseits das Recht der Eltern auf ihre Kinder, das Recht jedes Bürgers auf Gewissensfreiheit, das Recht kirchlicher und anderer Vereinigungen auf zweckmäßige Heranbildung ihrer jugendlichen Mitglieder, endlich das Recht des Kindes selbst auf möglichst vollkommene Entwicklung all seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zu schützen, andererseits muß er als Kulturstaat Vorsorge treffen, daß eine dem wahren Fortschritt der Menschheit dienende Erziehung und Unterweisung der kommenden Generation geboten werde.

5. Haus, Kirche und Staat sind, obwohl gleichmäßig an der Erziehung der neuen Generation interessiert, doch nicht gleichberechtigt; vielmehr stufen sich ihre Rechte nach dem Umfang ihrer Pflichten und nach ihrem Wert für das Gemeinschaftsleben ab.

6. Da die Pflichten gegen die Menschheit höher sind als die gegen den Staat, diese höher als alle Pflichten gegen die Kirche oder die Familie, so hat die Menschheit, für welche heute noch stellvertretend der Staat eintritt, das größte Recht auf die Erziehung der Jugend.

7. Wie überall in Kulturfragen der Einzelwille sich dem Gemeinschaftswillen unterzuordnen hat, so muß die Familie ihre Erziehungswünsche überall da dem Staatsinteresse unterordnen, wo der Staat Menschheitsforderungen vertritt. Die Freiheit der Eltern, mit ihren Kindern zu thun, was sie wollen, findet ihre Schranke an der Forderung des Staats, aus diesen Kindern nützliche Gesellschaftsglieder zu machen.

8. Da der Staat wesentlich eine Willens-, nicht eine

Bekenntnis-Gemeinschaft darstellt, so ist, mindestens für ihn, das menschenvereinigende Wollen des Guten wertvoller als das menschentrennende Bekennen zu einer angeblich gefundenen Wahrheit, Sittlichkeit wertvoller als Rechtgläubigkeit. Die Freiheit der konfessionellen Erziehung durch die Kirche findet daher ihre Schranke an dem durch die Staatsordnung vertretenen allgemeinen Menschheitsinteresse, das keine in ihren Folgen unsittliche Gesinnungsbildung durch Absonderung, Haß oder Mißachtung Andersdenkender dulden darf.

9. Der Staat hat also in seinen allgemeinen und öffentlichen Schulen sittliche Musteranstalten anzustreben, insbesondere hat er das erhabenste Beispiel vollkommener Duldung gegen alle Weltanschauungen und Bekenntnisse zu geben, soweit dieselben sich nicht direkt gegen den Fortschritt sittlicher Kultur richten.

10. Die Frage, was wahr, gut oder schön sei, unterliegt aber nicht dem Richterspruch des Staates, sondern wird im Laufe der Menschheitsentwicklung von der freien und völlig unabhängigen Wissenschaft und Kunst beantwortet. Es darf also weder eine staatlich approbierte Weltanschauung, noch eine Staatsmoral, noch eine staatlich empfohlene Aesthetik geben, wenn auch in den Staatsschulen der Unterricht nicht mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, die Gesinnungsbildung nicht mit denen freier Ethik und Pädagogik, die ästhetische Erziehung nicht mit den Forderungen der Kunstlehre in Widerspruch treten darf.

11. Die Staatsschule ist von ihrer niedrigsten bis zu ihrer höchsten Stufe einerseits Vorbereitungsanstalt für Wissenschaft und Kunst, andererseits Erziehungsanstalt. In der ersteren Eigenschaft nimmt sie teil an der vollkommenen Freiheit der Wissenschaft; in der zweiten Eigenschaft unterliegt sie der Zweckbestimmung, höhere Menschheitskultur absichtlich und planmäßig zu fördern.

12. Weil aber der Staat sein Erzieheramt nur namens der Menschheit übt, so darf das Erziehungsziel der Staatsschule nur ein rein humanistisches sein; sie mag immerhin in erster Linie Staatsbürger erziehen, aber so, daß diese es nicht verleenen, auch Weltbürger zu sein. Das letzte Ziel aller Erziehung ist: gute Menschen zu bilden.

13. Aus der Forderung eines rein humanistischen Erziehungszieles und der pflichtmäßigen Wahrung der Gewissensfreiheit folgt, daß die Staatsschule die religiöse und konfessionelle Gesinnungsbildung, soweit sie mit der Sittlichkeit nicht in Widerspruch tritt, nicht unterdrücken darf. Es folgt aber auch weiter, daß seine Aufgabe neben der wissenschaftlichen und künstlerischen Unterweisung einzig und allein die ethische Erziehung der Jugend bildet.

14. Zu dieser ethischen Erziehung gehört aber, allgemein und immer, die religiös-konfessionelle Erziehung nicht. In der neutralen, rein weltlichen und von Angehörigen aller Bekenntnisse unterhaltenen Staatsschule ist darum für den Religionsunterricht kein Platz. Wohl aber ist es ihre Pflicht, einerseits die Jugend in einem völlig objektiven religionsgeschichtlichen Unterricht mit den erhabenen Geistesprodukten der Vorzeit bekannt zu machen, andererseits die Einsicht in die tiefen Zusammenhange menschlicher Lebensgemeinschaft durch eine theoretische und praktische Unterweisung in der Lebenskunde (Moralunterricht) zu fördern.

15. Die speziell religiös-konfessionelle Unterweisung und Gesinnungsbildung wird ausschließlich dem Hause und den kirchlichen Gemeinschaften überlassen. Der Staat kann neben der Staatsschule solchen Zwecken dienende Privatschulen dulden, er muß aber nicht nur soedern, daß diese formell seinen Ansprüchen auf Vorbildung der Lehrpersonen, Lehrplan ꝛc. entsprechen, sondern er muß sich auch die ethische Oberaufsicht über den Geist der dort gebotenen Gesinnungsbildung vorbehalten.

P.

Ein moderner Edel-Journalist.

Von Leopold Katscher.

Eines Tages im Oktobee 1898 meldete sich bei mir in Budapest ein rund fünfzig Jahre akt aussehender Engländer mit schönen, offenen Gesichtszügen, leicht meliertem Vollbart und seelenvollen blauen Augen, und übergab mir einen Empfehlungsbrief Dr. Evans Darby's, des bekannten Leiters der englischen Friedensgesellschaft, der ältesten Europas. Ich erkannte meinen Besucher nach Bildern, die ich von ihm gesehen hatte, sofort als den berühmten Zeitungsmenschen Stead, von dem ich übrigens schon wiederholt Briefe empfangen hatte. Ich mußte herzlich darüber lachen, daß eine Persönlichkeit von seinem Weltruf es für nötig gehalten, sich ein Einführungsschreiben geben zu lassen, noch dazu an mich, den für viele englische Zeitungen schreibenden Kollegen und — Friedenskämpfer! Gehörte er doch selber schon damals zu den hervorragendsten Friedenskämpfern! Und was er von mir wollte, war Unterstützung seines Bestrebens, die kriegsgegnerischen Kundgebungen des jetzigen Tsars, welche kurz vorher mächtiges Aufsehen erregt hatten, zur Veranstaltung eines Friedenskreuzzuges und dadurch zur Popularisierung der einschlägigen Ideen und Bewegungen praktisch auszunutzen. Man kann sich im großen Publikum keine Vorstellung davon machen, mit welchem Feuereifer er diese Angelegenheit in die Hand nahm. Er besuchte die meisten Hauptstädte Europas, um Stimmung zu machen und die Stimmung kennen zu lernen. Ee schrieb zahlreiche Artikel für die „Daily News“ und seine eigene Monatsschrift „Review of Reviews“ und veröffentlichte das Agitationswerk „Die vereinigten Staaten von Europa“. Er veranstaltete innerhalb vier Monaten in Großbritannien hunderte von Propagandaversammlungen und veranlaßte die Abhaltung vieler anderer im Auslande. Er reiste fortwährend hin und hee und gab ein Vierteljahr hindurch mit großen Opfeen eine dem Kreuzzuge gewidmete, sehr interessante Wochenschrift „War against war“ heraus.

Sein damaliges Vorgehen war ungemein dezeichnend für seine Haupteigenschaften: Furchtlosigkeit, unermüdliche Energie und Beharrlichkeit, tiefgründige Menschenfreundlichkeit, bedeutendes Organisationstalent. Diese vier Grundzüge seines Wesens ziehen sich durch sein ganzes Wirken — durch das theoretische wie das praktische — und machen ihn zu dem eminenten Edel-Journakisten, der er ist. Hundert Männer à la Stead, hundert Zeitungsleute, die nach seinem Wahlspruch:

„Verbündung aller Liebenden im Dienste
aller Leidenden“

handeln, würden die Presse bald auf die segensreiche, veredelnde Höhe bringen, auf der sie stehen müßte, um ihren wahren Aufgaben gerecht werden zu können.

Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Aufsatz bietet mir Steads Haltung auf dem letzten internationalen Friedenskongreß (zu Glasgow, September). Wie gewiß erinnerlich, trat er dort geradezu mit dem schroffen Verlangen hervor, daß England wegen des ungerechten Krieges in Südafrika und wegen der Zurückweisung des Schiedsgerichtswunsches Krügers förmlich in Acht und Bann gethan werden möge. Das ging zu weit und es kam auch zur Ablehnung (ein Antrag, die britische Regierung zu ächten, wäre als besser wahrscheinlich angenommen worden), aber es zeigte ihn, den Antragsteller, als einen unee-

Digitized by Google

schrockenen Mann, der ahne Rücksicht auf seine persönlichen Interessen mutig gegen den Strom schwimmt. Den gleichen Mut — und es gehörte ein sehr hoher dazu angesichts des herrschenden Jingoismus — legte er seit Ausbruch des Transvaalkrieges unablässig an den Tag durch seine erstaunlich ausdauernde und umfassende journalistische Thätigkeit an der Spitze der leider eine sehr kleine Minderheit bildenden Presse, die die Anzettelung dieses Feldzuges und die Art seiner Führung verurteilte und das Schiedsprinzip in den Vordergrund stellte. Er hat allmählich eine ganze Anzahl aan Broschüren mit unanfechtbarem Thatsachenmaterial veräffentlicht („Die losgelassene Hölle", „Heimstättenverdrennungen", „Barbarische Methoden" ic.) und mit Lord Roberts üder die südafrikanischen Greuel — leider vergeblich — lorrespondiert. Er verdammte in zielen Zeitungsartikeln die Haltung der britischen Regierung scharf, gab eine eigene Wochenschrift „Krieg gegen den südafrikanischen Krieg!" heraus und leitete die aon ihm ins Leben gerufene „Internationale Union" der abendländischen Geistes-Elite, die den Zweck hatte, dafür zu sorgen, daß die Transvaal-Sache und später möglichst viele internationale Streitfragen vor den Haager Schiedsgerichtshof gelangen.

Ueberhaupt thut außer Bertha v Suttner niemand so Vieles und so Systematisches für die Bekanntmachung des Wesens und der Bedeutung der Haager Institutian — dieses wichtigsten Markteines der Jahrhundertwende — sowie für ihre künftige durchgreifende Inanspruchnahme an Kriegesstatt. Nicht nur in Aufsätzen und Varträgen verbreitet er die Kenntnis jenes internationalen Tribunals, er hat auch ein großes, wertaolles Werk über das durch Nikolaus II. veranlaßte Haager Diplomatenparlament geschrieben: „La Conférence de la Haye" (Brüssel 1901), welches Buch noch berufen ist, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Er seldst weilte während der ganzen Dauer der Konferenz an Ort und Stelle und veröffentlichte derea Chronik fortlaufend in einem ersten holländischen Blatte; auch übte sein Verkehr mit den Konferenzmitgliedern — gleich dem der Baronin Suttner und des Staatsrats Bloch — auf das günstige Ergebnis der Beratungen eiaen recht ersprießlichen Einfluß aus.

Doch es ist an der Zeit, daß ich mich dem Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes zuwende. Als Sohn eines armen, kinderreichen Dissidentengeistlichen am 5. Juli 1849 zu Embleton (England) gedoren, konnte er nicht studieren, sondern mußte mit vierzehn Jahren Laufbursche einer Neweastler Handelsfirma werden. Er verdiente wöchentlich vier Shilling, später natürlich mehr, bekam von seinem Vater jedoch vier aber fünf Jahre lang nur drei Pence (25 Pf., 30 Heller) Taschengeld. Dieses verwendete er zum Anlauf aon Büchern; andere Werke lieh er sich, und ja gelang es ihm, seinen Wissensdurst einigermaßen zu stillen. Seine natürliche litterarische Begabung drach bereits heraar, als er kaum fünfzehn Jahre alt war. Damals gewann er einen aan einer Jugendzeitschrift für die beste Skizze über Oliver Cramwell ausgeschriebenen Preis. Dieser bestand in einem Packet guter Bücher, darunter die Gedichte James Russell Lowells. Der betr. Band sallte zum Leitstern seines Lebens werden. „Er ist das kostdarste meiner Bücher" und begleitet ihn nach heute auf den meisten Reisen. Namentlich die falgende Stelle hat ihn dauernd beeinflußt, hat dem Leben unseres self-made man Richtung gegeben: „Ein Sklave ist, wer nicht für die Gefalleneu und Schwachen einzutreten wagt; wer nicht lieber Haß und Spott erduldet, als schweigend die Wahrheit zu unterdrücken, die er denkt; wer sich Zweien oder Dreien gegenüber nicht getraut, das als richtig Erkannte zu aerfechten."

Der Umstand, daß er, tagsüber geschäftlich thätig, zum Lesen und Lernen in der Regel nur nachts Zeit fand, hatte seine Gesundheit und sein Augenlicht arg beeinträchtigt. In die Strenggläubigkeit seines Vaters zurückfallend hielt er seine litterarischen Neigungen für Versuchungen des Teufels. Da kamen Lawells edle Dichtungen gerade zurecht, um die trüben Gedanken zu verscheuchen und mit ihrer sittlichen Begeisterung den Wiedergenesenen zu herrlichen Vorsätzen zu entflammen, denen er auch treu blieb. Zunächst interessierte er sich lebhaft für die Arbeitslosen und regte in einer Neweastler Zeitung die Gründung eines Vereins gegen Bettelei und Verarmung an. Der Erfolg war ein so guter, daß er auch an auswärtige Blätter menschenfreundliche Briefe zu richten begann. Eines derselben, das Darlingtoner „Northern Echo", lud ihn zu häufigerer Mitarbeit ein, und der Herausgeber fand an den Beiträgen so großes Gefallen, daß er ihm die Stelle des Redakteurs anbot. Die ernsten Bemühungen des jungen Autodidakten fingen also an, recht gute Früchte zu tragen. Neun Jahre lang leitete er jenes Praainzblatt mit solchem Talent, daß der bekannte Litterarhistoriker John Morley — später Minister —, der damals Chefredakteur der Landoner „Pall Mall Gazette" war, ihn 1880 zu dieser als zweiten Redakteur berief. Nach dem Eintritt Morleys ins Parlament wurde Stead alleiniger Herausgeber des angesehenen Blattes, welches sich unter ihm durch entschieden freisinnige, humanitäre, arbeiterfreundliche Tendenzea auszeichnete und infolge der maßvallen, gerechtigkeitserfüllten Verfechtung einer Besserung der sozialen Verhältnisse und der öffentlichen Moral einen bedeutenden Faktor im geistigen und politischen Leben Englands bildete.

Seldstaerständlich war er zu jener Zeit nicht wenigen Anfechtungen ausgesetzt und seine Menschenfreundlichkeit brachte ihn sagar ins Gefängnis. Die meisten Leser werden sich nach lebhaft des ungeheuren Aufsehens erinnern, welches i. J. 1885 die Steadsche Artikelserie „Der Jungfrauentribut im modernen Babylon" (bald als Buch veröffentlicht und in sämtliche Sprachen übersetzt) in ganz Europa machte, weil sie entsetzliche Enthüllungen über den umfangreichen Schacher enthielt, der in „höheren" Kreisen der britischen Metrapole mit Backfischen und kleinen Mädchen getrieben wurde. Weit entfernt, von Sensationssucht eingegeben zu sein, gingen seine auf völlig unwiderleglichen Daten und Thatsachen beruhenden Darlegungen aielmehr aus dem traurigen Umstand hervor, daß alle Bemühungen Gutgesinnter, jenen verbrecherischen Handel durch eine Parlamentsakte zu treffen, gescheitert waren, teilweise weil es infalge des Einflusses Interessierter unmöglich war, Beweise in größerer Menge beizubringen. Wohl wissend, welchen Gefahren — heftige Bekämpfung, gerichtliche Verurteilung, vielleicht gänzliche Unmöglichmachung — ihm drohten, wenn er sich der Sache erfalglas annähme, that er es dennach unentwegt, indem er die erforderlichen Beweise aarsichtig sammelte und ans Tageslicht brachte. Er wurde zwar wegen gewisser Stellen zu drei Manaten Kerkers verurteilt, errang aber einen hohen sittlichen Triumph, einen graßen Namen und erlebte die Genugthuung, daß die entrüstete öffentliche Meinung die Annahme eines entsprechenden Gesetzentwurfs erzwang. Sa hatte Stead das Beispiel des edeln Matrasenfreundes Plimsall befolgt, der ebenfalls mittels furchtbarer Enthüllungen das die bedauernewerten Seeleute schützende Gesetz durchsetzte, dessen Zustandekammen jahrzehntelang van den interessierten Parlaments-Rhedern verhindert worden war.

Während seiner neunjährigen Thätigkeit bei der „Pall Mall Gazette" gründete Stead einen gegen behördliche Uebergriffe gerichteten „Bund für Gesetz und Freiheit", nahm er sich der Irländer nach Kräften an und legte sich

planmäßig für die Armenwohnungsfrage ins Zeug. Diese Frage, welche ihn übrigens noch immer lebhaft beschäftigt, erfuhr durch seine Anstrengungen in Wort und Schrift eine außerordentliche Förderung; er legte den Grund zu der klugen und dabei radikalen Wohnungspolitik, die gegenwärtig im Schoße des Londoner Grafschaftsrates herrscht und glänzende Ergebnisse zu zeitigen beginnt. In diesem und anderen wichtigen Punkten hat Stead von jeher Erkleckliches beigetragen zur Weckung des öffentlichen Gewissens, denn er ist ein Rufer im Streite mit praktischem Sinn, nicht nur mit theoretischen Idealen. Er verlegt sich bloß auf schöne, aber auch bloß auf erreichbare Ziele, und wir haben gesehen, daß er bei ihrer Erkämpfung keine Furcht, kein Zurückschrecken kennt und lediglich auf das Wohl der Menschheit oder auf die höhere Moral Rücksicht nimmt. Bertha v. Suttner sagt mit Recht von ihm, er sei „von der innigen Ueberzeugung durchdrungen, daß der Geist des Guten — „Gott" — diese Welt allmählich zur Vervollkommnung lenkt und sich dabei begeisterter Menschen als der Werkzeuge bedient — Menschen, welche wissen, daß sie im Dienst eines höheren Prinzips wirken und durch den Rückhalt, den sie an ihrer „göttlichen" Sendung haben, sich gestärkt und gehoben fühlen, voll froher und mutiger Zuversicht. Solche Zuversicht scheint auch ihn zu erfüllen."

Um seinen Bestrebungen ganz ungehindert nachleben und zugleich auch sein Ideal von einer Zeitschrift verwirklichen zu können, gründete er 1890 aus eigenen Mitteln das völlig neuartige Monatsblatt „Review of Reviews", das Vorbild der seither in Paris, New-York, Melbourne u. s. w. entstandenen Presserundschauen, eine originelle Mischung von großer Monats- oder Wochenschrift und internationaler Zeitschriftenschau. Obwohl ein echter Engländer und ein eifriger Patriot (aber einer im besten Sinne des Wortes), tritt er in dieser seiner Revue — die er größtenteils selbst schreibt, wozu eine ungeheure Arbeitskraft gehören muß! — für alles gute Kosmopolitische ein: für die Hebung des Loses der Armen und Arbeitenden, für Frieden und Schiedsgerichte, für Weltsprachen, Reisen, Verbreitung der Kunst im Volke u. s. w. Für lächerliche Sixpence (50 Pf., 60 Heller) bietet er eine sehr starke, reich illustrierte Nummer mit zeitgemäßen, gediegenen, fesselnden Original-Artikeln und mit Auszügen „aus den besten Aeußerungen der besten Geister in aller Welt". Sein Hauptzweck bei seiner Revue ist, wie er schrieb, „den Zusammenschluß jener zu fördern, die ihre Mitmenschen lieben und willens sind, zusammenzuarbeiten an dem gesellschaftlichen und sittlichen Wohl der Gesamtheit". Und da ihm mit seiner tüchtigen Organisationsgabe gelungen, das Unternehmen zu einem einträglichen zu gestalten, ist er in der glücklichen Lage, es diesem Zweck immer mehr dienstbar zu machen, indem er damit immer mehr charakteristische Züge bezw. Nebengründungen verknüpft, die er dann stetig ausgestaltet. Einige Beispiele: eine billige Leihbibliothek, einen Austausch von Briefen zwischen Bewohnern mehrerer Länder behufs Erlernung fremder Sprachen, einen Reiseklub, einen „Hochzeitsringzirkel" zur Förderung der Annäherung unter den Lesern, fabelhaft wohlfeile Ausgaben (zu 1 Penny pro Bändchen!) von Klassikern, hervorragenden modernen Prosawerken, Jugendschriften ꝛc. Sehr verdienstlich von der „Review" ist auch, daß sie z. B. die guten Lehren Tolstois, den Stead wiederholt besucht hat, ohne deren Auswüchse zu verbreiten trachtet, in der Dreyfus-Affaire eine besonders schöne Rolle spielte u. dgl. m. Von den Pennybüchern sind bereits mehrere Millionen Exemplare verkauft worden.

Auch von dem Schriftsteller Stead muß gesprochen werden. Abgesehen von seinen Artikeln und Essais — die er bisher, nebenbei bemerkt, nicht in Buchform gesammelt hat — verdankt man ihm eine größere Anzahl von Büchern und umfangreicheren Broschüren, fast alle im Dienste des Edelmenschentums und vielfach gegen die Korruption in Politik, Gesellschaft oder Volkswirtschaft gerichtet. Einige haben riesiges Aufsehen hervorgerufen, insbesondere die auf Grund seiner zwei nordamerikanischen Reisen geschriebenen („Wenn Christus nach Chicago käme", „Satans unsichtbares Reich enthüllt", „Der Arbeitskrieg in den Vereinigten Staaten"), welche in Flammenschrift die Auswüchse des modernen Aufschwunges im Yankerland geißeln. Sein „Lest we forget" (1901) bildet eine aus den höheren Gesichtspunkten der Menschenfreundlichkeit verfaßte Darstellung der Leistungen des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf das, was den Sozialreformern, Ethikern und Erfindern im 20. Jahrhundert zu thun bleibt. Noch kräftiger treten seine edeln Tendenzen in seiner außerordentlich spannenden Schrift über Millionäre, Milliardäre und die nützlichste Verwendung großer Reichtümer hervor: „Mr. Carnegie's Conundrum £ 40 000 000 — what shall I do with it?" (1900). Er legt darin in bewundernswerter Weise dar, was er mit Carnegies Riesenvermögen anfangen würde, wenn er darüber zu verfügen hätte. Es müßte mit unnatürlichen Dingen zugehen, wenn der wackere Schotte, der reichste Mann der Welt, der sein Alles zum Wohl der Menschheit zu verschenken gedenkt, nicht Manches von den Anregungen Steads aufgriffe, obgleich er gewohnt ist, in allem und jedem seinem eigenen Kopf zu folgen. Ein Meister ist Stead auch im Gebiete der analytisch-kritischen Lebensbeschreibung. Seine Bücher über Gladstone und Königin Viktoria, seine zahlreichen Revuen-Biographien (darunter Tolstoi, Wereschtschagin, Holyoake, König Eduard ꝛc.) sind mustergiltig. Die meisten seiner Bücher muß ich wegen Raummangels übergehen; nur „Im dunkelsten England" muß ich erwähnen — eine teils vorzeichnende, teils beschreibende Schilderung der sozialpolitischen Seite der Thätigkeit der Heilsarmee in England; für die Lichtseiten dieser Thätigkeit war Stead großenteils richtunggebend, mit den Auswüchsen der „Seligmacher" hat er nichts zu schaffen.

Was seine Schreibweise betrifft, so ist sie klar, durchsichtig, lichtvoll, knapp. Bei ihm giebt es kein überflüssiges Wort; er beherrscht die Kunst, auf kleinem Raum viel zu sagen. Er schreibt lebhaft, subjektiv, packend, zum Herzen gehend, aber nicht fanatisch, sondern maßvoll. Wie sein Wirken, ist auch sein Stil idealistisch und praktisch zugleich — beweisend, daß er nicht bloß ein unpraktischer Schwärmer.

Daß er zuweilen inkonsequent ist, etwas über die Schnur haut oder sich einzelner Dinge annimmt, die das nicht verdienen, kann man ihm als einem begeisterten Apostel nicht verdenken. Hierher gehört z. B. seine Schwärmerei für die automatische Hand-Geisterschrift der Spiritisten oder seine Bewunderung für Cecil Rhodes, trotz dessen britischer Herrschaftsgelüste. Diese und andere Verirrungen, aber auch seine warmherzige Verfechtung mancher humanitären Bestrebungen und sein häufiges Schwimmen gegen den Strom haben ihn vielfach in den Ruf der Narretei gebracht. „Die Leute halten mich für verrückt und ich bin stolz darauf", sagte er zu mir. Felix Moscheles bezeichnet sein Verhalten in gewissen Dingen als „entzückend ausartend" und Mrs. Bonner — die ebenfalls radikale Tochter des verstorbenen „Eidverweigerers" Charles Bradlaugh — behauptete zur Zeit des Friedens-Kreuzzuges, das „Mißtrauen gegen Stead" in russischen Dingen sei „tief und unerschütterlich". Niemand aber kann leugnen, daß er im großen Ganzen den Grundsätzen der Menschenfreundlichkeit, der Verbrüderung, der allgemeinen Annäherung stets treu geblieben.

Es giebt nur zu viele Geistesriesen, die in sittlicher Hinsicht Zwerge sind. Nicht großartiger Intellekte allein bedarf die Welt, sie braucht noch weit eher energische

Digitized by Google

Männer van Mut und Ueberzeugung, furchtlaſe Individualitäten voll Abſcheu gegen Unrecht und Schändlichkeit, gediegene Perſönlichkeiten, denen das Herz mehr gilt als der Leib und der Geiſt. Kurz, unſere Zeit bedarf der Apoſtelnaturen. Eine ſolche iſt der Gegenſtand dieſer Zeilen, und ich glaube, dieſelben nicht beſſer abſchließen zu können als mit den folgenden Worten, welche der ausgezeichnete amerikaniſche Sozialreformer B. O. Flawer, Herausgeber der New-Yorker Monatsſchrift „Arena“, über Stead geſchrieben hat:

„Er entſchloß ſich frühzeitig, lieber der Stimme des Gewiſſens als den Eingebungen des Opportunismus zu gehorchen . . . Das Geheimnis ſeines Einfluſſes beſteht in der Treue, mit der er die ewigen Gebote befolgt, welche die Liebe den Erleuchteten auferlegt . . . Kein Zeitgenoſſe hat mit größerer Beharrlichkeit für Recht, Freiheit und Fortſchritt geſtritten . . . Er iſt ein edler Vertreter des fürs neue Jahrhundert maßgebenden Mannestypus. Er hegt die richtige Anſicht, daß, wenn alle, denen die ſoziale Entwickelung, die Hebung der Menſchheit, die Würde der Lebensführung am Herzen liegt, ſich behufs Erreichung ihrer Ideale zuſammenthäten, die Welt glücklicher und beſſer werden müßte. Dieſe gleichſam fixe Idee hat ihn durchs Leben geleitet; aber er iſt kein Träumer — dafür zeugen auf Schritt und Tritt praktiſche Gedanken, kühne Pläne und tapfere Thaten.“

Die alte Stubenlampe.

Von F. Staudinger (Darmſtadt)

Jeden Tag wurde ſie mit altem guten Lampenöl gefüllt. Aus einem großen Behälter an der hinteren Seite eines maſſiven Ständers gluckſte es durch ein Rohr herüber zur Lampe, die an der anderen Seite des Ständers angebracht jenem Oelbehälter das Gleichgewicht hielt. An einem Ringe über dem Ständer trug ſie der gute Onkel jeden Abend durch alle Stuben, um nachzuſehen, ob alles in Ordnung ſei.

Wir hatten ſie früher ſehr lieb gehabt, beide, den guten alten Onkel und die gute alte Lampe — wenn ſie auch zuweilen funzelte und nicht ſehr helle war.

Aber da kam das Petroleum und das Gas. Und nun ſollte die gute alte Lampe in Ruheſtand verſetzt werden. Das aber war dem guten alten Onkel gar nicht recht. Er beſtand darauf, daß er ſeine Lampe behalte.

Man lachte ein wenig; aber man ließ ſie ihm. So wäre es ganz gut geweſen; wenn nur der gute Onkel ein Einſehen gehabt und ſie bloß auf ſeinem Zimmer gebrannt hätte. Aber er war eben alt und etwas eigenſinnig geworden. Und ſo forderte er, daß er nach wie vor die alte Lampe auch in der Wohnſtube brenne. Das wäre auch nach gegangen, wir hätten es geduldet. Aber er forderte dann kategoriſch, daß wir Anderen das Gas auslöſchten. Denn er behauptete, das ſei zu helle und verderbe die Augen. Und ſein Töchterchen vor allem, das mit ihm bei uns wohnte, durfte erſt recht nicht bei Gas und Petroleum arbeiten. Wenn der Muſiklehrer am Abend kam, ſa ſollte die gemeinſame Uebung, die uns ſtets ſo erfreut hatte, mit der alten qualmenden Funzel — ſo hieß ſie jetzt — ſtattfinden. Da wir unſeren Armleuchter an der Decke für Gas hatten einrichten laſſen, ſo ging das kaum. Aber all unſre Klagen, daß man nichts ſehe, verſchlugen bei ihm nichts. Kurz, der gute alte Onkel begann ein ſehr häßlicher alter Onkel zu werden. Er tyranniſierte uns alle, wie ſein Kind, auf die unerträglichſte Weiſe. Sie ließ es ſich freilich reſpektvoll gefallen.

Da riß endlich dem Vater die Geduld. „Bruder!“ ſagte er eines Tages, „das Haus gehört zwar nach dem Willen der Eltern uns beiden gemeinſam, und wir können uns nicht trennen. Aber in dieſer Weiſe können wir auch nicht zuſammen hauſen. Und da nun unſer mehr ſind und ich, wie Du weißt, auch Mitvormund über Dein Mädchen bin, ſa ſei folgendes beſtimmt: In Deinen Stuben machſt Du es ganz, wie Du willſt. Da brenne Deine alte Lampe und behalte Deinen alten Hausrat. Aber daß Du uns auch hüben tyranniſieren willſt, das geht nicht. Kommſt Du zu uns herüber, ſo bleibt Deine Funzel in Zukunft weg. Wo Dein Töchterchen bei Dir lernen kann, da mache es nach Deinem Belieben. Aber überall, wo ſie bei uns ſein muß, muß ſie ſich in unſere Ordnung fügen.“

Da begann der alte Herr ein großes Geſchrei. Das ſei ja die reine Vergewaltigung. Er habe doch ein Lebenlang mit ſeiner Lampe überall herumgeleuchtet und abends treulich nachgeſehen, ab nichts Unrechtes im Hauſe ſei. Mit welchem Rechte ihm das nun verbaten ſein ſolle, das walle er doch einmal ſehen!

„Ordnung muß ſein!“ ſagte der Vater. „Wenn Du ruhig Dein altes Geleuchte weiter gebraucht hätteſt, ſo hätte man es Dir ja gerne nachgeſehen. Aber daß Du es für das alleinſeligmachende Licht erklärſt und fortwährend bei uns palterſt und uns das Licht auslöſchſt und uns zu dem zwingen willſt, was Du für allein recht hältſt, das nötigt uns nun, reinen Tiſch zu machen. Du ſprichſt von Vergewaltigung und merkſt nicht, daß Du ſie fortwährend übſt gegen uns. Wollte Deine Lampe ſich mit unſerer vertragen, ſo möchteſt Du ſie ſchan mitbringen. Da ſie ſo zänkiſch iſt, bleibt ſie uns bis auf weiteres vam Leibe.“

„Du greifſt in das Heiligſte meiner Ueberzeugung ein; die Pietät willſt Du aus mir und meinem Kinde ausrotten. Wieviel Menſchen ſind ſchon groß und tüchtig geworden bei der alten Lampe!“

„Weil ſie keine beſſere hatten!“ ſagte der Vater lächelnd. „Ich denke, die beſte Pietät gegen die Ahnen iſt, ihr Gutes zum Beſſeren fortbilden. Du erkennſt das neue Licht freilich nicht als beſſer an. Das iſt Dein Recht. Aber Du willſt die Hausordnung ſtören, das iſt Dein Unrecht. Eine Meinung kann neben der anderen, nicht aber eine Ordnung neben der ſie beſtreitenden beſtehen!“

„Und ich hätte die Ordnung geſtört?“ rief der Onkel erboſt. „Das waret gerade ihr mit euren neuen Blendwerken. Ich fardere Achtung auch vor meiner Meinung! Ich verlange nur mein Recht.“

„Dein Recht?“ ſagte der Vater ernſt, „Achtung var Deinem Recht, Andere zu ſtören? Das iſt ja immer die Art der Vergewaltiger, daß ſie Achtung vor ihrem Rechte ſordern, Andrer Recht zu zertreten.“

„Aber Du könnteſt wirklich ein wenig liebenswürdiger und freundlicher gegen ihn ſein!“ ſagte da zum Vater ein uns oft beſuchendes gutes Bäschen, das var kurzem eingetreten war. „Ihr ſeid ihm doch für viel Gutes zu Dank verpflichtet. Und Du, als der Stärkere, der die Anderen hinter ſich hat, ſollteſt dach den alten Traditionen etwas mehr Rechnung tragen.“

„Und das iſt das Glück dieſer Vergewaltiger,“ fuhr der Vater, das Bäschen freundlich anſehend, fort, „daß ſie immer wieder ſolch' gute Seelen finden, die nicht unterſcheiden können zwiſchen Meinung und Ordnung. Daß die Meinung frei ſei, iſt gerade mein höchſtes Prinzip. Aber daß die Ordnung geſtört werde und der Hausfriede, das bin ich entſchloſſen, nicht mehr zu dulden.“

„Vae victis!“ grollte zornig der alte Onkel und ging, ſich in ſein Zimmer mit ſeiner alten Lampe zu verſchließen.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Der Schluß der fünfjährigen Legislaturperiode dürfte, wie die Blätter melden, aus inneren und äußeren Gründen sehr bald nach der Fertigstellung des Etats durch vorzeitige Auflösung des Reichstages erfolgen. Da dann die Neuwahlen vielleicht schon im April oder Anfang Mai stattfinden müßten, so beginnt bereits der Aufmarsch der Parteien. So aufrichtig man nun auch die jetzige Parteigestaltung vielfach beklagen muß, weil die großen idealen Richtpunkte der Politik zumeist kleinlichen Sonderinteressen einzelner Berufsstände oder taktischen Rücksichten den Platz geräumt haben, so wenig ist doch auf eine baldige Neugruppierung nach höheren Gesichtspunkten der Kulturentwicklung zu hoffen. Es steckt auch in den freisinnigsten Kreisen ein zäher Konservatismus, der selbst lebensschwach gewordene Organisationen noch immer zu langen Jahren kommen läßt. Für den Sozialethiker erfreulich ist oder die Wahrnehmung, daß überall der „neue soziale Geist" als Ferment wirkt, das entweder umbildend oder zersetzend die alten Formen zu sprengen trachtet. Vor allem gilt das von dem trotz der augenblicklichen Depression zweifellos noch die Zukunft besitzenden Liberalismus. Freilich mit der Einschränkung: er wird sozial, oder er wird nicht sein. Aber die Stimmen mehren sich erfreulich, die diese Ueberzeugung allem freisinnigen Konservatismus Richterscher Färbung zum Trotz zum Ausdruck bringen. Es wäre aber an der Zeit, daß auch in den Kreisen der Volkspartei der Gedanke sich allmählich durchsetzte, daß die beste Bekämpfung der sozialdemokratischen Partei — und eine solche Bekämpfung ist leider allerdings notwendig gegenüber dem verschwommenen „Endziel" sowohl, wie gegenüber der häufig direkt die Volkswohlfahrt, weil Volkssittlichkeit schädigenden Kampfmethode — daß also die beste Bekämpfung der Sozialdemokratie eine wahrhaft soziale und demokratische Politik darstellt.

* * *

Lügen haben noch immer kurze Beine. Auf die Ergebenheitsadresse der „königstreuen" Arbeiter der Stettiner Vulkanwerft ist eine zweite Kundgebung von rund 1600 dieser selben Arbeiter erfolgt, in der sie dem Kaiser aufrichtig und mutig mitteilen, jene frühere Adresse sei ihnen von ihren Vorgesetzten durch die Drohung mit der Hungerpeitsche abgezwungen worden. Aber wird die Resolution das Ohr des Kaisers erreichen? Durch die Hofkamarilla sicher nicht. Sollte sich indes wirklich unter all den Männern, die den Thron umgeben, kein einziger aufrechter Mann mehr finden??

Streiflichter.

Ministerielle Rücksichtslosigkeit. In welcher Weise die private, dem Gemeinwohl gewidmete Arbeit weitschauender Sozialpolitiker im Deutschen Reich von der Regierung gewürdigt wird, dafür bietet das Schicksal der von dem — freisinnigen — Stadtrat Dr. Jastrow zu Charlottenburg vor mehr als fünf Jahren ins Leben gerufenen Zeitschrift „Der Arbeitsmarkt" ein lehrreiches Beispiel. Zu jener Zeit galt die Erforschung der Lage des Arbeitsmarktes und eine regelmäßige Berichterstattung über die aus den Ziffern der Arbeitsnachweise und Krankenkassen erhellenden Konjunkturen der einzelnen Gewerbebetriebe für ein überaus schwieriges und zweifelhaftes Unternehmen. Hervorragendes Organisationstalent und eiserner Fleiß eines einzelnen Gelehrten haben diese Anfangsschwierigkeiten überwunden, und die als Organ des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise herausgegebene Halbmonatsschrift erfreute sich, genau so wie früher unter derselben Redaktion die „Soziale Praxis", des stetig wachsenden Rufes der Unentbehrlichkeit für alle Sozialpolitiker auf diesem Gebiete. Dieser Erfolg ist ihr verhängnisvoll geworden. Als die Regierung einsah, daß die Aufgabe lösbar war, sogar durch eine allerdings durch Sachkenntnis sehr hervorragende Privatperson, beschloß sie . . . . jedermann sollte nun denken: die bewährte private Organisation durch ihre staatlichen Mittel zu unterstützen, eventuell sogar direkt zu versuchen, sie samt ihrem Urheber für ihre Regie zu gewinnen, mindestens aber doch bei der reichsamtlichen Organisation der arbeitsstatistischen Abteilung vorher den Rat des Initiators, der als Privatdozent an der Universität Berlin ja auch mittelbarer Staatsbeamter ist, zu hören. Nichts von alledem geschah. Unsere Bureaukratie braucht keinen sachverständigen Rat, außer dem ihrer Geheimen Regierungsräte. Der Herausgeber des „Arbeitsmarktes" wurde erst, nachdem alle Beschlüsse gefaßt und in Herrn Geh. Regierungsrat Zahn nicht nur ein Leiter des neuen staatlichen Unternehmens, sondern auch ein außerordentlicher Professor für Statistik und Sozialpolitik an derselben Universität, an der Dr. Jastrow seit vielen Jahren den gleichen Lehrauftrag inne hat, gewonnen war, von der fertigen Thatsache benachrichtigt.

Das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb ist natürlich auf die Uebernahme privater Unternehmungen durch den Staat nicht anwendbar. Aber vielleicht hätte gerade die Thatsache, daß Herr Dr. Jastrow bereits unter zwei in höheren Regierungskreisen sehr verbreiteten Vorurteilen zu leiden hat, eine etwas rücksichtsvollere Behandlung nahelegen sollen.

* * *

Wiederum der Paragraph 116 des Strafgesetzbuchs. Kaum ist der Protest vieler aufrichtiger und der Religion keineswegs feindlich gesinnter Männer gegen den Mißbrauch des „Beschimpfungsparagraphen" zur strafrechtlichen Verfolgung ehrlichster Kritik an der Kirche und ihren Einrichtungen verhallt, wie ihn der Tolstoiprozeß in Leipzig zuletzt hervorgerufen hatte, da zieht ein neuer Fall wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Auf eine Strafanzeige des erzbischöflichen Ordinariats ist gegen Pfarrer Gottfried Schwarz in Heidelberg wegen seiner tiefernsten Flugschrift: „Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhl Christi" die Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen erhoben, auch gleichzeitig die Beschlagnahme der Schrift verfügt worden. Der verdienstvolle bejahrte Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, der auch in seiner Polemik nie den vornehmen und sittlichen Ton vermissen ließ, hat auf die Strafanzeige wie uns scheint, sehr treffend Folgendes erwidert:

„Ich bin der Beschimpfung der katholischen Kirche angeklagt, die ich in zwei Schriften begangen haben soll

„Ich weise diese Beschuldigung als die größte Ungerechtigkeit zurück, und zwar mit folgender Begründung:

„So sehr man häufig über die Unbestimmtheit des Begriffs der Beschimpfung in § 166 des Strafgesetzbuchs klagt, so liegen doch eine Reihe von Entscheidungen des Reichsgerichts vor, durch welche dieser Begriff scharf genug bestimmt ist. Durch dieselben ist Folgendes festgestellt:

„Als Beschimpfung kann die bloße Herabwürdigung, welche nur einen Mangel an Achtung bethätigt, nicht angesehen werden. Eine beschimpfende Aeußerung liegt vielmehr nur dann vor, wenn sich in derselben die Verachtung des Heiligen, dessen, was Achtung und Verehrung erfordert, in verletzender roher Weise dokumentiert. Bloße Frivolität genügt nicht."

„Der letzte Satz ist es, der den Begriff der Beschimpfung am klarsten bestimmt. Denn es ist damit festgestellt, daß die Beschimpfung, von der dieses Gesetz redet, etwas ist, was in der Richtung der Frivolität liegt, aber noch weit über diese hinausgeht.

„Frivolität aber ist Leichtsinn, die Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit in der Behandlung heiliger, d. h. die höchsten Interessen der Menschheit betreffenden Dinge.

„Beschimpfung der Kirche und ihrer Einrichtungen ist also eine solche Behandlung derselben, welche in der Richtung des Leichtsinns und der Schlüpfrigkeit liegt, aber noch weit über diese hinausgeht.

Meine Behandlung der Kirche und ihrer Einrichtungen ist aber, wie kein Mensch verkennen kann, der höchste Ernst. Sie liegt also gerade in der entgegengesetzten Richtung und ist das äußerste Gegenteil der Beschimpfung.

„Hieraus erhellt zur Genüge die völlige Grundlosigkeit und die große Ungerechtigkeit der gegen mich erhobenen Beschuldigung."

Wir haben noch immer die Erfahrung gemacht, daß die Empfindlichkeit gegen angebliche Beleidigungen im geraden Verhältnis zu dem Schwinden der Ueberzeugung

Digitized by Google

vom eigenen Werte zunimmt. Wenn nun auch die Staatsanwaltschaft nicht in der Lage ist, nervöse Anzeigen ohne weiteres unbeachtet zu lassen, so hoffen wir doch, daß die Gerichtshöfe es ablehnen werden, durch rigorose Bestrafung sachlicher Kritik die geistige Arena des Volkes zu einem Feld voller Totengebeine zu machen.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Stuttgart. Hier sprach am 15. Nov. Prediger Schneider von der freireligiösen Gemeinde über den Religionsunterricht in der Schule.

Der Redner unterzog zunächst den herkömmlichen Religionsunterricht einer Kritik, die sich auf die Ansichten aller und neuer Pädagogen, wie Diesterweg und Scheerer in Worms, von Theologen, wie Herder und Thilo in Heidelberg, stützte. Den Stoff zum Religionsunterricht böten biblische Ueberlieferungen, welche in völligem Widerspruch mit den Ergebnissen geschichtlicher Wahrheit und naturwissenschaftlicher Forschung, in grellem Gegensatz zur modernen Lebensanschauung stünden. Die Zweifel, die infolgedessen in der Kinderseele erwachten, führten zu Unwahrheit und religiöser Heuchelei. Es handle sich jedoch nicht darum, Kandidaten für das Jenseits, sondern Studenten für das Diesseits heranzubilden, und man könne nicht in einem Fach etwas lehren, was man in der andern Stunde wieder verweisen müsse. Schon 853 habe Diesterweg, auf den so viele Pädagogen schwören, eine Reform des Religionsunterrichts gefordert, man sei aber davon achtlos vorbeigegangen. Dilles, der Pädagog, habe gesagt, die Wahrheit sei das Fundament aller Erziehung, die alleinige Quelle zur Sittlichkeit. Für den Lehrer gelte allerdings seine Instruktion und er mache keinem den Vorwurf der Unwahrheit; denn selbst der wahrheitsliebende Erzieher könne die Kluft nicht überbrücken, die zwischen den im Religionsunterricht gegebenen alten Ueberlieferungen und der modernen Lebensanschauung bestehe. Die Schuld an diesem Mißverhältnis liege bei den Männern und Frauen, welche die alte biblische und christliche Weltanschauung längst über Bord geworfen hätten, es aber stillschweigend duldeten, daß man ihre Kinder in Anschauungen unterrichte, welche sie selbst für falsch oder gefährlich hielten. Im Namen aller wahren Erziehung, d. h. Herausbildung von charaktervollen Menschen, bei welchen Fühlen, Wollen und Denken zu inniger Einheit verschmolzen sind, sei aber hier Wandel zu schaffen. Mit notorischen Unwahrheiten bilde man keine Charaktere. Wahrhaftigkeit aber könne allein bewirken, daß für die heranwachsende Jugend, die nicht mehr an Autoritäten glaube, das Sittengesetz zur Autorität werde. Selbstverständlich verlangt der Redner völlige Trennung von Schule und Kirche, die Staatsschule an Stelle der noch vielfach bestehenden kirchlichen Schule und die Einführung eines allgemeinen, natürlichen Religionsunterrichts, dessen Kern die moralische Unterweisung sei. Wie dieser Unterricht genannt werde, bleibe sich gleich, wenn er — was der jetzige Religionsunterricht eben nicht könne — nur Charakterbildung gebe in einer Zeit allgemeiner Charakterlosigkeit, Lebensmattheit in einer Zeit der Lebensklugheit, Gewissenhaftigkeit in einer Zeit der Gewissenlosigkeit. Wenn solcher Unterricht, der sich auf Gerechtigkeit, Menschenliebe und Wahrhaftigkeit stütze, nicht innerhalb der Kirche angestrebt werden könne, so könne er in einer freireligiösen Gemeinde, der ethischen Gesellschaft oder anderswo stattfinden, unterstützt werde er aber überall da, wo man es gut mit den Menschen meine.

Dem Redner wurde von den Anwesenden lebhafte Zustimmung gezollt. (Stuttg. Neues Tageblatt.)

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. Am 16. Dezember hielt hier in der Loge Karl Prof. Quidde aus München einen Vortrag über das Thema: Bildung, Volksbildung, Halbbildung. Der Redner führte aus, daß man schon häufig zu definieren versucht hat, was eigentlich unter Bildung zu verstehen ist. Das Wort „ungebildet" wird im täglichen Leben zur Kennzeichnung der verschiedenartigsten Mängel angewandt. Der Redner erhebt nicht den Anspruch, das strittige Gebiet, über das eine große Litteratur existiert, zu beherrschen, da er sich nicht berufsmäßig damit beschäftigt hat. Seine Definition lautet: „Bildung ist die durch Erwerbung von Kenntnissen, durch Pflege der geistigen Fähigkeiten, durch Beschäftigung mit allgemeinen Interessen und durch den Verkehr mit Menschen gewonnene Gestaltung des innern Menschen, die den Gebildeten befähigt, an dem geistigen Leben seiner Zeit auf den wichtigsten Gebieten selbsttätig Anteil zu nehmen, und ihn dazu führt, in seinen Beziehungen zu anderen Personen auf deren Art und Interessen verständnisvoll einzugehen." Hierauf kennzeichnete Prof. Quidde Bildung als eine durch Erziehung und Unterricht erworbene Errungenschaft und warnte vor dem Fehler, daß man bloßes Wissen mit Bildung identifizierte. Man hat einmal Bildung als Das bezeichnet, was übrig bleibt, wenn Jemand, der Vieles gelernt hat, dies Alles wieder vergißt. Die Halbbildung ist die Errungenschaft, gemäß der die einzelnen Kenntnisse isoliert für sich bestehen, während der Halbgebildete, gestützt auf diese Kenntnisse, von dem Wahn besessen ist, daß er über eine wirkliche Bildung verfügt. Darum macht Bildung beschneiden, aber Halbbildung unbescheiden. Weil erst die Bildung das Leben für den Menschen lebenswert macht, giebt es keine wichtigere Aufgabe, als die Förderung der Volksbildung. Diese muß als erstes Ziel ins Auge fassen, daß die schlummernden Talente im Volke geweckt und ausgebildet werden. Damit trägt man wesentlich dazu bei, die Klassengegensätze zu überbrücken. Die Vereine, die sich mit der Pflege der Volksbildung befassen, haben sich vor Fehlern zu hüten. Vor allem darf man niemals unentschiedene wissenschaftliche Fragen so darstellen, als ob es gar keine Probleme mehr gibt; auch ist es unpraktisch, bei Vorträgen den einzelnen Rednern die Wahl des Themas zu überlassen. Die Themata müssen vielmehr an die bereits vorhandenen Kenntnisse der zu Belehrenden anknüpfen. Das zahlreich erschienene Publikum nahm die Ausführungen des Redners, die hier nur kurz skizziert sind, mit lebhaftem Beifall auf.

(Frankfurter Zeitung.)

Bücherschau.

Ernst Teja Meyer „Los von England! Flotten-Tabelle und Gedanken dazu, Scheinwerfer-Blitze auf die englische Flotte." Rostock 1902. E. J. E. Boldmann (Boldmann a. Welle).

Der Verfasser, welcher die wohlfeile Absicht hat, uns zu zeigen, daß wir von England im Kriegsfalle nichts zu erwarten hätten, ist den Blinden zuzuzählen, von denen es leider in Deutschland wimmelt und welche alle sozialen Kämpfe im eigenen Lande nicht sehen wollen, um desto leichter mit Gesamtbegriffen operieren zu können, mit welchen man das „Volk" etwaigen „äußeren" Feinden gegenüber bestechen kann. Dabei ist die Schrift von einem blinden, die Geschichte fälschenden Haß gegen England diktiert, dessen Flotte etwa so dargestellt wird, als ob sie mit einer Papierflottille identisch wäre, welche Knaben auf einem Ententeich schwimmen lassen. Kurz, derjenige, welcher sich recht viele schiefe und falsche Bilder zu besehen Gefallen findet, kommt beim Durchlesen des Büchleins von Ernst Teja Meyer reichlich auf seine Rechnung. — Dabei hat der Verfasser die einzig richtige Interpretation seines Rufes. Los von England! die doch allein darin besteht, daß wir uns hüten sollen, in dieselben Kolonialfehler zu verfallen wie diese, nicht einmal mitinterpretiert!

Dr. Robert Michels.

* * *

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1903. VII. Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 333 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen, sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Preis 1 M. 75 Pf. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Es ist von eigenartigem Reiz, in diesem Kalender mit seiner Fülle von künstlerisch vollendeten und abwechslungsreichen Bildern zu blättern. Scheinbar im alten Gewande auch dieses Jahr — es ist das siebente Mal — vor sein Publikum tretend, hat er doch so manche Wandlung erfahren. Die kleinen Abbildungen, wie Wappen, kleine ethnologische Darstellungen u. s. f., sind gefallen, dafür sind die Tagesnotizen vermehrt. So bedeutet jede Beschränkung einen doppelten Gewinn: die Kalenderblätter, nur von einem Bilde beherrscht, machen einen ruhigeren, geschlosseneren Eindruck, den Tagesnotizen aber wurde mehr, als es bis jetzt geschehen konnte, ihr Recht zuteil, und zwar nicht nur in quantitativer Hinsicht; sie wurden vielmehr einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen. Viel Anklang werden zweifellos die neueingeführten Planetentafeln finden, die am Ersten jedes Monats erscheinen und mit Hilfe der mitgegebenen Erklärung leicht zu verstehen sind. Daß der Kalender trotz seiner vorzüglichen Ausstattung billiger geworden ist als in den Vorjahren, möge nicht unerwähnt bleiben.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Berlin, G. Bondi. 1903.

Die Prostitution in Paris. Von G. Montanus, Dr. med. Freiberg und Leipzig, Fr. P. Lorenz.

Die Rougon-Macquart. Eine Studie von Albert Geiger. München, 1902.

Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik Von F. Staudinger. Darmstadt, Ludwig Saeng. 1902.

Digitized by Google

Verlag Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M.

William Sanders, Sekretär der Battersea Labour League:

Die moderne Arbeiterbewegung in England.

Vortrag,
gehalten in der Gesellschaft für Ethische Kultur in Berlin.

Preis 1,20 Mark.

Preßstimmen:

. . . . Die Broschüre ist als vortrefflich zu bezeichnen.
(Eduard Bernstein in den Dokumenten des Sozialismus Band I, Heft 8, 1902.)

Es ist sehr interessant, einen feingebildeten, für die Hebung des Arbeiterstandes begeisterten und mit den Verhältnissen völlig vertrauten Engländer in klaren und schlichten Ausführungen über die moderne Arbeiterbewegung in England reden zu hören.
(Annalen des Deutschen Reiches 1901 Nr. 6.)

. . . . Es interessiert Sozialpolitiker hauptsächlich deshalb, weil hier ein moderner Arbeitervertreter den reinen Klassenkampf-Standpunkt nicht billigt und auf die Gefahren hinweist, die entständen, wenn die Arbeiterschaft ihre ethische Erziehung vernachlässigte.
(Frankfurter Zeitung vom 14. April 1901.)

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Programm.

Sonnabend, den 24. Januar, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Monatsversammlung und Vortrag von Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster: „Die ethische Bewegung in Deutschland am Schlusse ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage."

Gäste willkommen.

Grundprobleme ethischer Kultur.

Vortragscyklus Dr. Kronenberg am 28. Januar, 2. und 4. Februar, Werder'sches Gymnasium, Dorotheenstr. 13, Abends 8½ Uhr. Eintrittskarten Mk. 4,— für reservierte, Mk. 2,50 für nicht-reservierte Plätze in den Buchhandlungen von Breslauer & Meyer, Leipzigerstraße 136, J. M. Spaeth, Königstr. 52, Walther & Apolant, Markgrafenstr. 60, Herm. Lazaens, Friedrichstr. 68, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, Nicolai, Potsdamerstr. 123b und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16, Gartenhaus III. Einzelkarten zu 1,50 und 1,— an der Abendkasse, soweit Platz vorhanden.

Die Mitglieder der D. G. E. K. erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyklus zu dem ermäßigten Preise von 1,50 Mark, nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Daselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Wanderrednertour.

Vom 2. bis 12. Februar 1903 werde ich in Rheinland-Westfalen, vom 12 ab bis Ende des Monats in Süd-Deutschland (Württemberg, Bayern) Vorträge halten. Abteilungen und Vereinigungen, die von dieser Gelegenheit Gebrauch machen wollen, bitte ich, sich rechtzeitig mit mir in Verbindung zu setzen.

Dr. Penzig.

„Die Gesellschaft"

(Herausgeber: Dr. Arthur Seidl in München),

modernes Diskussions-Organ für den Süden Deutschlands,

weil seit 1. April 1901 wieder Münchner Halbmonatschrift für Kunst und Kultur, kolonialn und sozialn Politik, Litteratur, Satire, produktivn Kritik etc. — Erscheint am den 1. und 16. jeden Monatn.

Abonnements werden von jedr Buchhandlung und von jedem Postamt angenommen (Postzeitungs-Liste — Deutsches Reich: No. 2924)

Münchner Auslieferungsstelle:
Jos. Aut. Finsterlin Nachf., Salvatorstrasse.

Bezugpreis: 4 Mark vierteljährlich.

Mitarbeiter des letzten Jahrganges u. A.: F. Adler, Ed. Aly, Lilli Arbet, M. Arpad, Martha Asmus, H. Benzmann, H. Bethge, M. Beyer, M. Bewer, Anna Maria Biel, C. Bienenstein, O. J. Bierbaum, K. Biesbtreu, M. Boelitz, W. Bölsche, Frz. Bogner, Helene Bonfort, L. Bräutigam, Suzanne Bräutigam, R. Braungart, H. Brömse, Frz. Bruck, Eb. Buchner, M. G. Conrad, P. N. Cossmann, A. Dannegger, P. Dehn, A. Dix, K. H. Döscher, H. Driesmans, P. Ehlers, Frz. Evers, Baronesse Faike, S. Fechheimer, Laura Feil, H. Fischer, W. Freder, F. Frey, O. Friedländer, Th. von Galetzky, A. Gaiger, W. Genael, P. Gerber, K. Geucke, Luise Glass, M. Gutzki, A. M. Gotendorf, K. Graeser, O. Grautoff, Martin Greif, Anatol Habicht, H. Häfker, E. Haenel, Ida Häny-Lux, A. G. Hartmann, J. Havemann, K. Heckel, K. Henckell, Amélie Hey, S. Hey, P. Hille, Hoffmann von Vestenhof, J. Holmiller, K. Holm, H. Holzschuher, O. H. Hopfen, R. Huldschiner, Marie Jeschke, Marie Ilse-Berg, H. Junge, E. Kalkschmidt, E. F. Kastner, R. Klein, E. Klotz, R. Knussert, M. Kolb, H. Konebrück, G. Krais, E. Kretzer, H. Kronberger, K. Küster, Helene Lange, W. Lentrodt, Th. Lessing, W. Lotz, S. Lublinski, G. Macasy, Maria Markowitsch, P. Marsop, Fr. Martin, Hero Max, Max May, Grete Meisel-Hess, A. Mensi von Klarbach, Merkur, M. Messer, G. Meyrink, F. Morawe, Chr Morgenstern, E. Mühsam, E. Neruda, J. Norden, C. Nowotny-Aramis, R. Ohnesorge, Fr. v. Oppeln-Bronikowski, O. Oppermann, H. Oswald, W. Pastor, A. Pauly, F. Baron Paumgarten, A. Peltzer, K. Pfanz, K. Piper, Polytropos, Th. Poppe, J. E. Poritzky, Sully Prudhomme, Helene Raff, O. Reuter, K. Rötiger, E. Rosenberger, J. Ruederer, Fr. Rutishauser, Anna und Rosa Schapire, R. Schaukal, P. Scheerbart, R. Schickele, L. Schiedermair, E. Schmidbuber, H. Schmidkunz, W. v. Scholz, H. v. Schullern, A. Schuster, M. Schwann, Gräfin H. v. Schweinitz, A. Seidl, M. Selling, R. von Seydlitz, K. Söhle, H. Solger, A. Svoboda, M. Steinitzer, P. Steinmann, M. R. v. Stern, Marie Stona, K. Stranbe, K. H. Strobl, H. Stümcke, H. Teibler, C. Teich, Jos. Theodor, A. K. T. Tielo, Hans Thoma, G. Treppliu, Irma v. Troll-Borostyani, A. Ugenta, Veritas, L. Weber, W. Weigand, E. R. Weiss, R. M. Warner, K. Wigand, B. Wildberg, P. Wilhelm, Betty Winter, Th. Wilkop, Xanthippus, L. Zeitlin, G. Zieler.

NB. Probehefte unentgeltlich und postfrei vom Verlag E. Pierson in Dresden.

Verlag der Rengerschen Buchhandlung in Leipzig.

Das Französische Theater der Gegenwart von **Dr. M Banner.** Preis brosch. 4 M., fein geb. 5 M.

Auf Grund von Beobachtungen, die in Paris gewonnen wurden, schildert der Verfasser das gesamte Schauspielrepertoir der Franzosen, mit feingefühl und wohlgeschulter Kritik erklärt er auch dem Laien die verschiedenen Entwicklungsstufen des Dramas unserer Nachbarn.

Deutscher Sprachhort von **Prof. A. Heintze. Ein Stilwörterbuch.** 44 Bogen gr. Lex.-8°.
Preis brosch. 12 M., in Halbleder geb. 14 M.

Das von der maßgebenden Presse rühmlichst genannte Werk ist ein unentbehrliches Handbuch für alle, die es nicht für über anwürdig erachten, in stilistischen Fragen Leher anzunehmen. Die gut gewählten Beispiele aus älteren und neueren Quellen bilden ein vortreffliches Mittel zur Erbauung oder zur Warnung. Denn es muß das Bestreben jedes Menschen, der seine Sprache liebt, sein, sie richtig und womöglich gut zu handhaben, und hierfür kann es kein besseres Mittel geben, als in diesem stattlichen Band so oft nachzuschlagen als eben nur irgend möglich ist. — In einer Zuschrift an den Verfasser heißt es wörtlich: „Ihr Sprachhort ist das interessanteste Buch, das mir seit Jahren zu Gesicht gekommen ist. Es bildet meine tägliche Lektüre. Haben Sie meinen besten Dank für den Dienst, welchen Sie mit Ihrem Buche der deutschen Sprache und damit dem Deutschtum erwiesen haben."

Geheime Gesellschaften, Geheimbünde und Geheimlehren von **Charles W. Heckethorn.** Deutsch von **Leopold Katscher.** VIII und 542 Seiten gr. Lexikon-8°.
Preis brosch. 10 M., in Halbleder geb. 18 M.

Heckethorn hat sich die Aufgabe gestellt, alles, was über Geheime Gesellschaften und Geheimlehren bekannt ist, kritisch zusammenzustellen. In dem Werke liegt das Ergebnis langjähriger Studien vor. Es zeichnet sich nicht nur durch Objektivität aus, sondern bildet auch die bisher zusammenfassendste und erschöpfendste Darstellung des Stoffes. Ein besonderer Wert kommt der Arbeit deshalb zu, weil sie fast überall auf die Quellen zurückgeht und in dieser Hinsicht eine ganz außerordentliche Belesenheit beweist. Man staunt über das dargebotene Material, das durch seine Lückenlosigkeit einen kulturgeschichtlichen Satz ersten Ranges repräsentiert.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Thüringischen Verlags-Anstalt zu Eisenach betr. „Politisch-Anthropologische Revue" bei, worauf wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste n. 1512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 24. Januar 1903. | Nr. 4.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Unsere Adresse an Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster.
Ein biographisches Dokument. Von Wilhelm Foerster.
Vom Wesen des Genies. Von Dr. M. Kronenberg.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. III. Von Dr. F. W. Foerster.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Die echte Lehre.
Mordbilder in Schulen.
Maximallöhne und Streikbrecher.
Sprechsaal.

Unsere Adresse an Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster.*)

Hochverehrter und teurer Herr Geheimrat!

An diesem Tage, da Sie, hochverehrter Freund, Ihr 70. Lebensjahr vollenden, ist es uns Herzensbedürfnis, Ihnen in ganz einfachen und schmucklosen Worten unsere tiefste Dankbarkeit auszusprechen für das, was Sie uns und unserem Volke fast ein halbes Jahrhundert lang gewesen.

Wohl ist es uns bekannt, daß Sie, ein Gegner aller offiziellen Förmlichkeiten, jede feierliche Ehrung an diesem bedeutungsvollen Lebensabschnitt abgelehnt haben. Aber wir sind der frohen Zuversicht, daß Ihr Ohr aus unseren kurzen Dankesworten den Untertan wahrer und echter Herzensbewegung vernehmen und daß Ihre Güte es den Freunden nicht versagen wird, aussprechen zu dürfen, was sich uns, die wir das Glück haben, Ihnen näherzustehen, ungesucht und ungewollt auf die Lippen drängt.

Und das ist Dank, herzlicher und inniger Dank nicht nur für die Ergebnisse Ihrer wissenschaftlichen Forschungsarbeit, die im Inland und Ausland den Ruf deutscher Gelehrsamkeit mehren half, nicht nur für Ihre hingebende Lehrthätigkeit an unserer Hochschule — die vollkommene Würdigung dieser Ihrer Lebensarbeit steht nicht uns zu — sondern vor allem für die Förderung unseres sittlichen und geistigen Innenlebens, die wir von Ihnen erfahren haben, Dank für Ihre unablässige Thätigkeit, die beseligende und sittigende Freude an der Naturerkenntnis dem ganzen Volke zugänglich zu machen, Dank endlich für die ruhige Weisheit und feste Besonnenheit, mit der Sie in den Kämpfen des öffentlichen Lebens jederzeit das Banner sittlicher Kultur hochgehalten haben als unerschrockener Vorkämpfer für Geistesfreiheit und Gesittung und als begeisterter Anwalt des neuen sozialen Geistes, der unserem Volke und der Menschheit den Frieden bringen wird.

An diesen Dank aber schließt sich uns unmittelbar ein Wunsch. Wenn Sie, hochverehrter Freund, nachdem Sie die Schwelle des biblischen Menschenalters überschritten haben, binnen Kurzem die fast 40 Jahre kraftvoll getragene Bürde des Staatsamtes als Leiter der Berliner Sternwarte niederzulegen gedenken, so wissen wir, daß für Sie die Freiheit von amtlicher Thätigkeit nur die Freiheit für weitere freiwillige Geistesarbeit bedeuten kann. Möge es Ihnen vergönnt sein — das ist unser Wunsch für unser ganzes Volk und für Sie selbst — noch viele Jahre aus dem Schatze Ihrer abgeklärten Weisheit und menschenfreundlichen Milde der Menschheit von Ihrem Besten mitzuteilen und Ihr Wissen und Können mit Ihrer ganzen verehrungswürdigen Persönlichkeit in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt zu stellen.

Noch ist ja das Häuflein, das sich um Sie geschart hat, unbedeutend und klein, aber wir schauen mit Begeisterung und fester Siegeszuversicht auf Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, als auf unseren Führer zu einer lichteren Zukunft.

In tiefer Verehrung und herzlicher Freundschaft

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

*) Um vielfach geäußerten Wünschen unserer Mitglieder zu genügen, die schmerzlich eine offizielle Kundgebung der D. G. E. K. zum 16. Dezember v. J. vermißten, geben wir hier den uns von dem verehrten Adressaten freundlich zur Verfügung gestellten Wortlaut der Adresse, und zwar um so lieber, als das Erscheinen dieses Blattes mit dem Wiedereintreten des Jubilars in unseren Kreis zusammenfällt. D. Red.

Digitized by Google

Ein biographisches Dokument.*)

Sylvester 1863.

Flüchtige Wellen der Zeit,
O fließet, ihr eilenden Stunden,
Fließet dahin, ihr tragt des Lebens Gebilde
Leicht, wie den Nachen die wogende Flut.
Traget uns sanft entgegen den Zielen,
Welche des Lebens schimmernde Fernen begrenzen.

*

Mächtig gebietet ihr wohl im Reich der Gestalt,
Aber die Seele, sie spielt mit den flutenden Wellen,
Spielt mit den ehernen starren Gewalten,
Lacht in olympischer Freiheit saturnischen Zwanges.
Denn der „ewige Vater"
Hat ihr die herrlichste Gabe gütig verliehen,
Hat ihr die Macht, der Zeit zu gebieten, gegeben.

*

Welket ihr Blumen des Lenzes, verhallet ihr Lieder der Vögel,
Ruft euch doch zauberisch schnelle die Macht des Gedankens empor.
Sinke, du Sonne des Glücks, umhülle mich, schauernde Trübsal,
Leben doch liebliche Bilder gerettet im Tempel der Seele.

*

Flieht nur dahin, ihr Jahre der blühenden Jugend,
Nehmt sie mit euch, die frische Gestalt und den Zauber der Wangen,
Rein verklärt sich ihr Bild im Zaubergarten der Seele,
Reicher erbaut sich die Welt, gerettet vom Zwange der Zeiten.

*

Mitten im flutenden Wechsel, im eilenden Lauf der Gestirne
Walten die mächtigen Kräfte, verbunden im Reiche der Seele.
Führen versunkene Bilder, erloschene Sterne.
Heller und schöner herauf zu leuchten am Himmel der Seele.
Führen die Zukunft empor, und traulich gesellet
Ruhen im Reich des Gedankens die Kinder entferntester Zeiten.

*

Sieh, sie vereinen sich seelenvoll, die Chronos zu trennen vermeinte,
Und es erbaut sich daraus im freien Bund der Gedanken
Stille die Lösung der Welt, die selige, lichte Erkenntnis.

*

Glänzet ihr lichten Gestirne, die Quellen des ewigen Friedens
Seid ihr im Wirrsal der Welt, ihr strahlt die gewaltigen Kräfte,
Nährt die lebendigen Seelen, die Anfang und Ende verbinden,
Alles, was tönte, bewahrend zur höchsten der Harmonien.
Alles, was leuchtete, einend zum strahlenden Bilde der Gottheit.

*

Und die Seele, sie spottet nicht bloß des Zwanges der Zeiten,
Nein, sie beherrschet die Zeit durch Kunst der sinnenden Messung,
Horcht dem Takt der Bewegung, dem Rhythmus im ewigen Wechsel,
Lauschet dem Leben der Welt, zu ergründen lebendige Wahrheit.

*

Sieh, es gelingt ihr, sie kündet siegend die Zukunft,
Weist mit stolzer Gewähr den Platz den lichten Gestirnen,
Lud in der hohen Form, die so dem Zwange gegeben,
Feiert sie siegesgewiß dem Zeitmaß strahlende Feste.

Wilhelm Foerster.

*) Es gereicht uns zur Freude, hier unseren verehrten Mitarbeiter von einer neuen Seite, auf dem Gebiet der Gedankendichtung, zu Wort kommen zu lassen, nachdem das Horazische: „nonum prematur in annum" mehr als vierfach überschritten wurde. D. Red.

Vom Wesen des Genies.

Von Dr. M. Kronenberg.

Der Begriff des Genies, in dem Sinne, in welchem wir ihn seit langem allgemein aufzufassen gewohnt sind, ist erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebildet worden, im Gefolge jener anti-rationalistischen Kulturbewegung, welche mit der Verkündigung des Rousseauschen Naturevangeliums in voller Stärke einsetzte, um dann innerhalb der deutschen Sturm- und Drangperiode und weiterhin in der poetischen und philosophischen Romantik ihre Vertiefung und Vollendung zu erfahren.

Bevor diese Entwickelung begann, wußte niemand etwas von der privilegierten Ausnahmestellung, welche wir heute den geistig im höchsten Sinne schöpferischen Menschen zugestehen. Auch das Schaffen des Genies fiel in das Bereich des einen Verstandes, der nur genügend geschult, disziplinieet, entwickelt, mit einem Worte vollkommen „aufgeklärt" werden müsse, um, wie zu jeder anderen geistigen Thätigkeit, auch zur künstlerischen befähigt zu sein. Diese war nach der Anschauung jener Zeit ebenfalls gewissen Verstandesregeln unterworfen, sie war lehr- und lernbar, und es gab an den Universitäten überall Professoren der Poesie, welche das Dichten ebenso lehrten wie andere die Mathematik, die Sprachen, die Naturwissenschaften.

Da aber begann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts jene Schilderhebung der unteren gegen die oberen Seelenkräfte, die Revolution des Gefühls gegen die tyrannische Bevormundung des Verstandes. Nun galt alles künstlerische Schaffen nicht nur nicht mehr als Verstandessache, die lehr- und lernbar sei, sondern als eine aller Verstandeseinsicht entnommene, aller logischen Disziplinierung unzugängliche Thätigkeit, hervorgehend aus dem tiefen Schachte des Gemüts, aus den dunkelen, geheimnisvollen Tiefen des Seelenlebens, mit derselben elementaren Gewalt daraus hervorbrechend, wie die Quelle aus dem dunklen Erdenschoß: kurzum alle im eminenten Sinne geistig schöpferische, insbesondere künstlerische Thätigkeit war nun Sache einer geheimnisvollen Naturkraft, die eben Genie hieß.

Man kann sagen, daß diese Anschauung bis zum heutigen Tage herrschend geblieben ist. Nicht immer wurde sie so radikal gefaßt wie in der Sturm- und Drangperiode, und später namentlich in der Romantik, wo der Begriff des Genies auch eine metaphysische Ableitung erhielt und nur der tiefste Weltgrund selbst würdig genug erschien, seine Bedeutung zu sichern, ja wo gerade diese Anschauungsweise vom Wesen des Genies im Mittelpunkte jener tiefsinnigsten Spekulationen stand, welche sich zuletzt in die verschlungenen Irrgänge der Mystik verloren. Von solchen Ueberschwänglichkeiten mag die Auffassung der Gegenwart frei sein, aber im wesentlichen ist es noch immer dieselbe, welche der romantische Geist geboren hat. Und es ist charakteristisch genug, daß die moderne naturalistische Bewegung auch da, wo sie geradezu vom Wirklichkeits- und Nüchternheits-Fanatismus erfüllt ist, sich kaum genug thun kann in der Verherrlichung der mystischen Tiefen des künstlerischen Genies und in dem Bemühen, alles, was nach Verstandesregeln, nach Lehr- und Lernbarkeit, ja überhaupt nach vernünftiger Erkenntnis aussieht, entschieden davon abzuwehren.

Es ist Zeit, endlich von diesen romantischen Ueberschwänglichkeiten uns frei zu machen, und, ohne daß man nun eben zum platten Rationalismus zurückkehrt, doch einer bestimmt umgrenzten, vernunftmäßigen Auffassung vom Wesen des Genies die Bahn frei zu machen. Das würde nicht bloß ein theoretischer Fortschritt sein, sondern zweifellos auch für die praktische Kunstübung die wohlthätigsten Folgen haben. Denn alle die unsäglichen Plattheiten und Erzeugnisse des symbolistischen Unsinns, welche Tag für Tag unter dem Namen von Kunstwerken vor das Publikum treten, würden mindestens außerordentlich eingeschränkt werden können, wenn es gelänge, in dem allgemeinen Bewußtsein die landläufige Auffassung vom Wesen des Genies, in der das alles seinen eigentlichen Ursprung hat, durch sachgemäße Kritik zu berichtigen. Das ist um so notwendiger, als ja die heutige oberflächliche Auffassung

von Genie nur die Karikatur von derjenigen ist, welche die Romantik hegte. Diese sträubte sich freilich auch gegen alle platte Verstandesdisziplinierung und ging darin oft zu weit, die „Modernsten" aber wollen vielfach überhaupt weder begründen, noch bestimmen und abgrenzen, sondern sie machen Anarchie und Willkür zum Gesetze, dem Alogischen schieben sie das Anti-Logische unter. So ist schlechterdings jede Trivialität, jeder Unsinn, jeder Wohnwitz, wenn er nur mit dem Anspruch des Genialen und Künstlerischen auftritt, für sie von vornherein gerechtfertigt — einfach deshalb, weil er keiner Rechtfertigung bedürfe, weil dergleichen wie Rechtfertigung, d. h. vernunftmäßige Begründung, Begrenzung, Bestimmung u. s. w. nichts anderes hieße, als mit dem plumpen Verstande die geheimnisvollen, unergründlichen Tiefen des Genies ausschöpfen zu wollen, das schlechterdings souverain, absolut gesetzgebend sei.

Diese karikaturartige Auffassung vom Wesen des Genies hat nichts gemein mit der großen und tief entwickelten Anschauung der Herder und Goethe und Schopenhauer, auf die sie sich mit Vorliebe beruft. Ja, sie könnte fast als deren direktes Gegenteil bezeichnet werden. In welchem Sinne das gemeint ist, zeigt in sehr einleuchtender und treffender Weise die Schrift von Hermann Türck: „Der geniale Mensch".*) Das Buch hat in verhältnismäßig kurzer Zeit, nach einer Reihe von Jahren, bereits die fünfte Auflage erlebt und diesen bedeutenden Erfolg redlich verdient. Es hat die Weiterbildung der Lehre vom Wesen des Genies wie wenig andere der jüngsten Zeit nachdrücklich gefördert, und zwar in einer sorgfältig abgerundeten, wohlthuend klaren und durchsichtigen, geschmackvollen Darstellung, welche die Schrift jedem Gebildeten zugänglich macht und ihm nicht nur wirkliche Belehrung, sondern auch Genuß gewährt.

Der Verfasser entwickelt in einer Anzahl aneinandergereihter selbständiger Abhandlungen das Wesen des Genies nach seinen verschiedenen Erscheinungsformen: als philosophisches, künstlerisches, praktisches Genie u. s. w., auch von der Seite des Gegensatzes her, den er als „Antisophie des Egoismus" beim bornirten Menschen bezeichnet und als dessen Hauptvertreter er Nietzsche und Stirner näher charakterisiert. Hier, an diesem letzten Punkt war es offenbar die logische Spannung des Gedankens, die Kontrastwirkung, die den Verfasser vielfach zu einer ungerechten Beurteilung verführt hat. Das zeigt sich mehrfach auch an andern Stellen, selbst bei der Entwicklung der Hamlet-Hypothese (Hamlet wird von Türck als Darstellung des Genies aufgefaßt), der ich, so geistreich sie ist, doch nicht in allen Punkten folgen möchte. Indessen beeinträchtigt dies alles in keiner Weise den Wert des Buches, das auch da, und da oft am allermeisten, wo man zum Widerspruch aufgefordert ist, lebhaft anregt, Gedanken weckt und fördert.

Es ist vor allem keine komplizierte Theorie vom Wesen des Genies, welche Türck entwickelt, sondern — und gerade darin scheint mir das Hauptverdienst des Buches zu liegen — die einfache Grundanschauung vom Genie, in welcher alle bedeutenden Denker und Künstler übereinstimmen, welche bei den wirklichen Genies aller Art mehr oder weniger bewußt und deutlich zum Vorschein kommt.

Diese einfache Grundanschauung könnte man kaum besser zum Ausdruck bringen als mit dem Worte Goethe's: Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Das scheint zunächst sehr wenig zu bedeuten und bedeutet doch etwas Außerordentliches. Denn was fast alle Menschen suchen, ist eben nicht die Wahrheit, sondern das, was ihren Interessen dient. Sie suchen ihren Weg im Leben und benutzen als Mittel zu besserem Vorwärtskommen auch die geistigen Funktionen, die Wege der Erkenntnis, des künstlerischen, des wissenschaftlichen Produzierens u. s. w. Daher greift bei ihnen die Absicht der Einsicht beständig vor, wird diese letztere stets getrübt durch die egoistischen Willensregungen. Ja, die letzteren lassen es zumeist überhaupt nicht zu irgend welcher ernsthaften Erkenntnis kommen. Denn diese will ruhig verweilen, sie bedarf der Beharrlichkeit, der beschaulichen Betrachtung, um in das Wesen der Dinge zu dringen, das niemals an der Oberfläche liegt; den von egoistischen Interessen beherrschten Menschen aber peitschen diese unaufhaltsam vorwärts, sie dulden kein ruhiges Verweilen; der Lebenswille treibt rastlos „von Begierde zum Genuß und vom Genusse zur Begierde."

Wie anders der geniale Mensch! Ihn beherrscht der Drang, zu erkennen, die ewigen Ideen zu erfassen und sie, die in beseligender Klarheit vor seinem geistigen Auge stehen, auch den anderen Menschen zu zeigen, indem er sie darstellt in Begriffen oder in Tönen, Farben, Gestalten u. s. w. Und hierbei begehrt er nichts für sich, regt ihn keinerlei Interesse seiner selbst auf, er sucht im Gegenteil jede kleinste egoistische Regung, die sich etwa noch einmischen möchte, zum Schweigen zu bringen, um nichts zu sein als der fein geschliffene Spiegel, in dem die Idee rein aufgenommen werden kann, um ebenso rein zurückstrahlen zu können. Daher denn auch das unpraktische Verhalten im Leben, das den meisten genialen Menschen eigentümlich ist (woraus freilich keineswegs folgt, daß ein in der Vertretung seiner persönlichen Interessen ungeschickter Mensch auch schon ein Genie ist!). Denn das wahre Genie ist es zu sehr gewohnt, in der Welt der Ideen zu leben und in ihr heimisch zu werden, um nicht schließlich der Welt der Erscheinungen, in welcher die egoistischen Interessen sich drängen und stoßen, mehr oder weniger entfremdet zu werden und sich gerade dann am wenigsten in ihr zurecht finden zu können, wenn es gilt, die Dinge vor den anderen nicht so erscheinen zu lassen wie sie wirklich sind, sondern wie sie dem Eigeninteresse am meisten förderlich sein können. Daher das Kindliche, das dem echten Genie immer eigen ist: es schreitet durch die Welt, unaufhörlich sich wundernd über das gewöhnliche Treiben der Menschen, mit großen Kinderaugen alle Erscheinungen anblickend, als wollte es immerfort fragen: was ist das? Auch von Goethe bemerken so fast alle scharfsichtigen Beobachter, er sei zeitlebens ein großes Kind geblieben.

Es ist freilich nicht so, daß die Genies nur wie seltene Wundergestalten unter den Menschen auftauchen, von ihnen allen spezifisch unterschieden. Wäre dies der Fall, so müßte man darin eins der größten Naturwunder erblicken, und dann wäre in der That die mystische Verherrlichung des Genies, wie sie seit den Zeiten der Romantik üblich ist, gerechtfertigt. In Wahrheit aber liegt ein Funke von Genialität in jedem Menschen. Denn Jeder ist wenigstens vorübergehend einmal einer interesselosen Betrachtung fähig, für Jeden kommt dann und wann einmal eine ruhige Feierstunde des Lebens, wo er begierdefrei sich der bloßen Erkenntnis der Idee, der reinen Betrachtung der Dinge hingiebt, ohne von ihnen und von jener Erkenntnis etwas für sich zu wollen, wo, um mit Schopenhauer zu reden, der Geist seine Sabbathstille feiert, der Sklavendienst des Willens einen Augenblick unterbrochen ist, das Rad des Ixion einmal still steht. Aber das sind in der Regel nur flüchtige, seltene und rasch vorübereilende Momente, Ergebnisse einer besonders glücklichen Stimmung, angeregt wohl durch irgend ein Kunstwerk, bei der großen Masse der Menschen am häufigsten durch Musik, weil diese nur unbestimmte Vorstellungen erweckt, keine also, welche an irgend welche egoistische Interessen näher oder ferner erinnern könnten.

Auch beim genialen Menschen ist diese Stimmung

*) Berlin, Ferd. Dümmler.

keineswegs immer vorhaaden, sie kann es nicht sein. Denn auch er steht in einem bestimmten Kreis von Interessen und muß ihnen seinen Tribut bringen, auch er muß sich mit dem ganzen „Quark des Lebens“ herumschlogen und ist genötigt, die Stunden genialer Betrachtung oder genialen Schaffens allen solchen Hindernissen immer wieder mühsam obzuringen. Aber dies eben unterscheidet ihn von allen übrigen Menschen, daß jene geistige Disposition, die zur interesselosen, begierdefreien Betrachtung des Wesens der Dinge immerfort hinführt, bei ihm das Uebergewicht hat, daß jene glückliche Stimmung, die Schopenhouer als die Sabbathstille des Geistes bezeichnet, ihn immer wieder ganz beherrscht und ausfüllt, ihn nicht nur für Augenblicke sondern für lange Zeiten der Welt ganz entrückt, so sehr, daß es ihn nun unwiderstehlich drängt, die Ideen, die er geschaut hat, sich gegenständlich zu machen, sie direkt in Begriffen oder in Tönen oder in Farben darzustellea, in Stein oder in Mormor zu meißeln oder auch wohl, wie es beim religiösen, sittlichen Genie beispielsweise der Fall ist, sie in der lebendigen Menschenwelt sichtbor werden zu lasien.

Man könnte meinen, daß es mit den praktischen, den militärisch-politischen Genies, den großen Welteroberern nnd Staatskünstlern, nicht ebenso sich verhalte, daß diese als aegative Instanz gegenüber der eben dargelegten Auffassung vom Wesen des Genies auftreten. Sind nicht die Napoleon, Alexander, Cäsar Beispiele einer maßlosen Selbstsucht, die vielleicht ins Große, Gewaltige geht, aber darum doch Selbstsucht bleibt? So zeigt es in der That ost der Anschein, aber er ist hier vollkommen trügerisch. Jede Betrachtung, die nicht an der Oberfläche bleibt, macht auch hier deutlich: diese Genies der That sind ganz beherrscht von Ideen und sie leben so völlig in ihnen, daß sie schließlich mit ihrer Person völlig eins werden. Für eine große Idee leben und arbeiten sie, sie setzen ihre ganze Person dafür ein, um sie auch vielleicht zu opfern; ihr ganzes Hondeln ist gleichsam ein fortdauerndes künstlerisches Schaffen im Elemente der lebendigen Menschenwelt, bestimmt, in ihr die Idee zur Darstellung zu bringen, von der sie selbst ganz erfullt sind. Nur weil sie so ganz in dieser Idee selbst aufgehen, scheint es, daß sie für sich selbst, ihre eigenen Interessen arbeiten, indem sie jener dienen: in Wahrheit begehren sie nichts für sich selbst, sie betrachten sich selbst ebenso als rücksichtslos zu handhabendes Werkzeug im Dienste der Idee, als sie freilich auch alle anderen Menschen betrachten, wenn nötig, diese ebenso der rücksichtslosen Vernichtung preisgebend wie sich selbst. Nopoleon schreibt mitten aus dem polnischen Winterfeldzug heraus an Josephine: „J'ai un maitre qui n'a pas d'entrailles, c'est la nature des choses — ich habe einen Herrn, der kein Erbarmen kennt, das ist die Natur der Dinge“. Und er fügt hinzu: „Ich weiß noch andere Dinge zu thun, als Krieg zu führen, aber die Pflicht geht allem vor. Mein ganzes Leben habe ich geopfert, Ruhe, Interesse and Glück meiner Bestimmung.“ Auch Goethe weiß von Nopoleon nichts Höheres zu sagen, als daß er gonz in der Idee gelebt habe. Die Analogie des praktischen Genies mit allen anderen, den künstlerischen, philosophischen Genies u. s. w. wird sofort einleuchtend, wenn man hört, wie Napoleon aus seinen Dienstjahren als französischer Offizier an Frau von Rémusat berichtet: „Es unterhielt mich oft, zu träumen und dann sofort meinen Traum am Maßstab meiner Vernunft zu messen. Ich versetzte mich in Gedanken in eine ideale Welt und untersuchte, worin sich dieselbe von derjenigen unterschied, die mich umgab.“ Daher dena auch bei ihm diese Genialität der Erkenntnis, d. h. dieses scharfe und klare Durchdringen von Menschen und Dingen, wozu niemand gelangen kann, der beständig nur sich selbst im Auge hat, der von beständiger Sorge und Furcht um sein persönliches Wohlergehen erfüllt ist und alles nur unter dem Gesichtspunkte des Nutzens und Schadens für ihn selbst zu betrachten vermag. Im Gegensatz dazu ist auch Napoleon ein Sehender, mit dem unverwustlichsten Sinn für das Wirkliche. Treffend wird er so von Emerson geschildert:

„Er ist ein Realist, der allen Schwätzern furchtbar ist, und j den, der die Wahrheit demänteln will, in Verwirrung bringt. Er erkennt auf den ersten Blick den Punkt, um den sich die Sache dreht, wirft sich auf die Stelle, die Widerstand leistet, ohne auf irgend etwas Anderes (auch nicht auf sich selbst) Rücksicht zu nehmen. Seine Stärke ruht auf der sichersten Grundlage, auf der Einsicht. Er ist nie in einen Sieg hineingetappt, er hat jede seiner Schlachten im Kopfe gewonnen, bevor er sie auf dem Schlachtfelde gewann. Seine hauptsächlichsten Mittel liegen in ihm selbst. Er fragt niemand um Rat. Im Jahre 1757 schrieb er an das Direktorium: „Ich habe den Feldzug geführt, ohne irgend jemand zu Rate zu ziehen. Ich hätte nichts leisten können, wenn ich gezwungen gewesen wäre, mich nach den Ideen jemandes anderen zu richten.“

Freilich giebt es keine absolute Genialitöt, und bei jedem Genie ereignet es sich, vorübergehend oder schließlich dauernd, daß auch sein Blick getrübt wird, weil ihm statt der Ideen Idole sich unterschieben nnd über die selbstlose Objektivität die Selbstsucht in ihren verschiedensten Graden und Formen die Oberhand gewinnt. Am ehesten geschieht das wohl bei den Genies der That, die allzu leicht der Gefahr ausgesetzt sind, on Macht und Erfolg sich zu berauschen. So war es beispielsweise auch bei Napoleon von der Stunde on, wo er die Macht um ihrer selbst willen für sich wollte, und sein Blick schließlich so weit verdunkelt wurde, daß er selbst den äußeren Glanz und Flitter der Macht von dieser nicht mehr überall unterschied. Aber solche Schranken des Genies sind Schranken der Natur, welche sein Wesen selbst nicht aufheben.

Genialität, könnte man also summorisch sagen, ist nichts anderes als ein ungewöhnlich hoher Grad von Objektivität und das würde eben dasselbe besagen, was Goethe meint, wenn er die Wahrheitsliebe zum wesentlichsten Kriterium des Genies macht. Aber man kann ouch, von der anderen Seite her betrachtend, hinzufügen: Genialität ist ein ungewöhnlich hoher Grad von Liebe und von Liebesfähigkeit. Denn die Objektivitöt, die nichts voa den Dingen begehrt, die sie nur in ihrem eigenen Wesen erkennen möchte, will sie auch in diesem ihrem Wesen erhalten wissen, will sie nicht verändern, um sie als Mittel für selbstsüchtige Zwecke zu nutzen: sie erfreut sich an diesen Dingen selbst, an ihnen und ihrem reinen, wesenhaften Sein. Liebe aber, wie Spinoza vortrefflich definiert hat, ist Freude, verbunden mit der Vorstellung der Ursache dieser Freude. Also führt die uneigennützige Betrachtung der Dinge zur Freude an ihnen, weiterhin auch notwendig zur Liebe, die sich um so weiter erstreckt, je weitere Gebiete jene uninteressierte Betrachtung umfaßt; daher sie fortschreiten kann von der Liebe zu einzelnen Dingen uad Wesen zur Liebe zur Natur, zur Menschenliebe und schließlich zur Liebe zum Weltall. Und die umgekehrte Betrachtung hat dasselbe Ergebnis. Mißgunst und Haß, wie Goethe sagt, beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen. Man darf hinzufügen: nicht nur Mißgunst und Haß beschränken den Menschen auf die Oberflöche, jede im selbstsüchtigea Sinne interessierte Betrachtung, auch wenn sie nicht bis zur Leidenschaft sich steigert, hat dieselbe Folge. Denn sie arbeitet darauf hin, daß ihr die Dinge nur die eine Seite zukehren, diejenige, welche den egoistischen Zwecken entspricht, sie fördert oder auch nur in einer entfernten Uebereinstimmung damit sich befindet. Daher muß sie das Wesen der Dinge stets verfehlen, das sich der Liebe, der selbstlosen Erweiterung des

Ich, mühelos erschließt. So ist im Grunde die höchste Erkenntnisforderung identisch mit der höchsten ethischen Forderung, wie es Goethe in den Worten zum Ausdruck bringt: Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere — selbstsüchtige oder persönlich beschränkte — Existenz aufgeben, um nun erst wahrhaft, in erhöhter Weise, zu existieren.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

3. Wie soll man Böses vergelten?

Die Ohrfeige.

Ihr erinnert Euch gewiß alle an das Wort Christi in der Bergpredigt, wo er sagt: „So Dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so biete ihm auch den linken!“ Ist jemand unter Euch, der dies Gebot schon einmal befolgt hat? Nicht wahr, es erscheint übermenschlich schwer auszuführen. Ein berühmter Maler hat einmal gesagt: „So Dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so gieb ihm zwei auf den linken.“ So denkt Ihr gewiß auch alle. Wer geschlagen wird und noch dazu ins Gesicht, dem steigt die Wut in den Kopf und treibt ihn mit dunkler Gewalt zur Vergeltung. Ich sage: „mit dunkler Gewalt“, denn Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß Leute, die im Zorn einen andern erstochen haben, nachher sagten, sie hätten gehandelt wie in einem schweren Traum, fast besinnungslos. Sie waren wie Menschen, die garnicht um ihre eigene Meinung befragt werden; der Schlag kam und sofort setzte sich ihr Arm in Bewegung, um den Gegenstoß zu führen. Sie sind wie die Chokoladen-Automaten: Oben steckt man ein Geldstück hinein, dann rasselt es und unten kommt die Chokolade heraus. Genau so sind solche jähzornige Menschen: Man schlägt sie oder giebt ihnen ein böses Wort — dann rasselt's einen Augenblick in ihrer Seele und heraus kommt sofort die Antwort. Ist es schön für einen Menschen, so bloß ein Automat zu sein? Wenn Ihr einmal darüber nachdenkt, dann werdet Ihr vielleicht schon besser verstehen, wie Christus auf den Gedanken kommen konnte, zu lehren, daß man Böses mit Gutem vergelten solle. Ist man nicht ein Sklave der Andern, wenn man das Schlechte, was sie thun, einfach nachmacht, bloß um nicht als Schwächling zu erscheinen? Ist man nicht viel stärker, wenn man sich nicht anstecken läßt, sondern nur das thut, was man selber als gut und schön erkannt hat? Stellt Euch einmal vor, ein Knabe hätte den Vorsatz gefaßt, ein feiner Mensch zu werden und niemals mehr Andere zu schimpfen und zu schlagen. Da stecken ein paar Buben die Köpfe zusammen und sagen: „Der hat neulich gesagt, er hasse das Schimpfen und Schlagen — aber wir wollen einmal wetten, ob er nicht in fünf Minuten seinem Grundsatz untreu wird.“ Und einer von den Buben läuft hin und giebt ihm von hinten eine Ohrfeige und ruft ihm ein häßliches Wort zu. Und richtig, der Geschlagene vergißt seinen Vorsatz und schlägt wieder —, und die Buben brechen in ein Jubelgeschrei aus. Da merkt er, was sie gewollt haben, und schämt sich bitter. Er ist sich selbst nicht treu geblieben, er hat sich herausreißen lassen aus seiner Bahn, er ist von den Andern überrumpelt worden. Wenn Euch also Eure Kameraden einmal aufhetzen und zischeln: „Das darfst Du Dir nicht gefallen lassen, dem mußt Du's tüchtig heimzahlen,“ so denkt immer daran: „Wenn Ihr ihm jetzt noch obendrein den Gefallen thut und Euch anstecken laßt von seinem rohen Beispiel und ihn zu Eurem Lehrmeister macht, dann ist der Schaden ja noch viel größer, und er lacht sich erst recht ins Fäustchen. „Gehorsame Schüler fürwahr habe ich,“ so kann er sagen, „sie machen mir alles nach, ich gebe den Ton an und sie singen ihn gelehrig nach.“ Nein, bleibt selbständig und singt Eure eigene Melodie!

Als ich vor einigen Jahren einmal im Unterricht fragte, warum wohl Christus das Gebot aufgestellt habe, nicht Schlechtes mit Schlechtem und Schlag mit Schlag zu vergelten, da antwortete ein Knabe ganz richtig: „Weil wie dann selbst schlecht werden.“ Was meinte er damit? Doch sicher, daß die Ohrfeigen, die wir austeilen, am meisten uns selbst schaden, weil wir uns dadurch an das Rohe gewöhnen. Leider sind die meisten Menschen so blind, daß sie immer meinen, das Häßliche, was sie Andern thun, schade nur denen und nicht etwa ihnen selbst. Betrachtet einmal Euer Gesicht plötzlich im Spiegel, wenn Ihr wütend um Euch schlagt oder redet — dann wißt Ihr sofort, wer den größten Schaden von der ganzen Sache hat.

Ihr seht nun schon, daß das Wort Christi von der rechten und linken Wange garnicht so unverständlich und unbrauchbar ist, wie es zuerst scheint. Und Christus muß doch wohl tief davon überzeugt gewesen sein, daß eine große Wahrheit in seiner Lehre lag, sonst wäre er dafür wohl nicht in den Tod gegangen. Aber Ihr werdet nun vielleicht sagen: Gut, das sehen wir schon ein, daß es für uns selber das Beste ist, nicht wieder zu schlagen und Böses mit Bösem zu vergelten — aber daß man obendrein noch seine Backe zu einem zweiten Schlage hinhalten solle, nein, das ist doch toll. Damit würde man sich ja einfach lächerlich machen! Nun gewiß, ganz buchstäblich braucht man es ja nicht zu nehmen. Aber es giebt auch noch andere Aussprüche, die man auch nicht wörtlich nimmt, die aber doch einen sehr feinen Sinn haben, der uns im Leben helfen und leuchten kann. Worin besteht wohl nun dieser Sinn in dem Gebote Christi? Ich will Euch darauf bringen. Seht, warum sollen wir nicht Böses mit Bösem vergelten? Weil wir dadurch selber vom Bösen angesteckt werden. Dadurch aber wird das Böse nicht beseitigt, sondern nur verdoppelt. Es sitzt nun in zwei Herzen statt in einem. Wie wäre es nun, wenn wir den, der uns etwas Häßliches zufügt, mit dem Guten ansteckten, statt daß wir uns von ihm anstecken lassen? Dann wäre das Gute verdoppelt, es säße in zwei Herzen statt in einem. Wie aber ist das zu machen? „Durch das Beispiel.“ Gewiß — nur dadurch. Und das Gute steckt ebenso an wie das Böse. Stellt Euch einmal vor, wie unendlich verlegen ein Knabe würde, wenn er einen andern geschlagen hat und der sagte ihm nun ganz ruhig: „Wenn Dir das Spaß macht, bitte thue es noch einmal, glaube nur ja nicht, daß ich Dir so etwas nachmache.“ Oder wenn ein Mädchen ein anderes geschmäht und gekränkt hat und das bereitet ihm dafür stillschweigend irgend eine kleine Freude oder spricht zu Anderen besonders freundlich von ihm. Findet Ihr nicht, daß das ein Zeichen von viel größerer Stärke und Tapferkeit ist, als wenn man nur eine Bosheit oder eine Grobheit mit dem Gleichen beantwortet? Und glaubt Ihr nicht, daß der Uebelthäter durch solche Großmut und Demut am schnellsten zur Besinnung gebracht wird und sich innerlich schämt, auch wenn er es nach außen garnicht zeigt? Thut Ihr aber das Gleiche wie er, so wird er nichts von Euch lernen, sondern bei nächster Gelegenheit sein Unrecht wiederholen. Ihr seht also nun, wo ich hinaus will: Wer Böses mit Gutem vergilt und eine Beleidigung mit Großmut und Gelassenheit, der ist kein Feigling und Schwächling, sondern im Gegenteil, er ist der Sieger und der Eroberer, denn er überwindet den Andern und steckt ihn an mit seiner Feinheit — wer aber wieder schlägt und wieder schimpft, der wird

erobert und geknechtet durch den Zauber des schlechten Beispiels — er ist der Schwächling und der Besiegte — und um so mehr, je übermütiger er seine Vergeltung übt.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Imponieren statt Informieren. Blenden statt Sehen lehren scheint leider immer noch die Parole der preußischen Regierung für den Kampf des Deutschtums gegen das Polentum im Osten zu sein. Der Plan, durch den Bau eines kgl. Residenzschlosses in Posen und durch die Prachtentfaltung des Hoflagers die widerstrebenden Gemüter der Mußpreußen zu gewinnen, ist psychologisch richtig berechnet nur auf die minderwertigen Schichten der polnischen Bevölkerung, die ohnehin dem Erfolg und der Aussicht auf Gewinn nachlaufen, wird aber an dem hochgespannten Nationalgefühl der besseren Elemente nichts ändern. Wir sind keineswegs Gegner der Ausbreitung des Deutschtums in den polnisch-slavischen Ländern, halten vielmehr mit Gustav Freytag die Ausbreitung deutscher Bildung und deutschen Arbeitsernstes dort für einen direkten Kulturgewinn der Menschheit. Nur scheinen uns die Mittel, die von der preußischen Regierung dafür angewandt werden, grundsätzlich verfehlt. Von den Mißgriffen der Ansiedelungskommission ganz zu schweigen — wie wäre es, wenn man die zweifellos recht ansehnliche Summe, die jetzt für ein neues Königsschloß ausgegeben werden soll, lieber verwendete zu Schulbauten, die nicht gerade prunkvoll, aber doch kulturelle Musteranstalten sein müßten, zur Gewinnung und Besoldung hervorragend tüchtiger deutscher Lehrer, zur Einführung obligatorischen Fortbildungsschulunterrichts in den kleinen und größeren Städten, zur Ausbreitung guter Volksbibliotheken und Lesehallen und Aehnlichem? Es heißt das Residenzschloß nicht herabsetzen, wenn man statt dessen das Schulhaus für ein wirksameres Kulturzentrum hält.

* * *

Kaum waren diese Bemerkungen geschrieben, da ersehen wir aus dem neuen Etat, daß allerdings für die mittleren und unteren Beamten in den Ostmarken, insbesondere für die Lehrpersonen, Germanisierungs-Zulagen gewährt werden sollen. So erfreulich das an sich ist, so wenig vermag die Aussöhnung zu befriedigen. Eine nach fünfjähriger ununterbrochener Dienstzeit erst fällige, nicht pensionsfähige und stets (auch bei nicht völlig befriedigendem „außerdienstlichen" Verhalten) widerrufliche Zulage von jährlich 120 Mark, die nach zehn Jahren auf 200 Mark steigt, scheint uns kein ausreichende Gegenwert für die zu wünschende sittliche und geistige Mehrleistung, die verlangt wird. Kriegsjahre müssen doppelt angerechnet werden.

Streiflichter.

Die echte Lehre. Fünfmal des Tages deckt der Moslem eine bestimmte Stelle, sein Vaterunser. Darin nimmt er allein für sich die echte Lehre in Anspruch. Ganz so ist es mit dem jüdischen Monotheismus bestellt. Jahve ist ausschließlich der Gott der Juden. Alle Andersgläubigen, die Gojim, haben an ihm nicht Teil. Das ist eine schreckliche Lehre, ganz erfüllt vom Egoismus, unvereinbar mit allem religiösem Empfinden, dieser partikularistische exklusive Monotheismus. Er ist überwunden durch das Christentum.

So hohe, noch dem Bericht der Vossischen Zeitung (Nr. 19 vom 13. Januar 1903), sich Professor Friedrich Delitzsch in seinem vielbesprochenen neuesten Vortrag: „Babel und Bibel" geäußert. Wir geben den Wortlaut preis; der Sache nach wird er nicht eben anders gesprochen hoben. Ein Freund unserer Zeitung schreibt uns dazu: „Ist etwa das Christentum in der großen Mehrzahl seiner Richtungen (Katholizismus) jemals weniger exklusiv gegenüber anderen Bekenntnissen gewesen? Noch heute werden in den deutschen Kolonieen, um nur dies Beispiel anzuführen, nur die in Deutschland selbst herrschenden oder ausdrücklich, auch nur als geduldet, anerkannten Konfessionen geschützt. Die religiösen Gefühle der Buddhisten, Mohamedaner ꝛc. können also nach Willkür beleidigt werden; wehe aber demjenigen Buddhisten, der etwa einen Missionar in seinem religiösen Empfinden verletzt! Ist das nicht auch exklusiv, und verdiente Prof. Delitzsch nicht an das Gleichnis vom Splitter und Balken erinnert zu werden?"

Wenn Delitzsch dem partikularistisch-exklusiven Monotheismus des Judentums den toleranten Universalismus des Christentums gegenüberstellt, so hat er offenbar nur ganz große kulturhistorische Bewegungen des Menschengeistes im Auge, nicht aber die kleinlichen Zänkereien kirchlicher Theologen. Natürlich ist jede kirchliche Konfession exklusiv und muß es sein, aber das Christentum ist weder der Katholizismus, noch diese oder jene Kirche und Konfession. An ihm ist die orthodoxe Ausschließlichkeit eine krankhafte Entstellung, während sie allerdings dem notionalen Monotheismus des Judentums wesentlich war. Es mog ruhig dohingestellt bleiben, welchen Anteil an dieser allgemein menschlichen Tendenz der mythenumwobene „Stifter" der christlichen Religion gehobt habe, die Thatsoche wird nicht wohl zu leugnen sein, daß unter dem Namen des Christentums der Gedanke der Gotteskindschoft und darum der allgemein menschlichen Bruder- und Schwesternschoft, zwar nicht seinen ersten und besten, aber immerhin geschichtlich wirksamsten Ausdruck gefunden hot.

Prof. Delitzsch mog es noch nicht wissen — er hot, in seinen Spezialstudien versunken, offenbar noch viel zu lernen —, daß er mit jener Gegenüberstellung von Christentum und Judentum einfach Rechtgläubigkeit und Ethik kontrostiert hat, den herzverhärtenden Wohn des ousschließlichen Wohrheitsbesitzes und die beseligende freie Gemeinschaft der noch dem Guten Strebenden, mögen sie sich nun Christen oder sonst irgendwie nennen: wir nehmen dos oufdämmernde Bewußtsein von der Andersartigkeit des Christentums gegenüber den kirchlichen Konfessionen ols eine Abschlogzahlung hin. Wer einmat onfängt, eine Kulturerscheinung wirklich echt geschichtlich zu beteachten, der ist für Offenborungs- und Inspirationstheorien verloren, d. h. die „einzig echte Lehre" tritt zurück in die Geschichte menschlicher Irrtümer und Annäherungsversuche an die Wahrheit. Mag „Bobel" noch recht Vieler Sproche verwirren, so daß sie sich über die echte Lehre nicht verständigen können, desto eher werden sie wieder die ollgemein menschliche Sproche reden lernen, die Sproche des guten Hondelns, die von Herz zu Herz, Auge zu Auge, mit Mund und Hand verstanden wird.

* * *

Mordbilder in Schulen. Der Schulinspektor des Departements Morne hot ein Rundschreiben an die ihm unterstellten Schulen erlassen, um den ungesunden Geist vieler Anstalten zu bekämpfen.

In einer Schule hat er unter 15 Kupferstichen 14 Bilder gefunden, die Enthouptung, Foltern, Metzelei und Meuchelmord darstellen. M. Poyot giebt den Lehrern, die solche Dinge thun oder dulden, einen strengen Verweis.

„Wir sollen sorgsam daraus achten, die Kinder mit dem Anblick von Grausamkeit und Robelt nicht verfraut zu machen. Die tierischen Instinkte der menschlichen Rasse sind in diesem Alter noch nicht genügend obgeschwächt oder noch nicht von däheren Instinkten verdrängt, um der Jugend Darstellungen von Mord und anderen Scheußlichkeiten vor Augen zu führen. Wir müssen die Kinder lehren, daß der ungerechte Krieg ein schreckliches Ueberbleibsel aus rohen Zeiten ist, und daß ein Volk, welches die Waffen erhebt, ohne vorher alle Mittel zu einer friedlichen Verständigung versucht zu haben, ohne alle Wege erschöpft zu haben, um die Differenzen gütlich beizulegen, die Gewalt mißbraucht."

* * *

Maximallöhne und Streikbrecher. In einer Ansprache, die Professor Felix Adler am 19. Oktober 1902 hielt, führte er unter anderm aus:

„Warum legen wir ein solches Gewicht auf Maximallohn? Wenn ich einen Katechismus der Moral zu schreiben hätte, würde ich das Gebot: Bezahle Maximallöhne! mit aufnehmen. Das heißt,

so weit wie möglich, soweit es die Bedingungen zulassen, — nicht zu weit wie fanatische Agitatoren meinen — aber wirklich zu weit, wie es die thatsächlichen Verhältnisse irgend gestatten. Und warum Maximallöhne? Warum so hohe Löhne? Warum ist es das Bestreben der Amerikaner, durch Verbesserung der Methode die Herstellungskosten zu ermäßigen, und nicht durch Lohndrückerei? Warum?

Die Leute wähnen oft, der Kampf um höhere Löhne sei einfach ein Zeichen der Begehrlichkeit der Massen, als ob die Mehrheit nur nach erhöhtem Vergnügen strebt! Dem ist nicht so. Warum sagt der Mann im Bergwerk: „Ich kann nicht für denselben Lohn arbeiten wie der Sklave?" Weil diese Sklaven zusammen hausen in Gebäuden, die keine Wohnungen mehr sind. Aber der amerikanische Bergarbeiter ruft: „Ich will eine Wohnung! ich will ein Heim!" Das bezweckt der Lohnkampf. „Ein Heim". Ist der Wunsch nicht berechtigt? Hat der Mann nicht ein Recht auf ein Heim? Hat er nicht ein Recht auf Sittlichkeit? Hat er nicht ein Recht auf eine Wohnung, in welcher die Geschlechter getrennt werden können? Muß er eine solche Wohnung nicht bezahlen? Ist die Lohnfrage nicht vor allem eine Frage der Moral? Liegt der nicht ein Verbrechen gegen die Menschheit, der die Löhne drückt, so weit dies möglich ist? Ein Heim, und Erziehung für die Kinder! Genügend Lohn, damit die Eltern ihre Kinder nicht vor dem 14. Jahr aus der Schule zu nehmen brauchen, sondern sie in der Schule lassen, um ihnen eine bessere Erziehung mit ins Leben zu geben. Und genügend Lohn, um sich die Selbstachtung zu bewahren, denn ich habe gefunden, daß die Meinung, die Andere von uns hegen, die Meinung über uns selbst wesentlich beeinflußt. Wenn mich der Arbeitgeber und die Gesellschaft im allgemeinen so behandelt und ich einen Lohn erhalte, als wäre ich ein Hund, der im Stall leben kann, und als wäre es gleichgiltig, ob meine Kinder in Barbarei aufwachsen, — wenn die Gesellschaft mich so behandelt, wird das die Achtung, die ich vor mir selbst habe, bedeutend herabdrücken. Und Selbstachtung ist die erste Bedingung der amerikanischen Organisation. Nur ein Volk, das sich die Selbstachtung bewahrt, ist ein freies Volk."

Und über die Arbeiter, die die Stellen ihrer streikenden Genossen einnehmen, sagt Adler:

„Nehmen Sie den folgenden Fall: — es ist wirkliches Elend seit geraumer Zeit allerhand Bedrückungen seitens der Gesellschaft. Die Wangen der Armen sind bleich, — so etwas geschieht. — Nun erhebt sich die Arbeiterschaft und sagt „Wir lassen uns die Bedrückungen nicht länger gefallen, wir leiden im Elend, wir fordern unser Recht, ja, unser Recht." Nehmen Sie an, die Klage ist begründet, es kommt zum Ausstand! Hat dann ein Mann, der dem Verbande nicht angehört, ein Recht, die Stelle eines Arbeiters einzunehmen, der dem Verbande angehört? Sagen Sie mir nicht, daß er gesetzlich recht hat, ich weiß, er hat recht, und der Staat beschützt ihn in dem Recht. Können wir aber sagen, daß er moralisch im Recht ist? Es giebt Leute, die meinen, jeder hat ein heiliges Recht, jede Arbeit, die ihm beliebt, zu thun, und unter den Bedingungen, die er haben will. Er kann für 15 Cent den Tag arbeiten, und wenn er damit auskommt, auch für 10 Cents. Es giebt Leute, die über das amerikanische Prinzip, für 10 Cents den Tag zu arbeiten, in Aufregung geraten. Wenn Leute, zehntausende von Leuten unter der Gemalt leiden, höhere Löhne fordern, und deshalb vom Arbeitgeber ausgesperrt werden, hat dann ein Anderer das Recht, die Macht des Ausstandes zu brechen? Würden Sie auch so handeln? Würden Sie sagen, ich muß zuerst auf mein Wohl und auf das Wohl meiner Familie bedacht sein? Warum gerade die eine Familie? Giebt es nicht viele tausend Familien, die um ihr Recht kämpfen? Ist es richtig, sich selbst und seine Familie in den Vordergrund zu drängen, uns auf das amerikanische Recht, für jeden Lohn zu arbeiten, zu pochen, wenn man dadurch den Armen und Elenden ihr Recht schmälert? Versetzen Sie sich in die Lage der Anderen und Sie werden nicht so schlecht handeln! Versetzen Sie sich in die Lage eines Familienvaters, der drei oder vier Mann im Ausstand ist, was muß er empfinden, wenn plötzlich ein anderer seinen Posten einnimmt, und nun alles Ringen aergeblich ist? Bedenken Sie, daß, wenn die Arbeiter siegen, der höhere Lohn dem korporierten wie dem nichtkorporierten Manne zu Gute kommt. Man kann sich selbst nicht besser erziehen, als dadurch, daß man sich in die Lage der Anderen zu versetzen sucht.

Sprechsaal.

Nochmals Kirchenwesen und Ethik.

In Nr. 1 der E. K. hat Dr. Förster sich gegen die Formulierung gewandt, die ich unserer Meinungsverschiedenheit in dem Artikel „Kirchenwesen und Ethik" in Nr. 48 vorigen Jahrganges gegeben hatte. Ich habe dort ausgeführt, daß Dr. Förster Kirche und Ethik gleichstelle, darum die freie, auf Vernunft und Erfahrung gegründete ethische Kritik gegenüber der Kirche nicht anerkenne. In seinem Sprechsaal-Artikel von Nr. 1 hat Dr. Förster zwar Widerspruch dagegen erhoben, aber ungeachtet dessen, wie mir scheint, meine Formulierung in vollstem Umfange bestätigt. Denn er sagt allerdings am Anfang seiner Ausführungen, daß er die oberste Autorität der Ethik anerkenne, dann aber am Schluß, Kirche und Ethik müßten „zusammenwirken und sich gegenseitig ergänzen". Genau dasselbe habe ich in Nr. 48 als die Meinung Försters dargelegt: daß er zwar die oberste Autorität der Ethik gegenüber allen Erscheinungen des Kulturlebens anerkenne (als extremes Beispiel hatte ich auf den Kannibalismus hingewiesen), aber mit einer einzigen Ausnahme — nämlich der Kirche gegenüber.

Unter solchen Umständen wäre es eigentlich nicht erforderlich, nach einmal auf den Gegenstand zurückzukommen, wenn in seinem Sprechsaal-Artikel nicht Dr. Förster dieser seiner Auffassung, daß Kirche und Ethik gleichgeordnet sich gegenüberständen, eine besondere Erläuterung und Begründung gegeben hätte, die ich nicht ohne Widerspruch lassen möchte. Er meint nämlich, die Kirche habe das reichere positive Wissen auf dem Gebiete der Kenntnis der inneren Tiefe des Menschen. Eine nähere Beleuchtung erfährt diese eigentümliche Behauptung durch den Hinweis darauf, daß eben die „großen Erdauer und Träger der Kirche" mehr „hinlige Erfahrungen" „am eigenen Leibe" gesammelt hätten, daß z. B. Menschen wie Dante, Paulus und Augustinus allen Moralisten weit überlegen wären, weil sie eben „in der Hölle" waren.

Dantr kann doch meines Erachtens in diesem Zusammenhang unmöglich als Beispiel angeführt werden. Denn er ist ganz und gar kein Vertreter der kirchlichen Ethik, sondern gerade er steht an der Grenzscheide zweier Weltalter, in welcher die Loslösung von aller kirchlichen Autorität und der Durchbruch zu der offene freie Zeit reiner Menschlichkeit sich vollzieht, ein Durchbruch, den er mit gewaltiger Geistskraft zuerst eingeleitet hat*). Dagegen sind Paulus und Augustinus allerdings nicht nur hervorragende Vertreter der Kirche und ihrer Ethik, sondern die bedeutendsten Überhaupt. Und auch das ist richtig: beide waren in der Hölle; im stärksten psychischen und ethischen Sinne. Denn Paulus hatte, als er den Gang nach Damaskus machte, einen Mord auf dem Gewissen; er hatte den jüdischen Pöbel gegen den ersten christlichen Märtyrer aufgestachelt und selbst die ersten Steine gegen ihn geschleudert, ehe er auf grausame Weise getötet wurde. Und Augustinus hatte einen großen Teil seines Lebens als ein Wüstling in schlimmsten Ausschweifungen verbracht, ehe er den Weg christlicher Demut und Askese beschritt. Aber wenn nun gerade darauf so besonderer Nachdruck gelegt wird, wenn gerade dieser Umstand ein so entscheidendes Kriterium sein soll, so wird man unwillkürlich zu der Frage gedrängt: Muß denn jemand erst ein Mörder oder ein Wüstling oder dergl. gewesen sein, um die höchste Autorität in ethischen Dingen beanspruchen zu können? Offenbar liegt einer solchen Auffassung eine Ueberspannung des Begriffes der Erfahrung zu Grunde, — ganz abgesehen davon, daß es unmöglich ist, jene Thatsache, daß jemand „in der Hölle war", zum Wertmaßstabe, sei es auf psychischem oder ethischem Gebiete, zu machen. Ich will nur auf die eine Thatsache hinweisen, daß Shakespeare oft die großen Erdauer und Träger der Kirche insgesamt, Paulus und Augustinus mit eingeschlossen, auf dem hier in Frage kommenden Gebiete weit hinter sich läßt, daß er uns psychologisch und ethisch die feinsten und tiefgehendsten Aufschlüsse giebt über alles das, was Menschen in den tiefsten Tiefen der inneren „Hölle" erfahren können, ohne daß er doch jemals selbst wirklich darin gewesen wäre.

Läge nicht angesichts der Thatsache, die Dr. Förster hervorhebt, eine ganz andere Schlußfolgerung viel näher, die nämlich, daß Menschen, welche eben selbst in so schlimmer Art „in der Hölle" gewesen sind und auf diese Weise mindestens der Gefahr ausgesetzt waren, daß ihr menschliches Wesen dauernd verletzt, verstümmelt wurde, gar nicht einmal mehr die Fähigkeit besitzen zur umfassenden Wegweisung auf ethischem Gebiete? Und daß vielleicht, bei aller Würdigung des Großen und Bedeutungsvollen, das sie auf einzelnen ethischen Gebieten in ihrer Zeit geleistet haben, doch eben hier gerade die eigentliche Fehlerquelle liegt, aus der es sich erklärt, daß Erbauer von Kirchen, wie z. B. Augustinus, für die Entwicklung ethischer Kultur geradezu verhängnisvoll werden konnten? Denn ein Satz wie der von ihm aufgestellte: Es komme nicht auf die sittliche Würdigkeit des Menschen, sondern allein auf die Gnade an, ist unter dem psychologischen Standpunkte der Persönlichkeit des Augustinus erklärlich genug, vom objektiven Standpunkte aus aber das direkte Widerspiel aller Ethik und entzieht aller ethischen Kultur den Boden.

Ich muß mich hier natürlich auf diese kurzen Andeutungen beschränken. Das Wesentlichste ist für mich, daß Dr. Förster von Neuem die von mir behauptete Gleichstellung von Kirchenwesen und Ethik zugegeben hat, aus unter solchen Umständen im anliegenden Falle der gemeinsame Boden noch immer fehlt, der notwendig vorhanden sein muß, wenn solche Kontroversfragen in fruchtbarer Weise diskutiert werden sollen — M. Kronenberg.

*) Zur näheren Erläuterung möchte ich hier auf meine im Jahrgang 1898 der E. K. erschienenen Aphorismen „Ueber den Geist der Renaissance" verweisen.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Abt. Berlin.

Vortragscyklus von Dr. M. Kronenberg

über

„Grundprobleme ethischer Kultur"

am 28. Januar, 2. und 4. Februar 1903 in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14.

I. Abend: **Mittwoch, den 28. Januar, 8½ Uhr: Das Grundproblem der unabhängigen Ethik: Ethik und Religion.**
Spencer's Kulturgesetz der Differenzierung — Geschichtliche Loslösung der Ethik von der Religion — Die Kantische Revolution. — **Wesen der Religion** (Dante, Meister Eckhart, Schleiermacher, Hegel); Religionssystem und Kirche. — **Wesen der Ethik.** — **Gegensatz von Religion und Ethik.** — Religiöse Aufklärung und Romantik.

II. Abend: **Montag, den 2. Februar, 8½ Uhr: Das Grundproblem der Social-Ethik: Egoismus und Altruismus.**
Selbstbehauptung und Selbsthingebung im Naturzustande; in den Anfängen socialer Entwicklung. — **Der radikale Altruismus: Das Nazarenertum, Christus und die Bergpredigt, Tolstoi. — Der radikale Egoismus: Nietzsches Herrenmoral; der Anarchismus** (Stirner); der egoistische Cynismus und Materialismus — Egoismus und Altruismus als polare Gegensätze, ihre Vereinigung. — Die menschliche Solidarität als Naturbestimmung. — Individuelle und sociale Freiheit.

III. Abend: **Mittwoch, den 4. Februar, 8½ Uhr: Das Grundproblem der Individual-Ethik: Reine und Sittlichkeit.**
Die Gegensätze in der menschlichen Natur: Körper und Geist, Gefühl (Instinkt) und Vernunft. — Der ethische Dualismus: **Askese und Weltflucht Sünde und Erlösung; der Weltschmerz:** religiöser (kosmischer), sittlicher, socialer Weltschmerz; moderne Einheitsformen.
Der ethische Monismus: **Ethik und Reinheitsgesetz;** sittlicher und künstlerischer Gestaltungstrieb, **Ethik und Aesthetik.** — **Die freie Persönlichkeit (Goethe).** — Einheit und Stufenordnung der Lebenszwecke.

Eintrittskarten zu dem ganzen Cyclus — 4.00 M. für reservirte Plätze, 2.50 M. für nichtreservirte Plätze — sind zu haben in den Buchhandlungen von Breslauer & Meyer, W., Leipzigerstr. 136, J. M. Spaeth, C., Königstr. 52, Walther & Appolant, W., Markgrafenstr. 60, Heem. Lazarus, W., Friedrichstr. 60, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, Nicolai (Borstell & Reimarus), W., Potsdamerstr. 123b und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, W., Unter den Linden 16, Gartenhaus III, nachmittag von 4—7 Uhr.

Die Mitglieder der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyclus zu dem ermäßigten Preise von 1,50 M. nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Daselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder. Einzelkarten zu 1,50 M. (reservirter Platz) und 1 M (nichtreservirter Platz) nur abends an der Kasse, soweit Platz vorhanden.

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. A. Döring.

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Möge das treffliche Buch seinen Weg finden in das deutsche Haus! (Lit. Centralblatt.)

Für seine Zwecke ist das Buch vortrefflich geeignet. (Lit. Rundschau f. d. evangel. Deutschl.)

Das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegenstand geschrieben worden ist. (Westdeutsche Lehrerzeitung.)

Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich. (Gegenwart.)

Döring hat bewiesen daß Moral unabhängig von Religion gelehrt werden kann, so nicht bloß, daß es überhaupt geht, sondern daß es so besser geht, als es jetzt in unseren Schulen getrieben wird. (Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie.)

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Sonnabend, den 24. Januar, abends 8½ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses. Monatsversammlung und Vortrag von Herrn Geh. Regierungsrat Prof Dr. W. Foerster: „Die ethische Bewegung in Deutschland am Schlusse ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage."

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Junge, blinde auf Staatskosten ausgebildete Klavierspielerin wünscht gegen mäßiges Honorar in Privatgesellschaften, Kindergesellschaften ꝛc zum Tanz zu spielen. Vorzügliche Zeugnisse als Tanzspielerin vorhanden.

Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16, oder Frl. Morgenschein, Luisenstr. 6 III Trp.

Hermann Walther Verlagbuchhandlung G. m. b H. in Berlin

Soeben erschien:

Die Religion verdirbt den Charakter.

Ein Mahnruf von Hans Raeder.

Motto. Wahrer Gottesdienst ist Gottüberwindung.

8°. 64 Seiten. Preis broschiert 1,50 Mk.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 31. Januar 1903. | Nr. 5.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die ethische Bewegung in Deutschland am Schluß ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage. Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.
Die Anarchisten von Whiteway. Von L. Katscher, Budapest.
Frauentum und Judentum. Von Bertha Stern, Bruchsal.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Frau Anna.
Gegen den Sanftkommunismus.
Sprechsaal: Kirche und Schule. Von Fr. W. Foerster, Zürich.
Briefkasten.

Die ethische Bewegung in Deutschland am Schluß ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage.

Von Prof. Wilhelm Förster, Berlin.

Es war gewiß ein Akt weiser Selbstbescheidung, daß die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, welche am 18. Oktober 1892 zu Berlin begründet worden ist, von der Begehung eines zehnjährigen Stiftungsfestes abgesehen hat. So ist das Jahr 1902 zu Ende gegangen, ohne daß, anders als gelegentlich, ein Rückblick auf die Ereignisse von 1892 geworfen worden ist. Mir selbst hatte es nahe gelegen, die Betrachtung zum Jahresschlusse, wie ich sie in den letzten fünf Jahren, gemäß einem stillen Abkommen, jedesmal der Abteilung Berlin unserer Gesellschaft dargebracht hatte, diesmal dem Gedenken an das erste Jahrzehnt der ethischen Bewegung in Deutschland zu widmen. Leider brachten es meine persönlichen Verhältnisse und die Notwendigkeit einer mehrwöchentlichen Ruhepause mit sich, daß ich um die Jahreswende nicht in Berlin sein konnte. Möge es mir also heute, nach der Rückkehr, gestattet sein, jenes Vergangenheits-Abschnittes zu gedenken und daran einen Ausblick in die nächste Zukunft zu knüpfen.

Die hochgeehrte Versammlung wird sicherlich in dieser Betrachtung keine Statistik von mir erwarten, keine Angaben über die Abnahme oder Zunahme der Anzahl der Mitglieder und der Anzahl der Abteilungen oder Zweige der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, dieses letzten Angstproduktes der bürgerlichen Gesellschaft, wie unsere Organisation in einer der Versammlungen, die der Begründung derselben unmittelbar vorhergingen, von anarchistischer Seite aus betitelt wurde, oder dieses totgeborensten Kindes der sozialen Bewegung, wie unsere Gesellschaft damals von der konservativ-nationalen Presse genannt wurde.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, sie lebt, sie lebt und wirkt freudig und zuversichtlich, ganz im Sinne ihrer Stifter. Sie wirkt auch bereits in immer größere Kreise, obwohl erst Wenige sich dieses Einflusses bewußt geworden sind oder ihn gar schon offen bekennen. Die ethische Bewegung ist zwar bis jetzt nur wie eine leise Melodie in dem Zusammenklange der großen Kulturbewegungen unseres Zeitalters, für viele noch kaum hörbar in dem lauten Getöse des noch so wenig harmonisierten Spieles der gewaltigen Kräfte. Aber durch die reichen und reinen Anklänge, die sie weckt, wird diese Melodie, konsequent geführt und thematisch ausgestaltet, zu einer immer größeren Macht in den Seelen schwellen. Sie wird jenem wirren Zusammenklange allmählich zu höherem Einklange helfen, indem sie endlich die tiefsten Seligkeiten des Erdenlebens, die dem einzelnen Menschen zuteil werden, auch zu den entscheidenden Mächten des Gemeinschaftslebens erhebt.

Bevor ich dies etwas näher darlege und daraus die Folgerungen ziehe für die nächstliegenden Entwickelungsphasen unserer Bewegung, möchte ich aber einen Rückblick auf die schweren Schicksalsschläge nicht unterlassen, welche die ethische Bewegung in Deutschland im Laufe ihres ersten Jahrzehnts erlitten hat.

Vier der eifrigsten und würdigsten Vorkämpfer und Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sind uns in den ersten acht Jahren durch den Tod entrissen worden. Ich brauche sie nur zu nennen, um es gerechtfertigt zu sehen, daß ich andere, ebenfalls sehr schmerzliche, Trennungen von teuren Freunden und gewisse schwere Hemmungen, welche die Bewegung in demselben Zeitraum erlitten hat, neben jenen Verlusten heute nicht ausdrücklich erwähne. Nur einen fünften Namen will ich der Nennung jener vier sofort noch anreihen, den Namen eines Mannes, der nicht eigentlich der ethischen Bewegung angehörte, aber gerade in seiner freien Eigenart ihr sehr nahe stand und immer näher kam. Diese fünf Vorkämpfer und Mitkämpfer, sie können von uns bei der heutigen Betrachtung nur mit der innigsten Verehrung genannt werden und mit dem tiefsten Weh darüber, daß sie uns und unserer Bewegung mitten in deren erster Werdezeit entrissen worden sind. Das Andenken an sie, an Georg von Gizycki, an Jeanette Schwerin, an Samuel Kristeller, an Hugo Rheinhold und an Moritz von Egidy, wird in der ethischen Bewegung niemals erlöschen.

Man könnte an die Nennung dieser teuren Dahin

geschiedenen die Behauptung knüpfen, daß eine Bewegung, die durch so grausame Verluste nicht entmutigt und gelähmt worden ist, schon dadurch ihre Stärke beweist.

Es ist aber, wie ein Rückblick in die Vergangenheit der Menschenwelt erkennen läßt, überhaupt ein Entwicklungsgesetz tiefster und mächtigster Kulturbewegungen, daß einige der auserwähltesten Seelen von der Ueberfülle des Wollens, des Hoffens und der Beseligung, welche besonders den ersten Stufen des Insledentretens solcher Bewegungen zu eigen ist, schneller als sonst hinweggerafft werden, daß diese dann aber wie verklärte und verklärende Verkörperungen jener tieferen Seelenmächte in der Erinnerung dauernd als unschätzbare Helfer und Vorbilder für die Bewegung aufleuchten. —

Als vor etwas mehr denn zehn Jahren der erste Anstoß äußerer Art für das Emporwachsen einer ethischen Bewegung in Deutschland durch den Versuch einer weitgehenden gesetzgeberischen Verschärfung des kirchlichen Zwangs-Einflusses auf die Volksschule gegeben wurde, gelang es noch dem Zusammenwirken der Universitäten mit dem freigesinnten Bürgertum und den freisinnigen politischen Parteien, jenen Versuch mit anscheinendem Erfolge zu bekämpfen, so daß die damals von der ethischen Bewegung sofort aufgestellten Dauerforderungen im Sinne einer vollen und sicheren Befreiung der Schule von konfessionellem Zwange nnd konfessioneller Parteisucht auch vielen Freigesinnten noch als unnötig und zu weit gehend erschienen.

Seitdem aber hat sich Zwang und Not, sowie ein entsprechender Verfall der Wahrhaftigkeit und der freien Eintracht auf diesem Gebiet immer weiter entwickelt. Was im Sinne des Zwanges noch nicht gesetzgeberisch erreicht werden konnte, geschah wirksam genug auf dem Verordnungswege. Aber es geschah in diesem Jahrzehnt überhaupt noch viel, viel mehr in der Abwendung von den Zielen eines nach höherer Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und nach liebevollerer Menschlichkeit ringenden Kulturstrebens, dessen Verbreitung und Vertiefung uns als die Aufgabe der ethischen Bewegung vor Augen stand. Und zwar sind es nicht die regierenden Mächte, welche die wesentliche Schuld an der zur Zeit so überwiegend rückgängigen Bewegung der ganzen sittlichen Kultur auf Erden tragen; nein, die Völker selber und alle Klassen und Schichten der Bevölkerungen sind es, in denen blinder Eifer in der verschiedensten Weise die Gefahren herbeiführt oder verstärkt, welche die bisherigen großen Errungenschaften der Menschenwelt mit andauerndem Verfall bedrohen.

Ich fühle tief, wie schwerwiegend diese Behauptungen sind, und wie düster und übertrieben diese Verallgemeinerungen erscheinen können, angesichts des glänzenden und lachenden Lebens, das die sozialen Höhen umgiebt, und angesichts so manchen Aufleuchtens von überwältigenden Regungen des Mitgefühls oder der Großmut in weitesten Kreisen oben und unten. Ich fühle die Schwere jener meiner Anklage um so tiefer, je klarer es sich erkennen läßt, einerseits, wie viel Gutes und Großes auch überall im Keimen und Emporwachsen begriffen ist, und andererseits wie großen Anteil an jenen drohenden Gefahren alles leidenschaftliche Unmaß des Gedankens und des Wortes hat.

Wie die Muse um ihren Beistand bei der Gestaltung eines Dichtungswerkes angerufen wird, so möchte ich meinen weiteren Darlegungen heute eine Art von Gebet voranschicken, ein Gebet, welches mir die Seele dazu stärkt, liebevolles Maß und verständnisvolle Gerechtigkeit walten zu lassen in dem Urteil über die Mitwelt, an deren Irrungen und Fehlgriffen wir doch alle mitschuldig sind.

Man kann es verstehen, wenn diejenigen, denen eine Verschärfung aller Autoritäts-Lehren und -Einrichtungen, aller Zwangs-Systeme und Unterordnungen als die allein mögliche Lösung der sozialen Kultur-Probleme erscheint, ihre Lehren und Forderungen mit der entsprechenden Härte und Schroffheit des Urteils und Ausdruckes vortragen, welche stets ein Zeichen innerer Schwäche ist. Aber für die Verkünder und Jünger einer edleren Lehre, einer Lehre von der wahren Freiheit in einem Reiche der tieferen Gerechtigkeit und Menschenliebe, geziemt sich den Nöten und Mißbräuchen gegenüber und auch den Personen gegenüber, welche auf der Seite des Zwanges und der sittlichen Unfreiheit gegen uns kämpfen, in Worten und Werken die höchste Gelassenheit, Wahrheitsliebe und Großmut. In der Theorie hat dies in der ethischen Bewegung stets vollste Geltung gehabt, in der Praxis und Lebensführung ist es gerade für Menschen, deren Leben und Wirken jenen begeisternden Lehren dient oder dienen möchte, eine der schwersten Aufgaben, in sich selber die Leidenschaft des Wortes zu beherrschen.

Betrachten wir zunächst etwas eingehender, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen, die gegenwärtige Weltlage:

Die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur und die technische Leistungsfähigkeit hat in der Menschenwelt der Gegenwart zweifellos eine von keinem andern Zeitalter auf Erden bisher erreichte oder auch nur geahnte Höhe erstiegen. Und auch in die Tiefen der Menschenseele, in die Gesetze ihrer höchsten Kraft-Entfaltung und ihrer reinsten Beseligung, haben sich uns im Lichte der Natur-Erkenntnis und der Geschichte Einblicke geöffnet, welche — nicht in Auflösung, sondern in Erfüllung der Gedanken und Weisungen hoher Menschheitslehrer der Vergangenheit — freudigste Verheißungen gewähren für die Zukunft einer von solcher Erkenntnis wirklich geleiteten Menschenwelt.

Mitten in diesem Aufstieg ist jedoch über die Kulturwelt eine Art von leidenschaftlicher Trübung des Intellekts gekommen, nicht eigentlich wie eine allverbreitete Volkskrankheit, sondern wie eine fast unumgängliche, aber sehr ernst zu behandelnde Entwickelungskrisis.

Und zwar besteht diese Krisis in einer jähen Steigerung und Verbreitung gewisser Urteilsfehler und Irrlehren, welche zwar von jeher auf allen Stufen der sozialen und politischen Entwickelung der Menschheit den Fortschritt der sittlichen Kultur vielfältig gehemmt haben, aber noch niemals so verwirrend in alle Schichten der Bevölkerungen eingedrungen sind, wie jetzt, wo es sich um die Verschmelzung des immer reicher und freier entwickelten individuellen Lebens mit immer umfassenderen sozialen Organisationen handelt.

Jene Verwirrung durchdringt jetzt das Leben und Thun vieler Menschen in allen ihren sozialen Beziehungen, von den engsten und natürlichsten Gemeinschaften aufwärts bis zu den umfassendsten und verwickeltsten Gemeinschafts-Organisationen, nämlich von den Sophismen der sogenannten freien Liebe bis zu der selbstherrlichen Moral des souveränen National-Staates, mit einer besonderen Abzweigung zu der, jenseits von Gut und Böse stehenden, Moral des Uebermenschen, neben welcher dann als letztes, wie ein bekannter Ausspruch lautet, die Moral des Untertieres sich vernehmbar macht!

Seht Ihr, rufen da sofort die Vertreter der alten Glaubensmächte, wohin es führt, wenn die wohlthätigen Bindungen des menschlichen Urteils, wie sie von den konfessionellen Gemeinschaften verwirklicht waren, durch die allzu weit gehende Entfesselung einerseits allzu selbstgewissen individuellen Denkens, andrerseits allzu enthusiastischen Gemeinschaftsgeistes fast völlig gelöst werden!

Zweifellos haben jene alten Bindungen in den verschiedenen Entwickelungs-Stufen der sittlichen Kultur innerhalb ganzer Zeitalter und bei gewissen Völkergruppen oder

Bevölkerungsschichten bis in die Gegenwart hinein bedeutsame soziale Erfolge gehabt. Wenn man aber näher zusieht und eine umfassendere Bilanz dieser Erfolge unter Berücksichtigung aller Wirkungen und Nachwirkungen jener Bindungen zieht, liegt die Sache doch nicht so einfach, wie es deren Verfechter glauben.

Jene wohlthätigen sozialen Bindungen selber haben bisher fast niemals und nirgends Maaß zu halten vermocht in der Einschränkung der freien individuellen Entwickelung des Denkens und in der entsprechenden Einschränkung der Wahrhaftigkeit des Innenlebens der Menschen. Die Begrenzung und Bindung des menschlichen Triebleben und der leidenschaftlichen Ueberhebungen individuellen Denkens und Wähnens geschah in den machtvollsten und dauerndsten jener Gemeinschaftbildungen bisher ganz überwiegend dadurch, daß die Forderungen und Gesetze der sozialen Ausgleichung und Ordnung auf die umfassendsten und gemeinsamsten Vorstellungen von der umgebenden Welt und ihren regierenden Mächten, womöglich mit hoher persönlicher Idealisierung der letzteren, begründet wurden.

Eine bestimmte Welt-Anschauung und ihre Symbolik wurde der Grundbau des sittlichen Gemeinschaftslebens. Die wahrhaft gemeinsamen Schätze der Erinnerungen und Erfahrungen des Menschenlebens und die durch sorgliches Nachdenken daraus gemeinsam zu gewinnenden Weisungen für die befriedigendste Gestaltung des Einzellebens und des Zusammenlebens wurden dagegen bis jetzt als ausreichende Grundlagen der sozialen Ordnung und Wohlfahrt im Allgemeinen nicht anerkannt. Selbst da, wo sich infolge allmählichen Verfalls eines auf dem Boden einer bestimmten Weltanschauung aufgebauten sozialen Zwangssystems, z. B. des altindischen Kasten-Systems, neue und reinere soziale Normen im Anschluß an die Erfahrungen und Grundgesetze des Menschenlebens, wie diejenigen des Mitgefühls in der buddhistischen Bewegung, eine Zeitlang an die Spitze neuer sozialer Ordnungen zu stellen schienen, wucherten bald wieder die mächtigen Phantasiegebilde einer Weltanschauung empor und setzten ihre Forderungen und ihre Autoritäts-Quellen und -Formen an die Stelle jener tieferen, aber auch schlichteren Antriebe und Lehren.

Daß das Menschenleben nicht aus sich selber heraus und seinen eigenen Erfahrungen und Grundgesetzen gemäß geläutert und regiert werden könne, sondern der Intervention der regierenden Mächte des Kosmos bedürfe, war eine in der That sehr nahe liegende Annahme in jenen Entwickelungsstufen der Kultur, in denen auch der allererste Einblick in die große Gesetzlichkeit der Welt erst so Wenigen, und auch ihnen erst so unvollkommen, gegönnt war. Die Abhängigkeit von der Außenwelt, insbesondere auch von den gewaltigen und ergreifenden, sozusagen heroischen Weltvorgängen und ihrer anscheinend auch so willkürlichen Lenkung, lastete noch so schwer auf der Menschheit, daß es fast unumgänglich und jedenfalls sehr einleuchtend erscheinen mußte, diesen kosmischen Mächten auch entsprechende Bedeutung in dem Zusammenleben der Menschen zu geben.

Das Entscheidendste hierbei blieb aber überhaupt, bis in die neusten Entwickelungsstufen, die Emporhebung der sittlichen Weisungen, welche das Gemeinschaftsleben zu regieren hatten, in das Gebiet höherer Mächte, hoch über dem willkürlichen Wähnen und Zweifeln der beliebigen Einzelnen. Daß dann auch die leitenden sozialen Mächte sich ebenfalls jenen höheren Mächten unterordneten und ihre Autorität nur aus deren Händen zu empfangen erklärten, hierfür ward ihnen überreicher Ersatz dadurch gegeben, daß ihnen dann auch wesentlich die Auslegung und Handhabung jener überirdischen Autorität zustand.

Vor einer Begründung der sozialen Ordnungen auf die gemeinsamen Normen und Feinheiten sittlichen Erfahrens und Denkens hatte ja die Abhängigkeit von jenen höheren kosmischen Mächten, wie sie die leitenden sozialen Autoritäten mit Vorliebe verkündeten, auch den großen Vorzug, daß hierbei für ihre Auslegung und Verwaltung ein viel größerer Spielraum blieb, als gegenüber der strengeren Folgerichtigkeit gemeinsamer sittlicher Erfahrungen und Forderungen, denen auch sie sich unweigerlich zu fügen gehabt hätten.

Möge mir hier eine kurze Einschaltung gestattet sein hinsichtlich unserer Kritik der Autoritäten: Die soeben gemachte Bemerkung enthält anscheinend eine bis in unsere Zeit reichende schwere und bittere Anklage gegen die Autoritäten, als ob sie in ihrer Auslegung der höheren kosmischen oder göttlichen Ordnungen und Entscheidungen überwiegend ihrer eigenen Willkür zu fröhnen gesucht, und auch deshalb den natürlichen sittlichen Ordnungen und dem Emporwachsen derselben widerstrebt hätten. Der Entwickelungskampf der neueren Anschauungen gegen die älteren bedient sich allzu häufig solcher höhnischen und herabsetzenden Wendungen, als ob die leitenden sozialen Mächte in der ganzen Vergangenheit sich überwiegend der Eigensucht, der Willkür und der Täuschung schuldig gemacht hätten, statt der Weisheit, der Menschlichkeit und der Förderung edler Kultur zu dienen. Solche schwelgerische Uebertreibungen des Urteilens sind allerdings vielfach nur die Gegenwirkungen gegen die unsäglich geringschätzige, oberflächliche und verzerrende Darstellung, welche das Streben der neueren wissenschaftlichen und sozialethischen Denker so häufig vonseiten der Verfechter der älteren Anschauungen erfährt. Aber, wie ich oben schon hervorhob, die Vorkämpfer der neuen Kultur sollten sich dessen mehr bewußt sein, daß der schönste Beweis, den sie von der Vornehmheit und Größe ihrer Sache geben können, in der Gerechtigkeit und Feinheit der Behandlung besteht, die sie dem Gegner erweisen.

Sagen wir es also deutlich heraus, daß es von jeher eine unsäglich schwierige Aufgabe war, wie es erst recht auch jetzt ist, Viele in edlem Sinne und auf rechtem Wege zu leiten, und daß auch in der Vergangenheit von vielen hohen Häuptern und Stützen kirchlich-konfessioneller und nationaler Gemeinschaften, zu unversieglicher Dankbarkeit der Gegenwart und Zukunft, mit hoher Weisheit und reiner Hingebung zum Heile echtester menschlicher Kultur gewirkt worden ist.

Aber daneben hat es noch stets viel zahlreichere Träger von Autorität und Macht gegeben, auf welche die obige Bemerkung Anwendung findet, daß es ihnen bequemer war, ihre Autorität von oben herzuleiten und nach unten überwiegend dasjenige zur Ausführung zu bringen und für heilbringend, für wahr nnd gerecht zu erklären, was ihren Neigungen nnd Interessen, sowie den kurzlebigen Bedinguugen augenblicklicher Zweckmäßigkeit am nächsten entsprach.

In der christlichen Kirche hat in Gestalt göttlicher Autorität und entsprechender Symbolik, aber auf dem festen Grunde der rein menschlichen und tief menschenfreundlichen Lehren des großen jüdischen Denkers Jesus, ein Schatz von Lebensweisheit Gestalt gewonnen, welcher der ganzen Zukunft zu Gute kommen wird, sobald der Anspruch überlounden sein wird, daß dies eine übermenschliche und der vernünftigen Prüfung und Entwickelung weder zugängliche noch bedürftige Weisheit sei. Und diese Ueberwindung lann geschehen, ohne daß dabei die erhabene Schönheit des frommen Kultus angetastet wird.

Aber in derselben Kirche, welche auf der Grundlage jener Weisheit vielfach sittigend und mäßigend, auch das Rechtsleben verfeinernd, in den wilden Kampf und di

Digitized by Google

soziale Roheit der Völkerbewegungen, sowie in die Irrgänge staatlicher Organisationen eingriff, in derselben Kirche konnte doch auch nicht bloß in der Praxis, sondern auch in der Theorie ein System von Lehren und Ueberzeugungen emporwachsen, durch welches in Angelegenheiten ihrer Macht und Existenz von ihren kämpfenden Organen die tiefsten Grundlagen menschlicher Sittigung verleugnet und mittelbar auch alle jene von ihr verkündigten wohlthätigen Bindungen des Einzellebens und Zusammenlebens weithin in Frage gestellt wurden. Und es war dies doch wesentlich eine Folge davon, daß der Gedankenbau ihrer sittlichen Kultur nicht auf den festen unzweideutigen Thatsachen sittlicher Erfahrung und Beseligung und der hieraus abzuleitenden Normen und Gesetze des Lebens in der Menschengemeinschaft beruhte, sondern seine Stützpunkte in den Regionen der kosmischen Mächte gesucht hatte, von wo überwiegend der Wiederhall derjenigen Meinungen erklang, welche die leitenden Mächte in ihren Entscheidungen auf Erden gerade gebrauchten.

War es nicht auch der furchtbarste Hohn auf den Kultus der christlichen Märtyrer und auf die der christlichen Symbolik zu Grunde liegende Vergöttlichung des Märtyrertums in der unaussprechlich rührenden Gestalt des Weisen, welcher der Kirche ihren Namen gab, daß sie in den Kämpfen für ihre Ordnungen und für ihre Existenz ganz ebenso verfuhr, wie dereinst das Pharisäertum und wie die Politik der Christen-Verfolgung seitens der römischen Kaiser, indem sie zahllose rührende und reine Märtyrergestalten niedertrat mit dem schnöden Sophisma, daß deren Tod ein Akt des Glaubens sei, welcher nicht bloß die übrigen Gläubigen schützen, sondern auch die Dahingeopferten selber vor der ewigen Verdammnis erretten solle.

Und was noch schlimmere Verwirrung in den Menschenseelen angerichtet hat, wie sie gerade bei der jetzigen Entwickelungskrisis in den vielfach neu entstandenen Konflikten der individuellen Moral mit der wetterwendischen Scheinweisheit einer sozialen oder kollektiven Moral zu Tage tritt, das war die ungescheute Verkündigung jener doppelten Moral, nach welcher die tiefsten und entscheidendsten Läuterungen und Bindungen individuellen Wähnens und Wollens, nämlich Treu und Glauben, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, von jenen Organen außer Acht gelassen werden durften, sobald dadurch „zum größeren Ruhme Gottes", nämlich zum Besten der Kirche, etwas erreicht werden konnte.

Daß Derartiges möglich war, und daß gegenwärtig nicht bloß von leitenden Mächten, sondern auch von beliebigen zahllosen Gliedern der verschiedensten Gemeinschaftsbildungen noch dreister und schnöder, als es je von Organen der Kirche geschehen, in ähnlicher Weise gedacht und gehandelt wird, das erklärt sich wesentlich daraus, daß infolge der dauernden Anknüpfung der Normen sittlicher Kultur an eine Gesetzgebung von oben her gerade die lebenskräftigsten und entwickelungsfähigsten Wurzeln der menschlichen Kultur unentwickelt geblieben und vielfach wahrhaft verkümmert sind.

Ich wiederhole, daß im Lichte umfassender kulturgeschichtlicher Betrachtung, welche sich radikaler Schulmeisterei auch gegen die Vergangenheit enthält, dies nicht bloß ein völlig verständlicher Entwickelungsvorgang ist, sondern voraussichtlich für das noch tiefer und weiter blickende Auge künftiger Forschung als eine ganz unumgängliche Stufe der Emporbildung des Erdenlebens erscheinen wird.

Es ist auch zuzugeben, daß es in allen Zeitaltern, besonders auch schon in vorchristlicher Zeit, Ansätze zu einer rein menschlichen und natürlichen Behandlung des Problems gegeben hat, ebenso wie die Sophismen einer besonderen kollektiven, nämlich hierarchischen oder nationalpolitischen Moral, auch schon in allen Zeitaltern, jedoch ohne die Leidenschaftlichkeit ihrer neueren Erscheinungsformen, aufgetreten sind.

(Schluß folgt.)

Die Anarchisten von Whiteway.

Von L. Katscher (Budapest).

In mehreren Londoner Monatsschriften finden wir eingehende Berichte über eine Niederlassung von Anhängern Tolstois, die seit fast drei Jahren zu Whiteway bei Shepscombe und Stroud besteht, sich durch die Pflege absoluter Duldsamkeit und Meinungsfreiheit auszeichnet und manches Eigenartige bietet. Dort findet jeder beliebige Aufnahme, ohne daß nach seiner Gesundheit, Rechtschaffenheit oder Sittlichkeit gefragt wird. Zu den Mitgliedern gehörten oder gehören drei hochgebildete Männer, Träger des Doktorhutes, darunter ein Professor, der in Leipzig Doktor geworden ist und auf dessen Kosten das Grundstück der kleinen Kolonie angekauft wurde; doch wurde, da die Ansiedler kein persönliches Eigentum kennen, die Besitzurkunde vernichtet, sodaß die Steuerbehörden — die, wie alles mit Staat und Regierung Zusammenhängende, ebenfalls nicht anerkannt werden — große Scherereien haben und sich nur durch Wegnahme von Einrichtungsstücken oder durch Einkerkerung einzelner „Genossen" zu helfen wissen.

Die „Whiteway Anarchists", wie sie in England genannt werden, verwerfen den Gebrauch des Geldes vollständig. Ihre Mißachtung für Gesetz und Autorität und ihre Neigung zur absoluten Gewaltlosigkeit geht so weit, daß sie es für unzulässig halten, daß Eltern ihren Kindern Befehle erteilen oder sie wegen Ungehorsams bestrafen dürfen. Sie mißbilligen das Töten so sehr, daß sie nicht einmal einen Käfer umbringen, und irgend etwas zu verbieten oder zu befehlen, liegt ihnen so fern, daß sie, obgleich strenge Antialkoholiker, den Genuß geistiger Getränke nicht ausdrücklich untersagen. Sie lehnen nicht nur jedes Staatsgesetz, sondern auch jede private Vorschrift ab und haben daher, wie das bei Anarchisten selbstverständlich, auch keine Organisation. Sie bauen auf ihren eigenen guten Willen und so ist jeder Einzelne sich selber Gesetz und Vorschrift. „Lediglich die Liebe sollte die Welt und ihre Bewohner beherrschen." Demgemäß wollen sie auch nichts von kirchlichen oder standesamtlichen Heiratszeremonien wissen; bei ihnen soll die Liebe das einzige Band der Ehe bilden. Im Februar v. J. gab es in Whiteway unter rund zwanzig Ansiedlern vier Ehepaare auf dieser Grundlage. Sobald die Liebe aufhört, meinen diese Leute, müsse auch die eheliche Verbindung zu Ende gehen und beide Teile dürfen nachher thun, was ihnen beliebt, folglich auch, wenn sie dazu Lust haben, neue Verbindungen schließen. Ueberhaupt macht ihnen nichts Künstiges Sorge; es gehört zu ihren ersten Grundsätzen, nur in der Gegenwart und für die Gegenwart zu leben, ohne sich um die Zukunft zu kümmern.

Bei allem Kommunismus hat natürlich jeder Einzelne eigene Kleider u. s. w.; „sobald aber jemand fühlt, daß ein Rock oder Hemd, ein Ring oder eine Uhr eine Schranke zwischen ihm und einem Bruder bildet, verzichtet er auf das Tragen, denn diese Menschen schätzen die möglichste Annäherung an einander höher als Kleidungsstücke oder Tand". Dem Luxus abhold, trägt man überhaupt nur Notwendiges. Die meisten Männer beschränken sich im Sommer auf am Halse offene Hemden, auf Kniehosen und Sandalen; die Arme und Beine bleiben unbekleidet; auch

Digitized by Google

die Frauen tragen durchaus nichts Ueberflüſſiges, verletzen jedoch die üblichen Anſtandsbegriffe durch ihre Kleidung nicht. Uebrigens lieben dieſelben das Kochen nicht allzu ſehr; oft ziehen ſie der dumpfen Küche die Arbeit im Freien vor und überlaſſen die Beſorgung der Hauswirtſchaft den Männern. Die in der gemeinſamen Küche bereiteten, höchſt einfachen gemeinſamen Mahlzeiten werden zweimal täglich eingenommen: um 10 und 5 Uhr. Es giebt ſelten etwas anderes als Gemüſe, und zwar auf der Anſiedlung gezogenes. Nur dann, wenn Beſucher oder Freunde etwas bringen oder ſenden, kommt Thee, Hafergrütze, Milch, Brot, Zucker oder Butter ꝛc. auf den Tiſch. „Da ſie ſich ja ſelbſt erhalten wollen, iſt es ihnen auch ziemlich gleichgiltig, ob dieſe Dinge da ſind oder nicht“.

Wie ſteht es mit der Wohnungsfrage? Sehr ſchwächlich! In drei kleinen Häuſern, von denen zwei durch die Anſiedler errichtet wurden, wohnt die ganze Gruppe in recht armſeliger Weiſe — ob ſie nun viele oder wenige Mitglieder zählt. Im Sommer ſind ihrer mehr, und da werden dann Zelte zu Hilfe genommen; viele ziehen es ſogar vor, unter freiem Himmel zu ſchlafen. Im Winter verſchwinden die meiſten wieder. Die Zahl der Anweſenden ſchwankt überhaupt ungemein. Dauernd bleibt nur ein kleiner Kern da — 10 bis 12 ganz beſonders Geſinnungstüchtige. Wie falſch iſt die Anſicht mancher Sozial-Utopiſten: „daß die Menſchen ſich, wenn der Boden frei wäre, mit Gier auf denſelben ſtürzen würden!“ In Wirklichkeit findet ſich unter der ſehr armen Bevölkerung dieſer Gegend niemand, der zur Bebauung des abſolut freien und ohne weiteres zugänglichen Bodens (1700 Ar) der Whitewayer Anarchiſten Luſt hätte. Bisher iſt erſt der ſiebente Teil — und zwar durch die von auswärts kommenden Anſiedler — unter Spatenkultur geſetzt (eine andere Kultur wird hier nicht geübt), obgleich jeder arbeitswillige Teilnehmer ſich mittels ſeines Spatens leidlich erhalten könnte. Umſo erſtaunlicher iſt, daß akademiſch gebildete, wohlhabende Perſonen, wie die oben erwähnten Doktoren, ihre Laufbahn, ihren Beſitz, ihre Stellung ꝛc. aufgeben, um hier ein ihnen beſſer dünkendes Leben der Zurückgezogenheit und eintönigen Arbeit zu führen. „Warum ich dieſes Leben führe?“ ſagte einer dieſer modernen Urchriſten zu einem Beſucher. „Weil mein Gewiſſen mir keine andere Wahl läßt, es ſei denn, daß Sie mir einen noch beſſeren Weg zum Glück weiſen können. Denn glücklich bin ich jetzt.“

Hier vertragen ſich Sozialiſten und Anarchiſten, Idealiſten und Materialiſten, Vegetarier und Fleiſcheſſer u. ſ. w. deshalb ſo gut und ſind deshalb ſo duldſam, weil ſie einander als Gleiche betrachten, d. h. als Menſchen und nichts anderes. „Es bedarf keiner künſtlichen Gleichſtellung; dadurch, daß wir alle Meinungs-, Religions-, Berufs-, Nationalitäten- und anderen Unterſchiede vergeſſen, ſind wir ſchon einander gleichgeſtellt“.

Der bekannte Franz Sedlak, eine der Hauptſtützen von Whiteway, wurde befragt, warum er keine Steuern zahle. „Weil ich kein Geld habe und niemand mir welches giebt; verdienen aber kann ich keins, weil mein Gewiſſen mir verbietet, mich zu verkaufen.“ — „Verkaufen Sie Ihre Ernte?“ — „Niemals! Ich bin aber bereit, alles, was ich erzeuge, den Bedürftigen zu ſchenken. Ich kann Rüben und Kartoffeln oder Erbſen und Weizen hergeben, aber kein Geld.“ — „Und das Gericht?“ — „Wenn es will, ſoll es mich einſperren laſſen (das ſchreckt mich nicht) oder alles hier Vorfindliche mit Beſchlag belegen . . . . Wenn ich Arbeitsgelegenheit habe, arbeite ich gern; kann ich es nicht, ſo bin ich zum Betteln um Brot bereit, und hilft mir niemand, ſo muß ich eben verhungern. Aber wozu ans Sterben denken? So lange ich recht hungte, fühle ich mich unter einem mächtigen Schutz.“ Dieſe Aeußerungen ſind ungemein bezeichnend für die Anſchauungen der Sozialiſten von Whiteway.

Frauentum und Judentum.

Von Bertha Stern (Bruchſal).

In den zahlreichen Beiträgen zur Frauenfrage wurde noch nie auf eine Parallele hingewieſen, die dem tiefer blickenden Auge kaum ganz entgehen kann: eine Parallele zwiſchen Frauentum und Judentum. Schon in den früheſten Zeiten ihrer Geſchichte beginnend, hat die Niederſtellung und Unterjochung des einen Teiles durch eine Herrſchaft, hier des anderen Geſchlechtes, dort anderer Völker, dem Volke wie dem Geſchlechte den Stempel aufgedrückt, den zu tilgen ſeit Jahrzehnten beide „ſtrebend ſich bemühen“. Aus dieſem Streben gingen Judenfrage und Frauenfrage hervor, die beide noch der Löſung harren.

Wirft man nicht dem Juden wie dem Weibe vor, daß ſie ſich hervorzuthun, zu glänzen ſuchen mit allerlei äußerem Tand, mit Farben- und Formenpracht, mit lautem Worte und aufdringlicher Geberde? Man verfällt allerdings in dieſem wie in ſo vielen anderen Urteilen leicht in den Fehler, zu verallgemeinern. Das wahre Weib und der wahrhaft gebildete Jude zeichnen ſich ſehr oft, wie eben der wahrhaft gebildete Menſch überhaupt, durch eine tiefe, echte Beſcheidenheit und innere wie äußere Einfachheit aus. Zu leugnen iſt aber nicht, daß das weibliche Geſchlecht und das jüdiſche Volk bei dem verzweifelten Verſuche, ſich aus jahrhundertelanger Knechtſchaft und Minderſchätzung, ſelbſt der Verachtung, zu erheben, ſehr oft die verkehrte Richtung einſchlagen und in der blinden Haſt der Mittelmäßigkeit über das Ziel hinausſchießen.

Andererſeits findet ſich ein Vergleichspunkt in der zur knechtiſchen Unterwürfigkeit und zum Sklavenſinn ſinkenden Demut, die neben der lauten Aufdringlichkeit beſteht. Auch dieſes Extrem erklärt ſich leicht aus der Sklaverei, die ſo lange und empfindlich auf dem Juden und auf dem Weibe laſtete.

Die Notwendigkeit ſchreitet blind ihren geſetzmäßigen Entwickelungsgang. Sie begnügte ſich nicht, Volk und Geſchlecht der Verachtung preiszugeben und in das Sklavenjoch zu ſpannen. Es kam noch die Iſolirung dazu, die Abſonderung von dem übrigen Geſellſchaftsleben. So waren Juden und Frauen, losgelöſt von der Außenwelt, Generation nach Generation ganz auf ſich ſelbſt angewieſen. Naturgemäß regte das Bedürfnis nach einem Lebensinhalte innerhalb des Ghettos und des Frauengemachs die Phantaſie an und vertiefte das Innenleben. So entſtand wohl jener Hang zum Phantaſtiſch-Romantiſchen, der ſo häufig bei der jüdiſchen Raſſe zu finden iſt, und der geradezu als ein Weſenszug des Weibes gilt: „Die Luſt zu fabulieren“. Beiden gemeinſam iſt auch das reiche Innenleben, die Verinnerlichung und Vertiefung, Quellen des allgemein anerkannten ſchönen Familienſinnes und des ſtark ausgeprägten Solidaritätsgefühles.

Es ließe ſich vielleicht bei einigem Nachdenken noch manche Parallele finden; doch liegt die Gefahr nahe, hineinzuſehen, wo man nur herausleſen wollte. Meine Abſicht war nur, in großen Zügen auf eine augenſcheinliche und natürliche innere Verwandtſchaft zweier vielerörterter Fragen der Gegenwart hinzuweiſen.

Der Frühlingsſturm, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Länder brauſte, rüttelte die Geknechteten und Geächteten auf; ſie beſannen ſich auf ihre Menſchenwürde und begannen den Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit, der ſie ihrem Ziele in verhältnismäßig

kurzer Zeit rasch näher brachte. Denn wie einerseits ein Jahr, ja eine Stunde in der Kulturgeschichte oft eine ganze Umwälzung und Neugestaltung zur Folge hat, wie die französische Revolution, so bedeutet andererseits ein halbes Jahrhundert in diesem gewaltigen Entwickelungsgange der Menschheit oft nur einen Augenblick.

„Und weil sich die neuen Tage
Auf dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen".

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die diktatorische Weigerung des Reichstagspräsidenten, amtlich im Reichsanzeiger veröffentlichte Reden des Kaisers, weil sie angeblich Privatverhältnisse, nicht aber öffentliche Angelegenheiten beträfen, der Besprechung der Abgeordneten preiszugeben, zeigt an einem erschütternden Beispiel, wie unheilvoll die faktische Unklarheit der staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Herrscher und Volk auf unser gesamtes politisches Leben zurückwirkt. Ein von allen Parteien bis vor kurzem als Muster der Unparteilichkeit und Hüter der Gerechtigkeit verehrter aufrechter Mann hat darüber seine politische Unbescholtenheit verloren. Denn es hieße allerdings dem Scharfsinn und Unterscheidungsvermögen des geschäftsordnungskundigen Präsidenten bitter zu nahe treten, wenn man annehmen wollte oder könnte, daß die Fadenscheinigkeit jener Unterscheidung ihm bei unbeeinflußter Ueberlegung nicht hätte einleuchten müssen. Fast schämt man sich der trivialen Selbstverständlichkeit, wenn man demgegenüber behaupten muß, daß eine Rede, in der sich der Kaiser direkt als Schildträger des Deutschen Reiches bezeichnet und die nach Absicht und Wirkung ohne den geringsten Zweifel der Bekämpfung einer großen politischen Partei gewidmet war, sich mit „öffentlichen Angelegenheiten" beschäftigte, mag der unmittelbare äußere Anlaß hundert Mal auf rein privatem Gebiete gelegen sein. Wenn ein Verein gegen Tierquälerei, wie das soeben dem Antivivisektionsbunde widerfuhr, einige Einzelfälle solcher Natur zum Gegenstand öffentlicher Diskussion macht, so wird es von der Aufsichtsbehörde als ein politischer Verein gekennzeichnet, da er sich offenbar um eine Aenderung der Gesetzgebung bemühe. Wird aber ein tragischer Fall von Menschenquälerei (nehmen wie einmal die Annahme als erwiesen an) zum Ausgangspunkt einer großen politischen Aktion gemacht, die die „Quäler und Verleumder" möglichst endgiltig von der politischen Bühne entfernen möchte, dann ist das eine reine private Angelegenheit! Wahrlich, es ist weit gekommen mit dem Mut unabhängiger Männer, wenn das Recht auf freie ungeschminkte Rede gerade an der Stelle mit Füßen getreten wird, wo seine letzte Zuflucht vor übereifrigen Staatsanwälten, steckbrieflichen Vorgesetzten und widrigen Denunzianten war.

Sollte indessen die Ansicht des Grafen Ballestrem sich durchsetzen, wonach Aeußerungen des Kaisers über private Angelegenheiten keine Sache wären, die die Vertreter des deutschen Volkes beschäftigen dürfen, dann müßte eine weitere Schlußfolgerung gezogen werden, wie sie der Abg. v. Vollmar bereits angedeutet hat. Dann müßte gleiches Recht geschaffen werden auch der Person des Kaisers gegenüber. Wenn die Schaffung eines besonderen Deliktes der Majestätsbeleidigung überhaupt eine Art von sittlicher Berechtigung besitzt, so zieht sie diese sicherlich nur aus der Annahme, daß das Amt, nicht der Träger desselben, einen besonderen Schutz genießen müsse. Nichtamtliche, private Aeußerungen des zeitigen Trägers dieses Amtes dürften dabei ob sie nun private oder öffentliche Angelegenheiten betreffen, unter keinen Umständen unter anderen Gesetzesschutz gestellt werden, als der einfache Beleidigungsparagraph des Strafrechtes gewährt. Ueber die Worte des sozialdemokratischen Redners:

„Außerdem möchte ich darauf hinweisen, daß ein Majestätsbeleidigungsparagraph besteht, der die sachliche Kritik der Kaiserworte sehr erschwert. Der Schutz dieses Paragraphen hat zur Voraussetzung, daß der Fürst nicht Unrecht thut, daß er sich nicht in den Kampf der politischen Parteien mischt. Bleibt der Majestätsbeleidigungsparagraph bestehen, so hat der Fürst das Vorrecht, hinter sicherem Versteck Beleidigungen auszustoßen, auf die der Angegriffene nicht erwidern kann. Das muß die öffentliche Moral vollständig zerstören."

— über diese Worte kann man sich leichter entrüsten, als sie widerlegen. Dem ritterlichen Sinne des Trägers der Krone muß es selbst aufs äußerste widerstreben, wenn er einmal doch persönlich in die politische Arena treten will, ein Ausnahmerecht für sich in Anspruch zu nehmen. Verschmäht er es, den Schild der Ministerverantwortlichkeit vor sich halten zu lassen, so wird er des dürftigen Schutzes der Staatsanwaltschaft erst recht entraten mögen.

* * *

„Wenn nunmehr die Regierung Vorschläge macht, um das Mißtrauen gegen die Sicherung des Wahlgeheimnisses zu beseitigen, so verfährt sie dabei lediglich nach dem Geist und Sinn des verfassungsmäßigen allgemeinen Wahlrechts. Wenn sie das allgemeine geheime Wahlrecht wirklich zu einem geheimen gestalten will, so erfüllt sie damit lediglich eine sittliche Pflicht." So Staatssekretär Graf Posadowsky in der letzten Reichstagssitzung. Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt! Worin aber sieht eigentlich jetzt der Minister die sittliche Pflicht? In der Berücksichtigung einer viermal bereits vom Reichstag beschlossenen Forderung? Kaum; sonst würde die Einführung von Diäten oder die Aufhebung des Jesuitenverdikts auch „sittliche Pflicht" sein. Offenbar darin, daß die Regierung als berufene Hüterin der Verfassung derer Buchstaben geist- und sinngemäß zu verwirklichen trachtet. Vortrefflich! Da möchten wir bei dieser günstigen moralischen Disposition Herrn Graf Posadowsky weiter darauf aufmerksam machen, daß nach dem noch jetzt giltigen Wahlgesetz vom 31. 5. 69. das, den Art. 20 der Verfassung zu erläutern, aus der norddeutschen Bundes-Verfassung herübergenommen wurde, auf durchschnittlich 100 000 Seelen der Bevölkerungszahl ein Abgeordneter zu wählen ist. Sollte sich die Bevölkerungszahl seit 1871 nicht geändert haben? Wo ist das Reichsgesetz über die Abgrenzung der Wahlkreise? Sollte „Geist und Sinn der Verfassung" nicht am Ende auch, unbekümmert um die augenblicklichen Parteiverschiebungen, die dadurch hervorgerufen würden, eine vernunftentsprechende Wahlkreiseinteilung fordern? Weitaus schlimmer ist die Fälschung des Volkswillens, die durch die veraltete Wahlkreisordnung hervorgerufen wird, als die durch Attentate auf die Geheimhaltung der Abstimmung bedingt wird. Vielleicht kommt die Regierung auch auf diesem Gebiet allmählich zur Erkenntnis ihrer sittlichen Pflicht.

Streiflichter.

Gegen den Saufkomment unserer studentischen Jugend schreibt Dr. med. Beerwald-Berlin im 22. Heft der von ihm redigierten Blätter für Volksgesundheitspflege (1902):

„Eine unserer vornehmsten studentischen Sitten ist die Bestimmungsmensur, wo die sorgfältigste Auswahl der Freunde gleiche Gegner im Waffenspiel sich messen läßt; die häßlichste und verächtlichste Sitte dagegen ist der offizielle Kommers mit seinem Kommment und Trinkzwang. So manche verfehlte Existenz ist nur auf den letzteren zurückzuführen und wer trotzdem seine Examina macht, nimmt entweder die böse Sitte mit hinüber in den praktischen Beruf und bleibt ein Trinker Zeit seines Lebens, bis er an den Folgen des Alkohols zu Grunde geht; oder er hat wenigstens Jahre hindurch zu kämpfen, bis er seinen Körper von den unheilvollen Folgen der wüsten studentischen Gelage wieder befreit hat. Daher hätten die „alten Herrn" längst mit aller Energie der heutigen Unmäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke auf der Universität entgegentreten sollen. Das schöne Band, das dauernd sie mit der Jugend vereint, können sie nicht besser ehren, als wenn sie die Epigonen veranlassen, nicht die Trinkfestigkeit sondern die Charakterfestigkeit zu entwickeln und zu pflegen und wenn sie den jungen Studenten lehren, sich mit Ekel von dem Betrunkenen abzuwenden und den Kater nicht als ein Martyrium, sondern als eine Schande zu betrachten."

Diese Philippika kann als unadressierte Zurückweisung eines ebenfalls aus ärztlicher Feder geflossenen Artikels der akademischen Monatshefte (Nr. 220) gelten, welcher allen Ernstes die Trinkleistungen nicht nur unserer Offiziere, sondern sogar unserer Korpsstudenten als unzulänglich hingestellt halte.

* * *

Frau Anna. Sie kann auch Luise heißen. Sie muß nur streng katholisch sein und ihre Moral aus der

Digitized by Google

weitverbreiteten Moraltheologie von Gury holen. Dort ist Frau Anna nämlich, wie die „Deutsch-evangelische Korrespondenz“ ausführt, das Schulbeispiel der kirchlich untadelhaften Ehebrecherin. Es heißt dort:

„Frau Anna hat einen Ehebruch begangen. Ihr Mann stellt sie darüber zur Rede. Sie aber erklärt das erste Mal, daß sie die Ehe nicht gebrochen habe, das zweite Mal, weil sie sich mittlerweile in der Beichte vom Priester hatte absolvieren lassen: „Ich bin eines solchen Verbrechens nicht schuldig.“ Das dritte Mal behauptet sie geradezu: „Ich habe den Ehebruch nicht begangen“, indem sie dabei an einen solchen Ehebruch denkt, den sie zu offenbaren verpflichtet wäre, mit anderen Worten: „ich habe keinen Dir zu offenbarenden Ehebruch begangen.“ Gury verteidigt dies Verhalten der Frau Anna und erklärt, sie sei nach katholischer Anschauung in allen drei Fällen nicht zu verurteilen und könne nach der Lüge freigesprochen werden. Im ersten Falle nämlich konnte sie sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, weil diese Ehe ja noch bestand (d. h. noch nicht geschieden war). Im zweiten Falle hatte ihr der Priester bereits vergeben, sie war also nicht mehr „schuldig.“ Deshalb konnte sie ihre Unschuld sogar mit dem Eide bekräftigen, nach dem heiligen Liguori, nach Lessius, nach den Salmantiensern und Suarez gemäß der allgemeinen Meinung.“ Auch im dritten Falle konnte sie ihren Ehebruch leugnen mit dem Gedankenvorbehalt, sie habe ihn nicht so begangen, daß sie ihn ihrem Gatten offenbaren müßte, ebenso wie ein Verbrecher dem ungesetzlich eingesetzten Richter (nach katholischer Anschauung) sagen kann: „Ich habe das Verbrechen nicht begangen; wobei er sich denkt: er habe es nicht so begangen, daß er verpflichtet sei, es jenem einzugestehen.“

Man wird sagen, das sind veraltete Anschauungen, ist doch Jos. Peter Gury seit 1866 tot. Aber Prinz Max von Sachsen, der Schwager von Frau Anna-Luise lebt. Und als Graßmann seine bekannte Broschüre über die Liguorimoral herausgab, trat Prinz Max auf den Plan und verwunderte sich über dessen Entrüstung in einer Gegenschrift (S. 34. 35.)

Er findet das, was Frau Anna thut, sei gar keine eigentliche Lüge und eine solche ehebrecherische Frau sei gar nicht verpflichtet, ihrem Manne ihre Schande einzugestehen, weil dies möglicherweise zur Ehescheidung führen könne. Dem Prinzen Max erscheint es also entschuldbar, wenn eine Frau ihren Mann sein Lebelang betrügt und wenn sie darin im Beichtstuhle bestärkt wird. Eine solche auf Heuchelei und Unaufrichtigkeit ruhende Ehe ist ihm lieber als eine Sühnung des von der Frau begangenen Ehebruchs durch ein offenes Geständnis gegenüber dem von ihr betrogenen Manne. Denn schlimmer als Ehebruch scheint ihm als katholischen Priester die bei ehrlichem Geständnis etwa drohende Ehescheidung! Deshalb ist es ihm auch „unerträglich“, wie man sich daran stoßen kann, daß die Liguorimoral ein Mädchen nicht für verpflichtet erklärt, einen von ihr begangenen Fehltritt ihrem Bräutigam zu offenbaren. (S. 42). Auch bei Begründung einer Ehe darf somit nach der Ueberzeugung dieses Priester-Prinzen von unbedingter Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zwischen den beiden sich fürs Leben vereinenden Herzen abgesehen werden! Ueberdies ist ihm der Ehebruch garnichts so Schlimmes. Er sagt wörtlich (S. 33): „Daß aber die (katholische) Kirche den Ehebruch nicht für das allerschwerste Verbrechen erklären kann, ist doch klar. Mord, Unglaube, Abfall vom Glauben sind zweifellos noch größere Verbrechen.“

Ob nun die erwähnte Korrespondenz Recht hat mit ihrer Vermutung, daß Frau Luise bei ihrem Schwager in die Schule gegangen sei, wollen wir dahingestellt sein lassen. Sicher ist nur, daß Menschen, die im Banne solcher kirchlichen Ethik aufgewachsen sind, mit mitleidsvoller Milde beurteilt werden müssen, wenn das mißleitete Gewissen in schweren Kämpfen einmal versagt.

Sprechsaal.

Kirche und Schule.

In Nr. 3 ds. Bl. findet sich ein Aufsatz von Prof. Staudinger, der unter dem Titel: „Die alte Stubenlampe“ gleichnisweise das Thema behandelt, welches in den letzten Wochen lebhaft in unserem Blatte diskutiert wurde. Die alte Stubenlampe, die da sunzelt und dämmert, das ist natürlich die Kirche, und die neue Beleuchtungseinrichtung — das ist die moderne Weltanschauung.

Mir scheint diese Vergleichung unseres verehrten Freundes in ganz besonderem Maße geeignet, die Gefahren des bloß abstrakten Denkens in der Beurteilung von komplizierten Kulturfragen zu illustrieren. Ein wie vielseitiges und verwickeltes Problem ist die Auseinandersetzung der alten Welt- und Lebensanschauung mit dem modernen Denken! Wie sehr stehen wir da erst am Anfang einer wirklichen Prüfung und Vergleichung! Wie wenig feste Maßstäbe der Beurteilung haben wir da schon gefunden! Wieviele Radikalismen haben wir schon als Kinderkrankheiten der geistigen Emanzipation erkannt und wie viele werden folgen! Ist es da nicht völlig unangebracht, für dieses Problem gerade ein solches Gleichnis aus dem technischen Gebiete zu wählen, wo die radikale Beseitigung des Alten durch etwas unbestreitbar Vollkommeneres so sehr einfach und im buchstäblichen Sinne einleuchtend ist?

Verhielten sich die geistigen Mittel der modernen Beziehung zu den Mitteln der kirchlichen Pädagogik wie die moderne Petroleumlampe zur alten Oellunzel — dann wäre die Sache so ungeheuer einfach und es würde sich wirklich nur um eine Pietätsfrage in der Wahl des Tempos der Beseitigung handeln. Aber gerade hier stimmt die Sache nicht, und darum, meine ich, sollten gerade wissenschaftlich denkende und wirkende Männer liebe nicht Gleichnisse wählen, welche den Leser oberflächlich machen, indem sie ihn vor lauter Freude über gewisse einfache Bilder die tiefen Schwierigkeiten eines Problems übersehen lassen.

Ob der moderne Moralunterricht wirklich „leuchten“ kann, ob er Menschenseelen für das Leben wirklich seelisch und geistig ausstatten kann, dafür liegt noch keinerlei entscheidende Erfahrung vor. Schon hier also ein großer Unterschied von der Petroleumlampe. Vielmehr sunzelt und raucht dieser Unterricht noch recht bedenklich, was man am besten an den französischen Moralhandbüchern studieren kann, bei denen vielfach „die Armee“ und „das Vaterland“ und die „Republik“ an die Stelle der Dreieinigkeit getreten ist, sodaß der Chauvinismus dieses Gesinnungsunterrichtes mindestens ebenso viel Schuld an der Dreyfusaffäre trägt wie die geistliche Pädagogik.

Und nicht nur sunzelt und raucht thut dieser Unterricht noch wie die älteste Oellampe, sondern die Flamme brennt auch noch äußerst dünn und ungleich, weil das Petroleum noch nicht recht gereinigt und überhaupt die richtige Zusammensetzung des Brennstoffes noch garnicht gefunden ist. Also wäre es doch wohl wirklich besser, zunächst einmal alle Energie auf die Ausbildung und Vertiefung des Neuen zu setzen, bevor man das Alte in so absoluter Weise als veraltet bei Seite setzt.

Prof. Staudingers Gleichnis hat aber auch noch andere angreifbare Stellen. Denn daß der alte Onkel mit seiner Lampe aus der *gemeinsamen* Wohnstube, der *öffentlichen* Schule hinausmüsse, habe ich bei jeder Gelegenheit betont.

Unser Zeitalter wird „das Zeitalter der Kritik“ genannt. Ach wenn es doch so wäre! Wenn man doch wirklich einmal in wahrhaft kritischem und wissenschaftlichem Geiste an das Alte heranginge! Wieviel Fehlerhaftes könnte da durch eine weise und unwiderstehliche Gründlichkeit der Argumente beseitigt werden, und wieviel Großes und Tiefes würde neu erkannt und verwertet! Aber statt dessen haben wir so viel unkritisches Wegwerfen, so viel unwissenschaftliches Fertigsein! Hier liegt der Keim meiner ganzen Opposition gegen diesen sogenannten Kulturkampf: Bevor solche tiefgehenden Prüfungen und Untersuchungen nicht stattgefunden haben, bevor man noch garnicht weiß, was denn eigentlich zu den pädagogischen Bedingungen der Kultur gehört, sollte man nur positiv, aber nicht negativ für Kultur kämpfen, und man sollte vor allem nicht den Staat mit irgend welchen negativen Exekutionsaufgaben betrauen, solange nicht auf Grund *umfassender Prüfung* und gesicherter Erfahrungen und Bewährungen der richtige Weg klarer vor uns liegt, als das heute der Fall ist, wo wir doch alle erst am Anfang des Nachdenkens und der Erfahrung auf dem Gebiete reinmenschlicher Lebensbildung stehen.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Briefkasten.

Anonymus in Pfaffstätten. Von dem Grundsatz, Anonymes dem Papierkorb anzuvertrauen, mache ich diesmal eine Ausnahme, weil Ihre Zuschrift mir erwünschte Gelegenheit bietet, über die Haltung der „Glossen zur Tagesgeschichte“ ein Wort zu sagen. Sie finden die (derläufige) Bemerkung über die Notwendigkeit der Bekämpfung der Sozialdemokratie in Nr. 8 „ungerecht“, klagen auch die Kampfesmethode des Liberalismus der Schädigung der Volkssittlichkeit an, und schließen: „Wir haben überhaupt nicht das Recht, uns mit irgend einer politischen Partei zu identifizieren, da uns jede eheliche Unterstützung, von welcher Seite immer, willkommen sein muß.“ Den letzten Satz unterschreibe ich vollkommen. Es ist auch mein aufrichtigstes Bestreben, die *ethische* Beurteilung der Tagesereignisse *nach Möglichkeit* von jeder politischen Stellungnahme frei zu halten. Nach Möglichkeit. Denn schließlich kann der Einzelne selbst bei aufrichtigstem Bemühen, die Unparteilichkeit zu wahren, nicht ganz aus seiner Haut. Darum forderte ich — *ohne Rücksicht auf das politische Bekenntnis* zur Mitarbeit an dieser Rubrik auf. Um die Tagesgeschichte nach

rein ethischen Motiven zu würdigen, benucht man nicht Parteipolitiker zu sein. Zur Sache selbst kann ich eine Ungerechtigkeit gegen die Sozialdemokratie, die wahrlich in diesen Blättern die aufrichtige Würdigung ihrer großen Verdienste um Volks- und Menschheitswohlfahrt niemals zu vermissen gehabt hat, in den gebrauchten Worten nicht finden. Daß das mehr oder minder kommunistische „Endziel", wie es in der wissenschaftlichen Erörterung der sozialdemokratischen Litteratur selbst immer „verschwommener" wird, aus politischen und ethischen Motiven bekämpft werden kann, ist wohl kaum zweifelhaft. Ferner wird es wohl noch erlaubt sein, die in gewissen, glücklicherweise längst nicht mehr allen, sozialdemokratischen Kreisen geübte Kampfmethode: auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen, den Erfolg nur vom rücksichtslosesten Klassenkampf zu erwarten, die Gegnerschaft bequem als „eine reaktionäre Masse" zu behandeln, Gewalt und List als im Kriegsfalle erlaubte Mittel zu beanspruchen und mehr an die Leidenschaften, denn an die Vernunft zu appellieren — dies alles uns ethischen Gründen für bedauerlich und abschaffenswert anzusehen, wo es immer noch vorkommt. Natürlich auch beim Liberalismus, wenn nötig. Eine Partei in diesem Sinne „bekämpfen" heißt sie von Schlacken reinigen und ihrem edelsten Kern zum Siege helfen! D. Red.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von **Dr. Th. Barth.**

Preis pro Quartal **Mark 3.75.**

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung an allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die **„NATION"** als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Kunst im Leben des Kindes

Ein Handbuch für Eltern und Erzieher

Im Auftrage der Vereinigung

Die Kunst im Leben des Kindes

Herausgegeben von

Lili Droescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilhelm Spohr und Fritz Stahl

Mit 37 teils ganzseitigen Bildern. Mit Umschlag-Zeichnung von Otto H. Engel

Geheftet Mk. 2.50, elegant gebunden Mk. 3.—

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Grundprobleme ethischer Kultur.

Vortragscyklus Dr. Kronenberg am 28. Januar, 2. und 4. Februar, Werder'sches Gymnasium, Dorotheenstr. 13. Abends 8¼ Uhr. Eintrittskarten Mk. 4,— für reservierte, Mk. 2.50 für nicht-reservierte Plätze in den Buchhandlungen von Bermbach & Meyer, Leipzigerstraße 136, J. M. Spaeth, Königstr. 52, Walther & Apolant, Markgrafenstr. 60, Herm. Lazarus, Friedrichstr. 68, Speyer & Peters, Unter den Linden 43, Nicolai, Potsdamerstr. 123b und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16, Gartenhaus III. Einzelkarten zu 1,50 und 1,— an der Abendkasse, soweit Platz vorhanden.

Die Mitglieder der D. G. E. K. erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyklus zu dem ermäßigten Preise von 1,50 Mark, nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Daselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder.

Sonnabend, den 7. Februar, abends 8¼ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung und Vortrag von Frl. Else Hasse: „Natur und Geist." Discussion.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem obenerwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einsendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Central-Verwaltung der D. G. E. K. oder den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das „Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W. Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig" zu richten.

Junge Mädchen, welche ohne Mittel sind, aber doch eine gute hauswirtschaftliche Ausbildung sich aneignen wollen, werden auf das neue Heim aufmerksam gemacht, das der Verein „Jugendschutz" ¾ Stunden von Berlin auf dem Lande eingerichtet hat.

Durch leichte Lederbearbeitung wird den Mädchen vom ersten Tage an Gelegenheit gegeben, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen und Ersparnisse zu machen. In den Abendstunden findet der Fortbildungsunterricht statt.

Unter der liebevollen Fürsorge einer gebildeten Hausmutter finden die jungen Mädchen in dem neuen Fortbildungsheim einen freundlichen Ersatz für das fehlende Elternhaus.

Meldungen und Anfragen der Eltern und Vormünder sind mit Rückantwort-Porto an die Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz" Frau Dr. Bieber-Böhm, Kaiser Wilhelmstr. 39 II. Berlin C. 2 zu richten. Sprechstunden von 9—10 u. 3—4 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 7. Februar 1903. | Nr. 6.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die ethische Bewegung in Deutschland am Schluß ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage. Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin. (Schluß.)
Aristokraten. Von Else Hasse.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflicht:
Ein Echo.
Aus der ethischen Bewegung:
Ethische Gesellschaft Wien.
Sprechsaal: Moralisches Attentat.

Die ethische Bewegung in Deutschland am Schluß ihres ersten Jahrzehnts und gegenüber der jetzigen Weltlage.

Von Prof. Wilhelm Förster, Berlin.

(Schluß.)

Aber die Zeit war jetzt endlich gekommen, in welcher die Vorstellungen des Menschen vom Kosmos durch die vergangenen Jahrtausende wissenschaftlicher Forschung sich soweit geklärt und gefestigt hatten, daß die kosmischen Mächte und die überweltlichen Ideale nicht mehr diejenige Stellung in den Ordnungen des Gemeinschaftslebens einnehmen konnten, wie in den Zeitaltern, aus denen jene überweltlichen Normen und Autoritäten des menschlichen Zusammenlebens hervorgegangen sind.

Eine höhere Frömmigkeit der Weltauffassung, als damals, war nun emporgekommen, nämlich die Zuversicht auf eine hohe Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit der Weltvorgänge, auf die fortschreitende Erkennbarkeit dieser Gesetze und Zusammenhänge durch den menschlichen Intellekt und auf die Möglichkeit einer erfolgreichen Mitwirkung dieses Intellekts bei der Entwicklung und Gestaltung gewisser Weltvorgänge.

Der Kern der Frömmigkeit, nämlich die Ehrfurcht und das Gefühl einer das Menschendasein erhebenden Aufgabe und Verpflichtung, hatte hierdurch eine höhere Weihe empfangen. Aber während die bisherigen menschenähnlichen Idealgestalten der kosmischen Mächte nun in die Tiefen des Seelenlebens einziehen konnten, wo sie die öden, unendlichen Fernen unseres Weltbildes in Zeit und Raum mit Harmonieen menschlichster Art erfüllen, regieren draußen im Kosmos in der sonst so bedrängenden Fülle der Erscheinungen jene erhabenen einfachen Gesetze, in denen unser Denken mit Entzücken verwandtes Denken erkennt, weil unter ihrem Walten die Weltvorgänge sich so entwickeln, wie unsere Seele sie vorausdenkt.

Und diese Stellung der Menschenseele in [illegible] sollte nicht ausreichen, um auch die Gesetze und Normen unseres Zusammenlebens auf Erden zu erkennen und demgemäß das Einzelleben und das Zusammenleben auf das Beglückendste zu ordnen?

Viel, viel schwieriger ist allerdings diese Aufgabe, als diejenige der Erforschung der kosmischen Erscheinungen. Es ist daher auch völlig einleuchtend, daß zuerst große Erfolge auf dem Gebiete jener einfacheren Aufgaben errungen werden mußten, bevor sich der Gedanke entscheidend Bahn brechen konnte, daß jene alten überweltlichen Grundlagen der Autoritäten des Menschenlebens doch an sich bestenfalles nichts anderes darbieten konnten, als was „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft," uns zu lehren vermögen.

Nun aber können diese in der wissenschaftlichen Erforschung des Kosmos erstarkten und gefestigten Seelenmächte uns doch noch ganz andere, reichere und festere, Erkenntnis und Weisung für dieses Leben auf Erden bringen, wenn endlich dessen sorglichste und lichtvollste Erforschung und Lenkung zur höchsten gemeinsamen Aufgabe der Menschenwelt gemacht wird, und dies wird auch zur Ueberwindung jener Unsicherheiten und Irrungen des sittlichen Urteils, unter denen die Welt jetzt seufzt, der rechte Weg sein, statt daß man den Intellekt allzu überwiegend der äußeren Wohlfahrt, der Technik und dem Verkehr dienstbar macht und jene höchsten Funktionen den zwar dauernd hochbedeutsamen, aber für die ganze Größe ihrer bisherigen Aufgaben doch unzureichend gewordenen Institutionen der Vergangenheit überlassen möchte.

Die Wissenschaft von der Menschenseele und vom Gemeinschaftsleben ist in der That bisher in vielfacher Weise in ihrer Entwickelung bedrückt und gehemmt gewesen: Zuerst durch den überweltlichen Charakter der sozialen Normen und Autoritäten, durch welchen das Menschenleben gewissermaßen aus dem Naturzusammenhange und der Stetigkeit des Geschehens herausgehoben wurde, sodann aber auch recht wesentlich, zumal in neuerer Zeit, durch Ueberhebungen der zuerst zu größeren Erfolgen gelangten naturwissenschaftlichen Forschung, welche durch ihre Erfolge vielfach zu übereilter, unbedachter Aburteilung von Fragen und Problemen verleitet wurde, deren sorglichste und eindringendste Erforschung und Klärung eine fundamentale Bedeutung für die Entwickelung der natürlichen Sittenlehre oder Sozial-Ethik hatte.

Zunächst war über das fundamentale Problem der sitt-

Digitized by Google

lichen Freiheit oder der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit in sehr unvollkommener Weise von beiden Seiten geurteilt worden, aber jedenfalls verständnisvoller von religiöser und philosophischer Seite, als von der Seite der naturwissenschaftlichen Kritik und insbesondere von Seiten der medizinischen Forschung und Praxis.

Die Weite meiner heutigen Aufgaben erlaubt mir nur in kurzen Zügen diese merkwürdigen Fehlgänge zu erörtern.

Die Seele des Menschen, der von den anderen Lebewesen als Gottes Ebenbild durch eine weite Kluft getrennt erschien, war nach der religiösen Sittenlehre von den Gesetzen der umgebenden Natur unabhängig. Sie war ewig, sie war frei und verantwortlich in ihrem Thun, weangleich diese gegenüber den niederen Abhängigkeiten in der Natur gewährleistete Selbständigkeit der sittlicher Entscheidung doch in manchen Wendungen der religiösen Welt- und Gottes-Lehre keineswegs als eine absolute erscheint. Jedenfalls erhielt durch jene Auffassung die Menschenseele eine Stellung in der Welt, die ihr in den Konflikten ihres tieferen und dauernderen Erinnerungs- und Gedanken-Lebens mit den veränderlichen Augenblicks-Einwirkungen der Außenwelt eine wesentliche Stärkung zu Gunsten der [illegible] des Einklonges in ihrem Innenleben gegenüber dem Drang- [illegible] augenblicklicher Nachgiebigkeit gegen äußere Reizungen verlieh.

Es ist so klar, daß aus dem Ueberweltlichen verwandte Vornehmheit der Seele, je mehr sich ihre Innenwelt mit den Idealen der Ueberwelt erfüllte, immer größere Ruhe gegenüber den Einwirkungen der Außenwelt gewähren mußte. So entwickelte sich die sittliche Freiheit bis zu den unnennbaren Seligkeiten der Askese, so lange der menschliche Organismus einer solchen Seele die Mittel und Wege für die Aufrechterhaltung jener Inbrunst der Gedankenwelt hergab.

Sobald indessen eine Menschenseele in abnormer Weise ihre Selbständigkeit gegenüber den Einwirkungen der Außenwelt, einschließlich der umgebenden Menschenwelt, verloren hatte, war in dem System der religiösen Anschauungen die Erklärung naheliegend, daß an dieser Abnormität die dämonische feindselige Macht schuldig sei, durch deren Personifikation man das Idealbild der guten und segensvollen Weltregierung von der unmittelbaren Verantwortlichkeit für das Böse zu entlasten suchte.

Es ist nicht nötig, näher darzulegen, wie unvollkommen trotz der weisen und wohlthätigen Grundgedanken jener religiösen Freiheitslehre das ganze System dieser Anschauungen funktionieren mußte. Die Lehren und Einrichtungen der Fürsorge für die schwachen Seelen waren allerdings gedankenvoll entwickelt und das soziale Gleichgewicht im Ganzen und Großen wohl bedacht. Daß auch in jenen Zeitaltern hohe Geistesgaben emporleuchteten, deren Urheber mitten in dem System jener Anschauungen standen und nichts daran vermißten, ist ebenfalls erklärlich; denn die Intellekte, denen die höchsten Geistesthaten gelingen, haben nicht selten in den großen Fragen der Weltanschauung und des Gemeinschaftslebens einen überaus engen Horizont.

Wie wenig aber jene ganze Art der Gebundenheit wahrhaft produktiv und förderlich auf die sittliche Empor-Entwickelung der Mehrheit gewirkt hatte, das trat sofort hervor, als die Kulturprobleme immer reicher und dringender wurden und dann die kirchlichen Mächte selber die sittliche Haltung verloren, sodaß Jahrhunderte traurigster äußerer und innerer Not mit schmählich abergläubischer Verwirrung durch Teufels- und Hexenglauben über die Menschheit kamen.

Als sodann dieser Aberglauben dem Emporsteigen der Sonne einer helleren Natur-Erkenntnis wich, kam auch wieder neue Not empor. Der unentwickelte Zustand, in welchem trotz aller hohen philosophischen und religiösen Gedanken-Systeme, trotz aller stufenweisen Verfeinerungen der Formen und Normen des Zusammenlebens die Erforschung der Gesetze der Menschenwelt noch geblieben war, brachte es mit sich, daß zunächst bis zur Gegenwart im religiösen, sozialen und staatlichen Leben nach die alten Bindungen und ihre Grundgedanken fortwirkten.

An der Hand einer höheren Organisation der wissenschaftlichen Unterweisung, welche von den alten Gemeinschaftsmächten selber mit Pflichtgefühl und Hingebung, trotz alles Widerstrebens mancher niedrigeren, nur auf Macht und Einfluß bedachten Seelen in ihren leitenden Stellen, gefördert wurde, war allmählich eine immer größere Zahl von Intellekten von der Größe und den Erfolgen der wissenschaftlichen Erkenntnis-Arbeit in Natur und Geschichte ergriffen worden.

Große äußere Erfolge in der wirtschaftlichen Gestaltung des Erdenlebens und in den Gegenwirkungen gegen bedrängende und zerstörende Einflüsse der umgebenden Natur und Lebewelt wurden errungen, und die verständnisvolle Teilnahme an diesen Arbeiten und diesen Erfolgen hatte sich in immer weitere Kreise verbreitet.

Hatte man früher den Menschen über die Natur und aus der übrigen Lebewelt ins Ueberweltliche emporgehoben, so entstand jetzt bei allen denjenigen, welche zu den Freuden und Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Erkenntnis-Arbeit Zugang fanden, die Ueberzeugung, daß der Mensch vollständig in das Reich der übrigen Lebewesen und unter die Herrschaft der Naturkräfte und Naturvorgänge einzuordnen sei. Der zu weit gehende Rückschlag gegen die frühere Ausnahmestellung bestand nun aber darin, daß man vielfach die feinen, aber entscheidend wichtigen und mächtigen Unterschiede und Vorzüge verkannte, welche den Menschen im Verlaufe einer langen natürlichen Entwickelung über die anderen Lebewesen der Erde emporgehoben haben, und welche gerade das Siegel ihrer hohen Bedeutung im Weltleben durch die Forschungs- und Gestaltungs-Erfolge des Menschengeistes im Kosmos empfangen haben.

Gegenüber der Emancipation der Menschenseele von den Naturvorgängen durch Emporhebung ihres Ursprungs und ihrer Ziele in eine nicht klar erfaßte, aber in Formen der Schönheit verklärte Himmelswelt hieß jetzt die gröbste und extremste Gegenwirkung „Emancipation des Fleisches“ und bedeutete eigentlich Unterordnung der Seele unter das „Fleisch“ und Emporhebung des instinktiven Trieblebens und der Gesetze und Vorgänge der umgebenden Natur über den viel feineren und mächtigeren Haushalt der Kräfte, der sich in den Menschenseelen und ihrem höheren Gemeinschaftsleben zu entwickeln begonnen hat. Gerade weil die alte Weltanschauung in ahnungsvollstem Erfassen, wenn auch ohne das umfassendere Verständnis dieser verpflichtenden Vornehmheit der Seele sie von der Natur zu trennen gesucht hatte, sollte sie jetzt ganz in das Meer der Naturkräfte und Naturwesen wieder zurückversinken, aus welchem sie schon, wie Anadyomene, zum lichteren Anblick der Welt aufgetaucht war.

Wo blieben die festen Grundlagen des Gemeinschaftslebens? Die sittliche Freiheit und Verantwortung? Die philosophischen Denker hatten es, mit wenigen Ausnahmen, versäumt, diese Grundlagen ihre Anerkennung auch innerhalb der umfassenden Gesetzmäßigkeit des Kosmos, welche jede absolute Willkür des Einzelwesens ausschließt, gehörig zu sichern. Meistens hatten sie auf die Willensfreiheit im Sinne der alten überweltlichen Ausnahmestellung der Menschenseele geschworen, einzelne hatten aber die Menschenseele wirklich zu einem von dem äußeren Trieblehen und den sogenannten Naturzwecken gänzlich abhängigen Wesen, ohne jegliches moralischen Rückgrat der individuellen Selbstbehauptung und der sozialen Verantwortung und Solidarität degradieren lassen.

Digitized by Google

Und es wurde nun mit der Emancipation des Fleisches und mit der entsprechenden Roheit anderer individueller und sozioler Auffassungen von fundomentalen Fragen der sittlichen Kultur beinohe ebenso viel gefehlt, wie in der früheren Entwickelungskrisis der abergläubischen Verwirrung durch Hexen- und Teufelsglauben.

Die Gerechtigkeit verlangt es, hinzuzufügen, daß in der That das naturwissenschaftliche Problem der sittlichen Freiheit mitten in dem gewaltigen Spiel der Naturkräfte ein außerordentlich schwieriges, philosophisch in absolutem Sinne gornicht zu lösendes ist, und daß erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts diejenigen Bereicherungen und Verfeinerungen unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis emporgewachsen sind, welche nicht in theoretischem, oder in eminent praktischem Sinne und in unoussprechlich förderlicher und befriedigender Gestolt uns über diese Froge ein klares Denken gewähren, das sehr bold ouch die extremsten Ansichten in edler Verständigung vereinen wird.

Sei es mir gestottet, in meiner heutigen umfassenderen Betrachtung wenigstens den großen Linien dieser grundlegenden ethischen Freiheits-Lehre einige warme Worte zu widmen.

Unfreiheit und Knechtschaft ist im sozialen und politischen Leben die Abhängigkeit von niedrigen und gesetzlosen Kräften nnd Autoritöten. Soziale und politische Freiheit ist nicht gänzliche Unabhängigkeit des Einzelnen; das wäre Anarchismus, welcher durch Auflösung auch der unentbehrlichsten Bindungen nur zur niedrigsten Knechtschaft zurückführen würde. Nein, die politische und soziale Freiheit besteht in der Einordnung Aller unter die stetige Geltung der vernünftigsten Gedanken und der bestmöglichen Gesetze und Organisotionen. Mit andern Worten: Freiheit ist Abhängigkeit von der Geltung und Wirksomkeit dauernder, wohlbedachter und wohlgefügter, im Einklange mit dem besten Denken und Wissen der Glieder eines Gemeinschaftslebens stehender Einrichtungen.

So ist auch die sittliche Freiheit des Einzelnen zu verstehen. Sie ist die Unobhöngigkeit unserer Willens-Entscheidungen von der augenblicklichen Beeinflussung durch öußere Einwirkungen und die Abhängigkeit unserer Entscheidungen von der Ausgleichung dieser äußeren Einwirkungen mit unsern stetigen und gesetzmäßigen Gedonkenprozessen, welche ein andauerndes Besitztum unserer Seele, den köstlichsten Reichtum unseres Lebens bilden, gleichsom die soziale Orgonisation des Gemeinschaftslebens unserer Vorstellungen.

Die zweifellose Abhängigkeit auch dieses Innenlebens von der Außenwelt ist eine Abhöngigkeit höherer Ordnung, somit jedenfolls relative Freiheit und eine Freiheit von eminenter Entwickelungsfähigkeit. Jede Einwirkung von Außen muß sich, bevor sie zu ihrem Anteil an den Willens-Entscheidungen zugelassen wird, innerhalb der vorhandenen Gedankenprozesse, welche dos Dauer-Ergebnis früherer Einwirkungen oder Erfahrungen darstellen, sozusagen verantworten und einordnen. Hierauf beruht auch die Verantwortlichkeit des Individuums als die Grundlage seiner sozialen Wertbestimmung gemäß dem Grade der harmonischen Feinheit und sichern Gesetzmößigkeit seines Gedankenlebens als der höchsten Instanz seiner Willens-Entscheidungen.

Das Vertrauen auf diese sittliche Freiheit und Verontwortlichkeit des Menschen ist eine gegenseitige Hilfe. Wir sind uns dieses Vertrouen, ober ouch diesen Anspruch gegenseitig schuldig, und dieser Anspruch vermog auch da, wo dos Gedankenleben unter ungünstigen Bedingungen arbeitet, sittlich weckend, heilend und emporhebend zu wirken, bis zu demjenigen Stadium, in welchem der normale Ablauf der Gedankenprozesse nicht mehr moralisch beeinflußt werden konn, sondern andere Hilfe verlangt.

Nichts Unrichtigeres, ols der Wahn, daß die Abwendung von den Entscheidungen der höheren, dauernderen Mächte des Innenlebens und die Unterordnung unter die Leidenschaft des Augenblickes die eigentliche Freiheit, z. B. des Liebeslebens, sei.

Verstärkte Knechtschoft ist jene Willkür, und Bindung durch edlere Mächte ist höhere Freiheit.

Eine höchst verheißungsvolle Hilfe hot glücklicherweise gerode in diesen Fragen der sittlichen Freiheit die Erkenntnis des Menschenwesens durch die neueren naturwissenschaftlichen Forschungen über die verschiedenen Dauerformen der Energie empfangen und noch mehr zu erwarten.

Hier öffnet sich uns ein eminent wohlthuender Blick auch in die kosmische Bedeutung der Gedankenmöchte der Menschenseele und damit die erhebende Zuversicht, daß die konsequente wissenschoftliche Forschung ouch ouf dem Gebiete der sittlichen Kultur sehr bald der vorübergehenden Trübungen mächtig werden wird, welche aus unfertigen Verollgemeinerungen in den bisherigen Werdeprozessen der Kultur entstonden sind.

Auf eine der verderblichsten dieser Trübungen muß ich aber noch mit einigen Ausführungen hinweisen, nämlich auf die Verwirrungen, welche die Verallgemeinerung gewisser biologischer Hypotheſen über den Kampf ums Dasein in den gegenwärtigen sozialen und notionalen Bewegungen angerichtet hat.

Der Glonz, in welchem jene Hypotheſen strohlen, rührt gerade von der Schlichtheit und wissenschoftlichen Soliditöt her, mit welcher der große Charles Dorwin die ihren Ausgangspunkt bildende fundamentale Ueberzeugnng und Lehre von der Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit der Entwickelung der Lebewesen auf der Erde vertreten hot. Der von ihm ols eines der Elemente dieses Entwickelungsprozesses hervorgehobene Kompf ums Dasein ist aber weit über Darwins Meinung hinaus zu einem leidenschaftlichen Schlagwort im Kampf der verschiedenen Rassen und Volksstämme geworden mit der dobei ols selbstverständlich angenommenen Vorausſetzung, daß von den Menschen dosselbe gelte, wie von beliebigen Entwickelungsstufen der übrigen Lebewelt. Nun sind aber diejenigen Eigenschaften und Bethätigungen, von denen eine Ueberlegenheit gewisser Menschen und Menschen-Gemeinschaften in dem Zusammenleben Aller auf Erden obhöngen konn, von einer so unsäglichen Vielgestoltigkeit, daß die elementaren, sost noch kindlichen Gesichtspunkte, unter denen der Kampf ums Dosein in der übrigen Lebewelt betrochtet wird, gar keine irgend erhebliche Anwendung auf die Menschenrassen-Probleme finden können.

Die gesteigerte Hervorbildung der desonderen Eigenschaften einer bestimmten Rosse durch ihre sogenannte Reinhaltung und durch die mit allen Mitteln der schnödesten Selbstdehauptung von ihr betriebene Machtausbreitung könnte nach allen bisherigen Ersohrungen der Menschheit nur zu dem Verfoll der höchsten menschlichen Eigenschaften und zu einer Einseitigkeit und Enge der Aktion führen, die von dem reichen Erdenleben sehr bald als eine Rückbildung zu den Zuständen der Urzeit gebrandmarkt und beendigt werden würde.

Die intellektuelle und sittliche Kultur arbeitet immer machtvoller an einem gegenseitigen Verständnis der verschiedenen Rossen und Völker und on einem einträchtigen Zusammenwirken derselben mit gehöriger Organisation und Teilung der gemeinsamen Arbeit gemäß den Besonderheiten der Begabungen. Die Vermischung der Rassen wird ebenso ihren Fortgong haben, wie in der Vergongenheit, die uns doch deutlich zeigt, welcher hohen Leistung gerade gewisse Mischungen fähig sind; ober die Zukunft wird auch in dieser Frage mit bewußterer Sorgfalt und Weisheit

Digitized by Google

verfahren, wenngleich sicherlich nur im Geiste der Freiheit und Menschlichkeit.

Es ist aber sehr merkwürdig und traurig zu sehen, welche Ausbreitung und welche verworrene Leidenschaftlichkeit die Erscheinungen des Dünkels und Hasses der Rassen und Völker in den letzten Jahrzehnten erreicht haben. Mit der Telegraphie ohne Draht verständigt man sich frei über die Ozeane hinweg, aber ein deutsches und ein czechisches Dorf, die nebeneinander liegen, können sich halt nimmer verständigen.

In England ist es ganz deutlich zu erkennen, welche Rolle die sogenannten Darwinschen Prinzipien als eine Art von nationalem Glaubensbekenntnis bei der enormen Ausbreitung des Imperialismus in den dortigen gebildeten Ständen gespielt haben. Ist doch auch von England her nach Deutschland ein Apostel des Rassendünkels übersiedelt, welcher jetzt in deutscher Sprache die Kulturgeschichte in das Gewand dieses Paroxysmus kleidet und leider vielen Anklang bei uns findet.

Wenn man näher zusieht, erkennt man, daß alle diese Erscheinungen ihre tieferen Wurzeln haben in dem von der enormen Entwickelung der Technik, des Verkehrs und der Weltwirtschaft wirklich gesteigerten Kampf ums Dasein sowohl der Einzelnen als der kleineren und größeren Gemeinschaften.

Mitten in der glänzenden materiellen Zivilisation, mitten in wissenschaftlichem, künstlerischem und technischem Aufschwung, mitten in allgemeiner Neigung zu Aeußerungen und Bethätigungen leidenschaftlichen Mitgefühls, mitten in hochgesinnten, wenn auch zusammenhanglosen Expansionen fürstlicher Friedfertigkeit und Großmut, fröhnen große Schichten der Bevölkerung jetzt solchen Gedanken und Bestrebungen, welche Zustände der Urzeit, aber mit allem Raffinement der technischen Kultur, zurückführen würden. Nur mit dem Unterschiede, daß die Einzelnen nicht wieder Wilde werden wollen, sondern daß sie wähnen, individuelle Sittlichkeit und Kultur wahren zu können, selbst wenn die Gemeinschaft, der sie angehören, die Moral der wilden Volksstämme der Urzeit sich zu eigen macht.

In der That ist es immer mehr dahin gekommen, daß der Einzelne die Bindungen, welche seinem Intellekt und Willen durch die bisherigen Erfolge der Erziehung des Menschengeschlechtes mit einer gewissen Feinheit und Sicherheit schon auferlegt sind, mit einer gewissen Begeisterung wegwirft, wenn es sich nicht unmittelbar um seine individuelle Selbstbehauptung, sondern um die Selbstbehauptung einer engeren aber weiteren Gemeinschaft handelt, der er angehört. Nur die Familie und etwa noch die Gemeinde sind diejenigen Gemeinschaften, für welche bereits die sichere Ueberzeugung und Gewohnheit erreicht ist, daß Schlechtigkeit, welche im Interesse dieser kleineren Gemeinschaften verübt wird, ebenso verwerflich und ebenso zerstörend für die sittliche Kultur ist, als wenn sie bloß in schnödem Interesse des Einzelnen selber geschieht. Bei der Zugehörigkeit zu den größeren Gemeinschaften ist aber dieselbe Ueberzeugung und Gewohnheit noch nicht gehörig gesichert. Friedrich der Große bekämpfte schriftstellerisch die Schnödigkeiten von Machiavellis politisch-sozialer Moral hinsichtlich der Grundsätze bei dem Aufbau und der inneren Leitung des Staates, aber er nahm keinen Anstand, in der äußeren Politik seines Staates ähnlichen Grundsätzen zu folgen.

Jetzt aber ist es bei den Völkern zu einem wahren Glaubenseifer geworden, daß es nicht bloß ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, sondern auch für das Vaterland sein besseres Selbst dahinzugeben, d. h. nach anderen Grundsätzen zu leben und zu wirken, als nach den ihnen sonst schon ehrwürdig gewordenen und als allein weise und vernünftig bewährten.

Die ersten Bindungen und Verfeinerungen individueller Selbstbehauptung geschahen innerhalb des Aufbaues der engeren Gemeinschaften, also durch die Weihe des Gemeinschaftsgeistes. Es ist ein seltsamer Anblick, wie jetzt die Weihe eines umfassenderen Gemeinschaftsgeistes in umgekehrtem Sinne wirkt, nämlich von jenen Bindungen und Verfeinerungen dispensiert. Deutlich läßt sich schon vielfach erkennen, wie dies auch in das engere Zusammenleben und das individuelle Leben zurückzuwirken beginnt.

Hoffentlich ist jener Gemeinschafts-Paroxysmus, wie man die Erscheinung wohl nennen kann, eine so vorübergehende Erscheinung, daß diese Wirkungen innerhalb gewisser Grenzen bleiben werden

Aber dies wird nicht geschehen, wenn nicht diejenigen sich zusammenthun, welche sich einen freien Blick über das Ganze zu bewahren gesucht haben, und wenn sie nicht mit Ernst und Liebe, wie Goethe von dem Deutschen als eine besondere Pflicht fordert, gemeinsam dagegen wirken.

Ich brauche nach den Traditionen der ethischen Bewegung kaum zu sagen, daß uns hierfür Schule und Erziehung als die wichtigsten Wirkungs-Stellen vor Augen stehen, aber auch die Tageslitteratur und die sonstige Lektüre des Volkes, ebenso wie die Bühne, und sodann auch die unablässige und immer mehr zu erweiternde Pflege des persönlichen Eindlickes in die wirklichen Lebenszustände, wie es von unseren Auskunfts- und Hilfsstellen aus schon ins Werk gesetzt wird.

Es ist selbstverständlich, daß die gemeinsame Aktion auch noch andere sehr ernste Uebelstände ins Auge zu fassen haben wird, als die in dem Aufbau meiner Betrachtung der Gegenwart in den Vordergrund getretenen, aber überall werden die wirksamsten Läuterungs- und Heilungsbestrebungen am sichersten den Weg einer wesentlichen Umbildung oder sogar Neubildung des gesamten Schul- und Erziehungswesens zu gehen haben.

Die ethische Bewegung in Deutschland hat in ihren ersten zehn Jahren greifbare direkte Erfolge in dieser Richtung noch nicht erzielt, da die treffliche deutsche Lehrerwelt durch die straffe staatliche Organisation an jeder direkten Mitwirkung bei unseren Bestrebungen verhindert wird.

Indessen mehren sich die Zeichen dafür, daß trotz alledem diese Lehrerwelt und noch mehr die Elternwelt von derjenigen pädagogischen Litteratur, welche wir einigen Führern der ethischen Bewegung verdanken, allmählich stärker angezogen wird, und daß Viele deutlicher zu empfinden beginnen, wie wenig Haus und Familie, in diesen so leidenschaftlichen bewegten Zeiten und gegenüber der unter so ungünstigen Bedingung arbeitenden Publizistik, den Erziehungsaufgaben gewachsen sind, so lange die Schule noch nicht zu einer Stätte wahrhaft erzieherischer Wirkungen geworden ist.

Den Nachweis, daß solche Wirkungen nicht länger in den Formen des konfessionellen Religions-Unterrichtes erzielt werden können, glaube ich durch meine heutigen Betrachtungen verstärkt zu haben. Gegenüber allen den leidenschaftlichen Nöten und Irrgängen des sittlichen und sozialen Urteilens wird es immer mehr der vollsten Energie gemeinsamen Wirkens der Denker, aber, ich möchte sagen, auch der mit der Größe und dem Ernst der Aufgabe zu durchdringenden Dichter bedürfen, um der neuen Lebenslehre und Erziehungskunst Eingang in die Gemüter, auch in diejenigen der Vertreter und der Anhänger der alten Glaubens-Mächte, zu gewinnen.

Eines aber vor Allem möge unserer Bewegung nimmer fehlen und ihr die Wirkung verleihen, die durch keine unmittelbare Aktion in Worten und Lehren erreicht werden kann, nämlich eine vorbildliche Verbindung des Ernstes

Digitized by Google

und der Energie mit der großen Weltmacht Clementia, der Geeechtigkeit, verbunden mit Güte und Großmut, welche der Mitwelt in ihrem Eifer ja sehr abhanden zu kommen droht.

Aristokraten.

Von Else Hasse.

Wer in der Steigerung und Aufhähung des Menschenwesens den Sinn des Lebens erblickt, an den tritt jene alte Frage heran, welche sich für die Fortschrittsgläubigen van heute zu einem unerbittlichen Entweder—Oder zugespitzt hat: sall es versucht und unternommen werden, die ganze Menschheit emporzuheben, aber sall die größere Menge ein Schemel für die Füße der Auserwählten sein? Sozialismus odee Aristokratismus — das ist die Frage. Die Natur scheint das Letztere zu wollen und zu predigen, denn sie bevorzugt und benachteiligt, sie ist heute freigebig bis zur Verschwendung und morgen karg bis zum Geize; sie schafft Aristokratien des Geistes und der Schönheit, der Fruchtbarkeit und Steigerungsfähigkeit, der Stärke und Langlebigkeit. Die menschliche Vernunft im Bunde mit dem Herzen aber widerspricht der Natur: „Allen das Gleiche!" sagt sie, und das Menschenauge schwimmt dabei in Thränen; sind die Seelen der Menschen nicht alle aus demselben Meer des Unermeßlichen hergekommen, kehren sie nicht alle dahin zurück? ist ein Tropfen mehr wert als der andre? wer hat die Tropfen gewagen und ihren Wert bestimmt? wer darf sagen: dieser ist köstlicher als der andere?

Die milde Rede der Vernunft wird heute zwar offiziell gebilligt, aber dach van Vielen heimlich verachtet. Apastel sind unter uns aufgestanden, welche befahlen, die Natur und ihre Willkür systematisch zu unterstützen. Sie anerkennen als aristokratisch freilich nur das Elementarste: die Kraft; sie messen den Wert des Edelmenschen nach dem Grade seiner Stärke — „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor Andern auszeichnen!" Herrschen sollen nicht jene Edeln, welche sich zu den Vielen, den Mühseligen und Kleineu, liebend herabbengen; herrschen soll allein der Mensch der konzentriertesten Kraft, der titanische Höhenwandeeer.

Kraft wurde der Schild und die Sehnsucht der heutigen Welt, der Einzelnen und der Genossenschaften, die krampfhaft um Selbstbehauptnug, um Macht über andere Mächte, um ein volles Lebensgefühl ringen. Kraft ist das Piedestal, das den Einzelnen zugleich isoliert und erhöht und in einer Art von Ausnahmestellung unanfechtbar macht. Tee Individualismus betet zue Kraft wie zu einem Heiland. Aber dieser Heiland vermag seine Anbeter nicht zu einer wahren Gemeinschaft zu verbinden: ee macht aus ihnen Krieger, die sich gegenseitig bekämpfen mit Worten und Werken. Die kraftberauschten Individualisten — sie streiten wider die Vergangenheit, als deren Kinder sie sich nicht fühlen wollen; sie nehmen Goliathsgestalt an und fordern die Mächte der Jahrtausende, Sitten und heilige Lebensgesetze, Religianen und Weisheitsoffenbarungen zum Kampf heraus, in der Meinung, spielend leicht zu siegen. Der Individualist entwurzelt sich mit eigener Hand, er möchte sich als seine Urzeugung betrachten und verachtet den Gedanken, daß der Mensch des Menschen bedarf, daß wir Alle gegenseitige Schuldner sind; er will seine Gesetze leben, nicht die der Andern, er setzt sich selbst und sein engumzirktes Denken und Erleben mit geundsätzlicher Arroganz an die Stelle jeder Autorität und wälzt alle Verantwortungslasten von seinen Schultern; er versucht das unendliche Meer des Nichtwissens mit dee hahlen Hand auszuschöpfen — mit dee skeptischen Frage: Was andees wäre denn Wahrheit, wenn nicht das, was in meinem Kopfe lebt?

Sind die Individualisten, wenn sie trunken geworden sind vom Feuerwein, den sie Kraft nennen, wirklich stark? Wenn der Kampf um das Edelmenschentum ein Kampf um die Siegespalme der höchsten Kraft wäre — wer ist dann dee Stärkere: der Liebende oder der Sichabsondernde, Stolze, Harte, Kalte?

Es ist leicht, die Kraft der Beiden vergleichend zu messen.

Der Liebende, der den Stolz wegwirft und sich van seinee Höhe hinabbeugt, um die Menschen hinaufzutragen auf die Gipfel: welche kraftvallen Schultern muß der haben, welch einen alles erduldenden, demütigen, nimmer verzagenden Willen! welch starkes Herz muß in seinem Busen wohnen: ein Herz, weich und goldklar wie Honig und zugleich fest, dauernd wie Urgestein; ein Herz, dessen Glaube und Hoffnung größer ist als alle Schmach, alles Weh, alles Elend, alle Häßlichkeit der Erde, und dessen geduldige Liebe jeden Betrug, jede Enttäuschung überlebt. Der Liebende muß sich demütigen unter alle Welt, er nuß sich tiefee beugen als der Niedrigste unter den Menschen, um sie Alle auf seinen Rücken zu nehmen nud mit sich emporzutragen. Wie Gott die ganze Welt trägt, so will auch er sie tragen.

Der Stolze aber erträgt sie nicht. Allein auch er — der die große Verachtung in der Seele hegt, der nach höheren Menschen sucht und auf die niederen tritt, sie hinabstürzt in die Abgründe des Lebens und diese Abgründe mit den Leibern der Kraftlosen, Kranken, Gemeinen, Thoren und Narren ausfüllen möchte, damit sein Fuß über sie hinwegschreite zue Höhe empor: — welche wilde Kraft muß auch der Stolze besitzen! Er muß in sich das Stärkste töten: sein Mitleiden. Sein Kampfesruf, sein peitschendes Wort nnd gellendes Jauchzen muß das Schreien seines Herzens übertönen. Die Menschenliebe muß sterben, damit die dionysische Leidenschaft füe den Uebermenschen triumphiere. Wie der Liebende unendtich sich mnht, die Menschen zu verbinden, so müht der Stolze sich ahne Ende, die Menschen zu trennen und zu sondern wie Spreu vom Weizen.

Und was so fest zusammenhängt wie Mensch und Mensch —: wie kann man das auseinanderreißen?

Und was sich zugleich so fern und fremd und feindlich ist wie die Seelen dee Menschen — wie kann man das auf ewig verbinden?

Werden Beide nicht in Mühen ohne Lohn, auf Leidenswegen ohne Ziel ihre Kraft aufreiben? Wessen Kraft abee versagt wohl am ersten?

Es giebt ein gewaltiges Symbol für die immerwiederkehrende Erkenntnis, daß der Weltentratzer sich durch seine eigne Kraft in Banden schlägt und zur Ohnmacht verurteilt: Dante's Luzifer In der untersten Region der Hölle steht der geistesstolzeste Rebell, verwandelt mit immerwehenden Flügeln jeden warmen Strom, selbst die rinnenden Thränen, zu Eis und umgiebt die eigene Riesengestalt mit einer eisigen Rinde. Die ewige Liebe hingegen erscheint Dante als das Primum mobile, als die alle Welten und Himmelskreise umschwingende Kraft, die den Zweck und Bestand des Ganzen sichert und sich ohn' Ende neu erzeugt. Und gewiß: Der Liebende kennt keine Erschöpfung; Hingabe ist ihm Gewinn, denn wee dem Reichen etwas schenken will, der muß van ihm nehmen — er wäre ja arm ohne die verlangend ausgestreckten Hände des Armen; wieviel Kraft er auch verschwendet, niemals verläßt ihn das Gefühl lebendigen, starken, wahren Daseins. — Und das allein ist das Problem, welches der Adelsmensch zu lösen hat: kraftvoll in die Höhe zu wachsen über alles Niedrige hinaus, und immer doch liebend zu bleiben.

Digitized by Google

Vom Adelsmenschen der Zukunft erwartet unsere Zeit, daß er es löst. Dringend verlangt man wieder nach Gipfelmenschen, seit man der demokratischen Nivellierungen und müden Horizontallinien ein wenig überdrüssig geworden ist. Schon dämmert die Einsicht, daß alle die modernen Formen des allgemeinen Priestertums und der Souveränetät des Individuums vielleicht nur eine große geschichtliche Wendung darstellen, durch welche allmählich mit der alten Aristokratie aufgeräumt wird, deren Piedestal Geburt, Geld und Macht war. Aber wäre es möglich, daß eine neue Aristokratie sich durchsetzen könnte, die ihr Patent aus den Schöpferhänden der Natur entgegengenommen hat und durch wahres Verdienst emporwuchs über alles Volk? wird der Demos fortan nicht mit seiner Gleichheitsidee jeden Hochgewachsenen köpfen und ihm mit dem Apparat des Gesetzes den Lebensspielraum einengen?

Wir besitzen keine greifbaren Garantien dafür, daß der Adel der geborenen Autoritäten, der Geistigsten, Seelenstarken, Reinen sich durchsetzen wird, aber wir haben psychologische Gewährleistungen hierfür. Der Mensch bleibt lebendig nur durch die geheimnisvolle innerliche Berührung mit den höheren Welten, die der große Mensch ihm verkörpert; er kann seine Bestimmung nur dann erfüllen und sich hinaufentwickeln, wenn er etwas über sich weiß.

Den Weg von der Demokratie zur Aristokratie gingen auch die Religionen. Alle Religionen lehrten ursprünglich die Gleichheit der Menschen vor Gott; allmählich aber wurden doch Wertunterschiede, Heiligkeitsunterschiede zwischen Mensch und Mensch gemacht, und so haben die Religionsgemeinschaften regelmäßig eine Art von Aristokratismus ausgebildet. Tolstoi hat das jüngst in seiner Schrift „Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen?“*) als eine Entartungserscheinung gemißbilligt; es ist aber vielmehr eine Anpassung an die Natur, die ihre Geschöpfe nun einmal ungleich begabt. Tolstoi verkennt die natürliche Notwendigkeit der Ungleichheit auch nur, weil er darob ergrimmt, daß in der Welt soviel falsche Rangunterschiede gemacht werden. Man kann aber nicht sagen, daß aus lebensvollen religiösen Gemeinschaften ein Adel erblüht wäre — Brahmanen, Mahatmas, Propheten, Apostel, Heilige —, der seine Würde mit Unrecht trüge.

Wenn der religiöse Grundsatz der Gleichheit von den Kleinen, Schwachen, Mühseligen instinktiv immer wieder abgelehnt wird und im Interesse der Aufhöhung des Menschengeschlechts abgelehnt werden muß —: wie soll sich demgegenüber der Große, der Adlige des Geistes verhalten? Demut, so urteilt man heute, ist wider die Kraft. Der Edle muß sich hocherhobenen Hauptes seines Wertes bewußt sein. Soll er sich demnach als Auserwählten feiern lassen und als befriedigter Gott an rauchenden Altären stehn?

Wenn die Kleinen es gewesen sind, die die Lehre vom Gottmenschen ersannen, so pflegt der wahrhaft Große die Verherrlichung abzulehnen mit dem begeisterten Hinweis auf die Brüderlichkeit aller Menschen. Er kann nicht anders, wie den Satz: „Ich bin groß und Du bist klein!“ als unadlig empfinden. Er erhebt sich nicht über die Andern, weil er in allem Niedern das Hohe wachsen sieht, und er beugt sich gern herab, weil er daran glaubt, daß die Vollkommenheit sich aus allen Dingen hervorlocken läßt. Durch Dünkel und Selbsterhöhung würde er sich erniedrigen, und die edle Schamhaftigkeit verbietet ihm, sich und sein Thun im Spiegel des Bewußtseins eitel und selbstgefällig zu beschauen. Sein Wirken beschenkt ihn mit einer Freude, die freibleibt von Selbstgenuß, weil sie sich nicht auf die eigene Person, sondern nur auf die Sache, das Thun, die leitende Idee richtet. Darum, wie das Sprichwort besagt, wirft der Gute seine Thaten leichtmütig ins Meer — kein Auge braucht sie zu sehen; darum gaben die Gläubigen aller Zonen und Religionen Gott allein die Ehre und opferten dem höhern Leben, das sie über sich fühlten, den Ruhm ihrer Werke. Ehre, Ruhm, Zufriedenheit und Selbstgenügen, Sieg im Sinne des persönlichen Triumphes bedeuten soviel wie Müßiggang und Aufenthalt für Alle, die ihr hoher Sinn unaufhaltsam vorwärts treibt, und wer im Busen große Kräfte wachsen fühlt, der mag mit keinem seiner Werke liebäugeln. So stolz und stark lebt der wahrhaft Große, und weil die Höhe seiner Ziele ihn demütig macht, darum stellt er sich neben die Mitmenschen und spricht von Brüderlichkeit, während die Unmündigen von Ungleichheit reden.

In Zukunft werden beide, der Aristokrat und das Volkskind, Recht behalten. Ungleichheit und Brüderlichkeit, Aristokratismus und Sozialismus werden sich mit einander vertragen müssen. Wir können weder ein Gesellschaftsideal noch eine Religion brauchen, die mit dem Gleichheitsdogma anfängt. Dem Umstand einer verschiedenen Höhenentwicklung der Menschen muß Rechnung getragen werden, während doch Allen zugleich die Aussicht freibleibt, die höchste menschliche Höhe zu erreichen. Auch die Religion der Zukunft wird das Urteil fällen müssen: wir sind nicht gleich, aber trotzdem wir ungleich sind, sollen wir brüderlich sein. Jesus lehrte Brüderlichkeit und sprach doch das Aristokratenwort: „Viele sind berufen und Wenige sind auserwählt.“ Und so lehrt auch der Buddhismus, daß der Mahatma der natürliche Meister aller Uneingeweihten ist, ohne daß er deshalb der Bruderpflichten gegen alle Geschöpfe enthoben wäre. Im Gegenteil: immer muß der Weisere auch der Liebendere sein. Die Aristokratie des kalten Stolzes und der liedlosen Kraft“ aber hat sich überlebt.

*) Eugen Diederichs. Leipzig 1902.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Das Ministerium Combes hat seine Freunde und seine Gegner überrascht. Ueberraschend aber ist eigentlich nur diese Thatsache. Denn der französische Ministerpräsident hat, wie er mit Recht anführen durfte, niemals über die Gesinnungen, die ihn bei dem Kampfe gegen die Kongregationsschulen leiteten, Dunkel gebreitet. Er ist, wie wir stets betonten, nicht fanatischer Bilderstürmer, es ist aber auch nicht etwa der opportunistische Politiker, sondern der „spiritualistische Philosoph“ Combes, der die Streichung des Kulturbudgets und die Kündigung des Konkordats bekämpfte:

„Wenn Sie das Budget unterdrücken“, sagte er, „werden Sie das Land in große Verwirrung stürzen, die nicht nur die Geister gegen Sie aufregen, sondern auch die Republik gefährden wird. Sie können nicht mit einem Federstreich vierzehn Jahrhunderte fortstreichen. Wir müssen vorher wissen, wodurch Sie das Abgeschaffte ersetzen wollen. Ich glaube nicht, daß unsere Gesellschaft sich mit einfachen Moralideen begnügen kann, die oberflächlich in unseren Schulen gelehrt werden. Wir betrachten die Ideen, die die Kirche verbreitet, als notwendige Ideen. Ich wünsche auch, daß der freie Gedanke, gestützt auf die Vernunft, die Menschen leiten könnte. Aber der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen.“

Combes hält es also einerseits für notwendig, auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts die Suprematie des Staates energisch zu wahren, andererseits aber die Religion mit ihren äußeren Organisationen da, wo sie nicht in die Sphäre des Staats eingreift, als persönliche Gewissensangelegenheit jedes einzelnen Bürgers zu achten und zu schützen. Das ist eine runde Absage gegen den Radikalismus, der die ganze Menschheit um jeden Preis mit der Vortrefflichkeit der eigenen Weltanschauung auch wider Willen beglücken möchte. Es ist der Standpunkt des Ethikers, noch mehr des Kulturhistorikers und Philosophen.

Wir begreifen es, daß Manchem die Gegenüberstellung der „ungenügenden einfachen Moralideen“ gegen die „notwendigen Ideen der Kirche“ nicht behagt. Hier spricht indessen der Historiker, nicht der Philosoph, der sein Werturteil in die Wag-

ſchule wirft. Der Hiſtoriker aber, der da leidenſchaftlich zu erforſchen ſucht, was war, nicht was ſein ſollte, wird kaum zu einem anderen Ergebnis kommen. Oft genug iſt es von den Ethikern ausgeſprochen worden, daß allerdings die Kirche eine — häufig unzuverläſſige, unbequeme und eigenwillige, aber doch eine Hüterin des ſittlichen Ideals geweſen iſt. Und man darf nicht vergeſſen, daß, was war, noch ſehr häufig iſt. Unſere Bevölkerungsſchichten tauchen nicht alle auf einmal aus der Meerestiefe der Unwiſſenheit und Beſchränkung auf; der Kulturprozeß ergreift Schicht nach Schicht. Wer von uns möchte in einem Tiroler Bauerndorf reine Ethik predigen? Es ſcheint einfach zu dem kultur- oder naturhiſtoriſchem Prozeß der allmählichen Menſchheitsentwicklung zu gehören, daß primitive ſittliche Ideen der Verkörperung in mythiſchen Geſtalten, daß die ethiſche Höhenbildung nicht der Zwiſchenſtufen einer Anknüpfung an Furcht und Hoffnung entbehren kann. Die einfache Anerkennung dieſer hiſtoriſchen Thatſache ſchließt die Abſage des entwickelten Menſchen an dieſe religiöſen Vorſchulbegriffe nicht aus, ſondern ein. Darum eben dürfen wir von Entwicklung ſprechen. Thöricht aber der Menſch, der im glücklichen Beſitz differenzierter Sinnesorgane ſich der Kiemenbögen des Embryos ſchämen wollte!

Kiemenatmer ſind nun einmal nicht Lungenatmer, und es hat keinen Sinn, ihnen das Waſſer zu entziehen, weil die Luft vornehmer iſt. Aber vielleicht geht der Bildungsgang der Natur langſam von einem zum anderen Element, ohne daß das eine gerade ſchlechter als das andere wäre.

Streiflicht.

Ein Echo. Wir haben es bisher vermieden, uns mit der Aufnahme zu beſchäftigen, die das vom Hauptvorſtande der D. G. E. K. vorigen Spätherbſt in die Welt geſandte Flugblatt „Einige Fragen über konfeſſionelle und weltliche Schule“ bei den verſchiedenen Adreſſaten gefunden hat. Konnte es doch Niemand zweifelhaft ſein, daß dieſe Aufnahme je nach der konfeſſionellen oder politiſchen Parteiſtellung der Blätter eine ſehr verſchiedene ſein mußte: viel ängſtliches Totſchweigen; einige Zuſtimmung; hie und da, aber ſelten, ſogar Begeiſterung; reichliche Gegenerklärungen. Von dieſen letzteren mag heute einmal eine herausgehoben werden, da es zweifellos ſehr nützlich für uns iſt, zu ſehen, wie von mancher Seite dem Volk unſere Beſtrebungen dargeſtellt werden. Die Dortmunder „Tremonia“ hielt uns eines Leitartikels für wert: „Das Problem der Sittlichkeit in der Gegenwart“ betitelt, den wir zunächſt in ſeinen weſentlichen Teilen folgen laſſen, um dann einige Bemerkungen daran zu knüpfen. Sie ſchrieb am 14. 12. vor. Jahres:

Keine Frage wird in der Gegenwart ſo viel behandelt als die Frage nach der Wurzel der Sittlichkeit. Es iſt das kein bloßer Zufall. Der Religion hat man den Scheidebrief gegeben und offen ausgeſprochen, daß die Loslöſung der Sittlichkeit von der Religion die Hauptaufgabe der Gegenwart ſei. Für dieſes Vorhaben erfand man die ſchöne Phraſe von der „Emanzipation des Sittlichen von der Theologie“ oder „Säkulariſation der Ethik“ oder „Laienmoral“ und wie alle die faden Salbadereien der ethiſchen Geſellſchaften, die in manchen Pädagogenkreiſen gläubig nachgebetet werden, alle lauten mögen. . . . Die Sozialdemokratie hat ſich als gelehriger Schüler erwieſen und bekennt ſich gerne zu den Anhängern einer „ſeelen“ Moral. Jetzt möchte man die unbequemen Geiſter wieder bannen. Aber wie lautet der Zauberſpruch, der das vermöchte?

Aus dem Streben nach einem ſolchen mächtigen Zauberwort entſpringt das krankhafte Suchen der modernen ungläubigen Wiſſenſchaft nach einer ſicheren Begründung der Sittlichkeit.

Aber woher könnte ein Grundſtein genommen werden, um den Tempel der Sittlichkeit aufzubauen, als eben von der Religion, vorab von dem Glauben an einen perſönlichen Gott?

Was iſt denn ein Moralgeſetz ohne perſönlichen Gott? Eine Halluzination, ein Traum, vielleicht ſchönes Traum, aber doch nur ein Traum, und wer wird einem Traumbild zuliebe ſich Opfer auferlegen und einem Traumbild zulieb ſeine Leidenſchaften bekämpfen?

Ein Sittengeſetz aber, durch das der Menſch ſich von der Sünde abhalten laſſen ſoll, das bedarf der Sanktion durch einen Geſetzgeber. Ohne eine ſolche ſteht es ja lediglich im Ermeſſen und Belieben des Einzelnen, ob er die ſittliche Vorſchrift befolgen will oder nicht. Das wurde überſehen von den Wortführern und Begründern dieſer „freien“ Moral. Und ſo haben ſie mit ihrer Verwerfung Gottes, als des Urhebers des Sittengeſetzes, den Aſt abgeſägt, auf dem nicht bloß ſie ſelbſt ſaßen, ſondern alle Sittlichkeiten überhaupt. . . . .

Daß trotz allen Suchens Erſatz nicht gefunden worden iſt, geſteht einer der Hauptwortführer offen ein:

„Nirgends hat die Zerſtörung der alten Glaubensvorſtellungen, an welche man ſeither die ſittlichen Ideale allein anzuknüpfen vermeint hat, mit dem Aufbau und der Verbreitung einer neuen humanen Ethik gleichen Schritt gehalten. Die alten Götter wanderten aus, und auf dem verlaſſenen Herde wurde kein neues Feuer angezündet, höchſtens die unſtät flackernde Flamme des Genuſſes und des Zweifels. Aber ohne ein ſolches Feuer ſtätiger, wohlbegründeter Ueberzeugungen, ohne Hingabe des Einzelnen an ein Höheres kann die Menſchheit nicht gedeihen.“ (Jodl, Weſen und Ziele der ethiſchen Bewegung in Deutſchland, S. 16.)

Gewiß: „wohlbegründete Ueberzeugungen und Hingabe des Menſchen an ein Höheres“ ſind notwendig, wenn die Geſellſchaft beſtehen ſoll, aber woher ſollen dieſe kommen ohne perſönlichen Gott? Ohne ihn giebt es keine „Hingabe an ein Höheres“, die den Menſchen zur Selbſtüberwindung zu begeiſtern vermöchte. Was bleibt dann aber noch für die Moral übrig? Dann wird ſie eine pure Klugheitsregel, die nur auf das eigene Wohl bedacht iſt.

Es verdient angemerkt zu werden, daß die Männer der „Ethiſchen Kultur“ das ſelbſt offen eingeſtehen. Iſt doch im Jahrgang 1894 der Zeitſchrift für ethiſche Kultur, S. 185 ff., zu leſen aus der Feder von Ewald Horn:

„Die Moral iſt eine bloße Klugheitsregel, die darauf hinauskommt: Ich ſuche mein Wohl, dazu bedarf ich deiner; aber da wirſt mein Wohl nur fördern, wenn auch du deine Rechnung dabei findeſt . . . Pflichten gegen den Nächſten? Ja, wenn mein Ich dabei ſeine Rechnung findet, ſo erfülle ich ſie. . . Die Liebe zu andern, das Mitleid mit andern iſt eine optiſche Täuſchung. Wen ich im Spiegel ſehe, der bin ich ſelbſt. Narren nur opfern ſich ihrer Idee.“

Oder wo ſind die Helden der Sittlichkeit, nicht bloß vereinzelte Exemplare, ſondern unzählige Scharen, welche die atheiſtiſche „freie“ Moral hervorgebracht hat, die auch nur entfernt mit den Idealgeſtalten verglichen werden könnten, welche den unvergleichlichen und unbeſtreitbaren Ruhm der gottgläubigen Moral ausmachen. . . u. ſ. w.

Wir ſehen davon ab, einzelne Unrichtigkeiten, wie die von dem „gelehrigen Schülertum“ der Sozialdemokratie oder von dem uns unterſchobenen Wunſche, die „unbequemen Geiſter wieder zu bannen“, zu widerlegen. Intereſſant iſt nur das unumwundene Zugeſtändnis der völligen Heteronomie der Moral, mit andern Worten die überall durchſickernde Ueberzeugung von der grundſätzlichen ſittlichen Verderbtheit des natürlichen Menſchen. Hier iſt wirklich und weſentlich der Punkt, wo ſich Religion und Ethik ſcheiden, das wird allzuoft auch von ſolchen ernſten Ethikern überſehen, die mit der religiöſen Vertiefung des Sündenbewußtſeins als einer ethiſch wertvollen Kraft ſympathiſieren. Es fragt ſich, ob man aufrichtig ſprechen kann: „Mit unſerer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren.“ Dann iſt der Verzicht auf eigne ſittliche Kraft der Menſchheit direkt die Anweiſung auf übernatürliche Gnade. Hier ſteht natürlich zunächſt nur Behauptung gegen Behauptung.

Weniger ſchön aber iſt die Beweisführung, die von der „Tremonia“ mit dem Zeugnis der Ethiker ſelbſt verſucht wird. Sie verſchweigt ihren Leſern, wenn ſie Jodl's beherzigenswerte Worte anführt, daß dieſe eben die Einleitung bilden zu dem Satze (S. 17 dort): „Die D. G. E. K. möchte in dieſen ungeſunden Zuſtänden Wandel anbahnen.“ Es iſt alſo keineswegs das „Geſtändnis, daß ein Erſatz nicht gefunden worden iſt“, ſondern vielmehr die einleuchtende Begründung dafür, daß ein Erſatz gefunden werden muß. Auf derſelben Höhe ſteht das Zitat aus dem Jahrgang 1894 unſerer Zeitſchrift. Die Tremonia dürfte immerhin geſehen haben, daß die dort von Ewald Horn zitierten Worte aus einem Artikel herrühren, überſchrieben: „Egoiſtiſche Moral“, dem ſechſten Aufſatz einer Artikelſerie „Lebensanſchauungen“, in denen der damalige Herausgeber v. Gizycki die „Vertreter der verſchiedenſten Auffaſſungsweiſen des ſittlichen Lebens ihre Anſichten dar-

Digitized by Google

legen" ließ; z. B. Christen, Individualisten, Positivisten, Theosophen, Sozialisten, Annrchisten ꝛc. Einige Worte aus einem Artikel dieser durch Umfrage eingeladenen Gäste als das Zeugnis der „Männer der Ethischen Kultur" aufzuführen, ist — ja, wir können uns nicht helfen, ist: unehrlich. Wer aber zu Finten greift, statt in ehrlichem Kampfe Mnnn gegen Mann zu stehen, hat die Vermutung gegen sich, daß er seiner Kraft mit Recht oder Unrecht nicht viel zutrauen darf.

Aus der ethischen Bewegung.

Ethische Gesellschaft Wien. Die Märchen von Tausend und Einer Nacht. In der gestern stattgehabten Jahresversammlung der Ethischen Gesellschaft sprach Schriftsteller Adolph Gelber in sehr fesselnder Weise über die „Einheit in den Märchen von Tausend und Einer Nacht" und verstand es insbesondere, die Gestalten des misanthrophischen Sultans und seiner genialen Erzählerin Scheherezade anziehend darzustellen. Bekanntlich spielt Scheherezade mit ihrer Erzählungskunst ein Spiel auf Tod und Leben. Der Sultan ist aus betrogener Liebe ein grausamer Tyrann geworden, der zumal dem weiblichen Geschlecht ewigen Haß geschworen hat und viele hundert Frauen, die er sich vermählen ließ, Tags darauf dem Henker überlieferte. Scheherezade wagt es, sich mit dem Sultan trotz dieser Aussicht auf den sicheren Tod als Gattin zu verbinden, und will ihn durch ihre Märchen vom seiner grausamen Laune abbringen. Allgemein verbreitet ist die Meinung, daß diese Märchen in ihrer üppigen Fülle ein bloßer Zeitvertreib wären und keinen inneren Zusammenhang hätten. Dieser Meinung stellt nun Gelber seinen Nachweis entgegen, daß die Märchen von ihrem Redakteur, der an Genie einem Homer nder Shakespeare gleich zu schätzen sei, mit großer Weisheit komponiert und durch eine einheitliche Gesamtidee unter einander verbunden sind. Ihre Tendenz ist, den zuhörenden Sultan durch Märchen, die ähnliche Geaufamkeiten wie die seinigen erzählen, aber jedesmal die Liebe, die Gerechtigkeit, die Gnade siegen lassen, allmählich vom verbitterten Menschenhasse abzubringen und sein Herz für die edleren Gefühle empfänglich zu machen. Schrittweise geht Scheherezade in diesem Erziehungs- und Heilungswerk vor, lange Zeit selbst unter dem Drucke der eigenen Angst ums Leben erzählend, bis der stumme königliche Zuhörer endlich Zeichen der Teilnahme verrät und damit ihre Manierlein herauslockt. Scheherezade ist nicht bloß Zeitvertreiberin; versteckt trägt sie einen Dolch bei sich, mit dem sie den Sultan töten will, falls er von ihrer Erzählungskunst nicht besiegt werden sollte und auch sie dem Henker, wie so viele ihrer Vorgängerinnen, übergeben müßte. Scheherezade ist eine andere Judith; auch sie will mit dem Einsatz ihres Lebens ihr Volk von einem Tyrannen befreien. Im Hintergrunde dieses ganzen grohartigen Fürstenspiegels, führte Gelber aus, steht das echt orientalische Königsideal des Harun al Raschid, des weisesten und gerechtesten aller Könige. . . . Gelber's Darstellung, eine ganz freie, anderthalb Stunden lange Causerie, war so spannend, daß man garnicht merkte, wie lange er sprach. Er erntete reichen Beifall.

(Neue Freie Presse.)

Sprechsaal.

Moeallsches Attentat?

Die Mitteilungen des „Vorwärts" über Krupp haben deswegen Entrüstung erregt, weil man die Publikationen auf Parteileidenschaft zurückgeführt hat. Ohne zu behaupten, daß Eingriffe in die Verhältnisse des Privatlebens aus Parteileidenschaft ethisch besonders lobenswert sind, sind sie immerhin ethisch erträglicher, als die gleichen Eingriffe, ausgehend von Zeitungsleuten, welche aus geschäftlichen Gründen auf die schlechten Instinkte und das Sensationsbedürfnis ihrer Leser spekulieren. Es ist nun bezeichnend, daß die Presse, politische sowohl, wie die sogenannte unpolitische, welche alle Tage pikante Privatverhältnisse mit möglichster Ausführlichkeit unter Namensnennung breit tritt, gerade in diesem Fall sich besonders sittlich entrüstet hat.

Die neuere Jurisprudenz erkennt ein Recht an der eigenen Persönlichkeit und hat, von diesem ausgehend, ein Verbotsrecht konstruiert, daß man wider seinen Willen nicht photographiert werden kann. Augenscheinlich ist das Recht des Bürgers, daß man wider seinen Willen seine Privatverhältnisse in der Oeffentlichkeit nicht behandeln darf, ein weitaus wichtigeres, als das Verbot unbefugter Photographierens. Hier muß die Gesetzgebung eingreifen. So lange dies nicht geschehen ist, und Privatverhältnisse alle Tage in den Zeitungen behandelt werden, muß man zugeben, daß Krupp nur Recht war, was Müller und Schulze billig ist, und daß keine Veranlassung zu besonderer Entrüstung vorliegt, wenn ausnahmsweise ein politisches Blatt aus politischer Leidenschaft das thut, was sogenannte unpolitische Blätter in klugem Geschäftssinn alle Tage thun. In der Entrüstung gegen den „Vorwärts", welche gewissen Kreisen sehr gelegen kam, waren unzweifelhaft sehr wenig ethische Motive stark vertreten.

Wir freuen uns, durch die Güte des Herrn O. Rheinhold, Hannover in den Stand gesetzt zu sein, unseren Lesern in der Beilage schlichte Worte unseres verstorbenen Freundes Hugo Rheinhold zu bieten. Manchem zum Andenken, Vielen zur Anregung, Allen zur Beherzigung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Sonnabend, den 7. Februar, abends 8½ Uhr im Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung und Vortrag von Frl. Else Hasse: „Natur und Geist." Diskussion.

Sonntag, den 15. Februar im Handwerkerverein, abends 7 Uhr, 17. Unterhaltungsabend der Oeffentlichen Lesehalle. Mitwirkende u. a. Konzertmeister Klingler (Violine), Frl. Dora Harlfinger (Klavier). Karten wie gewöhnlich.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Möge das treffliche Buch seinen Weg finden in das deutsche Haus!
(Lit. Centralblatt.)

Für seine Zwecke ist das Buch vortrefflich geeignet.
(Lit. Rundschau f. d. evangel. Deutschl.)

Das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegenstand geschrieben worden ist. (Westdeutsche Lehrerzeitung.)

Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich.
(Gegenwort.)

Döring hat bewiesen daß Moral unabhängig von Religion gelehrt werden kann, ja nicht bloß, daß es überhaupt geht, sondern daß es so besser geht, als es jetzt in unseren Schulen getrieben wird.
(Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8612.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 14. Februar 1903. | Nr. 7.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Soziale Arbeit. I. Von Dr. O. Netter (Karlsruhe).
Die Perlenfädler. Von C. v. Eynatten (Freiburg i. B.).
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Arbeitsüberbürdung der Kinder in London.
Zum Nachdenken für die Aerzte
Bücherschau: Peter Schmidt: Die Ehrentafel deutscher Arbeiterfreunde im Jahre 1903. Besprochen von L. K—r.
Bei der Redaktion eingegangenen Schriften.

Soziale Arbeit.

Von Dr. O. Netter (Karlsruhe).

I.

Wenn der Historiker späterer Zeiten in den Archiven auf all' die Bücher und Broschüren stößt, deren Verfasser die soziale Frage „gelöst" haben, dann wird er ein mitleidiges Lächeln widmen all' der Mühe und dem Scharfsinn, die sich da um die Quadratur des Kreises abgeplagt haben. Ist er aber ein echter Historiker, einer von den ganz Großen, denen es gelingt, die Klänge entschwundener Zeiten wieder in sich aufleben zu lassen und so das hohe Lied der Sehnsucht zu hören, das jene Zeiten durchrauschte, dann wird er in ernster Ehrfurcht stehen vor dem heißen Ringen der Zeit um Gestaltung, Verlebendigung ihrer tiefsten Lebensideale. Die Geschichte der sozialen Theorien und Thaten des 19. Jahrhunderts als Wirkungen der Idee der Humanität ist noch nicht geschrieben; und es wird mancher Jahrzehnte bedürfen, bis wir dieser Epoche so objektiv gegenüberstehen, daß sich das scheiden läßt, was als Wirkung der Idee erscheint, von dem, was Gebot politischer Notwendigkeit war; und wiederum was in dieser Politik selbstsüchtigen Interessen entsprang und was den tiefsten Forderungen der Zeit, die im Interesse ihrer Realisierung den Kompromiß mit Parteien und Klassen des politischen und öffentlichen Lebens eingingen. Ein charakteristischer Zug drängt sich dabei auch uns heute Lebenden schon auf, der Einfluß nämlich, den die gesellschaftliche Entwickelung und ihre Spiegelung in der politisch-sozialen Theorie auf unsere Stellung zum Problem des Idealismus gewonnen hat. Innerhalb einer der größten und vom kulturgeschichtlichen Standpunkte interessantesten politischen Parteien, der Sozialdemokratie, läßt sich die gleiche Entwickelungsgeschichte des Idealismus beobachten. Es ist die innerliche Abneigung gegen alles Utopische, die Wendung vom abstrakten Idealismus der Theorie zum praktischen Idealismus der That. Der tiefste Beweggrund für die Gesellschafts-Theorien des Naturrechts und der Aufklärungs-Philosophie war die Erlösungssehnsucht der Zeit von den autoritativen Fesseln des Mittelalters zur Freiheit der Entwickelung. Die antiken und christlichen Ideale, dort die jauchzende Sinnenfreude des Genießens und das Bedürfnis nach seelischer Harmonie, hier die Verinnerlichung des Empfindens und mystische Vereinigung des Individuums mit dem Weltgrunde einten sich in dem Bedürfnis der Zeit zum Ideale jener allseitigen Entfaltung und Entwickelung der Kräfte und Fähigkeit, als deren höchstes, freilich unerreichbares Ziel, die Umspannung von Natur und Geist durch die Vernunft erschien. Renaissance und Reformation sind die Ausgangspunkte, Hobbes, Spinoza, Locke, Hume, Mill, Rousseau, Leibniz, Kant, Fichte, Hegel, das sind etwa die Marksteine dieser Entwickelung.

Welches die allgemeinen sozialen und ethischen Ursachen waren, die den Sturz der spekulativen Philosophie herbeiführten, ist noch keineswegs völlig aufgeklärt. Ebenso wenig die gegenseitige Beeinflussung der drei großen Ursachenkomplexe, die dabei mitwirkten: Pantheismus und Kunst, Humanitätsidee und Demokratismus, Materialismus und wirtschaftliche Entwickelung. Hier interessiert nur das Ergebnis dieses Entwickelungsprozesses für die idealistische Weltanschauung. Da steht jedenfalls als Thatsache fest, daß die Reaktion gegen den abstrakten Idealismus und alle Utopien ihre kräftigste Vertretung fand in den sozialen Theorien. An die Stelle abstrakter Naturrechte setzte die geschichtliche Rechtswissenschaft den Volksgeist, an die Stelle absolutistisch-individualistischer Theorie und Praxis trat durch Rousseau und die Revolution die demokratische Gesellschaftsverfassung und der Gemeinschaftswille als leitende Macht. Es bleibt für den Kulturhistoriker eine merkwürdige, noch ungeklärte Thatsache, daß gerade in solche Gedankenkreise hinein wie ein zündender Funke Darwins große That und Entdeckung fiel; und gleich merkwürdig, daß mit all diesen Ideen dem emporstrebenden vierten Stande gerade zu der Zeit ein glänzendes geistiges Rüstzeug sich bot, als er dessen für seinen Emanzipationskampf am dringendsten bedurfte. So entstand jene Sozialisierung der Moral und der Lebensanschauungen, der wir heute als einer vollendeten Thatsache gegenüberstehen; so jene Wandlung des sittlichen Bedürfnisses, die an Stelle der Klostersehnsucht und der Hoffnung auf das Jenseits die Weltfreude und das Weltleid, die Sehnsucht nach That und Hilfe im Erlösungskampfe der Zeit treten ließ.

Diese komplizierte Entstehungsgeschichte des Problems

Digitized by Google

kennen, das wir heute als „soziale Frage“ zu bezeichnen uns gewöhnt haben, heißt zugleich Hilfe wissen in einem der schwersten und verzehrendsten Widersprüche unserer Zeit, an dem wohl Unzählige, und gewiß nicht die Schlechtesten, verbluten mögen. Die tiefste Sehnsucht unserer Zeit ist das Bedürfnis nach Selbstbestimmung, nach Freiheit in diesem Sinne. Wir sehen sie am Werke, in der Auseinandersetzung mit der überkommenen Religion, sie ist die tiefste Triebkraft des sozialen Emanzipationskampfes, sie hat uns eine neue, von allen Traditionen sich lösende Kunst geschenkt, sie wirkt in der vielleicht tiefstgehenden Kulturströmung der Zeit, in der Frauenbewegung. Es bleibt so nur eine doppelte Stellung zum Leben der Zeit: entweder die rein negative des vegetativen Dahinwelkens vom Eintritt ins physische Leben bis zum Tode, ohne Bewußtsein, ohne Lebensgefühl, ohne That und Wille, ohne Ziel und Zweck, das sogenannte „glückliche“, weil bedürfnislose „Leben“ des Banausen. Oder aber der Anschluß an jene Kulturidee, der Wille zum Leben, zu bewußtem Erfassen, Gestalten des Lebens, zu Entwickelung, Entfaltung, Darstellung, Auswirkung der Persönlichkeit. Das aber ist eben ohne Selbstbestimmung, ohne Freiheit nicht denkbar. So wird das Individuum, je mehr es vom Drange nach Menschwerdung beseelt ist, umso drängender unter die Notwendigkeit gebeugt, sich frei zu machen von den Fesseln des Ererbten, von aller Tradition und Gewohnheit zu persönlichem, freiem, selbstbestimmtem Leben. All die Probleme unserer Kultur drängen sich hervor und wollen, müssen durchlebt sein, um die Bedingungen der Freiheit zu schaffen. Das Christentum der Kirche und das Christentum der That, Religion und Leben, Jenseits und Diesseits: die Tragödie des sozialen Pastors, die wir heute überall beobachten können, die Entwickelungsgeschichte und Psychologie von Männern wie Naumann, Göhre, Bonus, Hoensbroech (um nur einige Namen zu nennen) zeigt uns die Schwere dieses Problems. Materialismus und Idealismus in Theorie und Praxis, die Erwerbsgier der Zeit, der ethische Fanatismus, die Probleme, die sich an die Namen Haeckel, Tolstoi knüpfen, das politische Leben, das Problem Bismarck und die Bedeutung der Gewalt im Völkerleben, die sozialistische Theorie und das Persönlichkeitsbedürfnis, all' diese und tausend andere Probleme wollen durchdacht, durchlebt, durchlitten sein von dem, dessen tiefste Sehnsucht die Freiheit ist. Sie alle stehen im engsten Zusammenhang mit unseren Werturteilen: und die Art und Intensität dieser Werturteile ist ausschlaggebend für unsere Idealbildung, für die Ziele, die wir unserem Leben setzen, für die Richtung, die wir unserer Thätigkeit geben.

Die Richtung des Denkens auf das Gegenständliche und Thatsächliche erzeugt aber mit psychologischer Notwendigkeit den Drang nach Bethätigung. Und ebenso liegt es in den Gesetzen unserer Natur, daß, je reicher unser seelischer Besitz wird, desto stärker das Bedürfnis, ihn zu verwerten. Wie ja die Glückssehnsucht, die in uns allen lebt, zum Glücksgefühl nur wird durch die Bethätigung und nur im Maße der Kraftsteigerung unser seelischer Reichtum wächst, dessen Hingabe das Glück ist. Ueber alles Denken und Grübeln hinweg bricht sich daher der Freiheitsdrang Bahn im Bedürfnis nach sozialer Arbeit. Im Eingange wurde bereits erwähnt, welche tiefe Bedeutung dem Humanitätsideal für die Geschichte des Sozialismus zukommt. Nun tritt klar hervor, wie als Erbteil der Geschichte uns der Drang nach Freiheit eingepflanzt ist; und wie dies tiefe Bedürfnis sich durchsetzt in sozialer Arbeit, in praktischer Mitarbeit an der „Lösung“ der sozialen Frage. Gleichviel, ob wir die letzten Beweggründe zu erforschen suchen, die die besten und edelsten Geister der Zeit auf diesen Kampfplatz treiben; ob wir darauf achten, wie insbesondere das Bedürfnis nach sozialer Arbeit — in ganz anderem Sinne als die bisherige „Wohlthätigkeit“ — in dem Emanzipationskampf der Frauen um sich greift; oder ob wir beobachten, wie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Motive der Arbeiterbewegung rasch die Zweckwandlung durchmachen, die eine Verbindung ihrer Ziele und Ideale mit den höchsten Idealen der Zeit schafft: immer und überall sehen wir das Verlangen nach Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse und das Bedürfnis, an ihrer Durchführung mitzuarbeiten, als augenfälligste Erscheinungsform aller sozialen Theorien, sehen wir als treibende Elemente dieses Verlangens die Ideale der Zeit. Mit geheimnisvoller Gewalt zieht die soziale Frage mehr und mehr alle Kräfte in ihren Dienst, bildet die Teilnahme an ihrer Lösung das einigende Band zwischen allen Schichten der Gesellschaft. Das ist es, was die soziale Frage zu einem Kulturproblem macht; dies die Gründe, die jedem Einzelnen die sittliche Pflicht auferlegen, an seinem Teile und mit seinen Kräften an seiner eigenen und damit zugleich an der Befreiung seiner Mitmenschen zu arbeiten.

Die Erkenntnis dieser Pflicht schließt aber zugleich die Erkenntnis ein, daß es sich bei diesem Probleme nicht um eine exakte „Lösung“ handeln kann. Auch wir lächeln heute mitleidig, wenn wir irgendwo unter Bücheranzeigen vermerkt finden: „X., Die Lösung der sozialen Frage. 56 Seiten.“

Nicht in 56 und nicht in ebenso viel hundert Seiten läßt sich die Frage lösen. Sie ist in erster Linie eine sittliche Frage; und läßt sich drum, wie alle diese, nicht durch ein fertiges Rezept, sondern nur durch lange, unermüdliche, opferfreudige und mutige soziale Arbeit an der eigenen und an der Erziehung der Mitwelt lösen. Diese Erkenntnis zeigt aber auch die drei Richtungen, in denen sich diese Erziehung bewegen muß, indem sie uns auf drei Faktoren hinweist, welche für die Kraft und den Umfang dieser Erziehungsthätigkeit von ausschlaggebender Bedeutung sind.

In erster Linie mindert die Einsicht, auf welchem Wege wir die Lösung der sozialen Frage suchen müssen, und die daraus fließende Gewißheit, daß sie nur im Wege allmählicher, langsamer Entwicklung erfolgen kann, durchaus nichts an dem Schmerze über die Not, die wir vor Augen haben. Im Gegenteil kann das Gefühl der Unfähigkeit, all' diese Not mit einem Schlage zu beseitigen, gerade tiefempfindende Menschen leicht in jene Verzweiflungsstimmung bringen, die entweder in grüblerischen, unfruchtbaren Pessimismus ausläuft; oder aber in jenen fanatischen Idealismus, der seine Ideale nicht nach der Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit nach seinen Idealen zu gestalten sucht und so des Glaubens lebt, durch die Wucht seines Willens das Unmögliche möglich machen zu können. Ich erinnere an Björnsons „Ueber die Kraft“, wie überhaupt an die Psychologie des Anarchismus. Beide Wege sind irrig; denn sie führen nicht zur Freiheit. Wir müssen die Achtung vor dem Notwendigen lernen und die Freiheit eben darin suchen, daß wir das zutiefst Notwendige, die Verwirklichung des Sittlichen im Werdegange der Menschheit mit unserem ganzen Willen, unserer ganzen Kraft und Fähigkeit in uns aufzunehmen und durch uns zu gestalten suchen. Dann aber kann die Tiefe unseres Mitgefühls nur die eine Folge haben, die Kraft unserer Hingabe zu steigern und damit die Freiheit unserer Persönlichkeit.

Eine weitere Konsequenz ist sodann die Einsicht, daß es in gleichem Maße wie von dem Ernst unseres Willens von seiner Fähigkeit abhängt, was wir, ja überhaupt ob wir etwas erreichen können. Es handelt sich also darum, zu prüfen, ob und welche Hindernisse sich unserem Streben in den Weg stellen, welche Hilfsmittel sich ihm bieten und

Digitized by Google

wie sie nutzbar gemacht werden können. Hier nun liegt der tiefgreifende Unterschied in der praktischen Wirkung einer sozialen und einer rein individuellen Ethik. Diese letztere, etwa in der Form, wie sie einem Teile des Liberalismus — insbesondere der Manchesterrichtung — zu Grunde liegt, ist individuell in dem Sinne, daß sie das soziale Moment ausschließt, einseitig nur an die Entwicklung der egoistischen Motive der Selbstbehauptung denkt, ohne die Erkenntnis zu berücksichtigen, daß die Individualität eben doch alle Persönlichkeitselemente zur Entwicklung bringen muß, die egoistischen ebenso wie die altruistischen. Typen dieses — falschen — Individualismus sind etwa einige konservative Darwinianer, wie Otto Ammon („Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen"), aber auch teilweise liberalere Darwinianer, wie Häckel in seiner Stellung zur Sozialpolitik, Spencer in seinem Urteil über die Behandlung der zum Lebenskampf Untüchtigen, vor allem aber der Philister, der eben nur an sich denkt und dessen Altruismus einzig in dem thatlosen Bedauern der Notleidenden, oder günstigenfalls in Wohlthätigkeitsspenden besteht. Der echte Individualist dagegen will, daß *Jedem* die Möglichkeit werde, *alle* seine Kräfte zu entfalten, er geht somit davon aus, daß *alle* ein gleiches Recht haben auf freie Entwicklung, der Besitzlose ebenso wie der Millionär, und daß eine Persönlichkeit um so höher zu schätzen sei, je tiefer ihre Hingabe, je tiefer ihre Selbstbehauptung ist. Sein Ideal ist ein sozialer Individualismus oder ein individualistischer Sozialismus, am glänzendsten dargestellt in den Büchern Ellen Key's („Essays", „Die Wenigen und die Vielen", „Das Jahrhundert des Kindes", „Mißbrauchte Frauenkraft"). Die sozialethische Arbeit wird hier nicht so sehr aus dem Mitleid als aus dem Rechtsgefühl geboren. Die Gemeinschaft als solche steht unter dem Gesetze, daß alle ihre Glieder ein Recht auf ihre Eigenart haben. Das schließt in sich die Erkenntnis, daß ein tiefer und innerlicher Zusammenhang besteht zwischen den Gliedern der Gemeinschaft. Wo die Arbeit über das Einzelindividuum hinaus sich an die Gesamtheit wendet, da kann sie nichts anderes erstreben, als alle Schranken wegzuräumen, die den Weg zue Freiheit der Selbstbestimmung versperren. Darauf also kommt es an, diese Hindernisse zu erkennen, den Organismus des Gemeinschaftslebens zu verstehen, das Ineinandergreifen seiner Kräfte, ihre Wirkung, ihren Wert. Dann erst zeigt sich, wo die Kräfte zu suchen sind, deren Durchbruch die Verwirklichung des Sittlichen am reichsten förderte; dann erst kann dem Willen sich die Fähigkeit gesellen, die gerade diese Kräfte fördert und die hemmenden Kräfte bekämpft. Ich meine also, daß die Fruchtbarkeit sozialer Arbeit nicht nur in dem Maße wächst, wie die Hingabe an das Werk sich vertieft, sondern daß bestimmend einwirkt das Maß der volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Kenntnisse. Es wird dies nicht dahin mißverstanden werden können, als seien damit tote Bücherkenntnisse gemeint; vielmehr sind Kenntnisse eben Grundlagen des *Könnens* und nur da wertvoll, wo sie das Verstehen vertiefen und lebendig werden in thatfrohen Persönlichkeiten.

Damit ist das dritte Moment angedeutet, das der sozialen Arbeit zur Grundlage dienen muß. Dies hervorheben, heißt eine weitere und zugleich die tiefste Verschiedenheit aufzeigen zwischen dem abstrakten Idealismus selbstloser Güte und dem praktischen Idealismus opferfroher That im Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Mag immerhin der ökonomische Materialismus einseitig sein, wenn er lehrt, daß die ökonomischen Verhältnisse notwendig die geistig-sittlichen sowohl der Allgemeinheit wie des Einzelindividuums bestimmen, darin hat er gewiß recht, daß die Moral des Einzelnen wie der Gesamtheit in unserer heutigen Gesellschaft aufs tiefste beeinflußt werden von der ökonomischen Lage.

„Wenn wir den Druck messen könnten, der auf Jedem lastet, der arbeiten muß, um zu leben; welche unendlichen Vorsichtsmaßregeln, welche Feigheit, welche laissez-aller-Schlaffheit die Brotfrage zeitigt; wenn wir all' die ökonomischen Ursachen der Charakterlosigkeit oder Hoffnungslosigkeit verfolgen könnten, die an Stelle des Muts, der Opferwilligkeit, der Wahrheitsliebe, der Begeisterung treten, mit der so viele junge Menschen das Leben beginnen — dann würden wir hinter all' diesem jene Gesellschaftsordnung finden, die oft einem selbständigen Menschen nur die Wahl zwischen Unterwerfung gegen sein Gewissen und dem Verlust des Lebensunterhalts läßt." (Ellen Key.)

Gewiß ist die Macht des Sittlichen, sowohl die der Lehre wie des Beispiels, nicht zu unterschätzen; aber es bleibt doch ein hochmütiges Vorurteil, wenn man glaubt, man brauche das Sittliche nur zu wollen, um es auch thun zu können. Es ist die Anschauung, die den herzlosen Schuldbegriff bedingt, mit dem wir alle Thaten gleich messen, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit des Thäters, auf die Bedingungen und Ursachen seiner That. Die soziale Arbeit setzt also ernsthafte Mitarbeit an der Umwandlung der gesellschaftlich-ökonomischen Verhältnisse als Bedingungen des Sittlichen voraus.

Die Bethätigung sozialer Arbeit geht somit vor sich in den drei Richtungen: voller Hingabe an das Werk, eindringenden Verstehens des sozialen Organismus und zielbewußter Mitarbeit an der Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse.

Die Perlenfädler.

Von C. v. Eynatten (Freiburg i. B.).

Die schlecht gereinigte Petroleumlampe, deren Behälter beinahe leer war, blakte noch stärker als gewöhnlich, das enge Stübchen mit widerlichem Dunst erfüllend. Die fünf Menschen aber, die um den alten runden Tisch in der Mitte des Raumes saßen, schien das wenig zu stören. Sie fuhren ruhig fort, bunte Glasperlen an lange, dünne Bindfaden zu reihen, deren beide Enden verknüpft wurden, wenn die Perlenschnur die erforderliche Länge hatte. Nur die beiden Kinder, ein Knabe von etwa acht Jahren und ein etwas älteres Mädchen, warfen ab und zu einen verstohlenen Blick nach der alten Schwarzwälderuhr, die in der Nähe des Tisches hing. Der Zeiger wies bereits auf dreiviertel nach Mitternacht, doch die Perlen, die sie noch vor sich liegen hatten, bildeten immer noch ein ganz stattliches Häuflein, und die Kleinen wußten nur zu genau, daß an Schlaf nicht zu denken war, ehe sie alle angereiht hatten. Sonnabend und Mittwoch waren die Liefertage, und die Vorabende stets die schlimmsten für sie, denn da mußte der ganze, der Fabrik entnommene Vorrat aufgearbeitet werden, denn sonst wurden bis zum zweiten Liefertage keine weiteren Perlen mehr verabfolgt.

Die Kinder wußten das so gut, daß es ihnen nicht in den Sinn kam, über Müdigkeit zu klagen; die verstohlenen Blicke nach der Uhr waren das einzige Zeichen von Ungeduld, welches sie gaben. Heute aber war der Knabe zu müde, er vermochte kaum mehr den Kopf aufrecht zu halten, und vor seinen brennenden Augen verschwammen die gelben Perlen zu einem Chaos. Er bewegte die lange Nadel nur noch mechanisch, und sie senkte sich gar oft vergebens in das Häuflein hinein, ohne eine Perle aufzuspießen.

„Vater," begann er endlich zagend, „könnte ich nicht morgen früh fertig machen? Ich seh nichts mehr."

Der gleich den übrigen Familiengliedern arbeitende Vater schüttelte jedoch den Kopf. „Nein, Karl, 's geht nicht; morgen bist erst recht lahm und bringst gar nichts fertig."

Digitized by Google

„Und ich kann auch faſt nimmer," ſagte nun das Mädchen ebenfalls.

„'s iſt nimmer viel, in einer Stund' ſind wir fertig, wenn Ihr recht dahintergeht," tröſtete der Vater.

„Gehen an den Brunnen und machen's Geſicht wieder tüchtig naß; kaltes Waſſer hilft beſſer gegen den Schlaf als irgend was. Fertig müſſen die Perlen werden, ſanſt geben's mir var'm Mittwach keine mehr und die paar Märkle, die Vater und ich die Wach' verdienen, langen nicht. Am vierzehnten iſt auch wieder der Hauszins zu zahlen; wird dasmal ſchwer genug halten!"

Nach dieſen Worten ſeufzte die Frau tief auf, dach ohne ihre Beſchäftigung zu unterbrechen.

Die Kinder gingen wirklich in die Küche hinaus, um ſich an der Waſſerleitung tüchtig das Geſicht abzuwaſchen; die für den Augenblick eintretende Erfriſchung hielt indeſſen nicht lange vor. Nach einer Viertelſtunde ſchan kehrte der Schlaf mit valler Gewalt wieder und nach einer weiteren Viertelſtunde ſank Karls Kapf trotz allen Kämpfens ſchwer auf den Tiſch nieder.

„Jetzt ſchlaft er wirklich, der Faullenzer!" rief die Mutter ärgerlich.

„Lieber Gatt, das iſt ihm eigentlich nicht zu verdenken. Geſtern iſt's Mitternacht gewarden, ehe er ins Bett kammen iſt, vargeſtern auch, und er iſt dach erſt acht Jahr alt 'worden. Für ein Kind iſt's hart, wenn's nicht einmal arbentlich ausſchlafen kann!" entſchuldigte der Vater, einen mitleidigen Blick auf den kleinen Burſchen taerfend, der feſt ſchlief.

„Hab in ſeinem Alter auch ſchaffen müſſen, und wiel Meine Bäuerin war keine von den Feinen!" verſetzte die Frau unwirſch.

„Aber am Tag, Mutter, am Tog, da geht's eher, und fünf Stunden Schul' haſt auch nicht täglich gehabt, wie's die Stadtkinder haben. — Hat der Karl ſeine Aufgaben gemacht?" wandte ſich der Vater an das kleine Mädchen. „Weiß nicht," erwiderte es ſchlaftrunken. „Und du?" „'s Schreiben und 'Rechnen is fertig." „Und 's andre?" „Das lerne ich unterwegs."

Nun ſeufzte der Vater ebenfalls. Der Kinder Wahl lag ihm am Herzen, es war ihm nicht gleichgiltig, zu ſehen, wie ſie ſich Tag um Tag quälen mußten, wie bleich und ſchwächlich ſie ausſahen. Es war ihm auch nicht gleichgiltig, wenn ſie ſchlechte aber ungenügende Zeugniſſe aus der Schule heimbrachten; doch zu öndern vermochte er es traß allen guten Willens nicht. Außer den beiden Graßen hatte er nach vier Kinder zu ernähren, der tägliche Verdienſt betrug aber nur eine Mark achtzig, der ſeiner Frau nach viel weniger, blaß achtzig Pfennig, denn ſie konnte bei der vielen Hausarbeit nicht mehr als zwei Monatsſtellen annehmen. Die alte Graßmutter aber taugte nur noch zum Perlen anreihen, und das ging langſam genug von ſtatten.

Er behielt jedach ſeine Gedanken für ſich; vieles Reden verzögerte bloß die Arbeit.

Um halb zwei hatten die Erwachſenen ihre Arbeit vallendet, und die Kleine war mit ihrer Aufgabe auch ſa ziemlich zu Ende gekammen.

„Schaff' den Buben ins Bett, Marieli, und leg' Dich dann auch aufs Ohr," ſagte der Vater, „die paar Perlen wallen wir ſchan nach anfädeln."

Um zwei Uhr kannten endlich Eltern und Graßmutter ebenfalls an Ruhe denken. Es war die höchſte Zeit, denn der Oelbehälter der Lampe war faſt vallſtändig trocken. „Wie viele Schnür' hat's 'geben?" fragte die Frau. „Ich habe hier neunhundert," erwiderte der Gatte. „Und ich achthundert." Das ſind alſa ſiebzehnhundert. Da haben wir drei Mark vierzig verdient. Giebt's die beiden nächſten Mal wieder ſo viel, ſa kriegen wir die zwanzig Mark für'n Hauszins dach zuſammen." „Und das biſſel Geſundheit und Kraft, was man nach hat, geht auch d'rauf. Mich dauern blaß die armen Würmer!" ſagte die gichtbrüchige Graßmutter, die taährend des ganzen Abends kein einziges Wart geſprochen hatte. „Ja, 's iſt eine Schinderei, aber was hilft's, gelebt muß man haben! — Varwärts, Frau, um fünf muß man doch wieder auf den Beinen ſein!" ſagte der Hausvater, dem die Augen auch ſchan zufallen wallten.

— — — — — — — — — — — —

Als das Frühſtück die Familie mit Ausnahme der jüngeren Kinder wieder um den Tiſch verſammelt hatte, ſahen alle übernächtig und verdroſſen aus. Der Mann, der ſanſt alle weckte, hatte verſchlafen und jammerte über den Strafabzug van zwanzig Pfennig, der ihm bevarſtand wegen Zuſpätkammens; die Mutter zankte mit den Kindern, weil ſie „ſa faul" daſaßen, wieder in eine Art Halbſchlaf verſunken.

„Haſt Deine Aufgaben, Karl?" fragte der Vater, den Reſt ſeiner morgendlichen Cichariendrühe austrinkend. „Nein." „Warum denn nicht." Du haſt doch van 4–5 Zeit dazu." „'s Roſili hat ſa 'drüllt und 's Marieli hat für die Frau Vermaalter Kammiſſianen machen müſſen," entſchuldigte ſich der Knabe weinerlich. „Seit wann muß denn's Marieli der Verwalterin ihre Sach' beſorgen?" wandte ſich der Hausherr an ſeine Frau. „Es muß mir nur helfen, wenn ich allein nicht fertig werd'. Die Verwalterin weiß bald nimmer, was ſie alles verlangen ſall für die zwölf Mark im Monat. In der ganzen Stadt ſprengt ſie einen 'rum." „So ſuch' Dir einen anderen Platz."

„Thu' ich ahnehin!"

„Na, Karl," ſagte der Vater, die Mütze nehmend, „'s iſt nicht einmal nach ganz ſechs, und die Schul' geht erſt um acht Uhr an, da kannſt Deine Sach' ſchan nach ſchaffen. Hal' die Bücher her." „Ja," entgegnete der Kleine.

Er ſtand bereitwillig auf, um die Schultaſche zu haten, wäre aber beinahe umgeſunken, ſa müde und ſchläfrig war er nach. Mit dem Arbeiten war es natürlich nichts. Sawie der Vater ſich auf den Weg nach der Fabrik gemacht hatte und die Mutter in die Küche gegangen war, um, van Mariele unterſtützt, das Kaffeegeſchirr zu ſpülen und das einfache Mittageſſen varzurichten, ſchlief der kleine Burſch ein. Perlen gab es nicht aufzureihen, und aus den Schularbeiten machte ſich die Frau nicht viel; dieſen Umſtänden hatte es Karl zu danken, daß er ungeſtört weiterſchlafen durfte, bis es höchſte Zeit war, den Schulweg anzutreten.

„Mach', daß Du fartkammſt, 's iſt dreiviertel!" ſagte die Mutter, als es ihr endlich gelungen war, ihn wachzurütteln. Karl aber fing an zu weinen. „Laß mich daheim, Mutter, ich hab' ſa arges Kapfweh!" bat er. „Damit wir auch noch geſtraft werden! Haſt erſt am Dienstag gefehlt."

„Ich kann ja dach nicht lernen!" ſchluchzte der Bub'. „Iſt eins, wenn Du nur da biſt."

Und Karl mußte wahl aber übel gehen.

Mühſam ſchleppte er ſich durch die Straßen bis zur Schule, ahne zu merken, daß ihm unterwegs der Katechismus aus der Schultaſche fiel, die ſich nicht mehr verſchließen ließ und mangels eines Riemens unter dem Arm getragen werden mußte. —

„Berger II!" rief der Lehrer im Lauf des Unterrichtes.

Der Knabe rührte ſich nicht.

„Berger II!" klang es lauter, ungeduldig durch das Zimmer.

„Er iſt eingeſchlafen, Herr Lehrer!" meldete Karls Sitznachbar, aufſtehend.

„Er ſchläft ſchan die ganze Zeit," ſetzte der Junge hinzu, der an Karls anderer Seite ſaß.

Digitized by Google

Der Lehrer kam an die Bank des Schläfers, hob seinen Kopf in die Höhe, ohne daß dieser wach geworden wäre, und schaute ihm forschend in das bleiche, magere Gesichtchen, das, an sich ganz hübsch, durch einen krankhaften Zug um den Mund und dunkle Ringe unter den Augen entstellt wurde.

„Armer Kerl!“ sagte er dann halblaut und ließ des Knaben Kopf wieder sinken.

„Soll er denn weiterschlafen, Herr Lehrer?“ fragte einer der Jungen unzufrieden.

„Ja, er ist krank.“

Die beiden Buben aber, die an dieses Krankſein nicht glaubten und über des Lehrers vermeintliche Parteilichkeit unzufrieden waren, sorgten dafür, daß Karl keines friedlichen Schlafes genoß. Sie zupften und pufften ihn, so oft sich ein solcher Liebesdienst unbemerkt erweisen ließ, und während der Frühstückspause, die auch er auf dem Schulplatz verbringen mußte, gellt es höhnend hinter ihm her: „Schlafratte! Faule Schlafratte!“

Das aber war zu viel für das übermüdete und durch andauernd übermäßige Anstrengung und ungenügenden Schlaf ohnehin schon sehr geschwächte Kind. Es brach in lautes Schluchzen aus, dadurch die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich lenkend.

„Was hast Du, Berger, haben sie Dir etwas gethan?“ fragte der freundliche, schon ältere Mann.

„Die Buben hänseln mich, weil ich geschlafen hab', und mir ist's doch so schlecht!“ stieß der Bub' fortschluchzend heraus.

„Wovon ist Dir so schlecht?“

„Weiß nicht“

„Wann bist Du schlafen gegangen?“

„Weiß nicht; wie ich's letztemal auf die Uhr geschaut hab', war's dreiviertel eins.“

„Und vorgestern?“ „War's Viertel.“ „Wann stehst Du morgens auf?“ „Vor der Sechse.“ „Auch um Perlen zu fädeln?“ Karl nickte. „Täglich?“ „Nur Mittwochs und Samstags nicht.“ „Aber am Sonntag, wie?“ „Nicht alleweil, nur wenn's recht viele giebt.“ „Stehst Du auch an den freien Tagen so zeitig auf?“ „Ja.“ „Was machst Du dann?“ „Die Aufgaben.“ „Heute hattest Du sie aber nicht?“ „Ich war halt noch gar zu müd'. — Manchmal muß ich aber auch was andres machen.“ „Was denn?“ „Putzen, Holz und Kohlen holen und was es sonst noch giebt.“ „Besorgt nicht Deine Mutter das Putzen?“ „Sie ist die meiste Zeit fort, und wir sind unser Sechs.“

Der Lehrer setzte das Verhör nicht weiter fort, aber er behielt den Knaben bei sich, bis es Zeit war, wieder in die Klasse zurückzukehren. Um elf Uhr war der Unterricht beendet, und als Karl das Schulzimmer verließ, hatte er in seiner Tasche einen Brief an den Vater. Daheim angelangt, rief ihm die eben die Suppe auftragende Mutter schon von weitem entgegen: „Nur schnell hingesessen und 'gessen, daß Du ans Fädeln kommst!“ Der Vater nahm den Brief des Lehrers in Empfang, that ihn aber uneröffnet in die Tasche seines Arbeitsrockes. „Kann mir schon denken, was drinnen steht; 's hilft aber alles nichts, ich kann's nun einmal in Gottes Namen nicht ändern. Und kommen kann ich auch nicht, sag's nur dem Herrn Lehrer, 's thät mir leid und ich wüßt' alles. Die Mutter wird statt meiner kommen.“ „Ja, ich hab gerad' die Zeit, um zum Lehrer zu rennen, weiß nichts andres zu thun!“ rief die Berger. „Mußt sie halt nehmen,“ erwiderte der Gatte, „sonst hat der Bub' den Schaden. Sag' dem Lehrer, ich wüßt' wohl, daß ein solches Leben für ein Kind nichts taugt, und es nicht vorankommen thut, aber ich könnt' nichts machen, das bissel Verdienst thät nicht langen für so viele Mäuler. Solang die Kinder arbeiten dürfen, werden keine Erwachsenen genommen und steigen auch die Löhne nicht.“ Eine Viertelstunde später saß der kleine Karl am Fenster, eine große Platte voll Perlen vor sich und reihte sie emsig an die dazu bestimmten Fäden. Draußen schien die Sonne, und von der Straße her klangen das Lachen und die Rufe spielender Kinder. Der Bub' am Fenster aber schob Perle um Perle an seine lange dünne Nadel, um sie zu je achtzehn bis zwanzig den Faden hinuntergleiten zu lassen. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, ab und zu einen Blick durchs Fenster in die Straße hinab zu thun, um zu sehen, was die muntere Schar trieb; jede Minute war kostbar, es lag ein ganzer Berg Perlen vor ihm. „Wann darf ich aufhören, Mutter?“ fragte er endlich die ab- und zugehende Frau. „Bis Du fertig bist, kriegst Dein Vieruhrbrot und kannst eine halbe Stund' hinunter.“ „Und dann mach' ich meine Aufgaben, gelt?“ „Ja, aber schnell mußt sie machen, denn ich hab' heut fast doppelt so viel Perlen mit heim'kriegt, als sonst.“ Karls Augen füllten sich mit Thränen, in seinem Herzen stieg es heiß herauf. Die andern Kinder durften so viel unten herumspringen, Mädeln wie Buben, große und kleine, er und 's Mariele aber mußten den ganzen Tag in der dumpfen Stube sitzen und Perlen fädeln! Er war steinunglücklich, der kleine Karl, und in seinem Herzen regte sich ein häßliches, bitteres Gefühl — der Neid! Die unten hatten es so gut, so arg gut, er so schlecht! — Erst als Mariele, die einige Ausgänge besorgt, heimkam und sich ihm gegenübersetzte, um ebenfalls zu „fädeln“, war ihm ein wenig leichter. Nun konnte er doch plaudern, solange wenigstens, als die Großmutter in der Küche beschäftigt war. Sobald sie sich ebenfalls an die Arbeit setzte, hatte es auch damit so ziemlich ein Ende. Wurden ein paar Worte gesprochen, so fuhr sie dazwischen: „Vorwärts, vorwärts, nicht so viel geschwätzt, 's muß Geld ins Haus!“ An diesem Abend „fädelte“ die ganze Familie abermals bis nach Mitternacht, und so ging es fort den einen Tag wie den andern. Als aber vor den Osterferien die Schulzeugnisse ausgegeben wurden, war Karl Bergers Schicksal entschieden: er blieb sitzen „wegen häuslicher Ueberanstrengung“, wie der Lehrer auf einem besonderen Zettel beifügte. Den Sommer hindurch fehlte der Bub' gänzlich in der Schule, der Arzt hatte ihm wegen allgemeiner Schwäche die Teilnahme am Unterricht vorläufig untersagt. „Fädeln“ aber konnte er trotzdem. Uebrigens teilte Mariele sein Los. In der zweiten Klasse war sie noch leidlich mitgekommen, in der dritten noch so „mit durchgeschlüpft“, in der vierten blieb auch sie sitzen.

Was mag aus Karl geworden sein? Siechte er einem verfrühten Grab entgegen? Ueberwand er die „allgemeine Schwäche“, um zu einem saft- und kraftlosen Menschen heranzuwachsen, zu einem wohlbekannten Spitalgast, einem Armenhauskandidaten — oder zu noch Schlimmerem? — Körperliche Schwäche und Arbeitsunfähigkeit kann ebenso gut zur Quelle moralischen Verkommens werden, wie schlechte Anlagen und Gewohnheiten.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Mit herzlichem Mitleid kann es den Beobachter erfüllen, wenn er sieht, wie schwer eine unverklausulierte Aussage hochgestellter Beamten wird, d. h. also Leuten, die vor lauter Rücksicht nach oben und unten, nach rechts und links, vor lauter Vorsicht und Nachsicht auch bester Absicht und Einsicht das einfache Aussprechen ihrer persönlichen Ansicht verlernen müssen. Unvergessen sind noch die gewundenen Erklärungen des Ministers v. Posadowsky bei der Zwölftausendmark-Affaire; kaum zu erwähnen brauchen wir den diplomatischen Meister der Kunst, in lieblichen Worten völlig Unverbindliches zu sagen, den Reichskanzler selbst. Neuerdings aber übte sich im Eiertanz auch der derbzufahrende Husar v Podbielsky. Wenn ein Wort persön-

liches Gepräge hat, und zwar von jener Foktur, wie sie der alte Bismarck zu prägen pflegte, so ist es das ominöse Wort von dem mit der Heerschaar Beelzebubs in Verbindung gebrachten Kanal, der in durchaus ungewöhnlicher Weise als Staßinstrument gegenüber einem besonders empfindlichen Körperteile gedacht war. Es bedarf keines Wortes, um darzuthun, daß ein solches Wort unmöglich ersonnen werden kann. Selbst die regste Wippchenphantasie muß hier, mit dem jungen Schiller zu sprechen, ein mutloses Anker werfen. Statt sich aber mit gewohnter jovialer Burschikosität zu dem Ausdruck zu bekennen oder wenigstens, da die ungewollte Veröffentlichung nicht mehr rückgängig zu machen war, beredt zu schweigen, ließ Hr. v. Podbielsky erst eine flügellahme Erläuterung durch die Blätter flattern, um jüngst die erstaunliche Erklärung abzugeben: ob er die Aeußerung gethan, wisse er wirklich nicht mehr; es sei ja möglich, aber ihm unbewußt. Unwillkürlich wird man an die ungeschickte Verantwortung eines Schulknaben erinnert: „erstens habe ich es garnicht gesagt, zweitens hat Müller es auch gesagt, und drittens hab' ich mir dabei gar nichts Böses gedacht."

Die Sache hat aber ihre sehr ernste Seite. Wenn in unserer politischen Welt, einschließlich der offiziellen, offiziösen, halbgouvernementalen bis radikalen Oppositionspresse, eine so entsetzliche Unsicherheit herrscht, daß einfachste Thatbestände fast niemals mehr in völlig einwandfreier Gestalt festgestellt werden können, wenn lauttönende Worte, die vor hunderten von aufmerksamen Ohren gesprochen worden sind, in doppelter und dreifacher Redaktion veröffentlicht werden können, so liegt in dieser Unfähigkeit, die ganze Wahrheit auszusprechen, ein Hauptgrund für die unsägliche Verbitterung und Vergiftung des öffentlichen Lebens. Man stelle sich nur einmal vor, welch' ein Alb vom Volksgemüte genommen würde, wenn statt des ewigen Mißtrauens in den Ausfogen und Absichten der Regierenden die natürliche frohe Zuversicht träte: es bedürfe nur einer authentischen Erklärung vom Ministertische, um die wirkliche Sachlage völlig klar zu stellen. Ein fast unnatürlich schöner und einfacher Zustand! Während man heute von einer ziemlich durchsichtigen gewundenen Unwahrheit sagen darf, sie sei so vertrauenswürdig, wie eine offiziöse ministerielle Erklärung.

Natürlich werden alle weisen Diplomaten gegen solche Naivetät die „Staatsraison" zu Hilfe rufen. „Höhere Rücksichten" erlauben bekanntlich nie, schwarz schwarz und weiß weiß zu nennen. Wir aber, die wir in der Niederung leben, sind trotz alledem der im millionenmal erhärteten Meinung, daß Aufrichtigkeit nicht nur ein Gebot der Moral, sondern sogar einer guten Politik ist.

Streiflichter.

Arbeitsüberbürdung der Kinder in London. Viel weiß man bei uns bereits von den trostlos langen Arbeitsstunden, welche die Weiber im Eastend mit Hausindustriearbeit tagaus tagein zubringen müssen, um einen elenden Schilling zu verdienen. „Nähen, nähen, nähen . . ." — das Hoodsche Lied vom Hemd ist nur zu bekannt. Weniger bekannt ist aber hierzulande, daß auch die Kinder in London ungemein häufig ebenso grausam mit anhaltender Arbeit überbürdet werden, und leider begreiflicherweise, wie wir sehen werden. Das großartige, vielbändige Werk von Charles Booth: Life and labour of the London people (London 1888—1894), welches eine reiche Fundgrube für diesen Gegenstand bildet, ist viel zu umfangreich, um fürs Publikum in Betracht zu kommen; daher muß man es dankbar anerkennen, daß Frank Hird diese Kinderarbeitsfrage soeben in einem kleinen Buche (The Cry of the Children. London, James Bowden) eingehend behandelt hat. Dieses liest sich höchst interessant und bringt auch den Engländen überraschende Enthüllungen über die Arbeitsverhältnisse vieler Tausende von Kindern von fünf Jahren aufwärts — traurige, schreckliche Enthüllungen.

Wir lesen da von schmutzstarrenden Einzelzimmern, in denen eine Mutter mit vier bis fünf Kindern wohnt und arbeitet, schläft und ißt; von kleinen Mädchen, die zur Schlafenszeit anstrengenden Schablonenbeschäftigungen obliegen (Säcke nähen oder dergl.), statt zu Bette zu gehen; von übermüdeten, unzulänglich gekleideten Knaben, die schwere Lasten vollendeter Arbeit fortschleppen müssen, um vom „Unternehmer" mit noch schwereren Bündeln neuer zurückzukehren. Freilich giebt es Fabrikgesetze, Wohnvorschriften, Schulzwang u. s. w.; aber erstens hält man sich sehr oft nicht daran, zweitens ist bisher verabsäumt worden, den Begriff „Werkstätte" oder „Fabrik" nach neuseeländischer Art auf jeden Raum anzuwenden, in welchem Ware erzeugt wird.

Im Sommer pflegen die Sacknäher ihre Arbeit in den engen, dunstigen Gäßchen zu verrichten, in denen sie wohnen; denn diese sind doch nicht so ganz übelriechend, wie die übervölkerten, schlecht gelüfteten Stuben. Das eine Ende der Sackarbeit ist an einem Wandhaken befestigt, und das Kind hält das Material leichtgestreckt mit der einen Hand, während es mit der andern näht. Zuweilen teilen sich zwei Kinder in diese Arbeit, von welcher die Finger leicht abgehäutet, wund und blutig werden.

Was die Preise betrifft, so werden für Zündholzschachteln 20 Pfg. per Gros (einschließlich Kleister!) bezahlt.

Hird führt eine Frau an, die mit ihren zwei Kindern (sieben und neun Jahre) von 7 Uhr morgens bis halb 12 Uhr nachts mit der Anfertigung von Zündholzschachteln kaum 1,30 Mk. verdienen konnte. Noch ärger liegen die Verhältnisse in der Schuhschachtel- und Wiederschachtelerzeugung, denn hier können fünf Kinder und ihre Mutter zusammen täglich höchstens 1,25 Mk. verdienen, wovon überdies der Leim bezahlt und das Leimfeuer erhalten werden muß! Der Leimrauch verbindet sich mit den Speisekochgerüchen zur Verpestung der ohnehin elenden Zimmerluft. Aber die Kinder gewöhnen sich so sehr an diese und ähnliche Zustände, daß sie nicht imstande scheinen, sich ihr Leben anders vorzustellen. Kein Wunder, denn die Eltern beobachten das Wachstum der Kleinen ängstlich, um diese möglichst frühzeitig zur Verbesserung des Familieneinkommens heranzuziehen; verdient doch ein Kind ganze 2—8 Pfg. in der Stunde.

In der Blumenmacherei wird für das Gros bezahlt: Primeln 1,25 Mk., Kornblumen nebst Knospen 1,50 Mk., Rosen 2,50 Mk., Veilchen — — 12 Pf.! Die Erzeugung künstlicher Blumen brachte nach Hird einer aus Großmutter, Mutter und drei Kindern (9, 6, 5 Jahre) bestehenden Familie wöchentlich 18,50 Mk. ein, wobei man von 5 Uhr morgens bis 9 oder 11 Uhr abends arbeiten und das Dextrin, den Kautschuk und die Goffriereisen aus Eigenem bestreiten mußte. Das Nähen von Damengürteln wird mit 1,25 Mk. per Gros entlohnt: in einem von Hird mitgeteilten Falle brachten fünf Kinder im Alter von 9 - 15 Jahren ein Gros in vier Stunden zustande. Das gilt schon als glänzender Verdienst. Das Annähen von Schirmüberzügen trägt 1,00 Mk. pro Dutzend, das der Quasten ½ Pfg. pro Stück; hat ein Kind im Quastennähen große Uebung so kann es bei besonderem Fleiß in zehn Stunden nicht mehr als 62 Pfg. verdienen.

1898 versprach der britische Minister des Innern einer Deputation Schritte zur Untersuchung der Kinderarbeitsverhältnisse; vielleicht veranlaßt Hirds Buch ihn, Wort zu halten. Leicht ist es in keinem Falle, gerade in London Abhülfe zu treffen. Die Sucht des Publikums nach billiger Ware, die Habsucht der „Unternehmer", denen die Fabrikanten die Lieferungen übertragen, das furchtbare Angebot von Hausarbeit und vor allem die gräßliche Not der Armen erschweren die Lösung des Problems außerordentlich. Aber bei festem Willen müßte es denn doch gelingen, wenigstens die Schonung der kleinen Kinder, denen Luft, Bewegung, Spiel und Unterricht dringend not thun, zu bewirken.

L. K—r.

Digitized by Google

Zum Nachdenken für die Aerzte regt der Kurpfuscherprozeß an, der soeben in der Reichshauptstadt verhandelt wird. Mit einem bedauernden Achselzucken über „die Leute, die nicht alle werden", mit einem grimmigen Protest gegen die Freigabe des „Heilgewerbes", mit pharisäischem Augenaufschlag über das schwindelhafte Spekulieren auf die Wundersucht der Kranken ist es nicht gethan. Man muß sich vergegenwärtigen, daß wohl nur ein ganz kleiner Prozentsatz der beim Kurpfuscher mit großen Opfern Heilung Suchenden gleich von vornherein an diese Winkelschmiede klopft. Weitaus die Mehrzahl hat offenbar bei den akademisch approbierten Aerzten die erhoffte Besserung oder Genesung nicht gefunden, und es ist ein letzter Verzweifelungsschritt, der sie dem Betrüger in die Fangarme treibt.

Nun wäre es natürlich gröbste Unbilligkeit, wollte man den Aerzten aus den Grenzen ihres Könnens oder gar aus der Gewissenhaftigkeit, mit der sie freimütig die Schranken ihrer Kunst zugestehen, einen Vorwurf herleiten. Auch das muß zugestanden werden, daß hoffnungslose Verzweiflung für ihr unvernünftiges Klammern an den Strohhalm der Versprechungen marktschreierischer Allheilkünstler nicht allzu hart zu verurteilen ist. Aber ist — und dies möchten wir dem ärztlichen Stand zu bedenken geben — ist wohl das Verhältnis des Kranken zu „seinem" Arzte jetzt ein gesundes? Herrscht noch das persönliche Vertrauensverhältnis, das früher den Hausarzt zum Hausfreund der Familie machte? Ist nicht die ungeheure Konkurrenz, die in allen mittleren und größeren Städten den ärztlichen Beruf zu einem der schlechtbezahltesten gemacht hat und die seine Vertreter zwingt, nach dem Grundsatz: „die Masse muß es bringen", erbärmlich dotierte Ramscharbeit an Krankenkassen zu leisten, auch die Ursache der immer zunehmenden Abwendung des Publikums von der gelehrten Medizin zur Schwindelkonkurrenz? Dies zugeben heißt freilich noch lange nicht bessern können. Wir erkennen willig den gewaltigen Idealismus an, der unzählige Aerzte zu fortwährenden schweren Opfern an Gesundheit, Zeit, Behagen und Lebensmut begeistert; wir staunen vor der geistigen Kraft, die es vielen unter ihnen ermöglicht, neben der Armenpraxis auch noch unentgeltlich der Volksbildung und Aufklärung in hygienischen Dingen zu dienen, und wir sind völlig damit einverstanden, daß der gedankenlosen Ausbeutung dieser steten Hilfsbereitschaft durch den Satz, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei, ein Ende gemacht werde. Aber wir meinen, daß hier die ärztlichen Standesvereine vorangehen müßten. Daß es überhaupt zu viel Aerzte gebe, hat Niemand behauptet. Wie mancher Landarzt schaut sehnsüchtig nach einer Hilfskraft aus! Die Zusammendrängung der Aerzte in den großen Städten trägt wohl die Hauptschuld an der Entwertung der Praxis und an ihrer geringen Schätzung. Nun gilt natürlich das Gesetz der Freizügigkeit auch für Aerzte. Was aber das Gesetz nicht hindern kann und will, dürfte wohl einer Standesvertretung möglich sein. Der Autorität einer nur von sachlichen Erwägungen im Interesse Aller geleiteten Aerztekammer dürfte sich selbst ohne grobe Zwangsmaßregeln kaum jemand entziehen. Die Existenz von einigen wenigen Aerzten, die ihr jährliches Einkommen nach Hunderttausenden von Mark beziffern, neben einem — keineswegs unfähigen — Aerzteproletariat, das kaum von der Hand in den Mund lebt, ruft auch hier im engeren Kreise nach einem neuen sozialen Geist. Das sind natürlich Laiengedanken. Aber wir meinen, daß auf diesem Wege allerdings eine Wiederherstellung des alten Vertrauens-Verhältnisses von Publikum und Arzt, eine Hebung des ärztlichen Standes und eine Bekämpfung des Schwindels am ersten möglich wäre.

Bücherschau.

Peter Schmidt: Die Ehrentafel deutscher Arbeiterfreunde i. J. 1900. (Sonderabdruck). Berlin, Simion 1902.

Der Verfasser dieser kleinen, aber sehr bemerkenswerten Broschüre veröffentlicht seit 1883 in fast jeder Nummer der Böhmert'schen Vierteljahrsschrift „Der Arbeiterfreund" — Organ des „Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" — eine reichsdeutsche Spendentafel. Er hat diese gemeinnützigen Mitteilungen immer mehr erweitert und sich seit einigen Jahren nur solche freiwillige und außerordentliche Zuwendungen beschränkt, welche von Unternehmern entweder bloß für ihr Personal oder für die unteren Volksschichten im allgemeinen gemacht werden. Alle gesetzlich oder satzungsmäßig vorgeschriebenen Beiträge, Tantièmen u. s. w. schließt er aus. In der vorliegenden Schrift hat er nun einen Schritt weiter gethan und die Ergebnisse des ganzen vorigen Jahres in gleichmäßiger, reichlich gruppierter Weise und mit allen wünschenswerten Einzelheiten zusammengestellt. Erregte schon die Höhe der Widmungen pro 1899 (nahezu 40 Mill. Mark gegenüber 27,4 Mill. anno 1898) Aufsehen, so war die Ziffer pro 1900 geeignet, die Aufmerksamkeit und freudige Anerkennung der Sozialpolitiker noch mehr hervorzurufen. Sie betief sich nämlich auf 60½ Mill. Mark, war also um 52% höher als die von 1899. Erfreulicherw ise entfiel fast der vierte Teil auf Pensions-, Unterstützungs- und Stiftungsfonds für Arbeiter bezw. deren Hinterbliebene.

Ein weiterer wesentlicher Fortschritt zeigt sich in den Ziffern pro 1901: rund 80¾ Mill. Mark. Die Thatsache, daß ein so hoher Betrag in einem Jahr — außer den 180 Millionen, welche die staatliche Arbeiterversicherung den Unternehmern kostet — an freiwilligen Spenden für Angestellte und Arbeiter trotz des schlechten Geschäftsganges geleistet wurde, ist doppelt erfreulich: einmal im Interesse des Personals und dann als Anzeichen dafür, daß die Unternehmerwelt den Standpunkt des nackten Egoismus immer mehr verläßt und allmählich zur Einsicht gelangt, daß es ein Gebot der Geschäftsklugheit ebenso sehr wie der Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit ist, „ein Uebriges zu thun." Thatsachen, wie die von S. angeführten, können nur zur Folge haben, daß andere Arbeiter- und Volksfreunde zur Nachahmung aufgemuntert werden, und schon aus diesem Grunde ist deren systematische Bekanntmachung ein hochverdienstliches Werk. Mit Recht behauptet Schmidt, daß seine „Ehrentafel" einen „neuen Faktor" bildet, welcher „bei der Beurteilung der deutschen sozialen Vorgänge an der Wende des Jahrhunderts als einflußreich aufzufassen" sei.

Dabei sind angesichts der großen Schwierigkeiten, die einer vollständigen Ermittelung im Wege stehen, die Angaben der Tabellen noch recht lückenhaft; sonst würden die ausgewiesenen Spenden sich pro 1901 vermutlich auf mindestens 100 Mill. Mark belaufen. Namentlich die regelmäßigen Zuwendungen der ca. 19 000 reichsdeutschen Großbetriebe lassen sich überaus selten in Erfahrung bringen. Doch verbreitern sich die Unterlagen der Schmidt'schen Daten immer mehr, indem sich seine Ermittelungsbehelfe stetig vermehren und bessern. Pro 1902 wird er hoffentlich schon 150 Mill. Mark nachweisen können. Offenbar sieht die Unternehmerwelt täglich klarer, daß „Opfer" für das Personal in Wirklichkeit keine Opfer sind, sondern eine lohnende Kapitalsanlage. L. K—r.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Rede, gehalten anläßlich der Einweihung des Kriegs- und Friedensmuseums in Luzern. Von J. S. Cappee. Berlin, H. Walther.

Reformation und Renaissance. Von Aldrecht Rau. Delitzsch, C. A. Walter.

Das neue Jahrhundert. Von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona. Aut. deutsche Uebersetzung von Prof. Valentin Holtzer. München, G. Schah & Cie. 1903.

Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie. Herausgeg. von Dr. F. Manck. Homburg.

Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution. Von A. Pappritz. Berlin, Herm. Walther. 1903.

Die Religion verbietet den Charakter. Ein Mahnruf von Hans Roebee. Berlin, H. Walthee. 1902.

Die Preßprozesse gegen d. Redakteure deutscher Zeitungen in Süd-Ungarn. Berlin, H. Walther. 1902.

Schulmeister, Volkserzieher, Selbsterzieher. Herausgeg. von Wilhelm Schwaner. Berlin N., Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Shakespeare's Portrayal of the moral Life. By Frank Chapman Sharp. New-York, Charles Scribners Sons. 1902.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von **Dr. Th. Barth.**

Preis pro Quartal **Mark 3.75.**

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die **„NATION"** als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit

Eine psychologische und soziologische Studie

Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung

Von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5.— gebunden M. 6.—.

Einteilung.

I. Teil: **Die körperliche Natur der Frau, der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.**

II. Teil: **Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.**

III. Teil: **Gesammtergebnisse.**

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Sonntag, den 15. Februar im Handwerkerverein, abends 7 Uhr, 17. **Unterhaltungsabend** der Oeffentlichen Lesehalle. Mitwirkende u. a. Konzertmeister Klingler (Violine), Frl. Dora Harlinger (Klavier). Karten wie gewöhnlich.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. M. Penzig.**

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen - - - und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Im **Verlage für Ethische Kultur,** Richard Bieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden daselbst und im Bureau der Gesellschaft (W., Unter den Linden 16) jetzt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 2. Jahrgang 1894 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei F. Dummler, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1—5. Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Gr. 8°. 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, No. 1—10. gr. 4°, 40 S. 0,30

Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen. Begr. 1893 von Prof. G. v. Gizycki, unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster herausgeg. von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg. [Jahrg. 1—V (1. Semester) bei F. Dummler, Berlin.] Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899. Gr. 4°. Einzelnummer 0,20. Jeder volle Band geb 6,50

Ethische Hoffnungen und Ausblicke. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Forderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung v. 5—15. Aug. 1895. Abdruck sämtlicher 14 Vorträge und Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. E. K. 1895. 2. Aufl. 1895. gr. 8° 328 S. 2,00

Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von

W. Foerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung betr. den ethischen Bund und die Akademie f. ethische Kultur. 14 S. 0,20

G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 24 S. 0,20

Clna Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung 16 S. 0,20

A. Döring, Der ethische Unterricht. 22 S. . . . 0,20

Loewenheim, Die Ethik Demokrits. 24 S. 0,20

Bruno Meyer, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 S. 0,20

A. Döring, Der Inhalt der sittlichen Forderung; Berlin, Verlag d. D. G. E. K. 1893. gr. 8°. 0,20

Rudolf Penzig, Sünde und Erlösung. Berlin, Verlag d. D. G. E. K. 1894. gr. 8°. 32 S. 0,30

Dr. F. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898, 8° 52 S. 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1900. ge. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. F. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Zürich). Den Mitgliedern gratis und franco.

No. 1 vom 1. April 1897, 8° 26 S. (vergriffen)
„ 2 „ 1. Januar 1898, 8° 52 S. 0,25
„ 3 „ 1. Juli 1898, 8° 40 S. 0,25
„ 4 „ 1. Oktober 1898, 8° 20 S. 0,25
„ 5 „ 1. Februar 1899, 8° 47 S. 0,25
„ 6 „ 1. Juli 1899, 8° 0,25
„ 7 „ 1. Januar 1900, 8° 0,25

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14 — Druck: A. S. Preuß, Berlin S W., Kommandantenstr 14

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 21. Februar 1903. | Nr. 8.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Soziale Arbeit. II. Von Dr. O. Netter (Karlsruhe).
Kirchenlehre und Gewissensdespotismus. Von F. Standinger.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflicht: Das bischen Venezuela.
Aus der ethischen Bewegung: Wiesbaden.
Sprechsaal: Bedingte Verurteilung. Von Dr. Moriz Sternberg. — Kirche und Ethik. Von Fr. W. Foerster.
Bücherschau: Miriam Eck, Marienlieder. Besprochen von E. H.

Soziale Arbeit.

Von Dr. O. Netter (Karlsruhe).

II.

Wie kann nun der Einzelne dieser Pflicht nach allen Seiten entsprechen? Es genügt ja, wie erwähnt, durchaus nicht die vornehme Einsicht, daß das alles Ziele sind „aufs innigste zu wünschen", so wenig wie der gute Wille zur Hilfe und Mitarbeit, der nicht zur That wird. Man kann freilich nicht von jedem Einzelnen erwarten, daß einzig das Sittliche ihn bestimme unter Ausschluß aller anderen Motive; so wenig, wie jenes tiefgründige Verstehen, das das Getriebe von Ursache und Wirkung klar durchschaut und nach Menschenmacht beherrscht und beeinflußt; so wenig endlich, wie jene vollendete innere Freiheit, die, von allen politischen Schlagworten und Vorurteilen frei, die ökonomischen Verhältnisse einschätzt nur nach dem Maß ihres Einflusses auf die sittliche Freiheit des Menschen und nach diesem Maßstab ihre Umgestaltung zu beeinflussen sucht. Das ändert aber nichts daran, daß Jedem die Möglichkeit gebaten sein muß, frei von allen anderen Hemmungen als denen seiner natürlichen Veranlagung diesem Ziele zuzustreben; und soweit ihm nur irgend seine Kräfte dies gestatten, sich zu dieser sittlichen Freiheit zu erziehen. Es handelt sich zunächst darum, die Geselligkeit zu sozialisieren. Das Gefühl der Gemeinschaftlichkeit ist die erste Bedingung des Erlebens eines fremden Persönlichkeitsinhalts. Dies Erleben aber, wie eines der tiefsten so auch besten Mittel zur Freiheit, zur Befreiung von allem Vorurteil und Freiwerden des Menschlichen in anderen wie in uns. Das gilt vor allem für die seelischen Beziehungen der verschiedenen Gesellschaftsschichten und ganz besonders von der Geselligkeit zwischen den „Besitzenden" und „Besitzlosen", wie mannigfach und schwierig auch die Hindernisse sein mögen, die unsere „Kultur" hier errichtet hat. Der Mensch steht aber nicht nur dem Menschen als Einzelnem gegenüber, die Gesamtheit als solche, Staat und Kommune stellen ihre Forderungen an ihn. Ihnen gegenüber ist auch ein unfreies, beschränktes Verhalten möglich; und ebenso ein unabhängiges, weitsichtiges, das, frei von allem Vorurteil, sein Teil dazu beiträgt, der Gemeinschaft in ihren politischen Erscheinungsformen diejenige Gestaltung zu geben, die der Verwirklichung des Gemeinschaftszweckes dienlich ist. Unzweifelhaft liegt in diesen Beziehungen, praktisch betrachtet, ein Hauptgebiet für die kulturellen Funktionen der sozialen Frage. Ohne die vielen Mittel zu übersehen, die sich auch außerhalb der politischen Bewegung für die Sozialisierung bieten, bleibt es doch dabei, daß alle tiefergreifenden Umgestaltungen des Gemeinschaftslebens das Bedürfnis aus sich entwickeln, in Rechtsformen befestigt zu werden. Soweit die Befreiung von ökonomischer Abhängigkeit in Frage steht, haben nur Rechtsnormen die Macht und die Fähigkeit, eine Freiheitssphäre zu schaffen und zu garantieren. Ein Beispiel für viele bietet die Beschränkung der Arbeitszeit. Aber auch von dieser politischen Bethätigung im engeren Sinne abgesehen, ist in der Vereinzelung nur in den allerseltensten Fällen eine Mitarbeit an der Entwicklung sozialer Verhältnisse denkbar. Es kommen da vielleicht allein der Gelehrte und der Schriftsteller in Betracht, die durch die geistige Arbeit der Forschung und Verbreitung des Wissens mitthätig sein können, ohne in unmittelbarem Zusammenschluß mit der Gemeinschaft oder Gemeinschaftsgruppen zu stehen. Aber auch diese wissenschaftliche Thätigkeit setzt voraus, daß der Gelehrte das Fühlen seiner Zeit versteht, daß er die Thatsachen richtig einschätzt. Bis zu einem gewissen Grade freilich werden sie sich von praktischer Thätigkeit zurückhalten müssen, um ihre Kräfte für die einheitliche Zusammenfassung des Erkannten und Erforschten zu sammeln. Gerade so wie die Mehrheit der praktisch Thätigen angewiesen ist, soll ihre Thätigkeit fruchtbar sein auf die Lehre der Wissenschaft.

„Soll sich der gefährliche Zwiespalt zwischen den wirtschafts- und sozialpolitischen Anschauungen der Laien- und Gelehrtenwelt nicht noch mehr erweitern und vertiefen, so kann sich der Gelehrte nicht der Pflicht entziehen, auch selbst für die weitere Verbreitung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu wirken." (Herkner).

Es ist bezeichnend, daß gerade in den Kreisen, denen es mit praktischer sozialer Arbeit am allerernstesten ist, in den Kreisen der Arbeiter und der Frauen, das Bedürfnis nach Bildungsgelegenheit auf dem sozialen Gebiete am lebhaftesten wach wurde. Diese Behauptung bedarf in Anbetracht dessen, daß gerade diese beiden Gemeinschaftsgruppen an dem Sozialisierungsprozeß der Gemeinschaft um ihrer eigenen Emanzipation willen das lebhafteste Interesse haben, keines Beweises. So zeigt sich, daß die

Digitized by Google

Arbeit des Einzelnen abhängig ist von seiner sozialen Bildung. Für jede fruchtbare Arbeit und jede wertvolle Hingabe ist soziales Verstehen die Voraussetzung. Ist also die soziale Thätigkeit des Einzelnen in Gesellschaft, Staat, Gemeinde die Voraussetzung für die Lösung des Kulturproblems, so hat diese soziale Thätigkeit ihrerseits wieder möglichst umfassende Bildung zur Voraussetzung.

Diese Bildung läßt sich vermitteln durch die Lehre der Wissenschaft; sie kann aber auch von Persönlichkeiten erworben werden, in denen das soziale Ideal eine allseitige harmonische Verkörperung erfahren hat. Am tiefsten wird sie wirken, wo ein Werk der Wissenschaft, klar, umfassend und einheitlich durchdacht als Schöpfung eines vornehmen, innerlich freien Gelehrten uns dargeboten wird. Der Bildungswert eines solchen Werkes kann nicht leicht zu hoch eingeschätzt werden. Und ebenso läßt sich nicht ermessen, was solches Werk wirken kann für die Befreiung so manches Trägen oder vergeblich Kämpfenden; welcher Kulturwert ihm also beiwohnt. Dieser Kulturwert wird jedenfalls um so größer sein, in je weitere Kreise das Buch und seine Ideen dringen. So finden die vorstehenden Darlegungen mit dem Hinweis auf ein solches Werk ihren Abschluß.

Freilich handelt es sich in Herkners „Arbeiterfrage"*) nicht in erster Linie um Ideen, sondern um Thatsachen, um die Darstellung der Entwicklungsgeschichte und der Erscheinungsformen der behandelten Probleme. Gerade hier aber bot unsere deutsche Litteratur bisher eine fühlbare Lücke. Wer, von dem Bedürfnis getrieben, die tiefsten Ideen seiner Zeit zu verstehen, ihre Entwicklung und Verbreitung, den Grad ihrer bisherigen Verwirklichung zu studieren versuchte, dem bot die Litteratur zur sozialen Frage in all ihrer unübersehbaren Fülle kein geeignetes Hilfsmittel. Wenigstens keines, das Jedem leicht zugänglich und für Jeden, der zu ernster Arbeit entschlossen war, verständlich gewesen wäre. Die Glücklichen, denen eine akademische Bildung und alle akademischen Bildungsmittel zugänglich waren, die freilich waren natürlich besser daran. Aus der richtig erkannten Pflicht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit einem größeren Publikum zugänglich zu machen, ist seinerzeit die erste Auflage dieses Buches entstanden, ist ihr rasch eine zweite und, nach der kurzen Zeit von 5 Jahren, die nunmehr vorliegende dritte Auflage gefolgt. Immer mehr hat dabei das Werk seine Eigenart darin zur Geltung gebracht, daß es einen Abriß der Sozialpolitik zu geben suchte. Wir haben für die philosophischen und ethischen Grundlagen der Arbeiterfrage Friedrich Albert Lange's glänzende „Arbeiterfrage", ein Buch freilich, das nicht ganz leicht zu verstehen, durch die rapide Entwicklung der Verhältnisse seit seinem Erscheinen (1874) auch vielfach überholt ist. Wir haben weiter, um aus der Fülle nur zwei, gerade für die weiteste Verbreitung geeignete und nicht zu umfangreiche neuere Erscheinungen hervorzuheben Ziegler's „Die soziale Frage eine sittliche Frage" (1895) und neuerdings die Arbeit von Dr. Karl Wolff „Sozialer Geist, sein Wesen und seine Entfaltung" (1901). Zur historischen Orientierung dienten ferner die — dazu sehr wohlfeilen — Schriften von Laveleye, Socialisme contemporain (deutsche Uebersetzung in Henschel's Universalbibliothek) und last not least die glänzende, geistvolle Arbeit Sombart's „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert". Wir besaßen aber kein Werk, das, frei von jeder Parteischablone gerade drei überaus wichtige Seiten umfassend schilderte und wissenschaftlich bearbeitete: Die sozialen Zustände in wirtschaftlicher, rechtlicher, sittlicher Hinsicht, die sozialen Theorien und Parteien nach Entstehung, Weltanschauung und Wirkung, endlich das Ergebnis dieser beiden Faktoren, die soziale Reform in ihren einzelnen Erscheinungsformen, ihren Voraussetzungen und ihrem sozialen Wert. Ohne volle Kenntnis und volles Verständnis dieses thatsächlichen Materials ist aber eine fruchtbare soziale Arbeit nicht denkbar, muß sie in ihren Idealen, ihren Zielen und Beschäftigungen unzulänglich bleiben. Es liegt nun wohl eine gewisse Gefahr darin, eine Bearbeitung dieser drei Probleme zu geben ohne Rechenschaft über die philosophischen Grundlagen, von denen der Bearbeiter ausgeht. Denn voraussetzungslos kann natürlich diese wie jede wissenschaftliche Arbeit nie sein; es kann nur verlangt werden, daß keine Voraussetzungen unterschoben werden, die mit irgend einem ungeläuterten Vorurteil, sei es nun ethischer, sozialer oder gar politischer Natur, zusammenhängen. In der zweiten Auflage der „Arbeiterfrage" ist dieser „Voraussetzung" gelegentlich nicht ausreichend entsprochen. Es wird dort der Kundige z. B. in der Verurteilung der deutschen sozialen Gesetzgebung als „engen, bureaukratisch-technischen Versuchs einer Lösung des Problems unter dem Einflusse staatssozialistischer Gedankenkreise" unschwer einen etwas doktrinären Liberalismus erkennen, auch dann, wenn er diese Gesetzgebung selbst durchaus nicht für schlechthin vollendet hält. Aber umso sympathischer muß auch die Selbstkritik berühren, mit der in der dritten Auflage solche Einseitigkeiten ausgemerzt sind.

Die zweite Auflage nahm überhaupt zwischen der Behandlung der prinzipiellen Grundfragen und der Thatsachen einschließlich ihrer Kritik einen etwas unausgeglichenen Standpunkt ein. In der dritten Auflage ist auf die Behandlung der allgemeinen Probleme (Sozialismus und Kommunismus, Staatssozialismus, Darwinismus und Sozialpolitik, Anarchismus u. s. w.) grundsätzlich verzichtet, zu Gunsten der Einheitlichkeit und Eigenart des Ganzen. Wer aber tiefer eindringen will in das Verständnis dieser Probleme, den wird sein Bedürfnis von der dritten Auflage zur zweiten umso eher führen, wenn er die Art und die Persönlichkeit des Autors liebgewonnen hat. Dann aber wird ihn die Kenntnis der Thatsachen selbst auch von vornherein zu kritischer Stellungnahme befähigen. Darum liegt der besondere Wert dieser dritten Auflage in dem systematischen Umriß eines Systems der Sozialpolitik, das sie uns bietet. Sie giebt, was Jastrow, der bekannte Sozialpolitiker, vor kurzem in seinem Buche „Verwaltungswissenschaft und Sozialpolitik" als das Wesen der Sozialpolitik betonte: Grundzüge der Politik vom sozialen Standpunkte, freilich unter fast ausschließlicher Beschränkung auf die wichtigste Seite, die innere Politik.

Das Verständnis der kulturellen Bedeutung des sozialen Emanzipationskampfes ist zunächst bedingt durch die Kenntnis des treibenden Elements in dieser Bewegung: Das Aufsteigen des „vierten Standes". Herkner schildert daher zunächst den „Ursprung und die Bedeutung der gewerblichen Lohnklasse".

„Das Anschwellen der gewerblichen Arbeiterklasse würde allein freilich nicht ausgereicht haben, um das Problem der Arbeiterfrage aufzuwerfen. Maßgebend war vielmehr der Umstand, daß diese neue Klasse in der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung keine ausreichenden Grundlagen vorfand, um eine dem Zeitbewußtsein entsprechende Existenz zu erringen. So mußten sich mit Notwendigkeit Bewegungen ausbilden, welche dieses Ziel erstrebten."

Es folgt der Nachweis, daß, während Recht und Moral unserer Zeit den Arbeiter als Menschen und Selbstzweck anerkannten, die geltende Wirtschaftsordnung sein Schicksal davon abhängig macht, ob es einem Arbeitgeber vorteilhaft schien, ihn zu beschäftigen. Die Vorurteile der herrschenden Klassen in Bezug auf die „Begehrlichkeit" des Arbeiters lassen die Unfreiheit erkennen, mit welcher weite Kreise dieser Bewegung sich entgegenstellten, die doch im Grunde genommen nichts wollte und nichts will, als die theoretisch anerkannte Menschenwürde praktisch zum Ausdruck zu

*) 3. Aufl. Guttentag, Berlin 1902.

bringen. Auf diese Widersprüche zwischen Theorie und Praxis weisen die gerade wegen ihrer Objektivität und reinen Sachlichkeit ergreifenden Schilderungen hin, die Herkner von den Zuständen der Arbeiterklasse giebt zu jener Zeit, wo noch keine energische soziale Bewegung wenigstens zum Teil Wandel geschaffen hatte. Man lese die Schilderung der Fabrikwerkstätten, nehme Kenntnis von den „gräßlichen Verwüstungen", die Phosphor, Quecksilber, Blei, Zink, Arsenik unter den Arbeitern angerichtet, „Beiträge zu den allertraurigsten Bildern in der menschlichen Passionsgeschichte"; von der Ausdehnung der Arbeitszeit, von dem „Entsetzlichsten und Schändlichsten endlich, der Kinder- und Frauenarbeit". Man muß diese Abschnitte vollständig lesen, um den ganzen Jammer zu fühlen, der aus diesen Berichten klagt. Trifft auch glücklicherweise heute diese Schilderung nicht mehr in solchem Maße zu, so können wir die Wirkungen der Fabrikarbeit auf das Seelenleben des Arbeiters auch heute noch überall beobachten und bewerten. Der ihnen gewidmete Abschnitt, wie die Schilderung der sittlichen Zustände der gewerblichen Lohnarbeiter, gehören zu den feinsinnigsten des Buches. Tief ergreifen die Züge der Anhänglichkeit, der Hingebung, der Liebe und Treue, von denen er uns erzählt.

„Es giebt vielleicht für diejenigen, die an der Menschheit verzweifeln wollen, kein besseres Heilmittel, als die sozialen Zustände der Arbeiterbevölkerung in Vergangenheit und Gegenwart zu studieren."

Der zweite Teil giebt die Darstellung der sozialen Theorien und Parteien. In der Besprechung von Industrie und Agrarstaat findet Herkner Gelegenheit, seine grundsätzliche Stellung zum Industrialismus darzulegen. Es tritt hier ein starker Einfluß der schönheitsfrohen, ethisch so überaus bedeutsamen Theorien Ruskins hervor, ein Umstand, der es mit sich bringt, daß auch die Darstellung dieser Theorien einen Höhepunkt der Arbeit bildet. Doch zeichnet sich auch die ausführliche Behandlung der übrigen sozialkonservativen Theoretiker, Gismondi, Le Play, Malthus, Chalmers, Sadler, Carlyle, der deutschen Sozialkonservativen vom Freiherrn von Stein und Fichte bis zu den heutigen, Carl Jentsch, C. von Massow, Adolf Wagner, Paul de Lagarde, durch feinfühlige Analyse und verständnisvolle Beurteilung aus. Von besonderem Wert, weil in dieser Einheitlichkeit nirgends geboten, ist die Darstellung der sozialkonservativen Politik, des Bonapartismus, der Chartistenbewegung, Jung-England-Partei und endlich der Politik Bismarcks, der christlich-sozialen Bewegung, der Agrar- und Mittelstandspolitik der neuesten Zeit. Die liberalen Strömungen werden gewürdigt nach ihrem Grundgedanken, nach ihrer Stellung zum Staate und seiner sozialen Kompetenz, nach ihren einzelnen Theorien, (Lohnfondstheorie u. a.), wie ihren einzelnen Gruppen, der klassischen Oekonomie, der sozialreformatorischen und sozialliberalen Richtung. Eingehende Darstellung finden die politischen Parteien in ihrer Stellung zum Liberalismus und weiterhin zum Sozialismus, wie auch alle seine führende Größen; Owen, St. Simon, Fourier, Buchez, Blanc, Proudhon, Rodbertus, die Bodenreformer. Karl Marx und Lassalle finden, wie die ganze neue sozialistische Bewegung, besonders der „Fall Bernstein", ihrer Bedeutung entsprechende erschöpfende Erörterung. Auch über die ausländischen Verhältnisse in Oesterreich, der Schweiz, Frankreich, besonders aber England, wird ein Ueberblick gegeben.

Diese ganze umfassende Darstellung mündet im dritten Teile „Die soziale Reform." Diese flüchtige Skizze kann hier am allerwenigsten ein Urteil ermöglichen über die Fülle und den Wert des Gebotenen. Es sei daher nur erwähnt, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Gewerkvereine, die Arbeiterversicherung, die Konsumvereine, in schlechthin mustergiltiger Form der Alkoholismus, die Arbeiterwohnungsverhältnisse, die kommunale Sozialpolitik, Gesundheits- und Bildungswesen, die Armenpflege eingehend dargestellt, vorurteilslos gewürdigt und kritisiert werden.

Man mag gewiß im Einzelnen anderer Anschauung sein, bei mancher Frage auch eine allseitigere Begründung wünschen — ich denke hier besonders an Herkners Stellung zu den Problemen der auswärtigen Politik — im Ganzen liegt uns ein Werk vor, das die Gründlichkeit und den Ernst des deutschen Gelehrten mit einer wohlthuenden, vornehmen Persönlichkeit verbindet. Eine fast unerschöpfliche Fülle von Anregungen werden bei ernstem Studium wach, Anregungen, die zugleich die Ziele und Möglichkeiten fruchtbarer sozialer Arbeit klarstellen. So ist das Buch ein guter Freund auf den vielverschlungenen, dornigen Pfaden, auf die uns das Bedürfnis nach Mitarbeit an den sozialen Zeitaufgaben führt. Denn das Kulturproblem der sozialen Frage kann seiner Lösung nur entgegengeführt werden, wenn alle Kräfte sich einen, den sozialen Geist der Freiheitsliebe, Humanität und gegenseitigen Achtung in allen Menschen zu umfassender Entfaltung zu bringen.

Kirchenlehre und Gewissensdespotismus.

Von F. Staudinger.

Wenn zweie sich streiten, und der eine hat den Blick auf einen ganz anderen Ort gerichtet, als der andere, so ist des Streitens kein Ende und kommt nichts dabei heraus. Und wenn der eine ein symbolisches Märchen verfaßt, sagen wir von einer alten Stubenlampe, darin er nicht etwa die Kirchenlehre, sondern den Kirchendespotismus und die Abwehr dagegen kennzeichnen wollte, und der Leser sieht den Kern des Vergleichs in einem Gegensatz zwischen altkirchlicher und moderner Beleuchtungsmethode, dann ist eben das Märchen umsonst geschrieben.

So aber ging es mir mit meiner Stubenlampe bei Herrn Dr Förster. Im Sprechsaal von Nr. 5 der E. K. greift er mich deshalb an, weil ich die Kirchenlehre eine „alte Funzel" genannt habe, dagegen berührt er den Kern des Bildes, auf den allein alles ankommt, gar nicht. Die Geschichte von der Lampe ist bloß Einkleidung. Den Ausdruck „Funzel" so direkt auf die Kirchenlehre zu beziehen, daran hatte ich bei dem Bilde ebensowenig gedacht, wie der Dichter, der Achill mit dem im Zorn mit den Pranken schlagenden Löwen vergleicht, nun eine Beziehung der Pranken des Löwen zu den Gliedmaßen des Achill provozieren wollte. Wie hier nur der gewaltige Zorn, so ist in meinem Bilde nur der Despotismus des Anhängers der alten Lehre ins Auge zu fassen.

Es ist nicht angenehm, das eigne Bild so trivial analysieren zu müssen; aber derartigem unerwarteten Mißverständnis gegenüber ist es nötig. — Nötig wäre es auch, den Standpunkt, den ich zur Kirchenlehre einnehme, genauer darzulegen. Aber das würde zu weit führen. Darum beschränke ich mich heute darauf, zu sagen, daß ich die religiösen Formen ähnlich fasse, wie sie in Lessings Ringfabel gefaßt sind, also keinen Grund habe, gegen die Kirchenlehre als solche, sofern sie Unendliches in endlicher Form zu versinnbildlichen sucht, zu polemisieren. Unzweifelhaft besitzt die Kirche aus ihrer Jahrtausende alten Praxis eine Menge von feinen seelsorgerischen Methoden, die durchaus nicht so ohne Weiteres abgewiesen, sondern sorgsam studiert und geprüft und zum guten Teil wohl

Digitized by Google

auch für den Ausbau unseres doch noch gerüstmäßig gezimmerten modernen Lebens verwandt werden können.*)

Aber drei Dinge sind es, darin die moderne, auf freier Persönlichkeit und vernünftiger Erkenntnis fußende Menschheit sich den alten Kirchenlehren durchaus ablehnend verhalten muß, denen gegenüber sich ja heute schon ein großer Teil der Theologie selbst ablehnend verhält, das sind:

1. Der von den Autoritariern auch heute noch scharf betonte Anspruch, daß die kirchlichen Geschichten und Dogmen die geoffenbarte Heilswahrheit als solche seien.

2. Die Folgerung, daß der Mensch seine Vernunft dieser Heilswahrheit unterordnen müsse, daß er sie wohl prüfen dürfe, um sie sich besser aneignen zu können, aber nicht, um sie zu bestreiten.

3. Das Bestreben, diese Heilswahrheit durch Erweckung von Hoffnungen oder von Angst vor künftigen diesseitigen oder jenseitigen Nachteilen in den Gemütern zur Anerkennung zu bringen.

Das erste, die Frage nach der Wahrheit der Kirchenlehre, kann nur auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung und Analyse geschehen. Dabei ist die Frage nach der äußeren, insbesondere der historischen Wahrheit von der nach dem symbolisierten Lebensgehalt sorgsam zu scheiden; und es ist zu wünschen, daß da brave aber täppische Aufklärer nicht mit der Holzaxt dreinfahren, wo die Ciseliernadel am Platze wäre.

Das zweite, die Forderung, daß man sich einem autoritär auftretenden Wahrheitsanspruch gehorsam unterordne, ist dagegen ernst und nachdrücklich, ohne jegliche Einschränkung und Abschwächung als unsittliches Ansinnen zurückzuweisen. Für den wirklich wahrhaftigen Menschen darf nur das als wahr gelten, was er nach den in ihn gelegten Gesetzen des Wissens und Erkennens vorurteilslos für richtig halten kann. Ein sonstiges „Muß" giebt es für ihn nicht.

Das dritte endlich, die Anmaßung, durch Androhung diesseitiger oder jenseitiger Nachteile zur Annahme von Kirchenlehren bewegen zu wollen, darf und muß sowohl für tief unsittlich und widersittlich erklärt, als auch durch praktische Maßnahmen bekämpft werden. Der in modernem Geiste geleitete Staat muß zu verhindern suchen, daß durch solche Androhungen die Wahrhaftigkeit unmündiger Glieder des Gemeinwesens vergiftet wird. —

Also nicht um die Frage, ob und in welcher Hinsicht die Kirchenlehren Wahrheit, sei es in erkenntnismäßiger, sei es in symbolischer Form, enthalten, handelt es sich da. Soweit Förster fordert, daß man in diesem Sinne „in wahrhaft wissenschaftlichem und kritischem Geiste an das Alte" herangehe, stehe ich von ganzem Herzen auf seiner Seite, überhaupt in alledem, was er in dem letzten Absatze seiner Entgegnung sagt.

Nur den einen Gedanken nehme ich aus: „Man sollte nicht den Staat mit irgendwelchen negativen Exekutionsaufgaben betrauen." Der letztgenannten Anmaßlichkeit gegenüber hat der moderne Staat allerdings diese negative Exekutionsaufgabe. Diese „Methode der Menschenerziehung" ist nicht bloß „veraltet", sie steht mit den Grundlagen unseres modernen Verfassungslebens in unausgleichbarem Gegensatz **) Selbst wenn diese „Wahrheiten" sich bis ins letzte Titelchen als Wahrheiten erweisen sollten, solche Methode sie zu lehren, müßte man dennoch geradezu für den schlimmsten Feind der sittlichen Kultur erachten.

Dr. Förster redet von „einer weisen und unwiderstehlichen Gründlichkeit der Argumente." Ganz recht! Das eben fordert der wahrhaft moderne Mensch. Aber wie kann denn das weiseste und gründlichste Argument, das unser verehrter Freund in seinen ganz vortrefflichen moralpädagogischen Erörterungen bringt, auf Annahme, ja auch nur auf Gehör rechnen, wenn ihm gegenüber in den Seelen der angstvolle Warnungsruf laut wird: Das darf ich nicht hören! Das darf ich nicht glauben! und wenn darum alle Argumente an dieser höllischen Seelenangst abprallen. Ist unser Freund diesen Gegenargumenten noch nicht begegnet? hat er das Grauen des redlichen Menschen gegen solche Methode der Menschenbehandlung, die es dahin bringen kann, noch nicht empfunden?

Unsere Zeit ist eine Zeit, die zur Lüge erzieht. Denn wo der Maamonsdienst den Ausschlag giebt, da dringt es der geriebene Schelm stets weiter als der ehrliche Mann. Aber schlimmer als alle äußere Lüge ist die Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst. Wer den Kampf gegen die Forderung: Du mußt glauben, einmal in seiner Seele durchgekämpft hat, der weiß, was das bedeutet. Wer, wie Dr. Förster in freiester, feinster geistiger und gemütlicher Atmosphäre aufgewachsen und daher niemals gerade diesen Kampf um das Wahrheitsprinzip in sich durchgemacht hat, von dem ist es ja zu begreifen, daß er, von der Holzschlägermanier abgestoßen, mit der manche Aufklärer die Kirchenlehre behandeln, den Blick nicht findet für den fürchterlichen, die Grundlagen der Wahrhaftigkeit und damit aller Sittlichkeit gefährdenden Einfluß des Autoritätswahns, der sich so gerne mit der Kirchenlehre verbindet.

Nicht der letzteren, nur der ersteren soll der Kampf gelten. Wenn Förster diese Unterscheidung gemacht und im Anschluß daran gezeigt hätte, wieviel Gutes und Erhaltenswertes sich in der Kirchenlehre als solcher findet, nie hätte ich die Geschichte von der alten Stubenlampe erzählt. Aber dies Moment, darauf alles ankommt, das z. B. heute in Frankreich dem — wie auch ich glaube — oft plump geführten Kampf gegen die Kirche das höhere sittliche Recht verleiht, das besteht darin, daß der Kampf sich trotz aller Mängel im wesentlichen richtet gegen die Despotie über die Gewissen.

Daß Förster diese bedenklichste Seite, nicht der Kirchenlehre als solcher, sondern des bisherigen Kirchentums so ganz übersieht und in all seinen Dislussionen bloß die Mangelhaftigkeit der Gegner dieses Kirchentums zu kritisieren unternimmt, beweist, daß er sie selbst noch nicht erlebt hat. Und nur von Erlebtem, so etwa sagte er einmal, kann man reden. Aber kennen lernen könnte er sie doch leicht. Unmittelbar vor seiner Polemik gegen mich ist (in Nr. 5 d. E. K.) nämlich merkwürdigerweise ein Citat von Prinz Max von Bayern angeführt, danach dieser Kirchenfürst den „Unglauben und den Abfall vom Glauben" als gleichwertig neben den „Mord" stellt und diese darin für schlimmere Verbrechen erklärt als Ehebruch. Wir unsererseits würden an Stelle der erstgenannten Worte Gewissenszwang und Glaubensdespotie setzen.

Wenn unser lieber Dr. Förster einmal diesen Kontrast ins Augen fassen will, so wird er vielleicht verstehen, warum so Vielen, die ihn schätzen, seine Polemik gegen die staatlichen Maßregeln in Frankreich unbegreiflich war. Dann sieht er auch, was die alte Studenlampe sagen will, und — im übrigen sind wir ja einig.

*) Vgl. Die zehn Gebote im Lichte moderner Ethik, Darmstadt, Säng, 1902.

**) Den Nachweis dafür werde ich später einmal führen. Er ist einfach genug.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Um ein lateinisches Wörtchen dreht sich der neue Investiturstreit, in den das Ministerium Combes mit dem Vatikan zu geraten scheint. In der Investiturbulle für die Bischöfe von Car-

caſſonne und Annecy iſt es vom Papſt oder der hinter ihm ſtehenden Macht eingeſchmuggelt worden: „gubernium nominavit nobis“ heißt es harmlos; auf deutſch: die Regierung hat uns (die und die Herren) namhaft gemacht. Gedachter Nachſatz: und wir ernennen ſie zu Biſchöfen. Nach dem Konkordat ſollte im Text das nobis fehlen, ſodaß die Regierung ernennt und der Papſt die geiſtliche Beſtätigung erteilt. Es iſt dieſelbe Kleinigkeit, die zu den gewaltigſten Kämpfen des Mittelalters führte, zu dem Zuſammenſtoß Heinrichs des IV. mit Gregor dem VII. Mit einem Wort: wem gebührt die Oberhoheit der Welt, der geiſtlichen oder der weltlichen Macht?

Es iſt ein ſehr bedeutſames Charakterzeichen unſerer Kultur, daß die Frage ſoeben von neuem mit großer Ausſicht auf eine dem Vatikan genehme Beantwortung geſtellt werden kann. Und zwar nicht etwa in Deutſchland. Bei uns würde ſolche Anmaßung nach dem Ausgange des Streites um die katholiſch-theologiſchen Profeſſuren in Straßburg Niemand mehr überraſchen. Aber gerade in Frankreich, wo der „Kulturkampf“, dank der Zurückhaltung des Miniſteriums Combes, noch garnicht ausgebrochen war. Das Jeſuswort, man ſolle Gott geben, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, hat in Phariſäerkreiſen nie beſonders gefallen. Eine Stellungnahme, die unter Wahrung und Schützung aller echt religiöſen Bedürfniſſe doch die rechtlich-ethiſche Würde der weltlichen Geſellſchaftsbildung aufrecht erhält, iſt an ſich unangreifbar. Aus ſolchen Stellungen aber den Gegner hervorzulocken, iſt alte ſtrategiſche Liſt. Wird ſich Combes in die Falle locken laſſen? Staatlich oktroyierte Biſchöfe braucht ſich kein religiöſes Gemüt gefallen zu laſſen.

Man ſieht an dieſem Beiſpiel wieder deutlich, wie einfach eigentlich ſolche Jahrhunderte alten Streitigkeiten zu löſen wären. Ein runder und netter Verzicht der Staatsgewalt auf jede Einmiſchung in die Organiſation geiſtlicher Vereinigungen, alſo auf Ernennung geiſtlicher Würdenträger, auf die Begünſtigung konfeſſioneller Volksbildung, auf die Sorge, daß dem Volke „die Religion“ erhalten bleibe — ein ſolcher Verzicht würde ihre Stellung völlig klären und unangreifbar machen.

Für das Beſtehen eines Konkordates, für die untrennbare Cooperation von Thron und Altar, von Staat und Kirche iſt noch nie auch nur der Schatten eines wahrhaft fromm-religiöſen oder ſittlichen Bedürfniſſes nachgewieſen worden. Wird endlich das zwanzigſte Jahrhundert dieſe notwendigſte Trennung herbeiführen? Man wird ſchließlich kleinmütig.

Streiflicht.

Das blöden Venezuela. Der Konflikt mit Venezuela hat in dieſen Tagen endlich ſeinen friedlichen Abſchluß gefunden, aber einen Abſchluß, der, wenn er auch äußerlich als „Erfolg“ Deutſchlands ſich darſtellt, doch nirgendwo als ſolcher empfunden wird. Nur in ſehr gedämpften Tönen ſprechen ſelbſt diejenigen Blätter über dieſen „Erfolg“, die ſonſt bei ähnlichen Anläſſen ſogleich in die Hurrahſtimmung geraten.

Und warum dieſe gedrückte Stimmung? Man kann es mit einem Worte angeben: Die herrſchende Realpolitik hat wieder einmal alle „realen“ Faktoren, alle Machtgrößen ſorgfältig in Erwägung gezogen, die Zahl der Panzerſchiffe, ihrer Geſchütze und Mannſchaften, die Stärke der Verbündeten und die maritime und finanzielle Schwäche des Gegners u. ſ. w. — nur eins hatte ſie, wie ſo oft ſchon, gänzlich außer acht gelaſſen: die in Betracht kommenden ideellen Faktoren, vor allem die ethiſchen Imponderabilien, die dann unvermutet ihren Einfluß in einer Stärke geltend machten, daß man in den Kreiſen unſerer „Realpolitiker“ noch immer vom Erſtaunen ſich noch nicht recht erholt hat.

Zunächſt bedachte man viel zu wenig, welches Odium die deutſche Politik ohne zwingenden Anlaß dadurch auf ſich lud, daß ſie wieder einmal mit der bewaffneten Macht Schulden einkaſſieren wollte. Es iſt gewiß, wie für jeden Einzelnen, ſo auch für ein Staatsweſen Pflicht, ſeine Schulden zu bezahlen, und wer ſich dieſer Pflicht zu entziehen ſucht, ſetzt ſich zweifellos ins Unrecht. Aber es giebt zweifellos ſehr viele höher ſtehende göttliche Notwendigkeiten, in der Skala der Verpflichtungen nimmt die des Schuldenbezahlens doch immer nur eine verhältnismäßig nicht ſehr hohe Stufe ein, und darum iſt es ſehr leicht, das Unrecht, das auf dieſem Boden ſtattfindet, durch ein anderes, das dem Schuldner, wenn auch nur ſcheinbar, angethan wird, vergeſſen zu machen. Ein ſolcher Fall findet aber überall da ſtatt, wo die Pflicht des Schuldenzahlens mit bloßer Gewalt, mit Gewalt von der Art, daß dadurch die Integrität des Lebens unmittelbar in Frage geſtellt wird, erzwungen werden ſoll. Alsdann erſcheint das begangene Unrecht, das Verſäumen der Pflicht, ſeinen finanziellen Obliegenheiten nachzukommen, ſelbſt dann, wenn wirklich böswilliges Hinterziehen vorliegt, — und wie ſelten iſt dies mit Sicherheit feſtzuſtellen! — gegenüber der Gewaltanwendung in einem ſo milden Lichte, daß es für das Gefühl der meiſten Menſchen faſt ganz verſchwindet. Denn was kann höher ſtehen auf der Skala der Pflichten, als die der unbedingten Achtung vor der Integrität des Lebens, vor den unumgänglichen Lebensbedingungen, ſei es eines Einzelnen oder einer Gemeinſchaft? Daher hat ja eben auch die ethiſch verfeinerte Geſetzgebung überall die Art der gewaltſam erzwungenen Schuldbegleichung beſeitigt, die in früheren Zeiten üblich war: daß der Schuldner ſeiner Freiheit beraubt, in den Schuldturm geſperrt oder, auf noch primitiveren Kulturſtufen dem Gläubiger als Sklave überantwortet wurde. In ganz ähnlicher Weiſe aber entſteht auch ein ethiſches Mißverſtändnis, wenn einem Staate, der ſeine Schulden nicht bezahlt, die Lebensadern unterbunden werden, wenn er, wie früher der Einzelne im Schuldturme, durch Aushungern mürbe gemacht werden ſoll, wenn Tauſende von Unſchuldigen zu Leiden verurteilt werden, Eigentum zerſtört wird (in dem Augenblick, wo man darauf ausgeht, welches zu erhalten) und gar noch Menſchenleben vernichtet werden.

Die üble Wirkung, welche auf dieſe Weiſe in der öffentlichen Meinung, ſowohl Europa's als Amerika's, erzeugt wurde, iſt unter ſolchen Umſtänden leicht erklärlich. Nun wurde freilich von deutſcher Seite auch darauf hingewieſen, daß auch der Ehre Deutſchlands von venezolaniſcher Seite zu nahe getreten ſei. Aber ſelbſt wenn auch dieſer Hinweis nicht grundlos erfolgt ſein ſollte, ſo mußte er doch in dieſem Falle ſeine Wirkung auf die öffentliche Meinung gänzlich verfehlen. Denn leider genießt Deutſchland ſchon ſeit längerer Zeit den Ruf eines internationalen Poltrons, eines Händelſuchers, das auf dem Meere mit der gepanzerten Fauſt etwa ſo herumfährt, wie der „ſchneidige“ Student in den Gaſſen herumfährt und ſucht, wo ſeine Ehre verletzt werden könnte, damit er ſie glorreich wiederherſtellen kann. Sicherlich iſt dies nicht das Streben der offiziellen deutſchen Politik, die vielmehr, wie man anerkennen darf, alles thut, um ſolchen üblen Wirkungen zu begegnen. Aber es giebt eben auch Nebenſtrömungen, unverantwortliche Einflüſſe, welche immer wieder von neuem den Eindruck nach außen erwecken, der ſich noch jüngſt in einem angeſehenen engliſchen Blatte in der Zweifelfrage Luft machte, wie es doch komme, daß dieſes deutſche Volk, das ſo hoch ſtehe im geiſtigen Leben, das der Welt ſolche Schätze der Humanität geſchenkt habe, nun dem Anſchein nach auf keinen höheren Ruhm ſinne, als den, als internationaler Händelſucher gefürchtet dazuſtehen? Wie ſehr durch allerlei Vorkommniſſe der jüngſten Vergangenheit, auf die hier nicht noch beſonders hingewieſen zu werden braucht, dieſer üble Ruf Deutſchlands ſich ausgebreitet und Wurzel gefaßt hat, konnte man gerade im Gefolge des venezolaniſchen Konflikts an der Thatſache erſehen, daß England, der Verbündete Deutſch-

Digitized by Google

lands, das doch seit dem Boerenkriege mit so viel internationalen Antipathien noch immer zu kämpfen hat, fast überall von Vorwürfen befreit blieb und das ganze Odium des Vorgehens auf Deutschland geworfen wurde, nicht nur in Nordamerika, sondern ebenso auch in anderen Ländern.

Es sind, wie man nicht genug betonen kann, nicht oder doch keineswegs in erster Linie, politische Beweggründe, nicht politische Eifersüchteleien, welche diese üble Stimmung gegen uns geschaffen haben. Vielmehr, wenn jetzt mit einem verstärkten Mißtrauen der Nordamerikaner, der Engländer, aber auch anderer Völker gerechnet werden muß, so ist es, weil allzulange und allzusehr die ethischen Imponderabilien mißachtet worden sind. Es wäre an der Zeit, nach dieser Richtung die Methoden und Gepflogenheiten der herrschenden „Realpolitik" einmal gründlich zu revidieren.

Aus der ethischen Bewegung.

Wiesbaden. „Was hat die Familie und die Kultur von der Befreiung der Frau zu erwarten?" so lautete der Titel des von dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium veranstalteten und von Dr. Foerster gehaltenen Vortrages, der Mittwoch Abend in der Loge Plato stattgefunden hat. Der Redner führte folgendes aus: Vom Standpunkt des Mannes müsse er der Frauenbewegung Dank sagen für alles, was sie bereits für die Entwickelung der Kultur geleistet habe. Der deutsche Mann verschließe sich vielfach noch gegen die Forderungen der Gerechtigkeit, und doch sei die Emanzipation der Frau, im höchsten und edelsten Sinne verstanden, gerade im Interesse des Mannes, der Familie und des Staates erstrebenswert. Es sei ein ungerechter Vorwurf, zu behaupten, daß das Streben nach Selbständigkeit die Frau der Familie und ihren heiligsten Pflichten entfremde, nein, erst indem sie ihre Individualität entwickelt und ausbildet, kann sie Anderen das Beste und Edelste bieten. Die Schwierigkeit sieht aber der Redner eben darin, daß die Frau nun auch thatsächlich ihre eigene Individualität ausbildet und nicht den Anschauungen des Mannes nachahmt, daß sie sich nicht nur wirtschaftlich, sondern vor allem geistig selbständig macht. Erst indem sie ganz Frau ist, wird sie die richtige Ergänzung des Mannes. Die Kompliziertheit der modernen Verhältnisse macht ein Selbständigwerden des Individuums zu einer sozialen Notwendigkeit; der vom deutschen Manne gepflegte Typus der Frau ist aber in keiner Weise den Anforderungen der Zeit gewachsen. Ja sogar dem ureigensten Gebiet — der sogenannten guten Hausfrau — der Dienstbotenfrage, steht sie hilflos, weil verständnislos, gegenüber. Das zur Notwendigkeit gewordene Prinzip der Arbeitsteilung müsse der dienenden Klasse dadurch zum Verständnis gebracht werden, daß sie Achtung haben könne vor der Art, in welcher die Frau ihre Zeit ausnütze. — Die größte Aufgabe sei aber der Frau als Mutter gestellt. Wenn sie, wie von mancher Seite verlangt wird, eigens für diesen Beruf erzogen werden solle, so müsse sie, nach dem treffenden Ausspruch einer amerikanischen Schriftstellerin, alle Gebiete des Wissens beherrschen. Nicht die physische Mütterlichkeit genügt, die höchste geistige Reife muß erstrebt werden, um die Jugend für den Kampf des Lebens zu erziehen. Leider ist heute das Verhältnis des heranwachsenden Sohnes zur Mutter nicht, wie es sein sollte. — Indem Gesetze geduldet werden, die die Frau wie eine Unmündige behandeln, wird die Autorität der Mutter untergraben und das Verhältnis zwischen Mann und Frau in der Ehe zu einem für die Frau unwürdigen und für den Mann verderblichen gestaltet. Im Hause findet die Frau nicht mehr einen genügenden Wirkungskreis, die Arbeit ist zum größten Teil dem Hause entzogen, was Wunder, daß die Frau danach strebt, der Arbeit ins Leben nachzugehen. Es sei ein Hauptverdienst der Frauenbewegung, daß sie auf die Notwendigkeit eines Berufes aufmerksam gemacht habe und dem spielerischen Besen der höheren Tochter, die für keine ernste Pflicht vorbereitet sei, ein Ende machen wolle. Der Redner weist auf die englischen und amerikanischen „Settlements" hin, einem Zusammenschluß von Frauen, in welchem die soziale Hilfsarbeit zum Beruf ausgebildet werde, und sieht gerade auf diesem Gebiet, in welchem die Mütterlichkeit der Frau sich betätigen könne, die schönste Aufgabe. In der Armenpflege, im Gefängniswesen ꝛc. sei die Mitarbeit der Frau dringend notwendig. Selbstverständlich könne sie dann auch nicht der Politik fern bleiben, und diese verlange geradezu das Eingreifen der Frau. Es seien ja nur alte Rechte, die die Frau wiedererobern will. Durch die Sitte, die von der Frau gepflegt wurde, sind die Gesetze entstanden, und auch heute könne bei den komplizierten Problemen der modernen Kultur das feinere Verstehen, das tiefere Mitgefühl der Frau die Entwickelung der Gesamtheit nur zum Heile gereichen. Und eben deshalb — so schließt der Redner — solle die Frau ihrem eigenen Ideale und nicht der Anschauungsweise des Mannes nachstreben, und durch die Emanzipation vom Manne den Segen einer tieferen, edleren Menschlichkeit in das Leben tragen. Der Redner fand reichen Beifall. (Rheinischer Kurier.)

Sprechsaal.

Bedingte Verurteilung.

Mit Rücksicht auf die in Nr. 1 dieser Blätter unter dem obigen Titel enthaltenen Bemerkungen sei es gestattet, auf eine interessante Verordnung hinzuweisen, welche gegen Ende 1902 in Oesterreich in Wirksamkeit trat und das Justizministerium ermächtigt, die Gerichte anzuweisen, in allen berücksichtigungswerten Fällen von Verurteilungen Jugendlicher Gnadenanträge zu stellen. Die Grundsätze sind — kurz erwähnt — die folgenden:

1.) In erster Linie sind die Unmündigen im Alter von 10 bis 14 Jahren zu berücksichtigen, die wegen an sich verbrecherischer Handlungen von den Gerichten zu bestrafen sind, bei denen jedoch nach den Umständen des Falles weder der Vollzug der Einschließung, noch die Abgabe in eine Besserungsanstalt dem Strafrechtszwecke fördernlich erscheint. Zurückgebliebene körperliche und geistige Entwicklung, auf das jugendliche Alter zurückzuführende Beweggründe zur That, Reue, ausreichende häusliche Zucht werden genügende Anhaltspunkte dafür geben, ob der Verurteilte des Straf-Erlasses würdig erscheint.

2.) Als nächste Altersstufe kommt die vom 14. bis vollendeten 16. Lebensjahr in Betracht. In der Regel soll der Verurteilte noch nicht gerichtlich vorbestraft sein und die ausgesprochene bezw. nachzusehende Freiheitsstrafe drei Monat Freiheitsstrafe oder 500 Kronen nicht übersteigen dürfen. Doch bei einer vorausgegangenen sittlichen und ehrlichen Lebensführung sowie, wenn das Gericht die Ueberzeugung gewinnt, es bedürfe gegenständlich nicht des Strafvollzuges, kann von der Voraussetzung der Unbescholtenheit abgegangen werden.

3.) Unter den sub 1) und 2) genannten Voraussetzungen können auch Jugendliche im Alter von 16—18 (vollendet) Jahren der Strafnachsicht empfohlen werden, wenn sie infolge zurückgebliebener Entwicklung in Bezug auf Verstand und Willenskraft Jugendlichen der erwähnten Altersstufen gleichzuachten sind.

Das Verfahren geht derart vor sich, daß ein Gnadengesuch des Verurteilten nicht abgewartet werden, sondern daß das Gericht vielmehr entweder sofort anläßlich der Urteilsfällung oder aber nach derselben von Amtswegen bei Vorhandensein der Voraussetzungen Beschluß über die Fragen fällen soll, ob die Nachsicht der ausgesprochenen Strafe zu beantragen sei. Soweit dies ohne Verzögerung des Verfahrens möglich ist, sind die gesetzlichen Vertreter des verurteilten Jugendlichen einzuvernehmen und zur Aeußerung aufzufordern. In jedem Falle der Stellung eines derartigen Gnadenantrages ist mit dem Strafvollzuge innezuhalten.

Wir sehen sonach, daß sich die österreichische Verordnung leider nicht viel vom deutschen Recht unterscheidet, nur daß sie eher geneigt ist, auf das Moment der früheren Unbescholtenheit zu verzichten. Standpunkt des deutschen Rechtes ist eigentlich der des bedingten Aufschubes des Strafvollzuges. Sein Wunsch liegt aber insbesondere auch in dem Moment der Ueberwachung des bedingt Verurteilten. Es ist nämlich schwer vermeidlich, daß in großen Staaten, in welchen eine derartige Ueberwachung einer größeren Zahl von Organen übertragen werden muß, die Wohlthat der bedingten Verurteilung oder des bedingten Strafverlasses durch Ungeschicklichkeit in der Handhabung zu einer schweren Schädigung des Ueberwachten in seinem Fortkommen führen kann. Die österreichische Verordnung sucht insbesondere erstbestraften besserungsfähigen Jugendlichen den Strafvollzug ohne Gefährdung des Strafzwecks zu ersparen auf dem Wege einer — eigentlich — unbedingten Begnadigung. In dem Falle, wo sich der Begnadigte des Erlasses der Strafe durch neuerliche Begehung einer strafbaren Handlung unwürdig erweist, kann dieser Umstand im Rahmen des drohenden Strafgesetzes berücksichtigt werden, indem er als Rückfälliger zu behandeln ist. Insofern, als hiedurch dem Verurteilten die mit der Ueberwachung verbundenen Gefahren erspart bleiben, erscheint diese Weg jedenfalls einfacher und zweckmäßiger. Dr. Moriz Sternberg (Wien.)

* * *

Kirche und Ethik.

Dr. Krorenberg ist immer noch nicht überzeugt davon, daß ich die freie, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Ethik wirklich als höchste Autorität in allen Fragen der Kultur und des Gewissens anerkenne. Vielleicht hat meine Erwiderung an Prof. Staudinger in die süßesten Nummern des Blattes seine Bedenken beruhigt und ihm gezeigt, daß es nicht die Kritik, sondern die unkritische Basis und Methode der Kritik ist, was ich angreife — und vor allem politische Aktionen, die sich auf solchen unzureichenden Untersuchungs-Grundlage erheben. Von einer Ethik, welche über Jahrhunderte alte Institutionen und Methoden zu Gericht sitzen und

wahrhaft weise das Veraltete vom Lebensfähigen scheiden will, verlange ich andere und umfassendere Ausweise der Lebens- und Sachkenntnis, als Dr. Kronenberg. — Das ist der ganze Unterschied unserer Ansichten. Ich halte weder Prof. Buisson, noch Dr. Kronenberg noch mich selbst für irgendwie genügende Sachverständige in der Beurteilung der geschichtlichen Bilanz der kirchlichen Pädagogik, um hier das Recht zu einer abschließenden Negation beanspruchen zu dürfen. Und ich behaupte, daß zu den Grundbedingungen eines solchen Urteils vor Allem noch längere und reichere Eroberungen auf dem Gebiete der nichtkirchlichen Pädagogik gehören; Kritisieren ist bekanntlich leicht, Bessermachen schwer; mir selber ist in meiner pädagogischen Praxis gerade beim „Bessermachenwollen" die pädagogische Bedeutung mancher „alten Dinge" klar geworden, die ich früher abstrakt kritisiert hatte.

Aus Dr. Kronenbergs Erstaunen über meine Ansichten sehe ich, wie sehr uns überhaupt das fehlt, was ich eine „Erkenntnistheorie der Ethik" nennen möchte. Dr. Kronenberg spricht von einer auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Ethik, und auch ich bekenne mich zu einer solchen Ethik — aber um welche Art von Denken und welche Art von Erfahrung handelt es sich hier? Dr. Kronenberg scheint mir hier den naturwissenschaftlichen Begriff der Erfahrung zu meinen, der jedoch keineswegs ausreicht. Das Wissen von den elektrischen Kräften erlangen wir durch äußere Erfahrung, das Wissen von den menschlichen Leidenschaften und den Kräften, welche Leidenschaft beruhigen und den Menschen freimachen — dieses Wissen erlangen wir doch zweifellos nur durch inneres Erlebnis. So wie wir nun für die Erkenntnis elektrischer Wirkungsweisen die günstigsten Bedingungen durch Experiment oder durch Beobachtung bei Gewitter ꝛc. aufsuchen, so sind doch auch zweifellos die günstigsten Bedingungen für die Erfahrung innerer Lebenserscheinungen nur bei liebbewegten Naturen, welche durch die reiche Zusammensetzung ihres Innern und die Stöße ihres Empfindens am meisten von den Wirklichkeiten erfahren, um die es sich da handelt. Diese tiefe Berührung mit der Lebenstragik, dies schwere Kämpfen und Ringen erschütterter Naturen habe ich mit dem Ausdruck „in der Hölle gewesen" gemeint, nicht etwa verbrecherisches Thun. Und wer Shakespeares Sonette liest, wird wissen, wie tief dieser Genius „in der Hölle" war — er, der weder seinen Othello, noch seinen Hamlet, noch seinen König Lear hätte schreiben können, wenn er nicht das größte Leiden und Kämpfen und Verzweifeln des leidenschaftlicheren und tieferen Menschen durchgemacht hätte. Oder hat Shakespeare seine Lebenskenntnis etwa mit dem abstrakten Verstande erschlossen? Gerade er ist ein Beispiel dafür, daß das Wissen vom Inneren Menschen nicht durch dieselben Methoden gewonnen wird, wie das Wissen von der Natur. Und aus diesem Grunde eben vertrete ich die Ansicht, daß die Stifter und Baumeister der Kirche ein reicheres positives Wissen von der menschlichen Seele besitzen, als die modeene Wissenschaft, und daher bei der Schöpfung und Ausgestaltung einer wahrhaft allgemeingiltigen Ethik in ganz anderer Weise berücksichtigt und angehört werden müssen, als der modeene Verstandes-Radikalismus das zugeben will.

Noch einige Worte über den „Mörder" und den „Wüstling". Das Wort „Mörder" für Paulus darf ich wohl als einen lapsus linguae auffassen, denn im Rahmen der damaligen Vorstellungen war Paulus ja wenig „Mörder" wie etwa heute ein Staatsanwalt, der einen Anarchisten zum Tode verurteilt. Und woher weiß Dr. Kronenberg, daß Augustinus ein Wüstling war? Es ist über Augustinus nichts bekannt, als daß er jahrelang mit einem Weibe in wilder Ehe lebte und ihr durchaus treu blieb. Wenn er selber dieses Verhältnis später als ein rein sinnliches und weibeloses so hart beurteilt, so ist das eben die leidenschaftliche Selbstanklage des feineren Menschen, der das Geringste als Großes empfindet, während der Durchschnittsmensch eben das Große als Geringes und Harmloses betrachtet. Ein wirklicher Wüstling hätte niemals mit solcher Feinheit und Zartheit von seiner Mutter schreiben können, wie Augustinus das gethan hat. Nach Dr. Kronenbergs Auffassung müßte dann wohl auch Michelangelo ein Wüstling gewesen sein, der sich nach schwerer anklagt und die Gottheit fragt:

„Ob die wohl jemals größre Gnade finden,
Die demutsvoll sich nah'n mit „tausend Sünden",
Ob die, die stolz auf das, was sie gethan,
Im Ueberfluß der guten Werke nah'n?

Diese Worte Michelangelos dringen mich auch auf die Gnadenlehre des Augustinus, die Dr. Kronenberg so heftig angreift und als das Widerspiel aller Ethik bezeichnet, wobei er die Sache so darstellt, als habe Augustinus so wenig Gewicht auf die sittliche Würdigkeit gelegt, weil er selbst ein unsittliches Leben hinter sich gehabt habe. Die oben zitierten Worte Michelangelos zeigen gerade recht deutlich den tief ethischen Kern, der in der Gnadenlehre liegt und der freilich mit dem bloßen abstrakten Verstande nicht erfaßt werden kann. Gerade der tiefe und feine Mensch empfindet, daß es eigentlich eine sittliche Würdigkeit überhaupt nicht giebt, eben weil ihm der Abstand des eigenen Wesens vom sittlichen Ideal so unendlich groß erscheint, daß er seine sittliche Unwürdigkeit unsamehr fühlt, je ernster er den ganzen Sinn der höheren Forderung erfaßt. Daß es für den tieferen Wert des Menschen mehr auf diese bescheidenste Stimmung und Verfassung des Herzens ankommt, als auf die sogenannte sittliche Würdigkeit, die es im Grunde garnicht giebt — und daß die größte Gefahr für die ethische Kultur des Menschen gerade darin liegt, daß er an eine solche sittliche Würdigkeit glaubt, weil solcher Glaube nur zu leicht zu pharisäischer Selbstzufriedenheit führt — das ist der Sinn der ganzen Lehre des Augustinus. Das, was er die Gnade nennt, das ist etwas, was nur Menschen zufällt, die jenes intensive Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit, ihres Fernseins vom Ideal haben, das sich mit jeder weiteren Reife ihrer Lebens- und Selbsterkenntnis vertieft und verschärft — und dieses Gefühl erweckt in ihnen das Bedürfnis nach dem innigsten und frömmsten geistigen Umgang mit den höchsten Seelen, die mit inneren Kräften „begnadet" waren, durch die sie alle die Widersprüche des Lebens lösten, in denen wir stecken bleiben, und zu jenem vollkommenen Frieden eingingen, den wir Anderen nur von ferne ahnen können. Dies und nichts Anderes ist der rein menschliche Inhalt der vielbekämpften Gnadenlehre — nichts weiter als die Konstatierung der Lebenstatsache, daß es zweierlei Menschen giebt (auch innerhalb der Kirche), die mit sich Zufriedenen und Fertigen und die mit sich Unzufriedenen und sich nach Ergänzung und Erlösung Sehnenden. Die Einen werden immer meinen, daß sie das ganze Leben von sich aus verstehen, sie werden sich allem Höchsten gleich setzen, ja überordnen, und darum eben stets von der höchsten Erleuchtung des inneren Lebens ausgeschlossen sein — die Anderen werden die Thatsache höherer und höchster Seelen in tiefer Demut anerkennen und durch diese Erkenntnis und das Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit das allein richtige Verhältnis zum sittlichen Ideal gewinnen. Und darauf kommt es Augustinus an. Indem Dr. Kronenberg diese Lehre, die von Michelangelo und Luther tief erfaßt, von Dantes Gestaltungen erhaben verkörpert*) und auch von Goethe im zweiten Teil seines Faust geahnt wurde, einfach als Widerspiel aller Ethik und Fluch der Kultur betrachtet, giebt er nur wieder eine deutliche Illustration dafür, daß eben der abstrakt philosophischen Betrachtung der Welt gewisse Lebens- und Seelentatsachen einfach nicht zugänglich sind, die für den Aufbau wahrer Kultur und echten Menschentums, also auch für die Ethik, mindestens so wichtig sind, wie die sozialen Thatsachen und Zusammenhänge. Darum halte ich daran fest, daß „die Ethik" nicht identisch sein kann mit der Ethik des Individualismus, sondern auf eine breitere Basis des Erfahrens und Erlebens gestellt werden muß.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Bücherschau.

Miriam Eck: „Marienlieder." Berlin-Stuttgart. 1902 Axel Juncker.

Es giebt noch Herzen, die einem Opferaltar gleichen: da verbrennen irdische Wünsche, Leidenschaften, Begehrungen, damit die Rauchsäulen der Andacht umso höher steigen, umtanzt vom Sprühfunkenregen lieblich freier Gedanken, die durch irdische Not und Schwere nicht mehr am Steigen und Fliegen gehindert werden. Die Dichterin der vorliegenden Lieder hat solch' ein Herz, das gerne manches Irdische darangiebt um den Preis reiner Gefühle und Gedanken. Sie gehört zu den „Unzeitgemäßen"; sie horcht auf die Stimmen der Ewigkeit, die durch das Zeitgetriebe hindurchklingen; sie will nichts wissen von den Leidenschaften eines Geschlechts, dessen Liebeslieder von erotischer Verkommenheit zeugen; sie lächelt über die Halbheiten der Aufklärung und ist gläubig mit jenem Schelmenlächeln im Auge, das besagt: ich weiß, Vergängliches wurde zum Gleichnis gemacht und das Gleichnis ist darum auch vergänglich, aber meine Phantasie ist nicht so weise und zerstörungslustig wie mein Verstand, sie spielt und tändelt wie ein märchenfrohes Kind mit all' den himmlischen Rosen, die Glaubensinbrunst einst in's Leben hineinflocht, und sie haucht den unvergänglichen Duft dieser Rosen in meine Lieder hinein. — Nur diejenigen freilich, aus deren Augen manchmal noch ein Kinderblick herausleuchten kann, werden ein Herz haben für diese Lieder. Marienhuldigung verlangt reine Sinne. E. H.

---

*) Ich sehe die Gründe nicht, die Herrn Dr. Kronenberg bestimmen, Dante nicht als Vertreter kirchlicher Ethik anzuerkennen. Die divina comedia gilt heute noch als völlig orthodox-kirchlich. Es giebt wenige Menschen, welche gerade die kirchliche Gnadenlehre und das ganze Wesen der kirchlichen Ethik tiefer erfaßt hätten als Dante.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem obenerwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einsendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Central-Verwaltung der D. G. E. K. oder den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das „Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W. Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig" zu richten.

Auszug aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten; 2. insbesondere und auch nach außen hin: a) Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.; e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Zeitschrift

für

Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°.

Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—, III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das führende Organ dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen an gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Professor Dr. Döring,	Justizrat Stern,	Justizrat Dr. Rothe,	Dr. R. Penzig,	Paul Jossé,
1. Vorsitzender,	Rechtsanwalt und Notar,	1. Schriftführer,	2. Schriftführer,	Kassenführer,
Gr.-Lichterfelde bei Berlin,	2. Vorsitzende,	W. Königgrätzerstr. 126.	Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	W., Magdeburgerstraße 20.
Bismarckstraße 1.	W., Taubenstraße 34.			

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 28. Februar 1903. | Nr. 9.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Grenzzäune der Humanität. Von Dr. M. Kronenberg.
Zur Ethik der Maschine. Von Heinrich Pudor.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von Fr. W. F
Glossen zur Tagesgeschichte
Streiflichter:
Wie die sozialdemokratischen Hetzer vom Arbeitergroschen leben.
Das illegitime Kind
Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Frankfurt.
Vermischtes.

Grenzzäune der Humanität.

Von Dr. M. Kronenberg.

Einem einsamen Wanderer, der gerne stille, weltabgeschiedene Gebiete aufsucht und, immer weiter fortschreitend, sich der Betrachtung hingiebt, begegnet es zuweilen, daß er plötzlich aufgeschreckt wird durch irgend eine Stimme: hier sei ein verbotener Weg, ein verbotenes Gebiet; oder er sieht sich plötzlich vor einem künstlichen Hindernis, einem Grenzzaun, der allen seinen Forschungsgelüsten an einer bestimmten Stelle vorzeitig ein Ziel setzt. Ganz ähnlich geht es auch immer wieder denen, die das weite Reich der Humanität — es ist im Grunde unendlich wie die Natur selbst — teilnehmend und fördernd oder gestaltend und bildend zu durchmessen suchen. Auch hier trifft man immer wieder auf Sperrforts und Grenzzäune, welche an bestimmten Stellen den Ausblick zu verschließen und das Weiterschreiten zu hindern suchen. Da glaubt mancher, es gäbe schon so viele innere Schwierigkeiten für die Fortentwicklung der Humanität, und ist nun erstaunt und verblüfft, vielleicht im ersten Augenblick auch erschreckt darüber, daß es daneben nun auch noch solche äußerlichen Hindernisse geben soll, solche Verhaue und Grenzzäune und Grenzpfähle, jenseits deren es verwehrt sein soll, menschlich zu fühlen und zu denken.

Mit solchen eigentümlichen Gefühlen der Verwunderung und Verblüffung muß sich immer wieder der preußische Staatsbürger erfüllen, wenn er hört oder gar als unmittelbar Beteiligter erfährt, wie die vortreffliche preußische Censur immer wieder bemüht ist, Grenzzäune der Humanität aufzurichten, oder daran zu erinnern, daß sie von Alters her bestehen. In den jüngsten Tagen hat man wieder einige drastische Fälle dieser Art erleben können. Keiner von diesen ist aber typischer und enthüllt mehr das eigentliche Wesen dieser Seltsamkeiten der preußischen Censur, als das Verbot der Aufführung des Paul Heyseschen Dramas: „Maria von Magdala".

In seiner „Maria von Magdala" hat Heyse ein Werk geschaffen, welches nach der übereinstimmenden Ansicht aller, die nur irgendwie zu einem Urteil berufen sind, geeignet ist, eine tief sittliche Wirkung hervorzurufen. Das war von vornherein für jeden klar, der den Dichter Heyse und das Wesen seiner Dichtart auch nur einigermaßen näher kennt. Fast alle auch, die das Werk bisher kennen lernten, gestanden ihm sogar eine tief religiöse Wirkung zu. Selbst die Censur-Behörden, die das Verdot ausgesprochen oder gerechtfertigt haben, konnten sich diesem Eindruck nicht entziehen, und selbst der Minister des Innern, von Hammerstein, der das Verbot im vollen Umfange für gerechtfertigt erklärte, stellte sich ganz auf diesen Boden und mußte die tief sittliche Wirkung des Werkes unumwunden anerkennen. Und dennoch ein Verbot? Und dennoch die Notwendigkeit, die Besucher eines Theaters vor solchen tief sittlichen Einwirkungen zu „schützen"?! Man darf sich fragen, wie es denn denkende Menschen anzufangen wissen, solche Ungereimtheiten innerlich zu rechtfertigen.

Es giebt in der That nur einen einzigen scheinbaren Rechtfertigungsgrund, der hier geltend gemacht werden kann und auch geltend gemacht worden ist: daß nämlich gewisse religiöse Gefühle durch Heyse's Bühnenwerk verletzt und darum durch das Verbot geschützt werden müßten. Denn es erscheint darin auch die Person Christi, nicht als Hauptfigur, aber als Nebenfigur, und zwar in einem Milieu und einem Zusammenhang, der ganz oder doch beinahe ganz menschlich gestaltet, in einer Verflechtung von inneren Beziehungen, die rein menschlich motiviert sind. Umdessentwillen freilich steht nun diese Bühnenfigur Christus im Widerspruch mit derjenigen Auffassung, welche eine größere Zahl christlicher Bekenner hegt. Bei Heyse erscheint er lediglich als ein Mensch und demzufolge als einer, der in dem Gewirr menschlicher Bestrebungen, wie alle anderen, das Rechte zu finden nur eben sich bemüht, aber auch den Versuchungen nicht entgeht, wiewohl er schließlich allen gegenüber siegreich bleibt. Das steht freilich im Widerspruch mit jener religiösen Auffassung, wonach Christus göttlichen Ursprungs oder doch mit Gott, mit der Gottheit selbst, zu einer unlöslichen Einheit verbunden sei.

Nun darf man fragen, ob in der That, indem die Figur Christi so ins rein Menschliche hinein interpretiert worden ist, irgend welche religiösen Gefühle auch thatsächlich verletzt werden oder auch nur verletzt werden können. Sicherlich ist das nicht der Fall. Man kann

Digitized by Google

zunächst schon von vornherein annehmen, daß gerade unter den Besuchern hauptstädtischer Theater, die hier allein in Betracht kommen, in jedem Fall nur sehr wenige sich befinden werden, die von vornherein an einer solchen Interpretation Anstoß nehmen würden. Aber selbst wenn das der Fall wäre, selbst wenn man annehmen dürfte, daß unter denen, die ein solches Werk auf der Bühne sehen werden, eine größere oder kleinere Anzahl von Menschen sich befinde, deren Gefühlsleben mit der Vorstellung von der Göttlichkeit Christi aufs innigste durchdrungen ist: würde dann ihr religiöses Gefühl nur im mindesten erschüttert werden? Wie lange soll noch der alte verhängnisvolle Irrtum konserviert werden, als hänge das religiöse Gefühl ab von irgend welchen bestimmten Glaubenssätzen, von irgend welchen fixierten kirchlichen Normen und Dogmen, während doch umgekehrt dies alles erst aus dem religiösen Gefühl erzeugt wird, in ihm allein seine Berechtigung finden und suchen und aus ihm allein auch seine eigene Kraft schöpfen muß. Das seiner selbst sichere religiöse Gefühl ist durch keinerlei Meinung oder Erscheinung, die ihm gegenübertritt, zu erschüttern, und ruht fest in sich selbst; nur das haltlos schwankende Gefühl ist einer solchen Erschütterung fähig. Aber dann ist auch kein Verbot und keine Schutzmaßregel imstande, solche Erschütterung aufzuhalten. Mögen ihm auch gewisse Erscheinungen auf der Bühne vorenthalten bleiben, so entspringen aus tausend anderen Quellen unzählige Einflüsse, die eben dieselbe Erschütterung unfehlbar bewirken werden.

Man darf aber auch fragen: Ist es denn die Aufgabe des Staates überhaupt, bestimmte Gefühlsweisen zu schützen? Ist es überhaupt möglich, daß der Staat eine solche Aufgabe durchführt; und wenn er sie durchführen wollte, kann er es, ohne seine wichtigste ethische Aufgabe, gerecht zu sein, gänzlich zu verleugnen? Man nehme den Fall, daß wirklich zahlreiche Theaterbesucher, welchen das Wesen des künstlerischen Gestaltens fremd ist, die der Hauptsache nach nur einer rein stofflichen Einwirkung fähig sind, wirklich in ihren Gefühlen verletzt werden, wenn die Persönlichkeit Christi in rein menschlichem Gewande auftritt, — giebt es nicht ebensoviele, vielleicht noch viel mehr, bei denen das Umgekehrte der Fall ist, die sich in ihrem ganzen Wesen, in ihrer überall auf das rein Menschliche eingestellten Empfindungsweise bedrückt und verletzt fühlen, wenn ihnen ein Mensch, wie hoch er auch stehen mag, in der Gewandung eines Gottes, mit den Attributen der Göttlichkeit entgegentritt, sodaß eben das rein Menschliche nicht mehr mit ihm verglichen werden kann? Ja, es giebt sogar viele, und oft gewiß nicht die schlechtesten, die es nicht einmal mehr ertragen können, daß diese Vergottung eines Menschen in versteckter Weise sich vollzieht, dadurch nämlich, daß alle Schatten des historischen Bildes hinweggetilgt werden und alles Licht auf ihn gehäuft wird, sodaß er eben — ein vollkommener Widerspruch — zu gleicher Zeit als Mensch und doch über alles menschliche Maß absolut hinausgehoben erscheint. So hat es z. B. Goethe empfunden, der wiederholt, in überaus scharfen Wendungen, namentlich gegenüber Lavater, es ausgesprochen hat, wie unerträglich ihm dieses Bemühen sei, das da „alle bunten Federn der weiten Welt, als wären sie usurpiert, ausrauft, um „nur den einen Paradiesvogel damit zu schmücken."

Hätten nun nicht Menschen solcher Empfindungsweise ebensogut das Recht zu beanspruchen, daß auch ihre Gefühle von staatlicher Seite geschützt würden? Und zwischen diesem und jenem anderen Extrem giebt es ja noch eine große Skala von Zwischenstufen. Alle diese Gefühlsweisen haben sicherlich ein gleiches Anrecht auf Schutz, wenn man dieses Anrecht auch nur einer einzigen zubilligen will. Wo aber ist da die Grenze? Und wie ist es möglich, daß der Staat mit seinem summarischen Verfahren, seinen auf das Generelle eingestellten Machtmitteln, in das Differenzierteste, nämlich bestimmte Gefühlsweisen, eingreift?

In Wahrheit aber ist ja auch das Vorgeben, die religiösen Gefühle zu schützen, nur eine leere Formel, unter der man etwas ganz Anderes zu verdecken sucht. Und dies Andere ist: der Staat ist eben bei uns noch immer allzu eng verbunden mit dem Kirchenwesen, er fühlt sich mit ihm in gewissem Grade solidarisch und hält es darum für seine Aufgabe, die wesentlichen Grundlagen dieses Kirchenwesens mit seinen Machtmitteln zu schützen. Nicht bestimmte religiöse Gefühlsweisen will er vor Anfechtungen sichern, sondern bestimmte kirchliche Dogmen, die er zu den Grundlagen auch seiner eigenen Existenz rechnet. Es ist der alte Kampf zwischen der geistigen Freiheit und der durch bloße Macht und äußere Gewalt konservierten geistigen Unfreiheit, welcher hier wieder zur Erscheinung kommt. In unserer kulturell schon so weit vorgeschrittenen Zeit kann es sich da freilich nur um Nachhut-Gefechte handeln, die bei allem Ernst, der der Sache beiwohnt, zugleich auch etwas Groteskes und Komisches haben, weil der Hauptkampf schon entschieden ist, und weil es überhaupt seltsam wirken muß, wenn man mit ein paar Polizeibestimmungen und Zensurverboten, an dieser oder jener Stelle, den Fortschritt der geistigen Freiheit und die damit parallel laufende Loslösung des staatlichen Lebens von allem Kirchenwesen ernsthaft aufhalten zu können vermeint. Aber dennoch müssen solche Erscheinungen auch zum Nachdenken anregen. Denn sie lassen ja deutlich erkennen, eine wie bedeutende Macht noch immer diejenigen repräsentieren, welche diesen Fortschritt aufhalten wollen. Zensurbestimmungen und Zensurbehörden und selbst Minister bedeuten ja an sich nur wenig, wenn sie nicht gestützt werden durch gewisse Strömungen des öffentlichen Geistes oder durch gewisse Machtkonstellationen, deren Werkzeuge sie sind; sie sind nur äußere Repräsentanten desjenigen Schwergewichtes, das von diesen ideellen Faktoren in die Wagschale geworfen werden kann.

Wenn also noch veraltete Zensurbestimmungen bei uns in Kraft sind, wonach biblische Stoffe nur in Ausnahmefällen auf der Bühne behandelt werden dürfen und alsdann der Willkür der Behörden anheim gestellt ist, welches diese Ausnahmefälle sein sollen, so ist das alles nichts weiter als ein unaufgelöster Ueberrest des uralten Streites zwischen Kirchenwesen und Menschentum, zwischen autoritativer Gebundenheit und geistiger Freiheit. Seitdem im vierten Jahrhundert das Christentum zum erstenmal Staatsreligion wurde und ein System von Dogmen aus ihm zusammengeschmiedet worden war, haben die Versuche nicht aufgehört, den Standpunkt einer rein menschlichen Auffassung gegenüber all dem geltend zu machen, — aber ebensowenig die Bestrebungen von der Gegenseite, solchen Versuchen mit Gewalt entgegenzutreten. Die Ausdehnungsmöglichkeiten dieser gewaltsamen Unterdrückung wurden freilich immer geringer, ihre Mittel immer schwächer, aber Reste von dieser alten Gewaltpolitik giebt es noch heute in unserem sonst so hoch entwickelten Kulturstaat, und einer dieser Reste ist eben jene veraltete Zensurbestimmung, von der hier die Rede ist.

Es kann nicht leicht etwas Kulturwidrigeres und zugleich gerade vom Standpunkt des Staates aus Widersinnigeres geben, als diese Aufrechterhaltung der religiösen Gewaltpolitik, sei es auch nur auf einem so vereinzelten Gebiete, wie dem der Bühnenkunst. Wie sehr dadurch die Kunst geschädigt wird, ist schon oft genug ausgeführt worden, sodaß nähere Darlegungen hier sich erübrigen. Man braucht nur auf die eine Thatsache hinzuweisen, daß es für jede Art von Kunst nicht leicht ein fruchtbareres Feld giebt, als das des religiösen Mythus. Wo beide, Religion und Kunst, sich innigst durchdringen und unein-

geſchränkt Hand in Hand gehen dürfen, da entſteht immer für beide eine Zeit der reichſten Blüte. Nichts iſt naturgemäßer. Denn alles religiöſe Leben, wie ſchon geſagt worden iſt, hat ja ſeine eigentliche Bedeutung, ſeine Stärke im Innerſten des Menſchen, nicht in objektiven Wahrheiten, ſondern in ſubjektiven Empfindungsweiſen. Da, wo es wirklich echt iſt — was freilich viel ſeltener der Fall iſt, als man gemeinhin annimmt —, entfaltet ſich in ihm die geheimſte Poeſie des menſchlichen Lebens, und darum ſtrebt jeder, der an ihm Teil hat, danach, alles Feſte und Ruhende, was nur irgendwie mit dem religiöſen Leben in Beziehung ſteht, hiſtoriſche Geſtalten und Erinnerungen, Dogmen oder ſelbſt Symbole niemals als Ruhendes und Feſtes zu bewahren, ſondern immerfort umzuwandeln, ſich ſelbſt zuzubilden und der eigenen Geſtaltungskraft entſprechend von neuem zu formen. Darum ſind die Künſtler von vornherein die berufenſten Interpreten eines wirklichen religiöſen Lebens; der Kunſt alſo nach dieſer Seite hin Schranken auferlegen, ſie von dem ganzen Stoffgebiet des religiöſen Mythos abwehren, das heißt geradezu ihr die Lebensader unterbinden.

In der heutigen Zeit aber iſt dies Vorgehen beſonders kulturfeindlich, und man hätte gerade vom Standpunkt eines wirklich religiöſen Lebens doppelt und dreifach Veranlaſſung, gegen jede derartige Einſchnürung der Kunſt Proteſt zu erheben. Denn all die Tauſende und Millionen, welche heute außerhalb jeder Gemeinſchaft mit der Kirche ſich befinden und dem, was ſich offiziell Religion nennt, innerlichſt entfremdet ſind, können zum großen Teil, wenn überhaupt, jedenfalls nur auf dem Umwege über die Kunſt irgend ein Verhältnis zu ihr zurückgewinnen. Jede Renaiſſance des religiöſen Lebens hat, ſeitdem es eine Kulturentwicklung giebt, ihren Umweg über die Kunſt nehmen müſſen, dadurch vor allem, daß der urſprüngliche religiöſe Mythos, der ſeinem innerlichen Gehalt nach vielen Menſchen fremd geworden war, von neuem in rein menſchlicher Weiſe interpretiert wurde, daß er gleichſam aus ſeiner Wolkenhöhe ſich herabſenkte zur Erdenwelt, nun von neuem verſtanden und, wenn auch vielleicht in anderer Form, aufgenommen wurde. So iſt beiſpielsweiſe im Grunde auch der ganze Entwicklungsgang der Renaiſſance der Kunſt am Ausgang des Mittelalters, die wir im engſten Sinne mit dieſem Namen belegen. Bei den älteſten Vertretern dieſer Renaiſſance ſehen wir, wie auf ihren Bildern Chriſtus und die Heiligen mit einem ungeheuren Heiligenſchein verſehen ſind, mit einem gewaltigen goldigen Hintergrunde, einem dicken goldenen Reifen als Symbol des Uebermenſchlich-Heiligen, wodurch für unſer Empfinden die Einheit des Kunſtwerkes oft ganz aufgehoben wird. Allmählich verſchwindet dieſer goldene Hintergrund, der goldene Reif, der den Heiligenſchein repräſentiert, wird dünner und dünner, die Geſtalten des chriſtlichen Mythos menſchlicher und menſchlicher, bis ſie ſchließlich in der Menſchenwelt vollſtändig aufgegangen ſind.

Heute hat aber die Kunſt neben dieſer immerwährenden Aufgabe, des religiöſen Lebens wie aller Lebenserſcheinungen ſich mit rein menſchlichen Mitteln zu bemächtigen, noch eine andere ebenſo wichtige: die, ſelbſt religiöſe Wirkungen auszulöſen.

Mehr wie je haben gerade heute Dichter und Künſtler und Philoſophen Aufgaben übernommen, die früher, ehe es ein differenzierteres Kulturleben gab, der Kirche zugehörten. Was einſt den Israeliten geſagt wurde, ſie ſollten die güldenen Gefäſſe von den Altären der Aegypter hinwegnehmen und ſie zu reinerem Gebrauche verwenden, das gilt heute auch für die frei ſchaffenden Geiſter gegenüber der Kirche. Sie ſind es, welche Unzähligen das vermitteln, was der Gläubige in ſeiner Kirche fand, oder wohl auch noch heute findet, und ſie können dieſe Aufgabe nicht nur mit gleicher, ſondern mit viel höherer und reinerer Wirkung erfüllen. „Ich ſage manchmal“, lautet ein Wort Carlyle's,

„die Verfaſſer von Zeitungen, Flugſchriften, Gedichten, Büchern ſind die eigentliche mit Erfolg arbeitende Kirche eines modernen Landes. Sind nicht die edlen Gefühle, die eine begabte Seele für uns in melodiſche Worte gekleidet hat, um Melodie in unſere Herzen zu bringen, wenn wir ſie nur verſtehen wollen, gottesdienſtlicher Notar? Es giebt in allen Ländern viele, die in dieſer verworrenen Zeit keine andere Art des Gottesdienſtes haben. . . . Wer durch Singen und Sagen oder ſonſt wie uns die edlen Thaten, Gefühle, Wagniſſe und Leiden eines Mitbruders ans die Seele führt, der hat wahrlich unſere Herzen wie mit einer glühenden Kohle vom Altar berührt. Einen echteren Gottesdienſt giebt es vielleicht nicht“.

Es wäre nun eine ſehr oberflächliche Entſchuldigung, wenn man darauf hinweiſen wollte, daß ja, was auf der Bühne nicht dargeſtellt werden dürfe, als Buch verbreitet werden könne und ſeine Leſer fände. Denn ein Drama hat ſein eigentliches Leben nicht in den Büchern, ſondern auf der Bühne. Das Buch iſt, wenn es ſich um ein wirkliches Drama handelt, immer nur ein geringer Erſatz für dieſe Bühnenwirkung; und ſchaffende Dichter, ebenſo wie alle die Menſchen, welche nach wirklich erhebenden Wirkungen Verlangen tragen, dürfen beanſpruchen, daß ihnen nicht kraft bloßer Gewalt vorenthalten wird, worauf ſie ein Anrecht haben. Schließlich iſt ja dieſe Gewaltanwendung auch garnicht auf das vereinzelte Gebiet der Bühnenkunſt beſchränkt. Wir erleben es ja immer wieder, daß mit Hilfe von antiquirten Paragraphen auch diejenige periodiſche und Buchlitteratur verfolgt wird, die ſich bemüht, Religion, religiöſes Leben, religiöſe und kirchliche Inſtitutionen vom rein menſchlichem Standpunkte aus zu interpretieren und zu kritiſieren. Warum horcht man nur erſtaunt und verwundert auf, wenn ſolche Gewalt ſich gegen einen hervorragenden Dichter von anerkanntem Ruf richtet? Ein ſolches Bild wirkt freilich beſonders draſtiſch: Ein Dichter, und zwar einer der berufenſten, geht hin, um eine Blüte der Humanität auch auf dem Felde religiöſen Lebens zu gewinnen — da ſieht er ſich von einem künſtlichen Grenzzaun aufgehalten und eine preußiſche Pickelhaube taucht auf und verwehrt ihm das Weiterſchreiten. Aber man ſollte ſolchen Erſcheinungen mehr auf den Grund gehen und ſich klar machen, daß hier noch ein Kampf auszufechten iſt, ein Kampf gegen die Ueberbleibſel derjenigen Anſchauungsweiſe, welche ſeit vielen Jahrhunderten immer wieder bemüht war, die freie Humanität zu erſticken, ihr Grenzzäune zu ziehen, angeblich um das Göttliche zu ſchützen, in Wirklichkeit aber, um es mit den Mitteln der Gewalt vor den ſcharfen Strahlen der Wahrheit, ſei es der Wahrheit des denkenden Erkennens, oder des künſtleriſchen Geſtaltens, zu bewahren. Erſt wenn man zu dieſer allgemeineren Auffaſſung vorgedrungen iſt, wird es möglich ſein, durch die Kraft des öffentlichen Unwillens ſolchen Erſcheinungen, wie wir ſie in der jüngſten Zeit wieder erlebt haben, ein Ende zu machen.

Zur Ethik der Maſchine.

Von Heinrich Pudor.

Die Geſchichte der Entwicklung der Maſchine iſt zugleich eine Geſchichte der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes. Denn die Maſchine, wie ſie vom Menſchengeiſt erſonnen iſt, iſt ein Niederſchlag der menſchlichen Denkthätigkeit und giebt in ihrer Idee und in ihrem Prinzip ein Bild von der Höhe und dem Standpunkt des menſchlichen Geiſtes. Ihre Idee iſt Ausfluß des menſchlichen Denkens. Die Maſchine hat vom Menſchen geborgten Intellekt, ſie denkt, ſie hat Gehirn. Denn Denken heißt vergleichen und verbinden. Wenn die Heftmaſchine mit

einem Schlage nicht nur ein Buch durchsticht, sondern zugleich heftet, so ist sie gleichsam vermenschlicht, sie hat nicht nur mechanische, sondern auch menschliche Denkarbeit verrichtet. Verschiedene Thätigkeiten sind zu einer einzigen verbunden worden, und diese wird in einer möglichst kurzen Zeit ausgeführt. Und je weiter die Entwicklung der Maschine fortschreitet, je mehr die Maschinen verbessert werden, je komplizierter sie werden, desto mehr geht vom menschlichen Geist in sie über, und ein desto beseelteres Werkzeug des menschlichen Geistes werden sie. In diesem Sinne geht die Entwicklung der Moschine mit der Entwicklung der Kultur überhaupt im Schritt. Die gegenwärtige Zeit, in welcher die Entwicklung der Maschine eine bedeutende Höhe erreicht hat und in der man geradezu von dem Anheben eines Zeitalters der Maschine sprechen kann, darf darnach den Anspruch auf den Ruf einer besonders fortgeschrittenen Zeit machen. Vielleicht, daß man einst den Beginn der neuen Zeit von dem Zeitpunkt der Erfindung der Maschine an rechnen wird. Denn hierdurch erst wurde dem Menschen die Herrschaft über die Materie, über den Stoff ermöglicht. Wenn die Voraussetzung einer früheren Periode der Kultur die Herrschaft des Menschen über das Tierreich gewesen war, so datiert eine spätere von der Herrschaft über die Elemente. Und diese Herrschaft über die Elemente schließt zugleich eine Ausdeutung der Elemente und ihrer Kräfte in sich oder hat sie zum mindesten zur Folge: diese Zeit beginnt mit der Erfindung des Blitzableiters und setzt sich fort mit der Verwertung der elektrischen Kraft.

Man wolle nicht denken, daß damit die Herrschaft der Maschine notwendig die Herrschaft des mechanischen Prinzips in sich schließe. Vielmehr liegt in der Maschine eine große *ethische* Bedeutung. An und für sich zwar kennt die Maschine nur physikalische, statische, mechanische und chemische Werte, aber mittelbar trägt sie ethische Werte in sich. Denn ihr Zweck ist es, dem Menschen die mechanische Arbeit zu erleichtern, sie ihm zum Teil abzunehmen und ihm Zeit und Kraft zur Leistung höherer sittlicher Arbeit zu schaffen. Die Maschine bedeutet nicht nur Zeit- und Geldersparnis, sondern sie bedeutet Ersparnis an menschlicher Kraft und sie hat ein Freiwerden dieser menschlichen Kraft für höhere Aufgaben zur Folge. Nicht nur, daß infolge der Erfindung der Dampfmaschine und des elektrischen Motors das Tier, das Pferd geschont wird und das Zugtier mehr und mehr in Wegfall kommt, so wird auch der Mensch selbst mehr und mehr von niedriger mechnnischer Arbeit entlastet und seine Kraft wird frei für höhere Aufgaben, für höher stehende Arbeit, für höhere Ziele. In Ostasien wird der Mensch noch heute als Zugtier verwendet, bei uns wird der Mensch noch heute zur Verrichtung niederer körperlicher Arbeit (wie Straßenreinigungen, Bergbau) verwendet, aber ein gut Teil dieser niedersten Arbeit ist ihm schon abgenommen, dank der Erfindung der Maschinen (z. B. Straßenreinigungsmaschinen).

Darin liegt der hohe Kulturwert der Maschine und ihr hoher ethischer Wert. Je mehr die menschliche Kraft frei wird für höhere sittliche, geistige und künstlerische Aufgaben, desto höher steht die Kultur; der Maschine aber fällt gerade diese Aufgabe zu. Deshalb hat man ein Recht, die moderne Zeit diejenige zu nennen, in welcher die Maschine ihren Siegeslauf begann, und ein Blick in die Maschinenhalle der 1889er Pariser Weltausstellung war ein Blick in die Morgenröte eines neuen Zeitalters. Die Erfindungen und Entdeckungen des Reformations-Zeitalters stehen an Bedeutung gegenüber der beginnenden Herrschaft der Maschinen weit zurück. Zu einem höheren ethischen Wesen wurde der Mensch erst mit Hilfe der Maschine.

Also nicht nur Intellekt und Denkkraft steckt in der Maschine, sondern ebenso sittliche Kraft und Moralität. Wenn heute die Gruben durch Maschinen geräumt, die Teppiche durch Maschinen gereinigt, das schmutzige Geschirr auf moschinellem Wege gespült, die Lasten durch Maschinen gehoben und bewegt werden, so bedeutet dies nicht nur Gewinn an Geld und Zeit, sondern ebenfalls an Sittlichkeit. Und deshalb liegt der Beginn des Maschinen-Zeitalters im Beginn des demokratischen Zeitalters, in dem der vierte Stond noch Befreiung ringt und die Menschenwürde in allen Menschen erwacht und nach Anerkennung strebt. Diese Emonzipotion des vierten Standes, diese Firmelung der untersten Menschenklasse, diese Erhöhung des menschlichen Tieres oder Arbeitspferdes, diese Befreiung der Arbeitssklaven ist nur möglich durch die Erfindung der Maschine. Es giebt heute Moschinen zum Ausklopfen der Mehlsäcke. Der Erfinder hot gewiß hierbei nicht ethische Ziele im Auge gehabt, er hat lediglich noch einem Mittel gesucht, die Mehlsäcke möglichst gründlich zu reinigen, um damit Mehl und folglich Geld zu sparen — olso der ökonomische Standpunkt war für ihn maßgebend. Der Erfinder der Lokomotive hinwiederum hat vermutlich in erster Linie an eine möglichst schnelle Fortbewegung des Menschen und materieller Lasten gedacht — also die Frage der Ersparung von Zeit und Geld war für ihn ausschlaggebend. Ob aber nun die ethische Bedeutung der Maschine für den Erfinder moßgebend war oder nicht, ob sie ursprünglich nebensächlich oder hauptsächlich war — für die Entwicklung der menschlichen, sittlichen und geistigen Kräfte kommt sie zumeist in Betracht, und es ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern zu erwarten, daß in einer künftigen Zeit das Regulativ für Erfindung von Maschinen die Befreiung des menschlichen Individuums von der Materie sein wird. Dann erst wird die Zeit bewußter sittlicher Erhöhung des Menschen mit Hilfe der Maschine gekommen sein. Dann wird die Bedeutung der Maschine sich beträchtlich steigern, und dann wird vermutlich auch die Technik der Maschinenerfindung einen neuen, ungeahnten Aufschwung nehmen.

Immerhin giebt es auch heute schon Maschinen zur Erhöhung des Gesundheitszustandes des Menschen, Maschinen also, welche ausdrücklich und bewußt mit dem Zweck, das Wohl des Menschen zu fördern, erfunden sind. Dahin gehören alle in das Bereich der Hygiene fallenden Maschinen, von der Straßenreinigungs- bis zur Elektrisiermaschine, von der Ventilationsmaschine bis zum Magenspülapparat.

Man kann geradezu die Geschichte der Erfindung der Maschine nach dem Standpunkt, inwieweit die Erhöhung des menschlichen Wohles der Vater des Gedankens war, einteilen. Zuerst waren es immer nur praktische und ökonomische Gründe; der ethische und intellektuelle Gewinn war nebensächlich und mehr oder weniger zufällig. Je weiter wir aber kulturell vorwärts schreiten, desto mehr wird auch bei der Erfindung der Maschine die Erhöhung der menschlichen Moralität der treibende Gedanke werden. Darnach wäre z. B. eine der dringlichen Aufgaben für die Maschinentechnik, die Zu-Tage-Förderung der Erze mehr als bisher auf maschinellem Wege zu ermöglichen. Denn streng genommen müßte die Hygiene, von der öffentlichen Wohlfahrt im Allgemeinen und Sozialpolitik zu schweigen, die bisherige Art des Gruben- und Bergwerkbaues durchaus verbieten; sie ist menschenunwürdig, denn mehr oder weniger ist Schädigung der Gesundheit, Krankheit und Tod unumgänglich mit ihr verknüpft.*)

*) Nach einer neueren Statistik ist in Amerika der Prozentsatz derjenigen Bergwerke, welche mit Maschinen arbeiten, in starkem Steigen.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Der tote Frosch.

Es giebt manche Knoben, die prahlen damit, daß sie sich nichts gefallen lassen und jede Beleidigung, jeden Stoß und jeden Schlag doppelt und dreifach vergelten. Soll ich Euch einmal an einem Beispiel aus der Naturgeschichte zeigen, daß man gar keinen Grund hat, sich auf solche Künste etwas einzubilden? Wenn man einen eben getöteten Frosch nimmt und berührt ihn an einer bestimmten Stelle des Rückgrats, so bewegt sich seine Pfote, um die Reizung abzuwehren. Sogar wenn ihm der Kopf abgeschnitten ist, thut er das noch. Man braucht also im Grunde nicht einmal einen Kopf dazu, um darauf loszuschlagen, wenn man gereizt wird. Genau so, wie sich unsere Augenlider schnell herabsenken, sobald ein starker Reiz das Auge bedroht, ohne daß der Kopf noch vorher um seine Meinung gefragt wird (denn dann wäre es meist schon zu spät) — genau so hat auch jedes lebende Wesen in seinem Körper die Einrichtung, daß es Bewegungen zum Abwehren und Niederschlagen macht, sobald es verletzt oder bedroht wird. Das hat auch der Mensch mit dem Tiere gemeinsam, und er braucht sich also nichts darauf einzubilden — so wenig als auf die Fähigkeit zum Essen und zum Trinken. Er muß sich immer nur zur Abkühlung sagen: Die Pfote hochheben, wenn man gereizt wird — das kann auch ein toter Frosch. Dazu braucht man kein Held zu sein. Aber wir Menschen haben eine andere Fähigkeit, auf die wir wirklich stolz sein können. Welche Fähigkeit meine ich wohl? Es ist das gerade Gegenteil davon, daß man immer gleich jede Reizung mit einer heftigen Bewegung oder einem wilden Wort beantwortet. „Selbstbeherrschung!" Ja gewiß — Selbstbeherrschung. Das ist nun ein sehr trockenes Wort — aber ich will Euch einmal etwas von der Naturgeschichte der Selbstbeherrschung erzählen, da werdet Ihr sehen, wieviel Kraft und Leben in der Selbstbeherrschung aufgespeichert liegt. Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß man das menschliche Gehirn mit einem Telegraphenbureau verglichen hat, wo beständig Depeschen einlaufen und weiter befördert werden? Wißt Ihr, was da eigentlich telegraphiert wird? Es ist zunächst ein großer Nachrichtendienst — alles, was den Menschen angeht — manchmal auch etwas, das ihn garnichts angeht — wird ins Gehirn gemeldet durch die Nerven, die vom Auge, vom Ohre, von der Nase und von der Haut ins Gehirn gehen. Warum wird das gemeldet? Nun, damit sich der Mensch richtet nach dem, was draußen vorgeht, und rechtzeitig Acht giebt und weiß, was er zu thun hat. Nun giebt es aber auch andere Stellen im Gehirn, wo alle diejenigen Nerven enden, von denen aus die Bewegungen in Szene gesetzt wird. Ich will Euch einmal einen Kopf an die Tafel zeichnen; seht, wenn dort die Stelle ist, wo die Meldung, z. B. von einer Ohrfeige, hintelegraphiert wird, so ist hier eine andere Stelle, von der die Bewegung zur Rückzahlung der Ohrfeige ausgeht. Wenn jemand nun aber die Ohrfeige oder das böse Wort garnicht zurückgiebt, was geschieht eigentlich dann in unserm Gehirn? Ich will es Euch erklären. Habt Ihr davon gehört, daß im Kriege die Oberbefehlshaber oft eine sogenannte Censurbehörde einsetzen, die nur solche Telegramme durchläßt, die nichts Nachteiliges über die Erfolge der eigenen Truppen berichten? Nun, genau solche Censurbehörden haben wir auch in unserm Gehirn, allerlei Gedanken nämlich, die nicht dulden, daß das Telegramm gleich weitergegeben wird an das Ohrfeigenbureau, sondern die dafür sorgen, daß die Antwort auf die Beleidigung erst gründlich überlegt wird, damit nichts gesagt oder gethan werde, was uns später reut. Reue kommt nämlich, wenn wir etwas thun, ohne unsere besten Gedanken vorher um Rat gefragt zu haben: Reue kommt, wenn wir nichts Besseres sind, als der Frosch mit dem abgeschnittenen Kopf.

Solche gute Gedanken werden uns nun nicht so einfach geschenkt, wie Nase und Ohren, sondern wir müssen sie mühsam erwerben, und wenn wir sie endlich im Kopfe haben, dann dauert es noch lange, bis wir so weit sind, daß sie sich auch Respekt verschaffen und keine Telegramme durchgeschmuggelt werden, unter die sie nicht ihren Stempel gesetzt haben. Das Beste an der Weltgeschichte sind eigentlich nicht die Kriege, sondern es ist diese Geschichte des Kopfes, ich meine die allmähliche Aufspeicherung von guten und edlen Gedanken, die uns zur Selbstbeherrschung helfen und es verhindern, daß wir gleich jedem Reize von außen nachgeben. Beim Wilden ist es noch so — da wird jede Beleidigung besinnungslos vergolten, und Ihr habt ja auch von der Blutrache in Corsika gelesen und von anderen Messergebräuchen, wo der Beleidigte nicht ruht, bis der Stich oder das Wort gerächt ist. Aber trotzdem erinnert Ihr Euch gewiß daran, daß auch schon bei den wildesten Indianern die Selbstbeherrschung in hohem Ansehen steht und geübt wird — nämlich im Schmerzertragen und im Aushalten von Martern. Wenn der Mensch gequält wird, dann ist's ja das Nächste, daß er schreit und mit allen Gliedern um sich schlägt — und jedes Tier macht es ja auch so. Aber ein einziger Gedanke hilft dem Indianer, den ungeheuersten Schmerz zu ertragen, ohne einen Laut von sich zu geben und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken: Er will ein Held sein, will Kraft zeigen, und selbst die Indianer wissen schon, daß zur Selbstbeherrschung mehr Kraft und mehr Heldentum gehört, als wenn man das größte Blutbad unter den Feinden anrichtet. Erinnert Ihr Euch übrigens aus Euren Geschichtenbüchern, daß es auch bei vielen Stämmen, die Blutrache hatten, doch noch ein Gebot gab, was höher war als das der Rache? Es war das Gebot der Gastfreundschaft. Da wird z. B. erzählt, wie bei einem Manne ein Fremdling einkehrt — und wie der Hausherr den Schlafenden nachts genauer betrachtet, da sieht er, daß es der Mörder seines Vaters ist. Aber seine wilde Rachsucht wird gebändigt durch den Gedanken an die Heiligkeit der Gastfreundschaft. Das ist die herrliche Freiheit des Menschen, daß er nicht der Sklave des Augenblicks zu sein braucht und der kurzsichtigen Wut, sondern großen und ruhigen Gedanken unterthan werden kann. Solche beruhigende Gedanken sind der größte Schatz, den die Menschen allmählich aufgespeichert haben aus ihrem Nachdenken, aus ihrer bitteren Erfahrung und aus dem vorbildlichen Leben großer Männer und Frauen. Ihr versteht darum gewiß auch, was es heißt, wenn Christus sagt, daß man sich die Schätze sammeln solle, die nicht die Motten und der Rost fressen. Denn unser gutes Gewissen und unser ganzes Glück hängt davon ab, daß der Schatz guter Gedanken so groß wird in unserem Kopfe, daß wir niemals durch Heftigkeit oder Begierde fortgerissen werden, etwas zu thun, was uns nachher am Herzen nagt. Nun wollen wir einmal zusammen eine Antwort finden auf die Frage: Was sind denn das nun für Gedanken, die uns helfen können, uns selbst zu beherrschen und eine Beleidigung zu vergeben, ja sogar mit Gutem zu vergelten? Wir wollen uns gemeinsam eine kleine Schatzkammer von solchen Gedanken anlegen. Ich bin sicher, Ihr findet aus Euren eigenen Erlebnissen heraus manche, auf die ich selber noch garnicht gekommen bin.

1. Es kann einem schon viel helfen, wenn man sich einmal klar macht, daß Selbstbeherrschung ein Zeichen von großer Kraft ist und daß jede Selbstüberwindung, die wir fertig bekommen, unseren Willen eiserner und freier macht.

2. Dann soll man auch daran denken, daß wir die Bildhauer unseres eigenen Gesichtes sind, indem jede wütende und ärgerliche Verzerrung sich in unsere Züge eingräbt, so daß schließlich unser Gesicht, und vor allem unsere Augen, alles verraten, was an Willensschwäche und Wildheit in uns ist.

3. Erinnert Euch an das, was ich im Anfang sagte. Wir werden selbst angesteckt und selbst schlechter, wenn wir das Häßliche vergelten, was ein Anderer uns zugefügt hat. An ihm finden wir es roh, und doch machen wir es nach, bloß weil uns die Rachsucht und der Jähzorn kitzelt. Darum ist es gut, daß wir uns in ruhigen Stunden recht klar vor die Augen stellen, daß das Vergelten und Rachenehmen das Allerdümmste ist, was wir thun können — denn wenn der Andere uns dazu verlockt, dann erst hat er uns einen wirklichen Schaden zugefügt, — durch seine Beleidigungen und Beschimpfungen aber fügt er nur sich einen Schaden zu. Denn es heißt mit Recht im Sprichwort: Wer schimpft, der schimpft sich selber aus, d. h. er giebt Allen Nachricht davon, wie ungebildet er ist.

4. Noch einen anderen Gedanken wollen wir hier verzeichnen, den wir vorhin schon besprochen haben. Ich sagte: Wir verteidigen uns am besten gegen das Böse und Rohe dadurch, daß wir es mit dem Guten anstecken und ein Beispiel geben von Großmut und Bildung. Dazu gehört schon viel Kraft, weit mehr als zum bloßen Zusammenbeißen der Zähne. Aber denkt immer daran: Wenn der Krieg zwischen zwei Völkern erklärt ist, dann eilt jedes so schnell wie möglich an die Grenze, damit die Schlachten auf dem Gebiet des Feindes stattfinden. So solltet Ihr es auch machen, wenn Ihr beleidigt werdet. Beeilt Ihr Euch, zu verzeihen und großmütig und geduldig zu bleiben, dann seid Ihr die Eroberer, die in seine Seele eindringen und dort eine neue Regierung einsetzen — vergeltet Ihr Gleiches mit Gleichem, so ist es ein Zeichen dafür, daß er in Eure Seele eingerückt ist und dort seine eigenen Roheiten und Ungezogenheiten einquartiert hat.

5. Von der Gastfreundschaft können wir auch etwas lernen. Ich sagte Euch, daß bei manchen Völkern dies Gebot so heilig war, daß selbst der wildeste Rachedurst schwieg, wenn der Beleidiger den Schutz der Gastfreundschaft anrief. Werdet Ihr mir nun nicht Recht geben, wenn ich sage: Jeden Menschen, der uns beleidigt und verfolgt, oder kränkt und reizt, den sollten wir eigentlich als einen Schutzsuchenden behandeln, als einen Verirrten, der unsere Hilfe und unsern Beistand braucht, als einen Fremdling, der unsere Gastfreundschaft anruft? Ihr findet das gewiß zuerst komisch — aber denkt einmal darüber nach; meint Ihr nicht auch, daß der, welcher Unrecht thut und auf den Wegen des Hasses und Neides wandelt, daß der im Grunde weit hilfsbedürftiger ist, als der, welcher im Guten fest ist? Und wenn er nun mir das Unrecht und die Kränkung zufügt, ist er nicht dann mir in die Hand gegeben, hängt es nicht von mir ab, ob er noch verstockter und wilder wird, oder ob er sich beruhigt und seinen Irrtum einsieht? Also ist er mein Gastfreund, und ich muß ihn demgemäß behandeln. Es schweigt die Rache und die Fürsorge tritt an die Stelle, das heilige Gastrecht.

6. Wer von Andern geärgert, geplagt, verfolgt und verleumdet wird, der soll nicht immer bloß an das Schlechte denken, was sie ihm zufügen, denn das vergiftet ihn nach und nach so, daß er selber das Gleichgewicht und die Vornehmheit verliert. Nein — er soll daran denken, daß unsere Feinde eigentlich unsere guten Engel sind, weil sie uns zur Selbstbeherrschung zwingen und zur Geduld — gerade durch das, was sie uns zumuten.

7. Christus sagte am Kreuz: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Das ist der schönste, aber auch der schwerste Gedanke. Denn man braucht lange dazu, um nach allen Seiten auszudenken, was er meint. Wenn man einmal so weit kommt, daß man den Menschen alles verzeiht, weil man sieht, daß sie aus Unwissenheit und Unbildung fehlen und daß die scheinbare Bosheit auch im Grunde nur Blindheit ist, für die sie selber nichts können — dann ist man erhaben über jeden Zorn und jede Bitterkeit. „Sie wissen nicht, was sie thun“, das heißt: Sie sind so kurzsichtig, daß sie ihr eigenes Bestes nicht erkennen. Sie mißhandeln einen Andern und sehen nicht, wie sie sich selbst dadurch beschädigen und mißhandeln. Sie sehen immer nur das Allernächste, und dem opfern sie alles Andere Darum „wissen sie nicht“, was sie thun. Wenn wir auch nie so weit kommen, diesem Gedanken ganz nachzuleben, so können wir uns doch von ihm segnen lassen und uns bei jedem Aerger und Groll immer in die Seele rufen: „Er weiß es nicht besser, er ist nicht erzogen, er schadet sich selbst am meisten.“

8. Ein gutes Hilfsmittel ist auch, sich immer zu fragen: Wie bin ich selber schuld an dem Benehmen des Andern, an seiner Gehässigkeit oder Rachsucht? Ist in meinem Auftreten vielleicht etwas Ueberhebendes oder Liebloses und Achtloses, was Andere gegen mich aufbringt? Verletze ich nicht oft Menschen schwer durch ein Wort oder eine Miene aus bloßer Gedankenlosigkeit und aus Mangel an Beobachtung der Andern?

9. Schon an anderer Stelle haben wir einen Gedanken gefunden, der auch recht stärkend ist, wenn man Geduld nötig hat gegenüber dem Uebelwollenden und Verwilderten: Man soll daran denken, daß auch er eine Mutter hatte, und sich vorstellen, wie sie uns alles erklären würde und wie dankbar sie für jede Nachsicht wäre, die wir ihm erweisen. Nicht nur im Himmel der Kirche, sondern auch in unserem täglichen Leben ist die Mutter die Fürbitterin für alle Verirrten und Verstockten.

10. Erinnert Euch aus unserer Besprechung über Rettung daran, daß wir durch ein wenig Ueberwindung und Güte so leicht die Retter eines Menschen werden können — aber nur, wenn wir nicht an das Böse denken, was er uns zufügt, sondern nur an die traurige Lage, in welche er selbst durch jedes Unrechtthun gelangt, und wenn wir an die Strafe der Freudlosigkeit denken, welche die Gesetze des menschlichen Schicksals über jeden verhängen, der andere Menschen verfolgt und beschädigt.

11. Erinnert Euch ferner auch an das Kapitel „Hinter den Coulissen“ — wie wir unseren Aerger und unsere Erbitterung über andere Menschen überwinden können, wenn wir hinter ihr Gesicht kommen und einmal zu entdecken suchen, welche Lebensgeschichte eigentlich hinter ihrer Verhärtung und ihrer Ungezogenheit steht und wie sehr sie vielleicht unseres Mitleides würdig sind.

12. Als letztes Hilfsmittel zur Selbstbeherrschung gegenüber vielen Menschen, die uns beleidigen, kränken und reizen, empfehle ich Euch: Zwingt Euch immer, an die guten Seiten des Andern zu denken und an die Wohlthaten, die er Euch vielleicht schon erwiesen, oder überhaupt an das Gute und Erfreuliche, was Ihr von ihm gelernt habt — vergegenwärtigt Euch das Alles recht hell — dann tichtet sich das Dunkel Eures Aergers.

Da haben wir nun eine ganze Fülle von Gedanken aufgespeichert, durch die eine Reizung erst hindurchpassieren muß, bevor sie in das Bureau gelangt, von dem aus Gleiches mit Gleichem vergolten wird. Dieser Gedankenraum ist eine Werkstatt, in der die Reizung verarbeitet werden kann zu etwas Höherem — so daß es sogar menschenmöglich ist, daß aus einer Ohrfeige, die eingeliefert wird, ein gutes Wort und eine Liebesthat wird. So groß ist die Kraft des Geistes im Menschen!

Fr. W. F.

Digitized by Google

Glossen zur Tagesgeschichte.

Ein sehr wesentlicher Zug in dem interessanten Charakterbilde des derzeitigen deutschen Kaisers würde uns fehlen, wenn der Brief Sr. Majestät an den Admiral Hollmann über den Offenbarungsbegriff ungeschrieben aber doch unveröffentlicht geblieben wäre. Wohl kannte man bereits den summus episcopus der unionierten evangelischen Kirche als mutigen Bekenner zu dem einigen Gott, als überzeugten Christen, als Redner, der bei Gelegenheit auch vor dem speziellen Predigtamte nicht zurückscheute, aber in den schwierigen theologischen Streitfragen selbst war er doch kaum hervorgetreten. Diese Lücke ist jetzt ausgefüllt: das unzweifelhafte Recht jeder stark empfindenden Persönlichkeit, die eigene Erfahrung, sei es auf dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft oder der Religion, durch persönliche Gedankenarbeit zu einer Theorie zu erweitern, ist nunmehr auch auf dem letztgenannten Gebiet zur Ausübung gelangt.

Sobald nun freilich das Gebiet subjektiver Empfindung und Wertschätzung verlassen und aus der individuellen Erfahrung ein theoretisches Lehrgebäude gezimmert wird, pflegt die Kritik mit Recht rasch bei der Hand zu sein. Die Universitas litterarum et artium ist nun einmal, wie bekannt, eine unverbesserliche Republik, die vor keiner Autorität Halt macht. Daher dürfte in der nächsten Zeit die Theorie von der doppelten Offenbarung, der rein historischen und der aus aller Menschheitsgeschichte herausfallenden, spezifisch göttlichem direktem Einwirken zuzuschreibenden Offenbarung in allen theologischen Fakultäten und Fachschriften einer zweifellos eingehenden Nachprüfung unterzogen werden. Warten wir als Laien das Resultat geduldig ab; die Offenbarung wird, so oder so, schon kommen.

Der Psychologe hat inzwischen schon reiche Ernte gehalten. Vor allen Dingen wird er seine bisherige Ansicht von der Hofgesellschaft im weitesten Sinne, die, offenbar mit Unrecht, als ziemlich ideallos und höheren spezialwissenschaftlichen Fragen abgeneigt galt, revidieren müssen. Es fehlte eben bloß an dem richtigen Anstoß an der richtigen Stelle, um ungeahnte Spannkräfte lebendigsten Interesses für diejenigen Streitfragen auszulösen, die bisher dem Fachgetehrtentum neidlos überlassen wurden. Das geht bis weit in die Kreise des ebenfalls als idealarm verschrieenen Bürgertums hinein. Und da will noch jemand behaupten, daß der Deutsche mit den tiefsinnigen Augen des Dichters und Denkers schwer zu lenken sei!

* * *

Der Erlaß des Bischofs Korum von Trier, der von allen Kanzeln herab aus dem streng katholischen Lehrbegriff heraus die staatlich anerkannte Simultanschule verpönte, die vom deutschen Reichskanzler dem Zentrum zugestandene Milderung bezw. fast völlige Aufhebung des Jesuitengesetzes und endlich der Triumph, den die bayerische Zentrumspartei über den seit 13 Jahren vergeblich angefeindeten protestantischen Ministerpräsidenten v. Crailsheim davongetragen hat, diese drei Zeichen der Zeit werden vielleicht manchem die Augen öffnen über die Gefahr, die unserem gesamten modernen Staatswesen von Seiten der religiösen Gemeinschaft droht, die es verstanden hat, zum politischen Machtfaktor allerersten Ranges zu werden. Vielleicht, sagen wir; denn noch immer blendet den deutschen Idealisten das ehrfurchtheischende Zauberwort Religion so, daß er nicht inne wird, wie auch das Edelste durch wesensfremden Mißbrauch als bloßes Mittel zum Zweck entwertet werden kann. Freilich sollte man eigentlich meinen, es gehöre nicht allzuviel Scharfsinn dazu, um Religiosität von Kirchentum, also auch Gegnerschaft gegen kirchliche Uebergriffe von Religionsfeindlichkeit zu unterscheiden. Die lange Reihe der Märtyrer, die aus echter Frömmigkeit des Herzens den Kampf gegen die sichtbar organisierte konfessionelle Kirche aufgenommen haben, hat bisher ziemlich umsonst gelitten. Und doch ist die Unterscheidung von Form und Sache eine der primitivsten logischen Operationen, die jedes Kind spielend, sagen wir beim Modellieren, erlernen sollte.

Auf dem Gebiete der Vaterlandsliebe zeigt sich die gleiche Verwirrung. Als vaterlandslose Gesellen haben von jeher die Freunde des Vaterlandes gegolten, die aus Liebe zu ihm sich mit der eben herrschenden Verfassungsform nicht befreunden konnten.

Diese schweren Verirrungen logischen und ethischen Denkens legen dem wahren Religions- und Vaterlandsfreunde die unabweisbare Pflicht auf, mit tiefem Ernst, wenn auch ohne Haß und Leidenschaft, falsche Irrungen als Irrungen zu kennzeichnen, selbst auf die Gefahr hin, als Religionsfeind und Vaterlandsverräter gebrandmarkt zu werden.

Streiflichter.

Wie die sozialdemokratischen Hetzer vom Arbeitergroschen leben. Das Zentralorgan der italienischen Sozialdemokratie, der römische „Avanti!", bringt in Nr. 2211 (31. 1. 1903) eine Notiz, nach welcher für eine in der kleinen Provinzstadt Gallipoli erscheinende Zeitung ein Redakteur gesucht wird. Derselbe hat die Verpflichtung, außer der redaktionellen Arbeit, zu der er übrigens keinen Beistand zur Seite hat, nachfolgende drei Funktionen zu erfüllen: 1. im Wahlkreis Vorträge zu halten und 2. in demselben für politische als auch 3. gewerkschaftliche Organisation der dortigen Arbeiterschaft Sorge zu tragen. Es dürfte nun interessant sein, einmal einen Blick auf den Kontrakt zu werfen, dem der Bewerber um diesen Posten sich zu unterwerfen hat. Abgesehen von den selbstverständlichen Bedingungen technisch-journalistischer und parteipolitischer Art, wird noch weiter gefordert: Der Bewerber darf nicht weniger als 25 und nicht mehr als 45 Jahre zählen. Er muß mit der gewerkschaftlichen Bewegung vertraut sein. Er muß im Besitz sowohl nationalökonomischer als auch litterarischer Bildung sein, und er muß endlich den Erweis dafür zu bringen imstande sein, daß er ein Mann von notorisch sittlichem Verhalten ist (di avere condotta notoriamente morale). — Wir sehen diesen kleinen und nicht wenig angesehenen Posten in einer Kleinstadt, in welcher die Priesterherrschaft den feindlichen Journalisten vom ersten Tage an mit einem undurchdringlichen Wall des Hasses umgeben wird, unter so schweren und ernsten Bedingungen ausgeschrieben, daß der Bewerber wohl nicht nur akademische Bildung haben, sondern auch ein Mann von hervorragend sittlichen Tugenden sein muß, um ihnen genügen zu können. Und welches Jahresgehalt bietet man ihm dafür an? — Runde 1440 Lire! (rund 1150 Mk.).

Welcher Blick wird uns durch diese Zahl in die bewegenden Kräfte des Sozialismus in Italien eröffnet! Der Bewerber muß, um sich mit Weib und Kind — denn in den Jahren von 25—45 sind doch wohl die meisten Männer verheiratet — trotz dieses ganz jämmerlichen Gehaltes — und an einen Nebenverdienst wird er umsoweniger denken können, weil die Vorträge, die er halten muß, in diesem Gehalt ja schon miteinbegriffen sind — durchs Leben zu schleppen, ohne jeden Zweifel entweder ein bürgerlicher Idealist mit Privatvermögen sein, oder in einer wahrhaft patriarchalischen Einfachheit leben. In beiden Fällen giebt der Betreffende einer ihn begeisternden Sache sein ganzes Tagwerk, seine ganze Männerkraft hin, ohne an eine auch nur einigermaßen angemessene Entschädigung dafür zu denken. Nebenbei bemerkt soll hier noch werden, daß der erwählte Bewerber seine Stelle die ersten beiden Monate nur probeweise besetzen kann.

Dieser Einblick in die Welt der Thatsachen kontrastiert bedenklich mit der alten unehrenhaften Legende, daß sozialdemokratische „Führer" mit den sauer erworbenen Arbeitergroschen ein sorgloses Leben zu führen gewohnt seien!

Dr. Robert Michels.

* * *

Das illegitime Kind. In einem soeben erschienenen sehr beachtenswerten Büchlein: „Der Kapuziner ist da!" (Zur Klosterfrage in Baden; eine Antwort an Hansjakob von Arthur Böthlingk; Neuer Frankfurter Verlag in Frankfurt) erzählt der Verfasser u. a.: In Karlsruhe lebte ein „nur" zivilrechtlich getrautes Ehepaar gemischter Konfession. Der Mann war Protestant, die Frau römisch-katholisch. Ihr Töchterchen wurde in der Religion der Mutter erzogen und nahm daher in der Schule an dem römisch-katholischen Unterricht teil. Eines Tages fragt das 12jährige Schulmädel beim Mittagstisch plötzlich die Eltern:

„Wie ist es doch? Papa ist doch protestantisch und Mama katholisch — seid ihr eigentlich kirchlich getraut?"

„Das ist nicht nötig, liebes Kind!" erklärt der Vater, „die Eheschließung ist eine Angelegenheit des Staates, und wir sind von dem Standesbeamten getraut worden. Das genügt."

Worauf das eben aus der Religionsstunde heimgekehrte Töchterchen antwortete: „Dann bin ich aber ein illegitimes Kind! Das hat der Herr Pfarrer gesagt!"

Das so „christlich" aus seinem Seelenfrieden aufgescheuchte Kind war dermaßen aufgebracht, daß es nicht mehr in den römisch-katholischen Unterricht wollte. Und so ward es fortan protestantisch erzogen.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt. In der neunten ordentlichen Generalversammlung des Vereins Ferdibibliothek und Lesehalle erstattete Herr Dr. Pfungst den Geschäftsbericht, dem wir folgende Daten entnehmen: Der Besuch des Lesesaales ergab ein Plus von 11 000 Personen gegen 82 164 des Jahres 1901. Es waren 78 115 Männer und 4049 Frauen und Mädchen. Eine ganz außerordentliche Zunahme hat das Institut in der Bücherausgabe zu verzeichnen. Es wurden ausgegeben: 137 837 Bände gegen 112 000 Bände im Vorjahr, also nahezu 26 000 Bände mehr. Acht Prozent davon entfallen auf die populär-wissenschaftliche Abteilung. Neuangemeldet haben sich im Laufe des Jahres 1746 (gegen 1139) Personen. Der gelernte Handwerkerstand steht mit 458 Anmeldungen auch dieses Jahr wieder an erster Stelle. Seit Bestehen des Vereins, 18. Oktober 1893 sind im ganzen 14 109 Anmeldungen zur Benutzung der Ausleihbibliothek erfolgt. Auch die im Bücherssaal aufgestellte Handbibliothek wurde fleißig benutzt. Der Zuwachs zur Bibliothek stellt sich wie folgt: a) schöne Litteratur 481 neue Werke mit 628 Bänden und 337 Doubletten; b) belehrende Bücher 521 neue Werke mit 659 Bänden und 60 Doubletten; c) fremdsprachliche Unterhaltungslektüre 85 neue Werke mit 94 Bänden und 26 Doubletten. Zusammen 1801 Bände. Die Bibliothek zählt nunmehr 15 148 Bände. Die Broschürensammlung weist über 1000 Nummern auf. Verschiedenen von Vereinen an das Institut gerichteten Ansuchen um Ueberlassen von Büchern bezw. Einrichtung von Umtauschstellen wurde bereitwilligst entsprochen. Bei der vorgenommenen Ergänzungswahl des Vorstandes wurden die Herren Rektor Herder, Dr. M. Meyer, Stadtrat Dr. Pauli, Dr. Schnapper-Arndt und Direktor Back gewählt. Die nun definitiv ermieteten Räumlichkeiten in dem Häuserblock der Aktienbau-Gesellschaft für kleine Wohnungen an der Stolzestraße können anfangs Oktober bezogen werden. Am Schluß der Versammlung dankte der Vorsitzende den städtischen Behörden für die gewährte Subvention.

Vermischtes.

Vor noch nicht fünf Jahren that Dr. Hermann Lietz sein Deutsches Landerziehungsheim in Ilsenburg am Harz auf. Er wollte in dieser Anstalt die Forderungen verwirklichen, welche die Schulreformbewegung an eine vernünftige Erziehung stellt. Die Zöglinge sollten in der Freiheit und Arbeit des Landlebens, in vertrautem und ständigem Verkehr mit ihren Lehrern und Erziehern zu gesunden und charakterstarken Menschen heranwachsen. Der Lehrplan dieser Schule lehnte sich im wesentlichen an den einer Oberrealschule an und wollte so nun besten den Forderungen des modernen Lebens Genüge leisten. Wie die körperliche Erziehung (Wanderungen, Spiel, Arbeit in der Werkstätte, in Feld und Garten) eine Hauptaufgabe des Erziehungsheimes war, so konnte hier die ethische und ästhetische Seite der Bildung in ganz anderer Weise vorangestellt werden, als eine Schule sonst es vermag. Nach drei Jahren mußte den Klassen von Tertia aufwärts auf dem Rittergut Haubinda in Thüringen ein neues Heim gegeben werden, und Dr. Lietz hat den Gedanken, die oberen Klassen von hier nach einer besonderen Anstalt übersiedeln zu lassen. Ilsenburg zählt gegenwärtig 45, Haubinda über 100 Schüler.

Daß für die Mädchenerziehung eine ähnliche Anstalt eine Notwendigkeit sei, war klar. Eine solche schuf Frau Prof. von Petersenn in Stolpe bei Berlin. Zwei frühere Lehrer Haubindas, Dr. Wilhelm Frei und Werner Zuderbühler, richteten ein Schweizerisches Landerziehungsheim in Schloß Glarisegg am Bodensee ein, und zwar arbeitet diese Schule nach dem Plan eines schweizerischen Gymnasiums. Nach einjährigem Bestand hat Glarisegg 30 Schüler. Die Leiter sind gezwungen, bis auf weiteres neue Zöglinge nicht aufzunehmen.

Man sieht, die Idee der Landerziehungsheime ist zeitgemäß. Sie findet Anklang, denn sie entspricht einem dringenden Bedürfnis. Es besteht nun der Plan, ein neues Landerziehungsheim zu errichten. Dieses will — zum ersten Male in Deutschland — einen Gedanken aufnehmen, der in Amerika, in England, in Nordamerika vielfach sich bewährt hat, den Gedanken der Coeducation, das ist der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen. Auch darin unterscheidet sich der neue Plan von den bestehenden Landerziehungsheimen und den höheren Schulen sonst, daß er die grundsätzliche Scheidung zwischen humanistischer und realistischer Bildung nicht anerkennt. Nur in den fremden Sprachen wird, praktischen Erfordernissen entsprechend, wahlfrei die Trennung zwischen alt- und neusprachlichem Unterricht sich empfehlen.

Ein Inhaltsverzeichnis des **Jahrgangs 1900** der „Ethischen Kultur" wird zu kaufen gesucht. Außerdem bitten wir, uns gütigst entbehrliche Exemplare von Nr. 1, Jahrgang 1903, gratis zu überlassen.

Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Verlag für ethische Kultur.

Drei in der Schulreformbewegung stehende Pädagogen beabsichtigen ein **Landerziehungsheim zur gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen** zu errichten (Coeducation).

Ueber Landerziehungsheime vergleiche man besonders Wyneken: Deutsche Landerziehungsheime, Comenius-Blätter Bd. X (1902), Heft 5—7.

Ebenso wie auf die leibliche Erziehung (gesunde Lebensweise, Spiel, praktische Arbeit) soll Gewicht gelegt werden auf die ästhetische Bildung. Der Lehrplan soll die schroffe Trennung zwischen humanistischer und realistischer Bildung vermeiden. Nur in den fremden Sprachen wird nach praktischen Erfordernissen eine Teilung eintreten müssen.

Eltern, welche mit uns in Verbindung treten wollen, mögen ihre Korrespondenz zunächst durch die Expedition dieses Blattes unter Land-Erziehungsheim vermitteln lassen. Eventuell würde das Erziehungsheim auf das Landgut eines Gutsbesitzers gelegt werden, der seinen Kindern diese Erziehung geben lassen will, vorausgesetzt, daß dieses Gut in geeigneter Gegend mit Wald und Wasser liegt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Um vielfachen Wünschen entgegenzukommen, sind die Sprechstunden des Bureauvorstehers vom 1. März d. J. ab wie folgt festgesetzt:

Montags, Mittwochs, Donnerstags, Freitags:
Vormittag $10^1/_2$ — $12^1/_2$ Uhr.
Sonnabends: Nachmittag 3 — 5 Uhr.

Dr. R. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 7. März 1903. | Nr. 10.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Jesuitengefahr. Vom Herausgeber.
Mechanische und organische Weltbetrachtung. Von Willy Schlüter.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Volksschmeichelei. Von Hetel.
Einfluß des Sozialismus in Italien auf die Sittlichkeit der Bevölkerung. Von Dr. Robert Michels.
Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande. Abteilung Berlin.
Sprechsaal.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Die Jesuitengefahr.

Die vom deutschen Reichskanzler dem Zentrum in Aussicht gestellte und gegen eine immerhin wahrscheinlich recht ansehnliche Minorität im Bundesrat zu erwartende Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes giebt uns Anlaß zu einem Rückblick und Ausblick. Unter dem 30. November d. J. 1893 — zehn Jahre sind in unserer schnellvergessenden Zeit eine lange Periode — ging den Vorständen der damaligen Fraktionen des Reichstages, von der freikonservativen bis einschließlich der sozialdemokratischen Partei, eine, von dem Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster, unterzeichnete Kundgebung zu, deren wesentlichsten Inhalt wir hier wiedergeben wollen:

„Es wird jedem Freigesinnten schwer, sich für die Aufrechterhaltung eines Verbotes auszusprechen, durch welches gewisse religionsgenossenschaftliche Bestrebungen und Einrichtungen von dem Deutschen Reiche ferngehalten werden. Jeder Weiterblickende hat den Eindruck, daß Verbote und Zwangsmaßregeln gegenüber geistig-sittlichen Erscheinungen, ja sogar geistig-sittlichen Verbildungen, auf die Dauer nicht das Richtige sein können, sondern daß diese polizeiliche Art der Behandlung allmählich einer anderen Art der Bekämpfung, nämlich einer geistig-sittlichen Gegenwirkung organisierter oder freier Art, Platz machen muß.

Es wäre aber eine verhängnisvolle Unweisheit und Unbilligkeit, wenn man jenen Zwang gegenüber dem Jesuitismus in demselben Zeitpunkt aufheben wollte, in welchem man die Waffen des Zwanges und der Ausschließung gegen freies ethisches Denken und seine Bethätigung im Jugendunterrichte in der drückendsten Weise verschärft.

Wenn nun das Jesuitengesetz aufhebt und dadurch einen größeren Spielraum gerade denjenigen Elementen des Unterrichts und der Erziehung gewährt, welche die konfessionellen Gesichtspunkte schärfen und von früher Kindheit an die sittlich trennenden Elemente in unserem Volke kultivieren, wenn man dies uns prinzipiellen Gesichtspunkten thut, um sozusagen „der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören", so wäre es doch für eine staatsmännische Aktion eine unumgängliche Pflicht, gleichzeitig alle diejenigen pädagogischen Elemente unserer Kultur zu stärken und zur freiesten Entfaltung zu bringen, welche das Gemeinsame und Verbindende in der Erziehung und dem Unterrichte unabhängig von den konfessionellen Trennungen pflegen und entwickeln helfen."

„Wäre es nicht ein Hohn auf die obenerwähnten Gesichtspunkte der Freiheit, wäre es nicht die kurzsichtigste Ungerechtigkeit, wenn man dem Jesuitismus freie Bahn öffnete und zugleich nach der anderen Seite hin eine schärfere Knebelung der freien Bewegung durch polizeiliche Bevormundung des ethischen Kinderunterrichts, durch staatliche Festsetzung eines Minimums von religiöser Färbung desselben, geschehen ließe?

Wir bitten Sie deshalb, dahin wirken zu wollen, daß auch von Ihrer Partei der Frage der Aufhebung des Jesuitengesetzes gegenüber definitive Stellung in folgender Weise genommen wird:

Diese Aufhebung darf keinesfalls früher stattfinden, als bis eine Regelung der einschlägigen Fragen des Religions- und Moral-Unterrichts für unser Volk dahin erfolgt ist, daß der gediegenen Entwickelung des konfessionslosen Moralunterrichts volle Freiheit gewährt und insbesondere jede im Sinne einseitiger religiöser Auffassung zu übende polizeiliche Zensur des Moral-Unterrichts der Dissidenten gesetzlich abgestellt ist."

Eigentlich bedürfte es nach dem Abdruck dieser Reminiscenz keiner weiteren Worte; man könnte es dem Leser überlassen, zu erwägen, wie herrlich weit wir es in diesen zehn Jahren gebracht haben. Nicht nur übt der Staat im Dienste konfessioneller Sonderbestrebungen seine polizeiliche Zensur auch heute noch immer über allen gesinnungsbildenden Unterricht aus, nicht nur ist an den staatlichen Schulen die geistliche Schulaufsicht nicht nur über den Religionsunterricht auf dem Verwaltungswege seitdem fast völlig wiederhergestellt, sind die paritätischen Schulen auf den Aussterbeetat gesetzt, nein, der Staat läßt sich auch auf seinem eigensten Gebiete heute ungestraft von kirchlichen Würdenträgern beleidigen und verfehmen. Er schweigt dazu, wenn ein Bischof Korum den Besuch seiner Schulen als eine an dem frommen Katholiken durch Absolutionsverweigerung zu sühnende Sünde bezeichnet, und — er öffnet dienstwillig die Grenzen des Reichs dem Orden, dessen einzige Aufgabe die Ausrottung der protestantischen Ketzerei bildet und der dieses Ziel nicht etwa auf dem Boden eines geistig-sittlichen Wettbewerbs, sondern mit allen Mitteln erstrebt.

Geschähe dies nun noch wirklich aus gewissen idealistisch-utopistischen Grundsätzen heraus — man würde zwar bedenklich den Kopf schütteln über den Arzt, der einen seit langer Zeit geschwächten Patienten, dessen gesunde Säfte künstlich zum Stocken gebracht wurden, einem Heer von Ansteckungskeimen überantwortet. Aber man könnte noch sagen, der Glaube an die innere Gesundheitskraft des Körpers sei bei ihm eben so über-

Digitized by Google

wältigend groß, so bergeversetzend, daß sogar ein so gefährliches Experiment vielleicht seinem Scharfsinn, nie aber seinem Herzen Unehre machen könnte. In ähnlichem Sinne hat sich einmal Friedrich Poulsen geäußert:

„Ich habe zu viel Glauben an die Wahrheit, zu viel Vertrauen zur menschlichen Natur und besonders zu unserem Volk, als daß ich vor dem offenen Kampf Scheu haben sollte. Man lasse ruhig, nach dem Evangelium, Kraut und Unkraut mit einander wachsen, und sorge nur, daß die Sonne herein kann, dann habe ich zu dem gesunden Sinn unseres Volkes das Vertrauen, daß es den Weizen von den Disteln zu unterscheiden lernen wird." (Preuß. Jahrbücher, Aprilheft 1897.)

Was indessen eine solche immerhin begreifliche Annahme beim Reichskanzler ausschließt, das ist unseres Erachtens die Wahl des Zeitpunktes für das Experiment. Mit Händen zu greifen ist die politische, und nichts als rein taktisch-politische Rücksicht, die im gegenwärtigen Augenblick dem einflußreichen Zentrum gegenüber seine neue Stellungnahme diktiert. Es scheint nicht, daß er sich über die Tragweite derselben völlig klar geworden ist, sonst würde er doch wenigstens die Mahnung: „dafür zu sorgen, daß die Sonne herein kann", in irgend einer Weise beherzigen, oder, anders ausgedrückt, „diejenigen pädagogischen Elemente unserer Kultur, welche das Gemeinsame und Verbindende in Erziehung und Unterricht unabhängig von den konfessionellen Trennungen pflegen", nicht nur nicht unterdrücken, sondern steigern und zu freiester Entfaltung bringen helfen. Davon ist keine Rede. Seit vielen Jahren ist jeder Versuch, einen freien Luftzug in die Stickluft der geistlichen Präparandenanstalten und Seminarien zu bringen, auf den aktiven und passiven Widerstand der Regierung gestoßen, natürlich vor Allem in Preußen.

Man könnte eher vielleicht zu der Vermutung kommen, daß der Reichskanzler hier selbst ein wenig den Jesuiten spiele, daß er durch die Zulassung des internationalen und intransigenten Ordens hoffe, dem Zentrum und der einheimischen Geistlichkeit selbst Verlegenheiten zu bereiten; ist es doch genügend bekannt, daß sich niemand weniger über die Jesuitenmissionen und Exerzitien zu freuen pflegt, als der ordentliche Pfarrer einer Gemeinde. Das würde dann also so ungefähr das Experiment bedeuten, daß man den Teufel durch Beelzebub auszutreiben unternehme. Aber auch hierfür wäre der gegenwärtige Zeitpunkt, wo soeben die leisen Regungen eines germanischen Reformkatholizismus gewaltsam erstickt worden sind, der denkbar ungeeignetste Zeitpunkt. So wird man wohl bei der Annahme bleiben müssen, daß der verantwortliche Leiter der deutschen Politik, trotz oder vielleicht auch infolge seiner langjährigen Beziehungen zu Rom, um taktischer Rücksichten willen dem deutschen Volke eine harte und gefährliche Prüfung seiner geistig-sittlichen Selbständigkeit zumutet.

Wie die Probe ausfallen wird? Wir enthalten uns des Prophezeiens. Aber eins dürfen wir als Ausfluß unserer festen Ueberzeugung aussprechen: Mag unser Vaterland in den kommenden Jahrzehnten auch schwere Kämpfe durchzumachen haben, mag in dem immer näher heranrückenden großen Kulturkampf um die nationale Erziehungsschule die Kirche dank der Verblendung der Staatsregierung auch vorläufige Erfolge erringen — gerade diese wahrscheinliche Niederlage der Staatsidee dürfte dann das innere Jena werden, aus dem sich unser Volkstum an der Hand einer rein menschlichen Sittlichkeit und mit Hilfe einer völlig weltlichen Erziehungsschule zu neuer Größe und Blüte erheben wird. P.

Mechanische und organische Weltbetrachtung.

Von Willy Schlüter-Cadenberge.

Mit den exakten, d. h. mathematisch-mechanischen Wissenschaften sind die Mittel objektiver Betrachtung keineswegs erschöpft. Es giebt nicht nur mechanische, es giebt auch organische Erscheinungen. Was an diesen auch berechenbar, mechanisch ist, mag die Physiologie gleichfalls auf exakte Weise ausmachen. Hier wirkt und webt aber noch ein Anderes. So lange man es mit mechanisch aufgefaßten Dingen und Prozessen zu thun hat, ist die Einheit, welche den Teilen und Einzelvorgängen übergeordnet ist, wie sehr auch wissenschaftlich erforderlich, ja doch nur eine Fiktion. Anders bei Organismen. In jedem Lebewesen vertritt ganz ohne Zweifel ein Etwas gestaltend, ausgleichend, ausheilend, erneuernd das Prinzip der Ganzheit des Organismus gegenüber allen Teilprozessen, nicht imaginär, sondern substantiell, form- und normgebend. Ein Etwas, das eine Fundamentalthatsache ist, so gut wie der Magnetismus oder die Schwerkraft. In der kunstgerechten Zusammenfügung der Körperstoffe, in dem einheitlichen Charakter der Ernährungs-, Wachstums-, Zeugungs- und Heilungsprozesse, selbst in den gegensätzlichen Tendenzen leiblich-seelischer Lebensäußerungen, deren Kampf, wenn er in gesunder Weise sich abspielt, dem Gesamtorganismus dient, unentbehrlich ist — in alle diesem offenbart sich jenes Etwas unmittelbar an und in uns selbst. Wir empfinden es als die „Seele" unseres Selbstgefühls, als das Wesen alles Wollens und Strebens.

Nun darf man nicht vergessen, daß das Organische als solches über der Kompetenz der mechanischen Wissenschaften steht. Man kann es sich nicht lebhaft genug vergegenwärtigen, daß die „Tendenzen und Notwendigkeiten des organischen Werdens und Vergehens nicht durch mechanische Mittel verstanden werden können". „Hier ist der Begriff (der Einheit) selber eine Realität, lebendig, sich verändernd und sich entwickelnd als Idee des individuellen Wesens. Wenn hier Wissenschaft hineingreift, so verwandelt sie ihre eigene Natur, wird aus diskursiver und rationaler zu intuitiver und dialektischer Ansicht, und dies ist Philosophieren."*) An sich ist ja auch nichts selbstverständlicher, als daß der Verstand, so lange er sich als mechanischen setzt, Existenzprinzipien in ihrer organisch-lebendigen Unmittelbarkeit nicht gewahr wird. Er muß sie sogar in dieser Eigenschaft ignorieren. Er ist ja eben prinzipiell auf nichtorganische Formen gerichtet, und es ist seine Aufgabe, nur den mathematisch-mechanischen Notwendigkeiten sich zuzuwenden, sich konsequent in dieser Richtung zu determinieren. Die Disziplin verlangt es; aus wissenschaftlich-technischen, geistesökonomischen Rücksichten muß er bis zur Grausamkeit einseitig sein.

Das Mißverständnis dieses Verhältnisses, begünstigt und genährt durch Illusionen des Selbstgefühls, das, alles beurteilen und verstehen zu können sich anmaßend, seine Befugnisse sich nicht abgrenzen lassen will, ist die Quelle vieler Fehlgriffe. Wieder und wieder stellt man Theorien auf, welche, die eine oder andere Denkrichtung mit der Totalvernunft verwechselnd, den Charakter der beiden Spezialfunktionen der objektiven Beobachtung unkritisch verwischen. Der Organiker glaubt, hartnäckig neben den isolierten Atomen, die er nicht als methodischen Zwecken dienende Fiktionen erkennt, eine „dynamische Durchdringung" annehmen zu müssen. Indem er so die Ausführungen des mechanisch-Denkenden vervollständigen will, raubt er ihnen alle Präzision. Auf der andern Seite ist der

*) Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Leipzig, Fues' Verlag, R. Reisland.

„Mechaniker" bis zur Blindheit mißtrauisch gegen jede Ableitung von Erscheinungen plastischer Kraft. Er will seinen Antagonisten, den Mann, der für Lebensganzheiten ein Auge hat, als Wissenschaftler nicht gelten lassen und wird von diesem für einen hypochondrischen, wenn nicht teilweise stupiden Schematiker gehalten.

Driesmans führt diesen Mißstand auf Antagonismen der Rasse, der Blutmischung zurück.*) In Betrachtungen über die Goethe'sche Farbenlehre in ihrem Gegensatz zur Newton'schen Farbentheorie behauptet Driesmans, indem er sich auf die Gesamtnatur als auf einen Organismus bezieht:

„Dem germanischen Empfinden widerstrebt diese Anschauung, daß in der Natur irgend etwas „zusammengesetzt" sein könne. Der Natur-Wille, der Kraft-Stoff, oder wie man das Grundwesen der Natur anders bezeichnen mag, erscheint dem Germanen als Einheit, die sich wohl zu verschiedenen Darstellungsformen mobilisieren, die sich in verschiedenen Erscheinungsformen manifestieren, aber niemals sich in „Bestandteile" zerlegen kann. Denn was „Eins", was von wesenhafter Identität ist, das hat keine „Bestandteile", und das Ding-an-sich, die Substanz, der Kraft-Stoff, der Wille zum Leben, die Gott-Natur ist für die germanische Empfindungs- und Denkweise eine solche unteilbare, unzerlegbare Einheit. In der Natur bildet und gestaltet sich dieser Auffassung gemäß Alles von Innen heraus: kein lebendiges entsteht durch äußeres Zusammentreten von Stoffen und Kräften. Wenn die elektrische Kraft in einen positiven und einen negativen Pol auseinandertritt, so „zerlegt" sie sich nicht etwa in ihre „Bestandteile", sondern sie differenziert sich nach zwei Seiten hin: sie ist nicht aus einer positiven und einer negativen Elektrizität „zusammengesetzt", diese polären Erscheinungen werden vielmehr durch das Hervortreten der Kraft in der Materie bedingt. Jede natürliche Kraft läßt sich nur potenzieren und differenzieren — nicht zerlegen: sie treibt heraus, sie tritt hervor oder sie tritt zurück und schwindet in das „Jenseits", das „Ding-an-sich", den geheimnisvollen „Willen", oder wie man den Urgrund aller Dinge sonst bezeichnen will, vor dem es sich, um mit Goethe zu sprechen, entschieden gebietet, uns anbetend niederzuwerfen und das Unerforschliche seines Wesens still zu verehren. Das ist germanische Weltanschauung, germanische Religion, germanischer Glaube — das ist der Lebenspuls des germanischen Wesens".

Herrliche Worte, aus edler Herz-Intelligenz geboren! Sie mögen vielen „germanisch" Empfindenden den Mut zu sich selber zurückgeben. Wir haben hier allerdings nicht zu entscheiden, wie weit nun wirklich die „Rasse" für bestimmte Weltanschauungen Dispositionen schafft. Genug, wenn wir sehen, wie brennend die Frage „organisch" oder „mechanisch" vielen auf der Seele liegt, und weiterhin, wie ungefähr organisches Denken, das ein Anderer auch „spinozistisch" nennen könnte, metaphysisch vertieft, zur Weltanschauung erweitert, sich ausnimmt. Gerecht zu werden haben wir aber beiden Parteien, also auch jener Denkweise, welche Driesmans für Kelten und Slaven insofern in Anspruch nimmt, als diesen die Kraft der „inneren Anschauung", d. h. das organische Sehen im minderen Maße, zu eigen sei.

In der geistigen Arbeitsteilung sind den „exakten" Wissenschaften jene Operationen zugeteilt, durch welche alle Vorgänge als gleichartig und auf gleiche Weise in einander verwandelbar und an einander meßbar gesetzt werden. Wissenschaft ist in dieser Hinsicht ein sublimiertes Rechnen, wie denn auch das „gewöhnliche" Rechnen für seine Zwecke durch Setzung abstrakter, nur auf das Quantitative sich beziehender Zahleneinheiten die Dinge ihrer qualitativen Eigentümlichkeiten entkleidet. Nichts thörichter, als diesen kalten, nüchternen Operationen einen anderen Charakter erteilen zu wollen. Es wäre dasselbe, als wenn man die nüchterne Natur finanzieller Verrichtungen beklagte. Denn die Begriffe beispielsweise des „Atoms", der (rein mechanisch verstandenen) „Energie" sind für die abstrakte Vernunft der Wissenschaftler nichts wesentlich anderes als das, was für die abstrakte Vernunft der Personen, die Geldgeschäfte erledigen, z. B. das Papiergeld ist, das die Qualitäts- und Wertlosigkeit des Geldes außerhalb der gesellschaftlichen, aus Tausch und Vertrag abgeleiteten Beziehungen am eklatantesten zum Ausdruck bringt. In analoger Weise bedeuten „Atom" und „Energie" nichts außerhalb des mechanisch-wissenschaftlichen Berechnens. Denn was ist, von erkenntniskritischen Einwänden ganz abgesehen, für uns an Raum und Zeit haftende Menschenkinder das Wirklichkeitselement des physikalischen Atoms, das als ausdehnungsloses Kraftzentrum gedacht wird? Oder der Energie, die alle Materie abgestreift hat? Es sind Zeichen, höchst wertvolle, wissenschaftliche Fiktionen, die als solche mehr über die Struktur des Geistes als über den „Bau der Welt" aussagen.

Wenn wir nun gerecht sein wollen nach beiden Seiten, dann müssen wir uns mit dem Begriffe der Total-Vernunft vertraut machen, die theoretisch in analytischen und synthetischen, mechanischen und organischen Funktionen sich orientiert, sowie sie praktisch, als lebensbestimmende Potenz nicht auf Maximen der Selbstbehauptung und Abwehr sich zu beschränken hat, sondern auch solche der Hingabe und Anpassung in sich schließt. Und aus diesem Begriffe fließt für die geistige Arbeitsteilung eine ganz bestimmte Ethik. Einerseits ist die Ganzheit der Vernunft in ihrem ganzen Umfange zu erfassen. Andererseits müssen, dieses Ganzheitsbegriffes unbeschadet, die Einseitigkeiten der Denkrichtung so scharf als möglich herausgekehrt werden, da nur so wertvolle Zusammenfassungen zu stande kommen. In dieser Weise sollen die Vertreter der entgegengesetzten Richtungen sich schätzen lernen als wechselseitig sich ergänzend und in gleichem Maße, wenn auch in verschiedener Form, beteiligt an der Herausbringung der Wahrheit. Das Allgemeinwerden dieser Erkenntnis scheint mir von höchster Wichtigkeit für das oft erörterte Thema: Weltanschauung und Ethik.

Uebrigens hat der Streit zwischen Organikern und „Mechanikern" sehr viel Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Zwiste der Realisten und Nominalisten, den Schopenhauer folgendermaßen faßlich zu machen sucht:

„Die verschiedenartigsten Dinge nenne ich rot, wenn sie diese Farbe haben. Offenbar ist rot ein bloßer Name, durch den ich diese Erscheinung bezeichne, gleichviel, woran sie vorkomme. Eben so nun sind alle Gemeindegriffe bloße Namen, Eigenschaften zu bezeichnen, die an verschiedenen Dingen vorkommen: Diese Dinge hingegen sind das Wirkliche und Reale. So hat der Nominalismus offenbar Recht. — Hingegen, wenn wir beachten, daß alle jene wirklichen Dinge, welchen allein die Realität zuerkannt wurde, zeitlich sind, folglich bald untergehen; während die Eigenschaften wie Rot, Hart, Weich, Lebendig, Pflanze, Pferd, Mensch, welche es sind, die jene Namen bezeichnen, davon unangefochten fortbestehen und demzufolge allezeit da sind; so finden wir, daß diese Eigenschaften, welche eben durch Gemeindegriffe, deren Bezeichnungen jene Namen sind, gedacht werden, kraft ihrer unmittelbaren Existenz viel mehr Realität haben, daß mithin diese den Begriffen, nicht den Einzelwesen beizulegen sei. Demnach hat der Realismus Recht".

In diesen und ähnlichen unentscheidbaren Diskussionen giebt sich, wie Schopenhauer gleichfalls sehr richtig bemerkt hat, ein „polares Auseinandertreten der menschlichen Denkungsweise" kund, welche man als von der Künstlerin Gottnatur angeordnet betrachten möchte, damit der Menschengeist vor der Erstarrung bewahrt bleibe. Sobald eine Tendenz auf ihren Lorbeeren sich ausruht, kommen verwegene „Aufwiegler" der Gegenrichtung und ein „Geist des Widerspruchs" geht durch das Land und stört ganz pietätlos die Wonne des Friedens.

*) Die Babloerwandschaften der deutschen Blutmischung. Der Kulturgeschichte der RassenInstinkte, II. Bd. Beelegt in Leipzig bei Eugen Diederichs.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Von dem frischen, arbeitsfreudigen Ton, mit dem der neue Minister für öffentliche Arbeiten Budde dem hlg. Bureaukratius Fehde ansagte, stach leider der Schluß seiner Programmrede wesentlich ab. Hier erschallten die lang bekannten überschneidigen Töne, mit denen jeder Leutnant oder Assessor die „Umsturzpartei" gründlich abfertigen zu können meint. Nun mag es immerhin altpreußische Tradition sein, die Rechte des Staatsbürgers so lange zu achten, als „Unterthan sie nicht mißbraucht", aber die Auffassung des Ministers von dem Koalitionsrecht der Eisenbahnarbeiter in dem Sinne, daß jedermann das Recht habe, in solche Vereine und Genossenschaften einzutreten, die — der Vorgesetzte erlaube, ist nicht nur rechtlich eine Ungeheuerlichkeit, sondern auch politisch überaus bedenklich. Es waren die Erfahrungen, die man in Holland mit dem Generalstreik der Eisenbahn-Angestellten gemacht hatte, auf die sich die Hüter der Ordnung und Lobredner der Disziplin beriefen: so etwas dürfe in Preußen nicht vorkommen! Aber gerade diese Erfahrungen hätten zu diametral entgegengesetzter Schlußfolgerung führen müssen. Wer Ordnung und Disziplin will — und wer wollte das nicht, zumal auf diesem Gebiete? — der hat vor Allem die Selbstachtung seiner Leute zu schonen, ja zu heben; der hat jede Organisation freudig zu unterstützen, die den Einzelnen an willige Unterordnung unter selbstgewählte Ziele gewöhnt, der hat endlich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit alles zu vermeiden, was als ungerechte Beschränkung empfunden, Anlaß zu heimlich tiefwühlender Unzufriedenheit geben kann. Man sollte doch meinen, wenn unseren hohen Verwaltungsbeamten auch vielleicht die Grundsätze der Pädagogik mehr oder minder fremd bleiben, daß sie doch aus dem ihnen nahe liegenden Gebiete der militärischen Disziplin die Elemente kennen sollten! Weiß Excellenz Budde, warum die Fuchtel aus dem preußischen Heere verschwunden ist — offiziell wenigstens? Weiß er nicht, daß Leuteschinder die schlechtesten Kampagnien zu haben pflegen? In zahlreichen Armeebefehlen ist mit Recht die Erhaltung der Selbstachtung der Mannschaften als die Grundlage unserer militärischen Stärke betont worden. Es zerstört aber nichts gründlicher die Selbstachtung, als wenn erwachsene Männer sich — um des lieben Brotes Willen — wie Schulbuben müssen vorschreiben lassen, ob, wie und wo sie von ihrem staatsbürgerlichen Recht Gebrauch machen dürfen. Das ist unbewußte und doch wirksamste Erziehung zur latenten Unbotmäßigkeit. Wenn es einmal zu dem Unglück eines Generalstreiks der Eisenbahnangestellten bei uns kommen sollte, so wird Excellenz Budde mit seinen Vorgängern sagen dürfen: auch ich habe dazu mitgeholfen!

Streiflichter.

Volksschmeichelei. Noch immer kann die Ehe-Irrung der sächsischen Kronprinzessin nicht zur Ruhe kommen. Nach den Zeitungen kommen die Broschüren. So hat der Verlag von C. A. Hager in Chemnitz eine Broschüre, betitelt „Die Flucht der Kronprinzessin von Sachsen", herausgegeben, welche — natürlich außer einigen scheußlichen Abbildungen — nur das allerbekannteste Material enthält, aber durch ihren hochmarasischen, schönrednerischen, scheinbar objektiven und vornehmen Ton auffällt. Da werden Reflexionen durchgeführt, Fragen gewissenhaft aufgeworfen, gewissenhaft beantwortet. Da klingt die stolze Melodie: „Wir sind gerecht!" von A bis Z durch. (A und Z liegen glücklicherweise nicht weit auseinander.) Und Hunderte, die durch den schmutzigen Klatsch nicht gefangen werden, lassen sich durch solche Sirenenklänge den Geist benebeln, lassen sich die schönen Beweise von der Hochherrlichkeit des urteilenden Volkes beibringen und schmunzeln. Doch hören wir einmal dem ungenannten Verfasser zu, wie er zu seinem Publikum spricht:

„Das Volk darf ernsthaft fragen: Wer ist der Schuldige — oder wer sind die Schuldigen? Ob nun dem fragenden Volke die richtige Antwort gegeben wird oder nicht, es findet sie meist von selbst heraus, denn es liegt im Volke so ein tiefer Sinn, so ein eigenes Ahnen, so ein seltsames Verständnis, sagen wir so ein feiner Instinkt (äußerst logische Folge! Kein Wort entbehrlich!?), daß es bisher immer die Wunde fand, an der sich ein Leben verblutete, immer die Pestbeule erkannte, die einen ganzen Körper infizierte und zum leiblichen und geistigen Siechtum führte .... Nun aber besitzt das Volk noch einen Schatz, und das ist ein ungemein (!) feines Rechtsgefühl, und dieses Rechtsgefühl ist unbestechlich, ja es ist, wenn es in Wallung gerät, sogar (!) rücksichtslos und fragt nicht mehr nach der Person auf ihrer Höhe, sondern nach der Sache in ihrer Niedrigkeit. Und dieses Rechtsgefühl springt dann dem Kranken, dem Leidenden zur Hilfe, nimmermehr aber der verheerenden Krankheit oder ihren Bakterien — auf deutsch: den Krankheitserregern."

Also das Volk, was doch wohl heißen soll: die unteren Stände, hat so einen tiefen Sinn, so ein eigenes Ahnen, so ein ungemein feines Rechtsgefühl! Wohlverstanden: nicht etwa der und jener geistig Hervorragende, sondern die absolute Majorität. Hm, was wollen wir denn dann mit unseren volksfreundlichen Bestrebungen, den ethischen, den ästhetischen? Wie für recht und unrecht wird das Volk auch das allerfeinste Gefühl für schön und häßlich haben. Avenarius und Klinger sollen sich also ja nicht einbilden, das Volk hierin belehren zu können. Wir alle, samt und sonders, Philosophen und Künstler, Professoren und Lehrer, sollten absolut nur lernen, ja nicht lehren und erziehen wollen!! — Man verstehe uns nicht falsch: Auch wir glauben an die Aufnahmefähigkeit der unteren Stände für Gutes und Schönes. Aber um die Leute emporzuführen, sagen wir ihnen ins Gesicht, was unschön und unreif an ihnen ist, was sie abwerfen müssen, um zur schönen Menschlichkeit zu gelangen. Wir verderben sie nicht durch billige Schmeicheleien, diese feigste und gemeinste Art der Lüge. Statt daß ich sage: Wir thun das, will ich besser sagen: Thut das! Ihr alle, die ihr für die ethische Kultur der Zukunft Samenkörner ausstreuen, Unkrautsamen vernichten wollt, thut das! Werfet die Lügen ab und redet die Wahrheit, wie nach oben, so auch nach unten!

Wie viele Zeitungsartikel handeln von der Schädlichkeit höfischer Schmeicheleien, nennen dieselben mit Recht die größten Beleidigungen, die Fürsten geschehen können. Nun, ihr Volksfreunde, wenn ihr's ehrlich meint, laßt nicht zu, daß man euerm „Volk" als einem Komplex von Urteilslosen fingerdick aufgetragene Schmeicheleien sage! Haltet überall das Panier der Wahrheit hoch! Durch Wahrheit zur Freiheit, die dann sittliche Freiheit und Kultur ist!

Hetel.

* * *

Einfluß des Sozialismus in Italien auf die Sittlichkeit der Bevölkerung. Der auch in Deutschland in den weitesten Kreisen berühmte Kriminalist Professor Enrico Ferri hat jüngsthin im „Avanti"*) über den sich an die bekannten Vorgänge, welche sich im Sommer 1902 in diesem süditalienischen in der Capitanata gelegenen Landstädtchen abgespielt haben (blutiger Zusammenstoß zwischen streikenden Landarbeitern mit dem Militär), anschließenden aufsehenerregenden Prozeß einige juridisch-soziologische Betrachtungen geknüpft und hierbei ganz besonders auf den Umstand hingewiesen, welchen sittlichenden Einfluß die sozinlistischen Arbeiterführer von Candela auf das dortige Proletariat ausgeübt haben. Von einem derselben schreibt Ferri wörtlich — und man bedenke dabei, daß der römische Universitätsprofessor zu keinem Zweck jemals ein Liebesdiener ist —:

„Ihm hat man es zu verdanken, daß die Bauern von Candela — wie das zwei Schankwirte vor Gericht bestätigten — sich fast nie mehr betrinken, ihm ist es auch zu verdanken, daß die Bauern endlich verlernt haben, stets das brudermordende große Messer in der Tasche bei sich zu führen". Und in der Fortsetzung der Studie schreibt Ferri weiter: „Wo es (in Italien) eine sozialistische Parteigruppe giebt, da sind die Gewaltthaten und der politische Haß gegen

*) „Il Processo di Candela" Avanti, Nr. 2211 und 2212.

die Carabinieri, die Polizei und die Soldaten verschwunden, wie durch sie auch die persönliche Rache an Leib und Gut der besitzenden Klassen aus der Welt geschafft worden ist". Denn die Sozialisten haben dem Proletariat „den Respekt vor dem Leben des Nebenmenschen sowie auch vor seinen Rechten" beigebracht. —

Alle diese Feststellungen von Thatsachen sind keineswegs neu. Die Moralisierungsarbeit der italienischen Sozialisten ist schon so oft durch Zeugnisse Unparteiischer sowie auch durch die amtliche Statistik erhärtet worden, daß sie beinahe, ich möchte sagen, zum eisernen Bestand der sozialwirtschaftlichen Faktoren Italiens gehört. Neben der ökonomischen und politischen Arbeit der italienischen Sozialisten steht in erster Linie die Verbreitung „ethischer Kultur in den sogenannten unteren Volksklassen". Schon im Jahre 1893 weiß uns der bekannte durchaus bürgerliche Publizist Adolfo Rossi von der sozialistischen Bewegung in Sizilien zu berichten, daß seit dem Bestehen der Fasci (Arbeiterbünde) die Verbrechen im ganzen Lande abgenommen haben. Auch Händel kämen fast garnicht mehr vor, weil alle Streitfragen vom Fascio selbst beigelegt würden. „Ja, am Sonntag durchzieht eine aus Mitgliedern des Fascio gewählte Kommission die Kneipen und rät den Genossen an, sich nicht zu betrinken, denn, sagt man ihnen, der größte Teil der Schlägereien und Verwundungen geschehen stets nach starkem Weingenuß"*). — Einige Jahre später haben Carlo Vezzani und Dr. Ivanoe Bonomi denselben Thatbestand in durchaus sachlicher und wissenschaftlicher Weise für die Provinz Mantua bewiesen, indem sie an der Hand eines amtlichen und unanfechtbaren Zahlenmaterials den Beweis dafür brachten, daß in demselben Maße, in welchem die wirtschaftlich- und politisch-sozialistische Bewegung erstarkte, nicht nur die Verbrechen gegen Leib und Leben, sondern auch die Vergehen gegen das Eigentum und die Bestrafungen wegen in der Trunkenheit begangener Fehltritte abgenommen haben**). „Das rührt daher, daß die Kollektivität sich sittlich hebt (migliora), denn dabei hebt sie auch die Einzelnen, aus welchen sie ja zusammengesetzt ist", fügen die Verfasser der Studie erläuternd hinzu.

Die Sozialisten haben also, nachweisbar in Sizilien, in Mantua und in Capitanata ein Werk unverfälschtesten ethischen Fortschritts gethan und zwar gerade mittelst des Klassenkampfes. Sollte da nicht die Ansicht, der Klassenkampf müsse notwendigerweise „verrohend" wirken, auf ein Ammenmärchen zurückzuführen sein?

Dr. Robert Michels.

*) Adolfo Rossi, „Die Bewegung in Sicilien", Stuttgart 1894, p. 24 und 75.

**) Ivanoe Bonomi e Carlo Vezzani: „Il Movimento Proletario nel Mantovano-Milano, Critica Sociale 1901, p. 14 ss.

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes vom 22. Februar 1903. Der Vorsitzende verliest den Reisebericht Dr. Foersters von seiner Wandervortragstour im Januar 1903, die ihn über Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmstadt führte. Bei diesem Anlaß beantragt Foerster die Umwandlung des Wortes Wanderrednerfonds in Rednerfonds und entsprechenden Zusammensetzungen. Der Antrag wird vertagt. Ferner wird ein Privatschreiben von Dr. Pfungst vom Dezember 1902 mitgeteilt, Anregungen betr. Sekretariat und Gesellschaftstag enthaltend, ebenso ein Schreiben des Herrn Geh. Rat Foerster an den Vorsitzenden. Weiter berichtet der Vorsitzende über den in Magdeburg von dem dortigen Abteilungsvorsitzenden Dr. Feisch gehaltenen Vortrag über das Verhältnis des Staates zur Schule an der Hand eines Zeitungsberichtes. — Eine Beilage des „Tag" vom 5. Dezember 1902 enthält in einem „Ethische Rundschau" überschriebenen Artikel von Heinrich Hart eine Besprechung des Moultonschen Buches: „Le mouvement ethique" und wirft im Anschluß daran sympathische Seitenblicke auf die Wirksamkeit der ethischen Gesellschaften und des internationalen ethischen Bundes. Der Vorsitzende verliest mehrere besonders interessierende Stellen des Aufsatzes. — Der Bund deutscher Frauenvereine stellt den Antrag, Frau Lehlée und Frau Beüll in Frankfurt a. M. zu Kassenrevisorinnen zu wählen. Der Antrag wird angenommen. Dr. Penzig berichtet über Verlauf und Eindrücke seiner in der Zeit vom 1. Februar bis 20. Februar 1903 über Frankfurt a. M. (Cyklus von 4 Vorträgen), Darmstadt, Bielefeld, Wiesbaden, Offenburg, Stuttgart, Ulm veranstalteten ethischen Vortragsreise.

In Frankfurt a. M. war der Besuch ein überaus reger, ebenso in Wiesbaden, Stuttgart und Ulm. Eine erfreuliche Teilnahme der gebildeten Kreise an den ethischen Bestrebungen zeigte sich in Bielefeld und Offenburg, wo ethische Abteilungen bisher nicht bestehen. Die Eindrücke waren überall günstige.

Die Gesamtliquidation Penzig für die im Auftrage der ethischen Gesellschaften gehaltenen Vorträge beziffert sich auf 515 Mark, darauf haben gezahlt: Frankfurt a. M. 200 M., Wiesbaden 50 M., Offenburg 55 M., Stuttgart 80 M. = Summa 385 M.

Der Rest von 150 M. wird aus dem Wanderrednerfond angewiesen. Der Vorsitzende spricht Herrn Dr. Penzig den lebhaften Dank des Hauptvorstandes für seine wirkungsvolle Vortragsthätigkeit aus.

Zu Punkt II der Tages-Ordnung: Gesellschaftstag liegt ein Beschluß des Gesellschaftstages vom 19.—21. Oktober 1901 vor, wonach der nächste Gesellschaftstag in Stuttgart abgehalten werden soll. Es wird beschlossen, bei der Abteilung Stuttgart anzufragen, ob ihr die Ausführung des Beschlusses im Laufe des Jahres 1903 genehm ist, und im Falle der Bejahung, welcher Zeitpunkt nun darüber als der geeignetste vorgeschlagen wird.

Zu Punkt III (Sonstiges) soll Ende März eine Besprechung des Hauptvorstandes unter Zuziehung von Geh. Rat Foerster und Dr. Friedr. Wilh. Foerster über eine Reihe von Fragen, betreffend die praktische Förderung unserer Bestrebungen, stattfinden. Versammlungsort Lesesaal: U. d. Linden 16.

Schließlich regt der Vorsitzende an, ob es nicht zweckmäßig sei, den Restbetrag des Handvorschusses (ca. 1000 M.) für eine Schrift zu verwenden, die sich mit dem Stande und den Erfolgen des Moralunterrichts in der französischen Staatsschule beschäftigt.

In der sich anschließenden Diskussion wird als erstes Erfordernis für die Verwirklichung dieses Gedankens die vorangegangene Auffindung einer geeigneten Kraft bezeichnet, der die Herstellung des Werkes zweckmäßigerweise anvertraut werden kann.

* * *

Abteilung Berlin. Ueber Ethik und Religion und ihre Stellung zu einander hielt Mittwoch Abend in der Gesellschaft für Ethische Kultur Dr. M. Kronenberg den ersten Vortrag aus seinem Zyklus: „Die Grundprobleme der Ethik". In fesselnder, auch für Laien völlig klarer Weise entwickelte der Vortragende die Theorie der immer mehr fortschreitenden Differenzierung bei fortschreitender Kultur. Sowie die Lebensfunktionen der höher organisierten Wesen tausendfach komplizierter sind und eigene Organe für alle jene Einzelverrichtungen aufweisen, die bei niederen Organismen zusammenfallen, sowie die höchst entwickelte Staatsform eine vielfach verzweigte, wundlich differenzierte Gliederung und Verwaltung bedingt, brachte auch erst die zunehmende Kultur eine Lostrennung von Politik, Recht, Wissenschaft aus dem Baumkreise der Religion, die auf der primitiven Stufe alles zusammenfaßte, mit sich. Am längsten und scheinbar unzertrennbar mit der Religion verknüpft blieb die Lehre von der Sittlichkeit, die Ethik. Die Kreuzzüge arbeiteten durch die Näherrückung fremder Länder und ihrer hochentwickelten Ethik, die nicht auf der christlichen Weltanschauung faßte, einer Aufklärung vor, die Renaissance brachte die wiedererwachte Bewunderung antiker Lebensanschauung. Man begann einzusehen, daß Christentum und Sittlichkeit nicht identisch seien und die letzten beiden Bestandstücke der „natürlichen, angeborenen Religionslehre," das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, zertrümmerte Kant. Er verkündete, daß diese Lehren nur ein Glauben, keine Erkenntnis seien, daß die Sittlichkeit aber, unabhängig von der Religion, autonom dastehe. In langem, schwerem Kampf haben sich Religion und Ethik von der gegenseitig ausgeübten Tyrannei freigemacht — in ihrer Wesensverschiedenheit müssen sie durchaus getrennte Wege gehen. Das Wesen der Religion ist Anschauung des Unendlichen, ist das Zusammengeschlossensein mit dem All, ist reine Gefühlssache und, wie schon Schleiermacher sagte: „Weder Gott noch Unsterblichkeit der Seele sind untrennbar mit dem Wesen der Religion verknüpft." In der That giebt es nicht nur Einzelmenschen, die tief religiös sind, ohne an Gott und Unsterblichkeit zu glauben, sondern ganze Naturvölker, deren Religionskultus ein freier ist. Eben weil Religion ein Gefühl, einen unnennbaren Zustand darstellt, ist sie auch völlig individuell, weder lehrbar noch gesetzmäßig. Das Gegenteil ist bei der Ethik der Fall, sie hat den Charakter des Gesetzmäßigen für alle Menschen, sie ist eine Verstandesangelegenheit, und während sich in ihrem religiösen Gefühl Menschen nie verständigen, nie begreifen können, stellt die Ethik den Kampfer von Regeln dar, der das menschliche Leben der Gesamtheit einl und hält. So verschieden wie in ihrem Wesen sind Ethik und Religion in ihren Zielen. Als ideales Ziel strebt die Religion der möglichsten persönlichen und individuellen Differenzierung entgegen, die Ethik einer möglichsten Ein-

heit, da sie als Richtschnur für alle dienen soll. Das Ideal wird erreicht sein, wenn wir „möglichst viele Götter“ haben werden, aber nur „eine Sittlichkeit.“

* * *

Abteilung Berlin. Egoismus und Altruismus bettelte sich der zweite Vortrag, den Dr. M. Kronenberg in der Gesellschaft für ethische Kultur hielt. Die scharfen Gegensätze der beiden Weltanschauungen, deren sich die eine im Christentum, die andere im ethischen Egoismus darstellt, veranschaulichte der Vortragende an zwei überragenden Erscheinungen der Gegenwart, deren Lehre eine Schar von Jüngern um sich gesammelt, an Tolstoi und Nietzsche. An der Hand moderner Naturwissenschaft ging er dann zu der Beweisführung über, daß dieser scheinbare absolute Antagonismus in Wirklichkeit garnicht bestehe. Es giebt ebenso wenig reinen Altruismus, wie reinen Egoismus. Die reinste Verköperung des Altruismus, das Christentum, kann demnach ohne Egoismus nicht auskommen, es übt diese Rücksicht durch die Verheißung des Lohnes im Jenseits, der in umgekehrtem Verhältnis zu den in dieser Welt genossenen Freuden steht. Die radikalste Verkörperung des sittlichen Egoismus, Nietzsches Lehre vom Herrenmenschen, steht im Begriff der „schenkenden Tugend“ doch wieder in den Altruismus zurück. Immer und überall findet im letzten Ende ein Kompromiß zwischen Altruismus und Egoismus statt, weil sie in Wahrheit nicht entgegengesetzt sind, sondern in organischem Zusammenhange stehen. Sie sind relative Begriffe, unbedingt ohne einander, und wechseln ihr Wesen nach dem Standpunkte des Beschauers. Die individuellen und die sozialen Interessen des Menschen sind unlöslich mit einander verknüpft — die Menschheit besteht nicht, wie man lange glaubte, aus atomistischen, gegen einander abgeschlossenen Einzelwesen, sondern die einzelnen Individuen stellen nur Glieder eines Organismus dar. Darum sind sie von einander abhängig, und ihre sozialen Instinkte, in der Natur begründet, verlangen nicht minder nach Befriedigung, als die individuellen, auf die Entwicklung des „Ich“ gerichteten Triebe. Eine unmittelbar auf Entwickelung des Ichs gerichtete Handlung vermag unter Umständen mittelbar auch den Andern in viel höherem Maße zu gute kommen, also in ihrem letzten Ziele altruistisch zu wirken. Das Ich und das Du sind in der menschlichen Gemeinschaft in untrennbarer steter Wechselwirkung, es liegt eine tiefe Wahrheit in der scheinbar unverständlichen Verkündung der indischen Weisheitslehre: „Ich bist Du, Du bin ich“. Auf einer harmonischen Berücksichtigung von Altruismus und Egoismus baut sich eine durchführbare Lebensethik auf, eine Ethik, berufen, uns weder Heilige zu geben noch Uebermenschen, sondern das, was wir vor allem erstreben, volle, ganze Menschen. — Der dritte Vortrag Dr. Kronenbergs war dem Grundproblem der Individual-Ethik, dem Gegensatz zwischen Natur und Sittlichkeit, gewidmet. Die Anerkennung eines Dualismus führt hier zu einem ähnlichen Konflikte, wie es der zwischen Egoismus und Altruismus ist. Wenn man, wie es das Christentum thut, den Geist als das gute, den Körper als das böse Prinzip hinstellt, wenn dieser die Sünde, jener die Tugend bedeutet, entsteht in der menschlichen Veranlagung ein nicht zu lösender Kampf. Die Ehen führt dieses Bewußtsein, der Gegensatz zwischen dem Seinsollenden und dem Seienden zum Weltschmerz, der oft ganze Zeitalter unter seinen Bann brachte, die anderen, stärkeren Naturen fliehen aus dem Bann der Sünde in die Askese, um in Ueberwindung alles Irdischen der reinen Anschauung des Göttlichen zu leben. Aber neben den vereinzelten bewundernswerten Erscheinungen, die aus der Schule der Askese hervorgingen, steht das Opfer von Tausenden und Tausenden, deren Kraft durch mißverstandene Dogmen der Menschheit entzogen wurde. Der modernen naturwissenschaftlichen Anschauung blieb es vorbehalten, die dualistische Lehre zu zerstören. Je weiter die Naturerkenntnis fortschreitet, umso weniger vermögen wir eine Grenze der Beseelung zu ziehen, es giebt ebenso wenig eine absolute Seele, wie es einen absoluten Körper giebt. Seele und Körper sind zwei Seiten derselben Naturerscheinung, unlöslich mit einander verbunden. Eine völlig harmonische, einheitliche Entwickelung, die in ihrer wunderbaren Veranlagung keinen Zwiespalt zwischen Natur und Geist kannte, sehen wir in Goethe, die Verkörperung der freien Persönlichkeit. Freie harmonische Persönlichkeit zu schaffen — das ist das Ziel der Ethik; ihre künftigen Propheten müssen daher weniger Moralisten, mehr Heiden, im Sinne der Antike, und mehr Künstler sein. In den drei zusammenhängenden Vorträgen ist es dem Dozenten gelungen, schwierige Probleme in durchaus gemeinverständlicher Weise auch einem größeren, sachlich nicht geschulten Publikum zugänglich zu machen. Das Streben der Gesellschaft für Ethische Kultur und ihres Vortragenden, die Schätze philosophischer Weltanschauung zu popularisieren, kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen und verdient alle Anerkennung. (Vossische Ztg.)

Sprechsaal.

Zu Ethik und Konfessionalismus.

Von einem Leser unseres Blattes, der durch die verstorbene Gräfin Butler-Haimhausen in München ein Freund der ethischen Bewegung geworden ist, geht uns folgende Zuschrift zu.

Ignatius von Loyola fragte eines Tages drei seiner Genossen: „Was würdet Ihr thun, wenn Gott zu Euch also spräche: Wenn Du jetzt sterben willst, so gebe ich Dir die ewige Glorie; wenn Du aber länger leben willst, so werde ich Dich richten in jenem Zustand, in welchem Du Dich zur Zeit Deines Todes befinden wirst. Wenn nun Gott so zu Euch redete und es fiele Euch ein, Ihr könntet, wenn Ihr auf der Erde bliebet, Gott noch einen großen Dienst erweisen, aber ungewiß über Euer Seelenheil, was würdet Ihr thun?“ Pater Lainez entgegnete: „Ich würde lieber gleich sterben.“ Ignatius aber sagte: „Mit nichten; ich würde Gott bitten, daß er mich länger leben lasse, damit ich seine Ehre vermehren könnte, und ich glaube, nicht verdammt zu werden, wenn ich meinen Verlust der Verherrlichung unseres Herrn geopfert habe.“ — Setzt man nun an die Stelle der Worte Gott und seiner Ehre und Verherrlichung die Begriffe Menschheit, Allgemeinheit und deren Vernaturkammung, so hat man rein ethische Anschauungsweise, nicht mehr konfessionelle.

München. W. Stephanus.

* * *

Prof. Staudingers freundschaftlichen Appell, ich fasse doch in dem Kampf gegen die Gewissensdespotie und nicht in dem Kampf gegen den Inhalt der Kirchenlehre den Kernpunkt unserer ganzen Diskussion sehen, möchte ich gerne mit einigen Worten beantworten.

Prof. Staudinger hält die staatliche Exekution gegen die kirchliches Erziehungsanstalten in Frankreich gerechtfertigt, weil gewisse Mißhaben der Glaubensbefestigung ihm ethisch verurteilenswert erscheinen. Gegen die Kirchenlehre will er nicht vorgehen. Ich frage demgegenüber nur: Welches Recht haben wir, wegen bestimmter Auswüchse und Irrungen eine ganze Institution zu vernichten? Die Konsequenzen dieser Argumentation müßten doch dahin führen, den Staat gegen den gesamten orthodoxen Religionsunterricht mobil zu machen, denn die von Prof. Staudinger bezeichneten Uebelstände finden sich in jedem streng-kirchlichen Unterricht. Sieht unser verehrter Freund nicht, daß wir uns mit der Zustimmung zu einer Politik, die gegenüber tiefkomplizierten Kulturfragen immer gleich mit Polizei und Verbot, mit Gesetzgebung und Verordnungen dareinfährt, durchaus in eine Linie stellen mit den Befürwortern der Lex Heinze, der Theaterzensur, der Kanonenpolitik und der Umsturzgesetzgebung? Wer nicht prinzipiell die Abstinenz der staatlichen Exekutive gegenüber so verwickelten und delikaten Kulturfragen vertritt, der darf sich dann nicht beklagen, wenn der Staat dann auch auf anderen Gebieten gewisse unleugbare Mißstände zum Vorwand nimmt, sofort mit gepanzerter Faust dreinzufahren.

Im übrigen: So einfach steht es mit der Frage der kirchlichen Autorität auch nicht, daß man die Haltung der Kirche da ohne Weiteres mit dem Worte „unsittlich“ abthun kann. Das moderne Leben enthält eine Reihe von geistigen und moralischen Versuchungen, denen gegenüber es mir unendlich abstrakt erscheint, einfach dem Zögling zu sagen: „Nimm nur das als wahr an, was Du nach Maßgabe Deines eigenen Erkennens für richtig halten kannst.“ Soll jeder junge Mann und jedes junge Mädchen sich mit Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ und seiner „Umwertung aller Werte“ auseinandersetzen oder die ethischen Konsequenzen der Selektionslehre prüfen, bevor es die Lehre des Erbarmens und der Liebe akzeptiert? Soll all der modernen Aufklärung mit seinen Lockungen zu jeder Art von self-indulgence vom jedem Individuum mit allen traurigen Erprobungen durchgemacht werden, damit nur ja nichts auf Treu und Glauben als wahr hingenommen werde? Oder wer möchte einen Stein werfen auf alle Diejenigen, welche hier in Versuchung sind, dem jungen Menschen den Rat zu geben, den Odysseus erhielt, als er der Insel der Sirenen nahte: Wachs in die Ohren!

Ich sage das nicht, um das Autoritätsprinzip im alten Sinne zu empfehlen.

Ich sage nur: Vorsicht! Revision! Die Dinge sind nicht so einfach, wie sie Manchem scheinen.

Es giebt eine Dogmatik des Radikalismus, die an Selbstsicherheit von keiner anderen Dogmatik übertroffen wird. Davor haben wir uns zu hüten.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Bücherschau.

Berthavon Suttners neuestes Buch. Als ob die Harmannsdorfer „Friedensfurie“, die den immer sieghafter vorwärts dringenden Strom des modernen „Pazifismus“ durch ihre imponierenden Bücher

und ihre mit eiserner Ausdauer fortgesetzte persönliche Propaganda in das richtige Bett lenkte, nachdem er lange recht träge dahingeflossen war, es noch nötig hätte, ihre einschlägigen Verdienste in Erinnerung zu bringen, läßt sie soeben ein neues „echtes Suttnerbuch" erscheinen (so pflegt sie die vorwiegend ethischen unter ihren Werken zu nennen) — eine Fortsetzung ihres sensationellen Romans „Die Waffen nieder!" Dieses litterarische Ereignis ist lange mit Spannung erwartet worden, denn die Bewunderer von „Die Waffen nieder!" zählen auf Erden nach Millionen.

Während jedoch „Die Waffen nieder!" sich hauptsächlich auf Krieg und Frieden beschränkt, wird in „Martha's Kinder" — so betitelt sich die in Rede stehende Neuerscheinung*) — mehr-minder die ganze soziale Frage behandelt. In dieser Hinsicht werden wir lebhaft an ihren vor etwa 8—9 Jahren veröffentlichten Sozialroman „Vor dem Gewitter" erinnert. Sogar eine Wiederholung — wenngleich in grundverschiedener Form und mit gebührender Abwechselung — haben wir zu verzeichnen: wie in „Vor dem Gewitter" spielt auch in „Martha's Kinder" die Gründung einer großen ethischen Zeitung eine gewisse Rolle — ein übrigens auch in dem herrlichen „Schach der Qual!" wiederkehrender, aber — ach! — in schwer zu verwirklichender Lieblingsgedanke der Verfasserin. Neben Krieg und Frieden kommen in „Martha's Kinder" auch die Duellfrage, der Antisemitismus, die Arbeiterfrage u. s. w. zur Sprache. Leider macht sich hierbei und in der ganzen Anlage des Buches nicht jene harmonische Einheitlichkeit und jene richtige Perspektivität geltend, durch welche sich „Die Waffen nieder" auszeichnet. Die Fortsetzung steht in mancher Beziehung künstlerisch höher, in anderer dagegen künstlerisch tiefer, als das Urwerk; aber die vorhandenen Kompositionsmängel — zu denen auch eine allzu große Breite mancher Partien gehört — können weder den litterarischen, noch den ethischen Wert, noch das fesselnde Interesse des Romans erheblich beeinträchtigen, können nicht verhindern, daß dieser eine ebenso geistvolle wie spannende, eine ebenso bedeutende wie genußreiche Leistung sei.

Mit großem Vergnügen begegnen wir hier wieder den Kindern der Baronin Martha Tilling, der Heldin von „Die Waffen nieder!" in Gesellschaft Martho's selbst, des Rezies, Dr. Beesser, des Ministers „Alerdings" und der Gräfin Lori Griesbach; dazu einer Anzahl neuer Gestalten: dem genialen jungen Dichter Hugo Bresser, dem alten Grafen Kolnas (dessen Urbild wir sofort in dem verstorbenen Friedensdichter Graf Rudolf Hoyos erkennen) u. s. w. — lauter scharf umrissene, vortrefflich gezeichnete Figuren. Hierbei fällt mir abermals auf, was mir beim Lesen der Suttner'schen Schriften stets aufgefallen ist: daß sie kaum je schlechte Menschen vorführt, fast nie „Bösewichte" schildert, sondern nur „Edelmenschen" — ethisch denkende Personen — oder gedankenlose bezw. harmlose Durchschnittsleute. Das zeugt für ihr gutes Herz, für ihre Menschenliebe und ist schon an sich geeignet, ihre Romane über die Schablone zu erheben. Die vorurteilsvollen Flachköpfe benutzt sie in der Regel zur negativen Anbringung von Satire und Ironie. Gräfin Sylvia scheint mir ausnahmsweise verzeichnet zu sein; sie ist zu sentimental, weder Fisch noch Fleisch, und füllt den Platz, auf den sie als Tillings Tochter steht, nicht gehörig aus — kurz, sie enttäuscht die Erwartungen, die der Leser von „Die Waffen nieder!" an sie zu stellen berechtigt zu sein glaubt. Dagegen stellt Graf Rudolf Datzig, Martha's Sohn aus erster Ehe, seinen Mann. Er widmet sich nun seinem 30. Jahre an gänzlich dem „Menschheitsdienst". Er verzichtet auf sein Fideikommiß, auf den Glanz seiner sozialen Stellung, auf den gesellschaftlichen Verkehr mit seinen Standesgenossen, auf alle irdischen Vorteile, um als Apostel der Gequälten, Unterdrückten, Verfolgten, als Verkünder der Menschenverbrüderungslehre in der Welt umherzuziehen. Selbstverständlich stößt er bei seiner Thätigkeit, die er mit Wort und Schrift ausübt, auf Schwierigkeiten in Gestalt von Vorurteilen, Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit; aber er ist entschlossen, nicht zu ermatten, und verlobt sich, ein noch junger Witwer, mit einer gleichgesinnten Bewunderin und Anhängerin, die ihm eine treue Mitkämpferin zu sein verspricht, nachdem seine Mutter Freundin und Vertraute, die ihn stets ermuntert hat, gestorben ist. Die weiteren Schicksale Rudolf's und seiner prächtigen Komtesse Kajetane gedenkt die Verfasserin in einem künftigen Roman, der den ethischen Zyklus abschließen soll, vorzuführen. Der vorliegende Roman bringt uns speziell in der Friedenssache bis 1895, bis zur Abfassung und Annahme des Deskamps'schen Schiedshof-Entwurfes und dessen Versendung an die Staatsregierungen — etwa 2½ Jahre vor Erlassung des „Zarenmanifestes", das zum Zusammentreten der Haager Friedenskonferenz führen sollte.

Wie in „Das Maschinenzeitalter", in „Schach der Qual!" in „Vor dem Gewitter", in „Die Waffen nieder!" und anderen „echten Suttnerbüchern", spielt auch in „Martha's Kinder" das „Herbstlaub-im-April"-Element, die Betonung und Schilderung des Kampfes und Widerstreites zwischen dem Alten und dem Neuen eine Meisterrolle. Das ist überhaupt die stärkste Seite der „Friedensbertha"; darin kommen ihr nur äußerst wenige Dichter oder Schriftsteller gleich. Hocherfreulich sind auch die Eheglückshaplodien, die sich in dem neuesten Buch ebenso gut finden wie in „Es Lowos" (dem leider weniger bekannten köstlichen autobiographischen Ehestandshorheits-Glückbüchlein der Baronin), „Phantasien über den Gotha" oder „Die Waffen nieder!" Auch bei diesem herzerquickenden Thema verweilt unsere Autorin bezeichnenderweise immer wieder mit besonderer Vorliebe.

Die Fortschritte der modernen Friedensbewegung finden sich in „Martha's Kinder" unaufdringlich, in großen Zügen verzeichnet. Diesem Zweck dient u. a. auch die Einfügung von an Martha — d. h. selbstverständlich an Bertha v. Suttner — gerichteten Privatbriefen von Lea Tolstoj, Moriz v. Egidy und Björnstjerne Björnson. Diese Zuschriften, deren Originale ich ihrerzeit als Redakteur der Suttner'schen Monatsschrift veröffentlichte, sind von hohem Interesse; doch widerstehe ich der Versuchung, sie hier abzudrucken, denn sie sind bereits vielen Ethikern bekannt. L. K—r.

* * *

Dr. Karl Vorländer: „Geschichte der Philosophie." Leipzig 1903. Bd. I. (2,50 M.) und II. (3,60 M.). 290 und 598 S. Ein vorzügliches Lehr- und Orientierungsbuch für Studenten und Interessenten der Philosophie, das nach des Verf. eigener Absicht die Lücken zwischen den großen Werken von Ueberweg-Heinze, J. E. Erdmann, Ed. Zeller, Kuno Fischer und den kleineren, z. T. antiquierten Kompendien und Abrissen von Schwegler, Kirchner u. A. ausfüllen soll. Der gewaltige Stoff hat in des Verfassers Meisterhänden eine Anschaulichkeit und Lebendigkeit gewonnen, die das Studium dieser Philosophiegeschichte zu einer Erfrischung macht, selbst wo d. Verf., durch die gedrängte Kürze seiner Darstellung gezwungen, dem aufhorchenden Geiste des Lesers mit jedem Satz gewichtige Gedanken und schwerwiegende Probleme überliefert. Mit großer Feinheit weiß d. Verf. hie und da seinen eigenen philosophischen Standpunkt durchblicken zu lassen, ohne im geringsten die Objektivität des Historikers zu verletzen; seine enorme Belesenheit erlaubt ihm, überall die neuesten gediehenen Forschungen zu berücksichtigen und dem Leser mit den durchweg vertrauenswürdigsten, ausgewählten Literaturangaben zu dienen. Besonders dankenswert ist, daß Vorländer auch einen sehr klaren Ueberblick über die von manchen Historikern vernachlässigte Philosophie des Mittelalters gegeben hat, ebenso auch, daß er die für ein noch nicht geklärtes Auge fast unentwirrbaren, tausendfältigen Denkströmungen der neuesten Zeit in ein übersichtliches Schema gliedert und auch die philosophischen Einzelforscher nach Wert und Würde schätzt und zu Worte kommen läßt. Bei dem bedeutenden Kantianer versteht es sich von selbst, daß die Abschnitte über den großen Reformator der Philosophie besonders klar, durchdringend und präzise herausgearbeitet worden sind. E. H.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Kirche im 19. Jahrhundert. Von Paul Gaehre, Berlin, Verlag Aufklärung. 1902.

Die Neugestaltung des städtischen Bibliotheks-wesens. Von Dr. G. Fritz. Berlin, R. Gaertner's Verlag. 1902.

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Herausgeg. von Dr. Blaschko, Dr. Lesser, Dr. Neisser. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1902.

Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Herausgegeben von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Auf der Fahrt nach Canossa. Von Dr. Arthur Böthlingk. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1902.

Zum Wanderrednerfonds

erhielten wir seit Ende November vorigen Jahres (s. letzte Quittung in Nr. 50 des X. Jahrgangs) von:

Abteilung Magdeburg, 86,70; Frl. H. Nacken, Charlottenburg, 10; Leutnant Bohberg, Halle a. S., 2,50; Frl. J. Jaffé, Berlin, 6; Frl. B. Stern, Berlin, 3; Fr. R. Heinatus, Berlin, 2; Frl. H. Becker, Berlin, 1,50; Prof. Knorre, Berlin, 5; H. Stade, Nordhausen, 3; Frl. A. Nacken, München, 10; Prof. Döring, Berlin, 5; Frau M. Reibel, Eisenach, 2; Leutnant Bohberg, Halle, 20.

Indem wir den freundlichen Gebern herzlichen Dank aussprechen, bitten wir auch fernerhin, da der Fonds durch zahlreiche Vorträge unserer Redner in ganz Deutschland ziemlich erschöpft ist, unser Wirken in derselben Weise unterstützen zu wollen.

Berlin W., Unter den Linden 16 III.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

*) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

März-Programm.

Montag, den 9. März, abends 8¼ Uhr im Berliner Rathaus, Saal 109, Eingang Jüdenstraße, III. Treppen. Vortrag des Herrn cand. phil. Ludwig Cohn: „Ueber die wissenschaftliche und technische Ausbildung blinder Kinder". Diskussion. Eintritt frei.

Dienstag, den 17. März, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16 III, Abteilungstag. Jahresbericht des Vorstandes, Kassenprüfung, Neuwahl des Gesamt-Vorstandes. Die Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen ersucht.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des Berliner Rathauses. Vortrag von Herrn Dr. Fr. W. Foerster (Zürich): „Pädagogische Aussichten und pädagogische Methoden gegenüber verwilderter und verbrecherischer Jugend." Diskussion. Eintritt für Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte frei, für durch Mitglieder eingeführte Gäste 50 Pf. im Vorverkauf, Nichtmitglieder 1 Mk.

Eintrittskarten sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III, in den Bureaustunden (Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 10½—12½ vorm., Sonnabend 3—5), aber auch nachmittags wochentäglich in der Auskunftsstelle ebenda erhältlich.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Eine Rickert-Stiftung

zur

Begründung von Volksbibliotheken in wenig bemittelten Gemeinden.

Allzu früh für die Förderung der Volkswohlfahrt ist Heinrich Rickert uns entrissen worden. Auch für die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung bedeutet sein Hingang einen unersetzlichen Verlust. Seit 1883 war der Verewigte erster Vorsitzender dieser Gesellschaft. Unter seiner hingebungsvollen Leitung sind Umfang und Arbeitsleistungen derselben vervielfältigt, der Bestand an körperschaftlichen Mitgliedern von 651 auf 3103 gesteigert worden.

In verehrungsvollem Gedenken des rastlosen Wirkens des Entschlafenen werden Rickerts Freunde und alle Freunde der Verbreitung und Vertiefung unserer Volksbildung zur Begründung einer Rickert-Stiftung aufgefordert. Die hierfür eingehenden Mittel sollen einen Bestandteil des Vermögens der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung bilden und vom Vorstande der Gesellschaft als gesonderte, unter obigem Namen zu verwaltende Stiftung ausschließlich zur **Begründung und Erweiterung von Volksbibliotheken in unbemittelten Gemeinden** benutzt werden. Bibliotheken, die nach freier, unbeeinflußter Wahl der örtlichen Verwaltungen die besten Werke unserer volkstümlichen Literatur enthalten, sind ein Bildungsmittel von der weittragendsten Bedeutung für große Teile unseres Volkes. Den kleineren und unbemittelten Gemeinden diese Bildungseinrichtung, die sie zur Zeit noch vielfach entbehren müssen, zu gewähren, war Heinrich Rickerts Ideal gerade in seinen letzten Lebensjahren. So soll sein Name in dem von ihm begründeten Werke fortleben.

Beiträge werden an den unterzeichneten Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Verlagsbuchhändler Rudolf Mosse, Berlin SW. 19, Jerusalemerstraße 48-49, erbeten. Quittung erfolgt außer in der Tagespresse in dem Organ der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung „Der Bildungs-Verein".

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Möge das treffliche Buch seinen Weg finden in das deutsche Haus! (Lit. Centralblatt.)

Für seine Zwecke ist das Buch vortrefflich geeignet. (Lit. Rundschau f. d. evangel. Deutschl.)

Das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegenstand geschrieben worden ist. (Westdeutsche Lehrerzeitung.)

Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich. (Gegenwart.)

Döring hat bewiesen daß Moral unabhängig von Religion gelehrt werden kann so nicht bloß, daß es überhaupt geht, sondern daß es so gerade, besser als es jetzt in unseren Schulen getrieben wird. (Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie.)

Der
Grosse Stieler
für 30 Mark!

Hand-Atlas
in 100 Karten.
50 Lieferungen
zu je 60 Pfg.

Gotha: Justus Perthes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt.

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 14. März 1903. | Nr. 11.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Edgar Quinet über weltlichen Gesinnungsunterricht.
Augustinus und seine Gnadenlehre. Von Dr. M. Kronenberg.
Björnsons „Auf Storhove". Von Käte Stellmacher.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflicht: Ueber die niedrige Wertschätzung gewissenhafter Ueberzeugungen in Preußen.
Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Wiesbaden.
Bücherschau.
Vermischtes.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Edgar Quinet über weltlichen Gesinnungsunterricht.

Am Sonntag, den 1. März, fanden sich in Paris auf dem Friedhof Montparnasse und später in der Sorbonne mehrere Tausend Menschen zusammen, die den hundertjährigen Geburtstag des Litteraturhistorikers, Politikers und Publizisten, vielleicht auch des Dichters, Edgar Quinet feierten. Keine Parteiversammlung, auch keine litterarische Erinnerungsfeier, viel eher eine programmatische Regierungskundgebung; denn der Präsident der Republik mit seinem gesamten Ministerium, der Senatspräsident und die hervorragendsten Führer der republikanischen Partei wohnten neben den Größen der Litteratur der schlichten Feier bei. Von den zahlreichen Reden — es sprachen u. a. der Unterrichtsminister Chaumié, der Vorsitzende der Gesellschaft für den weltlichen Unterricht, Ledrain, Marcel Charlot für die Jugend-Union und die Gesellschaft für Volksunterricht — hebt die „Frankfurter Zeitung", der wir diesen Bericht entnehmen, vor allem die Rede unseres ethischen Freundes Prof. Ferdinand Buisson hervor. Wer den Eifer kennt, mit dem sich dieser hervorragende Mann, der viele Jahre hindurch der Leiter des gesamten Volksschulunterrichts in Frankreich gewesen, für alle Fragen der Schulreform begeistert, die den Grundsätzen reiner Menschlichkeit und liebreicher Brüderlichkeit im Jugendunterricht zum Siege verhelfen wollen, der wird von vornherein begreifen, daß kaum ein besserer Interpret der Lebensarbeit Quinet's gefunden werden konnte. Was dieser in seinen religionsphilosophischen Werken: „le génie des religions", „le christianisme et la révolution" und in „l'esprit nouveau" zunächst noch als ein Prediger in der Wüste ausgesprochen, hier fand es kongeniales Verständnis und begeisterten Wiederhall. Prof. Buisson führte u. a. aus:

„Alles, was Menschenantlitz trägt, ohne alle Ausnahme, ist frei geboren und muß frei bleiben, und das Recht ist für Alle gleich. Fortan ist der Angelpunkt der Geschichte der Mensch; die Aufgabe der Politik ist, Menschen zu bilden; Kriterium und Maßstab aller Fortschritte ist das Maß der Freiheit und Würde, das dem Menschen verbürgt ist, und das Lebensgesetz der Demokratie ist, unter allen Formen der zivilisierten Gesellschaft diejenige zu sein, die allen Mitgliedern der menschlichen Familie die vollkommenste Entwicklung ihrer Persönlichkeit sichert. So legt Edgar Quinet die Revolution aus. Sie ist für ihn nicht eine gewisse Summe äußerlicher Veränderungen, sondern eine neue Art, das menschliche Leben zu verstehen; die Seele der Revolution ist die Entdeckung, daß die Freiheit der menschlichen Persönlichkeit das Geheimnis des Glückes und der Würde der Individuen und der Völker ist. Geschichte, Politik, Philosophie, Religion, Kunst, Wissenschaft, Gesellschaftslehre erscheinen nunmehr in neuem Lichte. Als Philosoph glaubt Quinet an den Fortschritt; aber dieser vollzieht sich nicht automatisch. Es steht nirgends geschrieben, daß unsere Einrichtungen nach hundert Jahren besser sein müssen als heute. Die Völker wie die Individuen machen größtenteils selbst ihr Schicksal. Das Gesetz des Fortschritts geht nur auf den Durchschnitt und schließt Rückfälle nicht aus. Das menschliche Gewissen ist gebrechlicher, als wir glauben; es kann eine Zeit lang verschwinden und nur noch in wenigen, vergessenen und lebendig begrabenen Individuen zu finden sein. Das einzig Sichere ist nur: Was der Bürger wert ist, das ist die Stadt, das ist das Land wert. Es giebt nur ein Mittel, ein Volk groß zu machen: die Angehörigen müssen sich selbst groß, edel, stark und frei machen! Das führt zum moralischen Idealismus, in dem Politik und Moral sich verschmelzen. Die Anschauung, daß die Zivilisation in bloßem Wohlstand bestehe, genügt nicht. Damit ein Volk frei werde, hat es Seele, Mut, Charakter nötig. Es ist sicher, daß die Menschen in hundert Jahren besser genährt und gekleidet sein werden, daß sie besser wohnen und rascher befördert werden. Aber jenes Göttliche, die Menschenwürde, die eine Genossin der Freiheit ist, müssen sie sich verdienen, um sie zu besitzen. Es ist Thorheit, zu glauben, daß die Freiheit uns besuchen wird, ohne daß wir ihr entgegenkommen!"

Aber lassen wir nun Edgar Quinet selbst sprechen da, wo er aus starker religiöser Scheu vor aller Art von Gewissensbedrängnis das Recht der staatlich organisierten menschlichen Gemeinschaft auf die Jugenderziehung gegen kirchliche Bevormundung verteidigt:

„Mit welchem Rechte," fragt er, „soll das Priestertum, das die Leitung der erwachsenen Menschen nicht behalten konnte, die Leitung und Erziehung der Kinder behalten? Wie ist die moderne Wissenschaft entstanden? Indem man sie von der Kirche getrennt hat. Das bürgerliche Recht? Indem man es vom kanonischen Recht trennte. Die politische Verfassung? Indem man sie von der Staatskirche schied. Die wichtigste Trennung bleibt noch durchzuführen: Die Trennung der Schule von der Kirche. Wollt ihr den Unterricht frei und weltlich machen? Dann haltet an der Lehre von drei Jahrhunderten fest: daß der weltliche Unterricht sich selbst genügt, daß er durch sich selbst existiert, daß er selbst Glauben und Wissenschaft zugleich ist! Die welt-

liche Gesellschaft besitzt heute mehr Wahrheiten als die Kirche; das ist der Grund, warum ihr Unterricht unabhängig von der klerikalen Lehre sich gestalten soll. Der Anspruch der Priesterkasten ist es immer gewesen, daß sie allein fähig seien, den bürgerlichen und politischen Einrichtungen das Fundament zu geben, und man wiederholt unablässig, die weltliche Gesellschaft habe kein Prinzip, und darum könne sie auch nichts lehren. Aber man muß mindestens anerkennen, daß sie besser als jede andere Gesellschaft sich selbst lehren kann, und gerade darum handelt es sich beim weltlichen Unterricht. Ich habe stets gesagt, daß der weltliche Unterricht ein Prinzip hat, das nur er allein lehren kann. Auf diesem Prinzip beruht sein absolutes Recht, in allen weltlichen Dingen zu lehren. Was die menschliche Gesellschaft möglich macht und sie zusammenhält, was sie verhindert, sich zu zersetzen und auseinanderzufallen, das ist etwas, das mit der gleichen Autorität von keinem offiziellen Kulte gelehrt werden kann. Diese Gesellschaft steht auf dem Fundament der Liebe der Bürger zu einander, die unabhängig ist von ihrem Glauben. So sagt mir doch, wer nicht bloß in Worten, sondern auch durch Thaten diesen Grundsatz lehrt, der das Lebensbrot der modernen Welt ist? Wer soll die Katholiken die Brüderlichkeit mit dem Juden lehren? Ist es der, der durch seinen Glauben selbst dazu verpflichtet ist, dem jüdischen Glauben zu fluchen? Wer wird den Lutheraner die Liebe zum Papisten lehren? Etwa Luther? Wer wird die Papisten Liebe zu Luther lehren? Vielleicht der Papst? Und doch sollen diese drei oder vier religiöse Gemeinschaften, deren Glaube sie zwingt, sich gegenseitig zu verfluchen, in demselben Freundschaftsbunde vereinigt werden! Wer bringt dieses Wunder zu stande? Der weltliche Unterricht! Glaubt Ihr denn, es sei ein schreckliches Unglück, wenn Euer Kind in das bürgerliche Leben hineinwächst mit dem Gefühl der Eintracht, des Friedens und der Solidarität mit allen seinen Brüdern? Der weltliche Lehrer lehrt, was kein Priester lehren kann; er hat ein viel umfassenderes Dogma als der Priester, denn er spricht zugleich zum Katholiken, zum Protestanten und zum Juden; er führt sie alle zugleich in die nämliche bürgerliche Gemeinschaft ein. Der Lehrer sagt zu ihnen allen: Ihr seid Kinder desselben Gottes und desselben Vaterlandes; reicht Euch brüderlich die Hände bis in den Tod!"

Es wird nicht leicht einen Zeitpunkt geben, wo diese Erinnerung beherzigenswerter war, als heute Und zwar nicht nur in Frankreich. P.

Augustinus und seine Gnadenlehre.

Von Dr. M. Kronenberg.

Die Leser unseres Blattes werden gewiß in ihrer überwiegenden Mehrzahl der Ansicht sein, daß die lang fortgesponnene Diskussion über kirchliche Ethik eines endlichen Abschlusses dringend bedarf. Ich teile diese Ansicht ebenfalls. Ich bin nicht der Meinung, daß jede Berichtigung oder Gegenäußerung, zu der man sich im tiefsten Busen gedrungen fühlt, nun auch alsbald der Oeffentlichkeit übergeben werden müßte, sondern daß dies nur dann und insoweit geschehen sollte, als allgemein publizistische Gründe, vor allem Erwägungen über die besonderen Aufgaben und Interessen eines öffentlichen Organs, es rechtfertigen.

Dies scheint mir nun hier der Fall zu sein. Denn Dr. Foerster hat in Nr. 8 d. Bl. über das Thema „Augustinus und seine Gnadenlehre" sich in Darlegungen näher verbreitet, welche nicht nur zum Widerspruch herausfordern, sondern vor allem auch fast durchweg faktisch Unrichtiges enthalten und dem historischen Thatbestande direkt widersprechen. Und da es sich nun hierbei nicht um nebensächliche Dinge, sondern um eine wichtige und bedeutsame historische Erscheinung handelt, deren Beurteilung mitten hinein führt in die wichtigsten Grundfragen ethischer Kultur, so scheint mir Anlaß genug vorhanden zu sein, noch einmal wenigstens zu kurzer Erwiderung das Wort zu nehmen, damit jenes Thatsachenmaterial richtig gestellt und die darauf gegründete Beurteilung entsprechend geändert werden kann.

Zunächst Einiges über die Persönlichkeit und das Leben von Augustinus. Dr. Förster fragt, woher ich denn wisse, daß Augustinus ein Wüstling gewesen sei. Ich antworte: aus den historischen Quellen und den Ergebnissen geschichtlicher Forschung. Er sagt, es sei von A. „nichts bekannt, als daß er jahrelang mit einem Weibe in wilder Ehe lebte und ihr durchaus treu blieb." Aber das gerade Gegenteil ist der Fall: er ist im schlimmsten Sinne treulos gewesen und hat nicht mit einem Weibe, sondern mit zweien in wilder Ehe gelebt. Im schlimmsten Sinne treulos: denn nachdem er eine Reihe von Jahren mit seiner ersten Konkubine, die er wirklich liebte und die ihm einen Knaben geboren, zusammen gelebt hatte, wurde er ihr untreu, nicht infolge irgend welcher tragischen Konflikte, nicht einmal, weil seine Liebe erkaltet gewesen wäre, sondern — weil er im Interesse seiner Karrière sich „standesgemäß" verheiraten wollte. Man findet für diesen niedrigen Egoismus schlechterdings keine Milderungsgründe als höchstens den einen geringen, daß er in unmännlicher Schwachheit sich von seiner ehrgeizigen Mutter Monica allzu sehr beeinflussen ließ. Ja noch mehr: da er nach der Trennung von seiner ersten Konkubine aus zufälligen Gründen noch zwei Jahre bis zur standesgemäßen Heirat warten mußte, so nahm er sich interimistisch noch eine zweite Konkubine ,ohne Rücksicht darauf, daß jenes Weib, das er einst geliebt hatte und noch liebte, am Leben war. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß er in seiner vorchristlichen Periode, namentlich in der Zeit, da er als Rhetor in römischen Städten auftrat und, wie wir heute sagen würden, das Leben eines schöngeistigen Bohèmien führte, schlimmen Ausschweifungen sich hingegeben hatte — er selbst nennt es: „in Wollust ganz versunken" war —, so scheint mir der Ausdruck Wüstling damit mehr als gerechtfertigt zu sein.

Damit habe ich ihn freilich nur innerhalb einer bestimmten Lebensperiode, nicht allgemein, charakterisieren wollen, nicht so als ob damit die Substanz seines Charakters bezeichnet wäre und ich seine bedeutenden und hervorragenden Eigenschaften verkennen wollte.*)

Aber jene Thatsachen gehören allerdings sehr wesentlich zu dem historischen Charakterbilde dieses Mannes — nur nicht in dem Sinne, wie Dr. Foerster es darstellt. Augustinus war nicht eine „feinere Natur", ein Mensch, der in leidenschaftlicher Selbstanklage Geringes vergrößert hätte — gerade umgekehrt: die zeitgenössischen Zeugnisse lassen erkennen, daß seine „Höllenfahrten" in vielen Dingen noch weit schlimmer waren, als er selbst sie darstellt. Augustinus war eben eine in sich vollständig gespaltene

*) Ich habe nicht gesagt, A. sei ein Wüstling gewesen, sondern er habe als Wüstling in einer bestimmten Periode gelebt. — Dasselbe gilt auch von dem „Mörder" gegenüber Paulus. Warum Foerster diesen Ausdruck nicht gelten lassen will, ist mir schwer verständlich. Auch ein Mord aus nicht gemeinen Motiven, also aus religiösem Fanatismus, ist ein Mord und eben der Tötung auf dem Wege des geordneten Justizverfahrens, womit F. ihn vergleicht, gerade entgegengesetzt.

und gebrochene Natur, ein Mensch, dem es nicht vergönnt war, auf freiem Grunde natürlicher Menschlichkeit stetig empor zu wachsen, weil dieser Boden ihm zu einem Morast geworden war, weil er alles Natürliche immer nur im Lichte des Gemeinen, und selbst alles Menschliche nur im Lichte des Sündhaften zu erblicken vermochte, so daß er schließlich vor sich selbst zum übermenschlichen Ideal der Heiligkeit empor flüchtete, um sich vor dem Untermenschlichen zu retten. In welchem Sinne das gemeint ist, dafür möchte ich unter vielen ähnlichen Zeugnissen unbefangener und sachkundiger Beurteiler nur das von Paulsen hier anführen. Er sagt in seiner „Ethik" über die „Konfessionen" des Augustinus:

„Seine Bekenntnisse sind moralisierende Reflexionen über das vergangene eigene Leben: alles Natürliche, Menschliche darin war Abkehr von Gott und darum verwerflich. In ermüdender Einförmigkeit wird ein Lebensalter nach dem anderen durchgegangen und die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit seiner aus den natürlichen Trieben stammenden Betätigung aufgezeigt. Daß der Säugling mit Geschrei nach der Brust verlangte, daß der Knabe am Spiel, der Jüngling an der Beredsamkeit Freude hatte, daß er nach Auszeichnung und Ruhm strebte, daß er Freunden anhing und dem natürlichen Triebe zum anderen Geschlechte folgte, daß er ausgezeichnete Lehrer bewunderte und die Erstlinge schriftstellerischer Leistung einem von ihm verehrten Mann widmete, daß er als Lehrer junge Leute um sich sammelte und sie mit Lust und Eifer zur Erkenntnis und zur Beredsamkeit anführte, daß er mit leidenschaftlichem Streben nach Wahrheit suchte und sie bei den Philosophen zu finden meinte: über alles das wurde nun dem nun gewonnenen christlich-kirchlichen Standpunkte das Verwerfungsurteil gesprochen, es war nichts als Eitelkeit, Thorheit und fleischliches Verderben. Nur über Eines, was dem rein menschlichen Urteil vielleicht als der dunkelste Punkt in dem Vorleben des Heiligen erscheinen möchte, geht er ohne ein Wort des Tadels hinweg: nämlich über seinen Entschluß, ein Weib, mit dem er Jahre lang ohne Ehe in Liebe gelebt, und die ihm einen Sohn geboren hatte, zu verlassen und sich, auf den Antrieb der Mutter, standesgemäß zu verheiraten. Ueber diesen Entschluß — der Ausführung kam jenes Weib zuvor — über die beabsichtigte Untreue gegen ein Weib, das er liebte, oder aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht heiraten konnte, geht er ohne eine Silbe der Klage, ohne ein Wort der Anklage hinweg, um sich gleich darauf in den heftigsten Selbstanklagen darüber zu ergehen, daß er der Begierde noch nach der Teennung von jener sich nicht habe erwehren können. So groß ist der Abstand seines Empfindens von dem natürlich menschlichen."

Nach alledem wird man es leicht verstehen, was ich im Auge hatte, wenn ich früher (in Nr. 4) andeutungsweise von dem psychologischen Zusammenhang sprach zwischen der Persönlichkeit des Augustinus und seiner Gnadenlehre.

Von dieser letzteren nun giebt Dr. Foerster eine Charakteristik, die ich mir kaum zu erklären vermöchte ohne die Annahme, daß ihm die Lehren des Augustinus eben nicht bekannt sind. Denn alle diese Ausführungen Foersters — ich lasse natürlich hier ununtersucht, welche Bedenken an sich dagegen zu erheben wären — über die zwei Gattungen von Menschen, die Zufriedenen und die ewig Unzufriedenen, über das Bedürfnis, durch den Umgang mit höheren und höchsten Seelen „begnadet" zu werden, wobei es doch — ein unlöslicher Widerspruch — sittlich Würdige in dem Sinne, wie F. dies Wort versteht, d. h. sittlich höhere und höchste Seelen, nicht geben soll: das Alles hat mit der Gnadenlehre von Augustinus nichts zu thun, steht sogar mit ihr kaum in einem entfernten inneren Zusammenhange.*)

*) Ich muß hier natürlich auf den oft erhabenen Einwurf wieder gefaßt sein, daß mir, wie allen anderen Vertretern der „Ethik des Rodikalismus" — eine solche kenne ich freilich noch garnicht — gewisse Lebens- und Seelenhöhen einfach nicht zugänglich seien, da sie eben mit dem „abstrakten Verstande" nicht erschlossen werden könnten. Wenn ich nun auch bereit wäre, anzunehmen, daß ich selbst mit einem solchen salalen psychischen Manko behaftet bin — dürfte Dr. Foerster es denn auch generell bei allen seinen Gegnern annehmen? Und darf man überhaupt in die Diskussion eine solche Annahme hineinmischen? Ich meine doch: es ist im Kampfspiel wohl zulässig, daß man großmütig dem Andern, aber nicht, daß man sich selbst „eins vorgiebt."

Augustinus hat seine Gnadenlehre im Kampfe für die Kircheneinheit, namentlich gegen Pelagianer und Donatisten, entwickelt. Sie betrifft immer nur das Verhalten Gottes zum Menschen, und zwar nach zwei Seiten hin. Einmal erklärt A. jede Art sittlichen Strebens und sittlichen Fortschritts durch die eigene Kraft des Menschen für unmöglich — nur die göttliche Gnade vermöge in ihm nach dieser Richtung zu wirken; diese vermöge alles, der menschliche Wille nichts. Daher sind ihm z. B. alle Tugenden der Griechen, die ja von der göttlichen Gnade ausgeschlossen waren — und ganz ohne ihr Verschulden, da eben Christus noch nicht erschienen war —, nichts als glänzende Laster. Sodann aber ist die göttliche Gnade — und hier ist der Begriff eng mit der Prädestinationslehre verknüpft — bei Augustinus zusammenhängend mit seiner Vorstellungsart von Gott als dem Weltenrichter. Darnach hat Gott von Anfang an, schon vor der Geburt, die ungeheure Masse der Menschen zur Verdammnis, zu den ewigen Höllenqualen, und nur sehr wenige Auserwählte zur Begnadigung vorherbestimmt, und auch diese nur zur willkürlichen Bethätigung der göttlichen Gnade, denn im Grunde hätten alle gleichmäßig die Verdammnis verdient. Wer dieser Begnadigung teilhaftig werde, sei für Menschen nicht zu erkennen; kein redlichstes Bemühen, kein noch so ausdauerndes und erfolgreiches sittliches Bestreben sei imstande, vor der Verdammnis zu retten, und der schlimmste Missethäter stehe der göttlichen Gnade ebenso nahe und könne ebenso gut auserwählt sein, als der tugendhafteste Mensch. Es gab für ihn nur gleichsam eine negative Bedingung, um der Gnade teilhaftig zu werden: nämlich, daß man teilhabe an den Gnadenmitteln der Kirche. Daher waren ihm alle die unzähligen Geschlechter, die vor Christus die Erde bevölkert haben, ausnahmslos der Hölle überwiesen.

Wer erkennt nicht den Widerschein der in sich total gebrochenen Persönlichkeit in diesem Spiegelbilde, wo das Jenseits und die Gottheit alle Kraft in sich sammelte, weil das Diesseits und der Mensch kraftlos geworden sind, wo alles Natürliche und Menschliche zu Boden gesunken ist und darum das Unnatürlichste und Unmenschlichste mit der Gloriole des Göttlichen umkleidet wird? Man hat mit Recht gefragt, was denn eigentlich dieser in der Gnadenlehre sich repräsentierende Gott des Augustinus noch vor seinem Nebenbuhler, dem Teufel, voraus habe? Es ist, als ob die ursprüngliche afrikanische Wildheit — Augustinus stammte aus Numidien in Nordafrika — in dieser Zeichnung des grausamen, finsteren Weltdespoten zum Durchbruch gekommen wäre.

Ist es zu viel gesagt, daß diese Gnadenlehre das Widerspiel ethischer Kultur darstelle? Ich dächte doch, auch Dr. Foerster wird dem auf Grund der Kenntnis der wirklichen Gnadenlehre beistimmen. Nicht einmal die Kirche war je imstande, die reine Augustinische Lehre anzunehmen, und dennoch wirkte sie, wie man historisch unschwer nachweisen kann, selbst in dieser etwas gemilderten Fassung überall so sehr aller ethischen Kultur entgegen, daß man geradezu sagen kann, aller Fortschritt ethischer Kultur, alles sittliche Freiwerden der Menschheit könne aufgefaßt werden als eine fortschreitende Ueberwindung des Augustinismus.*)

*) Eine solche siegreiche Ueberwindung des Augustinismus vollzog sich in der Renaissance, in deren Anfang Dante steht. Vielleicht genügt Dr. Foerster dieser kurze Hinweis als Essay für die von ihm vermißten „Gründe, die mich bestimmen, Dante nicht als Vertreter kirchlicher Ethik anzuerkennen". Rechnet er denn die Großen der Renaissance zu den Vertretern kirchlicher „Ethik"? Und ist es Dr. Foerster nicht bekannt, daß Dante für die Kirche ein „Ketzer" war und daß noch seinem Tode der päpstliche Legat von der venezianischen Regierung die Auslieferung seiner Gebeine forderte, „damit sie gebührend als die eines Ketzers verbrannt würden"?

Damit soll natürlich über die gesamte Bedeutung des Mannes keineswegs das Urteil gesprochen sein, und es wäre keine undankbare Aufgabe, auch einmal die positive Seite seiner Wirksamkeit in historischem Lichte gerade vom ethischen Standpunkte zu beleuchten. Davon aber abgesehen liegt auch in seiner Gnadenlehre eine große geschichtliche Bedeutung schon deshalb, weil Augustinus, mit der Energie und Stoßkraft des konsequenten Denkers ausgerüstet, eine wesentliche Anschauungsreihe der christlichen Kulturentwickelung konsequent zu Ende gedacht hat — und ohne die großen Irrtümer giebt es keine Entwickelung der Wahrheit.

Björnsons „Auf Storhove"

Von Käte Stellmacher (Elbing).

Es ist eine von den nordischen Dichtungen, die, völlig schlicht in Ton und Geberde, ohne braufende Leidenschaft und Pathos, sehr einfach erscheinen. Einfach wie eine Radierung in Sepiaschattierung erscheint, bevor das aufmerkende Auge in den farblosen Linien — die Seele entdeckte.

Alle diese Leute auf Storhove, die zum größeren Teil aus den Uras, zum kleineren aus den Kanns bestehende „Familie", mögen auf den ersten Blick nicht den Eindruck dessen, was man allgemein in der Dichtung „Charakter" zu nennen pflegt, machen. Selbst ihre Hauptzüge sind mit seinem, zurückhaltendem Stift gezeichnet. Doch allmählich heben die bedeutenden Linien der einzelnen Gestalten sich klar von dem bescheiden getönten Hintergrunde und zeigen die tiefe Bedeutung des Ganzen.

Die Handlung ist — durchaus nicht undramatisch — doch ziemlich unwichtig. Das heißt, es könnte ebenso gut irgend eine andere Handlung vor sich gehen, um die Leute auf Storhove als das, was sie sind, zu zeigen. Denn nur darauf kommt es an.

Auf dem weltabgeschiedenen Fabriketablissement Storhove wohnt mit denjenigen, die es besitzen — das sind Frau Margarete Ura und Dr. Ura, Chemiker und Erfinder, ihr Mann — und denjenigen, die das nächste Anrecht daran haben — das sind die beiden Söhne, Hans und Knut Ura — die ganze, aus reiner Güte aufgenommene, verarmte Familie des Hausherrn: Zwei alte Jungferchen, Lena und Kaja — Frau Josephine, eine seelisch und körperlich sehr leidende Frau, mit ihrer schwächlichen Tochter Mathilde. Außerdem ein durch Trunk und Schwachheit heruntergekommener, doch leidlicher, älterer Vetter, Anton Dag. Dazu kommt besuchsweise eine Nichte der Hausfrau, der liebliche und kluge Backfisch Cecilie Kann, und ein Bruder der ersteren, der Minister des Innern, Dr. Kann.

Alle diese Leute sind bei aller Verschiedenartigkeit gleich in Einem: sie haben gute, unverdorbene Herzen. Dr. Kann erweist sich sogar als hochgesinnter Ehrenmann und tief denkender Mensch. Frau Margarete ist eine halbe Idealfigur mit der Hilfsbereitschaft einer großen Seele, mit dem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen und die Möglichkeit, all' sein Schlimmes in Gutes zu verwandeln.

Das Gute ist überhaupt überwiegend. Alle die Uras haben ihre Fehler und besonders ihre Schwächen, aber kein einziger einen bösen Grundzug.

Man könnte annehmen, daß der Dichter, bewußt oder unbewußt, und bis zu einer gewissen Grenze als großer Optimist, mit diesen beiden Familien die typischen Gestalten der ganzen Menschheit identifiziert. Das Prinzip der Schwachheit und guten Mittelmäßigkeit ist von den Uras, das der großen Güte und Weisheit von den Kanns vertreten: Die Welt ist voll Glauben und Liebe, und Klugheit und Hilfsbereitschaft, wie Frau Margarete und ihr Bruder, wie der König selbst, der dem Haus Ura inkognito seine Hilfe anbieten kommt — voll Feingefühl und klugem Scharfblick wie Cecilie. Sie ist voll traurigster Haltlosigkeit, wie Frau Josephine und ihre Tochter voll Thorheit, wie die zwei Jungferchen — selbstverschuldeter Erniedrigung, wie Anton — ist voll tüchtiger, doch ewig hin und her schwankender Begabung und Veranlagung, wie der fleißige, reich gewordene, gutmütige, doch plötzlich von den selbstsüchtigsten Launen heimgesuchte Fabrikherr, Dr. Ura — voll verliebter Vertrauensseligkeit, wie Hans — voll fast verführter, weil ein wenig eitler, leichtsinniger, aber schließlich zum Rechten sich findender Lebensfreudigkeit, wie Knut.

All dieses würde in der ganzen Welt, wie auf Storhove — so wenigstens scheint mir Björnsons Grundidee — einen ganz guten, friedlichen Tag leben; wenn — oder wenn nicht ein einziger Störenfried da wäre.

Dieser Störenfried dürfte sich in der weiten Welt ungefähr das unvermeidliche, gegen sich selbst hilflose Böse nennen. Auf dem kleinen Storhove heißt er Maria und ist die junge, reizende Frau des ältesten Sohnes Hans. Von irgendwoher aus der freien Ferne hat er, angelockt von ihrer entzückenden, irrlichtartigen Fremdartigkeit, sie hergebracht in diesen geschlossenen Kreis, aus dem sie nun wieder hinausstrebt, wie ein Fremdkörper aus menschlichem Organismus. Sie will ihre Lebenselemente, Abwechslung und vergnügliche Leichtsinnigkeit, will ihre Freiheit wieder haben. Die Güte und Tugendhaftigkeit auf Storhove ist ihr so unverständlich und gleichgiltig wie die Langeweile zuwider; eins wie das andere zu zerstören jedes Mittel recht. Es scheint, daß der im Hintergrund liegende Bubenstreich, das verratene Fabrikgeheimnis, schon auf ihre Rechnung kommt. Sie lügt und spinnt Intriguen, beschuldigt die Unschuldigsten ihrer eigenen häßlichen Gelüste; hetzt die Brüder aufeinander in der bloßen unbestimmten Hoffnung, auf diese Weise zwischen ihnen hindurch zu ihren Abenteuern schlüpfen zu können; verwandelt den gutmütigen Hausherrn in einen rohen und albernen Egoisten, das ganze friedliche Familienheim in ein aufgestörtes Nest voll Angst, Trauer, Tod, Verrat und Verzweiflung. Bis schließlich ihr eigenes verstörtes Wesen sie zu der unvorsichtigen, für sie selbst gefährlichen That treibt: Sie zündet das Familienhaus an und wird als Thäterin erkannt.

Hier reißt nach meinem Empfinden der Faden, der die Björnsonsche Dichtung mit dem ganz Allgemeinen verbindet. Alle Handlungen oder Einflüsse Marias, alle schlimmen Künste dieses unter der liedlichen Kindermaske versteckten Teufels mögen im Kleinen zeigen, was die große Familie der Menschheit tagtäglich bewußt und unbewußt an sich erfährt. Diese Brandstiftung erscheint vorzüglich als eine Zufälligkeit im Privatkreise von Storhove. Auch mag an ihre natürliche Notwendigkeit zu glauben nicht ganz leicht sein.

Letzteres hat freilich wenig zu bedeuten. Alle Tage geschehen ja Dinge, die in Büchern unmöglich scheinen; und ich spreche hiervon nicht im geringsten wie von einer Schwäche des Werkes.

Daß der Rahmen nun enger wird, die Familie auf Storhove und die kleine Maria in den letzten Szenen nur ihr eigenes besonderes Schicksal erleben, ist ebenfalls kein Mangel. Denn gerade diese letzten Szenen sind großartig in ihrer schlichten Innerlichkeit. Mit einer stillen Sicherheit geht von ihnen aus das dichterische Denken und Empfinden bis tief in unser eigenes Wesen. Die selbstverständliche Größe und Güte des Ministers Kann wirkt von Anfang an, fast noch mehr als die seiner Schwester, wie Wärme und Wohlthat. Wenn dieser gütige und kluge

Mensch nun zu der hilflosen und heillosen Uebelthäterin, die nichts als sich und andere elend zu machen vermag, sagt: „An Deiner Stelle würde ich weiter reisen als nach Paris — viel, viel weiter“ — das heißt, wenn er ihr sagt: gehe hin und gieb Deinem Leben, das nichts anderes als Unheil sein kann, die einzige Rettung — den Tod .... dann halten wir wohl den Atem an und die tiefste Frage des tiefen Lebens durchschauert uns wieder einmal bis ins Mark ... Sie wird nicht gelöst; weder durch Dr. Kann, noch durch den Dichter überhaupt. Unausgeglichen bleibt auch die große Mischung von Zweifel und Glaube, die Frau Margaretes Wesen in uns anregt: Ist alles Böse vom Guten gut zu machen, oder nicht? — „Ach hätte ich Zeit und hätte ich sie allein!“ — sagt die Vertrauensvolle von dem jungen Teufel in Mädchengestalt. „Das glaubt Ihr Frauen“ — antwortet — als Schlußwort — ihr kluger Bruder, und entschieden wird nichts.

Aber das gerade ist wohl das Große, vielleicht das Größte an den wirklichen Dichtern unserer Zeit, daß sie dem: Noch wissen wir nichts! so demütig sich beugen und der abgeschlossenen Weisheit — oder Thorheit — von hundert Büchern und tausend Leuten immer wieder entgegnen: wo ihr zu wissen meint, wollen wir mit Ernst und Fleiß erst zu prüfen, zu bedenken beginnen.

Eine kleine Aeußerlichkeit fiel mir beim ersten Blick in das Personenverzeichnis auf. Es steht da: Frau Margarete Ura, geb. Kann .... Dr. Ura, Chemiker und Erfinder, ihr Mann. Die Titelblätter alter Dramen kamen schnell in mein Gedächtnis. Auf jedem: hinter dem ganzen Register der männlichen Vertreter — die Frauen; auch wenn sie Fürstinnen und Heldinnen waren. Ich erinnerte mich an die Verzeichnisse der modernen Stücke. Ueberall, soviel mir bekannt: Zuerst der Mann, auch wenn er noch so unbedeutend; nach ihm „seine Frau“, auch wenn sie die Trägerin der Handlung war. Hier einmal das Umgekehrte. Es liegt mir fern, ganz fern, für wünschenswert zu halten, daß oftmals Grund wäre, den Namen des Mannes hinter den der Frau zu stellen. Wenn dieser Grund aber da ist — — es schien mir in dieser geringen Aeußerlichkeit ein nicht geringer Beweis von dem wachsenden Gerechtigkeitsgefühl, der taktvoller gewordenen Unparteilichkeit zu liegen. Auch dafür haben wir nun wieder, wie für so vieles Größere in diesem Sinn, den großen Norwegern zu danken.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Bischof Karum. Wie stumpf und unersprießlich nimmt sich die endlose Diskussion dieses Falles in Presse und Abgeordnetenhaus aus! Die einfache und naheliegende Lösung durch das Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist!“ sieht Niemand und will Niemand sehen! Der Staat hat die höchste Autarisation, das zu seinem Gedeihen Notwendige auf dem Gebiete der Schule unbedingt zu fordern und zu veranstalten. Dazu gehört nichts Religiöses, aber Schuldildung und sittliche Erziehung. Mit peinlicher Objektivität muß die weltliche Staatsschule das in Geschichte, Litteratur und gegenwärtigen Kulturleben zu Tage tretende Religiöse und Kirchliche der Jugend zu Kenntnis und Verständnis zu bringen. Zu dieser Objektivität muß der Lehrer herangebildet werden, mag sein eigener Standpunkt ein konfessioneller oder antikonfessioneller sein. Das andere Stück, das die weltliche Staatsschule zu leisten hat, ist ein tiefgreifender, nachdrücklicher, menschlich-natürlicher Naturunterricht in wahlerwogenem methodischem Stufenbau. Aber wie fremd sind diese so naheliegenden Sätze, die wir noch jüngst durch umfängliche Verbreitung unseres letzten Flugblatts der Mitwelt nahe zu bringen versucht haben, noch dem heutigen deutschen Durchschnittsdenken! Wie es scheint, muß der Staat noch recht schwere Demütigungen von dem Feinde, auf den er sich stützen will, entgegennehmen, bis er sich auf seine Selbstgenügsamkeit besinnt. D.

•

Der „Sieg“ des Klantes durch die inzwischen erfolgte Kanzelerklärung der Trierer Diöcese wird am besten durch den Wortlaut charakterisiert. Es ist keineswegs ein Rückzug des streitbaren Bischofs, sondern vielmehr das Abblasen des Kampfes, weil — der Staat nachgegeben habe. So nur kann und wird sie von den Gläubigen aufgefaßt werden.

•

Der Antrag der Polen, es möge den Trägerinnen der vielen polnischen Namen, die auf — ski endigen, gestattet werden, ihrerseits diesen Namen nach den grammatischen Gesetzen ihrer Sprache auf — ska zu führen, ist vom Reichstag abgelehnt worden. Man weiß nicht recht, worüber man sich mehr wundern soll: daß in einer ernsten Versammlung von Männern, die doch über die Elemente einer fremden Sprache zumeist hinaus zu sein pflegen, ein solcher Antrag überhaupt gestellt werden konnte und mußte — aber über die Ablehnung. Danach ist also feierlich der Grundsatz: der Reichstag supra grammaticam proklamiert worden.

Ein Geschichtsschreiber, der später einmal den Kampf des Deutschtums gegen das Slaventum beschreiben wird, dürfte Mühe haben, bei dieser Episode das Lachen sich zu verbeißen.

Streiflicht.

Ueber die niedrige Wertschätzung gewissenhafter Ueberzeugungen in Preußen spricht sich der freireligiöse Prediger G. Tschirn aus Breslau in seinem „Sonntagsblatt für freie Gemeinden“ bitter, aber durchaus zeitgemäß und zutreffend aus. In der That giebt es nicht leicht etwas Beschämenderes für den Zustand sittlicher Kultur in unserem Vaterlande, als die Gleichgiltigkeit, mit der von der Regierung, aber auch von den preußischen Volksvertretern die Gewissensbedenken der Dissidenten bei Seite geschoben werden, wie sie seit Jahrzehnten alljährlich in Petitionen freier religiöser Gemeinden und Einzelner an das Abgeordnetenhaus zu Tage treten, um — meist gar nicht zur Beratung und Beschlußfassung zu gelangen. Höchstens daß einmal vor ein bis zwei Dutzend gelangweilter Volksvertreter und einem Regierungskommissar, der seine stereotype Antwort bereits in der Mappe hat, einer der wenigen Abgeordneten, die nicht dem Götzen: „politische Taktik“ huldigen, eine Rede hält, deren praktischer Erfolg noch um ein gut Teil geringer einzuschätzen ist als die Wirkung parlamentarischer Reden überhaupt. Tschirn schreibt:

„Herr Kultusminister Dr. Bosse hat am 2. März 1894 dargelegt, daß es sich in der betreffenden Angelegenheit um keinerlei Gewissenszwang handele, sondern um einen gerechtfertigten Eingriff in die elterlichen Erziehungsrechte. Nun, die Minister und Gerichte der letzten Jahre haben bekanntlich völlig entgegengesetzte Entscheidungen getroffen. Alle Minister und alle Juristen der Welt werden uns die thatsächliche Gewissensbedrückung, die kränkend auf uns freireligiösen Dissidenten lastet, auch mit dem glänzendsten Scharfsinn nicht hinwegzudisputieren imstande sein.

Von demselben Herrn Dr. Bosse, der in einem speziellen Falle erklärte, der betreffende Religionsunterricht sei gar kein Religionsunterricht, ist später, als er nicht mehr Minister war, im April vorigen Jahres, bekanntlich ein Schreiben veröffentlicht worden, worin er — ganz wie die Freireligiösen! — sagte: „das Dogma ist todt“. Nicht aufs Dogma komme es an, sondern auf Religion. Demselben Herrn Dr. Bosse bemerkte darauf ein evangelischer Theologe, Dr. Schwab, u. a.: Ungenügend verbürgte, von unabweislichen Zweifeln unheilbar angekränkelte Geschichte ist nicht Religion“, womit also nun gerade der Charakter des schulplanmäßigen „Religions“-Unterrichts in Frage gestellt wird. Ueberhaupt ist es natürlich für jeden leicht, von seinem eigenen konfessionellen oder subjektiven Standpunkt aus zu erklären: nur das und das ist Religion! Aber eine allgemeingiltige, wissenschaftlich-feststehende Definition des Religionsbegriffes giebt es nach gar nicht, und nur sie könnte doch allein vom Staate den Bürgern aller Glaubensbekenntnisse gegenüber gehandhabt werden. Ein Theologe wie Professor Bender in Bonn schrieb: „Nicht die Frage nach Gott ist

die zentrale Frage der Religion — sondern die Frage nach dem Menschen". Ein Forscher wie Max Müller hat die Religion im „Druck des Unendlichen" gefunden ꝛc. ꝛc. Wenn die Religion also eine „in ihrer begrifflichen, ja selbst rein etymologischen Bedeutung noch keineswegs zu übereinstimmender Geltung gebrachte Sache" ist (nach Professor Holtzmann), so ist auch gar dem Forum der Wissenschaft eine behördliche Feststellung darüber, was Religion sei, nunzulässig und praktisch ein Religionszwang! Nach den neuesten Darlegungen über „Babel und Bibel" ist sogar in dem bekannten kaiserlichen Schreiben erwähnt, daß viele Abschnitte des alten Testaments nicht „Gottes Wort" seien. Der christliche Religionsunterricht beginnt für das Kind gleich mit den Geschichten von Schöpfung, Sündenfall und Sintflut, mit Geschichten, die heidnisch-babylonischen Ursprungs sind, was innerhalb der Theologie übrigens längst bekannt war. Mindestens der Protestantismus wird Mühe haben, die bisherige Form des schulpianmäßigen Religionsunterrichts nun sich selbst zu rechtfertigen! Und Kinder anderen Bekenntnisses, deren Eltern längst von der Unhaltbarkeit der traditionellen Religionsformen klar überzeugt sind und dieser Ueberzeugung „nach den Gesetzen des Staates" wahrheitshalber Ausdruck verliehen haben, will man solchem fremden, in sich selber so stark erschütterten Unterricht mit Gewalt zuführen?! So soll dem Volke die Religion erhalten werden! Nein, so wird sie ihm völlig und nach jeder Richtung hin gründlich zerstört.

Noch eine andere neueste Erscheinung muß den Gedanken an die Dissidentenkinder wachrufen. Gerade Preußen will die Jesuiten wiederkehren lassen! Die Jesuiten, deren Unterricht ja bisher in ganz besonderer Weise als staats- und sittengefährlich galt und deswegen verboten war. Soll nun die Weiterentwickelung in der Religion, die Freiheit in der Religion nur den Jesuiten und ihren Schülern zu gute kommen, den Dissidenten aber die religiösen Erziehungsrechte beschnitten bleiben? Das wäre ja auch ein Zerrbild! — In Trier hat der Bischof zu lebhafter Beunruhigung besonders der Nationalliberalen den katholischen Schülern verboten, paritätische Schulen zu besuchen. Weil katholische Schülerinnen in Deutsch und Geschichte evangelische Lehrer haben, sorgt Herr Kultusminister Studt alsbald für Beseitigung dieser schrecklichen religiösen Gefahr und für Anstellung eines katholischen Lehrers, der den katholischen Schülerinnen in Deutsch und Geschichte keinen religiösen Anstoß erregen kann, und Dissidentenkinder werden Jahr für Jahr per Zwang direkt in einen fremden Religionsunterricht hineingeführt, ohne daß die Oeffentlichkeit sich aufregt. Weil polnische Kinder ihren Religionsunterricht in einer fremden Sprache erhalten, droht jetzt das oft leidenschaftliche Szenen! Aber Dissidentenkinder können in eine fremde Religion, in ein fremdes Glaubensbekenntnis hineingezwungen werden, von keiner Seite wallt deswegen ein ernsteres Gefühl auf! — . . .

An die Adresse unserer Volksvertreter aber richten sich die folgenden ernsten Mahnungen:

„In Interpellationen, in Resolutionen, in entschiedenen Kundgebungen bei Besprechung des Kultusetats lohnt der an Dissidentenkindern geübte Zwang nicht. Ja, wenn es eine ungerecht erscheinende Steuer, Beamten-Maßregelung u. s. w. wäre, wenn es sich um polnische Kinder handelte, wenn irgendwo zu wenig Katholiken in Beamten-Stellungen gefunden werden, wenn die Religion mit politischen Machtfragen verknüpft erscheint, da gebietet es ein heiliges Interesse, kräftig aufzutreten und voraussichtlich Jahr für Jahr eine Forderung zu wiederholen, bis ihr Genüge geschehen ist. Aber eben deswegen hat man nicht die nötige Zeit, sich mit der allzu „ideologischen" Frage der Gewissensbedrückung von einigen Tausend Dissidenten thatkräftig zu befassen! Nun sieht, wie hoch eine ehrlich-entschiedene religiöse Ueberzeugung, die Religion an sich, allenthalben eingeschätzt wird, auch bei den konfessionellen Vertretern des religiösen Prinzips selber. Seitens der Liberalen sollte man andererseits wahrhaftig nicht Klage führen, daß Wahrheitsmut und Ueberzeugungstreue im Leben schlecht gedeihen, auch da, wo sie diese gern zu politischen und anderen Zwecken finden und benützen möchten. Wo große freiheitliche Prinzipien und Errungenschaften der Neuzeit, des modernen Staates derartig gleichgiltig aus Bequemlichkeit preisgegeben werden, dort kann überhaupt die Wurzel zu einer wahrhaft kraftvollen Gesinnung nicht vorhanden sein.

Ja, etwas mehr „Ideologie" und etwas weniger „Realpolitik" in unseren Parlamenten — und man würde bald inne werden, daß auch die heute lebenden Menschen doch nicht „alle bloße Epigonen" sind, wie der Ministerpräsident in rührender Bescheidenheit vor versammeltem Kriegsvolk aussprach, sondern daß Lust und Kraft auch zu wahrhaft groß angelegter Kulturarbeit in unserm Volksleben noch nicht erstorben ist.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Wiesbaden. In dem von der hiesigen Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" veranstalteten Vortragscyklus kam jüngst Dr. F. W. Foerster, zu Wort. — Ueber Zweck und Ziele der ethischen Bewegung herrscht vielfach Unklarheit oder Voreingenommenheit. Wozu brauchen wir eine ethische Bewegung? Ist sie nicht eine Ablenkung vom realen Leben, eine Utopie, übersieht sie nicht die harten Notwendigkeiten des Daseins, welchen man gehorsam sein müsse, wenn man nicht in Not und Lächerlichkeit untergehen wolle? Solche und ähnliche Fragen hört man oft mit recht überlegener Miene aus den verschiedenen Lagern an die Ethiker gerichtet. Darauf antworten diese sehr präzis: Es ist ein Beweis der vollständigen Unkenntnis der ethischen Bewegung, wenn sich hinter solchen Fragen vielleicht die Meinung verbirgt, als ob das ethische Urteil sich etwa im Namen von Wünschen und Ideen über die Wirklichkeit des Lebens hinwegsetzen wolle, während es im Gegenteil den unerbittlichen Zusammenhang der Dinge weit gründlicher und tiefer abschätzt, als das durchschnittliche sogenannte praktische Urteil, das bei den nächstliegenden und oberflächlichen Folgen und Erfolgen stehen bleibt. Die Autarität des ethischen Gesichtspunktes beruht darauf, daß er auf Grund weiteren Umblickes konkreter in der Wirklichkeit orientiert, gewissenhafter über den Gesamteffekt der menschlichen Handlungen unterrichtet, als dies im Banne begrenzter Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen möglich ist. — Je komplizierter sich die Wechselwirkungen zwischen allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gestalten, um so dringender wird die Notwendigkeit, das gesamte Thun und Lassen in Beziehung zu halten mit den großen Urbedingungen über das Leben, eben damit wir stets die ganze Tragweite unserer Handlungen vor Augen haben und wahrhaft Herren unseres Schicksals, statt Sklaven des Unvorhergesehenen werden. — Wenn die Bestrebungen der „ethischen Kultur" in ihrer wahrhaft praktischen Bedeutung noch nicht zur allgemeinen Anerkennung gekommen sind, so lag es nur daran, daß sich die wissenschaftliche Ethik bisher zu sehr in philosophischen Abstraktionen bewegt hat, statt das Leben selber zu durchdringen. — Diese Selbsterkenntnis ist ein beachtenswerter Fortschritt der ganzen Bewegung und ein Beweis von ihrer inneren Lebenskraft. — Dr F. W. Förster beschränkte sich in seinem heutigen Vortrage darauf, zu zeigen, wie diese angedeuteten Grundzüge der Ethik schon in den jugendlichen Seelen zu selbständiger Entwicklung gebracht werden, wie sich demnach in der Schule Religions- und Moralunterricht verbinden und ergänzen können. Der Moralunterricht muß zur Lebenskunde werden, die ethische Erziehung muß den Kindern die Augen darüber öffnen: wie urteilt das Leben über unsere Handlungen, in welchem Zusammenhang stehen sie mit Ursache und Wirkung? — Die heutige Schule ist zu sehr überbürdet mit intellektuellem Bildungsstoff — er kann aber den Mangel der ethischen Bildung nicht ersetzen. Das Wissen kann nicht lebendig werden ohne inneren Ausbau: Das Wort Gottes muß Fleisch und Blut werden, wenn der Mensch erlöst werden will. So gehen die meisten der modernen Menschen hinaus in's Leben, ohne sich selbst und den Menschen im Menschen zu kennen; es fehlt ihnen das Elementarste, was Wunder, daß so viele Schiffbruch leiden! — Wer eine bessere Zukunft begründen will, muß in der Schule anfangen, im Hause ist selten die nötige Zeit und Gelegenheit dazu, das Geschäft und die „gesellschaftlichen Pflichten" nehmen die Eltern zu sehr in Anspruch — auch fehlt ihnen die Autorität dazu, denn sie bleiben immer Partei. Eine Moralpädagogik muß sich entwickeln, nicht zu verwechseln mit Moralpredigten, an denen es jo weder in der Schule, noch im Hause fehlt — weniger Predigen, aber mehr Besprechung der Lebensgrundsätze ist von nöten. Dr. Förster bewies durch zahlreiche Beispiele aus seiner reichen Praxis höchst anschaulich, wie es gemacht werden muß — leider ist hier nicht der Platz, weiter darauf einzugehen.

(Rheinischer Kurier.)

* * *

In seinem gestrigen zweiten Vortrage erledigte Dr. Förster sein Thema über den Moralunterricht in Schule und Haus durch weiteres Eingehen auf die Behandlung unmoralischer und verwahrloster Kinder im Schulleben, auf den Umgang mit Nervösen, die richtige Pflege des Patriotismus in der Schule, auf Autorität und individuelle Freiheit, auf den Verkehr der Geschwister und den Umgang der Kinder mit den Eltern. — Ueberall geht die ethische Pädagogik darauf hinaus, an die Neigungen und Interessen der Kinder zu appellieren, und sie so den eigenen Weg zum Verständnis der höheren Forderungen der Moral finden zu machen: man muß sie sozusagen „hinter die Kulissen" sehen lassen, sie müssen die Wirkung ihrer Handlungen auf Andere erkennen, sich auf diese Weise selbständig zurecht finden lernen. Die Beispiele, die Dr. Förster dafür aus seiner Praxis anführt, scheinen zwar dem feinen Beobachter ziemlich selbstverständlich, aber selten sind Lehrer und Eltern so unbefangen und berufen, das Selbstverständliche auch zu üben. Darum kommen solche, durch treffende Bilder so anschaulich gemachte Vorträge sehr erwünscht, sie werden gewiß manche nachwirkende Anregung geben.

wenn man sich auch nicht mit allem Vorgebrachten unbedingt einverstanden erklären kann, besonders nicht, was Redner über die Bedeutung der Askese als pädagogisches Mittel, wie über die Stellung der Ethiker zur Weltanschauung Nietzsche's betreff des Willens zur Macht entwickelte — diese Ausführungen schienen manchmal einander widersprechend. Sehr beherzigenswert waren Försters Bemerkungen über den Mangel an Pietät, sowohl den Eltern gegenüber, als auch bezüglich der Ehefurcht vor der Vergangenheit: die Familie muß dafür grundlegend sein. Nur der Parvenü blickt verächtlich auf seine Vorderen zurück, der Aristokrat ist stolz auf sie, der Freidenker oft nur auf seine eigene Borniertheit. — Kein Mensch ist imstande, ohne den Standen an Autarität eine produktive Weltanschauung zu gewinnen, denn keiner kann alles selbst erfahren. Der Respekt vor der Autorität entspringt aus dem ehrfochtsvollen Umgang mit den großen Geistern der Vergangenheit. Der Verkehr mit der Vergangenheit öffnet die eigenen Augen für die Gegenwart und lenkt den Blick in die Zukunft. — Aber das Wissen und Können bleibt Stückwerk wo die Kraft der Liebe fehlt. „Laßt uns erst die Herzen finden!" war der Wahlspruch des ethischen Lebenskünstlers von Egidy. Dessen mögen seine Nachfolger eingedenk bleiben. (Rheinischer Kurier.)

Bücherschau.

Der Zweikampf in dem Strafgesetzbuche für das Deutsche Reich. Von Dr. Axel Vorberger. Berlin 1902. Verlag von Schall & Reuter.

Die Schrift ist der deutschen Anti-Duell-Liga gewidmet. Diese Widmung deingt auch den Zweck zum Ausdruck, welchen sie verfolgt. Sie soll eine Streitschrift gegen das Duell sein. Eine historische Einleitung zeigt, wie in der grauen Vergangenheit die Duellsitte ihr Unwesen getrieben hat. Ihr Hauptinhalt — die Darstellung des Duells nach deutschem Strafrechte — liefert den Beweis, wie heerlich weit wir es in dieser Kulturfrage, und als solche muß das Duell wohl bezeichnet werden, gebracht haben. Man hat sich nach im 19. Jahrhundert genötigt gesehen, mit Strafe denjenigen zu beladen, der zur Waffe greift und den Gegner zur Waffe fordert, um duech den Erfolg des Kampfes festzustellen, ob er mit Recht in seiner Ehre gekränkt ward. Gewiß! Das ist die einzige Möglichkeit, sich Sühne für die Unbill, die man erfahren, zu verschaffen, und wer an der Trefflichkeit dieses Gottesgerichts nicht glaubt, wer daran zweifelt, daß derjenige, der dem andern eine tödliche Wunde beibringt, noch immer ein Erzschurke sein kann, obwohl er so erfolgreich die Klinge zu führen versteht, wird — als Feigling verschrieen. Denken wir nicht recht logisch? Der Erfolg, den das Strafgesetz mit seinen Normen über das Duell errungen hat, ist bekannt — tagtäglich fast ereignet sich in den Gauen des Deutschen Reiches vor den Augen der Behörden ein Duellfall. Und dem Verfasser ist zuzustimmen, wenn er gerade auf die oberen Klassen verweist, welche sich in einen abscheulichen Widerspruch zum Strafgesetzbuch in dieser Richtung setzen. Wieder einmal ein Beispiel dafür, daß dem Strafrechte längst die abschreckende Wirkung genommen ist. Durch die Festsetzung von Strafen läßt sich eben eine eingewurzelte, von den maßgebenden Persönlichkeiten patronisierte Sitte nicht ausmerzen. Hier thut Aufklärung und Belehrung not! Man wird aber auch daran denken müssen, Surrogate zu schaffen, Ehrenräte, welche aus geeigneten Personen zusammengesetzt sind, deren Richterssprüche geachtet und anerkannt werden, müssen eingesetzt werden. Bereits an verschiedensten Orten werden Anti-Duell-Ligen gegründet, doch ihre Existenz allein genügt nicht. Sie müssen auch thätig sein. Dr. M. St.

* * *

„Das Weltall." Illustrierte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebirte. Herausgegeben von F. S. Archenhold. (Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin W., Schönederger Ufer 43) erscheint alle 14 Tage.

Unsere Leser werden besonderes Interesse an einer Zeitschrift nehmen, die in gemeinverständlicher Form schnell und interessant über die Foetschritte astronomischer Forschungen berichtet, durch reichliche Darbietung von Illustrationen ihre Artikel besonders anschaulich und fesselnd zu gestalten weiß und auch aus den Gebieten der Geologie, Physik und Meteorologie ꝛc. über alles Interessante und Neue in populärer Form — ohne dadurch dem wissenschaftlichen Wert Abbruch zu thun — Aufsätze bringt. Zu den Herausgebern gehört der auch unseren Bestrebungen nahestehende Herr F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte. Aus dem Kreise der Mitarbeiter greifen wir einige Namen heraus, wie Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Foerster, Professor Dr. Feilitzsch-Peiersburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Neuleaux u. o. m., die wohl für den Wert des Gebotenen bestens Gewähr bieten.

* * *

Prof. Wilhelm Foerster. Lebensfragen und Lebensbilder. Sozialethische Betrachtungen. Berlin, Dr. John Edelheim, 1902, neuerdings Verlagsbuchhandlung Vita, Hausdelsstraße. gr. 8° 324 S. Preis brach. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Unseren Lesern dies Werk empfehlen zu wollen, würde einen unverantwortlichen Zweifel an ihrer Urteilskraft bedeuten. Jedermann, der unsere Zeitschrift auch nur flüchtig kennt, weiß, wie viel sie und ihre Leser dem verehrten Autor zu danken haben. Es kann sich nur darum handeln, auch Fernerstehende aufmerksam zu machen auf den Schatz geistiger Anregung und Lebensweisheit, der hier zu einem so billigen Preis, wie ihn nur äußerste Opferwilligkeit des Verfassers und Verlegers ermöglichen konnte, geboten wird. Viele der Aufsätze, in denen der Verfasser sein Urteil über die wichtigsten ethischen und sozialen Probleme der Gegenwart in die Wagschale wirft, sind zum ersten Mal im früheren Jahrgängen dieser Wochenschrift erschienen, andere in Zeitschriften mit noch enger begrenztem Leserkreis. Es war eine verdienstliche That, übrigens ganz im Einklang mit der Lebensaufgabe, die sich unser hochverehrter Forscher mit der Verbreitung geistig und sittlich verhebender Erkenntnis in den weitesten Volkskreisen gestellt hat, diese Sammlung hinauszusenden als einen Werberuf für alle, die an der Entwicklung sittlicher Kultur arbeiten. Gerade aus Lehrerkreisen sind mir begeisterte Dankesworte für die Anregung, die hier geboten wird, zahlreich zu Ohren gekommen. Ehrenpflicht scheint es mir darum für jeden Ethiker, an der Verbreitung des starken Bandes mitzuarbeiten.

— nz —

Vermischtes.

Centralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. Von der Sektion Vereinigung der Volksschullehrerinnen Berlins und der Umgegend ist im November 1902 eine Versammlung im Abgeordnetenhaus zu Berlin einberufen worden, um die verschiedenen Vereine, die vom sanitären, ethischen, sozialen und pädagogischen Standpunkt den Alkoholismus in seinen Ursachen und Wirkungen bekämpfen, zu einem Centralverband zusammenzuschließen.

Dieser geplante Zusammenschluß verwirklichte sich am 6. Februar 1903 in einer Sitzung, in der wir folgende Persönlichkeiten bemerkten: Stadtrat Dr. Münsterberg von der Armendirektion von Berlin, Pastor Därster vom Verein für arbeitslose Familienväter, Generalleutnant von Wedel, Exc., Dr. Strecker vom Alkoholgegnerbund, Herr Abrahms und Redakteur Gerken von Seiten der Good-Templer, Pastor Pfeiffer vom Stadtausschuß für Innere Mission, Kapitän Schade von der Heilsarmee.

Dem neuen Verbande sind bereits 28 Vereine und Körperschaften der verschiedensten Richtungen beigetreten, unter andern fast alle Abstinenzvereine unter dem Blauen Kreuz, alle Temperenz-, Frauen- und einige Lehrerinnenvereine.

Seine nächsten Ziele sieht der Verein in gemeinsamem Vorgehen zur Aufklärung der Kinder, der Volksmassen, in der Errichtung alkoholfreier Wirtshäuser, in der Abschaffung des Trinkzwanges und in der Herbeiführung gesetzlicher Maßnahmen auf dem gesamten Gebiete des Alkoholismus. (Trinkerfürsorgegesetz, Schankkonzessionetc.) Jedoch bleibt die Selbständigkeit der Vereine innerhalb dieses Verbandes gewahrt.

Der Vorstand setzt sich aus 7 Personen zusammen: 1. Vorsitzender ist Senatspräsident Dr. a. Strauß und Torney, Vorsitzender vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und Vorsitzender vom Stadtausschuß für Innere Mission, Schriftführerin: Marie Lischnewska, Spandau.

So ist eine Vereinigung geschaffen, deren Glieder, abgesehen auf den verschiedensten Gebieten kultureller Arbeit sich bethätigend, doch in der Alkoholseuche, welche unser Volk wirtschaftlich, geistig und sittlich degeneriert, einen gemeinsamen Feind erkannt haben, zu dessen Niederzwingung jeder Vaterlandsfreund nach dem Maße seiner Kraft mitwirken muß.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Meine Kämpfe. Erinnerungen und Gedichte eines Ringenden. Von Carl Scholl. 2. verm. Auflage. Bamberg, Handelsdruckerei.

Romantische Mährchen von Beetlana und Tieck. 1. Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs.

Aus meiner Seele. Gedichte von Bruno Hancks. Heimhausen, Reformverlag C. v. Schmidt.

Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt von Rafael Hasmann. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. v. Schmidt. Heimhausen. Reformverlag C. v. Schmidt.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit

Eine psychologische und soziologische Studie

Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung

Von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5.— gebunden M. 6.—.

Einteilung.

I. Teil: Die körperliche Natur der Frau, der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.
II. Teil: Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.
III. Teil: Gesammtergebnisse.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Zeitschrift

für

Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°.
Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—. III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das führende Organ dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen zu gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

März-Programm.

Dienstag, den 17. März, abends 8¼ Uhr, Unter den Linden 16 III, Abteilungstag. Jahresbericht des Vorstandes, Kassenprüfung, Neuwahl des Gesamt-Vorstandes. Die Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen ersucht.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des Berliner Rathauses. Vortrag von Herrn Dr. Fr. W. Foerster (Zürich): „Pädagogische Aussichten und pädagogische Methoden gegenüber verwilderter und verbrecherischer Jugend." Diskussion. Eintritt für Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte frei, für durch Mitglieder eingeführte Gäste 50 Pf. im Vorverkauf, Nichtmitglieder 1 Mk.

Eintrittskarten sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III, in den Bureaustunden (Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 10½—12½ vorm., Sonnabend 3—5), aber auch nachmittags wochentäglich in der Auskunftsstelle ebenda erhältlich.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Ethisch-humanistischer Jugendunterricht.

Zu dem von mir im Auftrage der humanistischen Gemeinde erteilten Jugendunterricht in der Lebenskunde nehme ich für den Ostertermin wieder Anmeldungen entgegen. Je nach Bedürfnis gliedert sich der Unterricht in einen religions- und kultur-geschichtlichen Kursus für Kinder (Knaben und Mädchen) von 14—17 Jahren und einen Kursus für Moralunterricht (10—14 Jahre). Zeit und Ort nach Vereinbarung. Der Unterricht ist frei.

Dr. Penzig.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Madeira die Waldinsel

Von **Katharina von Pommer-Esche.**

Mit 8 Abbildungen.

Mk. 1.—.

In dieser bescheidenen, hübsch illustrierten Skizze über das schöne Eiland des atlantischen Ozeans wurde absichtlich unterlassen, wissenschaftliche und präzis geographische Erörterungen zu machen. Zweck dieses Büchleins ist nur: Lust, besonders unter uns Deutschen, wach zu rufen, müde Lebensgeister in Madeira aufzufrischen und nicht nur stets nach Italien und dem Modeartikel: „der Riviera" zu eilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Nur abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in unserer Annoncenverwaltung und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 21. März 1903. | Nr. 12.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der weltliche Moralunterricht in Frankreich. Von Alfred Moulet.
Die ethischen Pflichten der Bücher-Rezensenten. Von Robert Michels.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Das englische Schulgesetz.
Ethik in der Volksherberge.
Ein Exempel statuiert.
Religiöse Erziehung in Mischehen.
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der weltliche Moralunterricht in Frankreich.

Von Alfred Moulet, Lyon.*)

Viele Republikaner, die ihre Wünsche gerne gleich in die That umgesetzt sehen möchten, erwarten von dem weltlichen Moralunterricht eine vollständige Befreiung, die er aber niemals bringen kann und bringen wird, wenn er nicht von Grund aus umgestaltet wird. Gewiß, er ist nicht konfessionell; aber ebenso wenig ist er ein Unterricht „ohne Gott", für den ihn die Kirche ausgeben möchte, auch nicht der Unterricht, der sich nur auf Vernunft und Wissenschaft, auf Erfahrungen und Thatsachen stützt, wie ihm die Freidenker zujubeln. Er bewahrt uns vor einem Uebel — vielleicht bringt er ein anderes mit sich.

Ich bin erstaunt, daß der Spiritualismus des Herrn Combes so mitgenommen worden ist. Unser weltlicher Moralunterricht, der den Gegnern des Spiritualismus des Herrn Combes so am Herzen liegt, ist anerkannt spiritualistisch. Als Guizot im Jahre 1833 die Volksschulen organisierte, war in seinen Augen die Erziehung des Volkes der religiösen Moral untergeordnet; er sprach dem Priester die Aufsicht über den Lehrer, den ersten seiner Kirchendiener, zu. Wenn nun die Gesetze vom Jahre 1882 die republikanische Schule auch von der Herrschaft des Priesters befreit haben, so haben sie für dieselbe doch die Voraussetzung des Spiritualismus und die göttliche Sanktion, die Grundstein und Schlußstein der Konfessionen sind, ebenso wie ihr Prinzip der Unduldsamkeit und der klerikalen Verfolgung beibehalten.

Was war denn eigentlich der Zweck des neuen Moralunterrichts?

Er sollte nicht die Stelle der Konfessionen einnehmen, auch nicht in Wettstreit oder Kampf mit ihnen treten; ebensowenig sollte er einer konfessionslosen Gesellschaft den Weg ebnen; er sollte die neue Generation vor der Zersplitterung in Sekten — besonders innerhalb der katholischen Kirche — bewahren, und indem er allen konfessionellen Feindseligkeiten ein Ende macht, alle „Gläubigen" im Dienst einer allgütigen Gottheit vereinigen.

Da er eine Versöhnung der Kirchen und Konfessionen anstrebte, setzte er sie von vornherein als ehrwürdig und berechtigt voraus, ja, mehr noch, er erklärte sie für notwendig.

Wie freisinnig und weitsichtig ein Ferry, ein Marion, ein Pécaut, ein Janet auch immer sein mochten, sie konnten es nicht begreifen, daß ein Moralunterricht, selbst in den Händen der Laien, nicht auf einer spiritualistischen und göttlichen Grundlage beruhen könne, und daß man den Kindern des französischen Volkes eine Erziehung geben könne, in der Gott und die Unsterblichkeit der Seele, die doch nichts weniger als unumstößliche Gewißheiten sind, nicht vorhanden wären.

„Unser Programm," sagte Jules Ferry im Jahre 1881, „ist spiritualistisch. Warum? Weil die weitaus größte Mehrheit des Lehrkörpers den spiritualistischen Lehren huldigt. Und warum huldigt der Lehrkörper diesen Lehren? Weil die große Mehrheit des französischen Volkes es thut."

Dieser Moralunterricht opferte die Rechte einer Minderheit, die morgen vielleicht die große Mehrheit sein wird, und die, ohne sich selbst aufzugeben, sich nicht mit dieser Sonderstellung, mit dieser beleidigenden Mißachtung, die dieser Unterricht rechtfertigt, zufrieden geben kann.

Die offiziellen Erläuterungen, welche die Inkraftsetzung des Laienunterrichts begleiteten, sind noch bestimmter gehalten. Sie setzen die religiösen Bräuche der Menschen nicht nur als geschichtliche, sondern als psychologische, unantastbare Wahrheiten voraus.

„Der Lehrer hat nicht von Grund auf eine theoretische Moral zu lehren, der die praktischr dann folgt, als wenn er sich an Kinder wendete, denen die Grunddegriffe des Guten und Schlechten fremd wären: die große Mehrheit, die in die Schule kommt, hat zu Hause den ersten Religionsunterricht erhalten, der sie mit der Idee eines Gott-Schöpfers des Weltalls und Gott-Vaters der Menschen, mit den Traditionen, den Glaubenssätzen und den Bräuchen der christlichen oder jüdischen Religion vertraut gemacht hat. Mit Hilfe dieses Kultus und unter den ihm eigentümlichen äußeren Formen sind sie mit den Grundbegriffen der ewigen und allgemein-gültigen Moral bekannt geworden. . . ."

„Seine Aufgabe ist also genau vorgeschrieben: Sie besteht darin,

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit Einwilligung des Verfassers dem von ihm seit Anfang d. J. mit Dr. jur. Justin Godard herausgegebenen Wochenjournal „L'instituteur républicain", einer Zeitschrift, die sich die Reform des französischen Schulwesens nach den Grundsätzen des ethischen Bundes zur Aufgabe gesetzt hat. Vgl. Nr. 7, v. 12. Februar d. J.

Digitized by Google

diese wichtigsten Begriffe der menschlichen Moral, die allen Lehren gemein und für alle gesitteten Menschen unentbehrlich sind, zu festigen und für das ganze Leben in die Seele der Schüler zu pflanzen". (Gesetze und Bestimmungen über den Volksschulunterricht. Anhang zum Hauptgesetz vom 18. Jan. 1862).

Man sieht, der weltliche Moralunterricht ist laut Verfügung der Regierung ein Vermittler zwischen den verschiedenen Konfessionen, der die spiritualistische Gemeinschaft und den sozialen Frieden „unter den Gläubigen" fördern soll. Er will das Bindeglied sein, und stillschweigend oder ausdrücklich bestätigt er so die soziale Notwendigkeit des spiritualistischen Gedankens und seine moralische Ueberlegenheit. Er fühlt sich mit den Kirchen, zwischen denen er den Vermittler spielt, solidarisch. Anstatt auf die Abschaffung des Kultus hinzuarbeiten, tritt er für denselben ein. Er ist nur ein Mittel sozialer Annäherung und der Ausgleichung zwischen den Sekten, die sich gegen einander abschließen und mit einander kämpfen. Aber auch so genügt er seiner Bestimmung nicht.

Stellt man sich einmal vor, daß diese feindlichen Kirchen unter dem Druck der nach Frieden lechzenden Gesellschaft sich vereinigen und zu einem Kultus verschmelzen — ich setze einen vergeistigten Protestantismus voraus —, so verliert der Moralunterricht von selbst seine Daseinsberechtigung. Dieser nun unnötig gewordene, abgesetzte Vermittler macht der siegreichen Konfession Platz, die nun ihrerseits Unduldsamkeit üben wird gegen die Menschen, die sich nicht zum Spiritualismus, den Dogmen, zu Göttern und zu Gott bekennen.

Ich betone es: der Moralunterricht vereinigt die Kinder aller Konfessionen zu einem Kultus des Idealen und der Gottheit, aber er proklamiert den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an einen Gott, den wir verehren sollen. Das letzte Kapitel des Lehrplans für den Moralunterricht behandelt „unsere Pflichten gegen Gott". Die Grundlage dieses Moralunterricht stützt sich nicht auf die Konfession, aber immerhin auf den Gottesgedanken.

Wie weit dieser Begriff des Göttlichen auch immer gefaßt sei, er schließt doch eine Minderheit aus, die mit jedem Tage wächst: die Menschen, deren Gewissen den Glauben an ein Jenseits und an Gott verwirft. Der Atheist und der Materialist haben zu gleicher Zeit mit dem „Gläubigen" die Gewissensfreiheit erlangt. Das Zeitgewissen verweigert ihnen nicht mehr seine Achtung, wenn sie dieselbe wirklich verdienen, und rechnet sich den Atheismus eines Renan zu höherer Ehre an, als den Deismus eines Voltaire. Nun aber haben wir für den Materialisten und den Atheisten keinen Tempel und für ihre Kinder keine Schule. Die Schule, die der Staat ihnen auferlegt, zwingt sie, für ihre Kinder einen Spiritualismus anzunehmen, den sie selbst nicht anerkennen können, und ohne den sie doch leben, lieben, hoffen und vorwärts schreiten.

Es ist wohl kaum nötig zu betonen, daß nicht die Rede davon sein kann, an die Stelle des theologischen und philosophischen Deismus einen offiziellen Atheismus, und an die Stelle einer spiritualistischen Toleranz die materialistische Intoleranz zu setzen, noch weniger davon, den Staat zu ermächtigen, Gott aus den Kinderherzen zu verbannen. Ich sage, daß im Namen der von nun an unantastbaren Gewissensfreiheit für unsere Laienmoral die Stunde gekommen ist, auch auf die Nichtgläubigen die Wohlthat der Duldung und der Gerechtigkeit auszudehnen, die sie allein den Gläubigen angedeihen läßt und die ihre Daseinsberechtigung ausmacht. Die weltliche Schule ist noch nicht die Burg der idealen Eintracht; denn sie unterdrückt das Recht des Atheisten; sie trifft die Freiheit des Denkers in der Person seines Kindes; sie birgt ein Prinzip der Intoleranz; sie rechtfertigt den Anspruch der Kirchen auf das Absolute; sie rückt die Herrschaft der Wissenschaft und der sozialen Gerechtigkeit in weite Ferne; sie leiht den zerbröckelnden Dogmen die Stütze des vom Staate sanktionierten Spiritualismus.

Die Vorkämpfer für den Moralunterricht haben uns auf halbem Wege gelassen. Seien wir gerecht. Sie haben es nicht für weise, ja selbst nicht für möglich gehalten, mit einem Schlage mit der durch Jahrhunderte geheiligten Tradition zu brechen: wenn sie auch die Notwendigkeit des religiösen Gedankens proklamiert haben, so haben sie doch auch einen Unterricht ins Leben gerufen, der die konfessionellen Tyranneien abgeschwächt hat. Diese Arbeit war notwendig, aber sie war nur ein Uebergang. An uns ist es, bis zum Bergesgipfel vorzudringen.

Ja, seien wir gerecht. Wir verdanken es zum Teil diesem Moralunterricht, daß sich heute das Gewissen vieler Menschen erhoben hat zu der Idee eines vollkommenen Unterrichts, einer wirklichen Laienmoral, die sich auf die Erfahrung stützt und rein menschlich ist, die sich gründet auf die sozialen und irdischen Interessen, auf die Vernunft und auf die Arbeit, die zwar die Konfessionen, aber auch das freie Individuum achtet, und die in derselben Liebe zur Unabhängigkeit und zum Fortschritt die Kinder des „Gläubigen" und des „Nichtgläubigen", des Spiritualisten und des Materialisten, des Deisten und des Atheisten vereint und schon in der Schule unter der Sanktion der Vernunft den Gedanken einpflanzt, daß gleiche Pflichten auch gleiche Rechte verlangen.

Die ethischen Pflichten der Bücher-Rezensenten.

Von Dr. Robert Michels, Marburg.

„Fällt ein Straßenräuber einen Wanderer an, so ereilt ihn das Strafgericht; in der Wissenschaft gilt Totschlägerei als vergnügliche Nebenbeschäftigung." Mit diesem Satz erreicht die pessimistische Schilderung wissenschaftlicher Bücherkritik ihren Höhepunkt, welche Prof. Julius von Pflugk-Harttung in seine „Geschichtsbetrachtungen" mit Recht einzureihen für nötig befunden hatte.*) Und in der That scheint es, wenn man sich einmal unter den Bücherkritiken zumal der historischen, soziologischen und nationalökonomischen Werke umschaut, daß deren Schreiber sehr erfüllt sind von ihren Rechten, aber in der Regel nichts wissen von ihren Pflichten. Und doch sollte es gerade hier umgekehrt sein, denn keine andere Beschäftigung litterarischer Art verlangt meines Erachtens so viel Pflichtbewußtsein, keine andere so viel Gerechtigkeitssinn und vornehme Denkweise, als gerade diese.

Ich möchte es hier nun einmal versuchen, in aller Kürze diejenigen Regeln aufzustellen, deren getreue Erfüllung ich für die elementarsten Pflichten jedes Rezensenten halte, und ohne deren Beachtung der Rezensent keine sozialethischen Aufgaben zu erfüllen vermag.

Der Rezensent muß Ethiker sein, will er nicht zum Materialisten in des Wortes unhistorischer vulgärer Bedeutung herabsinken.

Es ist so selbstverständlich, daß es eigentlich eine Schande ist, diesen Punkt überhaupt auch nur erwähnen zu müssen, daß nämlich zu jeder Rezension eine Vorarbeit gehört, die gründlich gethan sein will, um den Zweck jener auch nur einigermaßen zu erfüllen: das Lesen des zu kritisierenden Buches. Aber so selbstverständlich diese Arbeit auch zu sein scheint, so oft wird sie vernachlässigt. Ich kenne Kritiker, sogar Kritiker, deren Kritiken gefürchtet sind, welche sich mit einem kurzen Blick auf die Einleitung

*) Julius von Pflugk-Harttung: „Geschichtsbetrachtungen". Gotha 1890, p. 30.

des „Rezensionsexemplares“ begnügen. Unnötig, zu sagen, welchen „wissenschaftlichen“ Wert eine solche Rezension besitzt und welches schreiende Unrecht der Kritiker hiermit in jedem Falle dem Autor des rezensierten Buches anthut; in jedem Falle; denn, macht er es herunter, so ist es ein Schimpf und eine Schande, da er ungehört verurteilte, lobt er es, so ist es ein Schimpf und eine Schande, weil er ungehört freisprach; hält er sich aber auf jener schiefen Ebene, mit vielen Worten nichts zu sagen und sowohl Lob als auch Tadel zu vermeiden, so ist es ein Schimpf und eine Schande, weil er den Fall nicht untersucht hat. Denn als ein anhängiger Gerichtsprozeß ist meines Erachtens vom Standpunkt des Rezensenten aus jedes vor ihm liegende Werk zu betrachten. Ein jedes harrt seiner gerichtlichen Untersuchung, und geschieht diese in nicht ausreichendem Maße, so liegt eben eine schwere Pflichtversäumnis vor. Die Kritik besteht in einem hochnotpeinlichen Verhör mit tausend Kreuz- und Querfragen. Es ist zu untersuchen, ob der Autor gestohlen und ob er ein genialer Entdecker, ob er leidenschaftlichen Charakters oder ein ruhiger Arbeiter ist, ob er gewöhnlich eine Brille trägt und wes Farbe seine Augen sind. Ein Kritiker aber, der glaubt, dieses Alles in der Einleitung zu finden, der ist wie ein Richter, der sein Urteil über den Angeklagten aus dessen — „Nationale“ fällt.

Ein zweites Erfordernis, wenn möglich, noch mehr elementarer Art, ist die persönliche Untadeligkeit des Rezensenten bei Vollbringung seiner Arbeit. Es ist ja tief in der Natur des Menschen gelegen, daß er eben bis zu einem gewissen Grade subjektiv sein muß, d. h. daß er sein Gefühl, seine Vorliebe für diese Persönlichkeit, für jene Gedankenrichtung nicht völlig ausschalten kann. Das aber muß meiner Meinung nach bei jedem eine wissenschaftliche Funktion Ausübenden, also auch beim Bücher-Rezensenten, unbedingt verlangt werden, daß er diesen seinen individuell-subjektiven Gefühlen nicht die Zügel schießen läßt, wenn er Kritiken schreibt, daß er sich nicht scheut, auch persönlichen Freunden und selbst Verwandten offen seine rein persönlich-wissenschaftliche Meinung zu sagen, auch wenn dieselbe vernichtend schlecht ausfallen sollte, und sich überhaupt von jeder Selbstbeeinflussung, geschweige denn von der Beeinflussung Anderer durch Geld und gute Worte fernhält. Was der Rezensent von sich giebt, muß das Produkt von nach bestem Wissen und Gewissen gegebenen möglichst objektiven Betrachtungen sein, wenn die ganze Kritik nicht zu dem herabsinken will, was sie vielfach ist, nämlich entweder eine Reklame für „Nahestehende“ oder ein Herunterbeißen des persönlichen oder politischen Gegners bezw. Konkurrenten.

Sind das gründliche Lesen des zu besprechenden Werkes sowie die möglichst unpersönliche Beurteilung desselben die Elemente jeder Kritik, welche mit der Gesellschaftsethik in irgend welcher Verbindung steht, und als solche öffentlich auch allenthalben anerkannt, so ist eine weitere ethische Forderung nicht einmal in der öffentlichen Moralanschauung überall durchgedrungen, geschweige denn durchgeführt, ich meine das Kritisieren mit offenem Visier.

„Ich habe lange dafür gekämpft, daß jeder Schriftsteller mit seinem Namen alles das unterzeichne, was er schreibt, und daß der Kaufmann alle seine Waren kenntlich macht, kurz dafür, daß jeder für das, was er thut, Rechenschaft ablegt“, berichtet uns einmal der vielfach verkannte Alfonse Karr.*) Aber die Mode, bei uns in Deutschland vor allen Dingen, ist hierin nicht sehr rigoros. Sie gestattet es, daß unter oft recht bissigen Rezensionen nur ein Y) oder irgend ein mehr oder weniger unaussprechliches Pseudonym steht, und sieht selbst nichts dabei, wenn garnichts darunter steht. Und doch ist es nur bei der bestehenden Lässigkeit möglich, daß solche Dinge passieren, wie sie einer der bekanntesten Vertreter der neuen kriminalistischen Schule Italiens, Prof. Alfredo Niceforo, kürzlich in einer äußerst interessanten Studie vor Augen führte.*) Ein Berufskritiker hatte in einem großen Blatte eine Stelle unter der Bedingung angenommen, unter einem streng geheim zu haltenden Pseudonym schreiben zu dürfen. Er hatte zwar nicht die Rubrik Bücher, wohl aber die Rubrik: Aus der Geschäftswelt unter sich. Er benutzte diese Gelegenheit, um mittelst seiner Nachrichten, welche er sich täglich persönlich bei ihm bekannten Geldmännern durch Aushorchen ꝛc. verschaffte, bei unreinen Persönlichkeiten Erpressungen zu verüben, die er, damit Niemand erfahre, daß er jener unter dem Pseudonym schreibende Artikolist sei, dem Redakteur der Zeitung selbst zur Ausführung überließ. Er selber aber konnte ungestört und unerkannt in den Finanzkreisen weiter verkehren und weitererpressen. — Aber nicht nur die Verminderung bezw. die Kenntlichmachung der im Journalismus im Trüben fischenden Verbrechergestalten erfordert ein Gesetz oder zum wenigsten ein „Gewohnheitsgesetz“, durch welches keine Rezension mehr ohne volle Namensunterschrift veröffentlicht werden darf, sondern auch die einfachste Rücksichtnahme auf den Rezensierten, sowie das Gefühl der eigenen Würde des Kritikers selbst. Der Autor eines heruntergemachten Werkes, — sowie in geringerem Maße auch das gesamte lesende Publikum — hat das Recht, zu wissen, wer ihn heruntergemacht hat, die Persönlichkeit namentlich zu kennen, um seine Ideen verteidigen, um sich aus der erkannten Persönlichkeit des Rezensenten heraus die Rezension erklären zu können. Den Rezensenten selber aber müßte schon das Gefühl seines Wertes, sein eigener Mannesmut dazu antreiben, persönlich für das, was er geschrieben, einzutreten, und zwar nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch ohne vors Gericht zitiert zu sein, und mit seinem Namen dahinter zu stehen. Es ist daher nicht scharf genug zu rügen, daß unsere gesamten Zeitungen und Zeitschriften mit nur ganz wenigen Ausnahmen — wozu übrigens die sozialistischen Monatshefte gehören — Bücherrezensionen veröffentlichen, in denen bei einem sehr hohen Prozentsatz die Verfasser derselben — teils aus Gewohnheit, teils aus Angst, teils aus Berechnung — mit ihrem Namen hinter griechischen oder deutschen Buchstaben, ja oft sogar Endbuchstaben oder aus der Mitte des Namens entnommenen Buchstaben, ein halb kindliches, halb unehrliches Versteckenspiel treiben.**) Wie jede Anklage, jeder Richterspruch unterzeichnet sein muß, so auch jede Rezension, ja, wenn möglich, überhaupt jeder wissenschaftliche und ebenso auch jeder politische Artikel. Das ist ein Postulat der Ehrlichkeit.

Jede Kritik hat nun — so glaube ich es nennen zu

*) Alfonse Karr: Une Poignée de Vérités, Mélanges Philosophiques. Paris 1875. p. 109.

*) Alfredo Niceforo: Una forma moderna di Brigantaggio: il Giornalismo, in der Halbmonatsschrift: „Il Socialismo“ I, 8. (Roma 10. Guigno 1902.)

**) Hier schießt der Verfasser — unseres Erachtens — beträchtlich über das Ziel hinaus. Ueberaus häufig ist zunächst sowohl Pseudonym wie Chiffre weit über die Interessentenkreise hinaus bekannt, aber es giebt auch eine Menge sehr achtbarer Gründe, aon dem einfachen Wunsche, nicht fortwährend den eigenen Namen herauszustellen bis zu der schuldigen Rücksicht auf Amt und Lebensstellung, die selbst im Interesse des Rezensierten die halbe aber ganz Anonymität rechtfertigen können. Auch die Namenlosigkeit der politischen Artikel hat neben manchen Mißständen doch auch sehr wesentliche Vorteile z. B. die Ausschaltung der Autoren-Eitelkeit, für sich anzuführen. D. Red.

können — einen objektiven und einen subjektiven Entstehungszweck. Der objektive, auf welchen wir zunächst zu sprechen kommen müssen, besteht darin, daß die Kritik dem Leser ein möglichst genaues Bild von dem besprochenen Werke geben muß. Um dieses zu erreichen, wird der Rezensent, wenn Raum und Zeit es auch nur einigermaßen zulassen, die doppelte Pflicht haben, erstens inhaltlich, sei es durch kurze Zusammenfassung, sei es durch Hervorhebung besonders prägnanter Stellen aus mehreren Teilen des Buches, den Leser mit dem betreffenden Werk bekannt zu machen, und zweitens diesen Inhalt in das Licht der Kritik zu setzen. Diese doppelte Aufgabe ist schwer, da sie ein oft recht langweiliges Ausziehen des Inhalts voraussetzt, aber ohne ihr gerecht geworden zu sein, wird der Autor der Kritik seine Pflicht gegenüber dem Autor des von ihm besprochenen Werkes nicht erfüllt haben, denn durch ein bloßes Aneinanderreihen kritischer, oft nicht einmal begründeter Aussetzungen wird der Leser sich nur ein sehr schiefes Bild von dem Buche machen, und, was noch schlimmer ist, er wird in ungünstigem Sinne voreingenommen.

Die weitere Pflicht des Rezensenten wird nun die sein, sich in den Stoff, sowie die Anschauungsweise des Autors, soweit menschenmöglich, hineinzudenken, um beides überhaupt zu verstehen. Die Praxis unserer heutigen Kritik leidet gerade sehr daran, daß sie dieses vielfach zu thun unterläßt. Der Kritiker — und ich spreche hier natürlich vom unethisch denkenden Kritiker, der heute freilich die Regel ist — ist nur zu sehr geneigt, alles das auf das Schärfste herunterzureißen, was seinen Anschauungen nicht völlig entspricht. Eine ihm fremde Weltbetrachtung wird vor ihm nie Gnade finden, und der dieselbe vertretende Autor und sein Buch nicht nur „wissenschaftlich", sondern vom Standpunkt „moralischer Entrüstung" aus schonungslos an den Pranger gestellt. Zumal bei Rezensenten soziologischer und nationalökonomischer Bücher ist ein solches Verfahren an der Tagesordnung.

Jeder ethische Kritiker muß zunächst vorurteilslos an das von ihm zu kritisierende Buch herangehen. Selbst wenn er weiß, daß der Autor sein wissenschaftlicher, politischer oder konfessioneller Gegner ist, muß er es zunächst versuchen, ihn zu verstehen. Er darf weder von vornherein den Menschen und seine Anschauung für verwerfenswert erachten, noch gar seine wissenschaftliche Befähigung oder sein exaktes Arbeiten bezweifeln, selbst wenn sich der Betreffende durch seine früheren Schriften als ein flüchtiger Arbeiter oder ein ungerecht oder unlogisch denkender Mensch entpuppt hat.

Ein weiterer Fehler, in welchen viele Rezensenten verfallen, welche im übrigen alle bisher gegebenen Regeln anständiger Kritik halten, ist der, daß sie, trotzdem sie das ganze Buch wohl durchlesen und durchdacht haben und mit vielen Dingen auch ganz einverstanden sind, schließlich in ihrer Rezension doch nur die Fehler hervorheben, womöglich überhaupt nur einen, vielleicht den einzig mißglückten Teil des Buches behandeln und somit unbewußt eine der schlimmsten Wertfälschungen begehen, die es im litterarischen Leben überhaupt giebt. Denn in jedem Buche existieren Ungenauigkeiten, in jedem Lücken, die herauszufinden ein Kinderspiel, die allein zu betonen also ein Räuberstückchen ist. Denn der Kritikenschreiber giebt nicht nur ein falsches Bild von dem wissenschaftlichen — wenn ich mich so ausdrücken darf, abstrakten Wert des Buches — das dürfte ihm niemand verargen, denn er urteilt ja nur für sich —, sondern auch ein falsches Bild des eigenen Eindruckes, den er von dem Buche empfangen, er handelt also wider bessere Ueberzeugung. Das kann nun die Folge seines Temperamentes sein. Es giebt Menschen, die so pedantisch sind, daß eine ihren wissenschaftlichen Ueberzeugungen zuwiderlaufende Wendung sie sogleich den ganzen Wert des von ihnen bisher mit Befriedigung gelesenen Werkes vergessen macht, und es giebt fernerhin auch Menschen, zumal unter den Politikern, welche die gegnerische Ansicht so leidenschaftlich hassen, daß sie, sobald sie auf eine solche stoßen, für nichts anderes mehr Augen haben, und welche dann die Feder, um einen bezeichnenden Ausdruck Niceforos zu gebrauchen, „wie einen Dolch führen, der zwar blutbefleckt, aber doch gleichzeitig vornehm ist, da er ja einen Tyrannen treffen soll!"

Das kritische Heraussuchen einer unzutreffenden oder doch wenigstens für unzutreffend gehaltenen Stelle unter hundert richtigen kann aber auch die Folge eines anderen Kollektivfehlers der Kritiker sein: die Liebe zum Beruf, oder vielmehr eine grundfalsche Auffassung desselben. Sehr richtig erzählt hierüber Dr. Hermann Schwarz, ohne freilich leider diese seine Weisheit in seinem Buche selbst zu beherzigen, in seiner „Psychologie des Willens"*:

„Aus Liebe zur Wahrheit fing jemand an, sich kritisch zu bethätigen. Den Irrtum und die Unklarheit haßte er, die aus der Feder Anderer kamen. Das war sein ursprüngliches Lieben und Hassen. Nun aber hat ihn die Lust an der Kritik als solcher gepackt. Die gleichsam spielende Denkthätigkeit, die sich einen Stoff nur sucht, um ihn zu zerpflücken, ist ihm aber lieb und lieber geworden. Darüber geht ihm der wissenschaftliche Zweck aller Kritik allmählich verloren. Er übt sie nur kleinlich an Kleinlichkeiten, auch noch an den unbedeutendsten und nebensächlichsten Punkten."*)

Aber die Manie der Kritik als Selbstzweck ist nicht die einzige Manie, welche unter den Rezensenten grassiert. Neben ihr giebt es noch die des gleichmäßigen Verteilens von Lob und Tadel. Gewiß hat der Rezensent Lob und Tadel gleichmäßig zu verteilen, wenn er zu beiden gleichmäßig Ursache zu haben glaubt, nicht aber darf er diese Verteilung, wie es so oft geschieht, gewohnheitsmäßig vornehmen. Diese Manie zeitigt selbst bei geistreichen Menschen ganz unverantwortliche Paradoxen. Sie giebt zu solchen „Gedankenblüten" Anlaß, wie sie dem Professor Luigi Einaudi von der Turiner Universität einmal in einer Buchbesprechung untergelaufen sind: „Für das nützliche Werk, das er damit vollbrachte, gebührt dem Verfasser weiter und unbestrittener Beifall (largo ed incontrastato plauso), gleichzeitig aber muß ich über den geistigen Inhalt des Buches doch einige Reserven machen."**) Dieser Fall ist typisch. Er zeigt, wie weit es eine wohlwollende und doch mit „kritischem Geiste" unternommene Kritik bringen kann: zur puren Phrase. —

Wenn die objektive Aufgabe der von ethischen Motiven geleiteten Kritik — über deren reinwissenschaftliche Erfordernisse ich auf das berühmte „Lehrbuch der historischen Methode" des Prof. Ernst Bernheim verweise***) — darin besteht, daß der Rezensent das zu kritisierende Buch mit Ernst und Gründlichkeit durchstudiert und sein Urteil über dasselbe nur nach reiflicher Ueberlegung und bestem Wissen und Gewissen abgiebt, so besteht die subjektive Aufgabe des von ethischen Momenten geleiteten Rezensenten in der bewußt dem Publikum gegenüber ausge-

*) „Psychologie des Willens" p. 49.

**) Luigi Einaudi über das Buch von Norlenghi: „Violazioni di Legge. Turiner Monatsschrift für Nationalökonomie „La Riforma Sociale. Anno VII, vol. X, p. II, pag. 610.

***) Leipzig 1889, p. 360 ff.

sprochenen Wertung des besprochenen Werkes, eine Wertung welche natürlich moralischen Kriterien unterworfen sein muß. Nach der gründlichen und ehrlichen Auseinandersetzung mit dem rezensierten Buch hat der Rezensent die Verpflichtung, sein subjektives Urteil über die wissenschaftliche Brauchbarkeit desselben, sowie seine Meinung über Nützlichkeit oder Schädlichkeit des tendenziösen Gedankeninhaltes rückhaltslos abzugeben. Die subjektive Aufgabe, welche an den Kritiker immer erst dann heranzutreten hat, wenn er die objektive Aufgabe bereits gelöst hat, besteht also wesentlich in der Erwägung, ob es mit seinen Ideen von der gesunden Weiterentwicklung der Menschheit vereinbar ist oder nicht, wenn er dem Buche einen thunlichst großen Leserkreis verschafft. Daraus resultiert meines Erachtens, daß, falls der Rezensent den Inhalt eines Buches für geeignet hält, wissenschaftlich oder moralisch zu verwirren und Unheil anzustiften, er sich nicht scheuen darf, diese seine Ansicht in seiner Rezension unumwunden zum Ausdruck zu bringen. Den Lesern der Rezension bleibt es ja dann immer noch überlassen, ob sie das Buch lesen wollen oder nicht. Gewinnt der Rezensent hingegen die Ueberzeugung, daß das betreffende Werk die Eigenschaft besitzt, echte Bildung weiter zu verbreiten, oder glaubt er wenigstens, daß dasselbe auf den Durchschnitt der Leserzahl eine klärende und anregende Wirkung ausüben wird, so muß er seine ganze Beredsamkeit daran setzen, das Buch in weiten Kreisen bekannt zu machen. Die Empfehlung eines guten Buches ist eine ethische That, denn jeder neue Leser eines kulturell oder ethisch wirkenden Buches kann den Zwecken der neuen Bildung oder der unbekannten Ethik gewonnen werden. Diese Aussicht erweckt dem Rezensenten ein besonderes Wirkungsfeld.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Mit der Erfüllung der feierlich als „ethische Pflicht" angekündigten Zusage des Reichskanzlers, das geheime Wahlrecht durch entsprechende Maßnahmen wirklich sichern zu wollen, scheint es die Regierung nicht übermäßig eilig zu haben. Das ist nicht nur politisch, sondern auch vom Standpunkte des Ethikers aus sehr bedauerlich. Je seltener es, leider, vorkommt, daß in unserem öffentlichen Leben einmal die ernsten Töne sittlichen Verantwortlichkeitsbewußtseins erklingen, desto schriller ist der Mißklang, wenn dann nach so feierlicher Einleitung die angeschlagene Melodie unter dem Korybantenlärm der Interessenpolitiker sich ersticken läßt. Noch halten wir es ja für ganz unmöglich, daß der höchste Beamte des Reiches durch direkte Nichterfüllung seines Versprechens sein Andenken und sein Wort völlig diskreditierte, aber auch die Verschleppung der Vorlage, mit cynischer Offenheit von den Parteien ersehnt, die sich nicht scheuen, sogar ein Recht auf ungesetzliche Beeinflussung der Wähler in Anspruch zu nehmen, würde den Reichskanzler entweder als Spießgesellen dieser Erpresserpolitik kompromittieren, oder ihn zu einem leichtsinnigen und faktisch ohnmächtigen Wortheiden stempeln. So lange eben das Wort von der ethischen Pflicht nicht gefallen war, konnte sich wenigstens die Regierung den klaren Gerechtigkeitsforderungen der für eine wahrhaft freie und geheime Wahl eintretenden Parteien entziehen und in den Nebel und Dunst vager Redensarten von höheren Rücksichten und Forderungen der Staatsraison untertauchen. Das ist vorbei. Hier ist eine ausdrücklich anerkannte sittliche Pflicht; das Volk erwartet, daß nun die Regierung diese Pflicht ohne Hinterhaltigkeit erfülle.

*

Der Spruch des Kammergerichts in dem Prozeß der kirchlichen Gemeinden gegen die Berliner städtische Gemeinde, die auf Grund der Konsistorialordnung von 1573 zu ungeheuren Leistungen für kirchliche Zwecke herangezogen werden sollte, hat eine große grundsätzliche Bedeutung. Es ist damit der, allerdings für jeden nachdenkenden Menschen selbstverständliche Grundsatz aufgestellt worden, daß eine rein bürgerliche Gemeinde weder eine rechtliche Verpflichtung, noch auch nur überhaupt das Recht hat, kommunale Mittel für die Zwecke konfessioneller Sondergemeinschaften zu verwenden. Eine erfreuliche reinliche Scheidung, die nicht mehr aufzuschieben war. So lange in vergangenen Jahrhunderten die bürgerliche und konfessionelle Gemeinde nahezu identisch waren, bestand das Bedürfnis nur schwach, oder vielmehr die benachteiligte Minderheit, die mit ihren Steuern ihnen unsympathische aber doch fremde Institutionen unterstützen mußte, hatte nicht die Kraft zu lautem Protest. Aber auch das Rechtsgefühl der Mehrheit hat sich heute verfeinert. Hoffen wir, daß dieser Prozeß weiter fortschreite. Denn sein natürlicher Abschluß kann nur die dringend notwendige völlige Trennung von Staat und Kirche sein, die jenem eine reinliche Sittlichkeitspflege, dieser eine reinliche religiöse Entwicklung ermöglicht.

Streiflichter.

Das englische Schulgesetz. Im Mittelpunkte des Interesses und der Thätigkeit unserer englischen Freunde steht der Kampf gegen das neue englische Schulgesetz, welches der englischen Hochkirche einen verstärkten Einfluß auf die Schule und speziell auf die Kontrolle des religiösen Unterrichtes zu verschaffen droht. Bei der Stärke des englischen Sektenwesens sind in dieser Frage den Ethikern in ihrem Kampfe für die absolute religiöse Neutralität der öffentlichen Schule eine ganze Reihe von Bundesgenossen erstanden, die durch das neue Schulgesetz geweckt und durch die ethische Bewegung in verstärktem Maße auf die einzig mögliche Lösung des ganzen Konfliktes aufmerksam gemacht worden sind. Das trat nicht nur deutlich hervor in den zahlreichen Sympathieadressen, welche der Vorsitzende einer großen ethischen Protestversammlung verlesen konnte — Rev. Dr. Clifford, Rev. Russel Rea, Rev. Copeland, Dr. Klein (der unitarische Geistliche) waren darunter; ferner Sir W. Wedderburn, Sir John Brunner, Lord Avebury, Sir Michael Forster u. a. —, sondern auch in der scharfen und übereinstimmenden Kritik, mit welcher Redner aus den verschiedensten Lagern in dieser Versammlung das Gesetz verurteilten. Mr. Vernon Harcourt (ein Neffe des liberalen Führers) beantragte folgende Resolution:

„Da die religiösen Gemeinschaften untereinander nicht eins sind bezüglich des Charakters des in der staatlichen Schule zu erteilenden religiösen Unterrichtes und da ferner alle Teile darin übereinstimmen, daß die Bildung des Charakters das Hauptziel aller Erziehung sein müsse, so fordert die hier tagende Versammlung die Regierung auf, das Schulgesetz in dem Sinne abzuändern, daß systematischer Katechismusunterricht in dem Unterricht eingeführt werde."

Die Resolution wurde einstimmig angenommen. Eine Aussicht auf Berücksichtigung besteht jedoch augenblicklich nicht, die liberale Partei ist zu schwach. Daher auch selbst die Zustimmung von Männern wie Sir Campbell Bannermann, der sich in einer politischen Versammlung offen für eine religiös völlig neutrale Sittenlehre ausgesprochen hat, zunächst keinerlei aktuelle Bedeutung hat.

Uebrigens dürfen wir uns nicht verhehlen, daß das neue Schulgesetz seine Entstehung zu einem nicht geringen Teil dem dringenden Wunsche breiter Kreise der Nation verdankt, die Schule aus einer bloßen Anstalt der Wissenslehre wieder mehr zu einer wirklichen Bildungsanstalt und die Beeinflussung des Gemütes und Charakters wieder ausdrücklich zum leitenden Gesichtspunkte der Schulerziehung zu machen. Mit diesem Motive können wir volle Sympathie haben, wenn wir auch das angewandte Mittel für eine öffentliche Schule prinzipiell ablehnen. Man darf daher das neue Gesetz nicht als eine bloße Niederlage des ethischen Fortschrittes betrachten; der Kampf gegen die bloße intellektuelle Schule ist ja auch unser Kampf.

(Aus dem in Kürze erscheinenden 11. Bericht über d. eth. Bewegung, herausgeg. von Dr. F. W. Foerster, Zürich II. Preis 25 Pfennig.)

Ethik in der Volksherberge. In der Nummer vom 28. Januar des „Tag“ berichtet Frl. Käthe Schirmacher eingehend von einer Pariser Volksherberge der Heilsarmee. Der Herbergsvater habe ihr gelegentlich eines Besuches erzählt, daß er mit den Gästen des Asyls abends „questions de moralité“ bespräche. Das ist ein nachahmenswertes Beispiel, freilich nur für Männer und Frauen, die das Lebenselend in seiner ganzen Tiefe kennen und nicht Moralprediger, sondern Berater und Freunde sein wollen. Wie wichtig wäre es, wenn auch die Vorsteherinnen von Mägdeheimen sich darauf vorbereiteten, mit ihren Pflegebefohlenen hie und da ein Lebenswort zu sprechen! Wieviel Segen könnte da in der „Wildnis frechen Großstadtlebens“ gestiftet werden!

* * *

Ein Exempel statuirt! Die „patriarchalischen“ Zustände der guten alten Zeit sind noch immer das Gesellschafts-Ideal, nach dem ein nicht geringer Teil des Volkes sich zurücksehnt. Neben dem Herrn Junker, der heutzutage um jeden agrarischen Zollbettel sich mit Bebel herumschlagen muß und das Schwinden feudaler Privilegien und Herrschaftsrechte schmerzlich empfindet, gehört auch so mancher honette Bürgersmann zu den Verehrern jener glücklich überwundenen Verhältnisse, von deren Wiederkehr er die „Rettung des Mittelstandes“ erhofft. So wenig nun auch Aussicht auf Erfüllung dieser Hoffnung vorhanden ist, Reste des guten alten Hörigkeits-Zeitalters finden sich noch heute vor. Ein solcher Rest führte dieser Tage zu interessanten Auseinandersetzungen im Abgeordnetenhause. Der Staatssekretär des Reichspostamtes Kraetke wurde interpelliert wegen der Maßregelung eines Unterbeamten in Frankfurt a. M. Dem letzteren war seitens seiner vorgesetzten Behörde die Einwilligung zum Heiraten verweigert worden mit der Motivierung, daß seine Braut drei uneheliche Kinder habe. Der Mann, der einsehen mochte, daß die Zahl der unehelichen Kinder seiner Braut sich bei langem Zaudern schwerlich vermindern, eher wohl noch vermehren würde, heiratete ohne die Einwilligung — und war acht Tage danach entlassen. Die Oberpostdirektion hatte ein Exempel statuiert. Herr Kraetke fand die Sache in Ordnung und verteidigte das durch den Vorfall kraß illustrierte Hörigkeitsverhältnis der unteren Postbeamten zur Behörde. Diese Unglücklichen kommen dadurch in die schlimmste Lage: das Recht, eheliche Kinder zu zeugen, wird ihnen vorenthalten, kommt's darüber zu unehelichen, so ist das Recht auf eheliche ganz und gar dahin. (Aus: „Der arme Teufel“, herausgegeben von A. Weidner, Friedrichshagen.)

* * *

Religiöse Erziehung in Mischehen. Der Oberkonsistorialrat Dr. Braun in Berlin hatte auf der im vorigen Jahre stattgefundenen Eisenacher Kirchenkonferenz ein Referat erstattet: „Welche Handhaben bietet das Bürgerliche Gesetzbuch den deutschen evangelischen Landeskirchen zum Schutz der evangelischen Interessen in den gemischten Ehen?“, das seitdem auch im Druck (Stuttgart, bei Gutenberg) erschienen ist. In diesem Referat werden natürlich (wir folgen hierbei dem „Protestantenblatt“, das in einem Artikel sich näher mit dem Thema befaßt) die Mischehen an sich als ein großes Uebel betrachtet. Doch das versteht sich bei einem Vertreter kirchlicher Interessen eigentlich von selbst. Lehrreich ist aber, wie diese Betrachtung religiöser Dinge von dem Standpunkte kirchlicher Machtinteressen selbst bei der Beurteilung der einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse das Urteil trübt und zu den absonderlichsten Gedanken verführt. Das zeigt sich vor allem in der Stellung, welche der Herr Oberkonsistorialrat zu der Frage des Rechtes der verwitweten Mutter auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder einnimmt.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat bekanntlich ein vieljähriges Unrecht gegenüber der Frau zum ersten Male beseitigt, indem es, ebenso gut wie der verwitwete Vater die volle elterliche Gewalt immer besaß, so auch der verwitweten Mutter diese volle elterliche Gewalt überträgt. Zu dieser vollen elterlichen Gewalt gehört natürlich auch das Recht der Erziehung, also auch der religiösen Erziehung. Hier aber, in diesem letzteren Punkte, will Herr Dr. Braun das B. G. B. korrigiert wissen. Dem verwitweten Vater soll die volle elterliche Gewalt nach wie vor auch in diesem Punkte erhalten bleiben, er soll also auch das Recht behalten, die religiöse Erziehung nach dem Tode der Frau anders zu gestalten, als sie während der Ehe war. Aber die verwitwete Mutter — das ist etwas Anderes, die soll dergleichen nicht thun dürfen, vielmehr an die Form der religiösen Erziehung und den Glauben gebunden sein, welche während der Ehe bestanden.

Wodurch diese seltsame differente Behandlung der väterlichen und der mütterlichen Elternrechte inspiriert wird, ist unschwer zu erkennen. Es ist der Angststandpunkt, der dazu verführt, die Sorge, daß in die konkurrierende Religionsanstalt leicht einige Schäflein mehr hineingeraten könnten, als in die eigene. Man hat Protestantismus und Katholizismus mit gutem Grunde summarisch als die männliche und die weibliche Linie des Christentums bezeichnet; bekannt ist ja auch, wie die Beeinflussung der Mischehen von katholischer Seite hauptsächlich vermittels der Beeinflussung der Frau erfolgt, wie die Frauen besonders leicht von eifervollen Beichtvätern kaptiviert werden — all diesen Gefahren soll einfach vorgebeugt werden, indem man das Recht der verwitweten Mutter auf religiöse Erziehung ihrer Kinder beseitigt.

Ein geradezu monströser Vorschlag! Von Staatswegen dem Kinde einen anderen Glauben und eine andere religiöse Erziehung aufzwingen wollen, als ihn die Mutter will, heißt einmal etwas Unmögliches beginnen — denn der anders gerichtete Einfluß der Mutter würde sich ja doch stets und fast immer stärker als jeder andere geltend machen — und sodann etwas Naturwidriges thun, weil es eben in der menschlichen Natur tief begründet ist, daß gerade auf religiösem Boden, wo das Gefühl herrschend ist, die Mutter ungehindert ihren Einfluß ausüben soll und darf. Aber immer wieder — und das ist der Kern der ganzen Frage — kommt diese falsche und kulturwidrige Auffassung zum Vorschein, als ob der Staat religiöse Interessen hätte. Er hat gar keine religiösen Interessen, er hat nur das Interesse, daß die heranwachsende Generation sittlich erzogen wird und daß allen legitimen und sittlich einwandfreien Einflüssen und Bethätigungen religiösen Lebens die nötige Freiheit gesichert ist. Der Konkurrenzkampf religiöser Gemeinschaften und Kirchen aber geht ihn gar nichts an, und zu Gunsten des einen oder des anderen Konkurrenten darf die Gesetzgebung ebenso wenig mißbraucht werden, wie wenn es sich um private Geschäftskonkurrenten handelt.

Aus der ethischen Bewegung.

Erklärung.

Die in den letzten Nummern abgedruckten Berichte des „Rheinischen Courier“ über meine Vorträge in Wiesbaden enthalten leider eine Reihe so schiefer und geradezu entstellender Wiedergaben des Gesagten, daß ich mich genötigt sehe, dies an dieser Stelle ausdrücklich zu konstatieren.

Fr. W. Foerster.

Sprechsaal.

Die letzten Erörterungen zwischen den Herren Dr. Kronenberg und Dr. Foerster haben eine Verschärfung des Tones der Polemik erkennen lassen, welche, wie mir scheint, dem Leserkreise überwiegend Schwerz und Betrübnis bereitet, statt Klärung und Verständigung herbeizuführen, wie es doch gewiß die Absicht beider Herren ist. Es wäre sehr erwünscht, wenn in unserer Zeitschrift bald einmal zur Ethik der Polemik von mehreren Seiten in unpersönlicher Weise das Wort genommen würde. —

Ein eifriger Leser.

Bücherschau.

Gedankliche Anarchie.

Von J. Stern (Bruchsal).

Das Wort stammt von dem Philosophen der Bernrr Universität, Ludwig Stein, der es in seiner Abhandlung über den „Anarchismus und seine Psychologie" gebraucht und damit die Wurzel der politischen Anarchie, die krankhafte Uebertreibung des Individualismus bezeichnen will. Der Ausdruck ist sprachlich vielleicht nicht glücklich gebildet; aber er hat ohne Zweifel einen guten Sinn. Auch das Denken bedarf, wenn es gedeihlich sein soll, wie alles Leben des Einzelmenschen und alles Gemeinschaftslebens einer Führung, einer Herrschaft. Nur so waltet in ihm Ordnung und entwickelungsgesetzlicher Fortschritt von der Tiefe zur Höhe, vom Keim zur Blüte und Frucht. Auch das Denken also muß unter dem Gesichtspunkte der alles beherrschenden naturgemäßen Entwicklung betrachtet werden; das ist der einzige „Ewigkeits"-Gesichtspunkt. Diese Betrachtungsweise schließt von vornherein alles Dogmatische aus. Denn ein geordnetes, in logischer und psychologischer Folgerichtigkeit fortschreitendes Denken ist nicht möglich, wenn auf dem Wege gewisse Monumente und Warnungszeichen aufgestellt sind, die respektiert werden müssen, und wenn das Ziel in Form einer wegsperrenden Quermauer aufgebaut ist, die nicht niedergerissen und nicht überstiegen werden darf. Und was sind die Dogmen anders als solche Warnungszeichen und Wegsperrungen? — Der Dogmatismus also ist der Vater des ordnungs- und führungslosen Denkens, ist der Vater der „gedanklichen Anarchie". —

Alle neueren Systeme der Philosophie lehnen sich an das klassische Altertum an. Das ist gewiß kein Zufall. Zwischen der antiken und der modernen Philosophie steht die Scholastik. Sie schützte sich auch als Fortsetzung der alten Philosophie. Mit Unrecht; sie war vielmehr nur als totes Reis darauf gepfropft, das unter dem Mehltau der Kirchlichkeit erstickte. Die Antike aber kannte keine Dogmen in diesem Sinne. Die griechische Philosophie, dieses erste Weltalter der Menschheitsphilosophie, enthält überhaupt die ersten lebenskräftigen Wurzeln philosophischen Denkens; daraus konnte ein naturgemäßes Fortwachsen der Geistestätigkeit erst wieder erfolgen, als die dumpfe Nacht des hierarchischen Zeitalters, die Scholastik, überwunden war und die Antike durch das Morgenrot der Renaissance zu neuem Leben erweckt wurde. Darum knüpft das ganze Streben der Ordnung beherrschte Denken mit Recht, ja mit innerer Notwendigkeit an die antike Philosophie an. Es überspringt ebenso naturgemäß die Scholastik; denn diese war eine Ablenkung vom geraden Wege des geordneten Denkens, eine unorganische Verbindung der aristotelischen Logik mit einem völlig unantiken Elemente: dem Christentum, das jüdisch-orientalischen Ursprungs ist. —

An der Verkennung dieses Zusammenhangs leidet ein Schriftchen von C. von Bardewieck*). Er kommt zu einer Verherrlichung der Scholastik als der einzig richtigen Fortsetzung der griechischen Philosophie und als der einzig wahren Weltweisheit überhaupt. Das kann nicht wunder nehmen bei einem Manne, für den es ausgemacht ist, „daß die Religion allein alle Metaphysik ersetzt und Glauben besser als Wissen ist." Nur sollte er darauf verzichten, als Philosoph ernst genommen zu werden. Das Unglück beginnt für ihn mit Kant; er hat mit seiner „destruktiven Genialität" den Grund gelegt zu der „gedanklichen Anarchie", die am Ende des 19. Jahrhunderts zu der menschheitbedrohenden Ueberspannung des Individualismus geführt hat. Eine Rettung ist nach B. nur möglich, wenn das Denken zur Scholastik zurückkehrt. Dann wird jedem Anhänger dieser „Erleuchtung" auch dem Tode der „Jenseitshimmel" gesichert sein, dessen Existenz nicht im Widerspruch stehe mit den Ergebnissen der Astronomie. B. schulmeistert überhaupt mit dem glaubensfesten Hochmute des Dogmatikers alle Wissenschaft, insonderheit die Naturwissenschaft, und hält allein seine „Forschung" für „exaktes Wissen".

Daß solches Philosophieren kein geeigneter Boden für eine gesunde Ethik sein kann, leuchtet ein; denn es fehlt notwendig zur Unduldsamkeit. Ob sich diese in das fadenscheinige Gewand wissenschaftlich klingender Phrasen hüllt, oder offen von der Verwerfenheit der anders Denkenden spricht, ist für ihre Wertung belanglos. Aus solcher trüben Quelle kann sich kein befruchtendes Wässerlein ins blütenreiche Land der menschheitversöhnenden Ethik ergießen.

* * *

Friedrichs des Großen Gedanken über Religion. (Verlag Jacobs, Dresden. Preis 80 Pfg.)

In 16 Hauptstücken legt der König mit scharfer Logik, die keine Dunkelheiten gestattet, seine Auffassung von der christlichen Religion nieder. Er steht derselben als freier Mann und Forscher gegenüber und geht von dem Standpunkt aus, daß alle Religionen, die einer höheren Kulturstufe angehören, gleichwertig sind. Auch über allen religiösen Bekenntnissen aber steht die vorurteilslose Erforschung der Wahrheit, welche als höchstes, göttliches Gebot von Urzeiten her in uns gepflanzt und die eigentliche tiefere Ursache aller Entwicklung ist. Die Religionen sind mühseliges, künstliches Menschenwerk und fallen der Kritik der Zeit anheim, aber der Trieb nach höherer Erkenntnis ist das unzerstörbare Erbteil der Menschheit. — Der große Friedrich leitet sein Bekenntnis ein mit den Worten: „Das Hoffen und die Aufmerksamkeit sind ein natürliches Gebet, das wir zu Gott richten, damit er uns leite, die Wahrheit zu entdecken." Mit seinem historischen Verständnis spricht der König über die Entstehung der christlichen Religion, die wie alle anderen Religionen aus Weissagungen, Wundern und Prophetentum entstanden ist, das sich allmählich zur Volkslegende verdichtete und später im 4. Jahrhundert auf Kirchenversammlungen, durch eine sich konstituierende Priesterherrschaft, als religiöse Offenbarung und unantastbares Dogma proklamiert wurde. Mit unabweisbarer Logik kritisiert er die zahllosen Widersprüche der christlichen Lehren, die unüberbrückbar sind für die einfache menschliche Vernunft, welche noch nicht durch Vorurteile getrübt ist.

Im 15. und 16. Hauptstück zieht Friedrich der Große das Resultat seiner religiösen Betrachtung, das für uns wegen seiner Aktualität von ganz besonderem Interesse ist. Der Titel dieses Abschnittes lautet: „Daß die Religion für die bürgerliche Gesellschaft nicht notwendig sei, daß sie vielmehr dahin abziele, sie zu zerstören, und daß viel weniger Menschen, als man denkt, durch sie in gesetzmäßigen Schranken gehalten werden." Er weist auch, daß, wenn man die praktischen Konsequenzen der christlichen Lehre zieht, die in der Bergpredigt gipfelt, eine unaufhaltsame Zerstörung aller staatlichen Gemeinschaft eintreten würde, und daß die christliche Form des Altruismus gleichbedeutend ist mit völliger Anarchie und das Ende aller menschlichen Entwicklung herbeiführen würde. — Keine kirchliche Sophistik kann an dieser Thatsache etwas ändern; es giebt nur zwei Wege: Entweder ist das Christentum göttliche Offenbarung und dann muß man in allen Punkten darnach leben und die Bergpredigt als Daseinsnorm annehmen, oder es ist Menschenwerk und dann hat jeder die Pflicht es in allen Punkten auf seinen positiven Wert hin zu prüfen. — Was die ethische Bedeutung der christlichen Lehre anbetrifft, so schätzt Friedrich der Große sie sehr gering ein, indem er nachweist, daß sie nicht einen einzigen sittlichen Satz aufgestellt hat, den die griechischen Philosophen nicht bereits gelehrt hatten und daß die Sittenlehre eines Sokrates, Plato und Aristoteles unendlich viel höhere und positivere Anhaltspunkte für den Menschen und Staatsbürger enthält, als die weltfeindliche Gesellschaftslehre des Christentums. „Und doch", so beschließt der große König sein Bekenntnis, „hatten diese gewaltigen Heiden kein anderes göttliches Gesetz, als das, welches ins Herz geschrieben ist und von der Vernunft auf eine ursprüngliche Art eingegeben wird. Die Ursache ihrer Größe liegt darin, daß die Vernunft und die Natur ein Werk Gottes, die Religion aber ein Werk der Menschen ist."

Das Glaubensbekenntnis des großen Preußenkönigs zeichnet sich durch Klarheit und Einfachheit aus; es ist durchaus gemeinverständlich geschrieben und geeignet, weite Kreise über viele duntle Punkte aufzuklären, die die Gemüter beunruhigen und deren Beleuchtung ein dringendes Zeitbedürfnis ist. Friedrich der Große hat in dieser Schrift seinem Volke ein unschätzbares Vermächtnis hinterlassen und es ist höchste Zeit, daß Preußen sich dieser Erbschaft entsinnt und sich ihrer würdig zeigt.

Ulrich Donnasch.

*) „Gefahren der gedanklichen Anarchie." 2 Aufl. Berlin 1902. Verlag von F. Schlusser. 1 Mark.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Wahre Stammen die Stoffe, aus denen die Welt besteht ꝛc. Von Joh. Meyne. Sopron, Eigener Verlag.

Die Bestrebungen F. W. Raiffeisens ꝛc. Von Eugen Ceemrr. Komm.-Verlag u. H. Haessel, Leipzig.

Die Vermählung von Stadt und Land. Flugschrift 2: Die englische Gartenstadtbewegung. Von Bernhard Kampffmeyer. Berlin, Verlag der Gartenstadt-Gesellschaft.

Deutsches Landerziehungsheim.

Vor kurzem machten an dieser Stelle „3 in der Schulreformbewegung stehende Pädagogen" die Mitteilung, daß sie beabsichtigten, nach dem Muster von Dr. Lietz' bekanntem „Deutschen Landerziehungsheime" auch ihrerseits eine Anstalt gleichen Namens zu gründen. Es wurde dabei zur Orientierung auf meinen Aufsatz über die Deutschen Landerziehungsheime in den Comenius-Blättern verwiesen. (Warum eigentlich nicht auf die doch authentischen Veröffentlichungen von Dr. Lietz selbst?). Nun wird es die Oeffentlichkeit vielleicht auch interessieren, daß diese 3 Herren, die sich auf Dr. Lietz' Gründung berufen, die die von Dr. Lietz geschaffene Sache nachahmen und dabei sogar den von Dr. Lietz erfundenen und seiner eigensten Schöpfung gegebenen Namen sich aneignen, dies ihun, ohne im geringsten mit Dr. Lietz, dem Schöpfer dieser Bewegung, jemals Rücksprache genommen zu haben. Dr. Lietz sowohl wie der Unterzeichnete haben von dem Unternehmen die erste Kunde erhalten durch die an dieser Stelle geschehene Mitteilung. Ich möchte also hiermit der Täuschung vorbeugen, als handele es sich bei der geplanten Neugründung um ein Werk, für das Dr. Lietz noch irgendwie verantwortlich sei oder das mit seiner Schöpfung im Zusammenhange stehe. So lange die „3 Pädagogen" es nicht einmal für nötig befinden, ihre Namen zu nennen, läßt sich auch von uns aus in keiner Weise beurteilen, um was für eine Art von Neugründung es sich hier handeln mag. Hierdurch seien nun die Herren aufgefordert, ihre Namen zu nennen, das Urteil aber über die Loyalität ihres Vorgehens sei der Oeffentlichkeit anheimgestellt.

Dr. G. Wyneken,
Leiter des Deutschen Landerziehungsheimes
von Dr. Lietz in Ilsenburg

Verlagsbuchhandlung A. Wedner, Leipzig.

In meinen Verlag ging über:

Penzig, Dr., Rudolph

Ein Wort vom Glauben

an seine Verfechter und Verächter.

Preis 3 Mark.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

März-Programm.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des Berliner Rathauses. Vortrag von Herrn Dr. Fr. W. Foerster (Zürich): „Pädagogische Aussichten und pädagogische Methoden gegenüber verwilderter und verbrecherischer Jugend." Diskussion. Eintritt für Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte frei, für durch Mitglieder eingeführte Gäste 50 Pf. im Vorverkauf, Nichtmitglieder 1 Mk.

Eintrittskarten sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III, in den Bureaustunden (Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 10½—12½ vorm., Sonnabend 3—5), aber auch nachmittags wochentäglich in der Auskunftsstelle ebenda erhältlich.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Ethisch-humanistischer Jugendunterricht.

Zu dem von mir im Auftrage der humanistischen Gemeinde erteilten Jugendunterricht in der Lebenskunde nehme ich für den Ostertermin wieder Anmeldungen entgegen. Je nach Bedürfnis gliedert sich der Unterricht in einen religions- und kulturgeschichtlichen Kursus für Kinder (Knaben und Mädchen) von 14—17 Jahren und einen Kursus für Moralunterricht (10—14 Jahre). Zeit und Ort nach Vereinbarung. Der Unterricht ist frei.

Dr. Penzig.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Professor Dr. Döring, 1. Vorsitzender, Gr.-Lichterfelde bei Berlin, Bismarckstraße 1.	Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender, W., Taubenstraße 34.	Justizrat Dr. Rothe, 1. Schriftführer, W. Königgrätzerstr. 126.	Dr. R. Penzig, 2. Schriftführer, Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	Paul Jaffé, Kassenführer, W., Magdeburgerstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 7512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 28. März 1903. | Nr. 13.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das erste Quartal Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns auch im kommenden Quartal nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung.

Inhalt:

Die Prometheussage. Von Fr. W. Foerster, Zürich.
Zur Geschichte der Frauenbildung. Von Alice Salomon.
„Die Gerechtigkeit". Von Else Hasse.
Darf man Kapitalist sein? Von F. Standinger.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Berufsethik.
Prüfung der Lehrer in Moralpädagogik.
Bücherschau.

Die Prometheussage.

Eine Ansprache an Abiturienten.

Von Fr. W. Foerster, Zürich.

Wenn Sie die alte Prometheussage lesen — auf wessen Seite sind Sie dann eigentlich? Auf der Seite des Zeus oder des Titanen Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte?

„Natürlich auf der Seite des Prometheus!"

Das wußte ich. Und Niemand von Ihnen wird anderer Meinung sein. Wir sind alle von Jugend auf gewöhnt, für den Partei zu nehmen, der uns die Kraft des Feuers in unser Leben brachte, und selbst, wenn er es ohne die Erlaubnis des Zeus that, so verzeihen wir's ihm gern, denn was wären wir ohne das Feuer?

Nun aber frage ich: Welchen Sinn mag dann wohl die Fesselung des Titanen auf dem Felsen des Kaukasus haben? Und warum die Sage von dem Geier, der täglich seine Leber zerfleischte? Soll damit nur der ungeheure Grimm des Göttervaters geschildert werden? Da müssen wir doch wieder fragen: Warum sah Zeus denn ein so ungeheures Verbrechen in der That des Prometheus?

Nun — es liegt ein tieferer Sinn in der ganzen Sage. Man hat oft beobachtet, wie melancholisch die Volksseele in ihren Dichtungen und Sagen das Leben auffaßt, wie sie das Traurige und Thränenreiche bevorzugt, und man hat gemeint, das sei nichts als die Freude an sentimentalen Stimmungen. Das mag gewiß gelegentlich mitwirken — in Wirklichkeit aber kommt diese Vorliebe für das Tragische daher, weil die Volksseele in ihrer einfachen Lebensbeobachtung das Leben selbst oft viel tiefer und wahrer auffaßt als der sogenannte gebildete Mensch, der durch das Vielerlei des Wissens davon abgehalten wird, das Leben in großen Zügen auf sich wirken zu lassen. Erinnern Sie sich daran, wie gerade das Volk und die Volksdichtung trotz aller Verehrung des Heldentums doch voll Schauer und Grausen jedem titanischen Uebermut, jedem Losreißen des Menschen von der höchsten Demut und Selbstbeschränkung gegenübersteht. In der antiken Dichtung wird diese Stimmung oft durch den Chor ausgedrückt; in der Faustsage des Mittelalters sehen Sie ebenfalls die merkwürdige Mischung von scheuer Bewunderung und von der Gewißheit, daß der Empörer der Hölle verfallen ist, d. h. daß sein Wirken im letzten Grunde tragisch endet und nicht dem Reiche wahrhaft schöpferischen Lebens angehört.

Das Gleiche liegt nun auch der Prometheussage zu Grunde. In den Tiefen der Menschenseele muß sich die That des Prometheus durchaus anders spiegeln als in denjenigen Gebieten unseres Innern, die den augenblicklichen Erfolgen des menschlichen Daseinskampfes zugewandt und durch die nächsten Bedürfnisse und Forderungen des thätigen Leben ausgefüllt sind. In jenen stillen Tiefen wird nicht nur der gewaltige Zuschuß an Kraft und Leben wahrgenommen, der durch die Eroberung der Herrschaft über die Naturkräfte in die menschliche Gesellschaft dringt, sondern auch mit tiefem Grauen vorgefühlt der ungemessene Uebermut, der den Menschen auf der Höhe seiner Macht überkommen wird und das schrankenlose Begehren, das die Verfügung über die Welt der Kräfte in ihm entfesseln wird. So wie einst in der englischen Arbeiterwelt zur Zeit der beginnenden Großindustrie das Lied vom König Dampf entstand, der zerstörend über alle Lebensverhältnisse dahin raft und schließlich sich selber im allgemeinen Chaos das Grab der Vernichtung graben werde — so schuf hier die Sage traumhaft das Bild des titanischen Menschen selber, der, trotzig auf seine Eigenkraft, nach der Herrschaft über die Elemente greift — er aber wird selber durch höhere Weltgesetze an den Stein geschmiedet, er wird im tieferen Sinne unfrei durch die grenzenlose Befreiung, wird den Elementen erst recht wieder unterthan, und der Geier der ihn zerfleischt, das sind die eigenen unersättlichen Begierden. Und Pandora, die Allesschenkende, sie ist die Illusion, die den titanischen Menschen betrügt, die Illusion, als sei die unerschöpfliche Erfüllung immer weiterer Bedürfnisse wirklich eine Göttergabe, eine Gewähr des Höhersteigens, während sie in Wahrheit ein grauenvolles Heer von Uebeln aus ihrem Gefäße entläßt.

Nun werden Sie meinen, ich nähme da ganz und gar Partei gegen Prometheus, und Sie werden sich wehren dagegen und meinen, es entstehe doch nicht nur Uebles und Verderbliches aus der Herrschaft des Menschen über

die Elemente. Ganz gewiß. Aber beachten Sie: Auch die Sage behauptet das nicht. Für sie liegt das Grauserregende vor allem darin, daß das Feuer gewonnen wird in trotziger Auflehnung gegen Zeus. Die Gottheit bedeutet hier jene höhere Ordnung des Gewissens und der Selbstbegrenzung, die vom Einzelnen das Opfer der Triebe und des trotzigen Eigenwillens verlangt. Daß eine unerschöpfliche Macht in die Hände des Menschen kommt durch das Titanische in seiner eigenen Natur, durch die geistige und soziale Energie, die sich auf das Irdische konzentriert, und daß dadurch die trotzige Selbstgewißheit und die ungemessene Begierde in ihm mächtig erregt wird — das ist es, was die Sage seherisch in das Bild gekleidet hat, daß das Feuer in übermütiger Auflehnung gegen die höchsten Werte des Lebens erobert ward. Und eben daraus läßt die Vision der Sage das weitere tragische Geschick des Titanen entstehen: Die Macht über die Güter der Erde ohne höchste Demut führt nur zu tiefster Knechtung des Menschen unter die Herrschaft der Materie!

Und nun schauen Sie selber einmal ruhig über das Leben der Gegenwart, sehen Sie das Wachstum eines ungeheuren, unverantwortlichen Reichtums, die ganze Welt der Genüsse, die täglich wächst, die Herrenmoral, die sich überall breit macht und das Recht zum Genuß auf den Altar hebt — und dann sagen Sie, ist das nicht Prometheus auf dem Felsen, vom Geier zerfleischt?

„Allzureich hast Du die Menschheit beschenkt", so läßt Aischylos in seinem Drama „Der entfesselte Prometheus" den Hephaistos sagen, als er den Titanen an den Kaukasus schmiedet. Auch Aischylos sah in der Fesselung des Titanen nicht etwa eine mißgünstige Laune des allmächtigen Göttervaters, sondern er fand darin das tragische Schicksal der Zivilisation dargestellt, daß nämlich nach den ewigen Gesetzen des Lebens der sterbliche Mensch durch die berauschende Macht über die Elemente losgelöst wird von allem Opfersinn gegenüber den unsichtbaren Werten des Lebens, und darum schließlich erst recht an das Stoffliche geschmiedet wird.

Aber bei Aischylos wird dem Gefesselten der Erlöser prophezeit, der die Gottheit wieder mit dem sterblichen Geschlechte versöhnen wird, der Sohn Gottes, der die Kraft mit der Demut vereint und die Fülle des Lebens mit dem Willen zur Entsagung. Wenn das Titanische im Menschen tief genug hat leiden müssen durch seine eigene Grenzenlosigkeit, dann wird es sich selber zurücksehnen nach Erlösung von trotziger Selbstsucht, nach dem frommen Aufgehen in höheren Lebensmächten — nach der Unterordnung unter alle die Heiligtümer der Seele, die in dem Bilde der Gottheit niedergelegt sind.

Es giebt wenig Sagen, die einen so tiefen Sinn gerade für unsere Zeit haben, wie die Prometheussage. Wir alle sind mit hineingezogen in das titanische Werk der Bewältigung der Natur — wir alle arbeiten hier oder dort mit daran, die Kräfte des Himmels und der Erde für den Menschen zu erobern. Und uns allen wird die Büchse der Pandora gereicht mit der unersättlichen Schar der Genüsse und der Träume von den Genüssen der Zukunft. Wir alle verfallen der Versuchung, materiell zu werden in diesem Ringen nach Macht über die Materie. Uns allen droht der öde Felsen der selbstsüchtigen Vereinsamung, mitten in allem Reichtum der Beziehungen, und der Geier der Begierden, mitten unter allen Schätzen des Geistes.

Darum lernen wir von der tiefen Lebenserkenntnis, die in der Prometheussage niedergelegt ist! Betrachten wir diese Sage nicht länger als eine blasse Verherrlichung des Titanen, sondern als eine tiefe Mahnung, die aus dem Dunkel der Zeiten und aus den ersten gewaltigen Erlebnissen der dämmernden Kultur zu uns heraustönt: die Mahnung, daß das Titanische nur im Bunde mit der Macht des Gewissens und der frommen Selbstbescheidung zur wirklichen Erhebung des Menschen über den Staub führen kann!

Sie werden mir vielleicht sagen: Giebt es nicht heute und hat es nicht immer gegeben ehrwürdige Männer der Wissenschaft, die voll tiefer Bescheidung und in höchster Aufopferung ihres persönlichen Lebens der Natur in treuer Arbeit ihr Geheimnis abgerungen? Wo ist da der Felsen des Kaukasus und wo der Geier?

Ganz gewiß. Aber es hat auch Tausende gegeben und giebt es noch heute, die ohne persönlichen Lebensgenuß Tag um Tag in schwerer, entsagungsvoller Arbeit die Welt der menschlichen Wirtschaft organisiert und in neue Bahnen gelenkt haben. Ist damit aber auch schon gesagt, daß die ungeheuren Reichtümer, die unter Mitarbeit dieser idealen Kräfte erzeugt wurden, nun auch wirklich ein Segen für die Menschheit geworden sind und nicht vielmehr in erster Linie eine ungeheure Versuchung zum praktischen Materialismus und zum Untergang des Geistes im Komfort? Und wenn auf den Gipfeln der geistigen Arbeit das Ringen um neues Wissen hohe Erscheinungen selbstloser Hingebung zeitigt, ist damit ohne Weiteres auch gesagt, daß nun auch der Besitz dieses Wissens mit seiner Selbstsicherheit, seiner gewaltigen Versuchung zum Hochmut und seiner unaufhaltsamen Erschließung neuer Genußquellen in der breiten Masse der Menschheit eine Quelle wirklicher Kultur werde? Wenn der Bergmann mit Lebensgefahr Gold aus dem dunklen Schachte der Erde holt, ist damit auch gesagt, daß dies Gold auch auf der Oberwelt dem höheren Leben der Seele dient? Diese Fragen stellen, heißt sie beantworten. Und sehen wir nicht heute, wie die Flut der rücksichtslosen Genußsucht immer höher hinauf steigt, auch in die Kreise der geistig-technischen Arbeit, und sie zu benachteiligen sucht, und wie dieser ganze materielle Zuschnitt des Lebens und die ganze Weltanschauung des Genusses allmählich und überall stoffliche Motive an Stelle der idealen Hingabe zu setzen strebt?

„Wie können wir in solcher Zeit einem höheren Leben treu bleiben?" so werden Sie mich fragen. Ich antworte: Nur indem Sie die Augen offen halten für die Größe der Gefahr, und niemals in einen Götzendienst des blassen Wissens und Könnens verfallen und darüber das Höchste und Wichtigste vergessen, die Stählung des Charakters.

Lächeln Sie niemals über die erhabenen Bestrebungen früherer Menschen, durch freiwillige Armut jenem Krimskrams der Bequemlichkeiten und Bedürfnisse zu entfliehen, der so oft mit dem moralischen Tode endet; oder durch freiwilligen Gehorsam die trotzige Eigensucht zu brechen, die dem Menschen das Opfer unmöglich macht, und endlich durch das Gelübde der Keuschheit die sinnlichen Triebe zu opfern, die uns um unsere besten Entschlüsse betrügen!

Leben Sie im täglichen Leben und in der Freiheit etwas nach von der Selbstzucht, von der Stille und von der Demut, die das Leben jener Menschen weihte.

Wenden Sie sich ab von der grenzenlosen Weichlichkeit unserer Zeit, die kein Verständnis mehr hat für das würdigste Ziel eines kraftvollen Menschen: die harte Selbstbearbeitung des eigenen Charakters!

Statt des blassen Leibessportes, der heute mit soviel Genießlichkeit, soviel Protzerei und Gethue betrieben wird, stellen Sie sich täglich eine Aufgabe des Versagens, der werkthätigen Liebe und der Mäßigkeit — und glauben Sie, daß Ihnen ohne einen solchen schonungslosen Kampf mit sich selbst niemals der Ritterschlag des wahrhaft freien Mannes zu teil werden wird!

Zur Geschichte der Frauenbildung.

Von Alice Salomon, Berlin.

„Halt" das ist das Leitwort, das man den höheren Mädchenschulen mit auf den Weg gegeben hat. Wenn man verstehen will, wie die Frauenbildung in den engen Grenzen verharren konnte, die ihr bis an das Ende des 19. Jahrhunderts gesteckt waren, so muß man ihre Entwicklung kennen lernen. Dann nur kann man auch einen richtigen Maßstab an die notwendigen und möglichen Neuerungen legen. Mit Rücksicht auf die jetzt überall im Fluß befindlichen Reformen auf dem Gebiet der Mädchen-Erziehung wird der soeben erschienene dritte Teil des Handbuchs der Frauenbewegung*) deshalb die wertvollsten Dienste leisten. Der zuletzt erschienene Band, der den Stand der Frauenbildung in den Kulturländern darstellt, wird seiner Aufgabe in doppelter Beziehung gerecht: die Uebersicht über die Entwicklung der Frauenbildung in Deutschland muß jeden nachdenklichen Leser vor dem oberflächlichen Radikalismus schützen, ausländische Systeme ohne weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragen zu wollen. Die von Fachautoritäten der anderen Kulturländer geschriebenen Abhandlungen über den Stand des dortigen Bildungswesens werden aber dazu beitragen, vielerlei Anregungen für die Fortführung der deutschen Reformen zu geben und den einseitigen Glauben an die absolute Giltigkeit der heimischen Anschauungen über Frauen- und Mädchenbildung zu korrigieren.

Die Geschichte der Frauenbildung in Deutschland ist von Gertrud Bäumer geschrieben.

Wenn man an der Hand ihrer Ausführungen die Geschichte der Mädchenbildung vom Mittelalter an verfolgt — von der Zeit, da die Frauenklöster die ersten Stätten des Unterrichtswesens waren —, so kann man zwei große Perioden darin unterscheiden. Zunächst die Zeiten, in denen die gesamte Frauenbildung auf ein gleichartiges Niveau gestellt war und sich in so elementaren Grenzen hielt, daß eine einheitlich gedachte Schule für die Mädchen aller Stände — soweit überhaupt ein Bildungsbedürfnis bei ihnen vorlag — für ausreichend erachtet wurde. Diese weltlichen Schulen, die sich ausgangs des Mittelalters neben die Klosterschulen stellten, tragen zunächst einen privaten Charakter. Zu einer öffentlichen Angelegenheit wurde die Mädchenbildung erst durch die Reformation. Diese hatte eine neue Wertung des Hauses als Kulturstätte geschaffen, und daraus ergab sich auch die Notwendigkeit einer Bildung für die Frauen des Volkes, die das Hauswesen und die Erziehung der Kinder zu leiten hatten. Die Bildung, die diese Schulen vermittelten, war nicht sehr weitgehend. Sie bestand allgemein im Lesen, manchmal auch im Schreiben; Religion war überall Unterrichtsgegenstand. Aber die Schulpflicht war natürlich nur eine moralische, und so kann von einer allgemeinen Frauenbildung in jener Zeit noch nicht die Rede sein. Bemerkenswert ist, daß man damals überall getrennte Mädchenschulen verlangte und daß man auch den Unterricht der Mädchen durchweg in die Hände von Frauen legte; das wurde für naturgemäß und ziemlich angesehen. Doch kann man die Fähigkeit dieser Lehrerinnen zum Unterricht recht wohl anzweifeln. Der Maßstab für die Befähigung zu diesem Amt ist bescheiden: „eine ehrliche, unberüchtigte, fromme Matrone" wird gefordert.

Immerhin hat die Reformation den Fortschritt der prinzipiellen Uebertragung des Schulwesens an die weltlichen Behörden gebracht, wenn auch deren Fürsorge für die Mädchenbildung gering blieb und zahlreiche private Winkelschulen, die den Mädchenunterricht zum Gegenstand kaufmännischer Spekulationen machten, sich daneben entwickeln.

Auch das 17. Jahrhundert mit seiner inneren Zerrissenheit konnte einer Entwicklung der Frauenbewegung in Deutschland nicht förderlich sein. So trat denn erst im 18. Jahrhundert eine Gliederung der Mädchenbildung in zwei große Abteilungen ein, und damit beginnt die zweite bedeutungsvolle Epoche, die bis heute für die Entwicklung der Mädchenbildung maßgebend geblieben ist: die Spaltung in die Mädchen-Volksschule und die sogenannte höhere Mädchenschule. Die Mädchenvolksschule nimmt ihre Entwicklung entsprechend der Ausgestaltung der Volksschule überhaupt, in die sie sich vollständig eingliedert, und so hat der Unterricht dieser Mädchen denn Teil genommen an den großen Fortschritten, die das 18. Jahrhundert auf diesem Gebiet brachte und die den Mädchen teilweise besonders zu Gute kommen. Für die Mädchen hatte die Einführung des Schulzwanges besondere Bedeutung, denn die ekementare Mädchenbildung wurde dadurch der Willkür der Eltern entzogen und auf eine gesicherte Grundlage gestellt. Die Mädchenvolksschule zog ferner Vorteil aus dem Interesse der preußischen Herrscher, aus der Erklärung der Schulunterhaltskosten als Sache der Gemeinde und des Staates und aus den Veranstaltungen zur Heranbildung eines geeigneten Lehrerstandes durch Seminare. Und endlich gelangt die Idee der Volksmädchenschulen zur vollen Durchführung, als die Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts ausgesprochen wird. Wenn hier die Mädchenbildung der Knabenbildung gegenüber hauptsächlich darunter leidet, daß man für einen geeigneten Unterricht von weiblichen Lehrkräften erst spät Sorge zu tragen begann, und daß auf diesem Gebiet noch heute große Mängel bestehen, so hat die Entwicklung der höheren Mädchenschule ein viel wechselvolleres Schicksal gehabt.

Die höhere Mädchenschule ist entstanden aus dem Bedürfnis des Beamtenstandes, der im 18. Jahrhundert eine bedeutsame Rolle in den deutschen Städten einzunehmen begann. Die Kultur, durch die sich diese Gesellschaftskreise von anderen unterschieden, schuf das Bedürfnis nach Bildungsanstalten für die Mädchen, in denen diese eine Reihe äußerer Fertigkeiten erlernen konnten. Nicht ein Bedürfnis nach tieferer Bildung, sondern nach einer Scheinkultur war es, das der höheren Mädchenschule den Charakter aufdrückte; und obwohl verschiedentlich kurze Epochen den Frauen ein höheres geistiges Streben und bessere Bildungsmöglichkeiten gegeben haben, bleibt die allgemeine Richtung sowohl bei den theoretischen Erörterungen der Pädagogen, als bei der praktischen Ausgestaltung der höheren Mädchenschule beherrscht von dem Gedanken, daß das Mädchen nur erzogen werden soll, um dem Mann zu gefallen. „Die Bestimmung der Frau geht auf in ihrer Beziehung zum Manne, sie ist glücklich nur dadurch, daß und insofern sie den Mann glücklich macht, deshalb ist in ihrer Erziehung diese Relativität ihres ganzen Lebens zum Ausgangspunkt zu machen." Die Frau soll soviele Fertigkeiten erlernen, „daß ihre Unfähigkeit nicht störend auffällt, aber nichts, was zur geistigen Selbständigkeit führen könnte." Basedow will, daß sie soviel verstehen lerne, „um dem zufälligen Beurteiler keinen Ekel zu erwecken." Campe geht sogar so weit, daß er das Weib „schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam, kleingeistisch", den Mann dagegen „stark, fest, kühn, ausdauernd, hehr und kraftvoll an Leib und Seele" haben will. Und wenn nun auch das 19. Jahrhundert durch die geistigen Strömungen zu einer größeren Würdigung und zu einem feineren Verständnis der Frau nach ihrem Wesen und

*) Herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer. B. Moser, Berlin 1902. Der Stand der Frauenbewegung in den Kulturländern.

ihren Aufgaben führte, so bleibt doch das Leitmotiv in der Organisation der höheren Mädchenschulen bis in die 60er Jahre hinein dasselbe. Als Grundlage des Schulplans ist die psychalagische These angenammen, „daß das Weib alles mehr durch Sinn und Gefühl, als durch den reflektierenden Verstand auffaßt". Das blieb einheitlich trotz der großen Mannigfaltigkeit der Schulen, die van privater Seite in den Städten gegründet wurden und die sich rasch vermehrten. Von staatlicher Seite war bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts fast nichts für die höhere Mädchenbildung geschehen.

In der wirtschaftlichen Umwälzung, die auch die Anteilnahme der Frau am Berufsleben in den Vardergrund des allgemeinen Interesses stellte, müssen die bestimmten Triebkräfte zu suchen sein, die schließlich die Entwicklung der höheren Mädchenbildung in den letzten Jahrzehnten teilweise umgestalteten. An diese Verhältnisse knüpft die Frauenbewegung an. „Ihr war die wirtschaftliche Frauenfrage nur ein äußeres Symptom für eine Entwicklung, die auf allen Gebieten des geistigen und sazialen Lebens eine neue Arbeitseinteilung der Geschlechter herbeiführen, die der Frau volles Bürgerrecht und valle Bürgerpflicht in der geistigen und sazialen Kultur ihres Volkes geben mußte". Ulrike Henschle, Luise Büchner, Tinette Hamberg haben zuerst den Kampf gegen die einseitig „ästhetische Bildung" aufgenommen, und ihre Forderungen fanden auch bei den Männern, die ausschlaggebenden Einfluß hatten, Wiederhall, soweit es sich um die Erfüllung dreier Grundbedingungen handelte: Um Vereinheitlichung der Organisation, um eine klar umgrenzte Stellung der höheren Mädchenschule im staatlichen Unterrichtswesen und um einen aus beiden notwendig sich ergebenden, festformulierten Lehrplan. So haben denn Lehrer und Lehrerinnen teilweise gemeinsam für diese Reformen agitiert, die nach und nach ihrer Erfüllung näher gebracht warden sind. Den Frauen dagegen, namentlich den Lehrerinnen, blieb es überlassen, für die Einführung einer Oberlehrerinnen-Prüfung, für die Eröffnung gymnasialer Bildungsanstalten und der Universitäten zu wirken. Helene Lange muß als Führerin dieser Bewegung genannt werden. Aber trotz dieser Zugeständnisse des letzten Jahrzehntes ist die höhere Mädchenschule nach immer ein Schmerzenskind aller derer geblieben, die für die verbesserte Frauenbildung zu wirken bestrebt sind. Auch hier soll eine Reform im Gange sein. Das Handbuch der Frauenbewegung teilt darüber mit, daß das preußische Unterrichtsministerium beabsichtigt, der höheren Mädchenschule „den realistischeren Charakter zu geben, durch den sie mit den Interessen und Triebkräften unserer madernen Kultur in Einklang gebracht werden kann". Die Ausdehnung des Kursus auf 10 Jahre und die Möglichkeit einer Abschlußprüfung sollen der höheren Mädchenschule den Charakter der „höheren Lehranstalt" sichern. Der Lehrkörper soll dann auch diesen erhöhten Bedürfnissen angepaßt werden.

Die Kenntnis des ausländischen Bildungswesens, die gleichfalls durch das Handbuch vermittelt wird, kann bei der Aufstellung van Zielen und Wegen immerhin sehr förderlich sein. Varbildlich nach mancher Richtung wird das amerikanische Unterrichtswesen den Frauen erscheinen, das eine valle Gleichstellung der Bildungsmöglichkeiten für beide Geschlechter zeigt. Das öffentliche Schulwaesen Amerikas ist mit einer Pyramide zu vergleichen, die aus den Elementarschulen mit 8jährigem Kursus, den häheren Schulen und zuletzt den Universitäten mit je 4jährigem Kursus aufgebaut ist. Jeder Staat gewährt diese Bildungsmittel jedem seiner Kinder unentgeltlich; weder durch das Geschlecht, nach durch die Angehörigkeit zu irgend einer Gesellschaftsklasse wird das Recht auf Bildung beschränkt. Die Frauen machen denn auch lebhaften Gebrauch von diesen Einrichtungen. Hier ist der Kampf der Frau um das Recht auf Bildung überflüssig gewarden.

Verhältnismäßig am nächsten stehen diesen Verhältnissen die Grundsätze der skandinavischen Länder. Auf dem Wege zur Gleichstellung im Unterrichtswesen befinden sich die Frauen Englands, die sich allerdings Schritt für Schritt den Weg haben ebnen müssen. Bemerkenswert ist auch das ungarische Unterrichtswesen, und zwar namentlich durch den abligatarischen Besuch der Kindergärten für Kinder vom 3. Jahre an. Nur Kinder, die nachweisbar unter elterlicher Aufsicht stehen, können van diesem Zwang befreit werden. Durch diese Einrichtung ist einerseits den Kindern der arbeitenden Klassen Schutz und Aufsicht während der Tagesstunden gesichert, andererseits haben zahlreiche Frauen in der Lehrthätigkeit an diesen Anstalten ein sehr geeignetes Wirkungsfeld gefunden. Die Lehrkräfte für die Kindergärten werden in besonderen Varbereitungsanstalten ausgebildet, und der Andrang zu diesem Berufe ist ein so großer, daß in den letzten Jahren einige Varbereitungsinstitute geschlassen wurden, um dadurch den Zuzug weiterer Kräfte etwas einzudämmen. Im Jahre 1898 bestanden etwa 12 derartige Präparandien mit 101 Lehrkräften und 651 Schülerinnen, 1900 nur 10 Anstalten mit 562 Schülerinnen. Eine ähnliche Varsarge, wie für die vorschulpflichtige Jugend, finden auch die schulentlassenen Kinder. Der Leiter des ungarischen Unterrichtswesens hat die Gründung van Jugendvereinen angeordnet, welche die aus der Schule entlassene Jugend zu geistiger Thätigkeit weiter anregen sollen. Mitglied kann jedes 15jährige Kind werden und bis zum vollendeten 21. Lebensjahr bleiben. In den Staatsschulen sollen für diese Kinder mehrmals wöchentlich Zusammenkünfte veranstaltet werden. Lehrer und Lehrerinnen sollen für geistige Anregung durch Varträge, Gründung von Jugend-Liedertafeln, Bibliotheken und dergleichen sargen. Diese neue Einrichtung dürfte van so kultureller Tragweite sein, daß ein Aufgreifen dieses Systems van anderen Staaten dringend zu wünschen ist.

Ein anderes Ideal, dem nachgestrebt werden muß, findet sich in der Schweiz verwirklicht: die Einheitsschule für Kinder aller Klassen, die valle Unentgeltlichkeit des Unterrichts, auch in den höheren Schulen, sowie die unentgeltliche Abgabe van Lehrmitteln und Schulmaterialien an alle Schüler. Hierdurch, wie durch Verleihung van Stipendien an bedürftige Schüler wird in manchen Kantonen auch dem ärmsten Kinde eine höhere Bildungsmöglichkeit geschaffen. Vielfach findet hier der Unterricht für Knaben und Mädchen gemeinsam statt. Auch die höchsten Unterrichtsanstalten, die Universitäten, haben sich den Frauen in der Schweiz verhältnismäßig früh geöffnet, und auch jetzt gehen sie den meisten europäischen Ländern damit varan, daß sie Frauen zur Bekleidung akademischer Aemter heranziehen. Mehrere Frauen haben sich als Privatdazentinnen an den Schweizer Universitäten niedergelassen.

Salche Zugeständnisse haben die Frauen in Deutschland sich nach nicht erringen können. Alte Traditianen und Varurteile versperren ihnen nach den Weg zu valler Anteilnahme an der geistigen Kultur. Aber eine Bresche nach der andern wird in den Zaun geschlagen und jede wertvolle wissenschaftliche Leistung van Frauen wird zu weiteren Errungenschaften führen. Bewährter Tüchtigkeit muß es schließlich gelingen, die Thüren zu öffnen, die heute den Frauen nach verschlossen sind.

„Die Gerechtigkeit".

Von Else Hasse.

Otto Ernst hat die Theatersaison wiederum mit einer polemischen Komödie beschenkt, deren Spitze sich diesmal gegen gewisse Koterien der Presse, gegen Revolverjournalisten, Kritikaster, Preßbanditen richtet. Begreiflicherweise ist die Première von denjenigen Rezensenten, in denen noch der Aerger über Sudermanns Attentat auf die „verrohende Kritik" nachhallt, nicht günstig beurteilt worden — man ist gegen Angriffe empfindlicher geworden — und gewiß fehlt es dem Stück nicht an komödienhaften und tendenziösen Uebertreibungen und an aristophanischer Spottsucht, die sich allerdings nicht genial-graziös-flegelhaft wie bei weiland dem Griechen, sondern etwas schulmeisterlich-pathetisch giebt.

Aber soviel sich auch gegen den künstlerischen Wert und technischen Aufbau der Komödie, die oft sehr ins Tragische hinüberspielt, sagen ließe —: als Beitrag zur Zeitgeschichte ist sie interessant und ethisch wertvoll.

Ein junger, sehr talentvoller Kaapanist hat sich den Haß des Redakteurs der „Gerechtigkeit" zugezogen, weil er dessen Frau, eine undegabte Sängerin, in seinen Konzerten nicht mitwirken ließ. Dafür läßt dieser Redakteur die neue Symphonie des jungen Meisters von einem seiner Mitarbeiter, dem alle Formen der Gesinnung zu Gebote stehen, „verreißen". Die Kritik greift sowohl die Künstlerehre wie die Menschenehre von Felix Frank an, und als er sich in dem Blatt eines befreundeten Redakteurs zur Wehr setzt, trumpft ihn die „Gerechtigkeit" mit neuen Malicen im Ton der tiefbeleidigten vox populi = vox dei ab, beädi ihn mit dem Fluch der Lächerlichkeit und telegraphiert ihr Urteil nach allen Windrichtungen weiter. Es entspricht den Geschäftsprinzipien der rückgratlosen, alle schwankenden Volksmeinungen und niedrigen Volksinstinkte ausbeutenden Zeitung, die vorliegende Sensation für den Abonnentenfang auszunutzen. — „Der Mensch liebt ja das Unglück seines Nächsten wie sich selbst" . . . . „er will nicht verstehen und kennen, sondern richten" . . . . „gute Nachrede ist träge wie Syrup — üble Nachrede durchläuft die Stadt wie Wasser ein Stück Zucker!" So wird also auch die neue Oper Franks schon vor der Première, nach Anhörung der Hauptprobe von dem Revolverjournalisten Struppmann, der durch seine Dienstwilligkeit vom Besitzer der Zeitung ein höheres Gehalt zu erlangen hofft, durch eine maliziöse Kritik totgemacht. Der „Preßbandit" nimmt nicht nur die Börse, sondern Ehre und Leben dazu, sofern es ihm gefällt. Im Augenblick der tiefsten Niedergeschlagenheit und Ohnmacht, als schon die Vertagung der Première beschlossen ist und die „öffentliche Meinung" in dem Skandal schwelgt, vermag ein warmes Menschenherz den verzweifelnden Künstler wieder aufzurichten: die Musiklehrerin Gerda Heidemann, Tochter eines Redakteurs der „Gerechtigkeit", dessen Ueberzeugungen nicht dehnbar sind und der seine Stellung gekündigt hat, überbringt Felix Frank die verehrungsvollen Grüße ihrer Familie und ihre eigene schüchterne Huldigung. Mit erfrischtem Selbstvertrauen geht der Komponist an die Aufführung seiner Oper, und er siegt, denn das Publikum — freilich oft unbeständig, grausam, ungerecht und tückisch wie ein Kind, ist auch ehrlich und bildsam wie ein Kind, und die öffentliche Meinung ist ein rätselhaftes Element, in dem das Gewichtige, Bedeutsame endlich steigt und das Leichte untergeht. Am Schluß, als der Gefeierte einen Augenblick in der Liebe seiner Getreuen, der Mutter und der beäugtlichen Gerda ausruht, kommt der Verleger der „Gerechtigkeit": er will sein Bild mit Lebensbeschreibung in der nächsten Nummer bringen, er will ihm seine Oper abkaufen, er hat den edlen Struppmann hinausgeworfen — aber der „geistige Nährvater der Menge", der „Lehrer, Priester, Arzt und Anwalt des Volkes in einer Person" ist, hat für diesmal kein Glück.

In den Redaktionszimmern der „Gerechtigkeit" bewegen sich Karrikaturen, gewiß; die Natur ist überall ein wenig stilisiert und satyrisch verzerrt, wenngleich gerechterweise den Preßbanditen die gentlemen der Presse gegenübergestellt werden. Aber wenn der Dichter, über die einzelnen Typen hinwegblickend, die Frage ins Auge faßt: darf die Tagespresse, deren Betriebe sich immer mehr in wenigen Händen zentralisieren und die ihre Manipulationen immer genauer sub specie des Geschäftsgewinns betrachtet, sich zu einer alles beherrschenden Großmacht entfalten? Darf die Autorität des Schwarz-auf-Weiß sich auf Leute gründen, deren Menschentum mitunter schwach entwickelt ist und von denen Einige unter Umständen weder Gewissen, noch Scham, noch Ehrlichkeit kennen? so kann man dieser Frage den schweren Ernst und die Berechtigung nicht absprechen. Der Dichter beantwortet seinen Stoßseufzer, ob denn die hier und dort geübte, „privilegierte Massenvergiftung und Massenverhetzung so weiter gehen und der Einzelne ohne Rechtsmittel der Gewaltthat der Macher öffentlicher Meinungen ausgesetzt bleiben wird," mit einem Ausblick in die Zukunft:

„. . . Es sind ganz übertrische, bamöapathisch dünne Hoffnungen — aber ich hoffe auf eine Renaissance des Journalismus. . . Ich hoffe z. B., daß der epidemische Druck- und Lesewahnsinn, der die Menschheit ergriffen hat, einmal austrasen werde. Der von endlosen Verbalsuppen aufgeschwemmte Magen wird eines Tages — pardon — aor Ekel ein ungeheures Erbrechen vollführen und ein heißhungriger Realismus wird nach den Dingen schreien: Zeigt mir die Dinge! ich will die Dinge sehen! . . . Dann wird man einsehen, daß Bildung ohne Arbeit ein blöder Schwindel ist. . . . Die öffentliche Anschmutzerei wird so lange fortdauern, bis Sie auf der Straße keinen Menschen mit reinem Ueberzieher mehr sehen. Dann wird der sogenannte „Ruf" eines Menschen als Unsinn erkannt werden und man wird wieder zum Menschen durchdringen. . . . Dann können wir (Jauenalisten) wieder ehrliche Makler sein zwischen Individuum und Gesamtheit — treue Maschinisten, die den Kessel heizen, wenn's zu langsam geht, aber die Ventile öffnen, wenn der Kessel zu platzen droht — oder Gärtner, wenn Sie wollen, die täglich nach dem Garten Gottes sehen und ihn pflegen mit einem Gewissen für das Lebendige".

Wie Gorki in seinem düstertraurigen Nocturno „Nachtasyl" — der erfolgreichsten dramatischen Novität dieser Saison — das wüste Durcheinander von Gemeinheit, Heruntergekommenheit, von Verbrechen, Alkoholismus, Wut und Verzweiflung durch einen Menschen, den kindlich-gottseligen, gütigen Pilger Luca, zu einem Lied der Versöhnung harmonisiert, so versucht es, obzwar mit bedeutend geringerer künstlerischer Wucht, auch Otto Ernst. Das Menschliche siegt und dringt durch. „Was für ein Wunder kann doch der Mensch sein! Ein Mensch kann alle andern Menschen aufwiegen!" Das ist's, worauf auch Gorki mit dem ganzen Erlösungsernst des Russen hinweist: wieviel ein Guter für seine Brüder bedeutet und daß wir für den Tüchtigsten da sind — nicht für die falschen Autoritäten, die vom Menschen nichts haben als die Gestalt und den Intellekt — den Intellekt, jenen allergeschicktesten Bekleidungskünstler, der seinen Besitzer ebenso leicht in die Toga der Vornehmheit als in den Narrenkittel des Possenreißers und in das Schleiergewand zarter Gefühle einzuhüllen und zu drapieren versteht, wenn er darauf dressiert wird, die innere Hohlheit zu verdecken. In den Redaktionsräumen der „Gerechtigkeit" und im „Nachtasyl" hat man Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit verlernt. Das, was Gorki's Pilger mit kindlicher Herzlichkeit den Verworfenen und Tagedieben immer wieder empfiehlt: „Ihr müßt gegenseitig den Menschen in Euch respektieren — Ihr müßt Vertrauen zu einander haben!" — das geht auch durch die Seele des Lustspieldichters Otto Ernst wie ein Seufzer: „Wir müssen uns empören gegen das, was Wahrhaftigkeit, Treu' und Glauben ersäufen muß" — die Tyrannei des Niedrigen nicht dulden — sie überwinden durch Thaten der Wahrhaftigkeit — gerecht sein gegen Feinde — einander respektieren! Wenn wir das lernten, dann müßten auch die geistigen Giftmordversuche derer aufhören, die mit Druckerschwärze beleben oder töten können.

Darf man Kapitalist sein?

Von F. Staudinger.

Schon mehrere Male trat diese Frage an mich heran, von Verteidigern wie von Anfechtern des Kapitalismus erhoben. Es ist merkwürdig, welche Befangenheit und Unklarheit da noch herrscht. Schnaubte mich da kürzlich ein sonst kluger, wohlmeinender Herr an, wenn ich Gegner

des Kapitols sei, so müsse ich vor allen Dingen meines hergeben.

Nun bin ich wohl so kein reicher Mann, wie der, dem Christus sagte, er solle seine Habe den Armen geben, damit er ins Himmelreich komme. Aber auf das Quantum kommt es da auch nicht an. Wenn man Hausmiete und Kapitalzinsen einstreicht, so ist man ebenso Kapitalist, wie Rockefeller: und die orme Dienstmogd, die 300 Mark in ihrem Sparkassenbüchlein stehen hat, ist es am Ende auch; denn sie streicht alljährlich ganze zehn Mark fünfzig Pfennig aus der Arbeit anderer Leute ein.

Nun ist es zweifellos nach unseren Rechts- und Sittenanschauungen ein Unrecht, andere Leute zur Arbeit für uns zu nötigen. Sklaverei, Hörigkeit, Tributpflicht ist abgeschofft und Erpressung wird nach § 253 d. R. St. G. B. mit Gefängnis bestraft.

Nun ist es offenbor, persönlich genommen, auch keine Erpressung, wenn ich zu jemandem sage: „Ich lasse Dich pro Woche für 20 Mk. Lohn arbeiten, wenn ich auch das Erzeugnis Deiner Arbeit für 30 Mk. verkaufe"; aber wenn ich mir aushalte: „Ich leihe Dir 1000 Mk. zum Beginn Deines Geschöftes, wenn Du mir 1050 übers Jahr zurückzahlst". Denn es steht in meinem freien Willen, die Arbeit oder das Geld zu geben, und es steht scheinbar in des anderen freiem Willen, meine Bedingungen einzugehen oder abzulehnen.

Sachlich genommen aber ist das doch anders. Weil alle, die Geld oder Arbeit zu vergeben haben, so reden, wie ich, so muß derjenige, der arbeiten muß, um zu leben, schon wohl aber übel den Tribut zahlen. Es ist also trotz der scheinbaren Freiwilligkeit eine Tributpflicht vorhanden, sachlich völlig derjenigen gleich, die da gesetzlich obgeschafft und für moralisch verwerflich erklärt ist.

Also — so sagt nun der Individualethiker — also mußt Du auf Profit und Zins verzichten, sobald Du einsiehst, daß Du domit Deinem Nebenmenschen eine moralisch verwerfliche Tributpflicht auferlegst. Alice Salomon führt in einer trefflichen Vortragsserie über „Soziale Frauenpflichten" (S. 125 f.) einige Sötze Tolstais an, deren Quintessenz ist: „Wenn ich Menschenfresserei für unsittlich holte, so darf ich on keinem Gastmahl teilnehmen, wo Menschenfleisch gereicht wird".

Dos Gleichnis trifft überall da zu, wo es sich um nichts als um Individualhandlungen handelt, wo alsa ein Mißbrauch einfach dadurch abgestellt wird, daß jeder seine Handlungsweise ändert.

Aber derort sind eben nicht alle Handlungen. Der Richter z. B. konn nicht eine gegebene Gesetzesvorschrift oußer acht lassen, weil er sie für unmoralisch hält. Seine Pflicht ist nicht, die gegebene Ordnung zu mißachten; wohl aber ist seine Pflicht, ihre Aenderung zu erstreben.

Und so ist es in unserem Falle. Im Hamburger „Wochenbericht der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine" (1902 No. 50) suchte ich das durch ein Bild eben folgendermoßen zu veranschaulichen:

„Nehmen wir an, an einem Berghang werden Jahr um Jahr ein Teil der fruchtbaren Erde und der Düngemittel, welche die Besitzer der oberen Gelände mühsam dorthinschaffen, vom Gewässer gelöst und den Besitzern der unteren Grundstücke zugeführt. Sollten diese deshalb den erhöhten Betrag ihrer Aecker nicht nehmen, obwohl er auf Kosten der Arbeit derer droben erhöht ist? Das Beispiel Tolstois versagte hier ganz. Wohl aber müßte letztere der herbste Tadel treffen, wenn sie sich gegen Einrichtungen erklärten, dadurch jene Wegflutungen verhindert würden. Und noch schärfer müßte es gerügt werden, wenn sie gar — wir es zuweilen Händlervereine gegenüber den Konsumgenossenschaften thun — denen droben erschweren oder gar verbieten wollten, selbst gemeinschaftlich Schutzmittel zu riniger Sicherung ihres Geländes zu schaffen".

Das ist der Gesichtspunkt, den die werdende Sozialethik gegenüber solchen Mißbräuchen einzunehmen hat, die nicht durch bloße Unterlassung seitens des Einzelnen, sondern allein durch gemeinsame organisatorische Maßregeln zu ändern sind. Pflicht des Einzelnen ist es in solchem Falle keineswegs, den ihm durch die Verhältnisse zugebilligten persönlich redlich erworbenen Nutzen von sich abzuweisen, wohl aber mitzuhelfen, daß die gesamte Organisation gebessert werde.

Was hülfe es heute, wenn alle auf Prasit verzichten wollten und die heutige Arbeitsarganisatian bliebe unberührt? Es hülfe nicht nur nichts, sondern alles würde desarganisiert. Die Fabrikonten hätten keine Mittel mehr zur Ausdehnung der Betriebe, keinen Rückhalt bei den dann doch entstehenden Krisen — die zu den Anlagen nötigen Gelder schmölzen zusammen; allgemeiner Rückschritt und Stillstand, Not und Tod von Hunderttausenden wäre die Folge solcher individual-moralistischen Anwandlungen, wenn sie allgemein wären.

Und wenn sie bloß individuell blieben, so würde gerade der gewissenhafte und moralisch denkende Reiche sich der Mittel berauben, sowohl das heute bestehende System in humaner Weise zu handhaben als auch zu dessen organischer und zweckentsprechender Umönderung kräftig beitragen zu können. Im Glauben, eine Einzelpflicht zu erfüllen, würde er gerade die höhere Gemeinschaftspflicht vernachlössigen

Die Pflicht freilich hat der reiche Mann heute, daß er an der Aenderung des Tributsystems mithilft, daß er nicht bloß Schätze auf Schätze häuft und dieser Mehrung seines Mammons all sein Interesse zuwendet, sondern daß er je nach seiner Kraft und Fähigkeit mit Geld und Arbeit dazu mithilft, daß das letzte Hemmnis freier Menschenentwicklung, der Profit, durch direkte Angliederung der Produktion an den Konsum überflüssig gemacht, beseitigt und damit dem Arbeiter sein Lohn, dem Konsumenten sein Bedürfnisgegenstand, allen ihre Existenz gesichert werde.

Persönlichen Verzicht auf Reichtum uad Profit! so ruft der Individualethiker, sowie der Mammonsdiener dem Profitgegner zu. Verwendung des Profits und des Reichtums zur Beihilfe an der Aenderung des Profitsystems: so gebietet uns die Sozialethik.. „Der Mensch ist der reichste, der neben der vollen Erfüllung seiner eigenen persönlichen Lebensaufgaben noch den größten hilfreichen Einfluß durch seine Person und durch seine Habe auf seine Mitmenschen erwirbt". (Ruskin, nach Alice Salamon a. a. O. S. 136)

Glossen zur Tagesgeschichte.

Der Erlaß des Königs von Sachsen „An mein Volk" ist sicherlich von der besten Absicht getragen gewesen, das tiefererschütterte Vertrauen des Volkes zum Herrscherhause wieder zu gewinnen. Diesem Ziele hätte er freilich noch besser gedient, wenn die Stelle über „die ungebändigte Leidenschaft einer schon lange im Stillen tief gefallenen Frau" gefehlt hätte. Da in dieser unseligen Sache völlige Klarheit und Oeffentlichkeit offenbar von beiden Seiten nicht gewünscht wird — die Veröffentlichung der Urteilsgründe unterblieb bekanntlich — so wäre es geschmackvoller gewesen, auch einseitige Werturteile zu unterdrücken. Das Verfahren macht so, wenn wir einen Ausdruck von der studentischen Mensur brauchen dürfen, den Eindruck eines incommentmäßigen „Nachhiebs", der sogar meist mit einem noch schärferen Namen belegt zu werden pflegt.

*

Zur richtigen Beurteilung der 44 französischen Kongregationen mit 1473 Anstalten, denen das Ministerium Combes und die Mehrheit der Deputiertenkammer die nachgesuchte Genehmigung versagt haben, ist eine kleine Statistik von Nutzen, die wir dem Kommissionsbericht des Abgeordneten Rabier entnehmen.

Schon die von der Regierung veranstaltete Untersuchung hatte festgestellt, daß 5650 kongreganistischr Anstaltrn Gewerbesteurr zahlen

Digitized by Google

wegen der mannigfaltigen Geschäfte und Fabriken, die sie unterhalten. Besonders verbreitet ist unter ihnen das Schneideregewerbe, d. h. die Anfertigung von Kleidern und namentlich Wäsche; 598 Anstalten sind damit beschäftigt. Dann kommen die Betriebe von Hotels und Wirtschaften, deren Zahl 414 beträgt. Das Verzeichnis weist ferner folgende Betriebe auf: Fadenwerksunternehmer, Rhedee, Jahrmarktskrämee, Milchpächter, Apotheker, Schankwirtschaften mit Billards, Viehhändler, Fabrikation falscher Perlen u. s. w. Die „Clercs de Saint-Viateur" haben nach ihren Satzungen die Jugend zu belehren und zu erziehen, aerlassene Kinder zu pflegen und sie ein Handwerk zu lehren, die Pfarrgeistlichkeit beim Gottesdienste zu unterstützen und im Ausland den französischen Einfluß zu verbreiten. Sie thun dies in 112 Anstalten mit 475 Brüdern. Daneben fabrizieren sie nach verschiedene Liköre und pharmazeutische Produkte, und an mehreren Orten haben sie Läden errichtet, in denen alle möglichen Waren verkauft werden, zum großen Aerger der anderen Kaufleute. Im Jahre 1880 besaß die Kongregation 50 Hektar Grundbesitz im Werte von 958 000 Fr.; 1900 besaßen sie 184 Hektar im Werte von 2 228 000 Fr. Der Bericht der Präfekten geht übereinstimmend dahin, daß die Anstalten dieser Kongregation überall einen Herd politischer Agitation und den Sammelpunkt der Gegner der Republik bilden. Die Maristen-Brüder, eine andere Kongregation, besitzen 800 Schulen in Frankreich und im Ausland; sie fabrizieren aber auch Liköre und Chemikalien und sind im Besitze einer Gewehrfabrik. Auch sie treiben Politik, namentlich zur Zeit der Wahlen; sie treten als Redner auf, verteilen Zeitungen und Flugschriften u. s. w., alles natürlich gegen die Republik und die Regierung. Eine weitere Kongregation, die der Brüder der heiligen Familie, hat 47 Anstalten mit 274 Mitgliedern. Sie geben Elementarunterricht und unterhalten Waisenhäuser, sie treiben aber auch einen schwunghaften Weinhandel, haben eine Viehversicherungsanstalt eingerichtet, drucken Zeitungen u. s. w. Auch sie bekämpfen die Republik und haben in zwanzig Jahren ihr Vermögen vervierfacht. Mit dieser Aufzählung könnte man viele Seiten lang fortfahren. Manche Kongregationen, die Geschäfte betreiben, wissen sich der Besteuerung zu entziehen, und wenn sie bezahlen, ist es lächerlich wenig. So haben z. B. die Väter der Grotte von Lourdes für die zahlreichen Hotels, die sie dort unterhalten, und für den großartigen Handel mit Wunderwasser, den sie durch die ganze Welt hin betreiben, alljährlich nur 915 Frs. zu bezahlen. Der Gewerbesteuer entgehen namentlich diejenigen Kongregationen, die ihre Geschäfte unter dem Deckmantel der Wohlthätigkeit betreiben, so insbesondere die Waisen- und Zufluchtshäuser, in denen die Arbeit von Kindern und jungen Leuten in der schmachvollsten Weise ausgebeutet wird. Aus mehreren dieser Anstalten sind in der letzten Zeit geradezu scheußliche Dinge an die Oeffentlichkeit gedrungen; infolgedessen ist die Anstalt zum „Guten Hirten" in Nancy geschlossen worden, gegen mehrere andere Anstalten schweben gerichtliche Untersuchungen und in Tours wie in Annonay haben sich die Leiter solcher Anstalten nächstens vor dem Strafgericht zu verantworten.

Es ist daher keineswegs möglich, die Verfassung der Autorisation auf Kirchen- oder gar Religionsfeindlichkeit zurückzuführen. Die Fabrikation von all jenen verschiedenartigen Handelsartikeln, die politische Propaganda und die Ausbeutung jugendlicher und weiblicher Arbeitskräfte, die unter dem Deckmantel der Wohlthätigkeit nur das Vermögen der „toten Hand" vermehren müssen, hat mit der freien Ausübung der Religion nicht das Geringste zu thun.

Streiflichter.

Berufsethik. Eine Oberin der Schwestern vom Roten Kreuz, Clementine von Wallmenich, hat kürzlich eine Schrift über verschiedene brennende Fragen der Schwesternpflege veröffentlicht, wobei sie besonders auf die Verweltlichung der Schwestern hinweist und auf Grund reifer Erfahrung hervorhebt, daß man die Ueberlegenheit der Ordensschwestern über die weltlichen Schwestern nur durch eine verstärkte ethische Inspiration des ganzen weiblichen Pflegerwesens ausgleichen könne; ohne eine solche Vertiefung der ganzen Berufsethik sei die Schwester ihrem schweren und entsagungsreichen Berufe niemals gewachsen. Man habe fälschlich geglaubt, die bloße technische Ausbildung genüge, die ethische sei für nichtkirchliche Pflegerinnen unnötig und die Zeit, welche die Diakonissen und Ordensschwestern zu religiöser Vertiefung anwenden, könne einfach erspart werden.

„Das war der große Irrtum" — so schreibt die Oberin — „der es verschuldet hat, daß heute behauptet werden kann, weltlichen Schwestern könne die Krankenpflege überhaupt nicht anvertraut werden. Diese Behauptung muß auf das entschiedenste bestritten werden, denn es kann auch in den nicht kirchlichen Verbänden der Beruf sittlich vertieft aufgefaßt werden. Eine andere Form wird die ethische Erziehung hier haben müssen, aber wegbleiben darf sie freilich nicht. Sie muß einen ebenso wichtigen und wohl erwogenen Teil der ganzen Berufsbildung ausmachen, als es die Unterweisungen in den technischen Fertigkeiten und den wissenschaftlichen Kenntnissen ist. Ich trage in regelmäßigen Wochenstunden den Lernschwestern eine festgefügte Berufsethik vor und merke zu meiner tiefsten Freude, daß sie innerlich wachsen an der ‚Macht der Vernunft, unserer krankhaften Zustände Herr zu werden' an innerer Ausgeglichenheit Herrinnen ihres Geistes zu werden . . ."

Dieses Beispiel ist typisch für die allgemeine Kulturlage, aus der die ethische Bewegung hervorgegangen ist; die alten Lebenslehren und Inspirationen, die alles Thun des Menschen mit größeren Ausblicken und tieferen Gedanken in Beziehung setzten, sind in weiten Kreisen ohnmächtig geworden und nun leben die Menschen in ihrer Praxis einfach von der Hand in den Mund und halten sich an das Nächstliegendste. Aber immer deutlicher wird es auf allen Gebieten, daß die soziale, politische, medizinische und charitative Praxis ohne Ethik soviel bedeutet wie Schiffahrt ohne geographische Ortsbestimmung, ohne Kenntnis der Kräfte des Windes und des Dampfes und ohne Erforschung des Meeresgrundes. Es ist daher interessant zu sehen, wie sich allmählich aus der Praxis der verschiedenen Berufe selber das Bedürfnis nach Ethik erhebt, im Lehrerberuf, im Aerzteberuf und neuerdings im Pflegerberuf. Das Ideal einer ethischen Bewegung ist, daß denkende Vertreter all dieser Spezialbedürfnisse in einer ethischen Gesamtorganisation vertreten wären und alljährlich zum Austausch ihrer Erfahrungen zusammenkämen — wodurch auch verhütet würde, daß die einzelne Berufsethik etwa in Widerspruch mit umfassenderen ethischen Prinzipien träte. Vielleicht ist die Entwickelung bei uns noch nicht so weit gereift; wie sehr sich aber schon überall das Bedürfnis regt, das sieht man z. B. aus der Zeitschrift die „Krankenpflege", in welcher fast in jeder Nummer Fragen der „medizinischen Ethik" erörtert werden.

In Manchester hat sich bereits eine „medico-ethische Gesellschaft" von Aerzten gebildet, welche die verschiedensten Berufsfragen vom ethischen Gesichtspunkt betrachtet.

Es ist ein Zukunftsplan von Prof. Adler, in dem neuen großen Heim der New-Yorker ethischen Gesellschaft Vertreter der verschiedensten Berufe zusammenzubringen, zur Erörterung der grundlegenden ethischen Probleme ihrer speziellen Lebensarbeit.

Es wäre vielleicht förderlich, wenn unsere Abteilungsvorstände in der Wahl der Vortragsthemata darauf ausgingen, in obigem Sinne ebenfalls verschiedene Praktiker zur Aussprache über die speziellen ethischen Konflikte und Probleme ihrer Berufsarbeit anzuregen.

Fr. W. F.

* * *

Prüfung der Lehrer in Moralpädagogik. Bezeichnend für das Eindringen moralpädagogischer Gesichtspunkte in die Londoner Erziehungsbehörden ist es, daß im letzten Jahre bei der Prüfung der Londoner Elementarlehrer folgende Fragen gestellt wurden:

1. Welches sind die Haupthindernisse für den Lehrer, den Charakter der Schüler zu bilden? Wie lassen sich diese Hindernisse überwinden?
2. Nennen Sie einige Beispiele aus der Naturgeschichte, die Kindern von zehn Jahren verständlich sind, und zeigen Sie, welche ethischen Momente man dabei berücksichtigen kann.
3. Wie würden Sie einer ganzen Klasse einen bestimmten Moralbegriff beibringen, z. B. überzeugen Sie eine Klasse von etwa zwölfjährigen Schülern, daß man nicht hinter dem Rücken des Nachbars Schlechtes von ihm reden darf?

(Aus dem 11. Bericht über d. eth. Bewegung, herausgegeben von Dr. Foerster, Zürich II.)

Bücherschau.

Cori Scholl. Meine Kämpfe! Erinnerungen und Gedichte eines Ringenden. Bamberger Handelsdruckerei. 2. verm. Auflage.

Mit Recht nennt der ehrwürdige Vorkämpfer für Geistesfreiheit diese Gedichte trotz seiner 83 Jahre das Werk eines Ringenden. Wohl hat er gerungen in seinen Jugendjahren mit dem Zweifelheer, mit Verleumdung, Verketzerung und Unverstand, gerungen mit dem Weh, das uns gerade diejenigen so leicht bereiten, denen wir unser Herz hingeben und die trotz alledem irre werden an unserem besten Wollen, wenn wir nicht ihre Wege einschlagen, gerungen auch mit der lähmenden Gleichgültigkeit und der feigen Mutlosigkeit der großen Menge, die für geistige und sittliche Ideale so unendlich schwer zu entflammen ist — aber soviel er auch niedergerungen: jetzt am Schluß seines kampfvollen Lebens bekennt er müde und traurig, daß er das Ziel seines begeisterten Strebens doch nicht errungen hat. Was ich erreicht? fragt er, und antwortet:

O Jugendtraum! Wo bist Du hin, wohin?
Mithelfen, daß die Wahrheit endlich siege,
Daß Lüg' und Aberglaube unterliege,
Darauf allein gerichtet war mein Sinn.

Was aller Völker Beste still ersehnt:
Auf dürr Stille dauernd tiefstem Grund
Aufbau'n der Menschheit großen Bruderbund,
Hoch über'm Sinnbrn, der sie feindlich trennt:

Das war das Ziel, das leuchtend vor mir stand!
Ihm schlug mein Herz voll heil'ger Glut entgegen,
Ihm strebt' ich zu auf oft verschlung'nen Wegen,
Und jetzt — Und jetzt, an meines Wirkens Rand.

Was hab' erreicht ich — nach so vielen Müh'n,
So vielen Kämpfen und so viel Ertragen?
Mein Haar ist weiß vom Sorgen und Entsagen,
Und meines Lebens Sonne im Verglüh'n!

Was ich erreicht? Gesteh' es Dir, Du Thor:
Den Geistern half ich Licht und Freiheit bringen,
Doch Eines wollte nimmer mir gelingen —
Die Herzen schlafen — mutlos, wir zuvor!

Diese Zeilen mögen dem Leser gleichzeitig eine Probe geben von den meist formgewandten und stets gedankenreichen und warmherzigen Poesien, die hier vereinigt sind: kein totes Herbarium, aber eine Mappe, in die der Wanderer auf seinem langen Lebensweg hie und da eine Blüte vom Wegrand legte, zur Erinnerung für ihn selbst, aber auch zur Freude der Nachkommenden.

— nz —

Redaktionelle Mitteilungen. Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Seelowallee 15.

Nachträglich wird bekannt, daß die drei in der Schulreform stehenden Pädagogen, die das neue Landerziehungsheim mit Coedukation gründen, gegenwärtig Lehrer im L.-E.-H. von Dr. Lietz sind. Der Thatsache, daß Dr. Lietz von den einleitenden Schritten jener Gründung zuerst aus diesem Blatte erfahren hat, habe ich nichts weiter hinzuzufügen.

Dr. Bynken.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem obenerwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einsendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Central-Verwaltung der D. G. E. K. oder den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das „Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W. Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig" zu richten.

Auszüge aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben alles des Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder: Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten; 2. insbesondere auch nach außen hin: a) Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch fördernden Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.; e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

März-Programm.

Dienstag, den 31. März, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des Berliner Rathauses. Vortrag von Herrn Dr. Fr. W. Foerster (Zürich): „Pädagogische Aussichten und pädagogische Methoden gegenüber verwilderter und verbrecherischer Jugend." Diskussion. Eintritt für Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte frei, für durch Mitglieder eingeführte Gäste 50 Pf. im Vorverkauf, Nichtmitglieder 1 Mk.

Eintrittskarten sind im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III, in den Bureaustunden (Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag 10½—12½ norm., Sonnabend 3—5), aber auch nachmittags wochentäglich in der Auskunftsstelle ebenda erhältlich.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

In Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ist erschienen:

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Möge das treffliche Buch seinen Weg finden in das deutsche Haus! (Lit. Centralblatt.)

Für seine Zwecke ist das Buch vortrefflich geeignet. (Lit. Rundschau f. d. evangel. Deutschl.)

Das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegenstand geschrieben worden ist. (Westdeutsche Lehrerzeitung)

Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich. (Gegenwart.)

Döring hat bewiesen daß Moral unabhängig von Religion gelehrt werden kann, ja nicht bloß, daß es überhaupt geht, sondern daß es so besser geht, als es jetzt in unseren Schulen getrieben wird. (Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Insertate: Die 7spaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 4. April 1903. | Nr. 14.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die sozial-ethische Bedeutung der Kaufmannsgerichte. Von Max Cohen.
Franz der Kegeljunge. Von C. v. Eynatten
Mouna Vanna im Lichte der sozialen Ethik. Von Lilli Jannasch.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Strafverschärfung aus politischen Rücksichten.
Fortschritte in der sexuellen Ethik.
Fürsorge für die geistig Zurückgebliebenen.
Sprechsaal.
Vermischtes.

Die sozial-ethische Bedeutung der Kaufmannsgerichte.

Von Max Cohen, Frankfurt a. Main.

Es ist eine ethische Aufgabe allerersten Ranges, die Zusammenhänge zwischen dem in der Gesetzgebung niedergelegten Recht und der wirtschaftlichen Gerechtigkeit herauszufinden und sie in der Pflege der Justiz zur Geltung zu bringen. Nicht eine Rechtsprechung, die höchste Erfüllung darin sieht, nicht um Haaresbreite vom Buchstaben des Gesetzes abgewichen zu sein, nein, eine Rechtsprechung, welche die sozialen Verhältnisse der Rechtsuchenden nach Gebühr zu würdigen versteht, ist für weite Kreise eine unbedingte Notwendigkeit. Geradezu unabweisbar ist dies Verlangen in jenen Rechtsfällen, deren Untergrund der sozialen Lage der Rechtsuchenden entspringt.

Unzweifelhaft war es dieser Gedankengang, der im Jahre 1890 die Gewerbegerichte für die gewerblichen Arbeiter entstehen ließ und die langgewohnte, ordentliche Gerichtsbarkeit suspendierte, sobald zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein Streitfall entschieden werden mußte, der aus dem Arbeitsvertrag der Parteien entstanden war. Dies war notwendig. Vom Arbeitnehmer zu verlangen, diese Streitigkeiten auf dem bis dahin üblichen Wege (Amts- und Landgericht) auszutragen, war gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit, das gesuchte Recht überhaupt zu finden. Ueber die segensreiche Wirkung der Gewerbegerichte herrschen heute kaum noch Meinungsverschiedenheiten. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer nehmen sie gerne in Anspruch: es wird rasch verhandelt und billig, das Zusammenarbeiten als Beisitzer der Gerichte bringt die Angehörigen beider Gruppen einander näher, sie lernen einander als Menschen achten, und begreifen, daß die Gegnerschaft fast nie persönlich ist, sondern in den Verhältnissen begründet liegt; sie sehen ein, wie wenig angebracht es daher ist, im anderen nur den Todfeind und schlimmen Gegner zu sehen. —

Nun ist zu Anfang dieses Jahres dem Bundesrat ein Gesetzentwurf zugegangen, der die Errichtung von „Kaufmannsgerichten", analog den Gewerbegerichten und mit Anschluß an diese fordert. Die „Kaufmannsgerichte" sollen aus dem Dienstverhältnis zwischen Chef und Angestellten entstandene Streitigkeiten entscheiden. Die Verhandlungen werden vor einem Kollegium geführt, welches aus einem unparteiischen Vorsitzenden — der weder Chef noch Gehilfe sein darf — und Beisitzern besteht, die in gleicher Zahl dem Stande der Chefs und dem der Angestellten entnommen werden.

Ein großer Teil der Handlungsgehilfen hat seit länger als 10 Jahren die Errichtung sog. „Kaufmännischer Schiedsgerichte" in derselben Form verlangt, wie sie heute von der Regierung vorgeschlagen werden. Wenn diesem Verlangen jetzt Genüge geschieht, so wird damit für die Arbeiter des Handels ein Gericht geschaffen, das für die Arbeiter der Gewerbe bereits seit 1890 besteht. Es handelt sich also in Wirklichkeit um nichts anderes, als um die Beseitigung eines für die Handelsgehilfen ungünstigen Ausnahmezustandes, da auch die Handelsangestellten ihrer wirtschaftlichen Lage nach den Lohnarbeitern zugerechnet werden müssen.

Betrachtet man die Angelegenheit von diesem Standpunkte aus, so fällt damit ein Haupteinwand, den eine Anzahl von Juristen erheben: hier werde wiederum ein Sondergericht geschaffen und das Prinzip der ordentlichen Gerichtsbarkeit durchbrochen. Von juristischer Seite wird ferner eingewendet: Wohin soll das führen?, im Grunde hätte dann jeder Stand das Recht, Sondergerichte zu verlangen, und man käme wieder zu den Standesgerichten vergangener Zeiten, die beseitigt zu haben ein bleibendes Verdienst liberaler Männer sei. Hierauf wäre zu erwidern, erstens: daß die „Kaufmannsgerichte" unmöglich mit den früheren Standesgerichten bevorrechteter Stände verglichen werden können; diese wurden von den „Standesgenossen" in allen Streitigkeiten deshalb aufgesucht, weil dort das Recht nach dem bekannten Worte gehandhabt wurde: „eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus." Zweitens: es handelt sich bei den „Kaufmannsgerichten nur um Streitigkeiten, die aus dem Arbeitsvertrag entstanden sind, alle anderen Streitfälle gehören, nach wie vor, vor den ordentlichen Richter. Es

wäre thatsächlich durchaus wünschenswert, wenn allen Arbeiterkategoriea, ob sie nun im Gewerbe oder Handel, auf dem Lande oder im Hause als Dienstboten beschäftigt sind, Gelegenheit geboten wäre, die aus dem Dienstverhältnis entstandenen Differenzen vor eine besondere Instanz zu bringen. Es muß allmählich erkannt werden — im Prinzip ist es bereits zugestanden —, daß der Arbeitsvertrag kein Gegenstand ist, der im Gewühl des bürgerlichen Rechts behandelt werden darf, er gehört wegen seiner außerordentlichen sozialen Wichtigkeit vor ein besonderes Forum. Es wäre ein sozialer Fortschritt von weittragender Bedeutung, wenn diese Erkenntnis sich allgemein durchränge und eiae Spezialregelung des Arbeitsvertrages stattfände. Eines Tages wird sie kommen; die „Kaufmannsgerichte“ aber sind ein glückliches Weiterschreiten auf der 1890 betretenen Bahn. Andere Juristen kommen mit dem Einwand: eine Spezialregeluag des Arbeitsvertrages sei allerdings wünschenswert, nur habe sie zu erfolgen vermittels einer allgemeinen Amtsgerichtsreform, und um diese zu erleichtern, müßten Sondergerichte vermieden, zumindest aber an die Amtsgerichte angegliedert werden. In der Begründung, die dem Reichsgesetzentwurf über die „Kaufmannsgerichte“ beigegeben worden ist, heißt es aun an einer Stelle:

Hiernoch konnte füe die geplante Neuregelung nur eine Anlehnung an die Amtsgeeichte oder die Benützung der gewerbegerichtlichen Oeganisotion in Frage kommen. Die erstere Gestaltung ist unter Berücksichtigung ihrer mannigfachen Vorzüge ernstlich erwogen, und dabei sowahi die organische Angliederung kaufmännischer Gerichte an die Amtsgerichte, als auch die Einführung eines vereinfachten und verbilligten Verfahrens bei den Amtsgerichten, unter Zuziehung kaufmännischer Beisitzer, in Betracht gezogen worden. Die Bedenken dagegen erweisen sich aber zu groß, als daß der Plon weiter verfolgt werden kannte. Insbesondere würde hierbei die Froge einer Umgestaltung des ganzen amtsgerichtlichen Verfnhrens anfgerolltsein. Die Eörterung einee so weitgehenden Nefoem würde obee uniee Umständen die Frage eines oeeeinfachten Verfaheens füe die Handtungsgehilfen eeheblich veezögeen. Hiernach erscheint es angezeigt, die bestehende gewerbegerichtliche Organisation herbeizuziehen.“

Damit ist durch die Reichsregierung selbst klar ausgesprochen worden, daß an eine Neuregelung des Verfahrens vor dem ordentlichen Gericht in absehbarer Zeit nicht zu denken ist; für die Angestellten des Handels aber thut die neue Einrichtung not; sie ist ein ethisches Bedürfnis, sofern man das Bedürfnis, sein Recht zu finden, ethisch nennen darf. Man kann dea Handelsgehilfen unmöglich zumuten, mit dem jetzigen, für sie fast rechtlosen, Znstand zufrieden zu sein, weil die Amtsgerichtsreform doch einmal kommen muß. Die Justiz ist doch schließlich kein „Ding an sich“, sie ist für das Leben da und muß, wenn auch vorerst nur in ihren eiazelnen Teilen uad schrittweise, umgestaltet werdea, sobald das Leben es verlangt. Und daß es für die bei weitem überwiegende Zahl der Handelsangestellten unmöglich ist, Streitigkeiten mit ihrem Prinzipal vor Gericht auszutragen, ist doch wirklich nicht so schwer begreiflich. Zwei Hauptgründe sind hierfür besonders maßgebend: die Kosten und die lange Dauer der ordentlichen Gerichtsverhandlung. Nur sehr wenige Angestellte sind in der Lage, die oft beträchtlichen Prozeß- und Anwaltskosten zu bestreiten, zumeist es sich fast stets um Klagen handelt, bei denen Gehaltsforderungen in Frage stehea. Und was soll der Gehilfe beginnen, wenn die Verhandlungen monatelang hinausgeschoben werden? Es ist für ihn außerordentlich schwer, eine neue Stellung zu finden, so lange er mit seinem früheren Chef in Fehde liegt. Aber wer nur einigermaßen die Verhältnisse kennt, weiß, mit welchen Schwierigkeiten es selbst in einer größeren Stadt verknüpft ist, am gleichen Orte eine neue Stellung zu erhalten. Wie viele Handlungsgehilfen aber giebt es überhaupt, deren Budget gestatteie (sofern sie eine neue Stellung während des Prozesses gefunden haben), von einem anderen Platze aus zu den häufigen Terminen am Orte der Gerichtsverhandlungen zu erscheinen? (notabene, wenn der neue Chef gegea die öftere Abweseaheit nichts einzuwenden hat). Ich könnte mit Leichtigkeit eine ganze Reihe von Fällen ausführlich herzählen, bei denen eine Entscheidung erst nach Jahresfrist erzielt wurde. Das ist keineswegs erstaunlich. War doch im Jahre 1895 beispielsweise für 46,5% sämtlicher bei den Amtsgerichten verhandelten Klagesachen ein Zeitraum von mehr als drei Monaten zur Entscheidung notwendig; in der ersten Woche zum Termin gelangten gar nur 2,1%. Um wie vieles günstiger liegt die Sache bei den Gewerbegerichten. Im gleichen Jahre erledigten diese 56,9% aller Fälle in weniger als einer Woche, in neuerer Zeit ist der Prozentsatz der schnellen Entscheidungen sogar auf 70 gestiegen.

Alle diese Gründe sprechen laut gegen eine Verbindung mit dem Amtsgericht. Für diese Orgaaisation war der modus judicandi von jeher der der exaktesten Gründlichkeit, nie der der Schleunigkeit. Es ist vollkommen ausgeschlossen, dem Amtsgericht für einen geringen Teil seiner Thätigkeit eine schlennige Art aufzuzwingen.

Zudem sind die ordentlichen Gerichte schoa heute überlastet, die Zahl der Richter ist viel zu klein, und selbst, wenn ein billigeres Verfahren ermöglicht werden könnte, so wird immer darauf hinzuweisen sein, daß es nicht diese oder jene Bestimmung bei den Gewerbegerichten ist und bei den „Kaufmannsgerichten“ sein wird, die eine einfache, schleunige und billige Rechtsprechung garantiert, sondern das Zugeschnittensein dieser Institutionen auf ganz bestimmte Streitigkeiten. Wie wenig die jetzigen Instanzen auf die soziale Lage der rechtsuchenden Gehilfen Rücksicht nehmen, erhellt aus dem Umstand, daß die Beschwerdekammer des Berliner Landgerichtes es stets gebilligt hat, wenn Behandlungen von Gehaltstreitigkeiten als Ferieasacheu abgelehnt wurden.

Als ein weiteres Argument gegen die „Kaufmannsgerichte“ wird angeführt: man höre so wenig von Streitigkeiten zwischen Chef und Angestellten, das Bedürfnis nach diesen Gerichten sei daher gering. Jeder Kundige weiß, daß dieser Schluß trügt. Gerade weil keine geeignete Stelle vorhanden ist, erfährt die Oeffentlichkeit so wenig von derlei Streitigkeiten, gerade deshalb sind Hunderte von Angestellten gezwungea, auch nur den Versuch, ihr Recht zu finden, von vornherein fallen zu lassen. Wer sich die Mühe nimmt, die Berichte der Vorsitzenden der Gewerbegerichte zu lesen, der kann erfahren, daß Jahr für Jahr große Mengen von Handelsangestellten die Hilfe der Gewerbegerichte angerufen haben, wegen deren Unzuständigkeit aber abgewiesen wurden. In Köln mußte während des Geschäftsjahres 1899/1900 nicht weniger als 262 Handlungsgehilfea dieser abschlägige Bescheid gegeben werden, in Berlin ist diese Zahl bei weitem höher. Der deutschnationale Handlungsgehilfenverband führte im Jahre 1899 für 389 seiner Mitglieder, im Jahre 1900 für 416 Prozesse zu Ende; im ersten Falle betrug die Summe des in Frage kommendea Gehaltes 9013, im zweiten 11494,20 M. Diese Zahlen beziehen sich zum größeren Teil auf Gehilfen, die in kleinen und mittleren Geschäften unter Verhältnissea thätig sind, denen gegenüber die der Fabrikarbeiterschaft als glänzende gelten können.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Statistiker, einmal eine Lohntabelle der im Handel Beschäftigten aufzustellen. Weite Kreise würden dann erstaunt sein, wie sehr das Proletariat des Handels zugenommen hat. Diesem werden die „Kaufmannsgerichte“ vornehmlich nützen; sie werdea eiae ausgleichende soziale Thätigkeit entfalten und einer Menschengruppe zu ihrem Rechte verhelfen, der es bis heute nur allzu häufig Luxusartikel war.

Franz, der Kegeljunge,

Von C. v. Cynatten (Freiburg i. B.).

„Schon Mitternacht durch! — Na, dann ist's genug für diesmal, und werde ich mich empfehlen. Morgen um Acht heißt es wieder auf dem Bureau sein, und hat man nicht ausgeschlafen, so ist's auch mit der Arbeit nicht viel." — So sagte einer der sechs Herren, die in der gedeckten Kegelbahn des Gasthofs zum Engel schon seit Stunden dem Kegelsport oblagen. — Die Uebrigen folgten bald seinem Beispiel; der Aufenthalt in dem engen, von Tabakrauch, Staub und Dunst erfüllten Raum war wirklich unerträglich geworden. Nur einer meinte: es sei eigentlich eine Schande, sich eher besiegt zu geben, als der Kegel-Franz, aber es half ihm nichts, die Freunde wollten sich ihrer Empfindlichkeit nicht schämen.

Als der Letzte gegangen war, war es dreiviertel Eins. Franz reckte die vom Kegelaufsetzen und der Rückbeförderung der Kugeln müden Arme und setzte den Bierkrug an die Lippen, der ganz hinten auf einem Balken stand. Der Inhalt war zwar warm und matt geworden, feuchtete aber trotzdem die Kehle, die voll Sand zu sitzen schien. Seit halb Acht war er auf seinem Posten — eine lange Zeit! Aber es schadete weiter nicht, morgen war Mittwoch, da fiel der Nachmittagsunterricht aus und er konnte gründlich ausschlafen. Die Sonntage und die schulfreien Nachmittage waren seine guten Zeiten, da durfte er sich nach dem Mittagessen zu Bette legen und schlafen, bis es Zeit war, den Marsch nach dem Engel anzutreten. Quälen muß sich eben jeder. Max, der jüngere Bruder, der für einen Bäcker Frühstücksbrot austrug, war noch weit schlimmer daran. Bei weit geringerem Lohne hatte er fast ebensoviel Arbeit und kein Essen. Er dagegen stand sich mit den Kellnerinnen gut, und zum Lohne für die Gefälligkeitsdienste, die er ihnen erwies, sorgten sie dafür, daß er nach vollbrachter Arbeit gut und reichlich zu essen und zu trinken bekam, besonders die Lina, die heute Geburtstag hatte. — Ach, die Lina, die war zu nett, für die Lina wäre er durch's Feuer gegangen! —

Nachdem Franz die Kegelbahn notdürftig aufgeräumt, ging er nach der Wirtsstube. Es war nur noch ein Tisch besetzt, der Kaufmann von der Ecke, der Schneider Weiher und zwei Herren, die er nicht kannte, spielten Skat, der Spezerist aber mit so geringem Eifer, daß er sich zwischendurch immer wieder mit der hinter ihm sitzenden Lina neckte. Endlich versuchte er sogar, ihr einen Kuß zu rauben. Franz, der es zufällig sah, ärgerte sich darüber. — „Auf dem Gasometer steht Dein Essen, Franz," rief ihm die Kellnerin jetzt zu. „Kannst Dir auch ein Viertel vom Alten holen, sag', ich thät's bezahlen!" — „Lina, jetzt sind Sie mein Schatz, und ich dulde nicht, daß Sie den jungen Kegelhelden so auszeichnen!" rief der Kaufmann mit blödem Lachen. — „Reden's kein' Unsinn, Herr Bach! Und Du, Fränzel, schieb' ab! Nachher giebt's Bowle, mir zu Ehren, und Du kriegst auch Dein Teil davon," versicherte Lina gnädig.

Franz aß seine Portion, denn seit halb Fünf des Nachmittags war kein Bissen mehr über seine Lippen gekommen, doch schmecken wollte es ihm heute garnicht. Des Spezeristen fade Witze und mehr noch Linas tolles Lachen verdarben ihm den Appetit. Er war unzufrieden mit aller Welt, mit Lina aber zumeist, für die er eine kleine Granatbroche bei sich trug. Viele Wochen lang hatte er täglich 5 bis 10 Pfg. von seinem Verdienst heimlich zurückgelegt und sich jede Leckerei versagt, um ihr recht was Schönes kaufen zu können. Drei Mark achtzig hatte die Broche gekostet, und sein Herz hatte beim Einkauf höher geschlagen vor Freude. Jetzt aber war ihm alles verdorben, alles! Er seufzte und kam sich sehr elend vor.

Gegen Zwei brachen die Spieler auf und Lina brachte eine große Bowle, zu der die andern Kellnerinnen geladen waren. — „Wo ist der Franz? — Fränzel, wo steckst' !" rief das Mädchen, als sie und ihre Kolleginnen sich gesetzt hatten. Der Junge, der, wie jeden Abend, hinter dem Schenktisch die Gläser und Flaschen gespült hatte und damit soeben fertig geworden war, schlenderte mit möglichst gleichgültiger Miene nach dem Tische der „Mädels", die er heimlich beobachtet hatte. So gern er Bowle trank, ungerufen hätte er sich nicht eingestellt.

„Nun, Fränzel, trink!" begrüßte ihn Lina. — „Oder willst gar den Beleidigten spielen?" – „Ich?" — „Wer denn sonst? Meinst, ich hätt' nicht gemerkt, wie erbost Du warst auf den dummen Dütendreher?" — Des Burschen Herz weitete sich. Er holte das Schächtelchen mit der Broche hervor und setzte es vor das Mädchen hin, mit unsicherer Stimme sagend: „Ich gratuliere schönstens, Fräulein Lina!"

Seinen Worten folgte nicht enden wollendes Gelächter. — „Der Fränzel reißt den Galanten!" — „Einen Verehrer aus der Siebenten, kannst Dir was einbilden, Lina!" — „Was schenkst mir, wenn ich Geburtstag hab?" — So ging es eine ganze Weile fort. Der Bub ärgerte sich aber nicht; aus den andern machte er sich nichts, und Lina lachte nicht mit, sie sah sogar gerührt aus. — Mit der Hand über des Knaben struppiges Haar fahrend, sagte sie: „Hättest nicht soviel Geld ausgeben sollen, hätt' mich über ein Stückle Kuchen ebenso gefreut!" Dann nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn herzhaft ab. — Franz war glückselig; er hörte kaum die spöttelnden Bemerkungen der Andern. Wenn einer so früh anfange, könne er es weit bringen, und derlei mehr. Was sie damit meinten, verstand er zwar, denn er hatte „sehr viel gelernt" in den zwei Jahren, seit er die Kegelbahn im Engel bediente, aber es bekümmerte ihn nicht. —

Um dreiviertel drei Uhr morgens stand Franz endlich in einer Art Besenkammer, die ihm als Schlafzimmer diente. Er stand nicht mehr ganz fest, stieß hier und dort an, doch das schadete nichts. Die Eltern hatten ihn in den Engel vermietet, und ein Kegeljunge muß für eine feuchte Kehle sorgen, sonst hält er das stundenlange Aufsetzen nicht aus. Ein schöner Abend war es aber doch gewesen! — „Zu dumm, daß morgen Schule ist!" lallte er, ins Bett sinkend. Eine Minute später lag er in jenem schweren, dumpfen Schlaf, den übermäßiger Alkoholgenuß erzeugt. — — — — — — — — — — — — —

„Steh' auf, 's ist ein Viertel nach Sieben!" — Der schnarchende Franz hörte nicht, wie oft die Mutter auch rief. Endlich schüttelte sie ihn derbe. Nun öffnete er die Augen, doch nur für eine Sekunde. — „Aufstehen sollst, 's ist die höchste Zeit!" — Der Knabe stierte sie mit blöden, blutunterlaufenen Augen an. „Kann nicht!" — „So sagst jeden Morgen; hab's jetzt satt, die Komödie!" und die Frau riß ihm das Federbett weg, es mit sich hinausnehmend. — Die Kälte trieb den Jungen vom Lager. Er schwankte aber und mußte sich sogleich wieder setzen; es war ihm so übel.

Beim Ankleiden mußte die Mutter helfen, es ging alles rundum mit ihm; dann überfuhr sie mit einem feuchten Tuch sein Gesicht. Zu gründlicher Reinigung hatte man weder Zeit noch Lust. — Franz trank den Kaffee allein, Vater und Bruder waren längst im „Geschäft". Ein bischen besser wurde es danach, doch nicht viel, und er dachte mit Grauen an den vierstündigen Schulunterricht, die Schelte, die es wieder absetzen würde, und das war

so „eklig" von wegen der andern. — Na, Ostern über's Jahr hatte die Quälerei ein Ende!

„Warum hast nur fünfzig Pfennig heimbracht?" fragte die Mutter. — Er hatte mindestens eine Mark verdient, wo aber das Geld hingekommen, wußte er nicht. — „'s Geld ist gerade zum Verlieren da, Du Biersaß, Du leichtsinniges!" — „'s ist ja mein Geld!" gab der Junge trotzig zurück. — „Und wer thut Dich füttern?" — „Denk' alleweil, was Ihr mir geben, bezahl' ich!" Das war richtig, Franz leistete einen ganz anständigen Beitrag zum Haushalt, aber das war nur in der Ordnung, wie ihn allsogleich ein paar gehörige Maulschellen belehrten.

Wütend schoß er davon, unterwegs kein einziges Mal an die nicht gelernten Aufgaben denkend. Schlagen ließ er sich nicht, er, der bald vierzeha Jahre wurde, täglich sooviel Geld heimbrachte! Nein, das fiel ihm nicht ein! In sechzehn Monaten war er frei, konnte gehen, wohin es ihm beliebte, treibea, was ihm gefiel, und dann — dann bekamen die Eltern keinen Pfennig mehr zu sehen! Die sollten ihm büßen!

Es war bereits ein Viertel nach Acht, als der Junge die Klasse betrat. — „Morgen hast Du von 4 bis 5 Arrest wegen Zuspätkommens!" sagte der Lehrer. — „Morgen hab' ich keine Zeit, bin zu halb fünf in den Engel bestellt". — „Das bekümmert mich nicht, Du wirst den Arrest absitzen." — Franz aber dachte: „Wart' ein wenig!" Lina gab ihm Arbeit, klagte er ihr seine Not, und ebenso sicher war es, daß die Mutter ihm den mittäglichen Schulbesuch erließ, sobald er Geld verdienen konnte. Sie entschuldigte ihn eben mit Kraaksein.

Für den Unterricht hatte Franz schon seit Jahren kein Interesse mehr, und ohne seine guten Aalagen wäre er niemals bis in die siebente Klasse gekommen. Weiter aber brachte er es nicht, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Im Osterzeugnis würde es heißen: wird nicht befördert, und ein Jahr später kann er aus der Schule. Wozu also sollte er noch aufpassen? — Heute aber war noch weniger mit ihm anzufangen als sonst. Schlummerte er nicht, so dachte er an die Lina im Engel oder er machte Pläne für die Zeit nach seiner Schulentlassung.

„Schämst Du Dich denn gar nicht, Franz, Du könntest einer der Ersten, wenn nicht der Erste sein?" fragte ihn der Lehrer nach Schluß des Unterrichts.

Der Junge zögerte erst, dann erwiderte er: „Nein, denn ich kann nichts dafür, daß der Vater mich in den Engel 'than hat und ich keine Nacht vor Zwei heimkomme! Schaffen Sie einmal von Sieben bis Zwei wie ich schaff', trinken Sie so eine Menge Bier und Wein, dann werden's schon sehen, wie's ist!" — —

Monna Vanna im Lichte der sozialen Ethik.

Von Lilli Jannasch.

Monna Vanna ist ein Renaissancedrama in doppelter Beziehung. Aeußerlich trägt es das Gewand der Vergangenheit, des 15. Jahrhunderts, aber in seinen Tiefen ist es ganz durchflutet von den großen sozial-ethischen Problemen der neuen Zeit, die ja in ihrer Art auch eine Renaissanceepoche ist, in der leidenschaftliche Kämpfe die Verwirklichung neuer Kulturideale umtoben. Heute handelt es sich jedoch nicht mehr, wie einst, um die Befreiung des individuellen Strebens, sondern um die Erfüllung großer Gemeinschaftsideale, die das Leben der gesamten Menschheit zu einer Individualität immer höherer Ordnung gestalten soll. Wie das Mittelalter mit seiner engbegrenzten Scholastik zu einer kulturellen Stagnation geführt hatte, die nicht mehr entwicklungsfähig war, so haben auch wir mit unserer egoistischen Lebenswertung, mit unserer gesellschaftlichen Pedanterie und Tradition abgewirtschaftet. Nach allen Seiten hin suchen wir dem Dasein größere, naturgemäßere Formen zu geben, in denen sich zum Wohle der Gesamtheit alle Kräfte harmonischer entfalten können. — In tiefer Erkenntnis dieser sittlich-sozialen Sturm- und Drangepoche, an der Schwelle einer neuen Zeit, leuchtet uns Maeterlinck's Drama entgegen.

Marco Colonna, der weisheitsvolle Denker, ist der Träger der menschheitbeglückenden Ideen. Obgleich er im Reiche höherer Erkenntnis wandelt und alle Lebenswerte mit klarem Blicke abwägt, ungetrübt von der Leidenschaft des Egoismus, ist er kein Menschenverächter, kein weltabgewandter Pessimist, sondern hat sich im Herzen den köstlichen Schatz, das Mitleid, bewahrt, das feine Verständnis für irdischen Jammer! Seine tiefinnerliche Lebenserkenntnis, sein scharfes Durchdringen der menschlichen Psyche haben ihn immer wieder auf den rauhen Tummelplatz der Wirklichkeit geführt, wo er helfend und läuternd bestrebt ist, den Menschen beizustehen und sie zu befreien aus den Zwangsvorstellungen kleinlicher Selbstsucht und Konvention. Auch in der schwersten Stunde seines Lebens, als er dem eigenen Sohne die verhängnisvolle Botschaft des Feindes überbringt, bleibt Marco's Urteilskraft ungetrübt von persönlicher Eingebung. Alle Worte der Empörung und Verachtung, die der Sohn ihm entgegenschleudert, sucht der Vater begütigend durch Milde einzudämmen. Er weiß nur zu gut, wie schrecklich dem tapferen Guido, der täglich sein Leben für Pisa in die Schanze schlägt, der elende Handel sein muß, in dem sein Höchstes, sein angebetetes Weib, verschachert werden soll. Aber Marco denkt tiefer und weiter. So sehr seine individuelle Empfindung sich auch gegen das Opfer der einen Einzigen aufbäumt, so erkennt er dasselbe doch als absolute Notwendigkeit an, da es die Gesamtheit vor Vernichtung schützt. Das tragische Schicksal der Einzelnen fällt nur leicht ins Gewicht, wenn es sich um die Errettung eines ganzen Volkes handelt! Große Konflikte, die außerhalb des Alltäglichen liegen, dürfen, Marco's Auffassung gemäß, nicht nach Einzelgefühlen und nach dem Maßstab der Konvention beurteilt werden, sondern aus dem allgemeinen Zusammenhang heraus, der sie geboren hat. Erst wenn dies geschehen, wird als notwendige Folge aller wahren Gerechtigkeit auch die Barmherzigkeit zur Geltung kommen, ohne welche alle unvollkommenen menschlichen Einrichtungen von Rechts wegen der Vernichtung anheim fallen müßten.

Die erhabene Gestalt des Marco Colonna giebt dem ganzen Drama die großzügige Atmosphäre. Er erinnert — sowohl tiefinnerlich, als auch in seiner abgeklärten Formvollendung — an den Chor in den altgriechischen Dramen, mit dem Unterschiede, daß sich der Marco nicht passiv verhält, sondern, den Regungen des Mitleids folgend, in die Handlung eingreift.

In herrlichem Gegensatze zu der wissenden Erkenntnis Marco's steht die einfache, naive Opferfähigkeit Vanna's. Es ist ungemein feinsinnig und bedeutungsvoll, daß Maeterlinck das Weib zur Trägerin des sozialen Instinktes macht. Für Vanna giebt es keine Wahl, keine langwierigen Reflexionen; schweigend, ohne fremden Rat einzuholen, geht sie dahin. Der Notschrei aus vielen tausend Kehlen treibt sie fort, vor ihm verstummt jede persönliche Rücksicht! Ihr Entschluß ist um so größer, weil sie bis zu dieser tragischen Stunde in absoluter ehelicher Abhängigkeit gelebt hat. Traumhaft, willenlos ist ihr Dasein in der Konventionsehe dahingeflossen, ohne daß der kühne Schwung ihrer Seele sich hätte entfalten können. So ist der große Augenblick, in dem sie die Erretterin

Digitized by Google

ihres Volkes wird, zugleich der ihrer Selbſtbefreiung. Prinzivalli's Großmut und ſeine ſinnigen Erzählungen aus der Jugendzeit zaubern liebliche Bilder vor ihre Phantaſie. Wie eine Offenbarung überkommt es Vanna, als Prinzivalli von ſeiner Liebe ſpricht, die er bei aller Hoffnungsloſigkeit ſeit langen Jahren ſorgfältig bewahrt und gehütet, als das Heiligtum ſeines unſteten Wanderlebens. Sie erkennt plötzlich, daß es auch noch eine tiefere Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Weib geben kann, als die Verkettung durch Begierde oder durch die Laune äußerer Verhältniſſe. Die natürliche Wahrhaftigkeit und Größe von Prinzivalli's Geſinnung reißt Vanna heraus aus dem dumpfen Zwang, in dem ſie bis dahin gelebt hat; ihr iſt, als ginge ein Jugendtraum in Erfüllung; Glücksahnungen umgaukeln ſie lieblich — in dieſe hinein ertönen plötzlich mit gewaltigem Brauſen die Dankesglocken von Piſa! Der Himmel ſtrahlt wieder von den Freudenfeuern des geretteten Volkes, gerettet durch ſie, durch ihren Opfermut! Eine ekſtatiſche Stimmung überkommt ſie; losgelöſt von aller irdiſchen Laſt, feiert ſie die glücklichſte Stunde ihres Lebens!

Voller Zuverſicht in das feſte Vertrauen Guido's kehrt ſie heim. Doch, mit Entſetzen gewahrt ſie, daß die große Erkenntnis, die ſich ihr ſoeben erſchloſſen, dem kleinlichen Unglauben weichen muß! Mit der Energie der Verzweiflung kämpft ſie gegen Guido's Mißtrauen an, aber vergebens! Seine Stimmung hat ſich auch dem Volke mitgeteilt, das er zum Richter aufruft! Erſt als ſich Vanna von Allen verleugnet ſieht, greift ſie zur Lüge, um ſich und Prinzivalli zu retten, denn dieſer Augenblick ſchrecklicher Enttäuſchung hat ſie auf ewig von Guido getrennt. Der Abgrund des Unglaubens, der ſich zwiſchen ihr und dem Gatten aufgethan, iſt unüberbrückbar, Vanna's Seele iſt erwacht, und nur eine Liebe, die über alles Mißtrauen erhaben und auf Wahrhaftigkeit begründet iſt, hätte ſie wieder mit ihm vereinen können.

Marco und Vanna gegenüber ſteht Guido als Vertreter herkömmlicher Anſchauungen. Er iſt menſchlich durchaus begreiflich, wahrſcheinlich den Meiſten viel verſtändlicher als die beiden anderen, die als Apoſtel einer beſſeren Zukunft utopiſch erſcheinen, während Guido den heutigen Durchſchnittstypus repräſentiert. Seiner Meinung nach iſt es eine unerhörte Feigheit, den Vorſchlag des Feindes anzunehmen und Vanna preiszugeben, ſo lange er und die Männer Piſas noch verteidigungsfähig ſind, trotzdem er genau weiß, daß aller Kampfesmut vergebens iſt und der morgende Tag das tragiſche Geſchick der Stadt beſiegeln wird. Da jedoch der rettende Ausweg ſeinen Gefühlen durchaus zuwider iſt, verſchmäht er ihn. Sein Leben würde er preisgeben, aber an ſeine Ehre läßt er nicht rühren, ſelbſt wenn es ſich um die Rettung von Tauſenden handelt. Da Guido bis ins Tiefinnerſte überzeugt iſt, daß ſein Standpunkt der allein richtige, der allein mögliche iſt, glaubt er auch unbedingt, daß Vanna auf ſeiner Seite ſteht, und iſt bereit, ſich ihrer Auffaſſung unterzuordnen. Als er ihre Antwort vernimmt, ſinkt eine Welt in ihm zuſammen; er fühlt ſich vom Leben genarrt, gehöhnt, alles, an was er geglaubt, was felſenfeſt für ihn begründet ſtand, löſt ſich auf in leeren Wahn. Nirgends findet er Halt oder Gegengewicht, weil ihm der große Zuſammenhang der perſönlichen Gefühle mit den Empfindungen der menſchlichen Geſamtheit fehlt, der allein in den ſchweren Enttäuſchungen des Lebens ein kräftiger Rückhalt ſein kann. Hätte er nur das geringſte Verſtändnis für Vannas Seelengröße und ihren Opfermut, er würde darin ſchon Troſt finden, ſtatt deſſen ſucht er voller Verzweiflung nach niedrigen Triebfedern für ihre Handlungsweiſe. Er denkt nur an die eigene Schmach, und das Einzige, was ihn noch mit dem Leben verbindet, iſt die erwachende Rachelust. Sie beherrſcht ihn ſo unbedingt, daß er der veränderten Situation des letzten Aktes ganz verblendet gegenüber ſteht. Als er erfährt, daß ſein Todfeind vor ihm ſteht, iſt Guido wie von Sinnen! Nun braucht er ſich nicht mehr vor der Oeffentlichkeit zu verkriechen, denn die Vergeltung iſt ihm geſichert, er wird den Schild der Ehre mit dem Blute Prinzivallis reinwaſchen! Dieſe glänzende, ſchnelle Befriedigung ſeiner Rache macht ihn taub gegen Vannas Flehen und ihre ſchwerwiegenden Worte. Der Egoismus hat alle beſſeren Gefühle in ihm erſtickt, deshalb thut er ihr auch die unerhörte Schmach an und ruft das Volk zum Richter auf. Er kann und will die große Wahrheit nicht glauben, die ſie ihm verkündet, denn dann müßte er ja die Rache preisgeben, auf der er ſein neues Leben aufbauen will, und das kann er nicht. Deshalb glaubt er lieber der Lüge, die ihm geſtattet, dem Haß zu dienen nach altem guten Brauch! So wird er in leidenſchaftlicher Selbſtverblendung und Engherzigkeit der Vernichter ſeines Glückes!

Maeterlinck hat in „Monna Vanna“ das erſte moderne Drama großen Stiles geſchaffen, welches ganz objektiv das Ringen unſerer Zeit nach höherer Erkenntnis und Harmonie verkörpert. Gerade weil das Werk dieſe Einheit, dieſen großen Stil hat und nicht aus der Mittelſtufe des Lebens, ſondern aus den Höhen und Tiefen desſelben, aus dem großen allmenſchlichen Schickſal geboren iſt, findet es gegenwärtig noch keine entſprechende Würdigung. Monna Vanna iſt, wie jedes große Kunſtwerk, ſeiner Zeit voraus und nur dem tiefen, wahrheitſuchenden Denken zugänglich, denn es rüttelt die Menſchen auf und zwingt ſie zur Einkehr, zur ſcharfen Kontrolle ihres durch alte Gewohnheiten irregeleiteten Gedanken- und Gefühlslebens. Die Barmherzigkeit der That, die gegenſeitige Hilfeleiſtung ſoll unſerer Kultur den höheren Wert verleihen! Das feine doppelſinnige Schlußwort: Le beau rêve va commencer weiſt in eine beſſere Zukunft, in eine Zeit, die der Verwirklichung der Gemeinſchaftsideale näher ſtehen wird.

Maeterlinck belehrt uns durch ſein Drama, wie jeder wahre, überzeugte Künſtler belehren muß. Er zeigt uns — die wir im Wirrwarr des Lebens mit auf und niederwogen — den Stern, der ihm in der großen, erhabenen Mußeſtunde, in der Sabbatſtille des Dichtergeiſtes auf reinen Pfaden geleuchtet hat. Durch Maeterlinck wird das große Wort wieder Wahrheit, was einſt im Theater zu Athen ausgeſprochen wurde: Was der Lehrer dem Knaben iſt, ſoll dem Erwachſenen der Dichter ſein.

Gloſſen zur Tagesgeſchichte.

Ganz Berlin — und durch die uns geläufige Gedankenübertragung mittels Telegraph und Druckerſchwärze auch ganz Deutſchland faſt — ſtand in dieſer Woche unter dem Zeichen des Spiritismus. In dem Gerichtsſaal, wo das Blumenmedium Anna Rothe, anſcheinend leider völlig von ihrer früheren Nervenkraft verlaſſen, ſich von der groben Anklage auf Betrug vergeblich zu reinigen verſuchte, marſchierten in unheimlich großer Menge die Zeugen auf, um ihre Sinneseindrücke, Wahrnehmungen und Vorſtellungen, Hallucinationen und Illuſionen, zuletzt ihr Theorien von der Geiſterwelt und ihre ſtille Sehnſucht nach perſönlicher Unſterblichkeit zu entwickeln. Eins iſt ſicher, wie es übrigens von allen Kennern der Volksſeele in geſunden und kranken Tagen längſt vorausgeſagt worden iſt, daß auch dieſe „Entlarvung“ der Sache des Spiritismus einen mächtigen Aufſchwung geben wird, zumal der hyſteriſchen und nervenkranken Perſon die Märtyrerkrone nicht erſpart geblieben iſt. Man wird ſich doch ſehr ernſt fragen müſſen, ob dies robuſte Einſchreiten der Potizeigewalt gegenüber pathologiſchen Zuſtänden im Intereſſe der Geſundung

Digitized by Google

der Volksseele in der That zweckmäßig gewesen ist. Die zweifellos zwar gutgläubigen, aber doch schwache Geister verwirrenden fehlerhaften Beobachtungen, die hier in breitester Oeffentlichkeit vorgetragen wurden, der warme Herzenston der Ueberzeugung, mit dem viele Zeugen ihre Aussagen machten, der ganze Nimbus von scheinbar unerklärlichen und unsere ganze Wissenschaft anscheinend umstoßenden „Thatsachen", bei denen trotz aller Ausscheidung der groddetrügerischen Manipulationen immer noch etwas hängen zu bleiben schien, alles das imponiert dem kleinen Mann sehr viel mehr, als alle Enthüllungen von Polizeikommissaren. Denn er hört meist zum ersten Mal davon und weiß nicht, kann auch gar nicht wissen, daß ein großer Teil aller dieser scheinbar unerklärlichen Phänomene, wie die unwillkürlichen Muskelbewegungen, die unbewußte Gehirnthätigkeit, die Spaltung des Bewußtseins im Zustande der Hypnose und des Somnambulismus, die Hallucinationsansteckung, ja die drahtlose Telegraphie der Gedankenübertragung bereits zum festen Besitzstand der psycho-physischen Wissenschaft gehört, nur daß hier selbstverständlich nicht mit so kindlich-naiven Hypothesen, wie die der Geister und Astralleiber, der Materiolisierung und Entmaterialisierung, gearbeitet wird. Vergessen wir doch nicht, daß auch geistig sehr hochstehende Männer und Philosophen, ein Ulrici und Zöllner, um nur diese zu nennen, dem geheimnisvollen Zauber einer durch stille Wünsche und vorgefaßte Theorien genährten Konstruktion des Uebersinnlichen und Uebernatürlichen zum Opfer gefallen sind.

Es ist immer mißlich, wenn in das weltabgewandte Laboratorium, wo kundige Männer mit aller erdenklichen Vorsicht schwierige Untersuchungen vornehmen, die Menge eindringt, weil einmal ein Charlatan mit der erborgten und nur halbverstandenen Weisheit auf dem Markte Narren zu ködern verstand. Auch die Notwendigkeit einer Ahndung des Betruges scheint uns nur eine schwache Rechtfertigung. Wenn auch Betrug in unserm Strafrecht kein Antragsdelikt ist, so müßte es doch ins Gewicht fallen, daß die Mehrzahl der angeblich Betrogenen das nicht wahr haben wollte; jedenfalls dürfte es schlimmere Fälle von Betrügerei geben, die ein Einschreiten der Staatsanwaltschaft nötiger hätten. In Summa: Wir können den Prozeß nicht als einen Kulturgewinn betrachten, weder nach seiner Veranlassung, noch nach seiner Inszenierung und seinem Ausgang. —

Streiflichter.

Strafverschärfung aus politischen Rücksichten. Der Fall ist leider so häufig, daß man die drohende Abstumpfung des Gewissens gegen solches Verfahren nur durch gelegentliche Hervorhebung von Einzelvorkommnissen abwenden kann. Wir lesen in der Berliner Volkszeitung:

Wegen Beleidigung eines Landeshuter Schuhfabrik-Besitzers war der Redakteur der sozialdemokratischen „Landeshuter Volkszeitung" angeklagt. In dem beanstandeten Artikel war die Arbeitszeit um eine Stunde zu lang und nach der Auffassung des Gerichts der Durchschnittslohn der Schuhmacher um eine Kleinigkeit zu niedrig angegeben. Der erste Irrtum war zwei Nummern nach Erscheinen des Artikels sofort berichtigt worden. Formelle Verstöße sind in dem Artikel nicht zu finden. Das Gericht verurteilte den Redakteur aus § 186 — Verbreitung unwahrer Thatsachen — zu einem Monat Gefängnis. Der Redakteur ist vollständig unbestraft. Die Tendenz der Zeitung rechtfertigt eine scharfe Bestrafung, sagt das Gericht.

Die Richter scheinen also selbst die Notwendigkeit der Begründung einer verhältnismäßig so hohen Strafe bei einem so milden Fall eingesehen zu haben. Nun ließe sich ja denken, daß die „Landeshuter Volkszeitung" — wir kennen sie nicht — die Erregung von Haß und Zwietracht unter den Bevölkerungsklassen gewohnheitsmäßig und absichtlich betreibe; dann mußte dies in der Begründung gesagt werden, vorausgesetzt, daß es als gerichtsnotorisch angenommen wurde. Wenn aber nichts als die „Tendenz" der Zeitung als Grund angegeben ist, so kann und wird jedermann eben nur die politische Richtung darunter verstehen. Diese aber ist seit Aufhebung des Ausnahmegesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie nicht strafbar und darf folgerichtig auch nicht zur Strafverschärfung herangezogen werden.

Wenn man sich nur einmal klar werden wollte, welche Verwüstung und Verhetzung solche Richtersprüche in den Seelen vieler Volksgenossen anrichten müssen! Daß der bisher unbescholtene Redakteur für einen Irrtum den er freiwillig sofort widerrufen hat, einen Monat zur Besserung seiner verwerflichen Gesinnung im Gefängnis nötig haben sollte, ist doch wahrhaftig schwer genug anzunehmen. Dafür aber ist in Tausenden von Mitbürgern das bittere und vergiftende Gefühl wachgerufen: Wir haben eine Klassenjustiz und das Recht wird nach politischen Rücksichten hin gebeugt. Das Ganze nennt man dann Bekämpfung der Sozialdemokratie!

* * *

Fortschritte in der sexuellen Ethik. Die wichtige pädagogische Frage, die an jeden Vater und an jede Mutter einmal gebieterisch herantritt, die Frage: „Wann und wie ist die heranwachsende Jugend über sexuelle Dinge aufzuklären", wird nach unserem Vorgang in immer weiteren Kreisen ernsthaft erörtert. Pädagogen, Aerzte und Laien sind gleichermaßen zu der Anschauung gelangt, daß mit der alten Verheimlichungs- und Vertuschungsmethode gebrochen werden müsse, daß man die Jugend rechtzeitig, aber taktvoll und ihrem Verständnis entsprechend, über die Grundlagen des Geschlechtslebens aufklären und in einem gewissen Alter auch auf die Gefahren der Geschlechtskrankheiten aufmerksam machen solle. In dieser Richtung bewegt sich eine auf der letzten Brüsseler Konferenz zur Bekämpfung der venerischen Krankheiten einstimmig gefaßte Resolution, und zu demselben Standpunkt bekannte sich, was noch bedeutsamer ist, bei seiner letzten Tagung in Wiesbaden der Bund deutscher Frauenvereine, dessen Vorsitzende, Frau Henriette Goldschmidt, das Thema „Belehrung über die geschlechtlichen Verhältnisse in Schule und Haus" zur Erörterung gestellt hatte. War man auch über die Art der Aufklärung verschiedener Ansicht, so war man sich doch einig darüber, daß eine solche überhaupt dringend erforderlich sei. Auch die vor einigen Monaten in Berlin gegründete „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" wendet dieser und ähnlichen Aufgaben ihre volle Aufmerksamkeit zu.

* * *

Fürsorge für die geistig Zurückgebliebenen. Daß bei dem Unterricht und der Erziehung schwachsinniger Kinder die bessernde Hand sehr not ist, erhellt aus einem Vortrag, den Herr Stadt- und Kreisschulinspektor Dr. v. Gizycki hielt. Redner hat wohl in seinem Schulkreise die meisten „Nebenklassen" (an einer Schule sogar 7), und sprach deshalb aus Erfahrung, die er bei seinen Revisionen und Inspektionen gesammelt hat. Folgende Punkte gaben den Kern seines Vortrages an: Um eine genauere Beobachtung der Fortschritte in der geistigen Entwickelung zu ermöglichen, ist bei der Einschulung eine Feststellung der von den Kindern mitgebrachten positiven Kenntnisse in den Hauptfächern notwendig. Die noch nicht unterrichtsfähigen Kinder sind in einem Vorkursus, der die Aufgabe hat, sie zu größerer Beherrschung des Denkens und Verhaltens zu erziehen, auf den regelmäßigen Unterricht in der Nebenklasse vorzubereiten. Schwachsinnige Kinder, die mit Sprach- und Gehörfehlern behaftet sind, müssen erst von ihren Gebrechen befreit werden, ob in besonderen Vorbereitungsklassen oder in Stotterheilkursen, das hängt von dem Grade ihres Gebrechens ab. Das Wissen muß hinter dem Können zurücktreten und der Unterricht praktisch gestaltet werden durch Spaziergänge, Selbstthätigkeit beim Spiel, Handfertigkeitsunterricht und praktische Uebungen.

Im Anschluß daran sei mitgeteilt, daß sich in diesen Tagen ein besonderer Erziehungs- und Fürsorge-Verein

für geistig zurückgebliebene (schwachsinnige) Kinder in Berlin gebildet hat. In dem Aufruf, der uns zuging, heißt es treffend:

Für jeden Menschenfreund besteht darüber kein Zweifel, daß die sozial-wirtschaftlichen Umwälzungen der Neuzeit nachteilige Einflüsse auf die Jugenderziehung ausgeübt haben. Manches alleinstehende aber überdurchschnittene Menschenkind erliegt den neuen, ungünstigen Entwickelungs- und Existenzbedingungen und geht für Zeit und Ewigkeit verloren.

Diese Thatsache berührt jeden Menschenfreund aufs tiefste, besonders wenn er das Kinder gedenkt, die von Natur mit einem schwachen Geiste ausgerüstet sind. Nicht begabt mit körperlicher Kraft und Gewandtheit, schneller und richtiger Ueberlegung, nicht selten behaftet mit einer krankhaften Anlage, oft nicht ausgebildet in den allereinfachsten und allernotwendigsten Kenntnissen und Fertigkeiten, hervorgegangen aus oftmals sehr kümmerlichen Verhältnissen, und doch mitten hineingestellt in den Kampf des Daseins, müssen viele dieser geistig Minderwertigen besonders noch der Schulentlassung, nun der unerbittlichen Härte des Geschicks erfaßt und aufgerieben, ein Spielball der Verführungen, ein Opfer der Not, der Ausbeutung und der Laster werden, müssen sie, getrieben von den Verhältnissen, durch Verbrechen gegen Leben und Eigentum, Meineide, Auflehnung gegen die staatlichen Sicherheitsorgane, gegen die militärische Disziplin in Konflikt geraten mit den Strafgesetzen und enden im Arbeitshaus, Gefängnis oder Zuchthaus, müssen sie somit eine Gefahr werden für das Wohl des Einzelnen und der Gesamtheit oder eine Last für die Armenpflege in Gemeinde und Staat.

Es ist immerhin bezeichnend, daß auch bei einem solchen humanitären Werk der Gedanke der sozialen Gefahr der geistig Minderwertigen für die Andern mit in den Vordergrund gestellt werden muß. Wir tadeln das nicht, wie die Verhältnisse eben liegen; wir merken es nur an, um den Hochmut zu dämpfen, als wären wir heute schon so außerordentlich humanitär, den schwachen Menschen bloß um ihrer selbst willen zu helfen.

Sprechsaal.

Mein in dieser Zeitschrift erschienener Artikel: „Die ethischen Pflichten der Bücherrezensenten" hat von der Redaktion des Blattes ein Schwänzchen angehängt bekommen, das mir nicht ganz richtig zu hängen scheint. Ich möchte der betreffenden Stelle daher gern einige erklärende Worte hinzufügen. In meinem Artikel habe ich unter Anderem für das Unterzeichnen jeder Bücherkritik mit voller Namensunterschrift als für ein Postulat der Ehrlichkeit plaidiert. Die Gründe, aus welchen ich dieses Postulat herleitete, sind in meinem Artikel bereits erörtert worden. Hier handelt es sich nur darum, den Vorwurf der Redaktion, ich hätte in dieser Frage „beträchtlich über das Ziel hinausgeschossen", klarzustellen. Die Redaktion meint zunächst, auch Pseudonym oder Chiffre genügten wohl, da sie überaus häufig weit über den Interessentenkreis hinaus bekannt seien. Für das Pseudonym will ich das gelten lassen. Das Pseudonym, dessen Gebrauch sich aus sehr vielen Gründen rechtfertigen läßt, mag freilich die Thatsache nicht ausschließt, daß Feigheit und Trägheit auch hier sehr oft Patenstelle bei ihm vertreten, übernimmt in den meisten Fällen überhaupt vollständig die Stelle des Namens ein, ja, es kann sogar leicht der Fall eintreten, daß die Unterzeichnung einer Rezension mit dem Pseudonym eine mutigere That ist, als das Unterzeichnen mit dem eigenen, in der Schriftstellerwelt völlig unbekannten Namen. Ganz anders liegen die Verhältnisse aber bei der Chiffre. Daß die Chiffre weit über die Interessentkreise bekannt ist, dürfte doch wohl nur sehr selten vorkommen. Ich kenne einen Fall, in welchem ein Neuling in ein Blatt einen schorfen Artikel mit Chiffre schreibt. Selbst die langjährigen Abonnenten der betreffenden Zeitschrift kennen ihn nicht, geschweige denn weitere Interessentenkreise. Der Autor ist zunächst . . . straflos. Will man seiner habhaft werden, giebt es nur den gerichtlichen Weg, gewiß kein schöner, oft nicht einmal leicht zu beschreitender Weg! — Ferner führt die Red. die schuldige Rücksicht auf Amt und Lebensstellung als Rechtfertigungsgrund an. Auch mit diesen Rücksichten wird oft viel Unfug getrieben. Es giebt Herren vom Adel, die meinen, ihrem Namen etwas zu vergeben, wenn sie ihn unter ihre Veröffentlichungen setzen. In vielen anderen Fällen freilich wird diese Rücksicht ja am Platze sein. Aber für Bücher-Rezensionen — uns nur um diese handelt es sich an jener Stelle — wird dieser Fall doch nur sehr selten eintreten.

In einem anderen Punkte bin ich, scheint es mir, von der Redaktion mißverstanden worden. Ich habe behauptet, wenn möglich solle auch jeder politische Artikel namentlich unterzeichnet werden. Mit dem „wenn möglich" habe ich sagen wollen: Ich weiß, daß es heutzutage bei dem scharf ausgeprägten Beamtencharakter weiter Stände, sowie der pekuniären Abhängigkeit vieler Volksschichten noch nicht für Alle möglich ist, alles, was sie schreiben, mit voller Namensunterschrift zu unterzeichnen. Eine solche Forderung würde mit der konservativen Forderung eines nicht mehr geheimen, sondern öffentlichen Wahlrechts zusammenfallen, also der Reaktion Haus und Thor öffnen. Solche Forderungen sind, einen im idealen Kern sie auch haben mögen, solange nicht durchführbar, solange wie unsere jetzige Wirtschaftsordnung dauert, ja, vielleicht noch länger. Mit dem „wenn möglich" habe ich aber etwas ganz anderes sagen wollen. Warum soll nicht der Berufsjournalist — wie das übrigens fast ganz allgemein in Frankreich, weniger allgemein auch in Italien bereits heute der Fall ist — den politischen Artikel mit voller Namensunterschrift unterzeichnen? Die Ausschaltung der Autoreneitelkeit ist doch wohl kein ernsthafter Grund dagegen. Abgesehen davon, daß m. E. die Autoreneitelkeit zumeist schon befriedigt ist, wenn sie sich das erste Halbdutzendmal „gedruckt" gesehen hat, liegt eine Suche doch zweifellos, auch wenn sie vorhanden sein sollte, all die Schäden nicht auf, welche die Anonymität unserer Journalistik mit sich gebracht hat. Heutzutage wird der Kampf nur zwischen „Zeitungen", nicht zwischen Zeitungsredakteuren gekämpft. Ist er dadurch anständiger im Ton und in den Mitteln geworden? Diese Unsitte zieht doch nur die Heuchelei groß. Neulich sagte mir allen Ernstes ein als sehr „derber" Polemiker bekannter Redakteur: „Ich bin immer sehr anständig in meiner Kampfesweise, weil ich stets immer unpersönlich bleibe." — „Aber", erwiderte ich ihm, „Sie haben doch erst neulich Ihre Feindin hier am Ort ein infames Schmutzblatt genannt." — „Aber was wollen Sie denn mehr", beruhigte mich der „derbe" Redakteur lachend, „ich habe doch niemanden beleidigt!" — Es ist nur die Frage, ob er in der Polemik gegen einen bestimmten Artikel des feindlichen Blattes, wenn dieser namentlich unterschrieben waren wäre, sich überhaupt solcher Ausdrücke bedient haben würde. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Einführung der Namensunterschrift für politische Artikel — immer genügende Preßgesetze vorausgesetzt! — konversionernd wirken würde.

R. Michels.

* * *

Ihr Artikel: Religiöse Erziehung in Mischehen (Nr. 12 S. 94) veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen:

Die Frage, ob die religiöse Erziehung der Kinder dem öffentlichen oder bürgerlichen Rechte angehört, ist ja der Theorie streitig. Gleichwohl wurde in der zweiten Kommission der Versuch gemacht, die Frage im B.G.B. zu regeln. Dies wurde jedoch abgelehnt aus Besorgnis, es könnte an dieser Frage das ganze Gesetz scheitern. Unser B.-G.-B. entscheidet also diese Frage nicht, vielmehr bestimmt Art. 134 Einf.-Ges. z. B. G.-B.: Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über die religiöse Erziehung der Kinder. Es ist daher nicht recht verständlich, „wie Dr. B. in diesem letzten Punkte das B. G.-B. korrigiert wissen will." Ebenso unverständlich erscheint mir die Ueberschrift des B.'schen Referates.

Moreus.

Vermischtes.

Der „Verein der Freundinnen junger Mädchen" besitzt in Deutschland eine ganze Reihe für Stellensuchende unentgeltlich geführter Stellenbureaus — nur die veranlagten Portoauslagen werden ersetzt — in allen großen Städten. Diese Stellenvermittlungen legen naturgemäß den Hauptton auf gewissenhafte Vermittlung. 5000 zum Helfen bereite Frauen in Deutschland und 4400 in allen übrigen Ländern der Welt bilden die allein dem Verein zugänglichen Listen der Vertrauenspersonen, mit denen die genannten Stellenvermittlungen zum Besten der Auftraggeber und Stellensuchenden arbeiten. Es wird z. B. durch die von gebildeten Ständen stark benutzte Stellenvermittlung des Vereins — W. 9, Köthenerstraße 42 — kein junges Mädchen nach Italien, England, Rußland u. s. w. in Stellung geschickt, ohne vorherige genaue Erkundigungen über das Wie und Wo der Stellen bei den Vereinsmitgliedern in den betreffenden Ländern und Städten. Daß diese Stellenvermittlungen, welche nur zum Besten der Töchter unseres Volkes und durch die internationale Stellung des Vereins auch den Töchtern anderer Nationen dienen, mit großen Opfern des Vereins geführt werden, ist ebenso selbstverständlich, wie die Thatsache, daß in all diesen Stellen-Bureaus den Stellensuchenden nach besten Kräften Rat und richtige Hinweise für die passenden Berufe gegeben werde. Diese Hinweise sind naturgemäß von den Anforderungen des betreffenden Landes, der Befähigung und dem Naturell der Suchenden abhängig; der Verein der Freundinnen junger Mädchen hat deshalb seine Stellenvermittlungen dezentralisiert, denn nur auf diese Weise kann jede Einseitigkeit im Helfen und Beraten vermieden werden. Auskunft über die Adressen und die Adresse der zahlreichen Stellenvermittlungen des Vereins giebt der durch das Bureau des deutschen Nationalvorstandes, Berlin W., Köthenerstraße 43 zu beziehende ems „Ratgeber".

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

April-Programm.

Freitag, den 10. April, abends 7 Uhr, im Brandenburger Haus, Mohrenstraße. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder. Vorlesung von Paul Heyse's: „Maria von Magdala" durch Prof. Dr. Bruno Meyer. Nur für Mitglieder*).

Sonnabend, den 25. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses, Vortragender und Thema noch vorbehalten.

*) Die Mitgliedschaft wird erworben durch Annahme der Satzungen, Zahlung eines jährlichen Beitrages nach Selbsteinschätzung (mindestens 3 M.) und Anmeldung beim Vorstand oder im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III.

Aufruf
an Frauen und Mädchen besserer Stände!

Geleitet von einem ähnlichen Gedanken wie der, welcher die Ferienkolonien ins Leben rufen hat, habe ich im vergangenen Jahr ein kleines, soziales Unternehmen ins Werk gesetzt, das ich an dieser Stelle zur öffentlichen Kenntnis bringen möchte in der Hoffnung, daß es recht viele Frauen und Mädchen zur Nachahmung reizen möge.

Seit einem Jahr unternehme ich allwöchentlich mit einer Anzahl schwächlicher und bedürftiger Kinder (Knaben und Mädchen im Alter von 10—14 Jahren) Ausflüge in den Grunewald. — Um in der Auswahl der Kinder das Richtige zu treffen, wandte ich mich an den Rektor der Charlottenburger Gemeindeschule Nr. 8, Herrn Gericke, der mir Kinder zuwies, die sich bei der schulärztlichen Prüfung als besonders erholungsbedürftig herausgestellt hatten. Auch mochte mich der Herr Rektor auf die Haftpflichtparagraphen aufmerksam und gab mir den Rat, die Ausflüge auf einem persönlichen Abkommen zwischen mir und den Eltern der betr. Kinder zu basieren, um vor den Unannehmlichkeiten einer allzuweitgehenden Verantwortung geschützt zu sein. Ich setze die Spaziergänge in kleinerem Maßstabe auch im Winter fort und kann heute noch einjähriger Praxis sagen, daß sie sich ohne Komplikationen haben durchführen lassen. Den Kindern muß ich das beste Zeugnis ausstellen, sie sind immer verträglich und gehorsam gewesen und haben durch Spiel und Gesang stets die heiterste Stimmung angeregt.

Der Erfolg des kleinen Unternehmens liegt wohl in seinem Charakter selbst begründet, denn in der frischen, freien Natur harmonisieren sich die Gegensätze von selbst. So hat sich denn auch sehr bald zwischen mir und meinen kleinen Schutzbefohlenen ein durchaus kameradschaftliches Verhältnis ausgebildet, dank welchem ich sehr bald das Vertrauen der Kinder errang.

Nicht nur der sanitäre Vorteil solcher Spaziergänge kann mit der Zeit — wenn sie von vielen Frauen und Mädchen unternommen würden — von außerordentlicher sozialer Bedeutung werden, sondern auch der sittliche Einfluß des höher stehenden Weibes auf die Volksjugend würde seine heilbringende Wirkung nicht verfehlen. Der Dank, den alle Kinder dem Erwachsenen spenden, der ihnen Gelegenheit zur Freude giebt, besteht zum größten Teil in der Empfänglichkeit, die sie seinen Vorstellungen entgegenbringen. — Aber nicht nur dem Volke würde dieser intensivere Konnex mit den anderen Ständen Vorteile bringen, auch die gebildeten Frauen würden durch eine solche Betätigung ihr soziales Verständnis schärfen und die Gründe vieler Mißstände näher kennen lernen, die sie jetzt kritiklos verdammen, anstatt an der Hand eines tieferen Erkennens Abhilfe zu schaffen. Das weibliche Geschlecht hat vermöge seiner Naturanlagen einen feineren sozialen Instinkt als der Mann, und es ist vorauszusehen, daß die harmonischere Ausgestaltung des Gemeinschaftslebens immer mehr das Thätigkeitsgebiet weiblicher Fürsorge werden wird. Aus diesen so verschiedenen Gründen ist der Erfolg solcher gemeinschaftlichen Spaziergänge ein ganz unschätzbarer, und ich bin überzeugt, daß er bei starker Bethätigung sehr bald eine gute Wirkung ausüben würde und viele dunkle Punkte unseres Gesellschaftslebens vorteilhaft beleuchten würde. Wo wir Früchte ernten wollen, müssen wir alle säen helfen. Zu näherer mündlicher resp. schriftlicher Auskunft bin ich bereit.

W. Lutherstraße 5. Lilli Jannasch, Berlin.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Volksunterhaltung.

Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung.

Unter Mitwirkung des Schiller-Theaters

herausgegeben von

Raphael Löwenfeld.

Jährlich 12 Hefte. — Preis für den Jahrgang 3 Mark.

Probenummern gratis und franco.

Ethisch-humanistischer Jugendunterricht.

Beginn: 18. April, Nachm. 3 Uhr, Unter den Linden 16 III.

Zu dem von mir im Auftrage der humanistischen Gemeinde erteilten Jugendunterricht in der Lebenskunde nehme ich für den Ostertermin wieder Anmeldungen entgegen. Je nach Bedürfnis gliedert sich der Unterricht in einen religions- und kultur-geschichtlichen Kursus für Kinder (Knaben und Mädchen) von 14—17 Jahren und einen Kursus für Moralunterricht (10—14 Jahre). Zeit und Ort nach Vereinbarung. Der Unterricht ist frei.

Dr. Penzig.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Pioniere des sittlichen Fortschritts.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen:

« Le mouvement éthique »

par

Alfred Moulet.

Von

Dr. R. Penzig.

VI. und 102 Seiten. Preis Mk. 1.20.

INHALT:

I. Wesen und Ziele der Gesellschaften für ethische Kultur. II. Ethische Kultur und religiöser Glaube. III. Humane ethische Erziehung. IV. Ethische Kultur und Politik. V. Ethische Kultur und soziale Frage. VI. Ethische Kultur und Friedensbewegung. VII. Ethische Kultur und Frauenfrage. VIII. Die nationalen ethischen Verbände. IX. Der internationale ethische Bund. X. Die völkerverbindende ethisch-soziale Akademie.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14

☞ Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Neuen Frankfurter Verlags über „Das freie Wort" bei, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen. ☜

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 11. April 1903. | Nr. 15.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Osterglaube. Von Wilhelm Bölsche.
Faustschüler und Genossen Von Hans Schmidkunz, Berlin-Halensee.
Die englische „Volkskunst". Von W. T. Stead.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Rechte und Pflichten des Reichtums.
La mère.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.
Briefkasten

Osterglaube.

Von Wilhelm Bölsche.*)

Ueber dem Müggelsee liegt eine ernste Duftstimmung des Frühlings, doch noch ohne starke Farben.

Der Himmel wie von leichtem Rauch verdunkelt, in dem die Sonne als gelbweiße Insel mit verwaschenem Umriß schwimmt. Der See giebt das wieder mit einem zartesten Perlmuttergrau, durch das ein Reflexband aus tanzenden Silberpunkten schaukelt. Drüben das Waldufer blaßblau darauf und über ihm die Müggelberge wie ein blaugrünes Wölkchen, ganz weich, in den Himmelsrauch verfließend. Gegen die Kirche von Rohnsdorf eine Mauer von ausgebleichtem, gelbem Schilf.

Ab und zu geht durch die tiefe Feierstille ein singender Ton und ein eigentümlich rhythmisches Rauschen; ein großer Keil von einigen fünfzig Wildgänsen kehrt zu seiner gewohnten Fünfuhrstunde von den Aeckern heim auf sein Wasserrevier.

In diesem Winter hat der See hier am Ufer unheimlich gewütet.

Mehrfach hat er seinen losen, tauenden Eiskeller in wilder Sturmnacht heraufgepreßt, daß der Sand samt seinem Grosrain zu hohen Wällen aufgetürmt worden ist. Einer alten Erle, die als äußerster Vorposten, mir seit Jahren vertraut, fast im Wasser stand, hat ein solcher Eisstoß die Hälfte ihrer polypenhaften schwarzen Wurzelstelzen glatt wegrasiert. Zerrissene Schilfmassen liegen allerorten wie Garbenbündel gehäuft.

Aber gerade aus diesem wüstem Domm der Zerstörung kommen jetzt die ersten wirklich leuchtenden Farben des echten Frühlings.

Aus der umgestürzten Grasscholle heben sich unzählige brennend karminrote Punkte: die noch zusammengefalteten Köpfchen der Maßliebchen. Dazwischen hier und da ein schon breit offener, tiefgoldener Stern: die Blüte des Huflattichs, die auf ihrem Schuppenstil dem Blätterkranz weit vorauseilt.

Es ist, als habe der um und um gewühlte Boden ihre Lenzfahrt zum Lichte nur beschleunigt.

Wie diese kleinen Sonnenaugen so aus dem wirren Strandgut der Sturmnacht lächeln, steckt ein unverwüstlicher Auferstehungs-Zauber darin: das ganze Feiertags-Wunder der Natur, ihre trotzige Osterstimme, die unser Grübeln auslacht. „Neu!"

Diese gelbe Huflattich-Blüte erlebt zum erstenmal die Sonne. Als Wunder erlebt sie sie.

Du hast gut reden, daß diese Pflanze so und so entstehen mußte, aus einer Keimzelle, und daß die Sonne do drüben hinter dem Wolkenflor, in ihrer einsamen Schwebe im eisig kalten Raum, zwanzig Millionen Meilen fern von hier, ebenfalls so und so entstanden ist, aus einem Urnebel in äonenfernen Tagen.

„Neu!"

Wir sind heute so alt geworden in unsern Gedanken, so weltenalt.

Wie ich den silbergrauen See hier anschaue, ist es, als flimmerten durch seinen Sonenstreifen dort ungezählte geisterhafte Bilderreihen. Das alles war er einst! Die Luft weht auf einmal eisig kalt. Da wälzen sich an Stelle dieser märkischen Seen die gelben Schmelzwasser von der tauenden Wand des ungeheuren skandinavisch-norddeutschen Gletschers der Eiszeit von Ost nach West vorbei. Gerade über Berlin ging ein solches Urstrombett. Mit den Gletscherwassern der nordwärts weichenden berghohen Eiswand mischten sich noch die vor dem Eis gestauten Wasser der Oder und Weichsel und flossen mit ihnen der Elbe zu. Aus diesen Tagen stammt der unendliche Sand, in dem dieses Land begraben lag, als es in der menschlichen Geschichte auftauchte, dieser Sand, der Berg und Thal nivelliert hat durch einheitliches Ausfüllen . . .

An diesem Nordufer des Müggelsees hier ist neulich gebohrt worden. Eine dünne Braunkohlenschicht kam zu Tage. Wieder ein Bild, ein noch älteres: die immergrünen Wälder der warmen Tertiärzeit, wo die riesigen Sumpfzypressen des heutigen Nordamerikas hier in der Mark wuchsen.

Ueber diese Urwälder ragte die Muschelkalkmasse von Rüdersdorf, vom Sande noch nicht verschüttet, vom Eiszeit-Binneneis noch nicht verwüstet, vielleicht noch als

*) Wir entnehmen diese Skizze mit Genehmigung des Verfassers seinem neuesten Werke: „Von Sonnen und Sonnenstäubchen". Berlin, Georg Bondi, 1903.

blauer Höhenzug, wie heute die lieblichen Muschelkalkberge Thüringens.

Als der Schlamm selbst sich aber absetzte, der diesen Kalkstein bildete, war hier Meer, tiefes Meer, Ozean mit Tintenfischen und Haifischen und Korallen.

Wenn die Wildgänse heute hier ans Ufer kommen oder die Krähen aus dem Walde anfliegen und im Schwemm-Moder herumstochern, so prägen sich ihre Füße zierlich im weißen Schlammstreifen der Wassergrenze ab. In der Epoche der Erdgeschichte, in der auch der Muschelkalk sich bildete, ist ein froschähnliches, aber viel größeres Scheusal bei Hildburghausen über solchen nassen Schlammgrund gelaufen, und seine eingeprägten Patschen, im Stein nachmals verewigt, zu dem der Schlamm geworden, stehen heute noch im Berliner Museum.

Es war eine austrocknende Salzlake, wo dieses Monstrum sein Wesen trieb, die Abdrücke von Salzkristallen beweisen es noch. So liegen auch bei uns in der Mark die riesigen Salzlager noch tief unter Sand und Braunkohle, Reste ausgedampfter Meeresbuchten. Sie sind noch eine Erdepoche älter als der Muschelkalk. Eine Landschaft gehört dazu, wie wenn wir uns heute an das Kaspische Meer versetzten.

An diesem Meer von damals aber wuchsen turmhohe Schachtelhalme statt Kiefern, und der Bärlapp, der jetzt wie ein Moos da drüben hinter den Müggelbergen auf dem Sumpfboden kriecht, bildete Bäume wie die Eiche.

Auf diesem ungeheuren Wandelpanorama von Bildern stehen wir. Es giebt nichts Neues, kein Wunder, nur eine ununterbrochene Folge.

Daß diese Lattichblüte hier keimt, lag schon in der uranfänglichen Stellung der Weltatome begründet.

Dieser Gedanke hat eine so riesige Gewalt übee uns heute. Immer wieder sinkt er wie ein Block auf uns, schwer und schwerer.

Alles ist gekommen, und alles wird wieder gehen, immer nach dem gleichen Gesetz.

Und den Ostersucher gähnt ein Wort an, in dem die Welt mit all ihrem Neuen versinkt wie in einem furchtbaren grauen Trichter — das Wort: „selbstverständlich".

Wo dieses Wort die Gedanken nivelliert wie der diluviale Sand das Gesteinsprofil der Mark, da giebt es kein Osterwunder mehr in Natur und Menschheit. Der Frühling ist nicht ein Zauber, der uns alle immer wieder mit jung macht, sondern eine ziemlich langweilige Bestätigung: mal wieder einer. Es werden sich Millionen aneinanderreihen, dann liegt der Kiefernwald hier auch wieder als eine irgendwie benannte zolldicke, schwarze Schicht in der Tiefe, und es ist wieder eine Epoche der Erdgeschichte um. Der große Trott des Selbstverständlichen aber geht weiter.

Und doch ist die Sehnsucht nach dem Wunderbaren in uns so heiß, heute wie nur je.

Nicht tot zu kriegen ist sie.

Weil sie unterdrückt wird, bricht sie an den tollsten Stellen aus. Wie der Schildbürger, der das Licht in der Mausefalle fangen will, zieht der Spiritist auf die Jagd nach dem Wunderbaren um jeden Preis. Ein Flüchtling vor dem zermalmenden „Selbstverständlich", kommt er aus der Natur hier draußen und setzt sich hinter verhängten Fenstern an den Tisch, bildet eine Kette aus nervös zitternden Händen, die alle das Wunder greifen möchten. Es klopft, ein altes Stuhlbein knackt — das ist das „Wunderbare". Hier draußen am freien See, wo die violette Erlenknospe bricht und das Silberband der Sonne flimmert, hat er es nicht finden können.

Ich aber möchte rufen wie der schlichte Wanderer, der von ungefähr in das vermauerte Rathaus zu Schilda kam: „Kinder, schlagt doch die Fenster ein!"

Was wollt ihr denn mit dem „Selbstverständlich"?

Dieses Selbstverständliche ist ja jetzt endlich das große Wunder unserer Zeit, das Wunder aller Wunder.

Nicht, daß mystische Blumen im dunklen Kabinett aus den Lüften regnen, ist das wahre Wunder für den echten Ostersucher von heute, sondern daß überhaupt auch nur die schlichteste Blume nach schlichtestem Naturzusammenhang aus dem Erdboden wächst!

Nur eine Rettung giebt es, daß unsere Sehnsucht den großen Osterpfad wieder findet durch unser sternenweit gedehntes modernes Wissen.

Es ist nämlich die: sich wieder resolut darauf zu besinnen, wie wunderbar das Natürliche selber ist.

Als Natürliches!

Ich will ihm nichts fortnehmen im strengsten Naturforschersinne. Ich will es nirgendwo durchbrechen. Aber gerade diese absolute, in sich geschlossene, durch und durch einheitliche Natur ist mir dann auch wieder das höchste Wunder.

Was für ein unsagbar Geheimnisvolles ist diese „Gesetzmäßigkeit" allen Geschehens.

Warum ist die Welt nicht wirklich ein Haufen regellos stäubender Atome? Warum ist sie diese Blume und dieser See und dieser Frühlingshauch?

Im Grunde schon: welch Wunder ist es, daß überhaupt etwas ist!

Und dann, da dieses erste Wunder uns immer wieder wie ein Auferstehungsmorgen geschenkt ist — das zweite, nicht minder große: daß es Verschiedenes giebt.

Immer, wohin wir sinnen und forschen mögen, bewegt uns dieses dunkle Ahnen, daß alles in einem ewig Einen schwimmt, eine tiefste kosmische Einheit bildet. Und doch ist dieses Eine auseinandergespannt zu dem unendlichen Majaschleier des Vielfältigen. Nicht bloß Sonne, sondern auch See, der sie spiegelt. Und am See dieses liebliche Blumenauge, eine Individualität wie ich. Und ich selbst, in dessen ostersuchendem Auge noch wieder das alles schwimmt.

Wieder in diesem Verschiedenen, diesen verschiedenen Möglichkeiten aber das vielleicht allerhöchste Wunder, das freilich oft am wenigsten beachtet wird: — daß nämlich in der Konkurrenz dieser Möglichkeiten das Bessere, das Zweckmäßigere, das Harmonische fort und fort sich erhält, während das Disharmonische beständig fällt und fällt.

Millionen Würfel fliegen mit Unzweckmäßigem gegen zehn gute — diese zehn aber siegen, weil sie gut sind. Auf ihnen triumphieren die Entwickelung, der Fortschritt.

Es ist so ungeheuer leicht, gerade dieses Weltgesetz als „selbstverständlich" abzuthun. Aber das ist ja gerade das Wunderbare, daß es uns so fest umfängt als ein Ur-Weltgegebenes, daß wir es wie Luft und Sonne als das Allerselbstverständlichste hinnehmen.

Und doch hat sich an diesem Gesetz, diesem urgesetzten Grundwunder, die Welt zu einem Kosmos emporgegipfelt, anstatt ins bodenlose Chaos zu fallen. Dieses Sieb des Gesetzes, daß das Harmonische, das Zweckmäßige einen Erhaltungsvorsprung hat vor dem Disharmonischen — es hat gesiebt und gesiebt, immer wieder eine Auslese des noch Besseren, noch Zweckmäßigeren aus der rinnenden Atomwolke des Seins herausgesiebt. An der Leiter dieses Gesetzes ist die Liebe aufgestiegen, vom schlichten Anfang des Wurms bis zum strahlenden Kelch der Menschenliebe. An ihr ist die Kunst heraufgekommen. Aus diesem Gesetz ist der schlichte Imperativ des Guten immer wieder auferstanden an tausend und tausend Ostermorgen der Weltgeschichte. Wie Wunder sind diese Dinge aufgesproßt.

Der nüchterne Verstand meinte sie für die Nüchternheit seines „Selbstverständlich" eingefangen, wenn er ihr gesetzmäßiges Werden erwies. Aber gerade in höchster

Digitized by Google

Wahrheit war dieses Werden nur möglich durch die Thatsache des einen großen Weltenwunders: eben der Gesetzmäßigkeit. Und selbst diese Gesetzmäßigkeit hätte sie nicht vom Baum pflücken können, wenn nicht die Wurzel dieses Baumes in dem andern großen Ur-Wunder lag.

Das Wunder des Natürlichen!

Mir war, als hauchte es jetzt wirklich in leisen Osterglocken über den einsamen See.

Die Sonne hatte sich mehr befreit. In dem breiter strömenden Silberbande zuckte etwas wie das Lachen eines schönen Mädchens, das schelmisch die blanken Zähne zeigt.

Geh heim mit deinem „Selbstverständlich".

Gerade das Tiefste, der Weltboden, auf dem du mit all deinem Grübeln stehst, ist in jedem Augenblick immer nur wieder ein Geschenk, das dir verliehen wird, ohne daß du einen Grund weißt.

Es ist, — mit der ganzen jubelnden Oster-Kraft, die den Fels von der dunklen Höhle wirft.

Faustschüler und Genossen.

Von Hans Schmidkunz, Berlin-Halensee.

(Nachdruck verboten.)

Man erinnert sich immer wieder gern der Scene in Goethes „Faust", da der neue Schüler von Mephistopheles an Faustens Stelle die berühmten Belehrungen über das Universitätsstudium erhält. „Mir wird von alle dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum." Mancher mag auch in respektvoller Stille gedacht haben, daß doch in den vier Menschenaltern seither die Sache nicht viel besser geworden sei, daß der junge Fuchs immer noch nicht recht wisse, was er wolle, noch auch, was man mit ihm wolle. Weniger gedachte man der in Goethe's Faustplan wohlangebrachten Ergänzung dieser Scene durch die analoge Stelle im zweiten Akt des zweiten Teiles, da in der unveränderten Faustumgebung Mephistopheles den damaligen Neuling nach zwei, drei Jahren als halbabsolvierten Zögling der philosophischen (artistischen) Fakultät, d. i. als Baccalaureus, wiederfindet. „Doch diesmal ist er von den Neusten; Er wird sich grenzenlos erdreusten". Dieser hofft, „Daß nicht, wie bisher, im Moder Der Lebend'ge wie ein Toter Sich verkümmre" u. s. w. Er fordert den alten Herrn auf, doppelsinnige Worte zu sparen; „wir passen nun ganz anders auf." Er reizt ihn zu der Antwort: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?" und erwidert mit dem: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist", was den Mephistopheles veranlaßt, sich dem Parterre zu nähern: „Ich finde wohl bei Euch ein Unterkommen?" Die damalige Mahnung an den Neuling vom grüngoldnen Baum des Lebens hatte gewirkt. „Indessen wir die halbe Welt gewannen, Was habt Ihr denn gethan?" „Am Besten wär's, Euch zeitig todtzuschlagen." Und dann gebärdet sich der junge Mann als der große Schaffende. „Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht, Verfolge froh mein innerliches Licht" u. s. w. Worauf der Alte ihm nachruft: „Original, fahr hin in Deiner Pracht!" und sich tröstet mit den Worten: „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Zwischen diesen beiden extremen Stadien des Faustschülers, dem hilflosen Anfänger und dem der Hilfe feindlichen sezessionistischen Hitzkopf dehnt sich auch heute noch eine Welt aus, die uns ob ihrer Früchte nicht gleichgiltig sein kann. Es würde ein großes Werk bedeuten, ihr einmal tief und breit auf den Grund zu gehen. Professor Adolf Klaar hat vor einiger Zeit zu Berlin in einem pädagogischen Vortrag über „Die Bedeutung der Wissenschaftslehre für den Studenten" aufmerksam gemacht auf das, was dem hilflosen Neuling an der Universität, dem selbst das Vorlesungenverzeichnis ein Buch mit sieben Siegeln sei, dargebracht werden sollte; und er hat in einem jüngst veröffentlichten Essaybuch: „Wir und die Humanität" (Berlin, Johannes Räde, 3. Band der „Kulturprobleme der Gegenwart") das Thema vom „Faustschüler der Gegenwart" ganz eigens in die Hand genommen.

Zwar ist seit damals so viel anders geworden. „Der tragikomische Zug des Faustschülers aber ist durch diese Aenderungen nicht durchkreuzt oder verwischt, sondern nur noch wesentlich verstärkt. In seiner Gestalt ist die Angst und die Verwirrung, der heute selbst der hellere Kopf an der Pforte der Hochschule verfallen muß, mit typischer Kraft vorgebildet, nur daß diese Gefühle uns jetzt gesteigert erscheinen."

Im Faustschüler der Gegenwart sitzt bereits der Mephisto, und zwar auch als ironischer Zweifel.

„Die einzige sichere Rettung aus diesem Seelenzustande, in dem die Ideale sich zu entfärben, ja zu erblassen drohen, ist der klar vor Augen liegende Weg zu einem Ziele der Selbstbethätigung"; „wer aber weist ihm diesen Weg, wer klärt ihn auch nur so weit über Zweck und Zusammenhang, über näheres und ferneres Ziel der hundertfach verzweigten Wissensbahnen auf, daß er den Versuch machen darf, nach der inneren Neigung seines geistigen Wesens zu wählen und sich mit bewußter Liebe zur Sache zu erproben?"

Thatsächlich ist hier noch viel zu thun, mindestens so viel wie das, was dereinst dafür gethan wurde, und was auch Klaar in diesen Ausführungen erwähnt — es war mehr, als man dabei erfährt. Auf die hauptsächlichsten Forderungen einer solchen Führung des Schülers weist sein Gegenwartsschilderer nachdrücklich hin: auf die Dringlichkeit von weitschauenden Einführungen ins Studium und auf die Gewinnung des Weitesten aus dem Engsten, der Gesamtheit der geistigen Aufgaben aus dem Können und Wissen des Berufs.

„Es ist kein gesuchtes Paradoxon, daß gerade derjenige, der am tiefsten in die einzelne Disziplin eindringt, am ehesten dazu gelangt, diesen Weltblick zu gewinnen und sich als Vollmensch seiner Zeit und Kultur zu fühlen; denn wer, durch selbständiges Denken in irgend einer Richtung vorwärts getrieben, an die Schranken der menschlichen Erkenntnis pocht, der ist in jene Region vorgedrungen, in der alle Wege des Wissens zuletzt zusammentreffen."

Des Faustschülers zweiten Teil, den Baccalaureus, hat unser Autor auffallenderweise so gut wie garnicht mitverwertet, als er den Studenten Goethes in die Gegenwart übertrug. Dagegen hat er andere Phänomene in seine kritische Behandlung genommen, Genossen jenes Ueberschülers aus der Tragödie zweitem Teil. In dem Essay „Nietzsche und die Nietzscheaner" zeigen sich uns diese nicht viel anders als jener, der frei, wie es ihm im Geiste spricht, froh sein innerliches Licht verfolgt und die Alten am liebsten zeitig totschlagen möchte; oder vielmehr lernen wir diese Ueberbaccalauren erst so recht kennen in der eigenartigen Skizze „Ueber alles hinaus", die das Vorwärtstreiben der Großstadtmenschen gleichsam kinematographisch zeichnet. Am meisten aber kann uns nahe gehen das Schicksal eines anderen, des breitesten und tragischsten Schülertypus: des Opfers unseres gegenwärtigen Examensystems. Ihm hat Klaar den gewichtigen Essay gewidmet: „Prüfung oder Erprobung?" Wohl alle Eltern fortgeschrittener Schüler ahnen bei diesem Titel rasch, an welche Leiden hier gerührt wird: an den Druck des Lebens und Mitlebens der gegenwärtigen Schulwelt unter dem Zwang der Prüfungen mit ihren äußerlichen Zumutungen an die Jugend. Der eigentliche Faustschüler hatte nicht gerade darunter besonders zu leiden; und unser ganzes Prüfungswesen ist weniger so, wie Klaar es darstellt, ein Ueberbleibsel aus Elementen überwundener Tage, als vielmehr ein spezifisches Stück neunzehntes Jahrhundert, ein Hineintragen des modernen

Staatswesens in das Unterrichtswesen. Unser Autor fühlt, daß nicht eigentlich die Lehrer die Schuldigen sind, wenn sie einen von oben kommenden Druck nach unten weitergeben. Allein ganz wird man doch auch bei ihm die Annahme nicht los, als sei das Schreckmis des Prüfens lediglich eine Sache pädagogischer Unvollkommenheit und die Prüfung überhaupt ein Faktor der Pädagogik.

In der That ist sie der Hauptsache nach ein Faktor der Politik im weiteren Sinn des Wortes: erstlich eine Folge des Berechtigungswesens, und dann auch ein Ergebnis der Abhängigkeit, in der die Oeffentlichkeit den Unterricht halten zu müssen gloubt. Vertrauen wir einem Künstler die Ausführung eines Werkes an, so verlangen wir doch nicht regelmäßige Censuren über das Gelingen der Fortschritte; den Lehrkünstler aber zwingen wir, sein Gestalten des Marmors jugendlicher Seelen fort und fort zu unterbrechen durch Untersuchungen und Ausweise über den augenblicklichen Stand des Marmors, deren ganzes System noch viel tragischer und zugleich viel komischer ist, als wir zu meinen wagen. Selbst Klaar sieht die Sache noch zu günstig an: seine Erfahrungen scheinen vorwiegend aus den Gegenden zu stammen, in denen man doch schon einen großen Teil des Formenwesens dieser Dinge weggeworfen hat, d. i. aus süddeutschen Ländern. Die richtige norddeutsche Schule ist vor allem noch gar nicht über die zwei großen Possenspiele des „Locierens“ und des „Certierens“ hinausgekommen; die „ganze Spielerei mit dem geheimnisvollen Notenerteilen“ scheint freilich noch überall selbstverständlich zu sein, und über die eigentlichen Schulen hinaus schädigt „die nutzlose und zum Teil höchst zweckwidrige Studentenquälerei“, die „Peinlichkeit der Prüfung“, geradezu ganze Existenzen.

Wir werden aber von dem Kritiker dieser Zustände nicht ohne positive Gabe entlassen.

„Was wäre das für ein Lehrer, der, abgesehen von der moralischen Wirkung seiner Autorität, alle Mittel der Schuldisziplin . . . in der Hand hätte und trotzdem ohne die Drohung mit der Prüfungsguillotine keine Ordnung und Aufmerksamkeit in der Schule und keine Achtung vor seinem Urteil erhalten könnte!“ „Das Formelwesen der Prüfung, das schicksalsschwere Ausfragen, das mechanische Katengeben, das Summieren dieser Noten, die Methode, das Schülerschicksal von der Schlagfertigkeit des Zöglings im Prüfungsmoment abhängig zu machen, dieser ganze vererbte und fortgeschleppte Mechanismus soll abgeschafft werden und an seine Stelle eine Begutachtung des Schülers nach freiem Ermessen des Lehrers treten, eine aus gewissenhaftem Verkehr geschöpfte Würdigung“ u. s. w.

Das würde die „Erprodung“ statt der „Prüfung“ sein. Ob auch sie eine gewichtige Rolle zu spielen brauchte? In kritischen Fällen gewiß. Für den alltöglichen Gang des Unterrichts aber dürfte auch sie noch überflüssig sein, als ein Ausdruck unseres immer weniger zeitgemäßen Mißtrauens in die selbständige Kraft der Pädagogik. Längst hat diese in der Theorie und zum Teil auch in der Praxis den entscheidenden Schritt gethan, um Untersuchungssysteme dieser oder jener Art entbehrlicher zu machen. Hatte sie vordem angespornt durch Interessen, die außerhalb des Lernstoffes und seiner Uebermittlung lagen, durch Furcht und Schrecken nicht nur, sondern auch durch Ehrgeiz und verwandte Mächte, so ist sie nachgerade immer mehr dazu gelangt, ihre Kunst auf das Erwecken eines unmitteldaren Interesses am Stoff selber zu lenken. Gelingt es ihr nicht, den Schüler durch die Weise ihres Vorgehens direkt auf ihre Darbietungen selber hin zu spannen und seine Spannungen zu lösen, zu erneuern, zu steigern und auch auf das noch nicht Dargebotene zu erweitern, so weiß sie, daß es nur an ihr selber fehlt, und daß sie ihre Technik eben noch an dem und dem Punkt vervollkommnen muß. Ich hörte einst einen sonst gut und modern denkenden Schulpraktiker sagen, es sei einfach unmöglich, Fertigkeiten, wie etwa das Konjugieren in einer Fremdsprache, auf ondere Weise ebenso gut und schnell beizubringen, wie es durch das Certieren geschieht, d. h. durch das stete „Hinauf“ und „Hinunterkommen“ der Schüler je nach augendlicklichem Bestehen vor dem ausfragenden Lehrer. Was sagt man dazu in Ländern, in denen das „Certieren“ längst nicht mehr bekannt ist? was im einzelnen Privatunterricht, der ja prinzipiell ohne alles Prüfungssystem arbeitet und so und so häufig gebraucht wird, um Schülern über die Schwierigkeiten ihrer Schule hinwegzuhelfen? —

Aus dem hohen Ich des Faustschülers vom zweiten Teil führte uns in dieser Art unser Weg weit in gegenwärtige Bildungsfragen hinein und wir könnten von dort aus mit dem Erklärer des gegenwärtigen Faustschülers noch mannigfache Wege wandeln. Er macht uns mit einem abermaligen Produkt unserer Prachtoriginal-Bildung bekannt, mit der „Furcht vor dem Banalen.“ Er führt uns auch in eine verwandte litterarische Wandlung ein: in das Ersetzen des früher beliebteren „Wir“ durch das jetzt beliebtere „Ich“.

„Kann man in dem Gewühle dieses Ich-Geschreies, aus dessen reklamehaftem Durcheinander keine Entwicklung herauszuhören ist, sich nicht manchmal zurücksehnen zu dem steifen pedantischen „Wir“, in dem sich wenigstens ein über das kleine, launenhafte Streber-Ich hinausdrängendes Wollen, eine Sehnsucht nach einem gemeinsamen großen Zuge der Entwicklung aussprach?“

Auf scheinbar ganz andere Wege führt uns der Autor der Essaysammlung, on die wir diese Betrachtungen anknüpfen, in seinem umfangreichsten und das Ganze betitelnden Stück: „Wir und die Humanität“. Hier sind es die großen Fragen des ethischen, sozialen, wirtschaftlichen Lebens u. s. w., die den Verfasser zu einem Bild von dessen gegenwärtigem Zustand anregen. Er wendet sich scharf gegen die Lehre von der Vergeblichkeit der ethischen Bestrebungen der Menschen, und in diesem Sinn gegen das falsche Verallgemeinern der Wahrheiten der Wissenschaft, das sie in eine kurze Formel bringen will, bei der nur eine Kleinigkeit verloren geht, nämlich die Wahrheit selbst. Er schließt mit der Trauer seiner Erkenntnis, daß wir der Humanität immer noch mehr kalten Respekt erweisen, statt ihr in jedem lebendigen Zuge unseres Lebens Folge zu leisten. „Wir stehen mit ihr auf dem Fuße der Höflichkeit. Erst Selbsterziehung und eine neuartige Erziehung unserer Kinder kann es dahin bringen, daß wir mit ihr stehen wie wir sollen: auf dem Fuße der Herzlichkeit.“

Die englische „Volkskunst“.

Von W. T. Stead.

(Nachdruck verboten.)

Vorbemerkung. Wir hoffen, mit diesem Kapitel aus dem neuesten „Jahrbuch“ William T. Steads unsern Lesern einen fröhlichen Genuß zu bieten. Stead, der bekannte Herausgeber der „Review of Reviews“, der durch die Aufdeckung häßlicher Uebelstände in Staat und Stadt den maßgebenden Kreisen schon manche harte Nuß zu knacken gegeben hat, beweist neuerdings, daß er keine Scheuklappen trägt, vielmehr bemüht ist, seine Landsleute ebenfalls von denselben zu befreien. Er kennt keinerlei Barurteile, sieht zu Hause wie in der Fremde Menschen und Dinge wie sie wirklich sind und findet stets neue und originelle Formen, um auch Andere sehend zu machen. Sein „In our midst The Letters of Callicrates to Dione, queen of Xanthians, concerning England and the English. Anno Domini 1908“ behandelt die Erlebnisse eines auf seltsame Art zu Studienzwecken nach London gekommenen jungen Afrikaners griechischer Herkunft. Der naive Jüngling sieht mit scharfen Augen, findet daher gar vieles faul bei den vielgepriesenen „Gottes-Engländern“, und berichtet darüber seiner Königin Diane in geradezu köstlichen Briefen, aus denen Steads beißende Satire, aber auch seine Barurteilslosigkeit in hellen Farben leuchtet. Einer dieser Briefe folgt hier als Beispiel für viele.

„Erhabene Königin! Die Mehrheit der Engländer lebt in Steinhaufen, die sie Städte nennen. Der Rauch von dem Verbrennen schwarzer Steine, mit denen sie ihre

Mahlzeiten kochen und ihre Wohnräume erwärmen, verdeckt das blaue Firmament. Das ewige Rollen der Wagenräder verdorrt das grüne Gras der Erde. Wir Bewohner des Welttempels der großen Cybele, der bei Tag von dem azurnen Himmelszelt, bei Nacht vom Sternenhimmel überdacht ist, würden ein Leben in solchen Steinhaufen unerträglich finden. Um mitten in diesem Rauch das Leben halbwegs ertragen zu können, haben die Engländer etwas erfunden, das sie „Kunst" nennen. Diese besteht darin, auf Papier in grellen Farben Bilder zu malen, die in Form und Gestalt an Männer, Frauen, Kinder und allerlei Tiere erinnern.

Sie besitzen sehr schöne Bilder, verstecken sie aber, so daß nur Wenige sie sehen können. Von diesen brauche ich nicht zu sprechen, denn Du, erhabene Königin, hast mich beauftragt, herauszufinden, wie das englische Volk lebt, und nicht die wenigen Besitzenden. Die guten Bilder, für welche die Engländer, wie man mir sagt, viel Gold bezahlen, sind an sicheren Plätzen aufbewahrt und nur an gewissen Tagen der Wache sichtbar, aber die wirklichen Kunstgallerien des Volkes sind jene Bilder, welche alle Engländer den ganzen Tag über sehen können.

Das Bedürfnis nach Kunst offenbart sich auf Schritt und Tritt, und es wird ihm auch in erstaunlicher Ausdehnung Rechnung getragen. Es giebt keine leere Mauer in diesem Steinmeer, die man nicht zur Anbringung von Bildern benützte, und wo es einmal keine Mauer giebt, benutzt man Planken oder auch hochangebrachte Bretter, um dem Volke diese Bilder unentgeltlich zugänglich zu machen. Man kann, wohin man sich auch drehen und wenden mag, dieser allgemeinen Kunst nicht entrinnen, denn alle Straßen sind in Bildergallerien umgewandelt.

Das Hauptmerkmal der englischen Kunst bilden grelle Farben: blau, rot, gelb und grün; sie stehen in auffallendem Gegensatz zu dem ewig grauen Himmel; auch habe ich gefunden, daß, je schmutziger die Straßen, desto greller die Bilder sind, welche sie umsäumen. Für diese Volksgallerie thut der Staat nichts. Sie wird ebenso wie die Volksmusik von einzelnen Bürgern bezahlt. Als ich meine Bewunderung des Gemeinsinnes der reichen Engländer ausdrückte, welche aus eigener Tasche die zum Wohle der armen Bevölkerung alle Straßen und Plätze zierenden bunten Bilder bezahlen, umspielte ein eigentümliches Lächeln die Lippen meines Begleiters.

„Haben Sie denn nicht bemerkt, daß all diese Bilder, welche Sie rühmen, mit erklärenden Worten bedruckt sind?" fragte er.

„Gewiß, und darin erblicke ich eben eine große Weisheit. Wenn ich die Bildergallerien der Besitzenden besuche, weiß ich oft nicht, was manche der Bilder vorstellen; in der Straßenbildergallerie ist jedes Gemälde erklärt, so daß auch ein Fremder, wie ich, versteht, was es bedeutet," entgegnete ich.

„Aber das sind ja Plakate," meinte mein Begleiter verächtlich, „die der Annoncierende in den Straßen anbringen läßt, um die Aufmerksamkeit auf seine Erzeugnisse zu lenken."

Ich war natürlich höchlich verwundert, denn unser englischer Lehrer Tressider hat uns nie von diesen Annoncierenden gesprachen, die, wie ich einzusehen beginne, in England eine so bedeutende Rolle spielen. Wie ich Dir bereits in einem früheren Briefe mitteilte, sind sie es, welche die Presse beeinflussen, welche wieder die öffentliche Meinung beeinflußt, die wieder das Land regiert. Nun sind sie gar auch noch die einzigen Gönner der volkstümlichen Kunst!

Während ich mit meinem Begleiter sprach, geschah etwas, das mir einen großen Schreck einjagte. Hoch über meinem Kopfe, über alle Turmspitzen und Häuserdächer hinweg, flog ein, wie ich mir dachte, auf Raub ausgehender Riesenvogel. Ich flüchtete mich unter ein Hausthor, und als ich wieder aufblickte, glitt er gegen Norden und ich sah, daß ein Mann unter dem Körper des Vogels saß. Mir schauderte, denn ich dachte, daß das Raubtier den Aermsten in seinen Horst schleppe. Aber mein Begleiter lachte mich aus — Du hast keine Ahnung, o Königin, wie oft ich hier ausgelacht werde! — und erklärte: „Das ist ja ein — Anzeigeballan von Mellin's Nährmittel für Säuglinge."

Ist das nicht ein großes Rätsel? Wie können Säuglinge hoch oben in den Lüften gefüttert werden? Welcher Zusammenhang kann zwischen einem auf dem Baden kriechenden Kinde und einem in den Lüften fliegenden Ungeheuer bestehen? Obgleich ich Dir das Rätsel nicht lösen kann, ist mir doch wieder Eines klar geworden: Der Inserent beherrscht in England nicht nur das Volk, die Kunst und die Litteratur, sondern auch die Wissenschaft.

Meine Bewunderung für diesen großen Unbekannten wächst von Tag zu Tag, namentlich seitdem ich mich in seine Kunstwerke vertiefe. Sie sind mannigfach und für jedes Verständnis berechnet. Keinerlei menschliches Bedürfnis entgeht seinem wachsamen Auge; von dem Säugling, für dessen Ernährung er die wunderbare Flugmaschine erfunden hat, bis zu dem Greise, dessen verfallene Lebenskräfte er aufzufrischen bereit ist, weiß er für Jeden und Alles Rat. Er kämpft tapfer gegen alle Klagen, welche das Land heimsuchen. Die rauchererfüllte Luft verunreinigt den Körper, aber der wohlwollende Inserent empfiehlt an tausenden von Stellen der Stadt seine reinigenden Seifen. Der ohrbetäubende Lärm in den Straßen schädigt die Nerven der Menschen, aber der stets hilfsbereite Inserent empfiehlt seine beruhigenden Zigaretten, seinen erfrischenden Thee und Cacao oder seinen kraftspendenden Fleischextrakt. Den Hungernden bietet er gastfreundlich allerlei Nahrungsmittel, den Dürstenden unzählige Getränke an; den Erholungsbedürftigen belehrt er, wo er sich am besten zerstreuen kann, den Kranken, welche Arzneien die wirksamsten sind.

Stellenweise trägt er viel zur Verschönerung der Straßen bei; anderwärts wieder scheint er sich die Aufgabe zu stellen, England zu verunzieren. Inmitten der schönsten Landschaft stellen diese Verbrecher das Auge förmlich beleidigende Bilder auf, denn der Annanzierende sucht die Aufmerksamkeit der Leute durch den Kontrast zu erregen: die düstern Straßen der Stadt belebt er durch lebhafte Bilder, die herrliche Natur dämpft er durch Schundwerke der Kunst In seiner Macht liegt es, die finstere Nacht in hellen Tag zu verwandeln.

Lange Zeit bemühte ich mich vergebens, den Namen und die Abstammung dieses Mächtigen zu erfahren. So oft ich darnach fragte, bekam ich die widersprechendsten Antworten. Einmal sagte man mir, er heiße Cadbury, ein andermal Vinolia, Bovril, Remingtan, Pears, Symington, Humber oder Hippadrame. Eines Tages aber kam ich durch einen glücklichen Zufall auf seinen richtigen Namen, und dies führte mich auch zur Entdeckung seiner Abstammung.

Ich fragte nämlich kürzlich wieder einmal in heller Verzweiflung: „Wie heißt doch dieser geheimnisvolle Inserent wirklich? Er kann doch nicht hunderte von Namen haben?"

„Sein Name ist Legion," lautete die Antwort.

Jetzt verstand ich, denn Tressider hat oft in dem Tempel unserer Göttlichen Mutter über die seltsame Geschichte seines Erlösers gepredigt, wie die Teufel die Menschen heimsuchten, und der Name dieser Teufel war Legion. Tressider erzählte uns auch, daß sie sich in eine Heerde von Schweinen verwandelten, die eiligst den steilen Berg

hinunter liefen und im Meere ertranken. Das muß ein Irretum gewesen sein. Sie sind wahrscheinlich im Wasser nur untergetaucht und dann übers große Meer nach England geschwommen. Da der Name des Inserenten Legion ist, verstehe ich die Sache endlich und freue mich darüber."

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die bevorstehenden Reichstagswahlen werfen bereits ihre Schatten voraus. Schatten; denn leider wird es ja an Anschwärzung der Gegner, an lichtscheuem Treiben im Dunkeln und an Ablenkung des Tageslichts nicht fehlen. Der Ethiker fragt zaghaft: muß das eigentlich sein? — und verfällt natürlich sofort dem Hohngelächter von rechts und links, von vorn und hinten, von allen, ausnahmslos allen Parteien. Zwar weist jede für sich den Vorwurf, daß sie sich etwa unlauterer Mittel bedienen könnte, weit von sich ab, aber daß die Gegner ihre Erfolge nur durch dergleichen Trugmanöver, Verdummung der Massen, Verblendung über das eigentliche Volkswohl, Fälschung der Thatsachen, Erregung von Furcht und Hoffnung, leidenschaftliche Verhetzung u. s. w. erreichen können, ist einfach Axiom, Parteidogma. Dem Ethiker gegenüber sind sie einig, daß man Krieg nicht mit Platzpatronen führen könne, daß ätzendes Scheidewasser besser sei als ethisches Lavendelwasser, daß, wer im Kampfe nicht die Fäuste rücksichtslos brauche, mit Recht unter die Füße getreten werde. Natürlich — so wird hinzugesetzt — bekämpfe man nicht die Personen, für die man unbegrenzte Hochachtung habe (freilich mit Ausnahmen), sondern nur die Sache. — Merkwürdig immerhin, daß gerade der sachliche Kampf dieser tierischen Wildheit nicht entbehren kann! Da hat sich soeben eine ostsozialdemokratische Korrespondenz eingeführt, deren erster Artikel folgende Worte enthält:

Es ist das „Endziel" der sozialdemokratischen Erziehung, der Volksmasse die Gefühle der deutschen Königstreue und der zum Opfer bereiten Vaterlandsliebe aus dem Herzen zu reißen. Die Politik der Sozialdemokratie ist eine Politik der Zerstörung, des Verfassungsbruchs und des Hochverrats.

Wenn das Ausland sieht, daß Millionen deutscher Männer Feinde ihres eigenen Staates sind, wenn Deutschland in sich zerrissen und uneinig ist, dann kann dieses Ausland mit uns Deutschen anfangen, was ihm beliebt. Die Sozialdemokratie wird ihre „Ideale" niemals, auch in fernster Zukunft nicht, verwirklicht sehen. Sie dient nicht der deutschen Arbeiterschaft. Wohl aber fördert sie durch ihr Dasein und durch ihren Einfluß schon in der Gegenwart die Interessen des Auslandes und beschwört die Gefahr herauf, daß unser Vaterland in Knechtschaft gerät. Das ist in Wahrheit die reaktionäre Bedeutung der Sozialdemokratie. Und darum ist die sozialdemokratische antimonarchische Politik eine Politik nicht nur des Verfassungsbruchs, sondern auch des Hochverrats.

Und doch wird so mancher Arbeiter, der sich gewohnheitsmäßig zur Sozialdemokratie bekennt, zornig auffahren, wenn man ihn einen Vaterlandsfeind und Hochverräter nennt. Denn unendlich viele von denen, die sich Sozialdemokraten nennen, haben das eigentliche Wesen und die notwendigen Folgen der sozialdemokratischen Politik niemals erfaßt. Sie sollen darüber klar werden und sich dann entscheiden. Ein guter Deutscher kann niemals ein richtiger Sozialdemokrat sein."

Ist das nun sachlicher Kampf oder persönliche Verunglimpfung? In jedem Falle ist es ein unanständiger Kampf mit den vergifteten Waffen der Lüge und Verleumdung. Und das ist nur der Anfang! Vielleicht wird bei dieser Wahrnehmung doch manch einer, der sonst derbes Zupacken und kräftiges Dreinschlagen auf den Gegner als notwendig empfiehlt, sich in aller Stille fragen, wo das denn hinaus wolle. Denn daß die so schwer verdächtigte andere Partei gelinder antworten werde, ist leider kaum anzunehmen. Wann wird das Sittlichkeitsbewußtsein des Volkes stark genug sein, um bei einem beginnenden Wahlkampf alle derartigen Hetzer und Verleumder auf das Energischste abzuschütteln, gleichviel aus welchem Parteilager sie kommen. Die unter gebildeten Menschen stillschweigend anerkannte Voraussetzung, daß dem Gegner bis zum strikten Beweis des Gegenteils die bona fides, die anständige und ehrliche Absicht zugebilligt werden soll, muß auch in unserem politischen Leben wieder Geltung erlangen, wenn nicht von der Kandidatur um die höchste Vertrauenswürde, die das deutsche Volk zu vergeben hat, sich alle anständigen Männer schließlich zurückziehen sollen.

Streiflichter.

Rechte und Pflichten des Reichtums. Ueber dieses Thema bringt die neueste Nummer des „Freien Worts" (Neuer Frankfurter Verlag) einige sehr beachtenswerte Gedanken, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. Es heißt dort u. A.:

Reich sein bedeutet kurz ausgedrückt: ein Maximum von Rechten und ein Minimum von Pflichten. In Epochen der Vergangenheit hat ebenfalls der Besitz große Vorrechte gewährt, oder erst mußten die ungeheuren Fortschritte der Technik und der Wissenschaft erreicht werden, bevor er zu jener ausschlaggebenden Macht gelangen konnte, vor der die Mehrzahl der anderen Lebenswächte erbleichen. Wer über die genügenden Mittel verfügt, ist — allgemein gesprochen — in der Wahl seines Wohnortes völlig frei. Er kann in die große Stadt ziehen, wo er prächtige Häuser mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten in gesündester Lage für sich bereit findet. Er kann Museen, Theater und Konzerte besuchen, wenn es seinen Neigungen entspricht, oder auch für sich leben, wenn er das vorziehen sollte. Wenn er krank ist, stehen ihm die besten Aerzte, Chirurgen, Kliniken ꝛc. zur Verfügung. Wenn er Kinder hat, übergiebt er sie ausgesuchten Schulen zur Erziehung; wenn er reisen will, besteigt er einen Luxuszug, der ihn ohne Beschwerde ins Weite führt; in der Fremde lebt er in Hotels, welche die Paläste der Fürsten in den Schatten stellen. Wenn ihm die Sommerhitze zu drückend wird, begiebt er sich in die Berge, an den Strand des Meeres, in kühle Wälder. Wenn er ein Freund des Sports ist, pachtet er Jagd oder Fischerei, beteiligt sich an Wettsoleten — kurz für den Reichen ist die Welt augenblicklich in gewissem Sinne ein großes Klubhaus, wo nur auf den Knopf gedrückt zu werden braucht, damit alles den Klubmitgliedern zu Diensten stehe. Damit nicht genug, vermag der Reiche auch noch kraft seines Reichtums auf die öffentlichen Zustände außerordentlichen Einfluß auszuüben, weil wirtschaftliche Macht in unserer Zeit des Parlamentarismus und der Presse ebenso leicht in politische Macht umzusetzen ist, wie Bewegung in Wärme. Mit Geld werden Ideen propagiert oder vernichtet, mit Geld werden Parteien gegründet und dekäuft, werden Redner bezahlt, welche neue Evangelien verkünden sollen u. s. w. Religiöse Gemeinschaften buhlen um die Gunst der Reichen, und Reformen von weittragendster Bedeutung scheitern, weil sie mit den Interessen der Besitzenden zusammenstoßen; Kunst und Kunstgewerbe sind von den Launen der Geldfürsten abhängig.

Wenn wir so sehen, welche Rechte heute der Besitz verleiht, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: welche Pflichten dieser Ueberfülle von Rechten entsprechen?

Man kann darauf nur antworten, daß die Zahl der legalen Pflichten für den Reichen sehr klein ist. Im Grunde giebt es speziell für ihn nur die — daß er infolge seines größeren Einkommens höhere Steuern bezahlt als der Minderbemittelte. Was er darüber hinaus noch thun will, ist freiwillige Leistung, die ihm hoch angerechnet wird...

Wenn wir indessen schärfer zusehen, erkennen wir bald, daß neue ethische Forderungen bereits an die Besitzenden gestellt werden. Aber man erkennt noch mehr — nämlich es zeigt sich, daß unter den Reichen bereits viele sorglos den ethischen Forderungen der neuen Zeit ins Auge blicken, die sich nicht darauf berufen mögen, daß sie das herrschende Recht nicht zu besonderen Leistungen zwingen kann, die vielmehr freiwillig Opfer bringen, weil es ihnen ihr soziales Gewissen vorschreibt...

Vor allem handelt es sich um die heilige Pflicht, den vernachlässigten Volksklassen einesteils Bildung und Aufklärung, anderenteils soziale Gerechtigkeit zu bringen. Auf diesen Gebieten könnte von weitschauenden Millionären unendlich viel Segensreiches, ja Weltbewegendes geleistet werden. Amerikaner wie Carnegie lehren uns, wie man durch Massengründung von freien Volksbibliotheken und Lesehallen Bildung verbreitet. Aufklärung ist durch Massenverbreitung von geeigneten Schriften sehr rasch zu fördern. Man erwäge, was es heißen würde, populär abgefaßte Schriften in ungeheueren Auflagen in die Dörfer zu schaffen, wo noch nie ein Lichtstrahl hingedrungen ist, hundeete von Wanderrednern auszusenden, die im kleinsten Weiler religiöse, volkswirtschaftliche, hygienische Aufklärung aussäen. Alles dies ist mit Geld zu machen — es geschieht aber leider nur in sehr geringem Maße, weil unsere Reichen entweder nur ihrem Vergnügen leben und es durchaus nicht für ihre Pflicht halten, Aufklärung zu verbreiten, oder weil sie in bedauernswerter Beschränktheit Aufklärung überhaupt nicht für wünschenswert erachten, ohne zu erwägen, daß ihr Reichtum überhaupt zum großen Teil erst auf Grund der Lebensarbeit der Forscher und Denker der Vergangenheit erworben wurde. Darum muß ihr soziales Gewissen geschärft werden... Unerläßlich ist, daß sich die Reichen ihrer Macht endlich bewußt werden, aber auch gleichzeitig erkennen, daß nur durch die Arbeit von Millionen menschlicher Wesen der Kulturzustand errungen werden konnte, in dem sie zu solcher wirtschaftlichen Macht gelangten, und daß unzählige Generationen und Millionen fleißiger Arbeiter notwendig waren

und sind, um den Besitzenden einen echten Genuß des Reichtums zu ermöglichen. Nur von der Schärfung des Volksgewissens kann hier eine Besserung kommen. Erst dann, wenn die Reichen, welche nur dem Lebensgenusse leben und allenfalls naigedrungen einen kleinen Bruchteil ihres gewaltigen Einkommens für wohlthätige und religiöse Zwecke opfern, keine hohe Achtung mehr genießen unter ihren Mitbürgern, kann es besser werden.

* * *

La mère ist der Name eines neuen „humanitären und patriotischen" Vereins in Paris, über den Adele Schreiber in der „Welt am Montag" vom 30. März d. J. berichtet:

„Er gewährt Frauen aus allen Teilen Frankreichs, die sich bei ihm melden, völlig verschwiegene Unterkunft für drei Monate gegen eine monatliche Pension von 40 bis 100 Francs, bei besonderer Bedürftigkeit auch zu günstigeren Bedingungen. Er hat seine Vertrauensleute, die unter seiner besonderen Kontrolle stehen, gleichfalls in allen Teilen des Landes, er garantiert das absolute Geheimnis und übernimmt es, die Kinder der öffentlichen Armenverwaltung (assistance publique) zu übergeben, so daß, wie die Ankündigung sagt, „jede Frau, ohne Schädigung ihrer Ehre, ihre Mutterschaft durchmachen kann". Die französische Frauenzeitung „La Fronde" erhofft die weitgehendste Unterstützung für dieses Werk, das eine „ungeheure patriotische und moralische Tragweite" habe.

Daran knüpft unsere Mitarbeiterin einige scharfe, aber nicht wohl ungerechtfertigte Bemerkungen:

Man will die uneheliche Mutterschaft offenbar auch in Kreisen, die bisher dieses Odium nicht auf sich zu nehmen wagten, erleichtern, um die Bevölkerung zu vermehren — onstatt aber in offenem Kampf gegen die Moralorthodoxie zu treten, beugt man sich vor ihr und erstrebt die Verheimlichung, „damit jede Frau ohne Makel auf ihrer Ehre Kinder gebären könne". Ein schlimmeres Pharisäertum läßt sich kaum denken, es liegt hierin eine Herabwürdigung der Mutterschaft, eine Frivolität, gegen die jede ehrliche Empfindung sich auflehnt; schlimm genug für die französische Frauenbewegung, daß sie dies nicht fühlt . . .

Die Organisation für die heimliche Mutterschaft beleuchtet grell den Hauptcharakterzug unserer bürgerlichen Gesellschaft — die Halbheit! Von Himmel und Hölle gleich verachtet sind in Dantes Höle die Lauen — sie verdienen dieses harte Urteil, das herber ist als Verdammung, denn sie bereiten das Feld, auf dem die Saat der Lüge und Heuchelei, der Mitleidslosigkeit und der Dummheit in die Halme schießt. In der Gesellschaftssprache nennt man all dies freilich nur: notwendige Kompromisse und klugen Opportunismus.

Wer sich aber fähig fühlt, Farbe zu bekennen, der wird der Propaganda für so schädliche Halbheiten wie die heimliche Mutterschaft aufs schärfste entgegentreten — nicht nur der Institution, die das Programm offen auf ihre Fahne geschrieben hat, sondern dem ganzen Komplex von Heuchelei, der uneingestanden dasselbe bezweckt. Was er erreicht, ersieht man deutlich genug aus dem Anzeigenteil unserer Presse, aus den Gerichtsverhandlungen.

Es soll hier nicht die Frage angeschnitten werden, ob die eheloſe Mutterschaft wünschenswert, ob sie genug Glück bringt, um die lebenslängliche schwere Last wett zu machen, ob und inwieweit sie das Verantwortungsgefühl der Männer herabzusetzen geeignet ist — — aber es soll ausgesprochen werden, daß die Mutterschaft an sich, auch ohne die herrliche Pariser Gründung, niemals einen Flecken auf die weibliche Ehre werfen darf und kann, daß ihre Einbekennung adelt, ihre Verheimlichung erniedrigt, denn:

„Es giebt nichts Größeres, als eine Mutter von Menschen!"

Aus der ethischen Bewegung.

Bastech Horinek †.

Am 26. Februar starb in Prag B. H., ein edler und guter Mensch, begeistert für alles Gute und Schöne, ein Beförderer aller freiheitlichen und demokratischen Ideale, alles Strebens nach Fortschritt und Humanität, ein Apostel der ethischen Bewegung unter der jüngeren Generation im böhmischen (czechischen) Volke.

Horinek unterstützte freigebig alle Unternehmungen der radikalfreiheitlichen und realistischen Parteien, die humane und freiheitliche Ziele verfolgten.

Er machte sich verdient als Fachschriftsteller auf dem Gebiete der Zuckerindustrie und auch mit schriftstellerischen Arbeiten im föderativen Sinne (Rekonstruktion des Königreichs Böhmen), nach der Idee des Historikers Palacky.

In der „Ethischen Kultur", Jahrg. VI, Nr. 45 veröffentlichte er einen Artikel über das „Friedens-Manifest des Zaren", worin er auf die Entwicklung der Friedensbewegung hinwies und zu dem Zwecke auch von den europäischen „verbündeten Regierungen" die Einsetzung eines „Bundesrates" zur Austragung und Regelung aller europäischen Fragen befürwortete.

Auch sonst war er ein überaus aufmerksamer Leser, thätiger Mitarbeiter unserer Zeitschrift und Förderer deutscher Kultur in unserem Sinne unter seinen Volksgenossen. Wir werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Bücherschau.

Redefiguren großer und kleiner Schelme. Aus dem Nachlaß von Senère Raillerie, herausgegeben von Julius Eisler. Verlag Fischer in Brüx.

Als „ernsten Scherz" bezeichnet der Verfasser mit nicht üblem Humor die kleine geistreiche Plauderei, die er uns als Beitrag zu der jüngst von einem eifrigen Leser gewünschten „Ethik der Polemik" einsendet. Sie verdient wohl einen größeren Leserkreis, denn sie übt das Mittel: ridendo dicere verum (durch befreiendes Lachen die Wahrheit an den Tag zu bringen) sehr geschickt. Da werden uns wohlgezählte 40 Finten in derbpackender Namengebung aus dem parlamentarischen und litterarischen Diskussionsleben vorgeführt: die Fuchs-, Sau- und Karnickelfinte, Brustton-, Schonungs-, Bescheidenheits-, Wortsang-Finte u. s. w. u. s. w. Wir raten dem Leser, selbst nachzulesen. Wenn er dann hie und da an seine Brust schlagen muß und sich leise zuraunt: so hab ich's auch schon gemacht! — dann ist sogar ein ethischer Zweck erreicht: die Scham als Morgenröte des Besserwerdens. — nz. —

* * *

Großherzogin Luise in ihren Beziehungen zum badischen Volke. Verlag von Peter Weber in Baden-Baden.

Wer das stille, aber unausgesetzte Wirken des Landesfürstin zum Wohl des Volkes auf sozialem und humanitärem Gebiete, namentlich in und durch den badischen Frauenverein, eingehend kennen lernen will, dem sei das Schriftchen bestens empfohlen. Es bietet ein in warmen, hellen Linien gehaltenes Bild der Großherzogin als Landesmutter und Menschenfreundin. Die Sprache ist allgemein verständlich, die Darstellung beruht auf gründlichen Studien. Allen Frauenvereinen und Schulleiterinnen sei das Werkchen bestens empfohlen. Durch Massenverbreitung der Broschüre, die nur 30 Pfg. kostet, würden das Wirken und die hohen Verdienste der Landesfürstin um das badische Volk mehr bekannt werden als dieses bisher der Fall war, und damit würde die Absicht der Verfasserin, die nicht genannt sein will, erreicht sein.

C. v. E.

Briefkasten.

Frl. Lilli J. in Berlin. Zu spät! Beiträge, die noch in die nächste Nummer kommen sollen, müssen bis spätestens Montags Abend in den Händen des Redakteurs sein. Uebrigens sehen Sie, daß ich auch meine Glossen dazu gemacht habe. Endlich giebt es einen § 166 des Strafgesetzbuches, der in der geschickten Deutung eines staatsanwaltlichen Hüters von Ordnung und Stille die kritische Vergleichung von „Institutionen einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft" mit der von Ihnen genannten Manipulation zu einem Unterfangen macht, das dem Redakteur eine längere stille Beschaulichkeit in einer staatlichen Anstalt garantieren würde.

Herr Carl H.... in Berlin. Ihre „Elegie auf den nahen Tod einer ethischen Jungfrau" ist wirklich sehr hübsch. Das Gedicht gefällt uns viel besser, als Ihre letzten, etwas kranken, offenen Karten, in denen Sie Ihrer Mißbilligung unserer Haltung nicht immer ganz verständlich Ausdruck gaben. Wir freuen uns, aus der formgewandten Dichtung zu ersehen, daß Sie wenigstens Ihren Humor wiedergefunden haben. Das ist schon etwas. Am liebsten würden wir es ja zum Abdruck bringen, um auch unseren Lesern eine heitere Viertelstunde zu bereiten, müßten wir nicht fürchten, dadurch alle Lyriker auf uns zu entfesseln. Dem ist aber selbst die höchste ethische Kultur nicht gewachsen.

Herrn Dr. R. in Osnabrück. Sie fragen: „Wie stellt sich die D. G. E. K. zur Freimaurerei? Bestehen schon engere Beziehungen zwischen Beiden? Wäre es nicht förderlich, Beziehungen anzubahnen?"

Ad 1) Bereits bei der Begründung der D. G. E. K. wurde darauf hingewiesen, daß viele Ziele der neuen Bewegung bereits von den Freimaurerlogen aufgestellt und angestrebt würden. Nichtsdestoweniger waren unter den ersten Mitgliedern der neuen Gesellschaft und sind bis heute noch eine Anzahl von Freimaurern, da sie mit Recht der Meinung sind, daß einerseits die ethische Bewegung einen noch viel weiteren Wirkungskreis ins Auge faßte und daß andererseits eine große Anzahl von Freimaurerlingen durch ihre religiösen und nationalen Forderungen ihren Mitgliederkreis und ihr Arbeitsfeld beschränkt haben. Auf dem ersten internationalen Kongreß in Eisenach hielt Gustav Maier-Zurich einen wertvollen Vortrag „Die Organisation der ethischen Gesellschaften mit besonderer Bezugnahme auf die Organisation der Freimaurer." (Verlag d. D. G. E. K. 30 Pfg. 1898).

Ad 2) Außer jener persönlichen Verbindung, namentlich mit der v. Seltegast'schen Loge Hamburg-Berlin, haben wir bisher nur die Ehre, die Loge Friedrich Wilhelm zur Eintracht in Bremen unter unsere körperschaftliche Mitglieder zu zählen.

Ad 3) An Versuchen unsererseits hat es nicht gefehlt. Erst neuerdings sind unsere „Leitsätze" und Flugblätter betr. Moralunterricht an die Vorstände sämtlicher deutscher Logen gesandt worden; leider ohne ein größeres Echo zu wecken.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik
Volkswirthschaft
und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit

Eine psychologische und soziologische Studie

Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung

Von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5.— gebunden M. 6.—.

Eintheilung.

I. Teil: Die körperliche Natur der Frau, der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.
II. Teil: Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.
III. Teil: Gesammtergebnisse.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

April-Programm.

Freitag, den 10. April, abends 7 Uhr, im Brandenburger Haus, Mahrenstraße. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder. Vorlesung von Paul Heyse's: „Maria von Magdala" durch Prof. Dr. Bruno Meyer. Nur für Mitglieder*).

Sonnabend, den 25. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses, Monatsversammlung. Vortrag von Dr. L. Kuhnstein: Ueber Gorkis Nachtasyl. Diskussion. Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

*) Die Mitgliedschaft wird erworben durch Annahme der Satzungen, Zahlung eines jährlichen Beitrages nach Selbsteinschätzung (mindestens 3 M.) und Anmeldung beim Vorstand oder im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 III.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,
vormittags 10½ Uhr.

Vorträge des Herrn Dr. Penzig.

Zyklus aus Rückert's Weisheit des Brahmanen.

Sonntag, 5. April: Heimat und Fremde. I., 16.
„ 12. April (Ostern): Liebes-Frühling. II., 7.
„ 19. April: Am rechten Ort das rechte Wort. II., 4.
„ 3. Mai: Halt ein! Halt aus! Halt on! Holt ob! III., 8.
„ 17. Mai: Der Leib ein Tempel. IV., 3.
„ 31. Mai (Pfingsten): Aufrecht und Aufrichtig! IV., 15.
„ 14. Juni: Menschenscheu und Weltflucht III., 9.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Ethisch-humanistischer Jugendunterricht.

Beginn: 18. April, Nachm. 3 Uhr, Unter den Linden 16 III.

Zu dem von mir im Auftrage der humanistischen Gemeinde erteilten Jugendunterricht in der Lebenskunde nehme ich für den Ostertermin wieder Anmeldungen entgegen. Je nach Bedürfnis gliedert sich der Unterricht in einen religions- und kultur-geschichtlichen Kursus für Kinder (Knaben und Mädchen) von 14—17 Jahren und einen Kursus für Moralunterricht (10—14 Jahre). Zeit und Ort nach Vereinbarung. Der Unterricht ist frei.

Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 3512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebee, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 18. April 1903. | Nr. 16.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Tempelkunst. Vom Herausgeber.
Die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. Von Sch.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von Berta Katschee.
Streiflichter:
Religionsfreiheit in Rußland.
Zum Nachdenken.
Bücherschau.
Vermischtes.

Tempelkunst.

Das Ringen der Volksseele, aus den hemmenden Banden der überlieferten Andachtsformen und der religiösen Erhebung in streng konfessionellem Gepräge sich herauszuarbeiten zu neuen, freieren Kultusformen und einer Anbetung des Wahren, Schönen und Guten im Geist, ruft eine Menge von Versuchen ans Licht, solche rein menschliche Erhebung von Gemüt und Geist ins Werk zu setzen. Hierhin gehört auch der, irren wir nicht, von dem bekannten Maler Fidus-Höppener geprägte Begriff der „Tempelkunst". Durch die Einladung des bekannten Uebersetzers von Multatuli, Wilhelm Spohr, war in dieser Woche einem größeren Publikum Gelegenheit geboten worden, in Wort und Bild diese neue Tempelkunst kennen zu lernen.

Der Begriff an sich bietet ja keine Schwierigkeiten. Ueber die enge psychologische Verbindung religiösen Empfindens und künstlerischer Begeisterung ist kein Wort weiter zu verlieren. Wenn man Religion als die von der Einbildungskraft vermittelte Antizipation (Vorwegnahme) der Wirklichkeit sittlicher Ideale bezeichnen kann, so ist Kunst die Darstellung dieser Ideale in den Formen der Sinnlichkeit. Eine fordert die andere, und es ist schwer zu sagen, ob die Religion mehr der Kunst oder diese jener mehr zu Dank verpflichtet ist für die Vertiefung und Ausschöpfung des seelischen Inhalts ihres gemeinsamen Stoffs. Auch die Frage nach der Priorität der einen oder der anderen möchten wir hier nicht ohne weiteres entscheiden; denn sicher vermag religiöse Erhebung ebensowohl die Mutter künstlerischen Schaffens zu sein, als sich an den Werken eines genialen Künstlers fromme Begeisterung für alles Hohe und Erhabene zu entzünden vermag.

Nur die hochgespannte Erwartung, die Fidus und sein Interpret an die neu-heidnische Tempelkunst knüpfen, als „könne sie dem Volke Antwort geben auf seine heiligsten, geheimsten und deshalb allgemeinsten Fragen", als ob hier „eine allgemeinreligiöse Kunst" geschaffen werde, „die dem zukünftigen Menschen Andachtsstätten bereiten könnte, wo über alle ästhetischen Sättigungen hinaus die Seele schließlich noch zu unermessenen Ahnungen und Erkenntnissen geführt werde", vermag ich nicht zu teilen. Es scheint mir hier eine Verwechselung der Grenzen von Erkenntnisvermögen und Phantasie vorzuliegen, also was logisch eine „Metabasis eis allo genos", ein Sprung in ein wesensfremdes Gebiet, genannt zu werden pflegt. Auf Fragen, sie mögen noch so geheim und heilig sein, antwortet eben nur die Wissenschaft, und ihre „Erkenntnis" ist grundverschieden von der Ahnung und visionären Anschauung, womit religiöse und ästhetische Gemütsbefriedigung erreicht wird. Gewiß soll nicht Alles „nur mit dem Verstande" begriffen werden; gewiß gibt es dichterische und künstlerische Wahrheit neben der wissenschaftlichen Erkenntnis des Seienden, aber die Vermischung dieser Wahrheiten hat von jeher die unheilvollsten Folgen gehabt. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, wie oft sich die „innere Erfahrung" der beseligenden Wahrheit religiösen Gefühlsinhaltes der wissenschaftlichen Erfahrungserkenntnis, das „Herz" sich dem „Kopf", hindernd in den Weg gestellt hat.

Und mag auch bei der versuchten Neubelebung des heidnischen sinnesfreudigen Kultus des Schönen die Gefahr geringer sein, als bei der Umsetzung der christlichen Ideale in sinnenfällige Symbolik, ganz zu vermeiden ist sie nicht.

Wir rühren hier an eins der schwierigsten Probleme der neuen „Menschheitsreligion" oder rein menschlichen Ethik, an die Frage, wie weit dem zweifellos vorhandenen Bedürfnisse des Menschengeistes nach sinnfälligem Kultus des Ideals nachgegeben werden dürfe, ohne die Reinheit des wahrhaftigen Denkens durch verwirrende Symbolistik zu trüben.

Die Versuche unserer amerikanischen und englischen Freunde, die neue Ethik wiederum als Religion aufzufassen, die gemeinsame sittliche Erhebung nicht nur durch den wesentlich zum Verstande sprechenden Vortrag, sondern auch durch künstlerische Veranstaltungen (Gemeindegesang, festlichen Schmuck, Kunst im weitesten Sinne ꝛc.) zu unterstützen, gehören hierher. Und auch in Deutschland hat es an Stimmen nicht gefehlt, die gern die calvinistische Nüchternheit unserer ethischen Versammlungen mit dem farben- und formenfrohen Katholicismus kreuzen möchten. Wer hätte es nicht schon an sich selbst erfahren, wenn bei festlichen Gelegenheiten einmal grüner Laubschmuck und farbige Blüten das Rednerpult umkränzten und weihevolle Klänge den Geist vom Tageslärm zur inneren

Sammlung leiteten, wie andachtfördernd solche Feierstimmung wirkte. Aesthetische Kultur ist eben die gleichberechtigte Schwester der ethischen und intellektuellen Kultur.

Auf der anderen Seite aber lauert die Gefahr des „Andächtigschwärmens" gegenüber dem „gut Handeln", die Gefahr der Abstumpfung und Verflachung durch stete Gewöhnung, das Gespenst des Formenkultus und der Berauschung an Aeußerlichkeiten bis zu der grobsinnlichsten Form der Werkgerechtigkeit und des bloßen Symbolismus, wie sie letzten Endes manche Kirchenkunst aufzuweisen hat.

Ganz „heimelig", um das schöne schweizerdeutsche Wort wieder aufzufrischen, wurde es uns auch bei der Fidus'schen Tempelkunst nicht. Vielleicht fielen zu viel tönende, große Worte, die mit dem bereits Geschaffenen zu sehr kontrastierten. Wenn uns die Erfüllung der „Träume und Sehnsüchte der Seele" versprochen wurde, wenn uns der treffliche Künstler, dessen graziöse Zeichnung wir gewiß nicht gering schätzen, als ein „König ohne Reich", als „künstlerischer Schriftführer des wirklichen Seins" gepriesen wurde, wenn seine physiognomische Kunst einen „neuen vertieferen Schönheitsbegriff" bedeuten sollte („Eleonore Duse statt Cléo de Merode"), wie das Wesentliche seiner Architekturmalerei in der „organischen Sichtbarmachung der Baugesetze" gefunden wurde — so war da zwar stets ein Wahrheitskern, aber doch recht viel unnützes Rankenwerk dabei, das der bescheidene Künstler selbst gewiß gern entbehrt hätte. Und die Werke selbst — ob sie durchweg in ihrer stark realistischen, nichts verhüllenden, aber scharf charakterisierenden Formgebung jene reine stille Andacht zu wecken vermögen, ohne die wir uns eine Tempelkunst nicht zu denken imstande sind? Wir wagen — selbst vom Laienstandpunkt aus — denn diese Kunst wendet sich ja eben nicht nur an die Kunstkenner — es zu bezweifeln. Wohl; überall da, wo Fidus die hehre Schönheit des menschlichen Körpers zum Träger geistigen Inhalts macht, wo er uns mit dem ganzen Lieblichkeitszauber seiner Elfen- und Seelen-Gestalten ergreift oder mit der Tragik seiner Heroen erschüttert, da ist reine Andachtswirkung und seelische Erhebung. Aber er schildert auch die Leidenschaft; seine Charakterisierungskunst läßt ihn nicht vor dem Verzerrten und Häßlichen Halt machen. Er verläßt sich auf den Gedanken, den ein solches Werk auslösen soll, und überschreitet so die Grenzen der Tempelkunst. Wohl weiß ich, daß auch in zahllosen Werken größter Meister das Satanische und Häßliche nicht vermieden worden ist — aber ich zähle diese Werke eben nur zur kirchlichen Kunst, zu jener Kunst, die sich unbekümmert um die Grenzen ihres Schönheitswollens in den Dienst der dogmatischen Gedankenwelt gestellt hat. Ich glaube nicht an die sittlich erhebende Wirkung eines noch so genial gemalten Satanas; man mag die Kunst der Darstellung bewundern, aber keine Brücke schlägt sich hier von der reinen Aesthetik zur Ethik.

Und mit diesem Gedankenreichtum, der den Künstler freilich auch z. T. zu den reizvollsten Schöpfungen führte, hängt zusammen die Vorliebe für Symbolik. Wohl verstanden: Fidus bewegt sich keineswegs in den ausgetretenen Pfaden schematischer Symbolistik; er schafft auch hier neue Werte, aber er vermag ihrer und damit einer Interpretation mancher seiner Werke nicht zu entraten. Das gilt besonders von seiner sonst vielfach große Schönheiten aufweisenden Architektur. Der „weiße Tempel", der „Tempel der eisernen Krone", des „stillen Wassers", der Plan des „Tempels der Erde" mit seiner Farbendeutelei — ich zweifle, ob sie zum Voll sprechen, unvermittelt, ohne einen Dolmetscher der Allegorieen. Jene Gedankenassociationen, die hier im Beschauer geweckt werden sollen, sind der eigentlichen architektonischen Kunst fremd, gerade in dem sonst von Fidus nach Schopenhauer'schem Vorgang gepflegten Sinne, wonach ihre Schönheit hauptsächlich „auf der unverhohlenen Darlegung ihrer Zwecke und dem Erreichen derselben auf dem kürzesten und natürlichsten Wege" beruhen soll. Es steckt zu viel Subjektivität in all diesen phantastischen Entwürfen, während uns nach antikem Muster die Tempelkunst in die Sphäre des rein objektiven und leidenschaftsfreien Kunstgenusses erheben müßte.

So will mir die hehre Idee, an deren Verwirklichung ein schönes und großes Talent in stürmischem Drängen arbeitet, zunächst noch als etwas verfrüht erscheinen. Noch ist die neue Weltanschauung, die dem reinen Menschentum lebensfreudige Verehrung entgegenbringt und schönheitsfrohe Altäre und Tempel errichten möchte, kaum über die ersten Grundmauern herausgediehen; überall stören noch die Ruinen und Trümmer des Alten neben dem wirren Zimmerwerk der Gerüste der Schaffenden; ja die Baumeister sind längst noch nicht einig über Plan und Ordnung des Zukünftigen. Wird erst einmal der unsichtbare Tempel einer ethischen Gemeinschaft auf der Grundlage des Willens zum Guten auferbaut sein, dann freilich wird aus seinem heiligen Bezirk weder der wissenschaftliche Kultus der Wahrheit, noch auch die Kunst als Schöpfer in des Schönen ausgeschlossen sein.

Die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns.*)

Bei dem Versuche Dörings, das sittliche Handeln aus einem allgemein menschlichen Triebe hervorgehen zu lassen, kommen zwei Punkte in Betracht.

Erstens der Begriff dieses treibenden Gemütsbedürfnisses selbst; hier wird es darauf ankommen, das wahre Wesen des Bedürfnisses aus den mannigfach gerichteten Bestrebungen zu erkennen, zu denen es die Menschen thatsächlich treibt.

Zweitens der Nachweis, daß das Bedürfnis, wenn es nach seinem wahren Ziele richtig erkannt wird, durch kein anderes Mittel vollgiltig befriedigt werden könne, als durch sozial-heilsames Handeln.

1. Was nun den ersten Punkt betrifft, so nennt D. diesen Trieb „das Bedürfnis nach Selbstschätzung". Wer diesen Ausdruck zum ersten Male hört, wird sich schwerlich etwas Deutliches und Greifbares darunter vorstellen können. Andererseits ist aber gerade in diesem Ausdruck die ganze psychologische Erkenntnis D.'s. von dem eigentlichen Ziele ausgesprochen, auf das dieser Trieb im Grunde gerichtet ist. Auch bei den Individuen nämlich, die das Drängen dieses Triebes am heftigsten in der eigenen Brust verspüren, ist nichts verbreiteter, als daß sie das eigentliche Ziel, das ihr Trieb in Wahrheit begehrt, mißverstehen. Er ist eben, wie alle Triebe, zunächst blind. Nicht sein Ziel, sondern nur sein Drängen fällt ins Bewußtsein; und so kommt es, daß so mannigfach gerichtete Bestrebungen aus ihm hervorgehen, die sich nun zuerst der Beobachtung des menschlichen Lebens darbieten.

Ein Beispiel, nämlich ein Erlebnis, das mir eine energische und kluge Frau einmal erzählte. Sie war die Frau eines Tischlers in der Stadt, der auch etwas Land besaß. Eines Tages setzte sie mit Hilfe eines kleinen Ackerbürgers Kartoffeln auf ihrem Acker. Er ging mit dem Pfluge voran, sie folgte und warf die Kartoffeln in die Furchen. Als sie so beide schon über die Hälfte des Ackers besäet hatten, fing es an, stark zu regnen. Da drängte der Mann nach Hause, aber sie packte ihn bei

*) Diese Erläuterung und Begründung für den prinzipiellen Standpunkt der „menschlich-natürlichen Sittenlehre" von Professor Döring geht uns von Seiten eines Pfarrers zu, der — aus begreiflichen Gründen — seinen Namen verschweigen möchte.

der Ehre und schalt ihn, ob er denn nicht so viel aushalten könne wie ein Weib, sie wolle bleiben. Und der Mann hielt stand bis zur Beendigung der Arbeit.

Also auf dem Gebiete des Ehrtriebes, auf das uns dies Beispiel führt, sieht D. die Triebfeder des sittlichen Handelns. Nur ist es, wie oben schon betont, nötig, das Wesen dieses Triebes richtig zu erkennen.

Soviel ist sofort klar, daß es sich bei diesem Triebe nicht um ein Verlangen nach sinnlichen Gütern und Genüssen handelt, sondern daß ein sogenanntes ideales, ein rein geistiges Gut von ihm begehrt wird, nämlich die Hochschätzung einzelner Leistungen oder der ganzen Persönlichkeit des Individuums. Das Bedürfnis bezieht sich auf unsere eigene Person: Wir begehren, etwas zu gelten, etwas wert zu sein. Denn was den Mann zum Ausharren in dem heftigen Regen bewog, war nicht die Aussicht auf Geld oder materielle Genüsse, sondern es war der Wunsch, in den Augen der Tischlersfrau nicht als Waschlappen dazustehen; sie sollte vor ihm Respekt haben. Und so sehen wir die Menschen vielfach aufs höchste erfreut durch die Hochschätzung ihrer Person, die ihnen von seiten ihrer Umgebung entgegengebracht wird, und umgekehrt sehen wir sie tief niedergeschlagen, wenn sie die entgegengesetzte Beurteilung ihrer Person wahrnehmen.

Freilich fallen jedem allgemein geachteten Menschen auch allerlei äußere Annehmlichkeiten in den Schoß, und das rücksichtsvolle Benehmen, zu dem die Achtung vor seiner Person seine Umgebung willig macht, streut ihm so manche Blumen auf seinen Lebensweg und räumt ihm so manchen Stein des Anstoßes fort. Aber ganz abgesehen von diesen Nebenvorteilen, die mit der Achtung verbunden zu sein pflegen, wird das Bewußtsein, geschätzt zu werden und in der Umgebung etwas zu gelten, an sich begehrt, und die Begierde darnach treibt das Individuum zu allerlei Anstrengungen, von denen es sich diesen Erfolg verspricht.

Sollte aber das Bedürfnis nach einem Werte und einer Bedeutung unserer eigenen Person wirklich unter allen Umständen in der Schätzung unserer Person von Seiten der andern seine Befriedigung finden, sodaß wir als das eigentliche und letzte Ziel des Bedürfnisses diese Anerkennung unseres Wertes von Seiten der Umgebung ansehen müßten?

Nun, in der Gellertschen Fabel von dem „klugen Maler“ in Athen,

> Der minder, weil man ihn bezahlte,
> Als weil er Ehre suchte, malte,

spricht ein „junger Geck“ dem Maler über sein neuestes Gemälde, das den Gott Mars darstellte, ein begeistertes Lob aus, und zwar im Gegensatze zu einem Kunstkenner. Von diesem Lobe ist der Maler aber so wenig entzückt, daß es heißt:

> „Kaum war der junge Geck heraus,
> So strich er seinen Kriegsgott aus“.

Und im entgegengesetzten Falle fühlte sich Johann Huß von dem Verwerfungsurteile über seinen Wert, das jenes Bäuerlein bekundete, indem es eifrigst Reisig zu Hußens Scheiterhaufens herbeitrug, nicht im mindesten gekränkt.

Nein, wir begehren nicht schlechthin, von Anderen für wertvoll gehalten und geschätzt zu werden, es ist nicht „die Bewunderung von Kindern und von Affen, wonach uns der Gaumen steht“, solch Urteil erfreut uns nur, wenn es aus kompetentem Munde kommt und wir selbst von seiner sachlichen Richtigkeit überzeugt sein können. Also geht das Bedürfnis in Wahrheit darauf, daß wir selbst davon überzeugt sein wollen, daß unsere Person Wert besitzt. Haben wir diese eigene Ueberzeugung gewonnen, dann ist das Bedürfnis endgiltig befriedigt. Die Anerkennung unseres Wertes von Seiten Anderer ist nicht das Ziel, sondern kommt nur als angenehme Bestätigung der eigenen Ueberzeugung in Betracht, bei ganz unselbständigen Menschen vielleicht auch als Quelle der eigenen Ueberzeugung, die aber immer das letzte und eigentliche Ziel bleibt. Und ist unsere eigene Ueberzeugung von unserm Werte sich ihrer Gründe wohl bewußt, dann kann uns keine abweichende Beurteilung der Andern die Befriedigung rauben, wie auch umgekehrt die Hochschätzung von Seiten der Andern sie uns nicht verleihen kann, wenn das eigene Bewußtsein dagegen protestiert. Wo es anders bei einem Menschen steht, da ist sein Trieb eben noch blind.

So dürfte es klar geworden sein, welches Verlangen D. mit seinen Ausdrücken „Bedürfnis nach Selbstschätzung oder nach Eigenwert“ meint, und daß diese Formulierung in der That die einzig richtige Erkenntnis von der wahren Natur und dem eigentlichen Ziele des Bedürfnisses zum Ausdrucke bringt.

Wenn man indessen den weitverbreiteten Mangel an Selbsterkenntnis in Beziehung auf den Ehrtrieb bedenkt, die vielfach noch nicht gehobene Blindheit des Triebes über sein eigentliches Ziel und dazu noch die gleich zu besprechenden Irrtümer und Illusionen darüber, wie denn wahrer Wert erlangt werden könne, dann begreift man, wie es zugeht, daß dieser Ehrtrieb, von dem unter allen Trieben des menschlichen Herzens (abgesehen vom Mitleid) allein sittliches Handeln ausgehen könnte, doch thatsächlich nicht bloß die Ursache so mancher nichtigen Bestrebungen und Handlungen ist, sondern geradezu die Schuld an so manchem Unheil in Geschichte und täglichem Leben trägt. Wenn man dies Beides bedenkt, so wird man nicht mehr gegen die Behauptung: „Es giebt in der Menschennatur eine natürliche Triebfeder zu sozial heilsamem Handeln“ einwenden: „Wäre das der Fall, wäre das sittliche Handeln dem Menschen wirklich so „natürlich“, wie behauptet wird, dann müßte doch die Welt des Guten voll sein; und so spricht der erschreckende Mangel an sittlichem Handeln, den die Erfahrung zeigt, gegen diese Behauptung, so widerlegt die Praxis diese Theorie.“ Die Antwort auf dieses scheinbar so schlagende, weil aus der nicht zu leugnenden Erfahrung geschöpfte Bedenken gegen die Möglichkeit einer menschlich-natürlichen Sittlichkeit liegt darin, daß es D. gar nicht eingefallen ist, zu behaupten, daß der Ehrtrieb, wie er sich in dem Bewußtsein jedes beliebigen Individuums vorfindet, belastet mit all den Irrtümern über Ziel und Befriedigungsmittel, dieses unkultivierte rohe Naturgewächs schon in diesem Zustande die fruchtbare Wurzel sittlichen Handelns wäre. Nein, es ist erst die Selbsterkenntnis darüber nötig, was der Trieb eigentlich begehrt. Das ist die erste Vorbedingung dafür, daß wirklich sittliches Handeln aus ihm hervorgehe. Aber diese Bedingung ist keineswegs die einzige! Denn auch darüber, wie das Ziel des Bedürfnisses, Eigenwert der Persönlichkeit, erlangt werden könne, lagern noch genug Irrtümer in den Köpfen der Individuen. Auch diese müssen erst durch die nicht schwer zu findende und gar nicht zweifelhafte richtige Erkenntnis ersetzt werden, wenn man erwarten will, daß der Ehrtrieb sich als sittliche Triebfeder bewähren soll.

2. Nein, D. leugnet keineswegs, daß Menschen auch bei ihrem Verlangen, selber sich schätzen zu können, zu ganz andern als sittlichen Handlungen kommen können.

Wenn ich meinen kleinen Jungen lobe, daß er seinen Teller Suppe ausgelöffelt oder seinen Becher Milch leer getrunken habe, dann ist er sofort bestrebt, sein geschwollenes Wertbewußtsein noch durch Herabsetzung seines Schwesterchens zu steigern, das all die Thaten nicht könne und leiste, die ihn zum Helden machen. Und diese kindliche Anschauung: „Schon dadurch, daß der Wert des Anderen sinkt, steige ich; soviel der Andere fällt, gerade soviel steige ich“, sie beherrscht auch die Köpfe der Erwachsenen. Wenn

Digitized by Google

die Königin im Märchen nicht eher befriedigt ist, als bis sie Schneewittchen, die ihr den Ruhm des Besitzes der größten Schönheit streitig macht, getötet hat; wenn Saul auf David eifersüchtig ist, weil dieser Zehntausend erschlagen habe, Saul selbst aber nur Tausend, wie die Frauen beim Einzug des siegreichen Heeres singen, und wenn er nun den Spieß nach David wirft; wenn die Welt es liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen", zeigt sich in all diesen unsittlichen Handlungen nicht das Verfahren, das Bedürfnis nach eigenem Werte zu befriedigen oder wenigstens zu beruhigen nach dem Grundsatze meines kleinen Jungen? Aber braucht es auch nur eines Wortes darüber, wie kindisch und völlig unzureichend dieses Verfahren dazu ist, der eigenen Person Wert zuzuführen? Ebensowenig ist darüber ein Wort nötig, daß diese tiefunsittlichen Handlungen nicht auf Rechnung des Wertbedürfnisses als solchen zu setzen sind, daß sie nicht ein Beweis dafür sein können, daß das Selbstschätzungsbedürfnis sich nicht zur sittlichen Triebfeder eigne; sondern sie zeugen nur für die dringende Notwendigkeit, das Individuum über das einzige zweckmäßige Mittel zur Befriedigung dieses Begehrens aufzuklären.

Am meisten aber herrscht darüber Unklarheit, welche Vorzüge dem Menschen denn wirklich Wert verleihen, welche Eigenschaften oder Leistungen seine Person wertvoll machen können. Davon hat fast jeder Kreis seine eigene Vorstellung. Dem Knabenalter scheint der höchste Wert in körperlicher Kraft, Gewandtheit und Mut zu bestehen; die Weitspringer, die guten Schlittschuhläufer, die Menschen mit den vorquellenden Muskeln sind es, die der gesunde Junge bewundert. Für den Studenten ist das Ideal, durch dessen Verwirklichung er sein Selbstschätzungsbedürfnis befriedigt, die Flottheit, und die Züge, die das Ideal trägt, sind ja bekannt genug. Die Wertvorstellung der Königin im Märchen von Schneewittchen, deren Sinnen und Trachten auf körperliche Schönheit und was dazu gehört, gerichtet war, soll ja auch jetzt noch manchmal vorkommen. Und auch der Wertbegriff ist noch nicht völlig ausgestorben, von dem jener Kaufmann in den Abenteuern des Inspektors Bräsig beherrscht ist und der ihn zu der Aufforderung an seinen Gast veranlaßt: „Nehmen Se ßwai Stühle", als er hörte, daß dieser nicht bloß der Bruder des reichen Löwenthal sei, sondern der „reiche" selbst. In dem jetzt so viel gelesenen Roman „Jörn Uhl" heißt es von dem Bruder Jörn's, Hinrich, der durch eigenes Verschulden verhindert worden war, den Feldzug 1870/71 mitzumachen, „daß er das nicht konnte, (nämlich mit seiner Teilnahme an diesem großen Kriege prahlen), das hatte seiner zur Roheit neigenden Natur die letzte Stütze weggerissen. Geprahlt mußte werden. Jetzt erst recht. Also prahlte er mit liederlichem Leben und mit gemeinen Worten" (S. 298). Und so weiter ins Unendliche. Zahllos wie die Köpfe der Hydra, sind die Irrtümer über das, was uns wirklichen Wert verleiht.

Und doch ist es so klar, daß auch unsere Person auf keine andere Weise wirklich wertvoll werden kann, als so, wie überhaupt ein Ding wertvoll wird. So lange man die weichen Kerne des spanischen Rohres, die bei der Stuhlflechterei abfallen, nicht verwerten konnte (wie der sprachliche Ausdruck ja schon lautet), waren sie wertlos und wurden vernichtet. Jetzt, da man gelernt hat, aus ihnen Rohrplattenkoffer herzustellen, sie also nützlich geworden sind und unsern Zwecken dienen, sind sie eine sehr geschätzte Ware geworden. „Wer etwas kann, den hält man wert, den Ungeschickten Niemand begehrt" sagt das Sprichwort. Paulus schreibt seinen ehrgeizigen Korinthern (Kor. 12, Schlußvers): „Eifert nur immer um die Gnadengaben, je höher, desto besser. Doch ich will euch einen Weg zeigen, hoch über alles". Und nun zeigte er ihnen im 13. Kapitel, daß wirklichen Wert nur die Gesinnung verleihen kann, die darauf gerichtet ist, andern Wesen Lebensförderung zu bereiten. Es handelt sich also nur um die Anwendung des allgemeinen Wertmaßstabes auf uns selbst: Wir nennen Dinge oder Verhältnisse wertvoll, die uns selbst oder Andern nützlich sind, also können wir selbst auch nur dadurch wertvoll werden, daß wir andern Wesen nützen. Es ist interessant, daß Paulus hier die Korinther ihres Ehrgeizes wegen durchaus nicht tadelt, im Gegenteil, „eifert nur immer um die Gnadengaben, je höher, desto besser", ruft er ihnen zu. Ebensowenig schilt Jesus seine ehrgeizigen Jünger, als sie sich streiten, „wer unter ihnen der größte sei". Er belehrt sie nur, wie Paulus die Korinther, wie sie wirklich groß und wertvoll werden können: „Der ist der Größeste unter Euch, der Euer aller Diener ist".

So dürfte es klar geworden sein, wie der als das Bedürfnis nach einem Werte unseres Ichs richtig verstandene Ehrtrieb durch kein anderes Bestreben wirklich befriedigt werden kann, als durch das Streben nach sozial-heilsamem Handeln.

Aber noch ein Drittes muß dafür gefordert werden, daß das Selbstschätzungsbedürfnis wirklich eine zuverlässige sittliche Triebfeder sei. Es darf nicht bloß zur seelischen Ausstattung besonders bevorzugter Naturen gehören, sondern muß ein Grundzug der allgemeinen menschlichen Natur sein, und muß so mächtig sein, daß es alle andern Triebe überwinden kann. Wie es mit diesen beiden Forderungen in der Wirklichkeit bestellt ist, kann ja ein Blick ins Leben zeigen. Nichts ist doch verbreiteter als der Ehrtrieb, wie gerade die nirgends fehlenden unzweckmäßigen Bestrebungen zu seiner Befriedigung zeigen können. Sein Vorhandensein ist weder an Unterschiede des Alters gebunden, das kleinste Kind zeigt ihn in der Form der Empfindlichkeit für Lob und Tadel, noch an Unterschiede der intellektuellen Begabung. Natürlich bedarf er der Leitung auf sein wahres Ziel und auf das allein taugliche Mittel zu seiner Befriedigung, auch der Pflege seiner Stärke durch Zucht und Gewöhnung; natürlich macht sein Vorhandensein eine sittliche Erziehung des Menschen nicht überflüssig. Und wie sehr D. selbst von deren Notwendigkeit überzeugt ist, beweist ja die Abfassung seines Handbuchs der sittlichen Erziehung „für Eltern und Erzieher".

Allerdings, die aus diesem Bedürfnisse hervorgehende Sittlichkeit muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie nicht eine „selbstlose" sei, da sie letzten Endes die eigene intensive Lust erstrebt, die aus begründeter Selbstschätzung fließt. Aber der Nachweis, daß in dieser Eigentümlichkeit keine Minderwertigkeit liegt, ja, daß die Kennzeichnung dieses so entstehenden sittlichen Strebens als einer Art von Selbstsucht überhaupt gar kein Vorwurf sein kann, dieser Nachweis würde einen besonderen Aufsatz erfordern, der aber doch nur wiederholen könnte, was D. selbst schon in seinen Werken, besonders der „philosophischen Güterlehre", ausgeführt hat. Sch.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Die geflohlenen Häute.

„Was ist denn los, Alter? Was ist Dir Böses widerfahren, warum die Sorgenfalte auf Deiner Stirne?" forschte Frau Smith, die gerade auf dem offenen Herde die Hafergrütze, ihr tägliches Abendbrot, rührte.

„Es ist doch gar zu traurig, daß es so böse Menschen auf der Welt giebt," entgegnete der biedere Gerber auf-

seufzend, während er seinen kurzen Pelz und den breiten Hut mit einer wollenen Hausjappe und Mütze vertauschte.

„Ach ja, es ist ein Jammer, daß nicht alle Menschen so brav und gut sind wie Du; freilich, die Gattlasigkeit hat gar zu sehr in der Welt überhand genammen, nur wenige lesen das Buch der Bücher — die Bibel," eiferte die fromme Quäkersfrau, die alle Schlechtigkeiten der Menschen dem Mangel an Gottesfurcht zuschrieb. „Aber nun sag' mir endlich, was Dich bedrückt. Du hast am Altar geschworen, Freud und Leid mit mir zu teilen — es ist meine Pflicht, meinen Teil davan zu tragen — — —"

„Ja, ja, Sara, das hast Du auch bisher redlich gethan, und wenn mein Geschäft zu den besten der Stadt gehört, so verdanke ich das, nächst Gott, Deiner Tüchtigkeit, Deinem Fleiß — —"

„Schwatze doch nicht dummes Zeug, Alter! Ich habe nur meine Pflicht erfüllt — weiter nichts. Die Grütze ist fertig, sprich das Gebet, dann wollen wir essen und Du wirst mir erzählen, was Dich drückt."

Man sah, daß die energische Frau mit den guten Kinderaugen nicht an Widerspruch gewöhnt war. Smith erhob sich, sprach ein kurzes Gebet und griff dann herzhaft in die dampfende Schüssel.

„Hier, Alter, ist der Milchkrug, bedien' Dich tüchtig, und nun leg' los! Was bedrückt Dein Herz?"

„Denk' Dir, Sara, — ich wollte Dir's zwar verheimlichen, aber ich sehe, es geht nicht — , Jemand hat aus unserem Magazin fünf Häute gestahlen, und ich weiß nicht recht, was ich thun soll — — —"

„Natürlich es sofort anzeigen," meinte Frau Smith.

„Aber bedenke, Sara wenn es irgend ein armer Teufel aus großer Not gethan hat, ein Familienvater, dessen Kinder nach Brot schreien, aber dessen Weib krank darnieder liegt und Arznei braucht . . Wir Quäker dürfen nie voreilig handeln; sagt doch Jesus: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst." Hieße das seinen Nächsten lieben, wenn ich gleich zur Polizei liefe und irgend einen unglücklichen Menschen noch mehr ins Unglück stürzte? Nein, Sarn, nein Weib, das kann ich nicht . . . . ."

„Ja, ja, es knnn irgend ein verirrtes Schaf sein," gab Frau Smith gedankenvall zu, „aber fünf Häute gehen ins Geld; und wenn wir es dem Dieb so leicht machen, dürfte er bald wieder seinen Weg zu uns finden . . ."

„Daran habe ich auch gedacht, und es ist mir die Idee gekammen, ein Inserat in unsere Zeitung einrücken zu lassen, warin ich den Dieb auffordere, das gestahlene Gut zurückzubringen — — —"

„O Du liebe Unschuld! Du glaubst, daß das nützen wird?"

„Wenn der Dieb, wie ich vermute, aus augenblicklicher Not gehandelt hat, dann ja; auf jeden Fall möchte ich es versuchen, denn ich glnube an das Gute in der menschlichen Seele."

Am nächsten Morgen erschien in dem Margenblatt des schattischen Provinzstädtchens M . . . . . folgendes originelle Inserat:

„Wer immer nm fünften dieses Monats fünf Rindshäute gestohlen hat, wird hiermit von dem Besitzer derselben verständigt, daß er sein Freund ist. Sollte den Thäter Armut zu diesem Schritt vam rechten Wege veranlaßt haben, so möge er wissen, daß die That geheim bleiben wird, wenn er sich freiwillig meldet, und daß der Besitzer ihm in einer Weise zu Geld verhelfen wird, die seine Seelenruhe nicht trüben soll und deren er sich nicht zu schämen braucht."

Das Insernt erregte die Aufmerksamkeit sämtlicher Leser, aber nur der Thäter wußte, wer der Aufgeber war. Als er es las, geriet er in große Aufregung und fand keine Ruhe mehr. Er verließ das Wirtshaus, dessen täglicher Gast er in der letzten Zeit gewesen, und eilte in sein kaltes, ärmliches Zimmerchen, wa die gestohlenen Häute nach unter dem Bette lagen. Zwei Tnge lang kämpfte er einen schweren Kampf mit sich. Wie, wenn das Inserat nur ein schlauer Kniff des Gerbers wnr, der den Dieb so erwischen wollte? Sollte er sich selbst in die Hände des Bestahlenen liefern? Sein Stolz bäumte sich dagegen, aber die bessere Stimme seines Innern mahnte immer lauter, die helfende Hand nicht zurückzuweisen. Eines Abends, gerade als der Gerber und seine Frau sich bereits zur Ruhe begeben wollten, klapfte er schüchtern nn die Thüre. Frau Sara öffnete und sah einen blassen, abgezehrten Mann vor sich, welcher unter der Last von einigen Rindshäuten schwer keuchte.

„Kann ich Herrn Smith sprechen?" fragte er mit niedergeschlagenen Augen.

„Hier bin ich, lieber Mann, was wünschest Du?" sagte dieser milde. (Die Quäker gebrauchen stets das vertrauliche Du.)

„Ich habe die Häute wiedergebracht; wa soll ich sie ablegen?"

„Warte einen Mament, bis ich die Laterne angezündet, dann führe ich Dich ins Magazin."

Als die beiden Männer zurückkehrten, fanden sie den Tisch sauber gedeckt; eine Schüssel mit dampfender Hafergrütze und ein Krug Milch stnnden var dem Gedeck.

„Du wirst van der schweren Last hungrig gewarden sein, guter Mann, setz' Dich und iß," bemerkte Frau Sarn freundlich.

Der Fremde mußte sich umdrehen und konnte vor Erregung kein Wort hervarbringen, heiße Thränen liefen seine Backen hinab. Endlich statterte er mit erstickter Stimme:

„Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich gestohlen habe, es wird aber auch das letzte Mal sein. Ich habe keine ruhige Stunde mehr gehabt, seit ich die Häute gestahlen. Wer mir nach vor einem Jnhr gesagt hätte, daß es mit mir saweit kammen werde, den hätte ich niedergeschlagen. Meine Mutter starb; ich hatte Niemanden mehr nuf der Welt, der mich lieb gehabt hätte. Ich geriet in schlechte Gesellschaft, begann zu trinken und verlor meinen Pasten. Van da ab ging es immer nbwärts mit mir, niemand wallte 'was van mir wissen — vergebens suchte ich nnch Arbeit, man wies mich überall barsch ab. Eine große Bitterkeit gegen die Menschen erfaßte mich, der Hunger trieb mich und ich wurde zum Verbrecher. Glauben Sie mir, Herr Smith, es ist wirklich das erste Mnl, daß ich gestahlen," schluchzte der junge Mnnn.

„Ich gtaube es Dir, mein Sahn!" —

Berta Katscher.

Streiflichter.

Religionsfreiheit in Rußland. Am Geburtstage seines Vaters, Alexanders III., hat der Zar van Rußland einen Ukas veröffentlicht, der Religiansfreiheit in seinen gesamten Landen verkündigt und welcher den einzelnen Gemeinden in Rußland einen gewissen Grad von Selbstregierung bewilligt. Die Gesetze für die Landbevölkerung sollen mit Hilfe sachkundiger Personen revidiert werden, und die einzelnen Distrikte des Reiches sallen ihre eigenen Distrikts-Vertretungen haben. Den Bauern soll der Frahndienst abgenommen werden.

Religionsfreiheit praklamiert also der Zar zunächst für alle seine Unterthnnen. Das bedeutet für Rußland viel. Dort giebt es zwar Duldung anderer als der arthadoxen russischen Staats-Religion, nder der Absall von dieser ist ein Staatsverbrechen, welches mit Gefängnis oder

Verbannung nach Sibirien geahndet wird, und die armen Stundisten, Duchabarzen und sanstigen Sektierer haben den „weltlichen Arm", welcher die Dekrete der liebevollen Mutter Kirche vollstreckte, schwer zu fühlen gehabt. Das sall nun alsa, wenn das Dekret nicht blaß auf dem Papier stehen bleibt, aushören und jeder Russe soll nach seiner Façon selig werden dürsen.

Weit weniger bestimmt als die Versprechungen in diesem Punkt sind diejenigen, welche sich auf die Hebung der ländlichen Bevölkerung beziehen. Bekanntlich haben die russischen Bauern im letzten Jahr in vielen Gebieten förmlich revolutianiert, die Schlösser des Adels ausgeraubt und niedergebrannt und ihr Land unter sich zu teilen begannen. Die Aufstände wurden niedergeschlagen, waren aber dach ein sehr bedenkliches Symptam, und „es mußte etwas geschehen." Was geschehen sall, macht die Proklamation nicht ganz klar. Soviel ist ersichtlich, daß die Dorfgemeinde, das „Mir", mit seinem kammunistischen Landbesitz aufrecht erhalten werden soll. Dagegen soll es den Einzelnen erleichtert werden, aus den Gemeinden zu scheiden, wenn sie wallen. Das würde die Uebersiedelung der Bauern nach Sibirien und den Uebertritt eines Teiles der Landbevölkerung in die Industrie fördern und für die Zurückbleibenden mehr Land übrig lassen. Das letztere ist meistens unzureichend und außerdem ausgesogen. Ferner sall der Kreditbedürftigkeit der Bauern durch Staatsbanken besser Rechnung getragen werden, um sie aus den Krallen der Wucherer zu befreien. Und damit der Adel nicht prateſtiert, werden auch ihm weitere Liebesgaben, die er übrigens schan in Fülle erhalten hat, in Aussicht gestellt.

Es mag Leute geben, welche viel Gewicht darauf legen, daß die Pravinzialräte, die Semstwas, zur Durchführung dieser Reformen herangezogen werden sallen. Diese Räte sind gewählte, aber sargsältig gesiebte Körperschaften, immerhin aber bis jetzt die einzigen repräsentativen Vertretungen des russischen Volkes. Daß man sie geschaffen, entsprang einsach der Natwendigkeit; die Macht des Despatismus hat ihre Grenzen. Die Bureaukratie, mag sie noch sa ausgebildet sein, versagt gegenüber den kamplexen Verhältnissen eines vielgestaltigen Valkslebens, wenn dieses aus den einfachen Zuständen der ursprüngtichen agrarischen Gesellschaft heraustritt. Den Gemeinden hat daher das Czarentum eine ziemlich weitgehende Autonamie belassen müssen, und da das Zusammenwirken derselben in Distrikten und Gauvernements in vieler Hinsicht absalut notwendig ist, sa mußte es zur Ausdehnung der Selbstverwaltung in einem gewissen Rahmen auch für diese kommen. Die russische Regierung hat denselben so eng als möglich zu halten versucht. Aber das Wasser geht ihr offenbar an den Hals und sie sieht sich zur Erweiterung der Befugnisse dieser Körperschaften genötigt. Mehrsach haben sie schan eine gewisse Selbständigkeit gezeigt und sich unangenehm gemacht, auch nicht selten ihre Befugnisse überschritten und sich in Dinge gemischt, die sie nichts angehen sallen. Sie führen in erster Linie den „legalen" Kampf gegen die kaiserliche Bureaukratie, und aus ihnen mag vielleicht der russische Kanstitutianalismus hervargehen. Die „vereinigten Landtage" bildeten bekanntlich auch in Preußen den Grundstack für demselben.

Es bleibt abzuwarten, welche Wirkung die zarischen Reformen in der Abwehr der Revalutian haben werden — auf was es dach abgesehen ist. Varläufig bilden sie nur ein Stück Papier. Die Gesetze kammen später und dann ihre Durchführung und Interpretatian. Es mag also saviel Wasser in den kaiserlichen Wein geschüttet werden, daß er sehr sade und wirkungslos wird.

*

Zum Nachdenken. Ein zwölfjähriger Knabe, geistig geweckt und keineswegs vernachläſſigt, stand am 9. April vor der Berliner Straſkammer unter der Anklage des Diebstahls, der Brandstiftung und des Mardversuchs an Mutter und Stiefvater. Ohne eine Spur van Befangenheit aber Reue gab er zu, seinen Eltern ihre Ersparnisse im Betrage von ca. 400 M. während der Nacht entwendet und dann einen Varhang mit der Absicht angezündet zu haben, daß seine Eltern ums Leben kämen. Auf die Frage des vorsitzenden Landgerichtsrats nach seinem Religionsunterricht gab er als Schüler der fünften Klasse ausreichende Antwart, sagte auf Verlangen ahne Stacken das fünfte und siebente Gebat auf, und gab auch zu, daß er gegen diese Verbote verstoßen habe. Religian alsa genügend. Wie stand's mit der Maral? Der Vorsitzende fragt:

„Du wolltest also Deine Eltern bestehlen und dann das Haus anzünden, damit Deine Eltern in den Flammen umkamen aber durch den Rauch erstickten? Wenn nun Deine Schwester nicht zufällig außerhalb des Hauses gewesen wäre, dann wäre sie ja auch ums Leben gekommen? — Angekl.: Wenn sie zu Hause gewesen wäre, hätte ich es nicht gemacht."

Alsa Zensur? Trotz guter Anlagen leider nach recht unbefriedigend. Warum? Hier fängt das Nachdenken an. Und wer damit fertig ist, mag sich weiter überlegen, was die verhängten 4 Jahre Gefängnis (der Staatsanwalt hatte 10 beantragt) aus dem 16jährigen Burschen gemacht haben werden!

Bücherschau.

Bekenntnisse eines Arztes. Von W. Weressajew. Einzige vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Heinrich Johannsen. Stuttgart. Robert Lutz. 1902.

Die Verlagsbuchhandlung, der wir bereits eine große Reihe wertvaller Biographien und Memoiren verdanken, hat auch mit der Veröffentlichung dieses Werkes sich um den deutschen Leser verdient gemacht. Das Buch ist vor allen Dingen ein durch und durch ethisches Werk, nicht etwa nur, weil es vom ernstesten Wahrheitsstreben durchtränkt und von der innigen Sehnsucht eingegeben ist, die hier aufgezeigten Mängel und Sünden des ärztlichen Standes und des Publikums selbst in gemeinsamer strenger Geistesarbeit zu lindern und zu heben, sondern auch, weil es in viel vollkommenerer Weise anschaulich und praktisch die Aufgaben der ärztlichen Ethik entwickelt, als die Bücher, die diesen Namen tragen, gewöhnlich tun. „Gar sorgsam und pedantisch", schreibt Weressajew in seinem Vorwort, „hatte die ärztliche Ethik einen ganz kleinen Kreis von unbedeutenden Fragen bearbeitet, die das unmittelbare Verhältnis zwischen Arzt und Patienten und den Aerzten untereinander betrafen. Alle die Fragen, die meine Aufmerksamkeit erregten, waren für jene Ethik fast gar nicht vorhanden. Ich suchte in medizinischen Blättern, in Büchern nach ihrer Lösung — und fand nichts." Das wird ahne Weiteres verständlich, wenn wir uns ganz kurz alle die Probleme hier aneinanderreihen wollen, die der Verfasser in schanungslaser Beichte und ohne Ansehen der Person entwickelt. Da lernen wir das Entsetzen kennen, das den angehenden Mediziner bei der ungeahnten Fülle körperlicher Leiden packt, sodaß der kranke Mensch der normale zu sein scheint; die hypochandrische Stimmung, die nun am eigenen Leibe sämtliche Krankheiten diagnastiziert, die unreife Skepsis als Rückschlag der ebenso unreifen Begeisterung für die Erfolge ärztlicher Kunst, die Ratlosigkeit des jungen Arztes, weil Praxis des täglichen Lebens denn doch unverhältnismäßig schwieriger ist als Theorie und klinische Schulung, die tiefe Verzweiflung beim ersten Opfer und dach immer wieder die Hoffnung, bei gründlichem Studium auch hier in gewissem Sinne Herr der Natur zu werden u. s. w. Daneben werden die wichtigen Fragen nach der Notwendigkeit einer relativen „Verrohung", d. h. der Abstumpfung des Mitgefühls dem Anblick der Leidenden gegenüber geprüft, die Kalamität erörtert, daß in den öffentlichen Krankenhäusern die Schwerkranken auch zu blaßen Unterrichtszwecken dienen müssen, die obligatarische Sektion und der instinktive Widerstand, dem sie beim Volke begegnet. Sehr ernst und sympathisch sind die Ausführungen über die Vernichtung des weiblichen Schamgefühls, die Bedeutung der Psyche neben dem rein Physischen, über die Viviſektion, über verbrecherische Versuche an Menschen zu wissenschaftlichen Zwecken und sa noch vieles Anderes. Am wenigsten beweiskräftig erscheinen mir die Ausführungen des Autors da, wa er sich auf das Gebiet der kulturhistarischen Spekulation und der Philasophie begiebt, wenn er die unabwendbar saetscheeitende Entartung des modernen Menschen behauptet und jede neuere Anpassung an neue Verhältnisse leuguet.

Digitized by Google

Ein Satz wie der: „Positive Eigenschaften, die für die neuen Lebensbedingungen erforderlich sind, erwirbt der menschliche Organismus nicht; dafür aber offenbart er eine große Neigung, auch die positiven Eigenschaften zu verlieren, die er noch besitzt" — ist doch wohl weniger die Frucht exakter Beobachtung, als vielmehr einer pessimistischen Grundstimmung. Es ist ja möglich, daß der rein physische Organismus heute nicht größere Anpassungsfähigkeit an die Umwelt besitzen mag, als früher; uns will es scheinen, als wäre für gewachsen, besonders wenn man die ganze Kulturentwicklung der Menschheit aus der Tierheit bis heute in Rechnung stellt. Aber dafür hat eben durch die feinste Ausbildung des Gehirnorgans dieser Körper eine Fülle von Werkzeugen gewonnen, die seine Sinneswahrnehmungen in unvergleichlicher Weise unterstützen und erweitern, und auch die ganze intellektuelle und ethische Entwicklung der Menschheit muß doch als eine natürliche angesehen werden, als Erwerbung von „positiven Eigenschaften, die für die neuen Lebensbedingungen erforderlich sind." Aber, wenn hier vielleicht der Arzt zu einseitig den Philosophen berücksichtigt, da, wo eben er zu Worte kommt, sind seine Gedanken stets fruchtbar und anregend. Die Schlußkapitel behandeln die Honorarfrage; dem „Egoismus" des Arztes wird hier in schlagender Weise die unglaubliche Gedankenlosigkeit und egoistische Ausbeutungssucht des Laienpublikums gegenübergestellt. Wie ungleich verteilt Pflichten und Rechte des Arztes sind, das ist ja auch in deutschen Landen neuerdings durch die skandalösen Enthüllungen über die Bezahlung der Kassenärzte ans Licht gedrungen. Endlich weist der Autor mit Nachdruck und edler Begeisterung hin auf den einzigen rettenden Ausweg: Er verwirft nicht den Kampf der Medizin gegen das Leiden selbst, aber viel dringlicher noch sei die Beseitigung all der schiefen und lebensstörenden Verhältnisse, die das Leiden verursachen. Er verwehrt nicht dem Arzt, sich mit seinem Standesgenossen zusammenzuschließen zur Besserung ihrer Notlage, oder er verlangt auch von ihm, daß er als öffentlich wirkende Persönlichkeit laut seine Stimme erhebe gegen die sozialen Mißbräuche unserer Zeit, und daß er sich fühle „als Bruchteil eines ungeheuren, unteilbaren Ganzen", mit dessen Schicksalen und Erfolgen das persönliche Schicksal aufs engste verknüpft sei. — nz —

* * *

Dr. Bruno Bauch: Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Stuttgart, Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff) 1902. 1,80 Mk.

Von der nunmehr unbestrittenen Voraussetzung ausgehend, daß die „kritische", von Kant begründete Ethik formal bleiben und alle materialen Bestimmungen ausschließen muß, kommt der Verfasser dieser wissenschaftlich sehr wertvollen Abhandlung zu dem Ergebnisse, daß auf dem Boden wahrer Ethik „nur die Persönlichkeit der Träger sittlicher Handlungen sein kann." Denn die Ethik ist nicht die Aufstellung inhaltlich bestimmter, besonderer, oder für alle Individuen geltender sollender Gebote und die darauf beruhende Wertung der Handlungen, sondern sie bezieht sich lediglich auf die Gesinnung des handelnden Subjekts, sie giebt allgemein gültige Prinzipien. So schließt die Ethik nichts von dem aus, was das Wesen der Persönlichkeit ausmacht: weder das Selbstbewußtsein, noch die Individualität, noch den Charakter; vielmehr wird die große kraftvolle Persönlichkeit mit ihrer „starken bewußten Geneigtheit des reinen Willens zur Realisierung des Sittengesetzes" geradezu das sittliche Ideal der Menschheit. Und in diesem Begriff von „Persönlichkeit" mit der ihr notwendigen Disziplinierung und Harmonisierung der Neigungen ist die Glückseligkeit im sittlichen Sinne enthalten.

Abgesehen von den Schlußworten, worin Dr. B. das Verhältnis von „sittlich" und „schön" mit einer, wie wir scheint, zu engherzigen Auffassung des Begriffes „schön" erörtert, erscheint mir die Arbeit als eine wertvolle Bereicherung unserer ethischen Litteratur, die allerdings wegen ihrer rein technischen Form keinem großen Leserkreise zugänglich sein wird. J. St.

Vermischtes.

Der „Verein Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge" veröffentlicht soeben seinen dritten Jahresbericht. Die löblichen Ziele des Vereins sind bekannt: Sie gehen darauf hin, den unglücklichen ledigen oder eheverlassenen hilfsbedürftigen Müttern und deren Säuglingen Schutz zu gewähren und sie (soweit möglich) vor den ihnen drohenden Gefahren zu behüten. Der verzweifelnden Wöchnerin, die unmittelbar nach der Geburt eines Kindes, also in der kritischsten Zeit ihres Lebens, hilflos umherirrt, ohne zu wissen, wo sie das Nötigste für sich und das eben von ihr geborene Wesen hernehmen oder Obdach finden soll, bietet der Verein seine Hand. Der von der Entbindung geschwächten Mutter will er so lange Schutz gewähren, bis sie ohne allzu große Gefahr für ihre Gesundheit den Kampf ums tägliche Brot, die Berufsarbeit wieder aufnehmen kann; der Säugling aber soll in den ersten Wochen seines Daseins durch Darreichung der Mutterbrust vor Gefährdung seiner Gesundheit durch unzureichende oder schlechte Nahrung, die nur zu oft die Quelle späteren Siechtums ist, bewahrt werden. Daß der Verein den Verlassenen der Verlassenen, den unehelichen Müttern, seine Hand bietet, zeigt, daß er von engherziger Voreingenommenheit sich völlig frei weiß und daß er sich zu dem vornehmsten Grundsatze der Nächstenliebe, der da sagt, daß nichts Menschliches dem Menschen fremd sein soll, durchgerungen hat, d. h. daß er sich in den Dienst einer wahrhaft sittlichen Idee gestellt hat. — Der neue Jahresbericht läßt aus seinen thatsächlichen Angaben und Zahlen erkennen, daß die Leiter des Vereins thatkräftig und geschickt den Mißständen, auf deren Linderung sie ihr Augenmerk gerichtet haben, zu begegnen suchen, und daß sie mit bescheidenen Mitteln auf dem besten Wege sind, mit wachsendem Erfolge zu arbeiten. (Es wurden im Berichtejahre in der unter Leitung des Privatdozenten Dr. Neumann stehenden Anstalt 151 Mütter und 141 Kinder verpflegt.) Daß der Verein seine Fürsorge auch dahin erstreckt hat, bei der Entlassung nach Möglichkeit für die Zukunft der Wöchnerinnen durch Vermittelung von Arbeitsgelegenheit und für die Säuglinge durch Unterbringung im Kinderschutzverein oder in kontrollierten Pflegestellen, wo sie weiterhin mit bester Kindermilch versorgt werden, gelegentlich auch durch Vermittelung der Uebernahme in Armen- oder Waisenpflege zu sorgen, verdient aufs Anerkennung. So kann man noch der bisher entfaltetem Thätigkeit den „Verein Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge", welcher auch von der Stadt Berlin durch eine Beisteuer anerkannt wird, allen warmherzigen Menschen aus bester Ueberzeugung zu nachdrücklichster Unterstützung empfehlen. — Die Erfolge, die der „Verein Unterkunft" aufzuweisen hat, haben den vor einem Jahr zu ähnlichem Zwecke begründeten Verein „Säuglingsheim" (Vorsitzender Geheimrat Professor Dr. Heubner) bewogen, dem Gedanken einer Verschmelzung beider Vereine näher zu treten. Die daraufhin eingeleiteten Verhandlungen lassen nach ihrem bisherigen Verlaufe auf einen Erfolg der auf Vereinigung abzielenden Bestrebungen mit Sicherheit hoffen.

Briefkasten.

Herr Dr. Julius E., Baden-Wien. Sie fragen nach dem Titel „der vielbesprochenen französischen Schulethik". Das ist wohl ein Mißverständnis. Es existierten schon im Jahre 1899 mindestens 120 verschiedene Lehr- und Handbücher für den französischen Moralunterricht, deren Zahl sich seitdem noch beträchtlich vermehrt haben dürfte. Offiziell in allen Schulen eingeführt ist m. W. keines; dagegen haben manche eine sehr starke Verbreitung. Ich nenne Ihnen als solches z. B. L. Madilleau, Cours de morale 1. Cours élémentaire et moyen 2. cours supérieur, Paris Librairie Hachette et Cie. Ebenso erschien ein größeres Werk: La Morale pour tous. Par Ad. Franck, membre de l'Institut. Vielleicht fragen Sie einmal bei Prof. A. Moulet, Lyon, Ecole normale nach dem neuesten und verbreitetsten Werke.

R. Sch. Gr. Lichterfelde. Ihre „Trostgedanken" hätten der Reime nicht bedurft, um für uns unbrauchbar zu sein. Reime sind kein Gedicht und mit Ueberschriften soll man vorsichtig sein. Gegen Einsendung des Rückporto's steht Ihnen das Manuskript zur Verfügung.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen. Von Josef Popper. Dritte Auflage. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner.

Das Verhältnis der Kniffelsenschen Schule zu allgemeinen volkswirtschaftlichen Grundsätzen. Von Eugen Cremer. Komm.-Verlag von H. Haessel, Leipzig.

Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft. Von Jacob Beyhl. 2. stark vermehrte Auflage. Berlin u. Schöneberg, Bochoerlag der Hilfe.

Die Lehren der Moral abgeleitet aus der Stellung des Menschen in der Natur. Von Joh. Meyne. Sopron, Eigener Verlag.

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig. Charlottenburg, Greifswalderstr. 5.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

April-Programm.

Sonnabend, den 25. April, abends 8¼ Uhr, im Bürgersaal des städtischen Rathauses, Monatsversammlung. Vortrag von Dr. L. Katzenstein: Ueber Gorkis Nachtasyl. Diskussion Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. R. Penzig.**

Ethisch-humanistischer Jugendunterricht.

Beginn: 18. April, Nachm. 3 Uhr, Unter den Linden 16 III.

Zu dem von mir im Auftrage der humanistischen Gemeinde erteilten Jugendunterricht in der Lebenskunde nehme ich für den Ostertermin wieder Anmeldungen entgegen. Je nach Bedürfnis gliedert sich der Unterricht in einen religions- und kultur-geschichtlichen Kursus für Kinder (Knaben und Mädchen) von 14—17 Jahren und einen Kursus für Moralunterricht (10—14 Jahre). Zeit und Ort nach Vereinbarung. Der Unterricht ist frei.

Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,
vormittags 10½ Uhr.

Vorträge des Herrn Dr. Penzig.

Zyklus aus Rückert's Weisheit des Brahmanen.

Sonntag, 19. April: Am rechten Ort das rechte Wort. II., 4.
„ 3. Mai: Halt ein! Halt aus! Halt an! Halt ob! III., 8.
„ 17. Mai: Der Leib ein Tempel. IV., 8.
„ 31. Mai (Pfingsten): Aufrecht und Aufrichtig! IV., 15.
„ 14. Juni: Menschenscheu und Weltflucht III., 8.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 88.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Soeben erschien:

Tage in südlicher Sonne.

Von **Katharina von Pommer-Esche.**

Mit 6 Abbildungen.

Mk. 1,50.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Professor Dr. Döring, 1. Vorsitzender, Gr.-Lichterfelde bei Berlin, Bismarckstraße 1.	Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender, W., Taubenstraße 34.	Justizrat Dr. Rothe, 1. Schriftführer, W. Königgrätzerstr. 126.	Dr. R. Penzig, 2. Schriftführer, Charlottenburg, Goslarstraße 15.	Paul Jaffé, Kassenführer, W., Magdeburgerstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Biebee in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Insertate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 25. April 1903. | Nr. 17.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Moriz Lazarus als Ethiker. Von Theodor Kappstein, Berlin.
Ethik und Organisation. Von Willy Schlüter-Cadenberge.
Der Konsumverein und der Kaufmann. Von F. Standinger.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von Fr. W. F.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Duchoboren-Dekalog.
Ein Stückchen Mittelalter.
Siehe, wie fein und lieblich ist es.
Aus der ethischen Bewegung.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Moriz Lazarus als Ethiker.

Ein Wort des Gedächtnisses.

Von Theodor Kappstein, Berlin.

Am hundertsten Todestage von Moses Mendelssohn hielt Moriz Lazarus im Friedericianum zu Dessau eine Gedenkrede, in der die Worte stehen:

„Die Gedanken, welche Mendelssohn vorbringt, sind weder grundstürzende noch grundlegende. Er ist keiner von jenen systematischen Philosophen, welche neuen Gedankenrichtungen die Bahn öffnen. Aber er gehört doch zu denjenigen, deren Lebensziel darauf gestellt ist, die Menschen eine Stufe höher zu heben. Ueberblickt man seine schriftstellerische Laufbahn, so erkennt man leicht das ganze allmählich entwickelte und immer mehr gesteigerte Pathos seines ganzen Lebens: die Gesetze über Schönheit zu erforschen, um sie wirksam zu machen, die Wahrheit zu ergründen und ihre erleuchtende Kraft zu gewinnen, beides, um der Schöpfung und Gestaltung des Guten zu dienen. Darum Freiheit der Forschung, Freiheit des Wissens und Gewissens, damit jeder auf seinem natürlichen historischen Boden, unter seinen psychologischen Bedingungen zur möglichsten Vollkommenheit gelange."

In dieser Charakteristik des Freundes Lessings hat sich der kürzlich in Meran entschlafene Psychologe selbst gezeichnet. Er hat seinen achtzigsten Geburtstag, der in den Herbst des nächsten Jahres gefallen wäre, nicht mehr erlebt; aber sein Leben war erfüllt.

Es ist recht einfach verlaufen. Dem Kaufmannsstande, für den sein Vater, ein Rabbiner im Posenschen, ihn bestimmt, entflieht er, um bei den Büchern zu weilen; nach einer wohlgenützten Studienzeit promoviert der Begabte in Berlin zum philosophischen Doktor. Sechs Jahre hat Professor Lazarus an der Berner Universität Psychologie doziert, um dann ein Menschenalter hindurch in Berlin an der Universität und an der Kriegsakademie lehrend zu wirken. Der Siebzigjährige, der zum Geh. Regierungsrat aufrückte, hat nach dem Tode seiner ersten Frau eine jüngere Schülerin, die Schriftstellerin Nahida Remy, geheiratet, mit der er sich in die Feierabendstille Merans zurückzog, bis ihn jetzt der Tod von einem quälenden Leiden befreite. —

Lazarus war ein ethischer Idealist. Er schrieb und sprach nicht eben volkstümlich; eine wissenschaftliche Eleganz liegt auf allen seinen Aeußerungen. Er war immer im Talar; nichts kam gelegentlich, sondern alles ex cathedra. Aber in seinen eindringenden Studien über völkerpsychologische Probleme, die er mit seinem Schwager Steinthal zusammen bearbeitete, wie in seinen reizvollen Essais über einzelne Stoffe: Das Leben der Seele, (drei Bände), Die Reize des Spieles, Zeit und Weile, Der Karneval, Das Gespräch, Das Nationale u. s. w., hat er Bleibendes geschaffen. Scheinbar fernliegende Dinge weiß er mit kühnem Griff und voll Geist zu verknüpfen, und immer berührt die abgeklärte, feinfühlige Art des Verfassers den Leser wohlthuend — auch da, wo er überraschende Gedankenpfade einschlägt. Ein glühender Idealist für die Interessen seines israelitischen Volkes, die er auf den Synoden und außerhalb derselben mit allen Kräften gefördert; geschätzt von den Philosophen als selbständiger Schüler Herbarts und von den Theologen als bester Kenner des jüdischen Volkswesens, der talmudischen und alttestamentlichen Litteraturen; ein Mann von innerlicher lauterer Frömmigkeit und edelster Güte und Menschenliebe: so steht das anziehende Bild des ehrwürdigen Denkers und Künstlers vor uns.

Es sei mir gestattet, darauf in knappen Zügen hinzuweisen, wie sich in der Gedankenwelt von Moriz Lazarus die ethischen Ideen, die ihn beseelten, gespiegelt haben, indem ich an seine beiden Abhandlungen anknüpfe: Das Herz und Die Aufklärung.

Das Herz ist die Geburtsstätte der Ideen; ihre höchste Erfüllung finden sie erst, wenn sie sich in ihm als wirksam und heimisch, als persönlich mit ihm verbunden erweisen, wenn die Ideen gleichsam persönliche Gestalt in dem Herzen des Menschen gewinnen. Die Kunst, sagt Börne, wohnt im Herzen. Der Geist sucht die Erfüllung, den Inhalt, die Thätigkeit; weil er sein Dasein und sein Leben sucht. Nach dem Maße der Stärke der Erregung messen wir die Fülle des Lebens. So werden uns die Lust und der Schmerz wertvoll. Auch der Schmerz; denn

„wie die Tragik die tiefste und die höchste aller Künste ist, so ist auch der Schmerz im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit Schöpferkraft der geistigen Vertiefung."

In der Kunst und im Leben darf und soll der Geist herrschen über die Elemente und Verbände der Wirklichkeit, im Wissen soll er sich beugen. Dort hat die Subjektivität

des Geistes, der frei schafft, den Preis, hier die Objektivität. Das Dauernde und Bleibende in unserer Seele aber ist die Grundlage und der eigentliche Inhalt unseres eigenen Ichs. In dem, was nicht bloß im Moment durch die Seele streift, sondern in ihr verbleibt und ihr angehört, erkennen wir uns als ein Selbst. Aus dem Bewußtsein erwächst das Selbstbewußtsein. Ihm entspricht das Interesse an unserer Freiheit und Selbständigkeit.

„Wir sind wir selbst nur in dem Maße, als wir frei sind, als das, was wir thun wollen, nun uns nbhängt, als wir Herren der Bedingungen sind für die Erfüllung and für die Führung unseres eigenen Ich."

Nicht Selbstbefriedigung, auch nicht Selbstgenuß, aber Selbstgestaltung ist das wahrhafte Ziel alles Wollens: Entfaltung zu einer wirklichen Individualität.

„Aus der Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die ich in mich nufgenommen nder in mir erzeugt, nus dem Reichtum der Beziehungen zu anderen Indivinduen, die ich gewonnnen oder geschaffen; nus der Tiefe, Feinheit und Energie der Thätigkeiten, die ich onllziehe, ans der schöpferisch gestalteten Regsamkeit aller dieser Elemente geht die ganze persönlich geartete Welt meines inneren Daseins hervor. Dir Persönlichkeit selbst nder als der Träger und Schöpfer dieser inneren Welt ist Wurzel und Krone, Antrieb und Aungang derselben."

Die Expansionskraft des eigenen Ich, die die Welt erringt und an sich kettet, die sie sich batmäßig macht, erreicht ihr höchstes Ziel, wenn sie eine andere Seele ihr eigen nennt.

„Dadurch erst werden wir im höchsten und wahren Sinne Menschen: wir erringen diese eigenartigste Beziehung gegebener realer Wesen zu einander dadurch, daß wir durch ihre Liebe, Zuneigung, Aneigaung eine zweite Seele als die unsere gewinnen.

Ihr gegenüber bestehen „jeder wahrhafte Adel und jede wirkungsreiche Erhebung des Gemüts" in der Hingebung. Das Wissen des Herzens hat das Wissen des Kopfes immer wieder zu ergänzen.

Bevar wir van der Aufklärung sprechen, schiebe ich ein Wort ein über Lazarus' Auffassung von dem Ursprung der Sitten, die er in seiner Berner Antrittsrede (1860) erschöpfend dargestellt hat. Alle Sittlichkeit, entwickelt er, beginnt mit der Sitte; ihre größte Bedeutung, das reale Sittliche in ihr, erblickt er darin, daß sie überhaupt etwas Festes, Gewohntes, Geregeltes ist, eine Norm und Farm des Handelns. „Das gleichmäßig Wiederkehrende, das Geordnete und Feste ist das Menschliche." Die menschliche Sitte ist gesellig und geschichtlich. Der „im erhabenen Sinne menschliche" Zustand einer Gesellschaft ist die Gesittung, der Gegenjatz gegen die schrankenlose Vereinzelung und Zufälligkeit der Antriebe zum Handeln. Wie stark der Kampf zwischen der zerstreuenden und trennenden Naturmacht und dem bindenden Sittengesetz ist, ergiebt sich aus der interessanten Thatsache, daß fast alle gebildeten Völker Feste feiern, bei denen die Aufhebung und das Gegenteil der Sitte zur Sitte gehört. Die Unsitte wird zur Sitte — Hegel nennt das die List der Idee. Er durchgeht prüfend die vielen Thearien, die man über den Ursprung der Sitten aufgestellt, um dann seinerseits zu erklären: Die Sitten wie die Ideen sind entstanden und gebildet durch psychische Prazesse. Vam Instinkt auf dem Gebiet der Sitte will er nichts wissen:

„Der Instinkt ist absolut notwendig nndedingt, weil alle seine Bedingungen gegeben sind; alles Vermittelte aber, alles Bedingte, alles was wie die menschliche Thätigkeit van Bedingung zu Bedingung fortschreiten and aufsteigen muß, ist nicht mehr instinktiv; alles was in den Epigonen nicht wäre ohne Tradition oder Vorfahren, ist nicht instinktiv. Des Menschen Sitte fängt da an, wo sein Instinkt aufhört."

Lazarus argumentiert also: Die Gefühle kommen uns am schwersten und daher auch am spätesten zum klaren Bewußtsein; wir bedürfen bis heute der herzenskundigen Dichter, um uns einen Einblick in unsere eigene Gefühlswelt zu eröffnen. Im Anfang aber ist die That. Das sittliche Bewußtsein ist nur praktisches Bewußtsein; man weiß seinen Grund und Gesetz ebensowenig, als man vom Ursprung der Sprache und van den lagischen aber psychatogischen Gesetzen des Denkens weiß, abwahl man spricht und denkt. Das sittliche Gefühl ist der letzte, unbewußte Grund der That; aus der That wächst das Bewußtsein. Sie ist das Mittel für spätere Zeiten, die sittlichen Gründe in seinem eigenen Innern zu erkennen, die Gefühle zu appercipieren. So bildet sich alsa die Sitte, indem sich eine ursprüngliche Begehrung wiederhalt, zugleich aber auch die Ereignisse und deren Vorstellung nebst den daraus erwachsenen Gefuhlen und Handlungen sich repetieren. Hierhin gehört auch die Stimme des Gewissens, d. h. die Erinnerung mit ihrer mechanischen Natwendigkeit. Die ganze Gesellschaft wird im geschichtlichen Lauf durch ihre Summe von „Gewissens"erfahrungen zum Gesamtgewissen, das den Einzelnen geistig leitet. Sa erklärt sich die überwältigende und unbeugsame Macht der Sitten:

„Wo diese Macht die einzelnen Antriebe, die instinktiven Neiguagen, die natürlichen, adispringenden, stagulären, wilden Vorgänge des Lebens wie ein Netz umschließt, oder wa sie als ein arganisches Centrum die niederen Prozesse der natürlichen Antriebe, die Attraktion und Repulsian der Lust und der Unlust, die chemischen Wahlverwandtschaften der Zuneigung und Abneigung in den Dienst eines geordneten Organismus führt: da ist Menschentum norhanden. Die erste und größte Probe dieser Macht zeigt sich dann und da, wo die Sitte gegen Neigung erfüllt werden soll und wird; daraus entspringt ein ganz neues Gefühl der Befriedigung und sittliche Zufriedenheit und Siegesfreude."

Aus den weiteren Ausführungen des berühmten Psychalagen in der Berner Rede teile ich nach die schöne Stelle mit:

„Verglichen mit der seelischen Beziehung der Menschen zu einander, erscheint in allem Lebenslauf die Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen als dns eigentlich Trennende und Zsalierende; aber van der Mutter zum Kinde und vom Kind zur Mutter spinnt der Gedanke der einstmals sölligen, vom heiligen Dunkel umwobenen, selbst leiblichen Zusammengehörigkeit nimmer zerreißende Fäden. Das Verhältnis zum Vater ist tätiger, aber kräftiger, idealer und darum erziehender. Die zusammenbleibende Familie aber ist der Ort, an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen, um sich als wechselnde Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichsam in den Ozean der Menschheit zu ergießen." „Ohne Zusammenschließung der Seelen giebt es keine wahre Gemeinschaft unter den Lebenden, keine Schöpfung des Gesamtgeistes; ohne Verbindung der Lebenden mit den Gestorbenen giebt es keine Geschichte. In dem Maße aber, als die Pietät gegen das Vergangene und die nicht mehr Lebenden stärker und inigenreicher wird, in dem Maße wächst und vertieft sich nuch die Sarge für das Zukünftige und die noch nicht Lebenden. Je inniger ein Volk seine Geschichte in seinem Gemüte hegt, desta eifriger wird es sie auch fortsetzen; je mehr es die ererbten Schätze der Kultur hütet und hegt, desta energischer wird es sie auch vermehren."

Er zieht die Summa: Um ihre eigene Achse kreist die Erde; aber zugleich auch um einen anderen Mittelpunkt bewegt sie sich, um die Sonne. Sa auch bewegt das irdische Leben des Menschen sich um die Zwecke der eigenen Ichheit; aber außer der Ichheit steht die Sanne der Idee, der Zweckmäßigkeit, des Guten. Diese Idee, sa ahnen wir, durchdringt das ganze All der Schöpfung; und wir wissen, daß sie das ganze Reich des Menschentums durchdringen sall.

* * *

In der Abhandlung über die Aufklärung hat er die aus Fr. Nietzsches zweiter „Unzeitgemäßen" bekannte These sich in seiner Weise zu eigen gemacht: alle Kultur, jeder Zustand der Menschheit oder eines Volkes hat in der Geschichte seine Wurzeln, aber auch seine Fesseln. Gerade weil alles historisch ist, ruft er mit Leidenschaft, muß die Gegenwart ihrerseits thätig sein, muß sie frei und befreiend zu denken, sich in That und Gedanken van den Fesseln der Vergangenheit frei zu machen suchen. Es ist Zeit, daß wir wieder einmal, wie zu den Zeiten der Aufklärung, offen und deutlich bekennen, was an den Ueberlieferungen der Vergangenheit vernünftig und was unvernünftig ist:

„Ja, wenn Geschichte nur Geschichte, das Vergangene nergangen wäre! Aber wir leben von den Meinungen der Ver-

Digitized by Google

gangenheit und in ihren Institutionen. Diese Meinungen zu prüfen und nicht bloß zu kennen, die Anschauungen zu beurteilen und nicht bloß zu wiederholen, das ist unser Recht nicht bloß, das ist unsere Pflicht. Wir leben von der Vergangenheit, aber wir erhalten und vererben sie auch, wir gründen die Zukunft. Darum dürfen und sollen wir das Historische prüfen und wägen, ehe wir es annehmen und weiter tragen. Die Sachen", fügt er unerschrocken hinzu, „stehen heute bei uns so: daß tausende und abertausende von gebildeten Leuten zu einer unsichtbaren Kirche der Zukunft gehören, daß sie anderes für Wahrheit halten, als was öffentlich als solche gilt, daß sie anderes als sittliche Anforderung und menschliche Bestimmung erkennen, als was aus der Vergangenheit herüber als solche gelehrt wird!"

Er vergleicht die Aufklärung einer Meerfahrt, um das für den Unaufgeklärten jenseitige Ufer der Kultur zu erreichen. Wir sollen aufgeklärt sein, d. h.: unsere Gedanken sollen aus unserem eigenen Denken hervorgehen und unser eigenes Urteil sein, statt der Erinnerungs- oder Ueberlieferungsurteile.

„Das Recht gilt für uns nicht, weil die Vorfahren es geschaffen haben, sondern weil wir, was sie geschaffen haben, als Recht erkennen."

Aber er will unter Aufklärung nicht eine Revolution verstanden wissen, die alles Alte verwirft, weil es alt ist und tabula rasa macht, sondern eine Erhebung und Vertiefung des Alten. Nicht in dem, was man nicht glaubt, sondern in dem, was man glaubt oder verehrt oder bewahrt, soll man aufgeklärt sein. Aber man soll sich klar darüber sein, daß eine thatsächliche Wahrnehmung noch lange keine wahrgenommene Thatsache sei. Der Kampf gegen den Aberglauben, sagt er — heute wieder ganz aktuell — muß unablässig geführt werden;

„wenn nun aber für alle oder mindestens für die meisten Menschen beim mechanischen Calcül der gesamten Weltauffassung ein Rest übrig bleibt, dann sei er für die Religion und den Glauben verwendet, anstatt für den Aberglauben, dem er sonst anheimfällt."

Das Gute als Existenz und als Forderung ist ihm die höchste und edelste Quelle der Gottesidee;

„und keine Qualität können wir mit unserem endlichen Denken vom Gott aussagen, die seiner würdig wäre, als daß die Majestät des Gesetzes in ihm allein ihren Grund habe."

In einem geistreichen Vortrage „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit" (1872) hat Lazarus das Wort gesprochen:

„Wir werden das höchste Ziel erreichen, wenn der Sinn für Idealität überhaupt sich unter uns weiter belebt; wenn es unter uns an Menschen nicht fehlt, welche in sich die vollkommene Sammlung des ganzen Menschentums zu vollziehen trachten; an Menschen, welche fern von jener blossen Teilung und Zersplitterung in Detailkenntnissen ihren Sinn darauf richten, das Gesamte des Universums anzuschauen, ein Bild des Naturlebens zu gewinnen, nicht bloß in einzelnen Erscheinungen, sondern aus der gesamten Gesetzmäßigkeit, welche die Natur durchzieht; Menschen, welche ihr Auge richten auf die Entwickelung menschlicher Kultur und nicht an dem Einzelnen haften bleiben, sondern ihren Sinn offen behalten für das ganze Menschliche, welche den Herzschlag der Geschichte der Menschheit fühlen."

Zu diesen Persönlichkeiten hat Moriz Lazarus selbst in hervorragendem Maße gehört; und darum gebührt ihm ein Ehrenmal in unseren Herzen.

Ethik und Organisation.

Von Willy Schlüter-Cadenberge.

Am 5. November vorigen Jahres beschlagnahmte ein Kommissar der Kriminalpolizei mit einem Sergeanten im Auftrage der Großherzoglich-Badischen Staatsanwaltschaft die Schrift „Der Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhl Christi" von Gottfried Schwarz, eine Broschüre, die mit seltener Konsequenz an dem Haupte der katholischen Hierarchie darthut, daß die Sphäre des sittlichen Vollkommenheitsstrebens, das „Reich Gottes", außerhalb des Bereichs jeder Organisation liegt, auch der kirchlichen. Das äußere Reich möge in äußeren Dingen Ordnung schaffen, dem Reiche des Guten ist jeder Zwang zuwider. Hier könne nicht „Heer und Macht", sondern nur die eigene Erkenntnis des Rechten gelten. Eigene Erkenntnis aber könne der Mensch nur da gewinnen, wo ihm volle Freiheit gelassen sei. Das Mittel, die Wahrheit wirksam zu machen, sie in die Herzen zu bringen, sei gerade der Verzicht auf jede Gewalt.

So sei es Jesu Bestreben gewesen, sich aller Gewalt zu entschlagen und niemand zum Glauben an seine Lehre zu zwingen. Auf diesem Wege sei er unwandelbar verharrt, auch als gegen ihn selbst die Gewalt auf den Plan trat. Er mied jede Gewalt, aber er bestand auf seinem Zeugnis. So erlitt er den Zeugentod . . .

An diesen Normen wird das Verhalten der Kirche, die von Anfang an ein äußeres Reich gewesen sei und als Kirche eben nichts anderes sein könne, wird insbesondere auch die Gewalt Leos XIII. geprüft. Wie diese Prüfung ausgefallen ist, braucht nicht des Näheren erörtert zu werden. Sie ist mit der Unerschrockenheit eines Giordano Bruno durchgeführt, ein männliches Geisteswerk! So hat denn auch das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg (Baden) Strafanzeige gegen den Verfasser erstattet, auf Grund von § 166 des Strafgesetzbuchs wegen „Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen".

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, mit welchem Rechte und in welchem Maße Jesus als Vertreter der fundamentalen Scheidung des im günstigsten Falle äußere Wohlfahrt schaffenden Schematismus der staatlichen und hierarchischen Organisation und der inneres Heil wirkenden freien Selbstveredlung bezeichnet werden kann. Bedeutsam ist es, daß im Evangelium die Worte stehen: „Die weltlichen Fürsten herrschen und haben Gewalt, so soll es nicht sein unter euch." Doch ob nun diese Trennung schon damals wirklich in kritischer Weise vorgenommen worden ist oder nicht, soviel ist klar, daß ihre Notwendigkeit auch heute nur von Wenigen recht begriffen wird.

Ein Irrtum vor allem schleicht sich überall ein. Es will ja das Werden des Guten vorbereitet sein durch Beispiel, Erziehung, Propaganda. Und diese Vorbereitung muß sich organisieren, soll sie erfolgreich sein. Bliebe man hierbei stehen, wäre alles gut. Aber da macht man aus Aeußerlichkeiten, ich möchte sagen „Sakramente", nimmt die Akte der Vorbereitung für die Entwicklung des Ethischen selbst. Wie die Zugehörigkeit zu dieser und jener Gruppe, die Zustimmung zu dieser und jener Anschauung, die Billigung dieses und jenes Reformplans. Und nun ist alles wieder da: die „Heilande", das Dogmentum, die Intoleranz. Der Ehrgeiz, der Machttrieb bekommen Raum, man erzwingt sich Gehorsam und Unterordnung, das freie Erkennen wird gehemmt. „Das ganze Leben", meint ein Sozialpsychologe, „ist ein verworrenes Zauberspiel, in welchem nur eine blinde oder halbblind angeschaute Formenherrschaft einige Ordnung aufrecht erhalten kann." Man möchte ihm Recht geben, wenn man sieht, wie bereitwillig gerade heute wieder die Massen von äußeren Veranstaltungen ihr Heil erwarten. Eine „neue Kirche" soll es absolut sein, man will den Wahn nicht fahren lassen. So hat der Fall Schwarz auch für uns Ethiker das höchste Interesse, wie wir uns auch zu seinem Ideale, dem Propheten aus Nazareth, stellen mögen.

Schwarz faßt sein Warnen in nüchterne, rein verstandesmäßige Worte. Mit künstlerischen Mitteln tritt ein anderer Verwegener vor uns hin. Es ist der spanische Priester Don Segismundo Pey-Ordeix. Seine Geistesthat ist das Drama „Paternidad"*). Die Societas Jesu, die

*) Autorisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Konrad, Frankfurt am Main 1902, Neuer Frankfurter Verlag.

folgerichtigste Verkörperung des „äußeren Reiches", wird hierin von der Flammenseele eines echten Dichters in ihrem Gegensatze zu aller Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Menschlichkeit ganz ohne Schonung bloßgestellt. Und dies nicht etwa so, daß alle Schuld auf einzelne „Bösewichter" gewälzt würde. Nein, der Frieden einer ehrbaren Familie, das Liebesbündnis reiner Herzen, Mutterglück, Hochsinn, Selbstgefühl werden durch ein unheimliches Gaukelspiel zerstört und Nutzen hat keiner davon. Alle Ordensmitglieder, die auftreten, fühlen sich selbst bedroht; die Angst läßt sie ihren Vorgesetzten zu Willen sein, ohne recht zu wissen, warum. „Hm, ja, ich sehe, die Gesellschaft wird einen greifbaren Nutzen haben — aber wem wird dieser Nutzen zu Gute kommen, da wir alle uns verschworen haben, uns gegenseitig an dessen Genuß zu hindern?" Dem jungen Paquito, der den Suggestionen des Padre Arburu unterliegt und dem Orden beitritt, ergeht es wie allen. Ihn „betäubt das Geheimnisvolle, womit hier alles umgeben ist, das beständige Getuschel, die beständigen Ueberraschungen, die geheuchelte Freundschaft, die fürchterliche Einsamkeit, in der die abgeschiedenen Seelen so vieler Körper sich begegnen." — „Alle Augen spähen nach mir, alle Ohren behorchen mich, alle meine Gedanken werden erraten . . ." So kommt es, wenn alles auf das Allgemeine, nichts mehr auf die Selbstvervollkommnung, den Individualfortschritt sich bezieht: Einer ist der Spion des andern, keiner verfügt über sich selbst. Der Lässige ist verdächtig, der Eifrige kann jederzeit dem Neide zum Opfer fallen. Die Welt mag gewonnen werden, die „Seele" geht verloren. Sobald Freidenker der Organisationsmystik verfielen, waren die Früchte nicht besser. Oder war man sicherer unter der Schreckensherrschaft des Staatsjesuiten Robespierre? Die Ordnung bringt Nutzen, nur die Freiheit bringt Heil! Wohlfahrts- und Sittlichkeitszwecke sind nicht zu vermengen. Dies ist auch der tiefere Grundgedanke des Dramas, das daher nicht nur für Spanien ein „Mene Tekel" ist. Man hat nur zuviel Veranlassung, dem Wunsche des Uebersetzers beizupflichten, daß ein Bühnenleiter dem Priester-Dichter auch in Deutschland das Wort gestatten möge.

Wir sind ja nun einmal ins „Religiöse" hineingeraten. So sei denn hier noch ein Aergernis gestreift, das gleichfalls in dem Uebergreifen der Organisation ins Innerliche begründet ist. Wie hat man uns den Genuß der Bibel verdorben, dadurch, daß man sie in die Polizei-Atmosphäre des Dogmenwesens hineingezerrt hat. „Wer nicht glaubt, soll verdammet werden", das stach, mit Lenau zu reden, auch hier „der freien Luft an Gott ins Herz den gift'gen Zahn." Und doch, wie jammerschade ist es, daß soviel Schätze des Sittlich-Göttlichen, an denen der hebräische Geist so überreich ist, nun ungehoben liegen! In neuester Zeit machte Will. Boyd Carpenter DD. Lord Bishop of Ripon den Versuch in der geistvollen, sehr lesenswerten Schrift „Meine Bibel", *) zum unbefangenen Herantreten an das gewaltige Litteraturwerk hinzuleiten. Wie manches für jedes sonstige Buch ganz Selbstverständliche muß hier dem Dogmen-Vorurteil gegenüber mit vielen Gründen festgestellt werden und wie manche Ungerechtigkeit ist abzuweisen, die nicht möglich gewesen wäre, hätte man die Bibel nicht zum Fetische gemacht. Carpenter aber ist der Mann, um den Gewinn fühlbar zu machen, der in der objektiv-historischen Wertung der alten Urkunden liegt. Zwar wird er den deutschen Freidenkern nicht immer radikal genug sein, aber es ist doch schon viel, wenn ein Lord Bishop den guten Willen zu einer wissenschaftlichen Behandlung pflegt. „Wir müssen alle behaglichen Zeitrechnungsfehler streng verwerfen und entschlossen alle Lieblingsstellen, mit deren Mißdeutung wir unseren trägen Glauben aufzupolstern pflegten, opfern." — „Wir brauchen uns nicht vor der Wirkung wahrer Erkenntnis zu fürchten. Was wir gelernt haben, läßt sich dahin zusammenfassen: das Wachsende ist besser als das fertig Hervorgegangene." Wir hätten einen gewaltigen Fortschritt in der Geisteskultur gemacht, wenn die Bibel wirklich dem freien Menschtum zurückzugewinnen wäre. Wenn all das Gehässige von ihr abfiele, das Priesterherrschaft in sie hineingebracht! Sie ist ja in gewisser Hinsicht das große Geschichtsbuch für unser Thema. Der Kampf zwischen „Propheten" und „Leviten", zwischen Jesus und den Gesetzespharisäern, also die Grundmotive des Alten und Neuen Testamentes, sie sind ja nur andere Formen des Antagonismus zwischen Ethik und Organisation. So gesehen, ist die Bibel ein ganz „modernes" Buch.

Doch ehe die rechte Freude an der Bibel eine allgemeine sein kann, ist noch viel Aufräumungsarbeit zu bewältigen. Wir haben daher vorläufig solchen Schriften, wie z. B. „Theologie und Ethik", von unserem Mitstreiter Fr. Wyß (Leipzig 1901, Verlag von A. Pichlers Wittwe & Sohn, 2. Aufl.) einen noch höheren Wert beizulegen. In diesem Buche wird motiviert, warum die „Ethischen Gesellschaften" „auf den Fels des Gewissens der Erkenntnis bauen, auf die ewigen Gesetze, welche sich in der moralischen Natur des Menschen kund geben. Das Gute um des Guten willen zu thun, wird von ihnen als Prinzip aufgestellt. Das erleuchtete Gewissen wird als der höchste Richter erklärt." Der Beweis wird versucht, daß auch die Lehre der humanen Ethik „nicht ohne Gott, nicht ohne Unsterblichkeit, nicht ohne Weisheit, nicht ohne Religion, nicht ohne Hoffnung, nicht ohne Erlösung, nicht ohne Kraft, nicht ohne Führer, nicht ohne Ziel, nicht ohne Glauben, nicht ohne Liebe" ist. Die Ueberflüssigkeit einer besonderen „Theologie" wäre damit auf positive Weise dargethan. Wenn man nun über manche Teile des Buches, wie z. B. über den 9. Abschnitt über das Urchristentum, in welchem nach Dr. R. Nagel's Vorgang Jesus zum Vegetarier gemacht wird, verschiedener Ansicht sein kann, auch es vielleicht nicht für zulässig halten wird, die Ethik aus dem Mitleiden herzuleiten, statt aus der Achtung vor dem Sitten-(Entwicklungs-)Gesetze, so wird man doch für eine so übersichtliche Zusammenfassung der bedeutsamsten Resultate der Anthropologie und Religionskritik, für die Sammlung so vieler wertvoller Gesichtspunkte freier Ethik dankbar sein und besonders innige Sympathie für den „Katechismus der täglichen Selbstprüfung" haben, mit dem das Werkchen schließt. Bricht sich solche Ethik erst einmal Bahn, dann braucht Karl Trost nicht mehr zu fürchten, daß „die von dem Naturhaften noch unabgelöste Seite des religiösen Triebes" wieder Einfluß auf das religiöse Leben gewinne, eine Befürchtung die heute, angesichts des „Scientismus", den Trost in einer Broschüre über „Wunderheilung und Gottesglaube" vom Standpunkte der Suggestionstheorie behandelt, begreiflich erscheint. Auch der Christ, der neuerdings über „Religion — Weltliebe" *) nicht gerade neue, aber teilweise sehr liebe Gedanken geäußert hat, wird dann noch ungestörter auf seine Weise andächtig sein können. Man wird es ihm gern zugeben: „Ein tiefempfundenes Gedicht, das uns rührt, ein gedankenreiches Märchen, das uns belehrt, ist ein Gebet. Jedes vollendete Kunstwerk, das uns entzückt, ein ausdrucksvolles Standbild, ein schönes, sinnreiches Gemälde ist ein Gebet. Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn zur Erkenntnis, jede wahrhaft gute und aufopferungsvolle That, die uns beseligt und den Nächsten fördert, jeder Sieg des Edeln über das Gemeine in uns, ist ein Gebet."

*) Einzige autorisierte Uebersetzung von Tina Pfeiffer, Berlin 1902, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung.

*) E. Pierson's Verlag [R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler], Dresden und Leipzig 1902.

Der Konsumverein und der Kaufmann.

Von F. Stundinger.

Ist der Kaufmann dazu da, die Verteilung der Lebensbedürfnisse zwischen den Produzenten bequemer zu bewerkstelligen, als diese es isoliert vermöchten?

Oder sind diese Bedürfnisse der Konsumenten deshalb vorhanden, um dem Kaufmann Brot und eventl. Profit zu gewähren?

Da lächelt eben eine freundliche Leserin und meint, daß diese Gegenüberstellung beider Fragen doch recht thöricht sei. Denn es sei doch selbstverständlich, daß der Kaufmann die im ersten Satze ausgedrückte Aufgabe habe; und es sei ebenso selbstverständlich, daß er auf Grund solcher Leistung, wie im zweiten Satze ausgedrückt ist, Brot und wenn möglich auch Profit finde.

Da hat die geehrte Leserin oder der geehrte Leser ganz recht — vollständig recht. Davon soll kein Titelchen abgethan werden. Der die notwendige Vermittelung zwischen Produzent und Konsument übernehmende Kaufmann muß etwas dafür haben, daß er dies Geschäft besorgt; und wenn er es auf eigenes Risiko übernimmt, so muß er auch eventuellen Profit erwarten dürfen.

Allein wir bitten, die Aufmerksamkeit einmal auf das Wörtchen „notwendig" zu richten. Wer in Berlin durch die Friedrichstraße geht und die Masse von Läden sieht, die da so glänzend aneinandergereiht sind, wie im Herbste die sonnenglänzenden Spinnengewebe am Wege durchs Heidekraut, der fragt sich vielleicht: Ist denn all das notwendig, um die Bedürfnisgegenstände vom Produzenten zum Konsumenten zu bringen? Wer bezahlt denn all die Ladenmiete, das Personal, die Reklamen, den Lagerverderb und was sonst noch alles?

Da fällt gerade mein Blick auf eine Stelle in einem Buch von Dr. David über Sozialismus und Landwirtschaft (I. S. 576). Dort heißt es:

„In welcher Weise die Produkte durch den Zwischenhandel verteuert werden, geht aus den Erhebungen hervor, die vor einigen Jahren durch die Syndikatspräsidenten in Paris veranstaltet wurden. Danach erhielten die Gemüsegärtner der Bretagne für das Stück Blumenkohl 8½ Cts. Der erste Händler verkaufte ihn zu 15 bis 20 Cts., der zweite bis zu 28 Cts., der dritte zu 30—70 Cts." (an den Konsumenten). „Der Erlös der Gemüsegärtner bezifferte sich im Jahre 1894 auf 347 000 Frs., während die Konsumenten etwa 2 Millionen dafür zahlen mußten."

Das ist nahezu das sechsfache des Betrags, der dem Produzenten zufließt. Und in Berlin in der Friedrichstraße ist es — die betr. Auszeichnungen sind mir leider eben nicht zur Hand — ganz ähnlich.

Ist das normal? — Beinahe hätte ich gesagt: Ist das moralisch? Da fiel mir noch rechtzeitig ein, daß man bei der Moral an den guten oder bösen Willen der Thäter zu denken pflegt; und ich möchte um die Welt nicht in den Verdacht kommen, als ob ich die armen Zwischenhändler, die ja sehr, sehr oft kaum das nackte Leben verdienen, einer persönlichen Unmoral zeihen wollte.

Ist der Zustand moralisch richtig? so frage ich darum lieber mit Prof. Lipps in München, der zwischen moralisch gut, das im Willen liegt, und moralisch richtig, das in dem Zusammenhange der Dinge oder der Gedanken begründet ist, ganz sachentsprechend einen Unterschied macht.

Nun, daß ein solcher Zustand, in dem sich zwischen Konsument und Produzent Mittelglieder einschieben, die dem Produzenten den Verdienst wegnehmen, den Konsumenten aber so abnorm belasten, moralisch richtig — wirtschaftlich normal ist — — — oder wer hätte den Mut zu behaupten, dem sei doch so? Hoffentlich auch Herr Bade nicht, der nach einem von ihm s. Z. ausgegebenen Flugblatt mahnt, man solle bei Gründung von Konsumvereinen „wohl öfter an das Wohl der von solchen Neubildungen betroffenen Kaufleute denken."

Ja freilich! Wie gerne! Aber wenn nur nicht ein Kaufmann sich neben den anderen setzte und jeder — ohne es zu wissen und zu wollen — wie ein Parasit, der sich zwischen die Gelenke eines Tieres setzt, das zufließende und das abfließende Blut auffaugte, sodaß endlich Verzweiflung eintritt und man den zum Parasiten gewordenen Vermittler auszuschalten sucht.

Nehmen wir an, die notwendigen Vermittlerkosten zwischen dem Produzenten und dem Verzehrer des Blumenkohls betrugen in obigem Falle inkl. Bahnfrachten ꝛc. 20 Cts., also schon recht viel, so blieben zwischen den 8½ Cts., sagen wir rund 10 Cts., die der Produzent erhält, und den durchschnittlich 50 Cts., die der Konsument zahlen muß, noch 20 Cts. übrig, von denen der Produzent 10 und der Konsument 10 erhalten könnte. Dann hätte ersterer auch einen Ertrag für seine Arbeit, in unserem Falle einen um mehr als 100% erhöhten Ertrag, der auch Andere antriebe, sich mehr der heute so oft zur feuchtlosen Sklavenarbeit gewordene Produzententhätigkeit zu widmen und doch dem Konsumenten um 20% mehr Kaufkraft verliehe.

Also dürfte die Gegenüberstellung, die wir zu Anfang machten, doch nicht so sinnleer sein, wie sie scheinen mag. Und der vom Zwischenhandel so sehr angefeindete Konsumverein, ebenso wie die an manchen Stellen sich entwickelnden genossenschaftlichen Verkaufsvereine, die beide auch Kaufleuten Brot geben, dürften im Zusammenwirken für Produzent und Konsument ein Segen — und damit auch für die sittliche Fortentwickelung dienlich sein.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Was man im Pferdestall lernen kann.

„Der Gaul ist ein für allemal verdorben," hörte ich einmal einen Stallknecht sagen. Es war ein schönes, starkes Pferd, das dem er sprach — aber niemand wollte es mehr reiten, weil es gar keinen anderen Gedanken mehr zu haben schien, als seinen Reiter abzuwerfen oder ihn an Bäume und Zäune zu drücken und beim Auf- und Absteigen auch ihn zu beißen und zu schlagen. Jeder Stallknecht, der ihm Futter brachte, schlug es denn auch an die Nase oder brüllte es grad an, und der Stallmeister in der Reitbahn setzte seinen Stolz darein, eine ganze Stunde auf ihm herumzuschlagen und doch im Sattel zu bleiben, trotz aller Sprünge — besonders wenn Zuschauer auf der Gallerie waren.

Da kam eines Tages ein weit gereister Herr, dem das Pferd gefiel und sagte, er wolle es in vier Wochen so ziehen, daß man es um den Finger wickeln könne. Alle dachten, er verstände wahrscheinlich das Peitschen und Sporenschlagen noch besser als der Stallmeister und freuten sich auf das Gestampfe in der Reitbahn. Aber es kam ganz anders. Als das Pferd für ihn gesattelt wurde, sprach er beständig in sanftem, fast zärtlichem Ton auf das Tier ein und gab ihm Zucker. Dann führte er es mehreremale in der Reitbahn herum, fortwährend ruhig zu ihm sprechend. Mit einem Mal saß er oben. Jetzt machte das Pferd einige gewaltige Sprünge und erwartete dann seine Hiebe. Es kam nichts. Nur drückte er es mit eisernen Schenkeln vorwärts. Kein heftiges Wort, kein Zügelreißen, kein Hieb. So trieb er es zwei Wochen. Danach war das Pferd garnicht wiederzuerkennen. Es bewegte sich ebenso gebändigt, wie der Mann mit ihm sprach.

Fragt nur jeden erfahrenen Pferdekenner, ob er Euch nicht das Gleiche erzählen wird. Sind doch die arabischen Pferde vor allem deshalb so adelig im Auftreten, weil der Araber mit ihnen umgeht wie mit Freunden. Das edelste Pferd wird durch rohe Behandlung ruiniert und das verwildertste Tier kann durch vernehme und liebevolle Behandlung wieder zurecht gebracht werden.

Daraus könnt Ihr am besten sehen, daß vornehme Güte

nichts Schwächliches ist, sondern eine große Naturgewalt, die sogar Tiere bändigen kann, mit denen der gröbste Stallknecht nicht fertig wird.

Mancher, der nicht an die Macht des guten Wortes und der edlen Behandlung glauben wollte — der hat es endlich im Pferdestall gelernt. Fr. W. F.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die preußische Regierung kann einem wirklich leid thun. Sie will doch nun einmal keinen Konflikt mit der Kurie, hat mit freundlichem Gesicht die unangenehmsten Dinge heruntergeschluckt, hat in Straßburg und Trier die Siege des Klügeren erfochten, der bekanntlich nachgiebt, und wird trotz alledem immer weiter an die Wand gedrückt, die ihr das weitere Zurückweichen leider erschwert. Die staatliche paritätische Schule in Trier wird vom Bischof in öffentlichen Verruf gethan. Die Regierung verhandelt durch die auswärtige Macht des Vatikans mit ihrem eigenen Beamten. Dieser ist so freundlich, gegen Bedingungen seinen Erlaß zurückzunehmen. Auf die Bedingungen geht die Regierung ein: sie entfernt die dem Bischof mißliebigen Lehrpersonen und Lehrbücher von ihrer Schule, sie erteilt der bischöflichen Konkurrenzanstalt, der Schule der Ursulinerinnen, die Erlaubnis zur Ausstellung von Abgangszeugnissen für Lehrerinnen, schafft also ein bischöfliches Lehrerinnenseminar — und muß nun erleben, daß der Bischof sein Kanzelpublikandum einfach durch einen Geheimerlaß an die Geistlichen ersetzt hat, in dem er die Absolutionsverweigerung in der Osterbeichte für alle Eltern aufrecht erhält, die auf Befragen ihre Kinder weiter die staatliche Schule besuchen lassen.

Das ist der Fluch der Halbheit und Lauheit. Hätte die Regierung sofort ihre staatliche Schule zu Gunsten der Ursulinerinnen geschlossen und diesen Inventar und Staatszuschuß übergeben, so hätte sie gewiß noch weitere 14 Tage Frieden erkauft.

Streiflichter.

Duchoboren-Dekalog. In Nr. 15 des „Zeitgeist" findet sich ein sehr sachverständiger Artikel von Dr. N. Syrkin über die russische Sekte der Duchoboren, jener „Geisteskämpfer", die von der orthodoxen Kirche als Verächter der Sakramente diesen Namen im Sinne von „Widersacher des Geistes" erhielten, ihn aber für sich adoptierten in der Bedeutung der Kämpfer für den Geist (gegen den Buchstaben). Bekannt sind die äußeren harten Schicksale der Sekte, die Verbannung ihrer Führer nach Sibirien, das Blutbad, das am St. Peter Paultage 1895 Kosaken im Auftrage der Regierung unter den Wehrlosen anrichteten, die Auswanderung eines Teiles von ihnen nach Cypern und Kanada mit der thatkräftigen Unterstützung Leo Tolstois, der ihnen den vollen Ertrag seines Romans „Auferstehung" zuwandte u. s. w. Ihr jetziger Führer ist seit 1887 neben „Großväterchen Tolstoi", der „Sänle bis zum Himmel": Peter Werigin. Von ihm stammt der hier mitgeteilte Psalm, der die zehn Gebote des Neuen Testaments und damit den Kern ihrer Weltanschauung enthüllt. Er lautet:

1. Die Mitglieder der Gemeinschaft ehren und lieben Gott als den Urquell alles Seienden.
2. Sie achten die Würde und Ehre eines jeglichen Menschen, sowohl in sich selber als in dem Nebenmenschen.
3. Die Mitglieder der Gemeinschaft sehen auf alles mit Liebe und Entzücken. In dieser Richtung suchen sie auch ihre Kinder zu erziehen.
4. Unter dem Namen Gott verstehen die Mitglieder der Gemeinschaft die Kraft der Liebe, die Kraft des Lebens, welche der Urquell alles Seienden ist.
5. Die Welt besteht aus Bewegung; alles strebt nach Vollkommenheit und sucht sich durch diesen Prozeß mit dem Urquell zu vereinigen, gleichsam den Samen der reif gewordenen Frucht zurückzugeben.
6. In allem Seienden unserer Welt sehen wir Uebergangsstufen zur Vollkommenheit; es beginnt vom Anorganischen, steigt zur Pflanzenwelt, alsdann zur Tierwelt, deren höchste Stufe der Mensch als denkendes Geschöpf einnimmt.
7. Die Mitglieder der Gemeinschaft halten es für verwerflich, irgendwas zu vernichten, zu zerstören. In jedem Gegenstand ist Leben, sattlich Gott, ganz besonders im Menschen. Es ist darum unter allen Umständen verboten, dem Menschen das Leben zu rauben.
8. Die Mitglieder der Gemeinschaft gewähren allem Seienden die vollständige Freiheit, vornehmlich aber dem Menschen. Jede Organisation, die auf Gewalt beruht, ist ungesetzlich.
9. Die Grundlage der Existenz des Menschen ist die Energie des Denkens, die Vernunft. Die materielle Nahrung bilden Luft, Wasser, Früchte und Obst.
10. Zulässig ist nur das gemeinschaftliche Leben der Menschen, das sich auf das Gesetz der sittlichen Kraft stützt, deren Regel lautet: Was Du Dir nicht wünschst, das thue auch dem anderen nicht!

Gepriesen sei unser Gott!

Uns dünkt, daß manche Religionspartei von diesen „naiven" Menschen noch ein wenig lernen könnte.

* * *

Ein Stückchen Mittelalter. Von Zeit zu Zeit geht durch die Tagesblätter irgend eine Notiz über den blutigen Zusammenstoß von Forstbeamten und Wilderern, ohne daß sich weder die Redaktionen noch die Leser besonders darüber aufregen. Ja, es mutet fast wie ein Stückchen Romantik an in unserer nüchternen Zeit; ganz anders, als wenn wir vom Waffengebrauch eines Schutzmanns lesen, der messerstechenden Strolchen und Einbrechern gegenüber blank ziehen mußte. So lesen wir von einem solchen Fall in der Morgenfrühe des Ostersonntags Folgendes in der Vossischen Zeitung:

Kaffel, 15. April. Zu einem Zusammenstoß zwischen Förstern und Wilderern kam es am Morgen des ersten Ostertages im Reinhardswalde. Ein Förster der Oberförsterei Hofgeismar, der in Begleitung eines Forstlehrlings sein Revier beging, stieß plötzlich auf zwei Wilderer. Während der eine von diesen ein nahes Dickicht zu erreichen suchte, machte der andere Miene, sich zur Wehr zu setzen. Der Förster kam ihm jedoch zuvor und zerschmetterte ihm durch einen Schuß den linken Oberschenkel. Der Verletzte mußte zur Amputation des Beines in das Landkrankenhaus geschafft werden. Er ist verheiratet und Vater zahlreicher Kinder. Zusammenstöße mit Forstleuten hat er schon mehrfach gehabt; vor einer Reihe von Jahren erhielt er bei solcher Gelegenheit einen Schuß durch die linke Schulter, vermochte aber trotzdem den anderthalbstündigen Weg nach Hause zurückzulegen.

Nun, man kann sich völlig frei wissen von der etwas sentimentalen Anschauung früherer Zeit vom braven Naturburschentum der Wildschützen, ja, man kann ihnen als rücksichtslosen und aller Waidgerechtigkeit hohnsprechenden Verderbern des Wildstandes sogar reichlich grollen — und wird sich doch verwundert fragen können, warum gerade diese Art des Diebstahls in Praxis so schwer geahndet wird. Wenn jener Mann einbeinig das Krankenhaus verläßt, so wird ihm sicherlich die Anklage auf Wildfrevel und Diebstahl nicht deswegen erspart bleiben, weil er sein Vergehen schon mit völliger Invalidität gebüßt hat. Dem Förster wird dagegen schwerlich etwa der Prozeß wegen Ueberschreitung der Notwehr gemacht werden können; denn wieweit jemand „Miene macht, sich zur Wehr zu setzen", das pflegt bei dem natürlichen Mangel an Zeugen und bei der notorischen Erbitterung, die zwischen dem Forstpersonal und ihren Feinden herrscht, ein recht unbestimmter Begriff zu bleiben. So bleibt die sittliche Anomalie bestehen, daß unter diesen besonderen Umständen, deren Schwierigkeiten nicht geleugnet werden sollen, der Diebstahl an einem immerhin nicht sehr bedeutenden Wertobjekt mit Blut geahndet wird. Die Kehrseite dieser Härte findet dann hie oder da in einer anderen Zeitungsnotiz ihren Ausdruck, wonach „der Revier- oder Privatförster N. N. gestern im Walde meuchlings erschossen aufgefunden wurde". Wirklich nach ein ganz ansehnliches Stückchen Mittelalter.

Man wird nun sagen: es ist ja nicht der Diebstahl an sich, sondern vielmehr der bewaffnete Widerstand gegen die Staatsgewalt, der so gebrochen werden muß. Dabei

Digitized by Google

würden zunächst alle Privatforstreviere ausscheiden. Es bleibt aber auch bestehen, daß Beamten, die lediglich staatliches Eigentum zu schützen haben, so weitgehende Befugnis eingeräumt wird, wie sie sonst nur den Sicherheitsorganen, die zum Schutze der öffentlichen Ordnung bestimmt sind, zugebilligt wird. Wenn nun auch der Schutz privaten und staatlichen Eigentums in unserer Gesellschaftsordnung gleichfalls den Hütern der öffentlichen Ordnung obliegt, so hat doch die Strenge, mit der hier ein Angriff auf das Eigentum abgewehrt wird, zweifellos etwas nicht ganz Sympathisches. Dem im logischen Denken wenig geübten Verstande erscheint leicht der Staat als Partei. Dazu mögen dann noch unklare atavistische Vorstellungen kommen von der „Freiheit" des Wildes, das sich bei seiner Beweglichkeit so schwer unter den Begriff des „Eigentums" subsumieren läßt, die alte Freude an der Jagd und — an der Waffe. Kurz, in puncto Diebstahl dürfte gerade eine ziemlich milde Auffassung geboten sein. Zu wünschen wäre aber auch, daß bei allen solchen blutigen Zusammenstößen die Gerichte in die Frage, ob wirkliche Notwehr vorlag, mit dem größten Ernst eintreten. —

* * *

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen." Es ist uns wahrlich nicht angenehm, Fälle, wie den nachstehenden, der Vergessenheit zu entreißen und warnend an den Pfahl zu nageln. Wir wollen auch keineswegs in den Fehler der Verallgemeinerung verfallen und etwa behaupten, daß solche Vorkommnisse Regel oder gar unausbleibliche Folge konfessioneller Erziehung wären. Aber es ist doch nötig, ab und zu ein Exemplar herauszugreifen und aufzuspießen, da immer wieder gutmeinende Optimisten die Sorge um konfessionelle Verhetzung der Kinder in kirchlichen Schulen als übertrieben oder ganz und gar illusionistisch erklären.

Eine konfessionelle Verhetzung der Kinder hatte Oberleutnant Oberlindober im zweiten Pionier-Bataillon in Speyer in einem Anfang November 1902 an den Vorsitzenden der dortigen Ortsschulkommission, Abjunkten Michaux, gerichteten Briefe eine Weisung genannt, die seinem achtjährigen Töchterchen Therese von der Schulschwester Katharina Dietrich aus Herxheim bei Landau zuteil geworden war. Die Kleine ist nach ihren Angaben von der Schwester für den Fall mit Strafe bedroht worden, daß sie mit protestantischen Kindern verkehre, da die katholischen Kinder von diesen doch nur Lügen lernten und verführt würden!! Domkaplan Hans, der, wenn Therese noch einmal im Verkehr mit protestantischen Kindern betroffen würde, benachrichtigt werden würde, werde dann Strafen verhängen. Darin erblickte der von Michaux in Kenntnis gesetzte katholische Pfarrer Bettinger eine Beleidigung zweier Lehrkräfte und klagte. In der Beweisaufnahme bekundete die als Zeugin geladene Therese Oberlindober, daß Schwester Katharina ihr so gesagt habe, wie sie ihrem Vater erzählt habe. Auch Oberstabsarzt Dr. Roßbach bezeugte, daß er von seinen Töchtern vor mehreren Jahren dasselbe gehört habe, und ebenso sagte das neun Jahre alte Töchterchen des Buchhalters Maco aus. Schwester Katharina, die diese Aussagen bestritt, wurde nicht vereidigt, da ihre Bekundungen im Widerspruch mit denen anderer Zeugen standen. Entgegen dem Antrage des Vertreters der Anklage auf 20 M. Geldstrafe erkannte das Gericht gegen Oberleutnant Oberlindober nur auf 5 M. Geldstrafe wegen Beleidigung des Domkaplans Hans. Bezüglich der Schwester Katharina wurde der Anklage nicht stattgegeben, da in dieser Beziehung der Wahrheitsbeweis für erbracht erachtet wurde.

Schwester Katharina scheint viel mit protestantischen Kindern verkehrt zu haben.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. „Pädagogische Aussichten und pädagogische Methoden gegenüber verwilderter und verbrecherischer Jugend" bezeichnete sich der Vortrag, den Dr. Fr. Foerster aus Zürich am St. d. Mts. hielt. Der Vortragende wies auf die Zunahme des jugendlichen Verbrechertums hin und betonte, daß neben den schon bekannten sozialen Ursachen der große Anteil zum Verbrechen, den die moderne Kultur in sich birgt, zu wenig beachtet werde. Das Drängen nach Erfolg, Genuß, Erwerb beherrscht die Zeit, eine förmliche Heiligsprechung des Bedürfnisses ist eingetreten; es bedarf größerer Widerstandskraft denn je, diesen Verlockungen zu widerstehen. Unsere ganzen Fortschritte sind vorwiegend auf die Erringung äußerer Vorteile, nicht auf Vervollkommnung der inneren Entwickelung gerichtet, auch Familie und Schule sind von dem hastigen Drängen auf äußere Ziele ergriffen; die moralische Kultur, die Erweckung geistiger und sittlicher Kräfte muß darunter leiden. Dr. Förster wies darauf hin, daß die Lombroso'sche Lehre vom geborenen Verbrecher glücklicherweise immer mehr an Boden verliert, seitdem eine Reihe seiner Beweisführungen widerlegt worden. So fand man z. B. außergewöhnliche Schädelformationen, wie sie man der Lombroso'schen Schule als bezeichnend für den Verbrechertypus angesehen werden, vielfach auch bei genialen Menschen, bei Dante, Kant, Helmholtz, Darwin, Beethoven u. s. w. Die moderne Heilpädagogik betrachtet es, den biologischen Gesetzen folgend, als Aufgabe, schädliche Keime absterben zu lassen und dafür andere zu entwickeln. Es findet sich auch bei verbrecherisch und krankhaft veranlagten Jugendlichen fast immer irgend ein Punkt, der noch gesund ist, bei einem vielleicht Ehrgefühl, beim andern Thätigkeitsdrang, beim Dritten Zuneigung für eine bestimmte Person. An diesem gesunden Punkte einsetzend, kann so allmählich eine Regenerierung des Gehirns erzielt werden. Ganz in diesem Sinne wird gehandelt, wenn man die jugendlichen Sträflinge in Amerika Blumenpflege treiben läßt, um so durch Erweckung von Sorgfalt die Grausamkeit zu zerstören, daß man ihnen in Japan die feinste und mühsamste Cloisonnearbeit zuweist, um Geduld und Selbstbeherrschung zu erzielen. Das Betonen des Grundsatzes, daß nichts höhere Kraft, stärkere Männlichkeit beweist, als die Uebung der Selbstbeherrschung, der Appell an das Ehegefühl, die Erweckung des Verantwortlichkeitssinnes erzielt selbst bei verwildertem Kindermaterial viel tiefere und bleibendere Ergebnisse, als die seelisch so verderbliche Prügelstrafe. Die Strafe sollte in unserer ganzen Gesetzgebung, insbesondere aber, wo es sich um die Jugend handelt, mehr und mehr den Charakter einer Sühne, eines Wiedergutmachens annehmen, so allein würde sie bessernd wirken und ein Gleichgewicht der zerstörten sittlichen Ordnung wieder herbeiführen. (Vossische Zeitung.)

* * *

Wiener ethische Gesellschaft. Nachdem das vergangene Jahr mit einem Vortrage des Herrn Gustav Muller-Zürich über „Geschichte und Aufgaben der ethischen Bewegung" geschlossen worden war, sprach im Februar Herr Adolf Gelber über „Tausend und eine Nacht". Der mit großem Beifall aufgenommene scharfsinnige Vortrag ist in Nr 3 der „Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft in Wien", redigiert von Dr. Emil Fränkl (Verlag der Ethischen Gesellschaft Wien I, Fleischmarkt 1) erschienen. Ebenfalls noch im Februar hielt der kaiserl. Rat Adolf Ruzicka einen Vortrag, betitelt: „Streiflichter über die Ethik im kaufmännischen Leben". Der Vortrag, den Interessenten desgleichen von der oben genannten Adresse, Mitteilungen Nr. 4, beziehen können, enthält eine Fülle sehr beachtenswerter Gedanken, die auch reichsdeutsche Leser lebhaft interessieren werden. Endlich sprach im März Herr Friedrich Glatz über „Symbolik", im April Herr Universitäts-Dozent Dr. Alexander Hallander über „die ethische Bedeutung des Sozialismus". Wir freuen uns, aus diesen Mitteilungen entnehmen zu dürfen, daß die österreichische Gesellschaft für ethische Kultur, von der wir in den letzten Jahren wenig hörten, ihre Arbeit mit Energie und Erfolg fortsetzt.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Katechismus der sozialdemokr. Religion und Revolution. Von J. Klein. Berlin, F. Schlosser, 1903.

Das Duell. Von Hippolyte Riganlt. Vorwort und Uebersetzung von H. v. Samson-Himmelstjerna. Jurjew (Dorpat). J. Andersen, 1903.

Der Weg zur Geistesfreiheit. Von Joh. Fährmann, Leipzig, Theosoph. Central-Buchhandlung.

Friedrich Hölderlin und sein Schicksalslied. Ein Zeitbild von Franz Diedesch. Dresden, Kaden & Cie., 1903.

Der „Esel" als Erzieher. Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof. Von * . *. Frankfurt a M., Neuer Frankfurter Verlag.

Memoiren eines Couleurstudenten. Mitgeteilt von Curt Abel-Musgrave 2. Auflage Berlin. E. Heckendorff.

Los von der Theaterzensur. Von Victor Fraenkl. Berlin. Franz Wunder, 0,50 M.

Epheu und Ulme. Roman von A. G. Barrill, deutsch von Thea Svelek E. Pierson, Dresden u Leipzig. 3 Mk.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Pioniere des sittlichen Fortschritts.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen:

« Le mouvement éthique »

par

Alfred Moulet.

Von

Dr. R. Penzig.

VI. und 102 Seiten. Preis Mk. 1.20.

INHALT:

I. Wesen und Ziele der Gesellschaften für ethische Kultur. II. Ethische Kultur und religiöser Glaube. III. Humane ethische Erziehung. IV. Ethische Kultur und Politik. V. Ethische Kultur und soziale Frage. VI. Ethische Kultur und Friedensbewegung. VII. Ethische Kultur und Frauenfrage. VIII. Die nationalen ethischen Verbände. IX. Der internationale ethische Bund. X. Die völkerverbindende ethisch-soziale Akademie.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,
vormittags 10½ Uhr.

Vorträge des Herrn Dr. Penzig.

Zyklus aus Rückert's Weisheit des Brahmanen.

Sonntag, 3. Mai: Halt ein! Halt aus! Halt an! Halt ab! III., 8.
„ 17. Mai: Der Leib ein Tempel. IV., 8.
„ 31. Mai (Pfingsten): Aufrecht und Aufrichtig! IV., 15.
„ 14. Juni: Menschenscheu und Weltflucht III., 8.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Soeben erschien:

Tage in südlicher Sonne.

Von **Katharina von Pommer-Esche.**

Mit 6 Abbildungen.

Mk. 1.50.

Aufruf.

Die Ausbreitung der Grundsätze und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur soll durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der **planvollen** Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlicher Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur" quittiert.

Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Namens desselben:

Professor Dr. Döring,	**Justizrat Stern,**	**Justizrat Dr. Rothe,**	**Dr. R. Penzig,**	**Paul Jaffé,**
1. Vorsitzender,	Rechtsanwalt und Notar,	1. Schriftführer,	2. Schriftführer,	Kassenführer,
Gr.-Lichterfelde bei Berlin,	2. Vorsitzender,	W. Königgrätzerstr. 126.	Charlottenburg, Grolmanstraße 15.	W., Magdeburgerstraße 20.
Bismarckstraße 1.	W., Taubenstraße 34.			

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 5519.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen 160 M nach fester Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 2. Mai 1903. | Nr. 18

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Soziale Gerechtigkeit. Von M. Kronenberg.
Ein ethischer Don Juan. Von J. Stern.
Streiflichter:
Reform des Unterrichts in der biblischen Geschichte.
Durch Nationalität zur Internationalität.
Die Tiara des Saitaphernes.
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal.
Bücherschau.
Briefkasten

Soziale Gerechtigkeit.

Von Dr. M. Kronenberg.

Französische Schriftsteller haben bisweilen ihr Vaterland als grand maître de l'humanité bezeichnet. Das ist eine schmeichlerische Uebertreibung rhetorischer Darstellung. Aber es steckt darin doch ein Kern von Wahrheit: die nämlich, daß die Geschichte Frankreichs schon seit Jahrhunderten gleichsam das Paradigma war für die praktische Entwicklung der modernen Ideen. So wie man die Flexionsformen einer Sprache am besten zunächst an einem einzelnen exemplarischen Worte studiert, so kann man die Entwickelung fast aller großen Ideen der neueren Geschichte am leichtesten an der Hand der französischen Geschichte verfolgen, weil diese Entwickelung hier (im Gegensatz beispielsweise zu der außerordentlichen Langwierigkeit und Bedächtigkeit in England) oft auf den engsten Raum und fast immer auf den engsten Zeitraum eingeschränkt ist, also gleichsam in der konzentrierten Form einer Bühnenhandlung sich vollzieht. Man denke nur daran, daß in nicht viel mehr als einem Menschenalter, in der Zeit Richelieus, der Uebergang vom mittelalterlichen Feudalstaat zum Absolutismus, in einer einzigen Nacht, der vom 4. zum 5. August 1789, der Uebergang vom absoluten Staat zum modernen Rechtsstaat, von der Privilegienherrschaft zur Rechtsgleichheit, vollzogen wurde und in ein paar Jahrzehnten, während der Revolutionszeit, sogar fast alle Entwickelungsstufen der modernen Staatsidee, vom Konstitutionalismus über die Ochlokratie zur Militärdiktatur, dem Cäsarismus und wieder rückwärts zum konstitutionellen Königtum und zur Republik, durchlaufen wurden.

Unter diesem Gesichtspunkte kann, ja muß auch die Dreyfus-Affäre betrachtet werden. Ihre Bedeutung kann man etwa mit den Worten kurz charakterisieren: sie stellt die sozial-ethische Krisis des modernen Staatslebens sowie des öffentlichen Geistes innerhalb dieses Staatslebens dar, und zwar in konzentriertester Form, in raicher und oft dramatisch zugespitzter Absolge, so wie es dem Geiste der französischen Geschichte, wie der Eigenart und dem Temperament des französischen Volkes entspricht. Alle diese Probleme des modernen Staatslebens, die in anderen Ländern — man denke an England — in langdauernder Entwickelung schon teilweise zu lösen versucht wurden, in noch anderen Ländern — man denke an Deutschland — teilweise, um mit Herbart zu reden, noch garnicht über die Schwelle des öffentlichen Bewußtseins getreten sind, sind im Verlaufe dieser Krisis nach und nach zum Vorschein gekommen. Und alle diese Fragen haben einen sozial-ethischen Kern, sie betreffen alle im Grunde das Verhältnis zwischen den äußeren Lebensformen uad dem inneren Geiste einer Demokratie, die Prüfung der ersteren nach den allgemein giltigen ethischen Normatiobestimaungea, die man aus dem letzteren gewinnen zu müssen glaubt. Dahin gehört die ganze Fülle der Fragen, welche den gegenwärtigen französischen Kulturkampf hervorgerufen haben, das Problem des Verhältnisses von Demokratie und Erziehung, die Frage des Militarismus und der Solidarität der Völker, das Problem der Aristokratie innerhalb der modernen Demokratie u. s. w. Dabei ist es bemerkenswert, daß, indem alle diese Fragen in der Oeffentlichkeit seit einigen Jahren mit immer stärkerer, oft leidenschaftlicher Teilnahme erörtert werden, von Zeit zu Zeit immer wieder die Dreyfus-Affäre selbst, von der dies alles seinen Ausgang genommen hat, in der Debatte zum Vorschein kommt und in den Vordergrund tritt, so wie in einem Musikstück nach den Variationen, und aus ihren Akkorden heraus sich entwickelnd, von Zeit zu Zeit der thematische Satz wieder für sich zu Tage tritt.

Gegenwärtig ist dies Grundthema von neuem und besonders stark angeschlagen worden: man hat versucht, durch ein Votum der Kammer eine neue Revision des ganzen Prozesses einzuleiten, auf Grund von aeuea Thatsachen, welche Jaurès, der Führer der Sozialisten-Gruppe, im Verein mit nahestehenden Freunden glaubte vorbringen zu können.

Man war gegenüber dieser neuen Revisionsbewegung innerhalb wie außerhalb Frankreichs auf manchen Seiten rasch mit dem Vorwurf bei der Hand, daß es sich hier im wesentlichen um taktisch politische Zwecke, um Förderung von Partei-Interessen handele, um ein erneutes Zusammenschweißen des parlamentarischen „Blocks", der, aus fortschrittlichen Republikanern, Radikalen und Sozialisten

Digitized by Google

zusammengesetzt, im Gefolge der revisionistischen Bewegung zu Gunsten von Dreyfus sich gebildet hatte. Aber dieser Vorwurf ist durchaus unberechtigt. Er mag auf diesen oder jenen Parteimann wirklich zutreffen, nicht aber auf die Männer, welche seit Jahr und Tag in der hingebendsten Weise bemüht waren, neues Licht in das noch übrig gebliebene Dunkel der Affäre zu bringen. Auch Zola hatte ja bis an seinen Tod nicht aufgehört, nach dieser Richtung zu forschen, und als Jaurès vor kurzem in der Kammer seine zweitägige Revisionsrede hielt, befanden sich auf den Tribünen als gespannt aufmerkende Hörer eine Reihe der hervorragendsten Schriftsteller, Künstler und Gelehrten, die vom politischen Parteiwesen zum Teil recht weit entfernt sind und lediglich als Menschen ihr teilnehmendes Interesse bekundeten, wenn sie es nicht schon vorher durch aktive Teilnahme an den Aufklärungsarbeiten im Dienste der Wahrheit bekundet hatten.

Scheinbar begründeter ist der andere Einwand, den man gegenüber dieser neuen revisionistischen Kampagne erhoben hat: daß sie ja doch nur ein rein theoretisches Interesse habe, daß sie vielleicht durch erneute Aufregung der Gemüter viel Unheil anrichten, aber niemandem nützen und keinen praktischen Zweck erreichen könne. Denn die Amnestie, welche das Ministerium Waldeck-Rousseau votieren ließ, erstreckt sich gleichmäßig auf Verfolger und Verfolgte, macht also einen eigentlichen Prozeß und ein erneutes Urteil unmöglich. Und Dreyfus selbst ist ja doch längst frei und in alle bürgerlichen Ehren wieder eingesetzt worden.

Aber die so sprechen, ahnen kaum etwas von dem eigentlichen Motiv, was Männer wie Zola, Scheurer-Kestner, Picquart u. a. von vornherein in die revisionistische Bewegung hineintrieb und andere noch heute darin festhält. Das war, wie namentlich Zola immer wieder dargelegt hat, nicht bloßes Mitleid mit einem einzelnen Menschen — dessen Person ja auch allmählich immer mehr in den Hintergrund trat —, sondern etwas, was viel höher steht: die Idee der Gerechtigkeit. Diese kann das Mitleid wohl als einen wirksamen Faktor in sich enthalten, aber sie schließt außerordentlich viel mehr in sich. Das ersieht man deutlich an der neuesten Phase der Dreyfus-Sache. Dem Mitleid konnte und durfte es genügen, daß das unschuldige Opfer der Verfolgungen befreit und von allen Leiden erlöst war — nicht so denen, die nach Gerechtigkeit von Anfang an gestrebt hatten: sie verwerfen die Gnade als Quelle der Wiederherstellung des Rechts. Und man kann sagen, daß hier, in dieser Wendung der Dreyfus-Affäre, eben auch wieder eine allgemeine Erscheinung unseres Zeitgeistes zum Ausdruck kommt: das vorgeschrittene sozial-ethische Bewußtsein der Gegenwart ist nicht mehr vereinbar mit dem Begriffe der Gnade, und um so weniger, je stärker es erfüllt ist von der Idee der Gerechtigkeit.

Auf den primitiven Kulturstufen oder besser auf den vor dem eigentlichen Kulturanfang liegenden Entwickelungsstufen ist die Gnade sozusagen die einzige Rechtsquelle und darum auch der keimartige Anfang einer sozialen Gerechtigkeit: der Despot schließt alle Macht und Gewalt und alles Recht in sich, und die anderen Menschen, an sich kraft- und rechtlos, empfangen alle Rechte, selbst das Recht auf Existenz, nur durch des Einen „Gnade". Eben dasselbe Verhältnis spiegelt sich ja auch in den Beziehungen des Menschen zur Gottheit wieder, und da auch unsere monotheistischen Religionssysteme im Orient und unter reinen Despotien entstanden, wo in den Menschen, wie Hegel sagt, die Anschauung tief wurzelte, daß nur einer frei ist — eben der Despot —, so erklärt es sich leicht, daß und warum der Begriff der Gnade, wenn auch in mannigfachen Abstufungen und Umdeutungen, mit solcher Stärke das Kulturbewußtsein durchdrungen und den Begriff der Gerechtigkeit, der in Griechenland, auf dem klassischen Boden der Demokratie, seine Ausbildung und Entwickelung erlebte, bis auf die neueste Zeit fast ganz zurückgedrängt hat. Vielleicht erklärt es sich unter eben diesem Gesichtspunkt auch sehr leicht, daß in dem Kampf um die Gerechtigkeit, der seit Jahr und Tag in Frankreich geführt wurde, alle Führer sogenannte „Atheisten" sind, während alle wirklichen Kirchengläubigen, wenn nicht feindlich, doch mindestens teilnahm- und verständnislos dem gegenüberstanden. Denn in der That kann man sagen: wessen Vorstellen und Empfinden allzu stark beherrscht ist von dem Begriffe der Gnade, der kann für die Vorstellung der Gerechtigkeit kein rechtes Verständnis gewinnen, und zwar ist dieses Verständnis genau um so viel geringer, als er sich mit der Vorstellung von der Gnade stärker durchdringt. Je höher die Sonne der Gerechtigkeit emporsteigt, umsomehr muß sie von der Bedeutung und dem Geltungsbereich der Gnade aufzehren.

Unter eben denselben Gesichtspunkten ist es auch leicht verständlich, daß neben den reinen Ideologen, die außerhalb der Kirche stehen, vor allem die im besten Sinne sozial Denkenden, mögen sie nun ausdrücklich sich als Sozialisten bezeichnen oder diesen Parteinamen ablehnen, an dem Kampfe für die Gerechtigkeit in erster Linie beteiligt sind. Denn sie verfechten dabei ihre eigene Sache, die mit der der sozialen Gerechtigkeit steht und fällt. Immer mehr zeigt sich, daß diese ethische Grundidee die eigentliche Quelle ist, aus der alle sozialen Reformen, selbst die grundstürzendsten Umgestaltungen zu Gunsten des Proletariats, ihre Befugnis erst herzuleiten haben. Auf diesem Boden des Strebens nach sozialer Gerechtigkeit, nach fortschreitender Organisierung des sozialen Lebens im Sinne dieser ethischen Grundidee treffen sich immer mehr von den entgegengesetzten Seiten her die „ideologischen" Sozialreformer, wie sie noch immer geringschätzig und herablassend von den Marxisten genannt werden, und diejenigen Sozialisten, die auf Grund tieferen Nachdenkens über ihre Doktrinen immer weiter in die ethische Ideologie hineingeraten. Zu den letzteren gehört auch Jaurès, der die jüngste Dreyfus-Kampagne geführt und eingeleitet hat. In einem Aufsatz der unlängst erschienenen Artikel-Sammlung „Aus Theorie und Praxis" (deutsch von Reichstagsabg. Dr. Südekum, Berlin, John Edelheim) hat er sich darüber u. a. in folgenden bemerkenswerten Sätzen ausgesprochen:

„Man glaube nur nicht, gleich einigen Sozialisten und Pastiviſten, daß es kindisch und unzlos sei, sich auf die Gerechtigkeit zu berufen, daß sie ein ganz metaphysischer und unendlich dehnbarer Begriff sei, und daß jede Tyrannei sich den Mantel nach ihrem Belieben aus diesem daualen Purpur zurechtgeschnitten habe. Das ist keineswegs der Fall; in der modernen Gesellschaft erhält das Wort Gerechtigkeit einen immer klareren, umfassenderen Sinn. Es besagt, daß in jedem Menschen, in jedem Individuum die Menschheit respektiert, das volle Menschentum möglichst entwickelt werden muß. Es giebt aber nur da wahre Menschenwürde, wo Unabhängigkeit herrscht, thätiger Wille, freie und freudige Anpassung des Individuums an das Ganze. Ueberall da, wo die Menschen von der Gnade Anderer abhängig sind, wo sie nicht aus freiem Willen an den allgemeinen Aufgaben mithelfen, wo das Individuum durch die Macht Anderer, aus Gewohnheit und nicht aus freiem Entschlusse den Gesetzen der Gesamtheit unterworfen ist, überall da kann man nur von minderwertiger, verstümmelter Menschenwürde sprechen."

Von diesem Standpunkte aus verwirft natürlich Jaurès die intransigente Revolutionspolitik und alle Gewaltphrasen, jeden Versuch, anders als auf dem Wege gesetzmäßiger Entwickelung, etwa durch gewaltsamen Umsturz, die Gewaltherrschaft der einen Klasse durch die einer anderen ablösen zu wollen. Aber ebenso verwirft er natürlich diejenige Sozialreform, die nur Gnade sein und geben will, die nur regellose und willkürliche Wohlthaten bietet, ja selbst die, welche organische Fortschritte auf ökonomischem Gebiete einleitet, ohne daß dabei in unzweideutiger Weise

die Achtung vor der menschlichen Würde und Persönlichkeit aller derer zum Ausdruck gelangt, denen sie zugute kommen sollen. Denn nur die dumpfe Trostlosigkeit, welche von den helleren Strahlen der Vernunfteinsicht allererst oberflächlich berührt wurde, erwartet Gnade und ist dadurch befriedigt: das gereiftere Bewußtsein, wie es heute, wo das Licht der Aufklärung so unendlich verfeinert worden ist, auch in Millionen des Proletariats lebt verwirft die Gnade mehr und heftiger als alles Andere: es verlangt Gerechtigkeit.

Will man den Unterschied dieser beiden sozial-ethischen Grundmative sich in deutlichen Bildern vor Augen führen, so vergleiche man etwa die sozialen Dichtungen der neueren Franzosen, namentlich Zolas, mit denen der modernen russischen Dichter. Dort, in Frankreich, in einer weit entwickelten Demokratie mit alter Kultur, finden wir auch Proletariermassen, die zum Teil diese Bezeichnung gar nicht mehr verdienen, da sie auf bedeutender Entwickelungshöhe stehen, während in Rußland das Proletariat noch kaum aus seiner schlimmen Gedrücktheit und dumpfen Trostlosigkeit zu einigem Bewußtsein erwacht ist. Daher finden wir dort, z. B. in den Romanen Zolas, alles bewegt von der Idee der Gerechtigkeit und auf ihren dereinstigen Sieg zuversichtlich hinausblickend, so daß diese Idee der Gerechtigkeit geradezu das ethische Pathos Zolas darstellt, von dem seine ganze Seele erfüllt ist; während bei den russischen Dichtern — Tolstoi, Dostojewski, neuerdings namentlich Maxim Gorki und Andrejeff — diese Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit vorerst nur von außen her, und meist ziemlich unvermittelt, in diese Welt des tiefsten Elends hineingeführt werden, die meist viel stärker erfüllt ist von den Vorstellungen sozialer Gnade, welch letztere dann in mannigfaltiger Weise auch umspielt wird von den Gnadenvorstellungen, die aus den gewohnten religiösen Vorstellungskreisen herfließen oder durch Umdeutung daraus abgeleitet werden.

In gewissem Maße, in rudimentärer Weise, wird freilich im sozialen Leben die bloße Gnade noch einen Geltungsbereich immer behalten und hat ihn bis zum heutigen Tage bewahrt. Auch im Rechtsleben findet sie ja ihre ausdrückliche Stelle, wo sie zum Ausdruck bringt, daß zwischen dem formalen und dem höheren ethischen Recht oft eine Inkongruenz zu Tage tritt, die durch die Gnade des Souveräns, der Träger alles Rechtes ist — im Falle Dreyfus war es das in seinen Vertretern repräsentierte souveräne Volk selbst — ausgeglichen wird. Aber das ist nur ein Notbehelf, der immer stärker als solcher empfunden und dessen allmähliche Beseitigung daher immer dringender verlangt wird. Die neue Phase des Falles Dreyfus zeigt deutlich den Punkt, an dem die nächste Beseitigung des Gnadenmittels im Interesse des sozialen Fortschritts aus dem verfeinerten sozial-ethischen Bewußtsein unserer Zeit heraus einsetzen wird und muß: Man kann vielleicht äußere Güter mannigfachster Art auf dem Gnadenwege austeilen oder wiedergeben — aber kann man durch Gnade auch die Ehre, die persönliche Integrität eines Menschen, eine sittliche Persönlichkeit schaffen oder wiederherstellen?

Ein ethischer Don Juan.

Von J. Stern (Bruchsal).

Alter Kulturstoff, auch altes mythologisches Gut kann für das moderne Empfinden nur durch Ethisierung lebendig gemacht werden. Ich verstehe darunter nicht nur die psychologische Vertiefung, deren Notwendigkeit uns schon ganz selbstverständlich erscheint. Wir können zwar einem schlichten epischen Sange aus der Vorzeit, der uns die äußerlichen, in die Erscheinung tretenden Momente einer Handlung erzählt, mit kindlich hinnehmendem Sinne lauschen und unsere Freude daran haben wie das Kind an seinen Märchen; und es ist ein Glück, daß auch der moderne Mensch sich noch ein Stück Kindheit bewahrt hat. Aber wollte ein Dichter der Gegenwart mit solchen Rhapsodien vor uns hintreten, so würden wir sagen: die letzten Jahrhunderte haben für ihn umsonst gelebt. Die neueren Epen, wie Webers „Dreizehnlinden“ oder Nordhausens „Vestigia leonis“, zeigen ein viel reicheres und tieferes, viel komplizierteres Seelenleben und -ringen, als etwa der Sang vom Groll des Peliden oder von der Heimatsehnsucht des Fürsten von Ithaka — unbeschadet der unerreichten Größe des jonischen Sängers, der uns immer noch als der Genius der epischen Dichtkunst selbst gelten muß. Es ist wohl auch kein Zufall, daß das Versepos in der neueren Zeit sehr zurückgetreten ist gegenüber seinem prosaischen Bruder, den man nicht mehr mit Schiller als seinen Stiefbruder bezeichnen darf: dem Romane; dieser ermöglicht dem Dichter ein tieferes Hinabtauchen in die Gründe der Menschenseele und ein breiteres Entrollen ihres Wesens und Lebens.

Aber diese Seelenvertiefung meine ich, wie gesagt, nicht. Sie allein führt zwar das Dichtwerk unserem Verstehen näher, aber sie läßt noch nicht unsere ganze Seele mitschwingen. Psychologisch tief sind ja auch die Meisterwerke der Dramatiker früherer Jahrhunderte. Ich kenne keinen auch noch so berühmten Bühnendichter der Gegenwart, der auch nur annähernd die Kunst der Seelenausschöpfung verstünde wie Shakespeare. Seine Dramen werden immer die aufwühlendste Wirkung haben; denn sie sind die Offenbarungen eines Genius, vor dessen Augen auch die dunkelsten Falten der Menschenseele offen lagen. Darum fand er auch für ihr Ringen und Leiden Töne, die in Ewigkeiten zu jedem fühlenden Menschenherzen mit unwiderstehlicher Gewalt sprechen werden. Aber doch giebt es in manchem modernen Stücke etwas, was unsere Interessen mehr in Anspruch nimmt, was uns erfüllter nach Hause gehen läßt als nach einer klassischen Tragödie, auch wenn sie der Menschheitsrepräsentant Hamlet ist. Dieses Etwas ist eine Bereicherung unseres ethischen Denkens. Hauptmann macht aus der schlichten Wundermär vom armen Heinrich eine Handlung, die an die Stelle des unerklärlichen und nicht erklärt sein wollenden Wunders ein tiefes, rein menschlich zu verstehendes Seelenerleben setzt. Nur wo das Wunder der alten Sage nicht ganz überwunden ist, wo wir nämlich glauben sollen, daß die Krankheit des Ritters, die Miselsucht, also ein ganz äußerliches Leiden, durch eine Seelenerregung geheilt werde, da hört unser Verstehen auf, da ist die Handlung nicht mehr „modern“, da hat sie aber auch einen Bruch: das Kunstwerk ist da auch ästhetisch anfechtbar. Und an die Stelle der Aufopferung aus religiösem Märtyrertrieb setzt der moderne Dichter die Aufopferung aus Liebe, die bei der Hingebungsfähigkeit eines zur Jungfräulichkeit erwachenden Weibes gewiß keiner über- oder außermenschlichen Motive zur Erklärung bedarf.

So wird der alte Sagenstoff für den modernen Menschen lebendig, indem er mit ethischem, mit Persönlichkeitsgehalte erfüllt wird. Das ist die neue Seele, die ihm der neue Künstler einhauchen muß.*)

Am schwierigsten könnte es erscheinen, mit ethischem

*) Ich hoffe, nicht so mißverstanden zu werden, als ob ich damit der Tendenzpoesie das Wort redete. Wie ich über diese denke, habe ich einmal im vorigen Jahrgang dieser Wochenschrift ausgesprochen.

Gehalte eine Sage zu erfüllen, deren Held ein Virtuose der erotischen Liebe ist.*)

Die spanische Sage von dem unbändigen Genießer Don Juan Tenorio ist ein Seitenstück zu der deutschen Volkssage von dem gottlosen Forscher Faust. Das Volksbewußtsein kennt zwei Sünden als die größten. Die eine ist das Wissenwollen über eine gewisse Grenze hinaus, die dem Menschen gesteckt ist von der wohlmeinenden Gottheit, die die letzten Gründe mit einem schweren dunkeln Schleier bedeckt hat; wer diesen Schleier zu lüften versucht, der vergeht sich aufs schwerste gegen den Willen der Gottheit und verfällt der ewigen Verdammnis. Das ist der Faust des „Volksbuchs", der „Adlersfittiche an sich nahm und alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen wollte." Die andere große Sünde, die nach der Anschauung des gewöhnlichen, des volkstümlichen Bewußtseins mit ewiger Höllenpein geahndet wird, ist das maßlose Schwelgen in dem Pfuhl der Sinnenfreuden. Je stärker gerade in dem gewöhnlichen Menschen der Trieb zu solchen Genüssen wirkt, um so strenger und härter hat die Kirche immer und immer wieder die Sündhaftigkeit des Nachgebens gegen diese dunkeln Regungen bestraft und so in den langen Zeiträumen des Mittelalters und insonderheit in den hierarchischen Ländern, den romanischen, die Verworfenheit solcher Sünder zur allgemeinen Vorstellung gemacht.

Aber wie die neuere Zeit Fausts „Unsterbliches" den Klauen des Teufels entrissen hat, so ist auch in die Don Juan-Sage mit der fortschreitenden Läuterung des ethischen Empfindens ein neuer Inhalt gegossen worden. Auch dieser große Sünder ist, nicht nur um seiner „Größe" willen, „gerettet" worden.

Gerettet in dem Sinne, daß aus dem Verführer und Frauenschänder, der gelegentlich auch mordet, ein suchender und strebender Mensch wird, der lange im Irrgarten der erotischen Liebe als Sklave seines „dunkeln Dranges" umhergetrieben wird, endlich aber doch den „rechten Weg" findet. Die Parallele zum Faust ist deutlich. Und es ist gewiß kein Zufall, daß dieselben Dichter, denen sich der deutsche Schwarzkünstler zur poetischen Gestaltung aufdrängte, auch den südländischen heißblütigen Frauenjäger bearbeiteten. So Lenau. Und wenn gar Grabbe die beiden in einem Stücke zusammenführt und eine ungeheuerliche Doppeltragödie „Don Juan und Faust" schafft, so ist das künstlerisch wohl ein Fehler; denn zwei solche Gestalten in einem Drama — das ist zu viel, da wird entweder die eine völlig erdrückt, oder es kommt keine zu ihrer vollen Bedeutung. Aber es beweist, wie nahe sich diese beiden Geburten des dichtenden Menschengeistes stehen. Und genau besehen ist der Goethe'sche Faust nichts anderes als eine Vereinigung, die zum einen typischen Menschen gewordene Einheit der beiden: die eine der beiden Seelen, die in seiner Brust wohnen, die nämlich, die „mit derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen" hält, was ist sie anders als der Don Juan?

Goethe ging vom leidenschaftlichen Wissenshunger aus; nachdem sein Held die Unmöglichkeit erkannt hat, auf dem Wege des rein geistigen, wenn auch mit noch so glühendem Eifer betriebenen Forschens das Wesen der Dinge zu erkennen, stürzt er sich in den Feuerstrom des Lebens, in die Schaumwogen der Sinnengenüsse, um auf diese Weise hinter das Geheimnis der Welt zu kommen. Aber er endet mit der Erkenntnis, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichnis" ist, daß nicht die Sinnenwelt das Wesen ist, und daß das echt Menschliche durch die That, deren Keim die Liebe ist, über die Verderbnis hinausgetragen, gerettet wird.

Warum sollte nicht einmal ein tiefdringender und hochfliegender Dichtergeist den andern Weg gehen, der mit der Sinnenlust beginnt und im Hoch-Geistigen endet, oder besser gesagt nicht endet, sondern die Unendlichkeit erreicht?

* * *

Bernhardi*) scheint mir der zu sein.

Sein Don Juan ist der Mann mit den offenen Sinnen für alles Schöne und Lustverheißende in der Welt der Erscheinungen, dem als höchstes und einzig erstrebenswertes Ziel beim Beginn seiner Entwicklung die Blüte der Sinnenwelt, das Weib als Gegenstand sinnlich begehrender „Liebe", erscheint. „Wahrheit lehrt Dich jedes Frauenzimmer!" Er schwelgt in der „alten ewigen Melodie vom Leben des Körpers." Er giebt sich auch gar keine Mühe, seine wollüstige „Moral" zu beschönigen; er bekennt sich zu unverfälschter Selbstsucht:

„Wenn man das Schleiertuch von den Gefühlen lüpft,
Mein Freund, so bleibt ein derber Egoismus!
Wir lieben nicht die Sonne, nicht die Blume
Und nicht die Frau — nein, die Empfindung nur,
Die wonnevolle, die damit verknüpft!"

So denkt und fühlt er am Anfang dieser Handlung, die alle Schönheiten und Schauer der Welt und des Lebens in wundervollen dramatischen Bildern an dem Hörer aber wohl mehr an dem Leser vorüberführt. Ich darf hier leider nicht auf die fein abgestuften Entwicklungsphasen eingehen, in denen der außerordentlich erfindungs- und gedankenreiche und -reife Dichter seinen Helden wachsen läßt. Der Drang zur Vervollkommnung lebt in ihm unverlöschlich, wie getrübt auch diese Flamme von Anfang an durch den Rauch der Sinnengier ist; immer wieder bricht der reine Strahl durch. Im Anblick der Alpenherrlichkeiten entströmt ihm der Hymnus:

„Nur den Menschen, so lang er atmet,
Drängt es hinauf, hinauf zum Lichte;
Treibt es auf rastlosen Füßen nach oben;
Und dennoch erreicht seine Sehnsucht nimmer
Die göttliche Gipfelvollkommenheit.
Dort oben aber wähnt er die Quellen
Des ewigen Lebens,
Dort oben winken ihm
Leuchtend in stiller Höh'
Sterne der Wahrheit —
Und weiter klimmt er empor zu ihnen" u. s. w.

Dieser Höhendrangerfüllte kann in dem Sumpfe der Wollust nicht stecken bleiben; er ist der Sinnenfreudenjagd bald überdrüssig. Er fühlt sich auf diesen verschlungenen Irrwegen „stets verlassen,

Bis ich die Edle finde, jene Eine,
Das Ideal, die Hohe, Reine,
In der mir, darf ich jauchzend sie umfassen,
Verkörpert alle Weiblichkeit erscheine!"

Aber auch diese edlere Form der Liebe ist keine Befriedigung seiner suchenden Seele. Nachdem „alle Wälder seiner grünen Lust abgedarrt, verwelkt, vermadert" sind, erfüllt ihn der Anblick der reinen Weiblichkeit, die ihm in der Gestalt der Donna Anna erscheint, mit Andachtsschauern.

„Kein niedrer Wunsch hebt seine dreisten Blicke
Zu ihrem reinen Mädchentum empor,
Und was ich wähnte, daß ich's längst verlor,
Ein stilles Frommsein quillt durch meine Brust,
Als ob ein Regen lebensfrisch erquicke
Ein dürres Land zu grüner Matenlust."

Das Irren im Lande der sinnlichen Leidenschaften ist für ihn vorüber.

„Gekommen ist die süße Stunde,
Wo dieses Herz stillselige Heimat findet."

---

*) Von Mozarts Oper zu sprechen habe ich hier keinen Anlaß. Die Musik kann und will, wenn sie sich ihrer Grenzen bewußt ist, nicht Gedankenquellen ausschöpfen.

*) Otto Carl Bernhardi: Don Juan. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898. 2,50 Mk.

Jetzt ist keine Liebe Flamme ohne Rauch. Dem reinen Weibe, das schmerzlich ausruft:

„O daß es keine Geistesliebe giebt!"

kann der nunmehr Geläuterte antworten:

„Blind war bisher, blind meine Leidenschaft;
Nun, wo sie sehend ward, nun muß sie sterben!
O glaube mir: ich hab' die Kraft,
Mit einem Wunsch um Dich zu werben! — — —
Oft über meine Seele hat's gewittert —
Sie selbst blieb rein;
Keusch wie ein Kind steht sie vor Dir und zittert
Und fleht: Sei mein!"

So kann er von sich selbst sagen:

„Ich bin gewachsen über mich hinfort
Und zügle jetzt die zügellosen Sinne."

Und darüber hinaus erhebt er sich zu der Höhe, wo er seine kleine Seele gerne sich vereinen läßt

„der großen, die ob allen Dingen jauchzend schwebt."

So bleibt er bis zum Schlusse reuelos, er selbst, und heißt den Tod, „die große Liebe", willkommen, der mit seiner „reinen, göttlichen Erlöserhand" den Irrtum des Lebens heilt und so selbst erst wahres Leben wird. —

Daß eine solche Menschheitsdichtung, deren tiefen- und höhenumfassende Größe ich hier nicht einmal von ferne andeuten konnte, im Großen und im Kleinen an den Goetheschen Faust anklingt, dessen Geist alle Reiche „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" durchfliegt: wen könnte das wunder nehmen, und wer möchte darob zürnen? Frei von Fehlern wird man das Werk wohl nicht finden können. Um nur eines hervorzuheben: die Schlußszene mit dem Auftreten des steinernen Gastes erscheint mir zu opernhaft gegenüber dem gesunden Wirklichkeitssinn, der in den übrigen Teilen zu rein menschlichem Verstehen spricht. Hier ist das Wunderhafte, das Romantische der überlieferten Sage nicht überwunden. Aber nicht nur der Glanz der Sprache, die reichen Empfindungsakkorde, die Fülle der Gedanken, sondern vor allem die lebendig geschauten und gestalteten Menschen der verschiedensten Völker, die Bernhardi vor dem farbenreichen Hintergrunde bunter Landschaftsbilder in echt dramatischer Handlung vorüberwandeln läßt, verbürgen dieser Dichtung — davon bin ich überzeugt — eine große und dauernde Wirkung und dem Dichter einen glänzenden Namen.

Streiflichter.

Reform des Unterrichts in der biblischen Geschichte fordert ein Aufruf an die Lehrer, der sich in Nr. 3 der neu von Prediger Dr. Schieler in Danzig herausgegebenen „Religiösen Umschau" findet. Es heißt da:

Durch die Babel- und Bibel-Bewegung, die in ihrer vollen Stärke noch fortbesteht, wird die Frage des biblischen Unterrichts an den Volks- und höheren Schulen aufs neue angeregt. Eine ganze Reihe von Erzählungen des alten Testamentes, die man seither als göttliche Offenbarung und von Gott eingegeben betrachtete, werden jetzt öffentlich, selbst von orthodoxen Predigern der Kirche, verworfen, so die Geschichte von der stehenden Sonne, dem Jonas im Bauche des Wallfisches; die Erzählungen von der Erschaffung der Welt und des Menschen, vom Sündenfall und dem Paradiese, von dem Wahnsinn des Nebukadnezar u. a. werden als babylonischen Mythen entnommen, resp. nach denselben frei in johnistischem Lichte bearbeitet, betrachtet. Die Kirche hat seither solche Ansichten als arge Ketzereien verurteilt, obgleich die Wissenschaft, namentlich die biblische und historische Kritik sowie die vergleichende Religionswissenschaft, schon längst dieselben als berechtigt dargethan hatte. Sehr viele Religionslehrer geraten durch diesen Zwiespalt in den peinlichsten Gewissenskonflikt.

Jetzt ist die Zeit zur Geltendmachung der Forderung einer gründlichen Revision der biblischen Geschichten und des Unterrichts in dem alten Testament unseres Erachtens überaus günstig. Mögen darum die Lehrer nicht verabsäumen, bei den zuständigen Behörden ernste Vorstellungen zu erheben, um diese Revision herbeizuführen; da es den Eltern nicht einerlei sein kann, wie der Religionsunterricht ihrer Kinder beschaffen ist und ob man ihren Kindern Sagen und Wunderberichte als Wahrheit, Wort Gottes u. s. w. darstellt oder nicht, so können die Lehrer sichere sein, daß sie seitens der Eltern eine kräftige Unterstützung erfahren. Die Lehrer besitzen ja eine vortreffliche Organisation, und was der Einzelne nicht vermag, wird der Gesamtheit endlich doch gelingen. Schweigen und Dulden führt hier nicht zum Ziele; zielbewußtes Handeln zur Förderung der Wahrheit und des religiösen Jugendunterrichtes ist hier allein am Platze.

Wir meinen nicht, daß man die beanstandeten Erzählungen, zu denen noch andere kommen, aus der biblischen Geschichte einfach entferne. Aber dieselben müssen als religiöse Sagen bezeichnet werden, so daß sich etwa folgende Einteilung des alten Testamentes ergiebt: I. Sagen; II. Zweifelhafte historische Erzählungen; III. Geschichtliche Erzählungen; IV. Die Psalmen; V. Die Propheten. Ferner sollen die Lehrer nicht ermüden, immer wieder auf Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht und Befreiung der Schule von der Kirche zu dringen. Die geistliche Schulaufsicht ist so „in pädagogisch-administrativer Hinsicht höchst unzweckmäßig, in sozialer Hinsicht unnatürlich und in ethischer Hinsicht ungerecht und demoralisierend." Mag auch Minister Studt noch am 11. März 1901 erklärt haben, daß er mit der thunlichsten Beschränkung der Schulleitung mit dem geistlichen Amte grundsätzlich einverstanden sei und mögen auch die Dunkelmänner sich gegen den Zug nach Selbständigung der Volksschule stemmen und mag auch die preußische Geistlichkeit für eine Hebung und Mehrung der geistlichen Ortsschulgewalt in aller Fröhlichkeit fechten, zähes Festhalten an dem als richtig erkannten Ziele wird schließlich doch von Erfolg gekrönt werden. —

So sehr wir mit einer in solchem Geiste erfolgenden Umgestaltung des religionsgeschichtlichen Unterrichts einverstanden sind, so deutlich müssen wir doch hinzufügen, daß damit nur der negative Teil unserer Forderung erfüllt wäre. Hinzukommen muß eben eine lebenswarme und begeisterungweckende Anleitung der Kinder zu dem ethischen Ideal sittlichen Gemeinschaftslebens. Dann dürfte ein großer Teil jener Sagen, pseudogeschichtlichen und historischen Erzählungen ohne Schaden ganz wegbleiben können.

* * *

Durch Nationalität zur Internationalität. In Rom hat kürzlich (Mitte April) ein „Internationaler lateinischer Kongreß" (Congresso Internazionale Latino) stattgefunden, welcher zu einer erneuten Verbrüderung aller sogenannt „romanischen" Völker Europas beitragen sollte. Auf ihm waren außer den Italienern also auch Spanier, Rumänen, Portugiesen, Schweizer und Südamerikaner anwesend. Die Kultusminister zweier Staaten, Frankreichs und Italiens, nahmen daran teil. Was hätte da näher gelegen, als daß bei dieser günstigen Gelegenheit ein erweiterter Chauvinismus, der „Rassenchauvinismus" der „romanischen" Nationen, wieder einmal unter scharfer Betonung der Gegensätzlichkeit zu den sogenannt „germanischen" Völkern Orgien gefeiert hätte? Desto wohlthuender muß es berühren, daß wider alles Erwarten das Gegenteil des Befürchteten eintrat und wir aus dem Munde des Ministers Nasi Worte vernehmen konnten, die in großer gedanklicher Klarheit die Linie bezeichnen, auf welcher sich jeglicher ernsthafte menschliche Fortschritt bewegen muß. Bezeichnend für den Standpunkt Nasis sind folgende Sätze: „Das höchste Ideal, welches die Wissenschaft dem menschlichen Geist gesetzt hat, ist die Erzielung eines neuen Humanismus, welcher aber nicht mehr wie ehedem bloß einzelnen Individuen zugute kommen, sondern sich auf alle ausdehnt und zu einem sozialen wird." „Vor Euren Augen liegt das Rom, welches, für alle Zeiten unsterblich, als Fackel des romanischen Geistes, heute die Verherrlichung der größten und notwendigsten aller Bündnisse, nämlich die Vereinigung der Gehirne und der Herzen, mitfeiert." Die Weltanschauung Nasis gipfelt aber erst in dem Satz, mit welchem er seine Rede schloß: „Ich glaube," sagte er, „daß die Bildung der Nationalitäten, dieser Ruhm des 20. Jahrhunderts, eine Etappe auf dem historischen

Wege zu einer Föderation aller ist, die allen zivilisierten Völkern Unabhängigkeit und Frieden garantieren wird."

Richtig ausgelegt, dürften diese Worte zweifellos in den weitesten Kreisen aller Nationen Verständnis finden. Freilich haben wir heutzutage noch keineswegs eine scharfe Sonderung der einzelnen Nationalitäten, sondern leiden immer noch stark an „historisch gewordenen" „Staaten"-gebilden auf dynastischer und nicht ethischer Basis. Daß die Entwicklung aber dahin geht, das läßt sich meines Erachtens schlechterdings nicht mehr ableugnen.

R. Michels.

* * *

Die Tiara des Saitapfernes. Vor Kurzem ist bekanntlich im Louvre zu Paris eine unerhörte Fälschung aufgedeckt worden. Es hat sich herausgestellt, daß nicht dieses oder jenes weniger bedeutende Kunstwerk, sondern eines, das zu den wertvollsten und kostbarsten Prunk- und Schaustücken der ganzen Sammlung zählte — und das Louvre selbst ist ja zweifellos die umfassendste und reichste Kunstsammlung der Welt —, unächt ist und nicht dem grauen Altertum entstammt, sondern in unseren Tagen von einem jüdischen Handwerker in Südrußland geschickt als Falsifikat hergestellt und darnach in den Handel gebracht wurde.

In manchen deutschen Blättern hat man sich beeilt, in der in solchen Fällen üblichen chauvinistischen Manier diese Thatsachen mit einer gewissen Schadenfreude zu registrieren. Man trug einige Genugthuung darüber zur Schau, daß der fränkische Nachbar so gründlich hereingefallen war und für ein Falsifikat eine so hohe Summe bezahlt habe, während Deutschland, dank der Umsicht und Sachlenntnis der Berliner Museumsverwaltung, der die Tiara ebenfalls zum Kauf angeboten worden war, vor Schaden und vor Spott bewahrt blieb. Aber diese Schadenfreude ist ganz unberechtigt. Auch die Berliner Museumsverwaltung ist in anderen Fällen dem Getäuschtwerden keineswegs entgangen, wenn man es auch vermocht hat, dem scandalum in der Oeffentlichkeit besser auszuweichen, als es in Paris der Fall war. Aber wo wäre auch eine Museumsverwaltung und ein Konsilium selbst der tüchtigsten und erfahrensten Kunstgelehrten, das gegen solche Täuschungen absolut geschützt wäre, gegen Täuschungen, die mit dem größten Raffinement inszeniert werden?

Wichtiger aber als diese Frage ist die andere nach dem Ursprung und der Entstehungsweise solcher Kunstfälschungen. Es ist bei diesem sensationellen Anlasse wieder einmal in der Oeffentlichkeit die Aufmerksamkeit auf die Thatsache hingelenkt worden — die den Sachkundigen längst bekannt war —, daß es nicht bloß einzelne Fälscher, sondern eine ganze weitverbreitete und meist wohlorganisierte Industrie giebt, die sich ausschließlich mit der Herstellung nachgeahmter, insbesondere altertümlicher Kunstwerke und Kunstgegenstände beschäftigt. Diese Industrie aber wäre nicht möglich ohne die erstaunlich große Nachfrage im Publikum, das solche Fälschungen leichtgläubig hinnimmt. Von den paar öffentlichen Instituten vermöchte keine Industrie zu existieren — was den zahlreichen Kunstfabrikanten die reelle Basis für ihre Unternehmungen schafft, das ist im Wesentlichen die Eitelkeit und Renommiersucht sogenannter Kunstfreunde.

Gewiß giebt es auch wirkliche Kunstfreunde, die nicht ohne innere Berechtigung größere Summen für Antiquitäten zahlen, und öffentliche Institute können überdies noch die Lehrzwecke, denen sie dienen, anführen, um auch größere Geldopfer in bestimmten Fällen nicht zu scheuen, wenn es sich um Vervollständigung der Sammlungen handelt. Aber das sind die wenigen Ausnahmen. In der übergroßen Mehrzahl der Fälle handelt es sich um wohlhabende Leute, die nicht aus künstlerischen Interessen, sondern aus Eitelkeit, oft nicht nur ohne alle tiefere Teilnahme an der Kunst, sondern auch ohne einiges Verständnis auf dem Kunstmarkte sich drängen und auf nichts Jagd machen, als auf das Seltene, das Sonderbare oder auch bloß Bizarre. Kein Wunder, daß sie jedem einigermaßen geschickten Fälscher zur Beute fallen und oft mit lauter Falsifikaten als Wahrzeichen ihrer Thorheit umgeben sind.

Der Schaden, der auf diese Weise nach den verschiedensten Richtungen hin sich ausbreitet, ist gerade vom sozial-ethischen Gesichtspunkte aus besonders zu beklagen. Nicht nur, daß eine Industrie großgezogen wird, die auf Korruption, auf dem Betrügen und Betrogenwerden beruht, nicht nur, daß die Interessen der wirklichen Kunst schwer geschädigt werden, so repräsentieren auch die außerordentlich hohen Summen, die unaufhörlich für diese Falsifikate verausgabt werden, ein investiertes totes Kapital, das fruchtbaren sozialen Aufgaben entzogen wird. Wie viel Wertvolles könnte mit Hülfe der vielen Millionen geschaffen werden, die für solche Dinge, oft für bloße Nichtigkeiten verausgabt werden. Man macht sich auch keiner puritanischen Strenge schuldig, wenn man es als einen Mangel an sozialem Pflichtgefüht empfindet, daß ein Mann vielleicht Hunderttausende für ein paar alte Bronzen ausgiebt, während er nur den hundertsten oder selbst den zehnten oder vierten Teil für soziale Aufgaben, Bildungszwecke ꝛc. auswirft.

Es wäre sehr wichtig, wenn nach dieser Richtung den Wohlhabenden ein wenig die Gewissen geschärft würden und die Ethik der Pflichten des Reichtums (siehe vorige Nummer) nach dieser Richtung eine spezielle Anwendung erhielte.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Die Vorlesung des bekannten Dramas „Maria von Magdala" von Paul Heyse hatte den Festsaal des „Brandenburger Hauses" überfüllt. Die Dichtung, ausdrucksvoll von Prof. Dr. Brunn Meyer zu Gehör gebracht, hielt die Hörer mehrere Stunden hindurch in festem Bann. Nach dem vom Vorsitzenden dem Rezitator gespendeten Dank wurde einstimmig beschlossen, das folgende Telegramm an den Dichter zu senden:

„Dem Dichter Paul Heyse, Gardone, Riviera.

Durch die Vorlesung Ihres Dramas tief bewegt und erschüttert, sendet Ihnen eine zahlreich besuchte Versammlung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Berlin, herzlichsten Dank für die gebotene Geisteserhebung. Seit Jahrzehnten hat Niemand das Wirken des Weisen von Nazareth frommer, zarter und herrlicher geschildert als Ihre Kunst."

Hierauf erhielt der Schriftführer von Dr. Paul Heyse eine freundliche Antwort, in der es heißt:

„Jedenfalls möchte ich meinen Dank nicht zurückhalten für Ihre erfreuliche Nachricht, die in so herzlichen Worten mir zugekommen ist. Seien Sie freundlichst gegrüßt

von Ihrem sehr ergebenen

Gardone, Dr. Paul Heyse."

Villa Amalia, 13. 4. 1909.

Sprechsaal.

Religionsloser oder konfessionsloser Moralunterricht?

Nicht mit Unrecht werden Stimmen laut, welche sich gegen den Gedanken eines religionslosen Moralunterrichts wenden und sich dadurch abhalten lassen, unsere Bestrebungen durch persönlichen Beitritt zu unterstützen.

Wir wollen programmmäßig Moral auf rein ethischer Grundlage lehren, da können wir allerdings von einem Gott — sei es nun der christliche, der jüdische, der mahmedanische oder der buddhistische — und von seinen Geboten nicht reden, weil diese unseren heutigen ethischen Anschauungen gar oft widersprechen. Unser Religion aber wird heutzutage noch fast überall der Glaube an einen Gott verstanden, da können wir doch nicht alle Religionen in diesem landläufigen Sinne unter unsern einen ethischen Hut bringen.

Aber der Begriff Religion ist heutzutage ganz anders zu fassen, er begreift nicht nur den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben in sich, sondern Religion ist *jede* Weltanschauung, die uns zu ethisch sittlichem Lebenswandel führt, ja selbst jede, ethisch unanfechtbare, Lebensmaxime. Somit kann unser Moralunterricht, auch wenn er vom jedem Gottesglauben absieht, *nicht religionslos* sein. Dagegen kann gerade das, was man bisher immer unter Religion verstanden hat, *nicht* die Grundlage unseres Moralunterrichts sein, denn dies wäre keine „rein ethische" Grundlage.

Dieser hier entstehende Zwiespalt führt uns zunächst zur Erkenntnis, daß der Gedanke, alle Religionen im bisherigen Sinne mit allen ihren kirchlichen Dogmen und Widersprüchen in unserer Gesellschaft zu vereinigen, irrtümlich ist: es wäre der neue Turmbau zu Babel. Wir können nur jenen neuen, allgemeinen Religionsbegriff, welchem eine ganz bestimmte, „rein ethische" Weltanschauung zu Grunde liegt, gelten lassen und hierauf unsern Moralunterricht aufbauen. Dieser ist dann aber kein religions- sondern in erster Linie ein *konfessionsloser* Moralunterricht. D.

Bücherschau.

Ein neuer Wein in alten Schläuchen.

Von J. Stern (Buchsal).

Die 10 Gebote bilden die moralische Quintessenz einer ganz bestimmten Zeit- und Volkskultur: ein stark ausgeprägter Monotheismus, eine im Vergleich zu anderen gleichzeitig lebenden Völkern hoch entwickelte soziale Fürsorge und ein pietätserfüllter Familiensinn haben die Gesetzgebung des Volkes Israel geschaffen.

Für ihre Zeit eine hohe ethische Leistung. Aber sie zur Grundlage ethischer Belehrung in der Gegenwart zu machen, geht nur an, wenn man entweder darauf verzichtet, „gegenwärtig," modern zu sein und sich auf dogmatisch-religiösen Standpunkt stellt, oder wenn man die überlieferten Gebotssätze ihrer historischen Bedeutung entkleidet und mit modern-sittlichem Inhalte füllt.

Franz Staudinger*), der den Lesern dieser Zeitung nicht unbekannt ist, wählt den zweiten Weg. Er hat in einem Vortrage vor einigen Lehrerbezirksvereinen seines Heimatlandes Hessen über „die 10 Gebote im Lichte moderner Ethik" gesprochen. Die Lehrer, die ihm zuhörten, sind zum großen Teil auch Religionslehrer, kommen also oft in die Lage, die zehn Gebote als Unterrichtsstoff zu behandeln und, wie es wohl im Religionsunterrichte (leider!) mehr als in anderen Stunden geübt wird, moralbildend auszunützen. Da mag mancher, der von freierem Denken einen Hauch verspürt hat, schon in innere Konflikte verwickelt worden sein. St. giebt solchen Männern in dem Scheffschen vielfach erwünschte Anleitung, wie ein auf dem Boden moderner Ethik stehender Lehrer bei der Erklärung der 10 Gebote Gelegenheit findet, die Grundanschauungen modernen ethischen Denkens zu vertreten und den Schülern mitzuteilen.

Er zeigt zunächst, daß der wesentliche Inhalt der Ethik eine vernunftgemäße Regelung der sich widerstreitenden Interessen ist, daß diese Regelung „nur möglich ist auf dem Boden menschlicher Freiheit und der Teilnahme aller an der Gesetzgebung"; daß dies „die *unbedingte* sittliche Forderung, und die Aufgabe, diese auf freier vernünftiger Persönlichkeit gegründete Ordnung durchzuführen, ihre Bedingungen zu sichern, die *schlechthin erste sittliche Aufgabe*" ist. Dann versucht er mit Geschick und ohne allzu viel Vergewaltigung der Erklärung nachzuweisen, daß dies alles und noch viel im einzelnen Illustrierendes aus den 10 Geboten herausgelesen werden kann, und zwar so, daß die Bekenner der verschiedensten Glaubensrichtungen sich diese Erklärungsweise aneignen können.

Natürlich kann ich in dieser kurzen Anzeige nicht den ganzen Inhalt des sehr lesenswerten Schriftchens ausschöpfen. Ich wollte nur andeuten, daß der Verfasser mit der Wärme und Ueberzeugungstreue, die seinen Arbeiten eigen ist, im Anschluß an die nicht unwichtige Frage, wie die 10 Gebote im Religionsunterrichte zu behandeln seien, seine Auffassung von dem Werden und dem Inhalte der modernen Ethik entwickelt und von dem sicheren Boden gemeinsamer sittlicher Anschauungen aus eine Verständigung der Anhänger widersprechender Religionsformen anzubahnen versucht.

* * *

Dr. Max Lenz: Römischer Glaube und freie Wissenschaft. Berlin H. Walter. 1902. 32 S.

Lic. theol. G. Traub: Materialien zum Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus. München. Lehmann. 1902. 127 S. 1.50 Mk.

Paul Göhre: Die Kirche im 19. Jahrhundert. Berlin. Verlag Aufklärung. 1902. 68 S. 0.80 Mk.

Der Fall Spahn, der den unmittelbaren Anlaß zu dem — aus einem Vortrag im Hamburger Goethebund Dezember 1901 erwachsenen Scheffschen des bekannten Berliner Historikers gegeben hat, ist zwar, was seine persönliche Seite betrifft, heute erledigt und nicht mehr „aktuell". Seine prinzipielle Bedeutung bleibt nach wie vor bestehen, ebenso die Gefahren, vom denen die Freiheit unseres Universitätslebens bedroht ist; übrigens nicht bloß von ultramontaner Seite, wie das Disziplinarverfahren gegen Dr. Arons gezeigt hat. Da ist es erfreulich, wenn ein Mann wie Professor Lenz, den man gewiß keines politischen oder religiösen Radikalismus beschuldigen kann, sich auf den einzig richtigen Standpunkt stellt. „Niemals wird für mich die Zugehörigkeit zu einer Partei, sei sie kirchlich oder politisch, an sich ein Grund sein, einer Habilitation oder auch einer Berufung zu widersprechen . . . . Der Wille, der Wahrheit forschend nachzutrachten, ist der einzige Grund, auf den wir bauen". (S. 31). Die kleine Schrift liest sich sehr gut und ist reich an feinsinnigen, namentlich historischen Gedanken.

Die zweite Schrift rührt von dem national-sozialen, evangelischen Pfarrer lic. theol. Traub zu Dortmund her. Aber weder die politische und religiöse Stellung des Verfassers, noch der in anderen seiner Schriften ziemlich kulturkämpferische Charakter des Verlags (der zugleich der „Los von Rom"-Bewegung dient) macht sich aufdringlicherweise hier bemerkbar. Die „Materialien" bieten vielmehr eine mit lobenswerter Objektivität geschriebene, klar zusammenfassende Uebersicht des Wichtigsten, was der katholische Sozialismus auf theoretischem wie praktischem Gebiete geleistet hat: es sind in der That mit Fleiß und Geschick zusammengestellte „Materialien", die von sich selbst zum Verständnis und zur Kritik des sozialpolitischen Katholizismus dienen, und die auch derjenige kennen muß, der zu dessen entschiedener Bekämpfung entschlossen ist. Dem theoretischen Teile sind einige „geschichtliche Dokumente" beigefügt: die wichtigsten sozialen Gedanken aus Bischof Ketteler's „Arbeiterfrage und Christentum", Hitze's „Kapital und Arbeit", eine Reihe von Leo's XIII. Enzykliken, eine Charakteristik der Richtung des Bischofs Freppel von Angers und der staatssozialistischen „Schule von Lüttich", der heute fast alle katholischen Sozialtheoretiker von Bedeutung angehören. Der zweite Teil giebt einen kurzen, aber guten Ueberblick über die heutigen katholisch-sozialen Organisationen: Gesellen-, Arbeiter-, Bauern- und Winzervereine, Fachabteilungen und Gewerkschaften in Deutschland, sowie eine Schilderung der „christlichen Demokratie" in Frankreich, Italien und Belgien.

Noch populärer in Charakter trägt Paul Göhre's für weiteste Volkskreise bestimmte Schrift, ein Glied der im Verlage „Aufklärung" erschienenen Sammlung: „Am Anfang des Jahrhunderts". Es war ein Wagnis, auf dem beschränkten Raum von 60 kleinen Seiten die Gesamtentwicklung der Kirche im 19. Jahrhundert schildern zu wollen; aber es ist unseres Erachtens wohl gelungen. Notwendig konnten nur die großen Umrisse gegeben werden — etwa 25 Seiten sind der römisch-katholischen, 3 der griechischen, 18 der protestantischen Kirche gewidmet, der Rest geht auf Einleitung und Schluß —, und der Fachgelehrte wird manches vermissen, manches auch für allzu selbstverständlich halten. Um so dankbarer wird der Gewerbetreibende, der Redetter, der Laie (überhaupt nicht zum wenigsten auch denkende Frauen) dem sozialdemokratischen Pfarrer a. D. für die plastische, sachliche und doch niemals trockene Art seiner Darstellung sein. Das auch für die ethischen Gesellschaften höchster Beachtung werte Endergebnis von Göhre's Betrachtungen ist das: daß die Macht der Kirchen in der Gegenwart keineswegs unterschätzt werden darf, daß vor allem die katholische, aber auch die evangelische Kirche, die beide zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Zustande tiefster Erniedrigung und Machtlosigkeit sich befanden, heute „ein starker, zäher, gut organisierter Feind" geworden sind und es „vermutlich auch im 20. Jahrhundert noch eine gute Weile bleiben" werden. Die nun ihnen verkündete und vertretene Gedankenwelt zwar, d. h. das überlieferte dogmatisch-mittelalterlich formulierte Christentum hat an Einfluß ungefähr in demselben Maße abgenommen; sowohl das liberale Bürgertum als das millionköpfige Proletariat haben sich ihr in steigendem Maße entzogen. Aber die Wenigsten haben bisher noch die äußeren Konsequenzen dieses ihres Standpunktes gezogen, wie u. a. die hohen Prozentsätze der kirchlichen Trauungen und Taufen beweisen. „Es ist, schließt der Verfasser, „ernster Anlaß, diesen Thatsachen entschlossen ins Gesicht zu sehen." Karl Vorländer.

*) „Die 10 Gebote im Lichte moderner Ethik." Darmstadt 1902. Verlag von Ludwig Saeng. 50 Pf.

Briefkasten.

Hrn. Dr. E. in Wien. Herr A. Maulet-Lyon bittet uns, nach folgende Werke über französische Normalpädagogik zu nennen:

1) Die Werke von G. Compayré, Rektor der Akademie in Lyon.
2) Le livre de morale des écoles primaires et des cours d'adultes par Louis Boyer.
3) Das Neueste: Cours de Morale par A. Boynt. Paris, chez Cornély.

Dies Werk bezeichnet einen Fortschritt. Das Kapitel von den *Pflichten gegen Gott* ist ersetzt durch zwei Kapitel über *Religionsgeschichte* und über *das Unerkennbare*. (Vgl. auch L'Instituteur républicain, Essai de morale positive, vom 26. März.)

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Geist des Lehramts.

Eine Hodegetik
für Lehrer höherer Schulen
von

Wilhelm Münch,

Professor der Pädagogik an der Universität Berlin.

550 Seiten Oktav.

Preis geh. M. 10.—, geb. M. 11.—.

Junggebildete junge Dame (Diss.) sucht p. 1. Juli Stelle als Sekretärin, am liebsten in Hannover. Anerbietungen unter S. S. an die Redaktion erbeten.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Sonntag, den 10. Mai 1903, abends 7 Uhr, im Saale des Berliner Handwerkervereins, Sophienstr. 15, 18. Unterhaltungsabend der Oeffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, unter gütiger Mitwirkung von Frl. Marianne Wolff (Gesang), Sada Wertheim (Geige) und Frl. Marie Raphael (Recitation). Am Klavier: Frl. Clara Behrend. Karten zu 25 Pf. in der Oeffentlichen Lesehalle, jetzt Münzstr. 11 (12—3 u. 6—10 Uhr), beim Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, und an der Kasse.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen - - - - und Zeitschriften der Welt. - - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,
vormittags 10½ Uhr.

Vorträge des Herrn Dr. Penzig.
Zyklus aus Rückert's Weisheit des Brahmanen.

Sonntag, 3. Mai: Halt ein! Halt aus! Halt an! Holl ab! III., 8.
„ 17. Mai: Der Leib ein Tempel. IV., 8.
„ 31. Mai (Pfingsten): Aufrecht und Aufrichtig! IV., 15.
„ 14. Juni: Menschenscheu und Weltflucht III., 8.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Pioniere des sittlichen Fortschritts.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen:
« le mouvement éthique »
par
Alfred Moulet.
Von
Dr. R. Penzig.

VI. und 102 Seiten. Preis Mk. 1.20.

INHALT:

I. Wesen und Ziele der Gesellschaften für ethische Kultur. II. Ethische Kultur und religiöser Glaube. III. Humane ethische Erziehung. IV. Ethische Kultur und Politik. V. Ethische Kultur und soziale Frage. VI. Ethische Kultur und Friedensbewegung. VII. Ethische Kultur und Frauenfrage. VIII. Die nationalen ethischen Verbände. IX. Der internationale ethische Bund. X. Die völkerverbindende ethisch-soziale Akademie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14 — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Insertate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 9. Mai 1903. | Nr. 19.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Unsere Wahlparole.
Der Fall Rothe. Von Dr. Karl Wolf.
Ibsen als Ethiker. Von Bertha Stern.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Die größte Kraft. Von F. W. F.
Streiflichter:
Handlungsgehilfinnen und kaufmännische Schiedsgerichte.
Sport und Ethik.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Unsere Wahlparole.

Kaum sind Reichstag und Landtag geschlossen — einhörige Leute merkten schon Monate vorher leise Rücksichten der Parteien auf den Tag der Abrechnung —, so erscheinen die Wahlaufrufe. Und in den einzelnen Wahlkreisen haben die lokalen Druckereien reichlich zu thun, um die Flugblätter der verschiedenen Parteien, stark, kräftig, mittelkräftig, aber alle möglichst wohlschmeckend und bekömmlich, wie Cigarrensorten, an die Interessenten und noch mehr an die Nichtinteressenten abzuliefern. Die Gleichgiltigen müssen gewonnen, die Verärgerten versöhnt, die Parteifreunde gestärkt, die Gegner herabgesetzt werden. Außerdem gilt es, laut und vernehmlich vor aller Welt die unantastbaren Grundsätze, an deren Wahrung das Wohl des Vaterlandes hängt, zu bekennen.

Das ist an sich weder gut noch böse; es ist begreiflich und gewiß auch notwendig. Es sind ja zum großen Teil Gegensätze der Weltanschauung, die unsere Mitbürger in Parteiungen trennen, zum geringeren Teil der Widerstreit der Meinungen über das, was am dringlichsten scheint für das Wohl des Ganzen, also taktische und methodische Fragen der Politik. Hie und da mögen auch wirklich Rücksichten auf ein privates Interesse an der Gestaltung der Zukunft, namentlich was die große Frage der Handelsverträge auf Grundlage des neuen Zolltarifs anbetrifft, mit hineinspielen. Aber sicherlich nicht beherrschend. Denn noch immer, man darf es ruhig sagen giebt es glücklicherweise Eines, was das Volksgewissen, nicht ertragen würde: die reine und ungeschminkte Vertretung persönlichen Vorteils Einzelner, aber auch von Klassen und Parteien im Rahmen der Wahlen für die höchste Regierungsgewalt.

Wohl sind schwerwiegende Vorwürfe dieser Art erhoben worden; wohl ist ohne Weiteres zuzugeben, daß die gesamte Politik der herrschenden Parteien und Klassen von der Rücksicht auf Erhaltung ihrer Ausnahmestellung und von der Hoffnung auf Stärkung ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht diktiert worden ist. Unter — milde gesagt — einer Rechtsbeugung ist der Zolltarif zustande gekommen, der jetzt nicht zum wenigsten der Regierung selbst die größten Schwierigkeiten bereitet, wo sie die Erhaltung der wirtschaftlichen Weltmachtstellung des Deutschen Reiches durch geschickte Verträge zu sichern hat. Aber, was die berechtigte Entrüstung der am schwersten Betroffenen z. T. wenigstens mildern sollte: es ist nicht daran zu zweifeln, daß man von jener Seite, mögen unlautere Elemente immerhin sich gelegentlich eingedrängt haben, doch auch der Meinung war, auf diesem Wege dem Ganzen zu dienen, das Wohl des Vaterlandes zu fördern. Zum Allermindesten hat sich auch da, wo thatsächlich engherzige und einseitige Motive die Stellungnahme diktierten, die Interessenvertretung die Maske der Sorge für das Gemeinwohl vorbinden müssen.

Und das ist immerhin etwas. Es verrät den sittlichen Kern des Wettkampfes um die höchste Macht. Mag die politische Leidenschaft noch so hoch aufschäumen, mag ehrliche und minder ehrliche Entrüstung das Verhalten des politischen Gegners im schwärzesten Lichte erscheinen lassen, mag man mit schärfster Anklage die Unklarheit und Befangenheit und den Irrtum der feindlichen Partei geißeln — alle diese Kämpfe sind notwendig und nützlich. Sie reinigen die Luft, wie ein Gewitter nach banger Schwüle. Man wird auch die Person des Gegners nicht immer schonen können; je überzeugter jemand für die ihm teure Sache eintritt, desto weniger läßt sich die Scheidung von Person und Sache vornehmen. Es mögen also scharfe Worte fallen, und da, wo der Beweis unumstößlich erbracht werden kann, daß unwürdige Hände nach dem Ruhmes- und Dornenkranz des Volksvertreters gegriffen haben, soll keine Milde gelten. Wenn irgendwo, so ist hier ein frischer und ehrlicher Kampf Auge in Auge geboten.

Aber eines muß festgehalten werden, eben im Interesse Aller, der künftigen Sieger und der Besiegten: Gift darf nicht unter die erlaubten Kampfesmittel gerechnet werden. Wir sind noch weit davon entfernt, unsere völkerrechtlichen Beziehungen nach den Grundsätzen der allgemein anerkannten Moral geordnet zu haben; noch viel weiter aber liegt uns der Gedanke, daß es auch im wirtschaftlichen und politischen Streit eine Genfer Konvention geben könnte, die bestimmte Kampfesmethoden als unerlaubt und gegen die Sittlichkeit verstoßend brandmarkt. Der Kampf muß so geführt werden, daß ein Frieden denkbar bleibt. Es dürfen nicht durch übertreibende Verhetzung und Verunglimpfung

eiternde Wunden in den Seelen der Volksgenossen zurückbleiben, die jedes fernere Zusammenleben vergiften. Und zu diesem Ziel hilft nur eins. Ernsteste Selbstprüfung aller derer, die da hineinziehen in den heiligen Krieg, ob ihre Motive auch lauter sind, ob die Leidenschaft und die Entrüstung, die ihre Worte zu flammenden Schwertern machen sollen, durch das Reinigungsbad der Vernunft gegangen sind und alles Egoistische, bloß Parteisüchtige und Engherzige abgestreift haben. Das ist die Wahlparole, auf die sich alle Politiker, die nur dann dauernden wirklichen Erfolg haben, wenn ihre Politik auf dem Boden der Ethik wurzelt, einigen könnten und müßten, vom Höchstkonservativen bis zum roten Sozialdemokraten. Die Ethik steht über den Parteien, und so leicht ihre schwache Stimme auch von dem tobenden Kampfgeschrei und Schwerterklirren übertönt werden kann, sie läßt ihrer nicht spotten. Zuletzt siegt doch nur, wer das gute Gewissen in die Wagschale werfen kann.

Der Fall Rothe.

Ein philosophisches Nachwort.

Von Dr. Karl Wolff, Karlsruhe.

Der Strafprozeß gegen das „Blumenmedium" Anna Rothe fesselte die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt. Bei der großen Masse konzentrierte sich alles Interesse auf die Person der seltsamen Frau. Ein rätselhaftes Dunkel umschwebt sie. Bald erscheint sie als Seherin mit magischen Kräften, bald als Meisterin raffiniertesten Betrugs. Der mystisch-phantastische Apparat, mit dem sie sich umgab, gilt diesem als erstaunliche Offenbarung, jenem als ordinäre Taschenspielerei. Aber nachdem die Richter ihr Urteil gefällt haben, ist für die meisten der Fall erledigt. Anna Rothe gerät in Vergessenheit. Sie war nur eine Sensation, vom drängenden Gewühl der Tagesereignisse emporgehoben und bald wieder verschlungen.

Mit anderen Augen betrachten gläubige Spiritisten den Prozeß. Für sie handelt es sich nicht um das Geschick der einen Frau, sondern um das Schicksal einer Weltanschauung. Nicht nur Anna Rothe sitzt auf der Anklagebank, sondern gleichsam der Spiritismus selbst. Ihre Verurteilung war wie ein offizielles Edikt über die Anschauungen, für welche die Leistungen der Frau Rothe bisher die wirksamste Bekräftigung zu bieten schienen. Daher die leidenschaftliche Erregung, mit der von Spiritisten in und außer dem Gerichtssaal für die Angeklagte geredet und agitiert ward.

Beide Auffassungen übersehen aber den Gesichtspunkt, von dem aus die unermeßliche Bedeutung des Prozesses sich offenbart. Wichtiger als das Urteil über Anna Rothe, bedeutsamer als Sieg oder Niederlage der spiritistischen Lehren sind die Schlüsse, welche sich aus dem Verhalten der Zeugen mit zwingender Gewalt ergaben. Diese Menschen, welche — bald volkstümlich-derb, bald in wissenschaftlichen Wendungen — ihre Erlebnisse berichteten und trotz aller Enthüllungen ihren felsenfesten, schwärmerischen Glauben an die übernatürlichen Kräfte der Rothe bekannten, sie erscheinen gleichsam als getragen von einer tieferen, unterirdischen Strömung, welche in der Gesamtheit lebendig ist und die verborgensten Abgründe der modernen Zeitseele aufzuwühlen beginnt.

Man weiß, daß Jentsch, der Impresario des Blumenmediums, jede „Séance" mit einem Gebet eröffnet und überhaupt dem ganzen Unternehmen einen theologisierenden Anstrich gegeben hat. War Jentsch wirklich ein geriebener Schwindler und Poseur, so wird man (wie dies manche Zeugen auch deutlich ausgesprochen haben) diese fromme Einkleidung des Betrugs besonders empörend und anstößig finden. Zugleich aber zeigt sich darin der scharfe und treffsichere Instinkt des Mannes, der sogleich herausfühlte, wie außerordentlich nahe die seelische Prädisposition für spiritistische Einwirkungen mit derjenigen für religiöse Empfindungen verwandt ist. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben, so sehr dies auch die Anhänger der orthodoxen Kirche verdrießen mag. Und gerade hierin liegt die gewaltige symptomatische Bedeutung des „Falles Rothe"; er ist ein neuer Beweis dafür, mit welcher Energie das religiöse Bedürfnis in der modernen Menschheit hervorbricht, und er giebt wertvolle Aufschlüsse über die Richtung, in der die Religion der Zukunft — sei sie nun neuer Glaube oder Reform bestehender Lehren — sich entwickeln wird.

Zunächst erwies sich wieder einmal die ganze Oberflächlichkeit derer, die etwa vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an ein Zeitalter der Wissenschaftlichkeit datieren möchten. Sie glauben, der moderne Mensch, durch die harte Realität des wirtschaftlich-sozialen Kampfes ernüchtert und erleuchtet durch die Lehren der unaufhaltsam vordringenden Wissenschaft, werde alles Religiöse wie ein Gängelband aus Kindheitstagen von sich werfen. Ein reiner Diesseitsglaube werde der erstarkten und befreiten Welt genügen. — Dieser Traum (sei seine Erfüllung nun wünschenswert oder nicht) beruht auf völliger Verkennung der menschlichen Natur, auf jenem schrankenlosen Intellektualismus, der alle Epochen wissenschaftlicher Erfolge zu begleiten pflegt. Aber nicht der Intellekt ist der ursprüngliche und beherrschende Faktor der Persönlichkeit, sondern die dunklen triebhaften Gewalten aus der Gefühls- und Willenssphäre, die selten deutlich vorgestellt und oft nur unter der Bewußtseinsschwelle wirksam sind. Der Prozeß Rothe giebt hier die eindrucksvollste Lehre. Er hat gezeigt, daß zwar die Bildung des Durchschnittsmenschen im Laufe der letzten Jahrzehnte gestiegen, seine geistige Freiheit aber um nichts gewachsen ist. Die Suggestibilität der Menschheit ist so groß als je. Keine Religion, mag man auch in die frühesten Zeiten und zu den niedrigsten Naturvölkern hinabsteigen, enthält größere Absurditäten, als sie in diesem Prozeß von hochgebildeten Leuten behauptet und verfochten worden sind. Der dämonische Reiz des Wunders ist mächtig wie in alter Zeit. Die Wissenschaft hat keine illusionszerstörende Wirkung geübt. Im Gegenteil! Wie in den Tagen der sinkenden Antike ist aus dem Ueberdruß der wissenschaftlich-wirtschaftlichen Kultur eine gesteigerte Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Geheimnisvollen, Mystischen hervorgewachsen. Das aber ist die Stimmung, in welcher die Menschheit zu neuen religiösen Erhebungen fähig und bereit ist.

Der Drang nach dem Wunderbaren erhält jedoch, wie gleichfalls der Prozeß Rothe gezeigt hat, ein für die Gegenwart charakteristisches Gepräge. Das Spezifisch-Moderne äußert sich in der wissenschaftlichen Färbung, mit der er auftritt, und in dem Umstand, daß gerade diese Verbindung von Wissenschaft und Phantastik die berauschende Wirkung auf die Gemüter ausübt. Insofern also hat es die Wissenschaft doch zu einer gebietenden Stellung im modernen Leben gebracht: konnte sie auch nicht den ganzen Bereich menschlicher Ueberzeugungen ihren Gesetzen unterwerfen, so ist sie doch eine Instanz, die nicht umgangen werden kann und durch deren Sanktion jegliche Ansicht in den Augen der Menschen unendlich gewinnt. Wissenschaftliches Kolorit giebt bei unklaren Köpfen auch der verschrobensten Meinung ein gewisses Relief und ihren Vertretern eine durch nichts sonst erreichbare Sicherheit. Es ist kein Zweifel, daß manche Leute hellauf lachen würden, wenn man ihnen mit schlichten Worten zumuten wollte, an die von Geistern Verstorbener bewirkte Verwandlung gestempelter Bonbonschachteln in Nichts und

ihre Rückverwandlung aus dem Unsichtbaren zu glauben, — daß aber die gleichen Leute bereit sind, den Vorgang mit tiefsinniger Geberde zu erörtern, wenn er Dematerialisation und Rematerialisation oder sonstwie mit gelehrten Ausdrücken benannt wird. Der Spiritismus hat fraglos einen tiefen und berechtigten Kern, der vielleicht niemals exakt beweisbar, aber sicher niemals exakt widerlegbar ist. Es giebt hier Geheimnisse und Unbegreiflichkeiten, vor denen wir einstweilen ohne Schlüssel stehen. Die merkwürdigen Erscheinungen der Hypnose und des Somnambulismus treten bis an die Grenze spiritistischer Phänomene heran. Dieser Anhauch von Wissenschaftlichkeit ist es nun, der viele Leute völlig toll macht. Ihre aufgeregte Phantasie taumelt aus dem schmalen, hellbeleuchteten Bereiche der Erkenntnis in das unermeßliche Dämmergefilde des Glaubens und Fürwahrhaltens hinüber. Und zuweilen flimmert ihnen alles so heftig vor den Augen, daß sie sogar die bunten Raketen eines klugen Feuerwerkers für wirkliche Sonnen halten.

Angesichts dieser außerordentlichen Bereitwilligkeit zum Glauben, welche wie gesagt eine ständige Begleiterscheinung religiös aufgeregter Epochen bildet, ist es von höchstem Interesse und könnte es geradezu als Exempel für den zyklischen Verlauf alles Weltgeschehens betrachtet werden, daß der religiöse Trieb auch heute wieder bei dem Punkte einsetzt, von dem er einst in grauer Urzeit seinen Anfang nahm. Es ist bekannt, daß eine Reihe von Gelehrten, gestützt auf ungeheures historisch-ethnographisches Material, den Ursprung aller Religion auf Seelenkult und Ahnenverehrung zurückleitet. Der englische Anthropologe Tylor hat diesen „Animismus“ zuerst formuliert und umfassend begründet. Wenn auch diese Auffassung einseitig ist und in unzulässiger Weise eine einzelne unter vielen mitwirkenden Ursachen isoliert, so wird sie doch der gewaltigen Bedeutung gerecht, welche dem Glauben an die Geister Verstorbener und dem Kult der abgeschiedenen Seelen bei der Ausbildung der religiösen Vorstellungen und Bräuche zukommt. Für den Naturmenschen sind der Anblick des Todes und (wenn auch in schwächerem Grade) die Erscheinungen des Schlafens und Träumens das erschütterndste und rätselhafteste Erlebnis. Auch kulturell fortgeschrittene Völker werden durch nichts so tief ergriffen und nachdenklich gestimmt, als durch das Problem vom Sterben und dem Fortleben nach dem Tode. Mit besonderer Macht aber brechen die Jenseitsgedanken in allen Zeiten religiöser Gährung hervor; alsdann verdichten sie sich häufig zu plastischen Vorstellungen von grandioser Erhabenheit. Man erinnere sich, damit ein Beispiel statt vieler diene, der Bedeutung des Todes in der urchristlichen Lehre, der eschatologischen Reden in den Evangelien und der leidenschaftlichen Inbrunst, mit welcher die ersten Christen die unmittelbare Parusie Jesu und ihre eigene Erweckung zum ewigen Leben erwarteten. Auch heute, wo zahllose Menschen den positiven Glaubenslehren entfremdet und für die meisten, einst heißumstrittenen Dogmen völlig gleichgiltig geworden sind, ist es, wie man sieht, wiederum die Frage der persönlichen Unsterblichkeit, an welcher das nach neuen Gestaltungen ringende religiöse Bewußtsein am zähesten sich geklammert hat.

Damit sind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir die tiefste und allgemeinste Bedeutung des „Falles Rothe“ ermessen können. Dieser moderne Seelenkult (denn so wird man den religiös gefärbten Spiritismus bezeichnen dürfen) hat wieder einmal auf's Deutlichste gezeigt, daß der wesentlichste Inhalt aller und jeder Religion in der Voraussetzung und Lehre eines übernatürlichen Prinzips besteht. Hierauf beruht das Dauernde im Wechsel: die religiösen Vorstellungen haben sich im Umkreis der Völker und Zeiten zu unübersehbarer Verschiedenheit entfaltet; die Annahme einer hinter der empirischen Wirklichkeit vorhandenen transzendenten Wesenheit ist als das spezifisch Religiöse allen gemeinsam. Der Gedanke einer „Diesseitsreligion“ ist eine leere Phrase oder vielmehr ein Widerspruch in sich selbst. Niemals wird ein Moralsystem, eine wissenschaftliche Naturlehre oder ein soziales Evangelium die Religion vertreten können; von dieser ist der supranaturale Charakter unzertrennlich. Und das ist nicht nur in Gemütsbedürfnissen der Menschheit begründet, sondern enthält zugleich die Ahnung einer tiefen, vielleicht der tiefsten metaphysischen Wahrheit. Denn es entspricht der Lehre, welche aller ernsthaften Philosophie seit den Tagen der indischen Veden und Platons bis auf Kant und die Gegenwart als die fundamentale Voraussetzung aller Erkenntnis gilt, der Lehre, daß die bunte, tönende, greifbare Erfahrungswelt, der mundus sensibilis, nur ein Spiegelbild unseres Bewußtseins ist, während der Inhalt und das eigentliche Wesen der Dinge, der mundus intelligibilis, unseren Sinnen und dem bloß ordnenden Verstande unerfaßbar bleibt. Der Unterschied ist nur, daß die strenge Forschung es bei der bloßen Anerkennung der Existenz des Transzendenten bewenden läßt, während die Religion (wie auch die großen begeisterten Seher in der Philosophie es thaten) den Traum der tiefbewegten Menschenseele weiterspinnt. Aber ein Gegensatz zwischen den Grundlehren echter Wissenschaft und dem wesentlichen Prinzip des religiösen Glaubens ist nicht vorhanden. So darf man also hoffen, daß die tiefe innere Gährung unserer Zeit zu einer geistigen Schöpfung sich klären wird, die im vollsten Sinne Religion und dennoch mit den Grundlinien des modernen Weltbildes, wie Historie und Naturforschung es aufgerichtet haben, im Innersten vereinbar ist.

Ibsen als Ethiker.

Von Bertha Stern (Bruchsal):

Ibsens 75. Geburtstag — er beging ihn am 20. März — regte Viele, die in ihm den Dichter unserer Sehnsucht nach einer neuen Zeit und nach neuen Menschen verehren, zu gesteigertem Nachdenken über den gewaltigen Genius an.

Mir scheint sich in Ibsens Werken der geheimste Sinn und das tiefste Innere unserer Zeit zu offenbaren. Er hält dem Geiste der modernen Welt den Spiegel vor, in dem wir unser ureigenstes Wesen, unser gewaltig-inniges Empfinden wiedererkennen. Denn Ibsen ist der Hohepriester, der begeisterte Vorkämpfer der Kultur, die heute vor allem Andern in den Vordergrund tritt und die hauptsächlich das Wesen dessen ausmacht, was wir modern nennen: ich meine die Persönlichkeitskultur. Stürzt, ihr Wegsperren des Dogmas und der Tradition, haltet ein, nach Geschlechtern und Klassen zu messen, wertet um in den einen, wahren Wert, der ein Einzelnes, Individuelles ist und doch Allgemeingiltiges und Ewiges umfaßt: das Recht der Persönlichkeit!

Diese höchste ethische Forderung wurzelt so tief und wesenhaft in Ibsens eigener Persönlichkeit, daß sie sich nie als Tendenz in seinen Werken aufdrängt. Ein so echter Künstler kann nie Tendenzdichter werden. Wenn er mit Goethe als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit preist, die ganz sein soll, was sie ist, die ihr eigenes Gesetz und ihren eigenen Wert in sich trägt, wie könnte er da gleichzeitig als Moralist die starren Glaubenssätze und Forderungen der Ueberlieferung in seinen Idealgestalten verkörpern wollen! Ibsen proklamiert nicht den Sieg des guten Prinzips, aber er glaubt an die Entwicklung des Guten in dem Menschen, der frei nach eigenen Gesetzen lebt. Darin wurzelt seine hohe

Digitized by Google

ethische Bedeutung, daß er Freiheit und Wahrheit als die Grundpfeiler alles reinen Menschentums erkennt, als die „Stützen der Gesellschaft", auf denen allein ein Geschlecht von „Adelsmenschen" erstehen kann. Mit schonungsloser Wahrheit fördert er die „Lebenslüge" zu Tage, da er mit genialer Erkenntnis und menschheitumspannendem Verstehen die Form des Gemeinschaftslebens erfaßt hat, die am hänfigsten auf der Lebenslüge erbaut und durch sie zersetzt wird: die Ehe.

Wie oft hört man den Entrüstungsschrei: „Nora! Eine Mutter verläßt ihre Kinder! Wo bleibt da die Ethik?" — Nora hätte ihres Mannes Lebenskamerad sein müssen, seine Gefährtin, auch in ernsten Stunden. Ihm ist sie ein niedliches kleines „Singvögelchen", ein Spielzeug. Der Weg zur Erkenntnis der ernsten Forderungen der Zeit war ihr versperrt; und als durch diese Unkenntnis die Katastrophe hereinbricht, wird sie hart zur Verantwortung gezogen gerade durch den Mann, der ihr die Aufklärung, die Persönlichkeitsrechte schuldig blieb. Kann sie fortan ihre Kinder zu echten „Adelsmenschen" erziehen? Ihre erste und höchste Pflicht ist, die eigene Persönlichkeit zu entfalten und zu gestalten; dann erst kann sie ihren Platz als Lebenskamerad und Erzieherin im höchsten Sinne wieder einnehmen. Dann wird sie wahrhaft Mutter sein können, wenn sie Mensch geworden ist, ein Ganzes, Persönlichkeit. Dann wird sich „das Wunderbare" erfüllt haben.

Die Idealehe, die ihm vorschwebt, hat Ibsen im „Brand" positiv geschaffen. Sie ist erbaut auf Glauben, Vertrauen, auf gegenseitigem Verstehen, auf tiefster Gemeinsamkeit; das sinnliche Moment spielt garnicht mit. Die Probe auf die wahre Ehe ist die Opferfreudigkeit. Agnes bringt alle Opfer, die Brands hartes Pflichtgebot „Alles oder nichts" fordert. Noras Ehe ist auf einer Lüge aufgebaut; daher weiß auch Helmer nichts von dieser Opferwilligkeit gegenüber Noras scheinbarer Schuld, die im Grunde auf sein Gewissen fällt. Die Kauehe des Konsuls Bernick in den „Stützen der Gesellschaft" und des Bildhauers Rubek in „Wenn wir Toten erwachen", der sie „nur als eine Art Notbehelf" bezeichnet; die auf der „Lebenslüge" fußende Ehe Hjalmars in der „Wildente"; der aus Zwang und mißverstandenem Pflichtgefühl geschlossene Ehebund der „Frau vom Meer" und der Frau Alwing, der die Quelle der herzzerreißenden Tragik der „Gespenster" ist; die aus Berechnung entsprungene Ehegemeinschaft des „John Gabriel Borkmann"; und endlich die wild lodernde und verzehrende Leidenschaft, die Alfred und Rita in „Klein Eyolf" zusammenführt: überall das tiefe Versenken, die feinste Beobachtung und der aus echter, schmerzlicher Ueberzeugung hervorquellende Wehruf des Dichters! „Klein Eyolf", „Die Frau vom Meer" und „John Gabriel Borkman" bezeugen auch, daß sich Ibsen nicht im Pessimismus verliert; die hier gestalteten Ehen ringen sich in fortschreitender Läuterung zu reineren Sphären empor.

Pessimismus und Ethik sind unvereinbar. Pessimist ist Ibsen nur, insofern er mit den gegebenen Zuständen nicht zufrieden ist. Ein Menschen- und Weltkenner wie er kann in dieser Kenntnis keineswegs Erhebendes und Tröstliches finden. Optimist ist er aber, da er an die Möglichkeit der Höherentwicklung des Guten glaubt. Möge Ibsen hierüber selbst sprechen:

„Man hat bei verschiedenen Anlässen mir nachgesagt, ich sei Pessimist. Und das bin ich auch, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist, insofern, als ich voll und fest an die Fortpflanzungskraft der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit glaube."

Die Umwandlung, die Ibsen in der Grundlage und damit in dem Wesen der Ehe herbeiführt, steht in engem Zusammenhange mit der Frauenfrage. Ich nehme an, daß gerade das Weib tief von den Ideen Ibsens ergriffen wird und in ihnen untertaucht, da er für die Persönlichkeitsrechte, für die volle sittliche Freiheit, für Denken und Handeln nach eigenem Rechte und unter eigener Verantwortung, für zwanglose Selbstbestimmung des Weibes kämpft, so warm und offen, wie es nur der vermag, der des Anderen Leben mitempfindet und mitlebt.

Im besonderen aber ist es Ibsens unschätzbares ethisches Verdienst, und charakteristisch für sein vornehmes Empfinden überhaupt, daß er die zur Karrikatur gesunkene „alte Jungfer" erhebt und beseelt. Ihm ist das unverehelicht gebliebene, verblühte Weib heilig. Selbstlos bis zur äußersten Hingabe, willensfrei und willensstark, sind ihm diese Wesen, verschieden in Veranlagung und Charakter, meist die guten Genien des Kreises, in dem sie sich bewegen. An Stelle der Attribute, die die Ueberlieferung der alten Jungfer beigelegt hat, wie Klatschsucht, Empfindlichkeit, Prüderie und Frömmelei, beobachtet Ibsen bei dem ältlichen Mädchen, das meist aus freier, motivierter Selbstbestimmung auf die Ehe verzichtet hat, Tugenden, wie Entsagung, Opferfreudigkeit, die Fähigkeit, Böses mit Gutem zu vergelten und das große Vergeben und Vergessen zu üben.

Ibsens psychologische und ethische Tiefe tritt uns besonders leuchtend entgegen, wenn wir etwa sein „Rosmersholm" neben Björnsons „Laboremus" betrachten. Die starken Anklänge der äußeren Situationen, die ja auch in „Brand" und dem ersten Teile von „Ueber unsere Kraft" zu finden sind, fordern zwingend zum Vergleiche heraus. Wie viel klarer, reicher, packender Ibsens Schöpfung! Besonders scheint mir Rebekka West zu einer ethischen Höhe emporzusteigen, neben der die Charakterentwicklung der Lydia nicht ergreifen kann.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle ethischen Forderungen erwähnen, die dem Genius wohl erst ein späteres Geschlecht, ein Geschlecht von Adelsmenschen, einzahlen wird, dem Genius, der, mit Marquis Posa zu sprechen, „ein Bürger derer lebt, welche kommen werden." Nur der sittlichen Grundlage sei noch kurz gedacht, die Ibsen für das öffentliche Gemeinschaftsleben fordert. Im „Volksfeind" vor allem tritt er der „kompakten" Majorität entgegen, dem großen Haufen der Unwissenden, Ungebildeten, geistig Unfreien und Unreifen, die um eigener Vorteile willen Wahrheit, Recht und Freiheit schnöder Lüge und Knechtschaft opfern. Dr. Stockman muß nur augenblicklich dieser blinden Masse weichen. Ibsen läßt uns hoffen, daß der Freiheitsheld, der in ungebrochener Kraft seinen Idealen treu bleibt, einst der Wahrheit zum Siege verhelfen wird. Johannes Rosmer dagegen, der „ein Geschlecht von Adelsmenschen" schaffen, und Baumeister Solneß, der „Heimstätten für Menschen" bauen möchte, stehen selbst noch teilweise im Banne der Lebenslüge und sind zu freier, starker Persönlichkeit und Wahrheit nicht durchgedrungen. So scheitern ihre menschheitbeglückenden Ideen.

Nicht zu gedenken des Künstlers, des Historikers, des Schöpfers sozialer und politischer „Königsgedanken": es ist auch unmöglich, die Gedankenfülle und Empfindungswelt des Ethikers Ibsen nur annähernd zu erschöpfen, ja ich glaube sogar, nicht einmal in ihrer ganzen Kraft und Tiefe zu ergründen. Für die Gemeinde derer aber, „die nicht imstande sind, das Leben ohne Ideale zu leben", werden die Töne, die Ibsen anschlägt, zu machtvoller Symphonie anschwellen, die mit seinem „Epilog" in den Akkord ausklingt:

Die Lüge ist der Tod, die Wahrheit ist das Leben.

* * *

Im Anschluß an diese Ausführungen mögen die Worte Platz finden, mit denen Arthur Pfungst den Dichter zu seinem 75jährigen Geburtstag begrüßte (vgl. „Bühne und Welt", herausgeg. v. E. u. G. Elsner, Berlin):

Des Lebens Lüge trostlos Dir erschien.
Du sah'st der Menschheit Mummenschanz mit Grauen,
Den Masken, die an uns vorüberziehen,
Begehrtest tief Du in ihr Herz zu schauen.

Drum hast Du nicht beim Lebensfest gelacht
Mit frohen Masken unter hellen Lichtern —
Als Du hereingetreten bist, ward es Mitternacht,
Die Larven fielen ab von den Gesichtern.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Die größte Kraft.

Wißt ihr was die größte Kraft in der Welt ist? Die Elektrizität denkt ihr. Ja, wenn man sieht, wie sie schwer beladene Bergbahnen emportreibt und tausende und abertausende Räder treibt und nachts am Himmel zuckt, daß die Kinder in den Betten schreien und die Erwachsenen zusammenfahren, dann könnte man wirklich denken, das sei die größte Kraft. Als Achilles den Hektor noch nicht an seinen Wagen gebunden hatte und mit ihm um die Stadt fuhr, da glaubte man auch noch in Troja, Hektor sei der größte und stärkste Held. Wer aber von einem Andern eingefangen und geknebelt wird, der ist nicht mehr der Stärkste. Ist es aber der Elektrizität nicht genau so gegangen? Der Mensch hat sie eingefangen und geknebelt. In ihm lebt eine stärkere Kraft. Was für eine Kraft ist das? Das Denken? Aber ihr wißt doch, das Denken wird oft müde und erlahmt. Aber hinter dem Denken steht dann eine Kraft, die es aufrüttelt und antreibt. Ihr muß das Denken gehorchen. Weiter, weiter, so ruft sie. Nicht nachlassen! Was ist das für eine Kraft? Es ist die Geduld! Viel schwere Arbeit in der Welt kann man mit der blassen stämmigen Willenskraft vollbringen — aber überall, wo das Schwerste und Mühsamste vollendet werden soll, da muß man die Geduld rufen. Wenn ich sie zu malen hätte, so würde ich sie malen als eine bemütige Gestalt mit blassem Gesicht und durchwachten Augen und schmalen weißen Fingern. Und mit diesem schmächtigen Körper hat sie die Pyramiden in Aegypten gebaut und alle die riesigen Kirchen und die heerlichsten Kunstwerke, die so vor uns stehen, als wären sie mit einemmal erschaffen, und haben dem Künstler doch so viel verzweifelte Nächte und immer erneutes Probieren gekostet! Ja, — sie hat sie gebaut und geschaffen, denn ohne sie hätten die Erbauer und die Künstler längst den Meißel fortgeworfen. Und alle die großen Entdeckungen und Erfindungen sind ihr zu verdanken. Die Seeleute des Kolumbus sagten nach vier Wochen: Nun haben wir's satt — wir wollen umkehren. Bei ihm aber wachte die Geduld und ließ ihn alles ertragen, bis endlich morgens die blaue Küste erschien. Die Geduld hat Amerika entdeckt, Neugier und Geldgier hätten es nie zustande gebracht. Wißt ihr, wer entdeckt hat, daß sich die Erde um die Sonne dreht? Ein Thorner Domherr, Kopernikus, der sein ganzes Leben hindurch rechnete, bis er endlich auf dem Sterbebette seine Arbeit fertig hatte. Denkt nur daran, wie ihr schon die Geduld verliert, wenn ihr nur ein paar Stunden an einer Rechnung sitzt und nicht herausbekommen könnt, wo der Fehler sitzt. Ihr seht, wie falsch es ist, bei dem Worte Geduld immer an ein gutmütiges Schaf zu denken, das sich alles gefallen läßt. Das ist beim Schafe gar nicht Geduld, sondern Dummheit und Hilflosigkeit — denn wenn das Schaf wirklich geduldig wäre, so würde es nicht bei jeder Kleinigkeit Mäh schreien. Nein, die rechte Geduld ist die größte Kraft, weil sie nie verlöscht — sie ist wie das ewige Sternenlicht, und alle andern Kunststücke des Menschen sind dagegen nur Raketen. Es giebt Menschen mit gewaltiger Energie und glühender Begeisterung; sie nehmen sich irgend etwas vor — dann aber geht nicht alles gleich so, wie sie wollen, und gleich lassen sie alles fallen. Oder sie wollen Veränderung und Abwechselung — es ist ihnen verleidet, Tag aus, Tag ein das Gleiche zu machen. Und es giebt viele Menschen, die große Schmerzen ertragen können, ja, die sich sogar martern lassen könnten, ohne mit der Wimper zu zucken — aber wenn ein Leiden jahrelang über ihnen liegt und sie noch obendrein wissen, daß sie es nie ganz verlieren werden — dann laden sie und verlieren Ruhe und Gelassenheit und weinen über sich wie die Kinder. „Geduld" heißt die Riesenkraft, die den unruhigen und begehrlichen Menschen sprechen läßt: „Ich bin stille, ich kann warten."

Wißt ihr, wo diese Kraft am häufigsten erzeugt wird? Ihr wißt, elektrische Kraft wird in besonderen Räumen erzeugt und von dort versendet. Auch die Geduld wird meist in besonderen Räumen erzeugt — es sind die Krankenzimmer. Von dort werden die Menschen durch das Beispiel rührender Geduld und Ergebung immer wieder gespeist mit der großen, großen Kraft, von der alles Große in der Welt getrieben wird — so wie die Fabriken durch die Elektrizität. Und nicht nur von den Kranken geht dies Beispiel aus, sondern auch von denen, welche Tag und Nacht ohne Ermüdung und üble Laune den Kranken pflegen — immer wieder mit freundlichem Gesicht hereinkommen — auch wenn der Kranke selber zu den Ungeduldigen gehört, die kein Beispiel für Andere geben.

Es giebt manchen Menschen, der niemals Sehnsucht danach gehabt hat, eine Königskrone zu tragen — aber keinen giebt es, der nicht in irgend einer Stunde gefühlt hätte, wie jämmerlich schiffbrüchig der Mensch ist ohne Geduld, und der sich nicht gesehnt hätte, ihre Krone zu tragen.

So lange man jung ist, kann man Geduld noch lernen, und glücklicherweise braucht man keine besonderen Stunden dazu, wie zum Klavier und zur Handarbeit. Man kann es so ganz nebenbei lernen — sogar während der anderen Stunden, obwohl es ja sonst nicht erlaubt ist, in der Stunde etwas nebenher zu treiben. Wenn euch z. B. beim Geigen oder Klavierüben die Geduld ausgeht, so denkt immer daran, daß Geduld zu lernen wichtiger ist, als Musik, denn das Musizieren kann euch später manche Stunde versüßen und manche trübe Stimmung verscheuchen — die Geduld ist die große Kraft, die es euch möglich macht, alles Schwere im Leben hinzunehmen, als wenn es nichts sei, und schlechte Stimmungen überhaupt nicht aufkommen zu lassen.

Lernen kann man nun Geduld nur, wenn man mit dem Allerkleinsten anfängt. Ich will euch einmal ein Beispiel sagen — denn findet ihr gewiß selber noch weitere. Wenn ihr morgen die Stiefel anzieht und findet die Schnürriemen verknotet, so wird meist wütend daran herumgenestelt, mit Seufzern und Flüchen — endlich nimmt man das Messer oder wirft den Stiefel in die Ecke. Das ist die Vorschule für alle diejenigen, die einmal später in der Welt nichts vorwärts bringen und keine Kraft haben, wenn sie in schwierige Lagen kommen. Aber ebenso sicher ist es auch, daß das Stiefelzuschnüren ein Mittel ist, den guten Geist der Geduld zu beschwören, so wie Aladin mit der Wunderlampe den mächtigen Geist kommandiert. „Sage mir, wie Du mit Deinen Stiefeln umgehst, und ich will Dir sagen, was aus Dir wird." — so könnte man wirklich sagen. Versucht es nur einmal, die Riemen ohne jedes heftige Ruckfen ganz sacht und ruhig zu lösen und singt dabei: „Der Mai ist gekommen", oder: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", und wenn es dann noch zehn Minuten geglückt ist, — dann könnt ihr euch gratulieren. Es hat sich derweilen in euch eine große Kraft gesammelt — nicht die, welche explodiert und verpufft, sondern die stille Riesenkraft der Beharrlichkeit, die nie müde wird und uns zum Herrscher krönt über das Schicksal. Oder wenn euer Kragen nicht über den Knopf will, oder wenn euch beim Schreiben ein Haar in die Feder kommt oder der Faden nicht in die Nadel gehen will, oder wenn ihr einen Lärm hört, bei dem ihr aus der Haut fahren wollt, oder wenn euch jemand ärgert und ihr möchtet losbrechen: „Jetzt hab' ich's aber satt", — nein, habt es nicht satt, seht es an als ein Mittel zu eurer Uebung, als eine Etüde oder eine Sonate zum Geduldspiel — dann wird es gehen. Das sind gewiß nur Kleinigkeiten, aber es giebt keinen andern Weg die kostbare Kraft in euren Dienst zu zwingen. F. W. F.

Streiflichter.

Handlungsgehilfinnen und kaufmännische Schiedsgerichte. Auf einen bedauerlichen Mangel des Entwurfs für kaufmännische Schiedsgerichte macht im „Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" V. Jahrg. Nr. 2 vom 15. April d. Js. Agnes Hermann aufmerksam. Unter voller Würdigung der wesentlichen Vorzüge des

Regierungsentwurfs, namentlich der Angliederung der Kaufmannsgerichte an die Gewerbegerichte, weist sie doch darauf hin, daß die einfache Nachahmung der §§ 10 und 11 des Gewerbegerichtsgesetzes, wonach „Personen, die zum Amt eines Schöffen unfähig sind, auch nicht wahlberechtigt sind", den über 100000 der weiblichen Angestellten Deutschlands das Wahlrecht von vornherein entzieht. Sie schreibt:

Das bedeutet in diesem Falle nicht etwa bloß ein Festhalten am Alten, nicht bloß eine der gewöhnlichen Rechtsverkürzungen, wie die Frauen sie auch sonst leider gewohnt sind, es bedeutet vielmehr einen ganz neuen, ungeheuerlichen Rückschritt auf einem Gebiet, in dem bisher die Gleichwertigkeit der Geschlechter anerkannt war. Das neue Handelsgesetzbuch, welches die Rechte und Pflichten der Kaufleute ordnet, kennt keinen Unterschied des Geschlechts. Der Frau wird ausdrücklich die gleiche Handelsfähigkeit eingeräumt, wie dem Manne; in gleicher Weise, wie er, ist sie in ihrer kaufmännischen Thätigkeit rechtlich verantwortlich. Es macht nicht den geringsten Unterschied aus, ob der Firmeninhaber eine Frau ist oder ein Mann, ob der Prokurist männlich ist oder weiblich, und die Buchhalterin, welche ihrer Aktiengesellschaft eine falsche Bilanz anfertigt, wandert ebenso ins Gefängnis wie der männliche Kollege. Jetzt plötzlich wird durch den Entwurf zum Kaufmannsgericht auch auf diesem Gebiet der Berufsthätigkeit eine Minderwertigkeit der Frau statuiert, ganz plötzlich und ganz willkürlich, und warum? Weil die gleiche Bestimmung im Gewerbegerichts-Gesetz enthalten ist. Das ist Grund genug!

Abgesehen davon, daß die betreffende Bestimmung ein Fehler ist schon im G. G. G., und ein Fehler niemals besser wird dadurch, daß man ihn wiederholt, beweist gerade die einfache Uebernahme dieser Bestimmungen einen bedauerlichen Mangel an Verständnis für die thatsächlichen Verhältnisse; denn die Handlungsgehilfin ist eben anders zu beurteilen als die industrielle Arbeiterin, sie geht aus einer höheren sozialen Schicht hervor; ihre Beschäftigung ist überwiegend Verstandesthätigkeit, ihre ganze Berufsarbeit bringt sie in viel stärkerem Maße als die Arbeiterin mit dem öffentlichen Leben in fortgesetzte Berührung, und sie besitzt darum auch schon heute zumeist die erforderliche Einsicht, das Wahlrecht für ihr eigenes Standesgericht auszuüben — die alte Schablone paßt also hier nicht! Ueberdies ist diese Wahlentrechtung auch für die Handlungsgehilfin von weit ernsteren Folgen als für die Arbeiterin. Denn wägen die Arbeiterorganisationen noch so zersplittert sein, mögen sie sich noch so sehr bekämpfen, eine direkte, anerkannte Feindschaft gegen die Frau als Mitarbeiterin eignet ihnen doch nur zum kleinsten Teil. Die Handlungsgehilfen-Bewegung dagegen in ihrer weit überwiegenden Mehrheit bekämpft die Frauenarbeit im Handelsgewerbe mit allen, auch den häßlichsten Mitteln; große Verbände haben die Beredängung der weiblichen Kollegen in ihr Programm aufgenommen und machen damit wiederum Reklame für ihre Organisation. Gerade die rührigste und größte derselben gehört zu den stärksten Feinden der Frau. So würde es denn dazu kommen, daß die Handlungsgehilfin ihr Recht nehmen müßte von einem Kollegen, der gegen sie als Frau voreingenommen ist. Sie müßte ihr Recht von ihm nehmen auch dann, wenn es sich um Sittlichkeitsdelikte handelt. Dieselben finden gewöhnlich in einer einfachen Gehaltsklage ihre Erledigung, weil die Frau sich scheut, den Staatsanwalt anzurufen. Statt nun die Klage mit ihren peinlichen Nebenumständen in Gegenwart einer älteren Kollegin vortragen zu dürfen, sieht die Handlungsgehilfin einen Richter vor sich, der gerade diese Vorkommnisse durch seine Parteibrille anzusehen gewöhnt ist. Man mag dem entgegen halten, der Richter habe objektiv zu entscheiden und werde und könne sich nur vom Recht leiten lassen: dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig, denn auch der Richter ist ein Mensch, ist seinem subjektiven Empfindungen, der Einwirkung seines Milieus unterworfen, und daß dem so ist, daß man das anerkennt, beweist eben die Zusammensetzung, welches für das Gewerbe-, sowie für das Kaufmannsgericht im übrigen vorgesehen ist. Das Gesetz schreibt ausdrücklich vor, daß das Gericht zu gleichen Teilen aus Angestellten und aus selbständigen Kaufleuten bestehen muß. Glaubt man in der That an ein absolutes Recht, an ein objektives Urteil, dann könnte der ganze Gerichtshof ruhig mit Chefs besetzt sein. Es sollen eben beide Teile mit ihren subjektiven Anschauungen zu Worte kommen, nur die Frau nicht; sie soll durch ihren Widersacher vertreten werden!

Im Sinne dieser Ausführungen wird der „Bund deutscher Frauenvereine" durch eine Petition an den neuen Reichstag für die Rechte der im Handelsgewerbe thätigen Frauen eintreten.

* * *

Sport und Ethik. Oftmals schon wurde auf den veredelnden Einfluß hingewiesen, den der Sport auf seine Anhänger ausübt, oftmals der Griechen und mittelalterlichen Ritter gedacht, die durch edles Körperspiel einen gesunden, starken Geist in kräftigen, anmutigen Gliedern aufbauten.

Selbstsüchtig ist die Welt geworden. Jeder achtet nur auf sich, und wo es gilt, seinen Nächsten zu zertreten, um selber vorwärts zu kommen, da zuckt keine Wimper. Schlichtes Heldentum, d. h. ein solches, das sich *negativ*, durch Entsagung übt, giebt's freilich noch allenthalben. Insonderheit unter den Weibern. Aber eine starke, kühne That, dem Andern zum Heil, sich selbst vielleicht zum Verderben, also *aktives* Heldentum — das ragt nur selten aus dem Sumpfe der Alltäglichkeit hervor. Liest man hie und da von der wackeren That eines braven Mannes, der einen andern Menschen aus Feuer oder Wasser ins alte, liebe Leben getragen hat, so ist dies ja unendlich löblich, aber in den meisten Fällen geschah die That rein *impulsiv*. Hätte der Betreffende Zeit gehabt, alles genau zu überlegen, so wäre das kühne Wagnis in den meisten Fällen wahrlich unterblieben.

In den österreichischen Alpen hat sich an den Osterfeiertagen das erste Touristenunglück ereignet, dem drei junge, starke Menschen zum Opfer gefallen sind. In dem furchtbaren Ereignis erglänzte schön und hell die tapfere, aufopferungsvolle Treue des Touristen. Der eine der drei Männer wird von Allen, die ihn gekannt haben, als ein äußerst tüchtiger, keineswegs unbesonnener Bergsteiger geschildert, der zum neunundneunzigsten (!) Male den Hochschwab bestieg. Er ist ein Opfer seiner Ritterlichkeit, seiner Sorgfalt für die Gefährten geworden. *Allein* hätte er sich sicher gerettet, aber er wollte seine Begleiter nicht zu Grunde gehen lassen. Da oben, in den unwirtlichen, eisigen Höhen, wo es nichts und nichts giebt, als die große, grause Natur, darin drei kleine Menschlein gleich drei Staubkörnchen sind, da schwindet all das Kleinliche, alle Weltensorgen fallen ab, und riesengroß wächst hinter dem kleinen Menschlein ein Menschenschicksal empor! Aber die Natur, von Kurzsichtigen als „gütige Mutter" bezeichnet, spottet auch dessen. Possierlich dünkt es sie, wie die Kleinen mit starren Gliedern und wütender Verzweiflung im Kreise herumkriechen und um sich schlagen, wie sie durch Bewegung das Leben festzuhalten suchen. Aber immer matter wird die Bewegung, immer düsterer die Verzweiflung — langsam zieht der Todesschmerz heran. Der starke Führer, vielleicht auf Suche nach Hilfe für die Schwächeren, kommt nicht mehr zurück. Eine Lawine hat ihn wohl zerschmettert. Er starb als Held. Und nun steigen von allen Seiten mutige Expeditionen hinauf, die den eigenen Tod nicht scheuen, um das Leben ihnen nicht einmal Nahestehender zu retten, schließlich nur, um deren Leichen zu bergen.

Der edle Wagemut dieser Tapferen giebt zu denken: Wer weiß, ob sie in ihrem gewöhnlichen Leben im Thal nicht ganz trockene, gar nicht ethische Menschen sind? Sicherlich wären sie nicht so selbstlos, ihr Vermögen zu opfern; aber ihr Leben, das doch auch eine Kapitalskraft repräsentiert, schlagen sie mit Ueberlegung in die Schanzen, sobald der Wirkungskreis sich auf ihren Sport und ihre Sportgenossen beschränkt. Der Sport wirkt auf ihre Thatkraft und ihr Herz so befeuernd und veredelnd, wie nur das Wissen und die Kunst auf das Denken erlesener Menschen. Und da fragt man noch mit banger, suchender Miene nach Erziehungsmitteln für die Massen?

Else Spiegel, Wien.

Bücherschatz.

Künstlerischer Wandschmuck. Von dem Unternehmen des künstlerischen Wandschmuckes (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig), das bekanntlich in Künstlersteinzeichnungen für den Schmuck

des Hauses geeignete Originalkunstblätter bringt, sind neuerdings einige Bilder erschienen, die die besondere Beachtung unserer Leser verdienen.

Außerordentlich reizvoll ist das Blatt „Eichhörnchen" von Otto Fikentscher, wobei durch die lebensvolle Darstellung der neckisch mit einander spielenden munteren Tierchen, wie durch die Farbenstimmung des Ganzen. Hoch oben im luftigen hellbraunen Geäst der Kiefer tummeln sich zwei rotbraune Eichhörnchen. Dahinter spannt sich tiefblauer Himmel aus, zu dem trefflich wieder das duftige Grün des unten sich ausbreitenden Kiefernwaldes steht.

Das Blatt „Fingerhut im Walde" von Sophie Ley giebt den Zauber des deutschen Waldes künstlerisch vollendet wieder. Es zeigt einen stillen Bergesbang, wo um eine saftgrüne Lichtung breitästige dunkle Tannen ragen, wo kühle, blaue Schatten weben, wo goldige Lichter über Stämme, Zweige und Gräser huschen. Im Vordergrunde aber aus üppig wucherndem, dunkelgrünem Blattwerk heraus, steigen vornehm die schlanken Blütenstengel des Fingerhutes empor, mit ihren dichtgedrängten, prächtig roten Blütentrauben weithin leuchtend.

In dem Blatt die „Seerosen" von Professor Julius Bergmann kommt die Schönheit dieser Blumen, die so wirkungsvoll in ihrer natürlichen Umgebung ist, voll zur Geltung. Aus der dunklen Wasserfläche, die bald das Dunkelgrün des Laubdaches, bald das Tiefblau des Himmels wiederspiegelt, steigen neben bräunlich-grün schillernden kleineren Wasserpflanzen die hellgrünen, langen, gewundenen Stengel der Seerose empor. Schwer breiten sich die dicken, in mannigfachstem Grün schimmernden, zum Teil rötlich-braun sich färbenden Blätter aus. Aus all dem Dunkel leuchten die glänzend weißen Blüten hervor und spiegeln sich im Wasser wieder, während aus ihrer Mitte wieder goldgelbe Staubfäden hervorschimmern.

Ein außerordentlich stimmungsvolles Blatt ist „Alt-Heidelberg" von Professor W. Trübner. Es zeigt uns in Abendbeleuchtung das Heidelberger Schloß in der ganzen Schönheit seiner Lage. Aus dem im Vordergrund sich ausbreitenden herbstlich gefärbten Wald hebt sich die in der Abendsonne schimmernde Ruine empor. Dahinter verliert sich der Blick in die weite in Abendnebel getauchte Ebene, während sich die rosigen Wolken des Himmels in dem sich weit ins Land hinausschlängelnden Neckar spiegeln.

Es sind zunächst 2 Bilder von L. du Bois-Reymond erschienen, die geschichtlich berühmte und landschaftlich charakteristische Stätten Griechenlands darstellen. Das eine ist ein großes Blatt in Format 100/70 cm und giebt eine attische Landschaft mit der Akropolis wieder. Trotzig erhebt sich aus der Ebene der braune Burgfelsen, rings umbaut; von seiner Höhe ragen, wie Weihgeschenke auf einem Altar, weiß und gütig die perikleischen Marmorruinen in die blaue Luft. Links, wo die mit grünen Pfefferbäumen besetzte Fahrstraße zwischen Trümmerhalden und bläulichem Agavengestrüpp hinaufführt, schimmern die Säulen der Propyläen herunter, davor auf kühnem Vorsprung der winzige weiße Niketempel. Etwas weiterhin hebt sich vom sonnigen Ton des Gebirges das Erechtheion in zierlichem Umriß ab; dann rechts, alles beherrschend, strahlend im warmen Gelb zweitausendjährigen Marmors, das gewaltige Parthenon. Zu Füßen der Burg schmiegt sich, aus goldbraunen Quadern gefügt, der Prachtbau der Herodes Attikus, das Odeion; ein Bogengang verbindet es mit dem Dionysostheater, dessen weiße Sitzreihen rechts über verfallendes Gemäuer gerade noch hervorsehen. Weiter ab erblickt ein Sonnenblick den kahlen felsigen Fuß des Hymettos rechts und hinter der Burg den kühn sich erhebenden Lykabettos mit dem Kapellchen des hl. Georg auf der Spitze. Ganz hinten aber blaut im Schatten des Morgengewölks die breit hingelagerte Pyramide des Penthelikon.

Das zweite Bild, Format 41/30 cm führt uns nach Aegina hinüber, wo sich, hoch oben im Pinienwald, weithin sichtbar auf einsamem Bergkuppe, die Ruinen des Tempels erheben, dessen Giebeln die berühmten Kämpfergruppen der Münchener Glyptothek entstammen. Noch stehen, zwei Jahrtausenden und häufigen Erdstößen zum Trotz, 20 seiner Kalksteinsäulen, meist noch mit ihrem Gebälk gekrönt. Das Bild zeigt den nordwestlichen Teil davon. Den mächtigen Unterbau und das Trümmerfeld umher überschleicht schon Hochmittagsschatten, während die Säulen im Sonnenlicht sich leuchtend gelb von dem tiefblauen Himmel und dem ebenso blauen Meer abheben. Dahinter, neben dem goldgrünen Pinienwipfel, steht aus rosig blauer Ferne die attische Küste mit dem Marmorberg Penthelikon herüber.

In beiden Bildern zeigt die großzügige Komposition von einer bedeutenden künstlerischen Kraft. Mit Meisterschaft ist auch die leuchtende Farbenpracht des sonnigen Südens wiedergegeben. Die Blätter werden nicht nur für unsere Gymnasien einen willkommenen Wandschmuck bilden, sondern auch jedem Altertumsfreunde lieb und wert sein müssen.

Wir empfehlen nicht nur diese neu erschienenen Blätter, sondern auch die älteren der Beachtung unserer Leser und raten ihnen sich das illustrierte Verzeichnis sämtlicher bisher erschienenen Blätter, das die Verlagsbuchhandlung unentgeltlich versendet, kommen zu lassen.

Guido Podrecca: Il Divorzio, Epistole Allegre di Goliardo a Sant'Alfonso de'Liguori. Serie Ia. Roma. Tipografia dell'Asino 1902. 80 Seiten.

Ein buntes, deshalb aber keineswegs schlechtes Gemisch, von Satyre, Ironie und distnetischer Betrachtung. Guido Podrecca, der bekannte Leiter des römischen Asinn, will in diesem Büchlein beweisen, wie sehr die katholische Kirche die Institution der Ehescheidung in praxi kennt . . . wenn es sich dabei nur um die Spitzen der herrschenden Klassen handelt, und wie wenig Grund sie deshalb hat, sich gegen die gesetzliche Einführung eines Ehescheidungsparagraphen in den Codice Civile Italiens zu sträuben und sich als Sittenrichterin und Sittenhüterin aufzuspielen. Die Furcht, nach offizieller Stabilierung der Ehescheidung würden sämtliche Ehen einfach auseinanderlaufen, sei ebenso unbegründet wie die, daß nach Aufhebung aller die Prostitution bedrohenden Strafen sämtliche Frauen . . . sich prostituieren würden.

Robert Michels.

* * *

Das Freie Wort. Eine Auswahl von Beiträgen aus den beiden ersten Jahrgängen der Zeitschrift „Das Freie Wort", herausgegeben von Max Henning, Frankfurt am Main. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 256 Seiten.

Das Freie Wort, entstanden im Jahre 1900 unter Leitung von Karl Sänger, hat sich schnell einen weiten Leserkreis und auch eine gewisse politische Bedeutung zu verschaffen verstanden. Ohne einer direkten politischen Partei dienstbar zu sein — wir finden unter den Mitarbeitern der Halbmonatsschrift Freisinnige aller Schattierungen und Sozialdemokraten, Ethiker und freie Wissenschaftler —, steht es doch politisch auf rein demokratischem und wirtschaftlich auf sozialreformatorischem Standpunkt. Die Arbeiten, die in vor uns liegendem Bändchen vereint vor uns liegen und die eine Auswahl von Beiträgen aus den ersten beiden Jahrgängen der jungen Zeitschrift darstellen, sind den verschiedensten Interessengebieten entlehnt: Weltpolitik, Sozialreform, ethische Fragen, Tagesfragen aller Art neben der Erörterung juristischer, soziologischer, nationalökonomischer und theologischer Probleme in streng wissenschaftlicher Form. Eine große Rolle spielen ferner die indischen Studien, die in W. Sauer und dem Herausgeber des Blattes, Max Henning selbst, eifrige Kultivatoren finden. Um den Mitarbeiterkreis des freien Wortes in etwas zu charakterisieren, seien hier einige der bekanntesten Namen unter ihm genannt: Cesare Lombroso, Wilhelm Foerster, Georg Brandes, Guglielmo Ferrero, Arnold Dodel, J. Jastrow, Segismondo Pey-Ordeix, Otto Harnack und Arthur Pfungst.

Das Freie Wort bezweckt gegen jedwede Reaktion, auf welchem Gebiete sie auch anzutreffen sei, zu kämpfen. In demselben Maße, in welchem das Blatt die ungemeinhin vorhandene Gefahr, die das In den Mittelpunkt-Stellen eines — stets mehr oder weniger einseitigen — Kampfes gegen den katholischen Klerikalismus mit sich bringt, überwinden wird, kann es immer mehr zu einem wichtigen Walle des leider in Deutschland nur äußerst dünn gesäten wirklich demokratischen Bürgertums auf politischem Gebiete werden.

Robert Michels.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften

Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit, deutsch mit Anmerkungen und Citaten deutscher Mystiker. Von Dr. Franz Hartmann 3. Aufl. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1,60 M.

Der Völkerbund. Eine Theorie der Dekadenz. Von Dr. Franz Krauß. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 5 M.

Das Christentum als mystische Thatsache. Von Dr. Rudolf Striner. Berlin W., C. A. Schwetschke & Sohn. 2,50 M.

Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes. Eine philosoph. Studie von Dr. Julius Goldstein. Leipzig, Dürr. 1,60 M.

Neurasthenie. Wesen, Heilung, Vorbeugung. Von Dr. A. Baumgarten, Wörishofen 1903. 4 M.

Der Toleranzantrag des Zentrums. Im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche. Von Graf von Hoensbroech. 3. Aufl. Berlin, Heem Walther

Philosophische Abhandlungen. Von Prof. Dr. Eugen Dreher. Herausgeg. v. d. Gattin des Autors. R. v. Decker's Verlag, Berlin. 5 M.

Leo N. Tolstoi: Das Leben. Herausgeg. v. Raph. Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 2 M.

Thränen. Lieder und Gedichte der Einsamkeit. Von Therese Ferabt. E. Pierson, Dresden und Leipzig. 1 M.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Mai-Programm.

Sonntag, den 10. Mai 1908, abends 7 Uhr, im Saale des Berliner Handwerkervereins, Sophienstr. 15, 18. Unterhaltungsabend der Oeffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, unter gütiger Mitwirkung von Frl. Marianne Wolff (Gesang), Sada Wertheim (Geige) und Frl. Marie Raphael (Recitation). Am Klavier: Frl. Clara Behrend. Karten zu 25 Pf. in der Oeffentlichen Lesehalle, jetzt Münzstr. 11 (12—8 u. 6—10 Uhr), beim Hilfsverein für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, und an der Kasse.

Montag, den 11. Mai, abends 8¼ Uhr, Bürgersaal des städtischen Rathauses, Monatsversammlung. „Ist die Beteiligung an politischen Wahlen eine sittliche Pflicht?" Referent: Prof. Dr. Bruno Meyer. Correferent: Stadtverordneter Dr. Penzig. Eintritt frei. Diskussion.

Sonnabend, den 23. Mai, abends 8¼ Uhr, Lesesaal der Gesellschaft, Unter den Linden 16 III, Bericht von Rechtsanwalt Dr. Bieber: „Frühlingstage in Griechenland."

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14

Landerziehungsheim und gemeinsame Erziehung.

Als in der Nr. 9 dieses Blattes die Mitteilung gemacht wurde, daß drei Pädagogen die Errichtung eines Landerziehungsheimes zur gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen beabsichtigten, erschien in Nr. 12 eine Erklärung von Dr. G. Wyneken, die in der folgenden Nummer ergänzt wurde.

Ohne mich hier auf weitere Erklärungen einzulassen, verwahre ich, als Einsender der Notiz in Nr. 9, mich energisch gegen das von Dr. G. Wyneken gebrauchte Wort „Täuschung" in jeder möglichen Auslegung. Wir haben es ausgesprochen, daß die Idee des Landerziehungsheims von Dr. Lietz herstammt, ebenso klar und unzweideutig aber auch, wodurch sich unser Landerziehungsheim von dem seinen unterscheiden soll.

Berlin W., Kurfürstenstr. 145 II.

Herm. Hoffmann.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Volksunterhaltung.

Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung.

Unter Mitwirkung des Schiller-Theaters

herausgegeben von

Raphael Löwenfeld.

Jährlich 12 Hefte. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.

Probenummern gratis und franco.

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Eine Frühlingsreise in Griechenland

von

A. Döring

Gymnasialdirektor und Universitätsprofessor a. D.

Mit 8 ganzseitigen Illustrationen.

Preis vornehm broschiert Mark 4,—
in hocheleganter Leinenband Mark 5,—.

Neue Broschüren zur religiösen Frage:

Der „Esel" als Erzieher.

Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof.

Herausgegeben von * „ *

Umschlagzeichnung von F. Hornisch (Rom)

Mit einer ganzseitigen und vielen Textillustrationen.

Zweite Auflage. Mk. 1,—. In Oesterreich verboten.

Augsburger Postzeitung, 24. Februar 1908. Die Schrift ist eine Schmähschrift schlimmster und dümmster Sorte, die des Pikanten soviel enthält, daß kein Schmutzfink die Mark scheuen darf, um sich das Futter zu verschaffen. „Der Fortschritt auf allen Gebieten", dem sich der „N. Frkf. Verlag" um jeden Preis verschreibt, wird durch die neue Schrift natürlich in ungeahnter Weise gefördert.

Katholizismus wider Jesuitismus.

Von J. Lanz-Liebenfels.

Mark 1,—.

Mein Kampf um den § 166.

Von **Gottfried Schwarz.**

Mark 0,50.

Die Jesuiten und das deutsche Reich.

Zeitgemäßes von

Arthur Böhtlingk,
o. ö. Professor an der Karlsruher Hochschule.

Mark 0,80.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S W., Kommandantenstr. 14

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 5512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach vorher Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 16. Mai 1903. | Nr. 20.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Moderne Religion. Von J. Stern.
Die Liebe im deutschen Märchen. Von Marie Luise Becker.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Ein Dokument von unsrer Zeiten Schande.
Praktischer Antisemitismus.
Zur Rettung Jesaja's.
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal.

Moderne Religion

Von J. Stern (Bruchsal).

Was unterscheidet unsere Zeit am allermeisten von allen früheren Zeiten? Wird es darauf eine allgemeiner Zustimmung sichere Antwort geben? Ich denke: ja. Freiheit vom Dogma. Darin sehe ich das unterscheidende Merkmal unserer Epoche. Wer auch nur mit dünnem Faden noch an den Dogmatismus des Denkens und Handelns geknüpft ist, wer sich die Richtschnur für seine Lebensgestaltung nicht durch eigene, ganz persönliche Geistesarbeit aus sich heraus schafft, der hat nicht das Recht sich als vollbürtigen Sohn unserer Zeit, sich als „modern" zu fühlen.

Ist demnach eine „moderne" Religion möglich oder auch nur denkbar? Eine Religion ohne Dogma?

Denkbar und möglich; ja, sie ist schon wirklich.

Allerdings nicht in den weiten Kreisen der Gläubigen, die einem bestimmten religiösen Bekenntnisse angehören, einem Bekenntnisse, das sie freilich in den seltensten Fällen aus eigenem Seelenbedürfnisse heraus gewählt haben, sondern an das sie durch den Zufall der Geburt und durch die Kraft der Erziehung, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle durch die eiserne Kette der Gedankenlosigkeit, der Denkabstinenz, der metaphysischen Bedürfnislosigkeit gebunden sind.

Diese Kreise werden aber auch nie den Anspruch erheben, für modern gelten zu wollen. Sie sind ein Stück von dem Felsen Vergangenheit, der in die Gegenwart hineinragt.

Aber dieser Fels kann kein guter Baugrund werden für den Tempel der Zukunft. Er ist längst brüchig. Er muß, wenn's nicht anders geht, Stück für Stück abgetragen werden.

Ich will damit nicht etwa einer Unterschätzung des historischen Sinnes das Wort reden. Wer die Gesetze der Menschheitsentwickelung in der Vergangenheit nicht erkannt hat, der wird auch die Richtlinien dieser Entwickelung in der Zukunft nicht vorahnen können.

Aber den Dogmatismus, das kommandierte Denken, auch für künftige Geistesentfaltung festhalten wollen, das heißt gerade diese Gesetze vollständig verkennen. Wem könnte es entgehen, daß eine fortschreitende Loslösung vom Dogma das Grundgesetz des ganzen Höhenganges der Menschheit ist? Daß dieser nicht von der Menge, von den Vielzuvielen repräsentiert wird, sondern daß immer nur die „führenden Geister" die Träger dieser Emporbewegung sind, ist wohl überflüssig zu betonen.

Was für den Menschengeist im allgemeinen gilt, das muß auch für die Religion gelten — wenn sie eine geistige Bewegung sein will.

Und es gilt auch für sie. Nicht die sich an die Fetische des Dogmatismus klammernde dumpf-gläubige Menge darf für ihre künftige Gestaltung ausschlaggebend sein. Nur die wenigen Verantwortlichen, die sich nicht durch äußere Rücksichten und durch bange Furcht vor den Folgen für das „Volk" von ganzen Schritten zurückhalten lassen, nur sie dürfen auch in dieser Frage ein beachtenswertes Wort mitsprechen.

Und sie haben es schon getan. Schon vor Jahrzehnten. Ich erinnere, um nur ein Beispiel anzuführen, an die von dem Amerikaner Chadwick gepredigte „Religion ohne Dogma". Dieser warmherzige Menschenfreund und Seelenhirte im reinsten Sinne des Wortes bleibt auch vor den letzten Thüren nicht stehen. Für ihn giebt es weder das Dogma von der Persönlichkeit Gottes, noch das von der Unsterblichkeit der Seele. Und doch predigt er Religion.

Also giebt es Religion ohne diese Dogmen? Zuverlässig. Und zwar eine sehr wohlthuende erhebende, erbauende Religion, wie die wirklich gehaltenen Predigten des eben genannten Predigers beweisen.

Aber worin besteht diese Religion? Das ist nicht mit einem Wort zu sagen. Viel leichter ist es zu zeigen, was nicht dazu gehört. Ich will das heute nicht erschöpfen. Nur das eine sei betont: sowie es Dr. Karl Wolf in seinem „philosophischen Nachwort" zum Fall Rothe in der letzten Nummer dieser Zeitschrift andeutet, ist diese Frage gewiß nicht zu lösen. Wer, wie er, noch die Annahme eines „übernatürlichen Prinzips" für die notwendige Voraussetzung der künftigen Religion hält, der hat sich von dem Gängelbande des Dogmatismus noch nicht ganz befreit, der ist noch nicht wahrhaft modern und darum noch weniger Pionier künftiger Geisteswege. Seine

Ausführungen leiden an derselben Unklarheit und Unentschiedenheit, wie das Kapitel über „soziate Religion“ in seinem Buche über den „sozialen Geist“, das sonst durch löbliche Klarheit sich auszeichnet. Es wird ja überhaupt schwer sein, für etwas so Persönliches, wie es echte Religion ist, das Attribut „sozial“ zu begründen. Aber wer für sie diese Eigenschaft beansprucht, der darf erst recht nicht ihre Wurzel ins Außermenschliche, Uebernatürliche verlegen. Sonst unterscheidet er sich nicht wesentlich von den Spiritisten, nicht wesentlich, nur dem Grade nach.

Freilich wird er mich dann fragen, und mit Recht fragen, was ich an die Stelle jenes übernatürlichen Prinzips der Religion zu setzen gedenke. Ich könnte ihm da, wie schon angedeutet, ablehnend antworten: Die Religion ist etwas rein Persönliches, bedarf also nicht einer allgemein giltigen, menschheitumfassenden Grundlage. Aber das wäre nur ein Ausweichen; denn die Persönlichkeit steht, unbeschadet aller individuellen Züge ihres Wesens, nicht außerhalb des Gesellschaftsverbandes.

Soviel aber wird jeder, der über diese Materie ernstlich nachgedacht hat, ohne weiteres zugeben, daß das Wesen der Religion nicht aus dem Bezirk des Vorstellungsvermögens stammt, sondern Gefühlsgehalt ist. Alles aber, was die Entstehung und Einrichtung der Welt zu erklären versucht, also auch eine auf übernatürlichem Prinzip aufgebaute Metaphysik, ist nicht Gefühl, sondern Phantasie- oder Verstandessache, hat also mit dem Wesen der Religion nichts zu thun. Das alles ist Mythologie, aber nicht Religion. Das Mythologische gehört nicht zum Wesen der Religion. Eine Welterklärung kann religiös gefärbt sein, insofern sie ihren Bekenner zur Erhebung über die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens und zu seelenbefreiendem Fluge in die Höhe fortreißt; aber sie selbst ist nicht Religion.

Höhenrichtung also; die gehört zum Wesen der Religion; aber nicht in dem Sinne, daß ihre Wurzeln aus übernatürlichem Bereiche stammten, sondern so, daß sie das Kleben und Kriechen am Boden der Menschheitsniederungen überwindet. Die Erhebung, die Höhenrichtung, die Begeisterung, mit einem Worte: der Idealismus, das ist die wahre Religion, die einzige moderne Religion, die diesen Namen verdient.

Warum sollte diese mit einer rein wissenschaftlichen — also nicht mehr mythologischen — Welterklärung nicht verbunden sein können? Man lese etwa die Vorträge des grausam früh gestorbenen Benjamin Vetter über „die moderne Weltanschauung und den Menschen“. Hier wird sich mit herzerwärmender Klarheit und Schönheit auch dem überzeugten „Jenseits“-Sucher die unbestreitbare Thatsache aufdrängen, daß es sehr wohl einen guten Sinn hat, von einer „Diesseitsreligion“ zu sprechen.

Das ist die Religion, die nach Goethes Wort der hat, der „Wissenschaft und Kunst besitzt.“ Goethe fährt bekanntlich fort:

„Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!“

Vielleicht würde er heute anders fortfahren. Er, der sein ganzes Leben lang mit den gewaltigen Mitteln seines Geistes die innerste Natur der Welt, das

„was die Welt
Im Innersten zusammenhält,“

mit heißem Bemühen zu erkennen strebte, der auch als Naturforscher und -philosoph zu den Großen seiner Zeit gehört, er wäre heute gewiß ein begeisterter Vertreter des entwickelungsgeschichtlichen Monismus und würde die Wurzeln der Religion nicht mehr außerhalb des Menschheitsbereiches suchen; er würde vermutlich den Gedanken vertreten: Wem die Begeisterung für das Wahre und Schöne fehlt, weil er es nicht kennt, dem schaffe man diese Kenntnis, den belehre man, den lasse man das Schöne genießen und die Wahrheit erfahren, soweit seine Seelenkräfte zur Aufnahme dieser Menschheitsblüten fähig sind. Dann wird er auch nach dem Maße dieser Kräfte echte, „moderne“ Religion haben. Sie gehört eben auch zum „Glück des Lebens“, von dem das Wort gilt:

Nur aus dem Leben blüht das Glück des Lebens;
In blauer Ferne suchst Du es vergebens.

Die Liebe im deutschen Märchen.*)

Von Marie Luise Becker.

Märchenliebe! Lieder und Bilder umkränzen sie, — Märchenliebe — und einen Bronnen von Poesie und Blütenzauber umschließt dies Wort für das deutsche Gemüt. Wandern wir aber einmal an der Hand unserer lieben alten Hausmärchen hinein in den Zauberwald der Volkspoesie, dann finden wir keine Mondscheinschwärmenden Mägdlein und keine liebeseligen Ritter darin, — wir finden ein kerndeutsches tüchtiges Volk leben und werben und lieben und hassen wie draußen in der Welt. Die deutschen Märchen sind ein Lebensbild des deutschen Volkes, das es selbst geschaffen hat. Mit den Lauten seiner Muttersprache klingt die Seele jedes Volkes in dem aus, was die wechselnden Geschlechter durch all' seine Kulturepochen von Mund zu Mund trugen. Die Seele des Volkes. Seine Tüchtigkeit, seine Ideale und seine praktischen Lebensanschauungen.

Das Märchen ist unsere echteste Poesie. Da ist nichts von der Secierung des Menschen, seiner körperlichen und seelischen Regungen, in die sich unsere Romane schließlich verrennen, nichts von dem Zersetzen des ganzen Lebens in tausend kleine Partikelchen. Im Märchen stirbt keiner langsam und elend dahin, im Märchen grübelt keiner seitenlang über sein Schicksal oder die unverständlichen Schwingungen seiner neroösen Seele. Im Märchen ist das Leben groß und voll erfaßt wie ein echtes Kunstwerk. „Kein Stein nutzlos, weder ein Wort noch ein Ereignis zu viel,“ — dies Ideal der Kunst, das Ruskin aufstellte, erfüllt in erster Linie das Märchen.

Nichts Pathologisches enthält das Märchen, und darum nichts Unschönes, nichts Kleinliches. Es sind ganze Menschen, die darin leben. Hier ist das Weib und der Mann gleichberechtigt, ohne daß viel um Recht und Sitte gestritten wird. Die Schmach des unehelichen Kindes kennt das Märchen nicht: alles Lebende hat Recht. Jedes Menschenschicksal ist ein Ganzes, das Kunstwerk seiner Darstellung steht über den Verhältnissen. Alle Zufälligkeiten des Lebens und der Natur sind verbannt, die schaffende Kraft bildete die Märchengestalten uls mögliche Potenzen alles Lebenden, als absolute poetische Gestalten. Der Kern des Märchens, — die Hindeutungen auf die Natur, die Symbolisierung eines Nichtwesenhaften durch ein Wesenhaftes, — ist schließlich überhaupt der Kern jeder Kunst, die Formensprache, die den Menschen in einer Form eine gewaltigere Idee aussprechen läßt, als seine sprachlichen und körperlich-formalen Mittel erlauben. Im Märchen schafft die freiwaltende, direkt schöpferische Phantasie eine reale Verwirklichung der unbewußten Eindrücke der Natur — Furcht, Grausen, Schönheit — wir sehen sie verkörpert, indem die Idee solcher Uebernatur zur Persönlichkeit verdichtet wird — Hexen, menschenfressende Riesen und goldene Bräute — das sind die Gestalten, die aus der poetischen Bemeisterung des gedachten Undewußten nun scheinbar lebenswahr und mit dem Charakter des selbst-

*) Ein Buch dieses Titels erscheint von der Verfasserin im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

verständlich Lebendigen vor uns hertreten. Wir sehen die Menschen nicht sterben — wir sehen den Tod als Persönlichkeit.

Gläserne Berge, Riesen und Zwerge, goldene Früchte sind in der Märchenwelt. Der Künstler, der ein Märchen erdenkt, ist ganz schöpferisch, schöpferisch ist auch das Volk, aus dem sie geboren werden durch die Befruchtung überreicher Ideen. Es baut sich eine neue Welt, deren Formen unabhängig sind von der, die wir um uns zu sehen glauben und die wir sehen wollen. Es steht über den Grenzen dieser irdischen Welt, deren Eindrücke besondere und beschränkte Formen haben. Und weil es über ihr steht, kann es ihre Eindrücke zu neuen Gestalten potenzieren, kann es die Schicksale seiner Gestalten in große, kunstvolle Formen gießen, die doch nur die Verkörperung weltumfassender Gewalten sind.

Liebe ist das Loslösen des Menschen von dem Rahmen seines Ichs. Und so ist die Liebe die schaffende Kraft im Künstler — die Kraft, durch die er schafft. Wir können im Märchen von keinem einzelnen Künstler sprechen, denn er ist verkluogen wie ein Harfenton. Seine Liebe löste seine Persönlichkeit auf und ließ ihn im Volke versinken. Denn der Künstler wurzelt in seinem Volke und ist nichts ohne sein Volk. Die innere Notwendigkeit, die ihn zum Schauen zwingt, ist die Dichterkraft seines Volkes, die sich in ihm potenziert. Er ist nicht der Einzelne, Abgesonderte, sondern der konzentrierte Volkstypus, die durch die geniolere Begabung und durch die Kraft einer besonders harmonischen und schönen Persönlichkeit geläuterte Volksseele. Sein Volk erst gab ihm seine Seele, er gab sie ihm wieder, geläutert und als leuchtendes Gold durch das Feuer seiner Persönlichkeit. Die Schlacken der Erde, die das Volk getragen, löste die heiße Feuerseele des Künstlers, und aus dem Golde, das der Boden getragen, schmiedete seine Kraft das Kunstwerk, das ihn überdauerte. Denn er schenkte es dem Volke zurück, das die Erde zu ihm getragen. Sie trugen hart an der Erde, mühselig und unfroh. Und die gleiche, schwere, schweigende Heimaterde trugen das Volk und der Dichter. Und die gleiche Erde ist die gleiche Not, das gleiche Leid, derselbe Sonnenschein. Und so reiften beide, Volk und Dichter, in gleicher Weise, und aus Erde und Sonnenschein wurde das gleiche Volk und sein Märchen ein Ganzes. So wurde das Märchen die Ausprägung des Volkscharakters, der Mythos der Klang seiner elementarsten Empfindungen.

Es ist reife Volksweisheit — das Lebensstudium des Volkes im Märchen enthalten.

Und sehen wir es einmal daraufhin an! Mit kühler Verachtung, mit Spott oder mit Begeisterung — oder gar mit wissenschaftlich begründeter Vernunft haben wir Modernen alle das Schlagwort gebraucht von der Rücksicht auf die Arterhaltung.

Vielumstrittenes Wort — scheint es uns ein Zeichen überreifer Kultur zu sein — wunderlich ist's darum, daß wir den Idealisten von heut — oder denen aus der „guten alten Zeit" —, die es verurteilen und verachten, das alte Märchen vorhalten.

Nicht überall herrscht freilich hier die Abstammungsfrage vor — aber wir finden sie doch mit all' ihren schärfsten, hochaktigsten Pointen auch im lieben Märchen betont — oft sogar als Kern des ganzen Konfliktes. Dies ist doppelt verwunderlich, weil seiner genialen al fresco-Malerei alles Minutiöse fehlt, weil hier alles unter dem Gesichtswinkel ewiger Gesetze betrachtet ist. Das „blaue Blut" spielt im Märchen eine große Rolle, während die Begriffe der bürgerlichen Ehe gegenüber den ethischen Gesetzen der Menschlichkeit vollständig weichen. Nicht die Konvention einer kirchlichen oder staatlichen Vereinigung, sondern die Liebe an sich als ewiges und heiligstes Bindeglied zwischen den Menschen kommt hier in Betracht. Das Märchen kennt nicht den Unterschied zwischen der Geliebten und der Ehefrau; im echten deutschen Volksmärchen ist eine bethätigte Liebe auch immer Ehe und die Liebe an sich für den Mann dieselbe sittliche Fessel wie für das Weib.

In einem Märchen verrät die Königstochter sogar gewissenlos und aus purem, ganz unpersönlichem Haß gegen seine niedrige Abstammung den ongetrauten Gemahl. Auch die junge königliche Gattin des „tapferen Schneiderleins" will nicht in die eingegangene Mesalliance willigen, und ihre Mutter, die Königin-Hexe, sagt zu ihr: „Schande für Dich, daß Du gemeinem Volk gehorchen mußt!"

Dadurch mit glühendem Haß erfüllt, sinnt das junge Weib auf Rache — Rache nur für die ihr angethane Schmach einer unebenbürtigen Vermählung.

In diesem wie einigen anderen Märchen ist dann die Liebe durch Zähmung der Widerspenstigen recht scharf und ergötzlich geschildert. Die Frau, der der Gatte erst liebenswert erscheint, der ihr seinen Willen aufzuzwingen weiß und ihre Individualität mit Gewalt umnodelt — die eher eine Brutalität als eine Schwäche vergiebt. Sie muß für alle dem Manne im Haß zugefügten Leiden hart büßen, muß die Enttäuschung all ihrer Wünsche erleben, muß erniedrigende oder ermüdende Dienste thun, bis sie gezähmt ist und in Liebe für ihren Peiniger entbrennt.

Merkwürdigerweise bekommt in fast allen derartigen Märchen diesen Frauen eine solche Behandlung außerordentlich gut und nur die unbestraften zeigen nach Jahren wieder ungetreuen, Verderben bringenden Uebermut. Zu dem schönsten dieser Liebesspiele gehört das Märchen von dem König Drosselbart.

Die Liebe auf den ersten Blick dagegen tritt meist dämonisch und undegreiflich, wie vielleicht auch im Leben, nur in sehr malerischer Behandlung, mit allen poetischen Mitteln des Märchens geschmückt, auf. Zauberkraft wohnt in ihr und tausend Flammengluten umwogen ihr lichtes Bild. Es scheint, als beruhe ihre Macht in einer geheimnisvollen Schicksalsformel, deren Runenzeichen den fernsten Zeiten entnommen sein mag. Einen Nornenspruch scheint dies Märchenmotiv zu bedeuten, eine geheimnisvolle, geahnte, doch unverstandene, tief innerliche Zusammengehörigkeit. Eine Schicksalsfügung, wie sie auch im Nibelungenliede angedeutet wird zwischen Siegfried und Kriemhild. Eine tief innerliche und unzerstörbare Zusammengehörigkeit zweier Menschen erwächst aus einem ganz plötzlichen, unmittelbaren Sehen und Verstehen.

Unwiderruflich, unabänderlich ist solch ein Finden, unzertrennlich das geheimnisvolle Zauberband. Diese Märchenliebe siegt über Zeit und Raum, über die ehrlichsten Bedenken, über allen widrigen Zauber, über Abstammung und Neigung, ja, selbst über den Widerstand der Geliebten selbst, wenn sie nicht sogleich beide Herzen entflammte, denn im Märchen fliegen sich auch nicht immer gleich die Herzen der für einander bestimmten wie zwei Feuerbrände entgegen!

So wunderlich verschieden wie im Leben, sind indessen die Gründe, warum das Mädchen den Werbenden liebt: die Königstochter begehrt den Mann, der ihr imponiert, der geleistet hat, was sie von ihm — als ihrem Ideal — erwartete und verlangte. Die faule Spinnerin, träge, aber haushälterisch und gewinnsüchtig, lockt das Besitztum des Mannes, — den um sie Werbenden reizt nicht ihre Schönheit, er empfindet keinerlei Neigung zu ihr — ihn lockt die Hoffnung, daß ihre vorgebliche Tüchtigkeit eine Erwerbsquelle sei, die ihm in erster Linie zu gute kommt. Und so betrügen sich hier beide, wie noch heutzutage so manche, die eine „gute Partie" machen wollen. Im Märchen siegt die List des Weibes und das sinnliche

Digitized by Google

Wohlgefallen des Mannes an ihr über die praktischen Erwägungen und alles kommt zum guten Ende, wie auch diese oft unter ähnlichen Verhältnissen im täglichen Leben geschlossenen Ehen. Hier ist das Märchen Realist vom reinsten Wasser.

Dann aber wieder das alte Lied vom Hohen, Großen, Schützenden: das Mädchen ohne Hände rührt durch seine Hilflosigkeit — gerade durch sie — zur allerinnigsten Liebe.

Andererseits wandern auch bei den Männern recht modern-cynische Erwägungen neben grotesken Heroismus und idealeren Gedanken einher. Da spricht so ein philosophisch angehauchter Witwer, der eine Witwe freien soll, auf das recht geschäftliche Heirats-Anerbieten hin: „Was soll ich thun? Heiraten ist eine Freude und eine Qual.“ Er läßt in dieser praktischen Anschauungsweise denn auch einen orakelhaften Zufall von höchster Trivialität entscheiden. Ein Paar Pantoffeln werden vor die Thür gesetzt, und ob sie dem Hause zugewendet oder abgewendet am Morgen gefunden werden — das ist das Orakel, das den Witwer bei seiner Werbung bestimmt.

Freilich schildert das Märchen fast alle Ehemänner — besonders wenn sie in späterer Zeit noch einmal heiraten, als Pantoffelhelden durch und durch, als Männer ohne jegliche eigene Meinung und ohne innerliche Freiheit, und nimmt sie mit Vorliebe in dieser Eigenschaft als Grund des dramatischen Konfliktes. Aschenputtel, Schneewittchen, die sechs Schwäne, das Musäussche Märchen von der Nymphe des Brunnens und viele andere im Typus ähnliche Märchen geißeln die Ritter von der traurigen Gestalt.

Sie zeichnen dieselben alle gleichmäßig ganz gut und liebenswürdig, voll bester Absichten, aber vollkommen machtlos gegen die Ränke und Ueberredungskünste oder — in der Stylisierung des Märchens, das alle Eigenschaften polenziert — gegen die Zaubermacht der zweiten Frau. Diese kann schalten und walten, wie sie will; bestenfalls entschließt sich solch ein Vater dazu, seinen verfolgten Kindern aus erster Ehe zur heimlichen Flucht zu verhelfen und sie so möglichst den Einflüssen seiner Frau zu entziehen. Weniger vielleicht in der meist starken und brutalen Zeichnung der Stiefmutter als wie in der feineren Charakterisierung dieser gutmütig schwachen Väter ist das Märchen realistisch und versteht, mit wenigen Strichen ein Bild zu geben. Wie überhaupt diese kleinen Feinheiten in unsern Volksmärchen von besonderer Farbe und durchaus dem Leben abgelauscht sind. Diese Figuren entsprechen vollständig dem Durchschnitt solcher älteren, nach Frieden und Behaglichkeit und der Zärtlichkeit einer jungen, schönen Frau verlangenden Männer; die von ihrer Stiefmutter verfolgten Töchter, schutzlos und verlassen, verlieben sich meist mit großer Plötzlichkeit in den Befreier aus großen, phantastischen oder rein häuslichen Nöten.

Die Liebe an sich tritt hier gegen die Dankbarkeit für den befreienden Helden zurück. Die Empfindungen dieser Jungfrauen für den Erlöser sind ähnlich — auch in ihrer Plötzlichkeit ähnlich — der Liebe, welche die meisten unserer heutigen höheren Töchter dem Freier entgegenbringen, der sie aus dem grauen Einerlei eines arbeitslosen und zukunftsarmen Daseins in den lachenden Rahmen einer liebeumblühten, ein neues Geschlecht gründenden Häuslichkeit führt. Das Märchen zeichnet hier die wirtschaftlich schwachen, bedrängten, schutzlosen Frauen, die mit Recht vor den weiteren Lebenskämpfen zittern und in dem plötzlich erscheinenden Bewerber sogleich den Inbegriff alles Guten, Schönen und Liebenswerten zu sehen glauben. Die Poesie solcher Verbindungen und den moralischen Wert solcher Männer will ich ja durchaus nicht unterschätzen — auch unsere heutige Welt kennt sie und schätzt sie; mit der Liebe an sich aber haben diese schnellen Heiraten doch wohl nichts zu thun. Ich finde vielmehr, daß hier das Märchen die Männer besser und tüchtiger zeichnet als die Frauen, selbstloser und größer in ihrer Liebe. Daß diese Märchen heute bekannter sind als die anderen und man meist die „Liebe im Märchen“ zugleich mit einer glücklichen Versorgung durch den „Prinzen im Märchen“ in Gedanken verbindet, liegt wohl daran, daß diese idealen Prinzen heut selten sind (sollten sie's früher nicht auch gewesen sein?), die wartenden, gefangenen, duldenden und schmachtenden Jungfrauen aber vielleicht in sehr viel größerer Zahl vorhanden sind.

Immer wird in Sagen und Märchen durch das Lösen schwerer Aufgaben beim Freien um die Begehrte der Wert des Weibes in den Augen der Männer erhöht. Im Kampf und Wettstreit um die Versagte werden alle Männer zu Helden.

Die Frau dagegen wird zur Heldin von überirdischer Kraft, wenn es gilt, den verlorenen Geliebten zurückzugewinnen. Und dies Verlieren — ja das totale Vergessen aller genossenen Liebe — meist von seiten des Mannes — giebt dem Märchen eine eigene Poesie, eine Fülle heiterer und düstererster, wuchtig gezeichneter Bilder.

Nornenspruch, Schicksalsfügung führte die Menschen zusammen — Menschenneid und Menschengunst oder widriger Zauberspruch trennen die Liebenden. Sie verlieren einander — ja der Zauber bewirkt in sehr vielen Märchen, daß der Mann das begehrte — ja, selbst das gewonnene Weib vollständig vergißt. Und diese Verzauberung löst, ein Wiederfinden der Getrennten, Irrenden, Suchenden ermöglicht nur der Klang der geliebten Stimme.

Sie ist in den Grimmschen Märchen der eigentlichste Laut aus der Menschenbrust, der ihr Glück oder ihr Leid verraten kann, der untrügliche Ton aus dem Herzen, der wieder zum Herzen klingen muß — der Ton, über dessen Wiederhall keine Zauberformel siegen kann. Die Musik der Seele. Die Versinnlichung der Individualität, die jede Verwechselung ausschließt. Hier spricht das Volk eine so fein erwogene Idee aus, wie sie schöner keine Philosophie und keine Kunst finden konnte. Und doch fast unbewußt — denn wo finden wir einmal Menschen, die auf den Klang der Stimme achten? Und doch ist es thatsächlich der echteste Laut der Seele. Worte können lügen, aber ihr Klang? Worte können heucheln und Gebärde lügen — nur wer den Laut der Stimme kennt, fühlt, ob die Saiten der Seele rein sind, die das Liedeslied singen — und sei es mit stammelnden Lippen.

So bleibt die Frau dem Gatten treu, trotzdem er als Löwe verzaubert wird. Sie wandert sieben Jahre von Ort zu Ort, um ihn zu erlösen, sie eilt von der Sonne zum Monde, ihn zu befreien — sie eilt zu den vier Winden, gen Ost und West, gen Nord und Süd — um seinetwillen vom schwarzen Meere zum roten Meere — rund um die Erde muß sie wandern auf den Rat des Nachtwindes. Und wie sie endlich den Geliebten findet, ist er ihr fremd und untreu geworden und mit List und Zauber muß die Opfermütige ihn zurückgewinnen. Zauber kämpft gegen Zauber! Erst in der nächtlichen Kammer erkennt er sie — an der Geliebten Stimme. Nicht ihre sieghafte Schönheit hat er erkannt, nicht ihre Bewegungen, nicht die Augen, in die er geschaut, und nicht die Lippen, die er geküßt, brachten ihm die verlorene Liebe ins Herz zurück — aber der Laut ihrer Stimme übertönte die dämonische, die scheidende Zauberformel.

Im Märchen wird selten der Mann die Geliebte oder ein begehrenswertes Weib in ihrer Verkleidung — sei diese willkürlich oder eine ihr aufgezwungene Verzauberung — finden. Scharfsichtiger zeichnet man das Weib: das Königskind sieht im Gärtnerjungen mit dem Goldhaar sogleich

den zukünftigen Gemahl und erkennt ihn auch in seiner Verkleidung als Ritter beim Turnier sogleich wieder.

Im Märchen vom Eselein liebt die Königstochter auch das arme Eselein und wird willig und aus reinster Liebe das Ehegemahl des so verzauberten Prinzen. Und durch ihre Liebe und Treue kann sie ihn erlösen von seiner Verzauberung, so daß er nicht mehr als Eselein leben braucht, als das ihn alle verachten und verspotten. Sie rehabilitiert ihn gewissermaßen durch ihre Liebe.

Unendlich feine Stimmungen und Empfindungen sind hier zu beobachten.

In beiden Schilderungen welch' feine Beobachtung! Und hier besonders, welch' psychologisch unendlich zart motiviertes Weibempfinden: „Er bedarf meiner!"

Und immer wird im Märchen die Güte des Weibes über seiner Schönheit stehen. Sie wird dem Manne das höchste gelten, wie dem Weibe der Schutz, die Kraft, die Fürsorge des Mannes.

„Ich will heim in mein Vaterland, willst Du mit mir gehen, so will ich Dich ernähren," sagt der Königssohn im Märchen von der roten Nelke zu seiner Gespielin. Dies charakterisiert ganz scharf die Wertschätzung der Versorgung durch die Ehe. Das Volk bringt's naiv genug hier an. Auch in andern Märchen denken die Helden oder Heldinnen recht sorgsam an die „gute Partie".

Im Märchen stumme Liebe muß der Freier seiner Schwiegermutter erst recht wohl nachweisen, daß er reich genug, das schöne, arme Mädchen zu gewinnen. Ebenso im Märchen der Schatzgräber.

In beiden spielt der Brautschatz des Werbers eine große Rolle.

Die Liebesideale der Völker sind verschieden, so verschieden, wie die verlockenden Gaben, die die Märchen einzelner Völker ihren Kindern versprechen. Das liegt im Blute, in der Rasse. Volksmärchen, vom Volke erzählt, aus dem Volke emporgewachsen, oder Kinder fremder Zonen, mit den Heimatlauten in deutsche Gewänder gehüllt, sind sie unsere Jugendgenossen, unsere Kindheitsfreunde. Wenn wir aber als reife Menschen bei ihnen anklopfen und ihnen entgegenjauchzen, wenn wir sie alle wiedersehen, unverändert, mit frohen, trauten, festen Zügen — dann sehen wir nicht nur die Spielgesellen unserer Kinderzeit, die farbenreichen Träume unserer jungen, schlummernden Seele wieder.

Wenn wir wandermüde bei ihnen einkehren, an den Lebensrätseln verzagend — dann zeigen sie uns den Spiegel, der Welt und Menschen vor 1000 Jahren wiedergiebt. „Sieh, so waren sie immer! Was ist neu, was ist fremd und seltsam an ihnen? Was nennst Du, Kind des 20. Jahrhunderts, im Leben um Dich her ein Zeichen des Verfalls in Deinem Volke? Und ist, was Du dort als Fäulnis siehst, in dem Charakter Deines Volkes begründet nach dem Maßstab seiner ureigensten Bekenntnisse, oder ist es eine fremde Note, die in das Liebeslied von heute klingt?

Frei vom Zwange des Wissens, das die Jahrhunderte brachten, dem ungehemmten Spiel der Phantasie folgend, trägt uns das Märchen auf weichen Armen durch ein buntes, schimmerndes Land, unser Heimatland, in großen, gewaltigen Zügen gezeichnet. Und Menschen, wie Du und ich, nur ganz und groß gesehen, ohne das Enge und Kleinliche, das Du sonst immer geneigt bist, eher zu sehen, als das ganze, fertige, das Leben in Dir und mir. Und sieh sein Bild: Arme und Reiche hat es immer gegeben — das Märchen erzählt auch von Armen und Reichen an Liebe — von denen, die wägen und rechnen und sich und ihr Herz verkaufen — und von denen, deren Liebe bis an die Sterne reicht — von denen, deren Liebe alles Leid siegend überwindet und weder Sturm noch Wolken scheut. Das Märchen zeigt uns die „trennenden Verhältnisse" als Zaubergewalten, es zeigt uns das liebe „Ich" wie's wägt und schwankt und kämpft, und zeigt uns die Armen an Liebe, die an den Zaubergewalten scheitern, und die Reichen an Liebe, die das sonnige Gestade durch ihre eigenste Liebeskraft gewinnen.

„Wandermüdes, lebenszages Erdenkind — tausend, tausend Jahre jünger als wir — zu welchen gehörst Du?"

Glossen zur Tagesgeschichte.

Eine Justifizierung.

Die Schnelligkeit ist ein leitendes Prinzip im österreichischen Zivilprozeß und wird daselbst beinahe höher geschätzt, als die Richtigkeit des Urteils. Man sucht diesem Ideal auch Zutritt in den Strafprozeß zu verschaffen. Ein richtiger Weg wäre: Verkürzung der Untersuchungshaft, die bei uns zu Lande oft Monate hindurch, ja länger als ein Jahr dauert. Doch dieses Mittel wählt man nicht. Es ginge doch auch nicht! Verkürzung der Untersuchungshaft ist identisch mit Vermehrung der Untersuchungsrichter. Und dies wieder mit Erhöhung des Justizbudgets. So begnügt man sich denn, wenigstens in denjenigen Fällen, in welchen der Verbrecher zum Tode verurteilt wird, die Strafe schnell zu exequieren. Seit dem Jahre 1900 wird in jedem Jahre in Wien eine Todesstrafe vollzogen. Vor wenigen Tagen hat die österreichische Justiz diese grausamste Macht, die ihr zusteht, in Wien ausgeübt. Die letzten statistischen Berichte, die uns zur Verfügung stehen, betreffen das Jahr 1898. In diesem Jahre wurden 68 Todesurteile gefällt; von diesen wurden 4 vollzogen, während in den übrigen 64 Fällen Begnadigung eintrat und zwar wurden 29 der zum Tode verurteilten Personen zu lebenslanger, die übrigen zu kürzerer (zwanzig- bis zehnjähriger) Kerkerstrafe begnadigt. In den letzten Jahren dürften wir einen stattlichen Rekord erreicht haben.

Wenn wir heute in diesen der Ethik gewidmeten Blättern das Wort ergreifen, um von der Hinrichtung des Mörders Senekl zu sprechen, so wollen wir nicht die Einzelheiten darstellen. Wen diese interessieren, der möge die spaltenlangen Berichte der Wiener Tageszeitungen nachlesen. Er wird sie hier mit epischer Breite dargestellt finden; alles: die letzte Toilette, die der Mörder anlegte, die Handgriffe der Henkersknechte, welchen die Exekution oblag u. s. w. Man verzeihe uns: oder, pfui Teufel!

Auch über die Todesstrafe wollen wir heute kein Wort verlieren. Infandum dolorem renovare! Mit Beccaria — im Jahre 1764 — wurde der Kampf eröffnet; ist es da möglich, Neues zu sagen? In Staaten, wie Italien, Portugal, Rumänien besteht sie nicht; muß man da nachweisen, daß sie nicht unbedingt notwendig ist?

Von etwas Anderem wollen wir heute reden. Man hat über Senekl den Stab gebrochen. Man hat sich damit abgefunden, daß man sein Benehmen als zynisch bezeichnete. Versuche zu Gewalttätigkeiten, die er noch in seiner Zelle unternahm, bildeten die Ursache, daß man ihm fast kontinuierlich von seiner Einlieferung ins Gefängnis bis zur Hinrichtung Fesseln anlegte. So wurde in ihm der Haß gegen Behörden und Richter nur genährt. So wurde er zu einem wahren Verächter von Recht und Sitte. So hat man die Keime des Guten, die auch in ihm steckten, erstickt. Und solche Keime waren auch in ihm vorhanden. Die Geliebte, welche von ihm ein Kind erhielt, hatte ihn am Morgen der Hinrichtung besucht. Wenige Worte sprachen die zwei miteinander. Aber die letzten Worte, die dieser „zynische" Mörder sprach, lauteten: „Schau' aufs Kind!" Doch „Tödte ihn!" rufen sie, die Recht und Sitte gepachtet zu haben glauben, die von Gerechtigkeitssinn triefen, wenn es gilt, das Unrecht bei dem Anderen bloßzulegen und sich selbst von jeder Schuld freizusprechen. Senekl hat vor seiner Hinrichtung erklärt, froh zu sein, daß seine Mutter gestorben ist. Er fühlte es, welche Kränkung es der Mutter bereiten würde, wenn sie erfährt, daß ihr Kind ein Mörder wurde. Der einzige Brief den er schrieb, nachdem ihm verkündet wurde, daß eine Begnadigung nicht erfolgt sei, war an seine Geliebte gerichtet. Von ihr erbat er Verzeihung, Gnade. Die Liebe war sein Gott. Die Geliebte war ihm Priesterin seines Gottes. Darauf achtete man nicht. Aber man fluchte ihm, rief, er sei verstockt, der keine Gnade verdient habe, weil er den

Digitized by Google

Priester der Religion zurückwies, ihm nicht beichten wollte, weil er die Schriften, die dieser brachte und die von dem Wunder des heiligen Petrus erzählten, verschmähte. Mein Gott! Am Freitag um 2 Uhr nachmittags wird ihm mitgeteilt, daß er am Samstag um sieben Uhr früh gehenkt wird. Da kommt der Priester, will ihm von Wundern sprechen — und er glaubt nicht an Wunder. Er glaubt nicht an ein Mirakel, das ihm noch in letzter Stunde das Leben geben kann. Doch der Priester weicht nicht von seiner Seite. Des Nachts — in dieser letzten Nacht — kommt er noch zweimal zu ihm, bereit, die Tröstungen der Religion zu spenden. Der Mörder bleibt bei seiner Ablehnung. Doch es nützt ihm nichts. Neunzehn Stunden früher muß er bestimmt die Stunde erfahren, zu welcher er sterben soll. Man kann sich nicht hineinfinden in die Gedanken eines solchen Menschen. Unablässig muß ihn doch ein solcher Gedanke verfolgen. Und wenn letzterer ihn vielleicht eine Zeitlang verläßt, da erscheint der — Priester, erinnert ihn daran, daß er sterben muß, und bietet ihm — man nennt es — „Tröstungen" an. Nein, nicht die Todesstrafe ist so grausam, sondern diese frühere Ankündigung, die fortwährende Erinnerung daran, daß immer näher die letzte Stunde kommt.

Wir fragen, wozu diese Ankündigung? Wozu diese grausame Verschärfung? Wir finden keine vernünftige Antwort. Nur damit der Religion Genüge geschehen soll. Damit noch im letzten Augenblick sie einen Triumph erringen kann. Kassandras unheimlicher Wunsch: der Blick in die Zukunft — wird hier in grausamster Weise erfüllt. Der Mörder soll sich zu seiner Hinrichtung vorbereiten können! Welch' bittere, ekelerregende Ironie. Vorbereitungen zum Tode — Todesgrauen. Das ist die Marter, die bis ins zwanzigste Jahrhundert reicht. Das ist das Opfer, das man der Religion bringen zu müssen glaubt. Das nennt man die — Gewissensfreiheit im zwanzigsten Jahrhundert.

Und noch eine Bemerkung. Da die Hinrichtung vollzogen war, trat der Priester zum Kruzifix und hielt eine salbungsvolle Ansprache an die Anwesenden, an dieses Publikum, welches zum größten Teil aus Gaffern besteht, die der scheußlichsten Sensation beiwohnen zu müssen glauben. Der Priester sprach von der unsterblichen Seele, die soeben entflohen ist. „Im Bewußtsein, daß wir alle der Barmherzigkeit bedürfen, rufen wir in einem andächtigen Vaterunser den höchsten barmherzigen Gott an, daß dem Schuldigen vergeben werde." Vergebung für den Mitmenschen zu verlangen, ist edel. Unedel aber in dem Momente, da ein Anderer die grausamste Strafe verbüßen muß, gleichsam der Genugthuung Ausdruck zu geben, daß man nicht so geartet ist wie dieser. Und muß dieser Augenblick dazu benutzt werden, um das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele zu verkündigen? Die Kirche wacht.

Strafrecht und Ethik — zwei Kreise, die zusammentreffen sollen; in Wahrheit sich aber nicht einmal treffen.

Dr. Moriz Sternberg. Wien.

Streiflichter.

Ein Dokument von unsrer Zeiten Schande. Es ist nicht etwa ein Stück aus der „Bierzeitung" eines Vereins alldeutscher Studenten, wie es nach entsprechender Verblödung durch reichlichsten Bierschlurf drüllendes Gelächter zu wecken pflegt, was wir unsern Lesern hier nicht vorenthalten, sondern es ist der Hauptinhalt eines ordnungsmäßig unterstützten Initiativantrags der alldeutschen Gruppe im österreichischen Reichsrat. Dieser Antrag fordert, NB. im Jahre der christlichen Zeitrechnung 1903, Folgendes:

Juden, d. h. alle Personen, ohne Unterschied der Konfession, denen, sei es von väterlicher oder mütterlicher Seite, jüdische Abstammung nachgewiesen werden kann, können das österreichische Staatsbürgerrecht unter keinen Umständen erwerben.

Jene Juden, welche sich bisher im Besitze des Staatsbürgerrechts befinden, werden mit dem Tage des Inkrafttretens des Gesetzes dieses Staatsbürgerrechts verlustig. Alle Volksstämme des Staates, mit Ausnahme des jüdischen Volksstammes, sind gleichberechtigt. Juden werden zum Waffendienste in der Armee unter keinen Umständen zugelassen. Dafür hat jeder Jude männlichen Geschlechts von seinem 20. Lebensjahre an bis zu seinem Tode der Staatskasse jährlich 5 v. H. seines Reineinkommens als Wehrsteuer abzuführen.

Juden ist der ständige Wohnsitz nur in Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern und nur in eigenen von der Gemeindevertretung angewiesenen Bezirken (Ghetto) gestattet. Heiraten zwischen Juden und Nichtjuden österreichischer Staatsbürgerschaft sind nicht gestattet. Den Juden ist der Besitz von mobilem Kapital gestattet, jedoch Erwerbung und Besitz von Grund und Boden, ausgenommen in den Ghettos, verboten.

Den Juden ist die Ausübung von Handel und Gewerbe gestattet, es ist ihnen jedoch nicht erlaubt, österreichische Staatsbürger in ihre Dienste zu nehmen. Die Uebernahme öffentlicher Aemter ist den Juden unbedingt versagt. Sie können auch keine, wie immer georteten Staatsdienste erlangen. Für die Judengemeinden sind aus den Mitteln derselben eigene Judenschulen zu errichten. Demgemäß ist jedem Juden auch der Besuch der für Staatsbürger zugänglichen Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen versagt.

Den Juden ist die Ausübung des Richteramtes und des ärztlichen Berufes versagt. Kein Jude darf Advokat (Rechtsanwalt) werden oder Herausgeber, Schriftleiter oder Mitarbeiter von Druckschriften sein.

Die Einwanderung von Angehörigen des jüdischen Volksstammes aus dem Auslande ist bedingungslos verboten.

Und die Leute, die diese wahnwitzigen und verbrecherischen Vorschläge in allem Ernste zu machen wagen, obwohl sie schwerlich einen gesetzgeberischen Erfolg erwarten mögen, sind Produkte der christlich-germanischen Erziehung! Es wird wahrlich Christen und Deutschen immer schwerer gemacht, diese Namen noch, ohne unanständig zu scheinen, zu beanspruchen.

* * *

Praktischer Antisemitismus wird als Probe auf dies obige Exempel in Rußland getrieben. Ueber die ekelhaften Mord-, Raub- und Schändungsszenen, die ein vertierter christlicher Pöbel in Kischinew aufführte, haben die Tageszeitungen genügend haarsträubende Einzelheiten gebracht. Hier sei nur das Urteil der vom Fürsten Uchtomsky, einem Freunde des Zaren Nikolai II., herausgegebenen „St. Petersburgskija Wjedomosti" vom 15.—28. April d. J. wiedergegeben: Von einem bekannten antisemitischen Hetzer schreibt sie:

„Hat er nie daran gedacht, daß die systematische Judenhetze, mit der sich so gern ein Teil unserer Presse beschäftigt, die Rassenantipathien anzündet und so furchtbaren Erscheinungen wie die Judenkrawalle in Kischinew führt? Möge er sich etwas realistischer die aus der Höhe des zweiten und dritten Stockes auf das Straßenpflaster hinausgeschleuderten Kinder, das Krachen der jüdischen Schädel, die mit Möbelstücken zerschlagen werden, das fließende Blut und die auseinander Gehirne, die auf die hinausgeschleuderten und zertrümmerten Waren fließen, vorstellen!"

Aber wer die menschliche Bestie kennt, zumal unter dem Einfluß berauschender Getränke, der mag solche Gräuelszenen noch immerhin, wenn auch mit tiefem Entsetzen, begreifen, natürlich nicht entschuldigen. Ganz unbegreiflich aber ist das Verhalten des christlichen Gouverneurs, unter dessen Augen sich diese mittelalterlichen Scheußlichkeiten abspielten und der auf das Schutzstehen der Judenschaft, die doch auch zu seinen Schutzbefohlenen gehörte, kaltblütig erwiderte: „er könne nichts thun, da er noch keine Befehle aus Petersburg erhalten habe"!

Nachdem dann über hundert Menschen erschlagen oder schwer verwundet sind, zwei- bis dreihundert verletzt und geschändet, Tausende hab- und obdachlos geworden, ein Schaden von 8 Millionen Mark angerichtet ist, kommt die Weisung an den Gouverneur, die Unruhen gewaltsam zu unterdrücken. Das geschieht ohne alle Schwierigkeit; es hatte eben nur der Wille gefehlt. Und nun sichert der Polizeimeister in öffentlicher Bekanntmachung allen denen Straflosigkeit zu, die freiwillig binnen zwei Tagen das geraubte Gut zurückerstatten! —

Fragt man etwa diese gebildeten Herren nach ihrem Glauben, so werden sie sich mit Stolz und ohne Zögern zum orthodoxen Christentum bekennen und fehlerlos das Gebot zitieren: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst."

* * *

Digitized by Google

Zur Rettung Jesaja's gegen die etwas einseitige Schilderung, die Prof. Delitzsch von dem Jahwe-Glauben des Prophetentums in „Babel und Bibel“ entworfen hat, ergreift im Berliner Tageblatt (Nr. 199, vom 21. April 1903) D. D. das Wort. Ihre Ausführungen seien hier, teilweise wenigstens, gern wiedergegeben, da aus ihnen ein tiefes ethisches Verständnis jener genialen religiösen Feuernatur spricht.

Im 1. Kapitel, Vers 11 bis 17, sowie im 58. Kapitel Jesajas findet der Gedanke Ausdruck, daß der wahre Gottesdienst nicht in Opfern und Ceremonien, sondern in den Werken der Liebe sich offenbare; ein Gedanke, so widersprechend allen Anschauungen des Altertums, daß man den Tag, an dem er zuerst zum ersten Mal ausgesprochen wurde, wohl als einen großen Tag im Leben der Menschheit bezeichnen kann.

Im zweiten Kapitel finden wir die herrliche Schilderung des Reiches des ewigen Friedens, da alle Völker ihre Schwerter umschmieden zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Rebenmessern: „Es erhebt kein Volk wider das andere ein Schwert, und nicht lernen sie fürder den Krieg.“ — Wahrlich, Jesaias ist noch heute ein Herzensgemäßer, ein Mann der Zukunft — hoffen wir, ein Prophet!

Erwähnt sei noch in Kapitel 53 die klassische Schilderung des höchsten Seelenadels bei tiefster äußerer Erniedrigung, die berühmte Prophezeiung, auf die sich das neue Testament beruft, die aber auch mit gutem Recht auf so manchen Genius und ethischen Führer der Menschheit Anwendung finden kann. — Und zur weiteren Charakterisierung diene die Mahnung in den Eingangsworten von Kapitel 60: „Mache Dich auf, werde Licht!“ — Auch in dem von Professor Delitzsch teilweise angeführten 63. Kapitel lautet Vers 16: . . . . . „Du, o Herr, bist unser Vater, unser Erlöser ist von Ewigkeit Dein Name!“ — Dieselbe Anrede findet sich auch im 64. Kapitel. Und endlich die immer wiederholten Worte des Trostes und Mitleides, die wohl ihren ergreifendsten Ausdruck in den Worten finden: „Wie einen seine Mutter tröstet, so will ich Dich trösten.“

Ich halte inne, nicht weil das Thema auch nur halb erschöpft wäre, sondern möglicherweise die Geduld der Leser, und rufe ihnen nur noch die Worte aus Kapitel 55 zu: „Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser!“

Wie ist es also möglich, aus dem Jesaias den Gott der Rache allein herauszulesen? — Selbst diese Vision des 63. Kapitels, deren poetische Wucht Ewigkeit verdürgt, in deren Form Ernst Moritz Arndt sein patriotisches und ethisches Hochgefühl goß (Gedicht auf die Leipziger Schlacht: „Wo kommst Du her in dem roten Kleid?“) — schildert sie wirklich den Gott der Rache, den Zerstörer? Der Kelterertreter, der die Trauben preßt, daß ihr Saft hoch aufspritzt und seine Kleider mit Purpur färbt, ist kein Zerstörer, sondern ein Erzieher, der das Unedle ausstößt, damit das Edle seine höchste Entwickelung erreiche, damit aus der trübsaftigen Traube der abgeklärte, reine, starke Wein werde. Und dies ist der Grundgedanke des Jesaias: Gott der Richter, der straft, um zu erhöhen, um dem Edlen unter den Menschen und im Menschen Raum zu schaffen. Und nicht nur bei einem Volke, bei der ganzen Menschheit; denn Kapitel 56: „Nicht spreche der Sohn der Fremde, der sich dem Herrn anschließt: der Herr wird mich ausschließen aus seinem Volke . . denn also spricht der Herr: Mein Haus wird ein Bethaus sein für alle Völker.“ . . . . „In meines Vaters House sind viele Wohnungen . . .“

Der eine fühlt sein Bestes mitklingen im alten, der andere im neuen Testament, der im Plato, jener im Spinoza, im Dante, Shakespeare oder Goethe. Viele Quellen speisen den starken Strom der Kultur, und wer eine von ihnen verstopft, verletzt nicht nur einzelne Individuen, sondern schädigt die gesamte Kultur.

Aus der ethischen Bewegung.

Hauptvorstandssitzung, 26. April 1903. Zu Punkt 1 der Tagesordnung erstattet der Vorsitzende den Bericht:

Ein Herr Lintewer aus Kürndeeg bei St. Peter in der Au hat um Uebersendung von 1000 Exemplaren des Flugblattes (Moral-Unterricht) und einer größeren Anzahl von Exemplaren der Moultrieschen Schrift gebeten, indem er eine wirksame Propoganda in seinen Kreisen davon in Aussicht stellt. Es wird beschlossen, ihm zunächst von dem Flugblatt und den Leitsätzen je 100 Exemplare gratis zu übersenden und den Erfolg abzuwarten. Im Anschluß daran wird ferner beschlossen, das Flugblatt und die Leitsätze in je 3000 Exemplaren neu zu drucken. — Herr Staegmeyr in München hat sein Amt als Mitglied des Hauptvorstandes niedergelegt. Der Hauptvorstand nimmt davon mit dem Ausdruck herzlichen Bedauerns Kenntnis. — Die zweite Vorsitzende der Abteilung München soll um Bericht über die Lage der Abteilung ersucht werden, da es den Anschein gewinnt, daß Herr Staegmeyr auch von dem Besitz der Abteilung zurückgetreten sei. Dem Zweig Königsberg, der in einem Vierteljahresbericht um Erlaß des diesjährigen Beitrages an den Hauptvorstand bittet, soll geantwortet werden, daß, so lange die Königsberger ethische Vereinigung den Umfang eines Zweiges nicht überschritten habe, sie von jedem Beitrage an den Hauptvorstand befreit sei.

Von der Abteilung Wiesbaden ist der Jahresbeitrag mit 61 Mk. 33 Pfg. eingegangen. Im Uebrigen stehen die Vierteljahresberichte per 1. April 1903, wie der Vorsitzende mit Bedauern hervorhebt, von der größeren Zahl der Abteilungen noch aus.

Herr Dr. Simon stellt den Antrag: Der Hauptvorstand beauftragt Herrn Dr. Simon, die Bibliothek des Hauptvorstandes der Gesellschaft zu sichten und über die Verwendung ungeeigneter Bestände Vorschläge zu machen.

Der Antrag wird einstimmig angenommen. Zu Punkt 3 der Tagesordnung: „Gesellschaftstag“ werden die Mitteilungen des Herrn Stamm-Stuttgart vom 26. 3. und 22. 4. verlesen. Da hierin die Abhaltung des Gesellschaftstages erst nach dem 15. Okt. er. empfohlen wird, so soll über den Gegenstand zunächst weiter korrespondiert werden.

* * *

Abteilung Magdeburg. In der Gesellschaft für ethische Kultur sprach am 8. April Rechtsanwalt Behrend über das Thema: „Welche praktischen Aufgaben erfüllen Moral und Recht im Leben des Menschen?“ Er führte ungefähr folgendes aus:

Auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens gingen die Grundanschauungen soweit auseinander, wie auf dem der Moral und des Rechts. Es sei eine grundlegende Einsicht, daß die Moral lehre auf eine innere Vervollkommnung, auf Bewirken einer guten Gesinnung abziele und daß das Recht eine äußere Regelung des menschlichen Verhaltens bezwecke. In beiden Fragen habe man es mit dem richtigen Inhalt des Wollens zu thun. Unsittlich sei alles, was dem Wohle der Gesellschaft zuwiderlaufe. Aber die Betätigung einer guten Gesinnung könne sich erst auf dem Boden der Rechtsordnung auf. Der mechanische Zwang der Staatsgewalt verfolge oft bei Durchführung der Rechtsordnung. Da trete eben der psychologische Zwang der Moral, die öffentliche Meinung ein, der man leider Trotz bieten könne. Moral und Recht hätten zum Gedeihen der Gesellschaft ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Der Moral und dem Recht sei das Gesetz der Wahrheit eigen. Diese sei Grundbedingung für unser Leben, das von Treu und Glauben beherrscht werden müsse. Seine höchste Blüte erreiche das Sittliche erst dann, wenn der Mensch aus eigener Erkenntnis der Zwecke der Gesellschaft die sittlichen Gebote zum Inhalt seines eigenen freien Willens mache. Es sei seine Pflicht, dem Idealbilde des Sittlichen zuzustreben. Reicher Beifall folgte diesen Ausführungen; eine rege Besprechung schloß sich an. (Magdeb. Zeitung.)

Sprechsaal.

Zu dem philosophischen Nachwort, welches Herr Dr. Karl Wolf in der letzten Nummer der E. K. dem „Fall Nothe“ gestiftet hat, wird hoffentlich von philosophischer Seite recht bald das Wort ergriffen werden, um gegen die in diesem Nachwort enthaltene höchst gefährliche Identifizierung der spiritistischen Verirrungen nachdrücklichen Einspruch zu erheben.

Ich erachte es jedenfalls als eine hochernste Pflicht des Naturforschers und Ethikers, sofort zu erklären, daß ich zwischen der religiösen Weihe der Unsterblichkeits-Gedanken und dem aus Täuschung und Selbsttäuschung mit seinen Tischrückereien und raffinierten Ausnutzungen wissenschaftlicher Kunststücke aufgebauten Betriebe des Spiritismus keinerlei Gemeinschaft anzuerkennen vermag, vielmehr einen Abgrund dazwischen erblicke, welcher schon das Grab der Gesundheit vieler armer Seelen geworden ist.

Als Naturforscher erhebe ich auch den schärfsten Einspruch gegen die Behauptung jenes Nachwortes, wonach oder ernsthafte Philosophie als die fundamentale Voraussetzung alles Erkennens die Lehre gelte, daß die Erfahrungswelt nur ein Spiegelbild unsers Bewußtseins sei.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Lehre, die allen sich so mächtig bewährenden Voraussetzungen des wissenschaftlichen Natur-Erkennens ins Gesicht schlägt, jetzt in ähnlicher Weise wieder „Mode“ in der Philosophie wird, wie sie es im 18. und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als Gegenpart gegen den vielfach so kopflosen Materialismus der Naturforschung jener Zeiten war. Aber mit ruhiger Vernunft und Wissenschaft hat jene „Mode“ nichts zu thun, und Kant erleidet hierbei Unrecht, wenn man ihn auch als Autorität für solche Ueberirrungen zitiert.

Prof. Wilh. Foerster (Berlin).

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmannstr. 5.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Mai-Programm.

Sonnabend, den 23. Mai, abends 8½ Uhr, Lesesaal der Gesellschaft, Unter den Linden 16 III, Bericht von Rechtsanwalt Dr. Bieber: „Frühlingstage in Griechenland."

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evang. kathol.) Gemeinde zu Königsberg (Ostpreußen) ist baldmöglichst neu zu besetzen. Gefällige Anfragen bezüglich der näheren Bedingungen werden bis Mitte Juni cr. erbeten an den derzeitigen Vorsteher.

Den 7. Mai 1903. Dr. J. Rupp,
Königsberg i. Pr., Vorder Roßgarten 55.

Ferien-Pension.

Ein erfahrener Pädagoge wünscht 1—2 Schüler mit in den Sommeraufenthalt (Ostseebad) zu nehmen. Empfohlen durch Herrn Dr. A. Levy, Wichmannstr. 14 und Herrn Rechtsanwalt Jarecki, Turmstr. 13. Adr. unter E. B. an die Exped. dieser Zeitung.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Zeitschrift
für
Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°. Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—. III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das **führende Organ** dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen zu gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehn.

Im **Verlage für Ethische Kultur,** Richard Bieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden daselbst und im Bureau der Gesellschaft (W., Unter den Linden 16) jetzt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
2. Jahrgang 1894 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei F. Dümmler, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1—5. Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Gr. 8°. 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, No. 1—10, gr. 4°, 40 S. 0,50

Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen. Begr. 1893 von Prof. G. v. Gizycki, unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg, herausgeg. von Dr. R. Penzig. [Jahrg. 1—V (1. Semester) bei F. Dümmler, Berlin.] Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899; VIII, 1900; IX, 1901; X, 1902. Gr. 4°. Einzelnummer 0,20. Jeder volle Band geb. 0,50

Ethische Hoffnungen und Aussichte. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung v. 3.—13. Aug. 1893. Abdruck sämtlicher 14 Vorträge und Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. E. K. 1893. 2. Aufl. 1893. gr. 8° 328 S. 2,00

Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von

W. Foerster, Eröffnungsrede und eini. Darstellung betr. den ethischen Bund und die Akademie f. ethische Kultur. 16 S. 0,20

G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 24 S. 0,20

Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung 16. S. 0,20

A. Döring, Der ethische Unterricht. 22 S. 0,20

Dr. F. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1896, 8° 52 S. 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1900. gr. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. F. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Zürich). Den Mitgliedern gratis und franco.

No. 1 vom 1. April 1897, 8° 24 S. (vergriffen)
„ 2 „ 1. Januar 1898, 8° 52 S. 0,25
„ 3 „ 1. Juli 1898, 8° 40 S. 0,25
„ 4 „ 1. Oktober 1898, 8° 20 S. 0,25
„ 5 „ 1. Februar 1899, 8° 47 S. 0,25
„ 6 „ 1. Juli 1899, 8° 0,25
„ 7 „ 1. Januar 1900, 8° 0,25
„ 8 „ 1. Juli 1900 0,25
„ 9 „ 1. Januar 1901 0,25
„ 10 „ 1. Juli 1902 0,25
„ 11 „ 1. Januar 1903 0,25

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste 1. 512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 23. Mai 1903. | Nr. 21.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ralph Waldo Emerson. Von Fr. Dietert.
Vom neuen Weibe. Von Theo Johannes Mann.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von F. W. Foerster.
Streiflichter:
Das „Recht auf das Leben" vor Gericht.
Klassenjustiz?
Die dauernde Grundlage der Gesellschaft.
Aus der ethischen Bewegung.
Vermischtes.
Sprechsaal.
Briefkasten.

Ralph Waldo Emerson

zum 25. Mai 1903.

Von Fr. Dietert, Joppot.

Am 25. Mai 1803 wurde R. W. Emerson als Predigerssohn zu Conkord, einem kleinen amerikanischen Städtchen, geboren. Er wuchs also in „theologischer Luft" und unter Frauenhänden auf. Auch er wurde, der Tradition seiner Familie gemäß, Prediger, gab jedoch bald den Beruf auf, um einer der vornehmsten und wahrhaft freiesten Geister Amerikas zu werden; frei nicht mit dem üdeln Beigeschmack des modernen Schlagwortes, „frei im Sinne festen Gebundenseins in einen tief erfaßten Weltgeist, in einer alles durchdringenden Weltseele." Zweimal war er vermählt. Aus der zweiten Ehe stammen drei Kinder, von denen der eine Sohn Arzt in Conkord ist, wo auch Emerson am 27. April 1882 starb. Die Stille seines Lebens wurde durch nur wenige Reisen unterbrochen. Bekannt wurde er, zuerst nur in engeren Kreisen, durch seine stimmungstiefen Essays und die representative men.

„Es liegt in unserer Natur, an große Menschen zu glauben." Mit diesen Worten tritt E. in die Geisteswelt seiner Repräsentanten ein, — des einzigen Werkes, das er uns als vollgültiges Ganzes hinterlassen. Der Denker von Conkord war von Anbeginn auf der Suche nach großen Menschen, auf der Suche nach den Repräsentanten der Menschheit*). Thomas Carlyle, der in bitterer Armut ringende Engländer, wies ihm durch seine Schriften, vor allem durch Hero Worship zuerst den Weg. „Die stillen Sterne und ewigen Sonnen scheinen noch heute dem, der ein Auge für sie hat", mögen den jungen Emerson vielleicht zuerst auf die mannigfaltigen Wunder in der Entwickelung der Menschen und der Natur hingewiesen haben. Jedenfalls erkannte er wohl die Bedeutung des Engländers und sie schlossen sich auch, durch einen Besuch Emersons bei Carlyle näher gebracht, in treuer Freundschaft aneinander an, innerlich wohl verschieden geartet, aber „auf gleichem ethischen Grunde aufrichtig und wahrhaft emporwachsend."

Emerson ist der vornehmere Geist von Beiden. Ihm leuchtete stets, auch in trüben Tagen, die Sonne, und so leuchtet es auch durch seine Essays in Schönheitsfreude und Daseinslust. Doch er ist lange unbeachtet geblieben.

In seiner Heimat fanden sich im Anfang wenig Käufer seiner Bücher und auch in Deutschland versuchte Herman Grimm vergebens durch That und Schrift, Spielhagen durch Uebersetzungen den Amerikaner bei uns einzuführen. Erst heute, hundert Jahre nach seiner Geburt und 21 Jahre nach seinem Tode, scheint es zu tagen, ist endlich der Geist in Deutschland erwacht. Wir beginnen wieder auszuschauen nach innerlich reichen Menschen, die uns Führer sein können zur Veredelung unseres Ichs. Wir werden immer mehr auf die Bahn eines zukunftsfreudigen Idealismus gedrängt, und wir folgen so gerne jenem blinkenden und glänzenden Ideale, das uns das Reich des Friedens auf Erden verheißt. Tolstoi hält (wie er sich kürzlich an den Verf. d. A. in einem Briefe ausspricht) nur eine religiöse, vernünftige Weltanschauung für das einzig radikale Mittel, die Menschen in einen Zustand zu bringen, in welchem alle Ungerechtigkeiten und Mißbräuche verschwinden werden. Emerson spricht: Bleibe im schlichten, edelen Kreise Deines Lebens, gehorche Deinem Herzen, und du wirst die Vorwelt wieder schaffen. — Nur Du selbst kannst Dir den Frieden geben. — Und von der Religion spricht er das große Wort: Sie sollte immer ein Wildling des Waldes sein, man darf sie nicht pfropfen. Dann verliert sie ihre ursprüngliche Schönheit.

Aus dem Herzen heraus soll all das kommen, was wir sprechen und handeln. Und so will E. wieder eine höhere geistige Potenz in unserem Leben schaffen, er will kein Schöpfer, aber ein Wegweiser sein. Er gab uns die Gedanken, die in tausenden von Köpfen sich gesammelt, die der Staub der Jahrhunderte verschüttet, er gab sie uns wieder in seinen Essays als eine neu erblühte Weisheit und Weltfreudigkeit, als die Weisheit des Menschen, der ein „Citat aus seinen Vorfahren" ist, als die Frucht eigenen Ringens und Suchens, eigener Erkenntnis des Schönen und Großen der Weltseele. Er wollte sie uns näher bringen, die göttlichen Größen der Menschheit, er wollte uns zeigen, daß diese gewaltigen Repräsentanten

*) „Vertreter der Menschheit" und „Essays", letztere mit biogr. Vorwort v. Schölermann, erschienen in gediegener Ausstattung bei E. Diederichs, Leipzig; billige einf. Ausgaben bei Reclam und Hendel.

Digitized by Google

der Menschheit aus verschiedenen Zeitaltern, Systemen und Gebieten, daß diese auch Menschen seien, keine Wunder der Natur, sondern sich aufbauten auf der Erkenntnis der vielen kleinen Köpfe, über welche sie hinausragen. So sagt er von Plato, daß er das Beste von Europa und Asien in sich aufgenommen, Shakespeare ist ihm der große Dichter, der in Zeiten der Unwissenheit alles Licht in seine Sphäre aufsaugte, das von irgend welchen anderen Punkten ausstrahlt, und dem Genie Napoleons hätten die Gedanken Anderer zu freier Verfügung gestanden. Emerson ist wahrhaft frei in der Beurteilung der Dinge; er legte jedem den Maßstab an, der ihm gebührt. Scheint es uns oft, daß ein Ausspruch einem anderen widerspricht, der scheinbare Gegensatz löst sich bei näherem Zuschauen in Harmonie auf, er bietet uns das konzentrierte Beste von allem Besten der Welt in seinen Werken. Denn er stand mit allen geistigen Größen in eng geistiger Verbindung und wußte aus ihrem Wirken das herauszunehmen, was für seine Sache gut war. Er ist somit selber ein Repräsentant der Geisteswelt, der es verstand, die Waffen des Geistes zu führen, einzustehen für sein Streben und unerbittlich alles abzuweisen, was ihm entgegenstand. Aber nicht mit dem scharfen, ätzenden Gifte des Spottes, der Ironie, sondern, ein echter Aristokrat, weiß er uns in Milde durch seine eindringlichen Worte zu überzeugen und überzeugt uns, daß wir Menschen so viel Edles und Gutes in uns haben. Er sagt vom großen Dichter, daß er „uns unsern eigenen Reichtum fühlen lasse und wir dann weniger an seine Schöpfungen denken." Und er ruft uns auf: „Laßt darum uns den Menschen lernen, wie alle Offenbarung von Natur und Geist in seinem Herzen aufgeht, daß das Höchste in ihm wohnt, daß der Ursprung in ihm liegt, wenn das Gefühl für Pflicht ihm eigen ist. Laßt uns wieder Werkzeuge des heiligen Geistes werden, laßt uns Liebende sein, laßt uns Wahrheit schauen, dann werden unsere Augen emporgerichtet, unsere Falten geglättet, und der Duft von Hoffnung und Stärke umweht uns wieder — die einfachsten Worte, wir wissen nicht, was sie bedeuten, außer wenn wir lieben und streben."

Welch' schlichte Philosophie! Und fühlen wir nicht in unserm Innern, daß eine tiefe Wahrheit darin liegt? „Laßt uns Wahrheit schauen." Das ist das Ideal, das Ziel, das ist der Weckruf aller Richtungen, aller Religionen, aller philosophischen Systeme, und wie oft fragten wir uns: „Was ist Wahrheit"? und bedachten doch garnicht, daß das Geheimnis ein göttliches sei, daß „das Geheimnis des Himmels von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrt" werde. Wohl mag einst die unerforschte Natur den Tag erleben, da ihr ganzes Geheimnis sich offenbart, niemals aber wird es uns gelingen, die Tiefe des Menschenherzens und das unendlich Tiefe in der Weltseele (Gott-Geist) zu erforschen. Wir wissen wohl, daß aus uns selbst alles entsprießt, alles, was wir Böses und Gutes begehren, daß wir selbst Schuld sind an unserm Schicksal, wenn wir es uns auch nicht gestehen wollen, und daß deshalb „erst der Gemütswert einer mehr künstlerischen, positiv aufbauenden, glaubenszuversichtlichen Weltanschauung gegenüber der ziellosen Erwerbsjagd wiederum von Mensch zu Mensch, von Gau zu Gau ein stilles Uebereinkommen, ein Ideal, eine Macht werden muß." Es liegt an unserm beharrlichen und reinen Wollen, daß wir nur bedeutende und förderliche Stimmen aus der Unendlichkeit in unsere Endlichkeit einlassen. „Wir kleiden sie alsdann in Worte, wir setzen sie in Thaten um und lassen die also geformten wieder hinaus unter die Menschheit."

*) Zur Einführung in Carlyle und zum besseren Verständnis Emersons bestens geeignet ist die Carlyle-Auswahl: Arbeiten und nicht verzweifeln, welche in bester Ausstattung bei A. A. Langewiesche, Düsseldorf, erschien. (Mk. 1.80.)

Emerson hat uns die Bausteine zusammengebracht zum großen Bau einer künftigen, innerlichen Idealweltanschauung, hat uns Mittel und Wege gewiesen zu einem immer reicheren Innenlebeu. Er nennt sich selbst einen endlosen Sucher mit keiner Vergangenheit hinter sich; er besaß jene wohlwollende „Zweifelsucht, die nichts ohne weiteres bejaht und nichts ohne weiteres verneint." „Nichts ist für mich profan, nichts heilig, ich stelle einfach Versuche an," sagt er einmal. Wir lernen ihn verstehen, wenn wir tiefer hineinblicken in seine Natur, in seine Essays und die representative men. „Ich stehe in der Gegenwart und habe für die Zukunft zu arbeiten. Ich bringe Bausteine zusammen, damit Andere weiter bauen können."

So pflügt und eggt er den alten, hartgewordenen Boden, damit Andere eine neue Saat hineinstreuen. Es sollte ein jeder, der in unserer hastenden Zeit sich einmal auf sich selbst besinnen möchte, diesen feinen und freundlichen Fürsprecher jeder Art geistiger Echtheit und Selbständigkeit zum Freunde und Helfer annehmen. „Emerson ist der Mann des Müßiggangs in höherem Sinne. Er stellt die Pflicht gegen sich selbst als oberste Forderung hin." Er schreibt für Menschen, die Muße haben zum Betrachten und Genießen. Mögen wir alle danach streben, solche Menschen zu werden, Menschen, geadelt an Körper und Seele, Menschen, die wieder Lust und Freudigkeit haben an ihrer Weltaufgabe, die die Griesgrämigkeit hinter sich werfen als ein längst als unnütz und schlecht erkanntes Gut, bis wir einst dastehen wie das Ideal-Volk der Dichter und Denker, als ein schönheitserfüllter, schaffensfreudiger Gesamtkörper.

Und zum Aufbau unseres inneren Selbst ist Emerson der beste Handlanger, dies Wort wieder im höheren Sinne gebraucht. Er schafft uns das Material und leitet uns an, wir aber müssen selber unser redlich Teil thun und schaffen, um aus den hie und da zerstreuten Bausteinen ein festes, gediegenes Ganze zu schaffen. Er sichert damit jedem freie Entfaltung seiner Individualität auf dem Fundamente der Schönheit. Er spricht gewissermaßen mit und in seinen Arbeiten das Verdammungsurteil über eine „Kunst", die ihre Anhänger in starre Formeln zwängen will. Er führt sein Urteil, daß der Bewunderer der Antike „Ruinen zu Ruinen trägt", weiter aus: „Warum brauchen wir die dorischen oder gotischen Muster zu kopieren? Schönheit, Anordnung, Größe des Gedankens, Eigenart des Ausdrucks sind uns heute so gut möglich wie früher, und wenn der heutige Künstler mit Zuversicht und Liebe seine Aufgabe genau durchdenkt und die äußeren Verhältnisse und Einflüsse berücksichtigt, so wird er ein Haus schaffen, das alle diese Eigenschaften verkörpert und wo auch Geschmack und Gefühl befriedigt werden." Wir brauchen diese Lehrsätze einer ästhetisch-modernen Baukunst durchaus nicht einseitig auf diese zu beschränken, sondern können sie vielmehr einfacher da anwenden, wo sie der ganzen Persönlichkeit Emerson's nach hinpassen: auf das Seelengebäude in uns selbst, auf unsern innern Menschen.

Wie bereits ausgeführt, besitzt Emerson keine selbstschöpferische Ader, und es wird oft genug darauf hingewiesen, daß der Mystiker Swedenborg die Ursache dieser Geisteshemmung gewesen sei. Ich möchte zum Schlusse diese Hypothese etwas näher beleuchten.

Emerson fühlte sich von jeher zu dem Gewaltigen in der Natur hingezogen. Auch er suchte wie Swedenborg und durch das Wirken des Schweden ein Geheimnisvolles hinter den Dingen. Aber auf der Suche nach dem Geheimnis der Natur stieß er auf „die viel wunderbareren Imponderabilien in den Dingen", auf „die Wunder sinkender, steigender, sich entwickelnder Menschenseelen", auf die unergründlich tiefen Geheimnisse, die in jedem Schicksal eines Menschen überhaupt liegen. Und weil er die Mystik

Digitized by Google

in der Natur nicht verstand, nicht überwinden konnte, blieb er in den Grenzen des der Vernunft Möglichen. Er sah wohl hinaus über sie, er fühlte das „geheimnisvolle Raunen der Weltseele", aber er gab sich zufrieden mit der Rolle des Propheten und Wegweisers einer neuen, schönheitserfüllten Zeit. Er stand auf ragender Hochwacht, wie Moses auf dem Berge Nebo. Aber auch zu ihm sprach der Weltengeist: Dies ist das Land, das ich Deinen Nachkommen geben will. Du hast es mit Deinem Auge gesehen, Du hast die Wärme seines Lichtes gespürt, aber Du sollst nicht hinübergehen.

Vom neuen Weibe.

Von Theo Johannes Mann.

So oft heut eine erhabene, befreite, in sich gefestigte Frauenseele der Welt ihr innerstes Fühlen und tiefstes Empfinden über das ewig unerschöpfliche Thema „Liebe" kundgiebt, so oft tönt daraus ein tiefer Sehnsuchtsschrei nach scheinbar Unerreichbarem, und eine harte Anklage der Unfähigkeit der Männer, weibliches Fühlen und Empfinden ergänzen zu können. Lesen wir jenes, seiner großen ethischen Bedeutung wegen nicht genug hochzuschätzende Werk von Elisabeth Dauthendey, „Vom neuen Weibe und seiner Liebe," lesen wir die Abhandlung in der „Zukunft" von Dr. Helene Stöcker über „Weibliche Erotik", immer wieder tönt uns das gleiche Sehnen und die gleiche Anklage entgegen. — Es kann nimmer gut geheißen werden, wenn man alle Menschen nach der Schablone beurteilt; einen solchen engherzigen Standpunkt dürften besonders jene befreiten Frauenseelen nicht mehr einnehmen. Seien die Erfahrungen noch so zahlreich, die ein Mensch an anderen Menschen gemacht hat, sie sind winzig, in Andetracht der großen Menschheit; um solch verhältnismäßig geringer Erfahrungen willen darf man nun aber nicht die Menschheit oder eine Klasse derselben verurteilen. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir sagen, daß doch jene Frauenseelen, die sich bereits zu erhabenem Denken emporgerungen, die in einer ernsteren Auffassung des Lebens auch eine vertiefte, mehr durchgeistigte Liebe ersehnen, noch recht vereinzelt sind, mindestens aber ebenso „selten", wie jene Männer, die entweder noch, oder schon die Fähigkeit besitzen, im Weibe ihr zweites Ich, ihre psychische Ergänzung zu suchen. — Jene kleine Selbstüberhebung der „neuen Frau" mag in der natürlichen Veranlagung des Weibes, subjektiver zu urteilen, impulsiver zu empfinden, ihren Grund haben. Dieser natürlichen Veranlagung zufolge, die, so lange wir an Körper gebunden sind, wohl nie aus der Welt verschwinden wird, ist es dem Weib schwerer, allgemein, objektiv, nicht nur aus ihren Ich-Erfahrungen heraus zu urteilen. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß, ob auch die allgemeine Urteilsfähigkeit des Weibes dadurch zum Teil beeinträchtigt wird, es jemals ein männliches Wesen geben wird, das diese tiefere Auffassung von Liebe wird verlachen wollen; ein denkender Mensch wird vielmehr bestrebt sein, diese natürliche Anlage des Weibes, welche nicht zum geringsten Teil durch die physischen Leiden des Weibes durch Liebe bedingt ist, noch mehr zu vergeistigen. „Leid bringt Tiefe", und so vertieft das Leid durch Liebe auch des Weibes Auffassung davon. Wenn des Weibes eigentlicher Wesensberuf ist, Mutter zu werden, so ist es eben der des Mannes, Vater zu sein, womit ebenso innig wie beim Weibe das Leid des persönlichen Innenlebens, die Sorge und der Kampf um die Erhaltung der Familie verknüpft ist, sein Wirken und Denken also mehr nach außen hin gerichtet sein muß. Dies schließt aber keineswegs aus, daß nun nicht auf dem Boden der Ehe jenes erhöhte, vergeistigte Zusammenleben von Mann und Weib möglich wäre, das so heiß ersehnt wird und der gegenseitigen Wertschätzung der Pflichten entspringt. —

Es sollte vielmehr die Hauptaufgabe dieser erhabenen, das geistige Niveau ihrer Mitschwestern bei weitem überragenden Frauen sein, ihre Schwestern aus der vielfachen Engherzigkeit und dem leider recht oft, trotz der natürlichen Veranlagung, vorhandenen Kleinlichkeitsbegriff von Liebe zu befreien. Denn die geistige Bewegung in dieser Beziehung hat ihren ersten Anstoß wohl von einem Manne erhalten; jene unvergleichlichen Worte Fr. Nietzsches „Ueber die Ehe" dürften gereiften Frauen wohl ein beredter Ausdruck des Evangeliums der Liebe geworden sein und werdenden Frauen gezeigt haben, was sie werden können.

Wer allerdings nicht die große Welt-Liebe als letzten Grund seines Daseins ansieht, dem wird auch der Begriff „Nächstenliebe" fremd sein und er wird sie nur für sich selbst auszubeuten suchen. — So wird er auch von der Liebe der Geschlechter nur die Schlacke, die äußere Schale, die ekle Sinnlichkeit nehmen, weil sie sein genußsüchtiges Selbst scheinbar befriedigt; er wird für der Liebe wahres, tiefes Wesen blind sein, ihm ist sie fremd — die schenkende Liebe! — Wer sich seines Erdenzweckes, sich zu vervollkommnen, besonders in geistiger Beziehung, bewußt ist, wird auch die Liebe zum Weibe und umgekehrt zum Manne als Mittel zu diesem Zwecke erkennen. Gerade in dem Ausgleich der Wesenheiten beider Geschlechter liegt ein wichtiges Moment zu geistiger Erziehung des Einzelnen:

„Das Hirnharte im Weibe muß schmelzen, und das Herzweiche im Weibe sich härten." —

so bilden beide ein harmonisches Ganzes. —

Jenes „Wachset und mehret Euch" hat den tiefen Sinn: Wachset Ihr, geistig und körperlich, damit Eure Nachkommenschaft auf der Stufe, auf welche Ihr sie gestellt habt, weiter wachsen kann, Euch überragend, um so wieder die Stufe zu weiterer Vollkommenheit zu bilden. Deshalb wachset Ihr zunächst miteinander und durcheinander. —

So ist denn das Sehnen des „neuen" Weibes durchaus nicht „neu"! — Folgend dem ewigen Gesetze des Fortschritts und der Entwickelung, bereitet sich in der Frauenseele dieselbe erhabene Erkenntnis vom Dasein, die auch die Mannesseele begeistert. Der Gedanke ist eine Kraft, und die segnende Kraft guter großer Gedanken auf einer Seite wird ihre fördernde Wirkung auf der anderen Seite nicht verfehlen: — die Frau kann nie: „dem Manne die Liebe in ihrem Sinne lehren" —, denn es giebt nur einen Sinn der Liebe, und diesem einen Sinne müssen sich beide fügen — oder sie kennen die Liebe nicht. Das Schmerzliche, Tragische der Sehnsucht nach dieser Liebe tragen die Frauen nicht allein, — unter den „Viel zu Vielen" ist es nur unendlich schwer, das „Eine" ergänzende Wesen zu finden. Wenn man das eine Wesen aber nicht findet, darf man deshalb klagen, daß es überhaupt nicht existiere? — Die Vorläufer großer geistiger Bewegungen haben selten die Früchte ihres Ringens und Strebens selbst geerntet. Ist auch die Sehnsucht des Einzelnen nicht erfüllt worden, durch seine erhabenen, guten Gedanken hat er die Vervollkommnung der Erkenntnis seiner Mitmenschen gefördert und auch auf diese Weise der Liebe genügt. Das Individuum muß sich oft für die Gattung opfern. — Schon die Intensität der Sehnsucht des Weibes nach einer vergeistigteren Liebe verrät, daß auch der Mann die gleiche Sehnsucht empfindet. Denn Liebe ist, in ihrer Aeußerung, polare Spannung auf der einen Seite, die auf der anderen ihren Ausgleich

Digitized by Google

durch das geliebte Wesen findet. Wenn also die Liebe die Menschen in der Erkenntnis weiterführt, so wird sie es nie einseitig thun, sonst könnte sie sich selbst nicht bethätigen. — Wollten nur alle Frauen aufhören, die Ehe als Versorgungsanstalt anzusehen, möchte nur jeder Mann im Weibe die Mutter einer vollkommneren Menschheit suchen dann wären wir jenem heiligen Begriffe der „Liebe" nahe. —

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Die Erziehung unserer jüngeren Geschwister.

Wenn die Indier wilde Elephanten zähmen wollen, wißt Ihr, was sie dann thun? Sie sperren ein paar zahme Elephanten mit ihnen zusammen — durch diese werden die wilden in kürzester Zeit gezähmt. Bei den Menschen sollte es eigentlich auch so sein. Wenn ein Vater und eine Mutter 1—2 Kinder erzogen haben, so sollte man meinen, sie brauchten sich um die Erziehung der nachfolgenden Kinder überhaupt nicht mehr zu kümmern, sondern sie brauchten bloß darauf zu vertrauen, daß die wilden jetzt von den gezähmten erzogen werden. Leider aber ist es sehr selten so. Oft werden die wilden Elephanten von den zahmen sogar noch wilder gemacht, weil diese ihre Stärke ausnutzen, um ihnen Spielsachen und Bücher wegzunehmen, Schabernack mit ihnen zu treiben oder mit ihnen herumzukommandieren, als wären es ihre gekauften Packtiere. Darum sind die jüngeren Geschwister oft sehr schlecht dran. Sie werden schlecht fürs Leben vorbereitet, denn ihre Eltern können sich nicht mehr soviel mit jedem Einzelnen abgeben und auf ihn aufpassen, wie es beim Erstgeborenen der Fall war. Und die älteren Geschwister helfen ihnen auch nicht zum Guten, und so werden sie leicht rechte Nichtsnutze und gewöhnen sich allerlei an, was man später nicht mehr ausrotten kann.

Wer von Euch nun findet, daß ältere Geschwister, schon um den Eltern eine Freude zu machen, sich recht sorgfältig der Erziehung ihrer jüngeren Brüder und Schwestern annehmen sollten, dem möchte ich heute ein paar Ratschläge geben. Denn das werdet Ihr wohl schon wissen — so einfach ist es nicht mit solch einer Geschwistererziehung. Man kann nicht zu seinem jüngeren Bruder sagen: „Komm her, ich will Dich erziehen, hier hast Du eine Ohrfeige fürs Lügen und da eine fürs Naschen." Man braucht sogar vielleicht eine größere Kunst als die Eltern; denn man muß sich den Respekt erst mühsam erobern, während er den Eltern von Natur gezollt wird. Darum ist es zunächst die Hauptsache, daß die älteren Geschwister nicht gleich damit anfangen, daß ihnen die jüngeren gehorchen sollen. Damit verdirbt man sich von vornherein das Spiel. Die jüngeren argwöhnen dann, es komme den älteren bloß darauf an, zu kommandieren und König zu spielen — und dazu wollen sie sich nicht hergeben. Nein — Ihr müßt Euch als gute Freunde bei ihnen anmelden und dann so mit ihnen umgehen, daß sie Euch schließlich ganz von selbst gehorchen.

Die Hauptkunst beim Erziehen ist überhaupt nicht das Anschnauzen und Schelten, sondern das Erleichtern des Weges zum Guten. Man muß im Andern den Wunsch erregen, das Rechte zu thun. Aufrichten muß man ihn, nicht niederschlagen. Ich will Euch das an einem Beispiel klar machen. Wenn Ihr mit Eurem jüngeren Bruder spazieren geht, und er wird eine Stunde vor der Wohnung schon todmüde, so werdet Ihr ihm sicher nicht helfen, wenn Ihr ihn „Faulpelz" oder „Muttersöhnchen" und dgl. schimpft. Nein, Ihr müßt seinen Ehrgeiz wachrufen, sich als Held zu zeigen und nun gerade doppelt stramm nach Hause einzurücken. Das belebt ihn. So ist's nun auch mit schlechten Gewohnheiten. Ertappt Ihr ihn beim Naschen, so ist es keine Erziehung, wenn Ihr ihn „trourigen Schlecker" und „Naschkatze" und „Süßzahn" nennt. Dann denkt er höchstens: „Gut, bin ich das, dann bin ich's eben und werde mich auch so betragen." Nein — Ihr müßt in seinem eigenen Innern Hilfskräfte erwecken gegen seine Begehrlichkeit. Ihr müßt das Verlangen nach Selbstbeherrschung in ihm erzeugen dadurch, daß Ihr ihm zu zeigen versteht und ihn kosten laßt, daß sie noch süßer ist, als Chokolade, und vor allem einen so schönen Nachgeschmack hat. Sagt ihm z. B.: „Lieber Hans, wenn Du Dich einmal überwunden und nicht vom Kuchenteller genascht hast, obwohl er Dir schutzlos preisgegeben war, aber beim Konditor vorübergegangen bist, obwohl es Dich mit tausend Fäden hineinzog, dann sage es mir, ich will Dir dann etwas erzählen. Am nächsten Tage kommt Hans stolz herein. „Hans, zeig' mal Deine Aermuskeln!" — „Da sind sie." — „Wirklich großartig, wie kommst Du kleiner Knirps denn zu solchen Muskeln?"

„Ich ziehe jeden Tag zehnmal Klimm."

„Allen Respekt! Man sollte das garnicht glauben. Deinem Mund und Deinem Schritt sieht man die Kraft noch nicht an, die sind beide noch recht wabbelig."

„Wirklich? Ja, aber wie soll ich das ändern? Soll ich recht aufstampfen und den Mund zukneifen?"

„Das würde garnichts helfen, und es merkt auch jeder die Absicht und lacht darüber. Nein, Du hast innen noch nicht genug Kraft, davon kommt's. Du hast Dich selbst noch nicht in der Gewalt. Heute zum erstenmale, als Du kamst, war eine ganz neue Festigkeit in Deinem Schritt, und auch Dein Mund scheint mir schon etwas fester zu sitzen. Ich weiß, es kommt daher, Du hast Dich heut zum erstenmal selbst beherrscht. Hip Hip Hip Hurrah! Benutze den Konditor jetzt zum Klimmziehen, ich meine, um die Muskeln Deiner Selbstbeherrschung zu stärken!" Hans springt nach dieser Unterhaltung hinaus, und man hört seinem Schritt den Stolz an. Und diesen edlen Stolz der Selbstbeherrschung müßt Ihr in ihm nähren. Habt Ihr zufällig in Euren Büchern das Bild eines römischen Triumphzuges, z. B. des Germanicus, so zeigt es ihm abends noch einmal und sagt: „Schau, Hans, das bist Du da vorn auf dem Pferd, und die gebundenen Sklaven dahinten, das sind die unterworfenen Völkerschaften. Deine Schleckergelüste. Heil Dir, siegreicher Cäsar! Und wer sind die Frauen dort, die von allen Seiten winken und dem Cäsar Rosen streuen? Es sind Deine guten Eigenschaften, die Du von dem Feinde befreit hast und die nun wieder ihres Lebens froh werden nach langer Angst. Heil, Cäsar, Heil!" Hans ist ganz beschämt, aber er schlürft den Vergleich ein wie eine Tasse Chokolade. Es schmeckt ihm. Er wird sich die Freude nun öfter verschaffen.

Ein recht schwieriger Fall ist es, wenn jüngere Geschwister ins Lügen kommen. Aber gerade ein Fall für die älteren Geschwister. Denn die Lügen kommen oft aus Furcht vor dem, was die Eltern sagen werden. Da ist nun nichts wichtiger, als daß Ihr Euch das volle Vertrauen bei den Jüngeren erwerbt, sodaß sie Euch nichts verschweigen. Ihr dürft sie also nicht verächtlich behandeln und den Verkehr mit ihnen abbrechen, wenn sie gelogen haben, sondern müßt sie erst recht ans Herz nehmen und so thun, als handle es sich bei der Lüge um ein Unglück, das Euch beide getroffen hat, und Ihr suchtet jetzt zusammen einen Ausweg, wie es künftig zu vermeiden. Das Schlimmste ist, in solchem Falle etwa zu sagen: „Jetzt glaub' ich Dir nichts mehr!" — Nein, im Gegenteil. Vertrauen ehrt. In England gab es einmal eine ganz verlogene Schule. Da kam ein neuer Direktor. Der glaubte jedem aufs Wort, da hieß es bald: „Dem darf man nichts aufbinden." Und er rettete die ganze Schule. Das Ehrgefühl ist eben das einzige Rettungsseil, an dem sich ein Mensch emporziehen kann, und wenn man das abschneidet, so fällt er eben ins Wasser. Die rechte Hilfe ist also, daß Ihr vor allem Euch an das Verlangen nach Tapferkeit in Eurem Bruder wendet und dann überhaupt ruhig mit ihm über die Lüge und ihre Folgen sprecht und ihn bittet, Euch jedesmal zu berichten, wenn ihm wieder einmal eine Unwahrheit entglitten ist. Solltet Ihr an der gleichen Krankheit leiden, so könnt Ihr Euch gegenseitig beichten und gegenseitig unterstützen — das geht noch besser. Nur nicht Euch als Tugendheld anspielen — darüber weiß der Bruder doch schon Bescheid. Uebrigens muß man bei sehr kleinen Kindern auch nicht vergessen, daß sie noch garnicht recht einsehen, warum sie nicht lügen sollen, da es ihnen doch scheinbar etwas Unangenehmes erspart — da müßt Ihr Euch eben Mühe geben, ihnen das ruhig auseinanderzusetzen.

Gegenüber kleineren Schwächen und Unarten ist auch immer die Hauptsache, daß man nicht schilt und tadelt, wenn die Unart da ist, sondern lieber tobt und ermutigt, wenn einmal das Richtige gethan wird. Z. B. nicht „Heulmaier" ꝛc. rufen, wenn Max einmal schreit beim Sturze, sondern ihn loben, wenn er sich einmal die Zähne zusammenbeißt, obgleich es sehr weh that.

Oder stellt Euch einmal den Fall vor, eine ältere Schwester hat sich ihre Freundinnen eingeladen und trinkt gerade recht feierlich in ihrer Stube mit ihnen Kaffee, da schlägt ihr jüngerer

Digitized by Google

Bruder donnernd mit der Faust an die Thür oder stört ihre Gesellschaft durch andere Flegeleien. Was soll sie thun? Die Polizei rufen? Nein, es bleibt ihr nichts übrig, als abzuwarten, bis er bei einer Gelegenheit recht höflich in ihr Zimmer kommt oder ihren Freundinnen eine Gefälligkeit erweist — dann muß sie das recht hervorheben und etwa sagen: „Jo, was ist das, Du hast Dich wirklich verändert, fängst an, ritterlich zu werden — und wie gut Dir das steht! Ich kenne Dich garnicht wieder!" Durch solche Ermutigung wird ihm überhaupt die Ritterlichkeit und Manierlichkeit etwas Anziehendes, und er wird seine Ehre darein setzen, nächstes Mal noch vornehmer aufzutreten, gerade so, wie er vorher seine Ehre darin sah, sich so flegelhaft wie möglich aufzuführen. Wie schön, wenn ihm dann die Schwester sagen kann: „Du bist in der Ritterlichkeit gewiß schon merkwürdig weit für Dein Alter, nur auf ein paar Dinge will ich Dich noch aufmerksam machen."

Zum Schluß noch ein Rat. Wenn Ihr z. B. Euren Bruder zur Selbstbeherrschung erziehen und ihm die Heftigkeit abgewöhnen wollt, so ist es eines der allerwirksamsten Mittel, daß Ihr ihn um Entschuldigung bittet, wenn Ihr selbst einmal Euch ihm gegenüber habt gehen lassen. „Fritz, wann ist Deine Sprechstunde heute, ich möchte Dich einmal besuchen." Dann kommt man und sagt: „Ich wollte Dich nur um Entschuldigung bitten, daß ich heute zu heftig mit Dir war. Es ist mir immer gräßlich leid, wenn mir einmal die Zunge durchgeht." So etwas macht einen ungeheuren Eindruck auf Kinder. „Wenn sogar er sich beugt vor dem Gebot der Selbstbeherrschung, dann muß ich es wohl auch," denken sie. Entschuldigt Ihr Euch nicht, so denkt er einfach: „Selbstbeherrschung ist nur etwas für den Kleinen und Schwachen, die Großen und Starken dürfen sich gehen lassen." Und da jeder Kleine ein Gernegroß ist, so nimmt er eben auch das Sichgehenlassen nach. Sieht er aber, wie heilig es den Stärkeren selber ist, sich zusammenzunehmen, dann erscheint es ihm auch als ein Zeichen des Erwachsenseins, daß man sich beherrscht.

Begnadet ist jeder, der kleinere Geschwister zum Erziehen hat. Es ist viel, viel reicher an Freude, als einen eigenen kleinen Garten zu haben. So einem Menschen zum Wachsen zu helfen, ihm die schlechten Triebe wegschneiden, ihm guten Boden, Sonne und Wasser schaffen — und dann sehen, wie sich die Seele entfaltet — etwas Schöneres giebt es nicht.

Streiflichter.

Das „Recht auf das Leben" vor Gericht. Römische Zeitungen bringen uns eine für deutsche Ohren leider kaum glaubliche, aber deshalb nicht weniger erfreuliche Kunde: Eine junge römische Proletarierin, eine gewisse Velina Saki, hatte ihrer Hausherrin ein Paar Bettlaken entwendet, um ihre vier kleinen Geschwisterchen, welche Hunger litten, von deren Erlös wenigstens eine Zeit lang ernähren zu können. Entdeckt, mußte die Achtzehnjährige sich wegen einer Anklage auf Diebstahl vor Gericht verantworten. Der Staatsanwalt, Advokat Felici, hatte die Aussagen der Angeklagten als wahr erkundschaftet. Die Geschwister des Mädchens, dessen Lohn zu ihrer Ernährung natürlich nicht ausreichte, litten wirklich buchstäblich Hunger. Der Staatsanwalt, offenbar ein modern empfindender Mann, beantragte daraufhin die Freisprechung der Angeklagten, weil sie in einem Zustand dringendster Not („in uno stato di imprescindibile necessità") gehandelt habe, und der Gerichtshof — es war dies die 19. Sektion des römischen Tribunals — erkannte auch demgemäß. Das Mädchen wurde also als „unbestraft" aus der Haft entlassen.

Man kann nur hoffen, daß dieser Fall auch in „cisalpinischen" Juristenkreisen bekannt wird und vielleicht doch den oder jenen richterlichen Beamten davon überzeugt, daß im „Diebstahl" nur dann eine „strafbare Handlung" zu erblicken ist, wenn der Beschuldigte nicht durch soziale Mißstände sich genötigt sieht, ihn als eine „gute Handlung" zu begehen. Im Konflikt der Pflichten zwischen dem Gebot des Nichtstehlens und dem Gebot einer Abwehr des Hungertodes kleiner Geschwister wird gerechterweise stets die kleinere überschritten werden müssen, und die kleinere Pflicht heißt hier: Du sollst nicht stehlen!

Robert Michels.

* * *

Klassenjustiz? Die Burschenschaft einer mitteldeutschen Universitätsstadt hat neulich, einer Nachricht der Hess. Landesztg. zufolge, einen Kommilitonen, der eine Karzerstrafe zu verbüßen gehabt hatte und nunmehr aus seiner „Zelle" entlassen wurde, mit Sang und Klang aus seinem Gewahrsam abgeholt. Es ist dabei Wagen gefahren, Bier getrunken, mit allerhand Emblemen herumhantiert, kurz ein rechter „Bierulk" vollführt worden, der denn auch von einer „großen Zuschauermenge" — auch von Polizisten? — gebührend bewundert worden ist. Daß die betreffenden jungen Leute sich dabei königlich amüsiert haben, ist begreiflich und ihnen auch kaum übel zu nehmen.

Die Sache hat aber noch eine andere, weniger „ulkige" Seite. Ganz abgesehen von dem scheinbar neutralen Verhalten der zuständigen Universitätsbehörde, deren „Gerichtsbarkeit" hier in der augenscheinlichsten Weise verhöhnt worden ist, muß es Befremden erregen, daß die Polizei diese Glorifizierung einer Bestrafung auf offener Straße und bei hellichtem Tage hat dulden können. Hätten statt der Herren Studenten junge Arbeiter sich herausgenommen, einen ihrer wegen irgend einer noch sehr viel geringeren Geringfügigkeit, wie sie der in Frage kommende Studiosus verübt haben mag, zu ein- oder zweitägiger Freiheitsstrafe verurteilten Genossen in so auffälliger und dazu noch bombastiger Art und Weise von seinem Gefängnis abzuholen, die Polizei — ich spreche hier nicht von den einzelnen Polizeibeamten, sondern von der Polizeibehörde — wäre mit all ihrer zu Gebote stehenden „Schneidigkeit" dreingefahren. Sollten wir am Ende doch noch gar eine „Klassen"justiz haben? Es wäre wünschenswert, wenn Polizei und Universitätsbehörde unserer jeunesse dorée gegenüber weniger „duldsam" wäre.

Dr. Robert Michels.

* * *

Die dauernde Grundlage der Gesellschaft. Eduard Bernstein wendet sich im Aprilheft der „Sozialistischen Monatsblätter" gegen die in dem communistischen Manifest von Karl Marx aufgestellte Behauptung, daß das Ergebnis der modernen Entwicklung die Auflösung der heutigen Familienform sein werde. Das sei eine von der Erfahrung durchaus nicht bestätigte Verallgemeinerung einer Teilwahrheit. Bernstein begründet das also:

Thatsächlich hat vielmehr die moderne Entwicklung die überkommene Familienform in der Arbeiterklasse nicht seltener, sondern häufiger gemacht, die Familienbildung in der Arbeiterklasse verallgemeinert. Es kommen heute mehr Mitglieder der Arbeiterklasse dazu, einen eigenen Hausstand zu errichten, als in der vorkapitalistischen Epoche. In der letzteren blieb der gewerbliche Arbeiter meist ledig, bis er es zur Selbständigkeit im Gewerbe gebracht hatte, und der Bauernknecht bleibt selbst heute noch vielfach sein Leben lang unverheiratet. Der gewerbliche Arbeiter unserer Tage aber, der als Producent nur ausnahmsweise noch mit der Möglichkeit einer Selbständigmachung rechnet, ist dagegen als Konsument durchaus Selbstwirtschafter geworden und heiratet daher in relativ größerer Zahl und frühee als der einstige Handwerks-Angehörige. Das ist eine sehr wichtige Thatsache, die der ganzen modernen Arbeiterbewegung ihren eigenen Charakter aufprägt und auf viele Beziehungen unseres sozialen Lebens zurückwirkend sich geltend macht. Die gewerbliche Kinderarbeit ist durch das Gesetz teils ganz verboten, teils sehr eingeschränkt worden. Die Sozialdemokratie geht in dieser Hinsicht in Befürwortung von Verboten weit über das hinaus, was Marx für angemessen und möglich hielt, und wirkt damit, vom Standpunkt des konsequenten Marxismus aus, reaktionär; sie hilft, die alte Familienform zu konservieren. Ferner liegen Anzeichen vor, als ob in dem Maße, als sich die wirtschaftliche Lage der männlichen Arbeiter verbessert, auch die gewerbliche Arbeit der Frauen in der Arbeiterklasse wieder zurückgeht. So viel darf als sicher angenommen werden, daß eine Auflösung oder radikale

Aenderung der jetzigen Familienform sich noch garnicht absehen läßt. Wohl gibt es Faktoren, die auf eine Lockerung, wenn nicht Auflösung der bisherigen Familie hinwirken, sie machen aber erstens ihren Einfluß stärker in gewissen Kreisen der besitzenden Klassen geltend als in der Arbeiterklasse, und zweitens stehen ihnen andere Faktoren entgegen, die gerade auf Befestigung des Familienlebens hinwirken. Es sei hier unter Anderem nur an den Kampf für Besserung der Wohnungsverhältnisse erinnert. Man soll sich darüber nicht täuschen, daß alle diese Dinge ihre eigenen social-politischen Rückwirkungen haben, und das Bild, das man sich ehedem vom Laufe der Entwicklung gemacht hat, wesentlich verändern.

So kommt Bernstein zu dem Schlusse: „Das Ehe- und Familienleben der Arbeiterklasse verbürgerlicht sich zusehends".

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Einen anregenden Verlauf nahm die Maiversammlung der Abteilung Berlin, wo im Rathaussaale Professor Dr. **Bruno Meyer** und Stadtverordneter Dr. **Penzig** über die Frage „**Ist die Beteiligung an der politischen Wahl sittliche Pflicht?**" referierten. Natürlich kamen beide Redner, wie auch durchweg die zahlreichen Diskussionsteilnehmer zur Bejahung der Frage. Prof. Meyer ging aus von dem bekannten in der Athenischen Demokratie geübten Zwang, der in Zeiten politischer Verwirrungen es jedem Bürger zur Pflicht machte, Partei zu ergreifen, kritisierte die Scheingründe, mit denen Viele sich heute der sittlichen Wahlpflicht zu entziehen suchen und wies besonders unter Charakterisierung des Proportionalwahlsystems, dessen Einführung den Erfolg haben würde, daß jede einzelne Stimme im Wahlresultat voll zum Ausdruck kommen würde, darauf hin, daß auch jetzt schon alles darauf ankäme, daß ein richtiges Bild der Volksstimmung in der Wahl zu Stande käme. Es gelte eben Farbe zu bekennen. Dr. Penzig ergänzte diese Ausführungen durch eine Untersuchung der Ursachen der politischen Gleichgiltigkeit und verlangte eine dauernde und systematische Erziehung des Volkes zu politischer Mündigkeit. Eine Partei, die sich mit der Gleichgiltigkeit der Menge für ihre Ideale entschuldigen wolle, gleiche einem schlechten Lehrer, der für die schlechten Leistungen seiner Schule die Interesselosigkeit der Kinder verantwortlich machen wolle, während eben das ganze Geheimnis des Lehrers die Weckung des Interesses sei. Freilich durch das Einpaukersystem einer kurzen Agitation vor dem Wahltag lasse sich das Volk nicht zur Reife für die Prüfung erziehen. Dem subjektiven Wahlrecht, das ein ethisches Minimum bedeute, stehe freilich bei uns nicht, wie z. B. in Zürich, eine rechtliche Wahlpflicht gegenüber, wohl aber eine moralische. Nur durch stete Uebung in der politischen Selbstbestimmung könne ein Volk sich die politische Freiheit erobern. Herr **Salinger** beklagte den Verfall der politischen Organisationen seit 50 Jahren, das Schwinden des Idealismus und machte dafür z. T. auch die Ohnmacht unseres Parlaments gegenüber ministerieller Willkür verantwortlich. Rechtsanwalt Dr. **Wieber** wies dem gegenüber darauf hin, daß trotz alledem das Parlament doch sehr bedeutsame Rechte habe und daß eben stärkere Teilnahme des ganzen Volkes an öffentlichen Angelegenheiten allein diese Rechte noch vergrößern könnte; nur die Freiheit, die ein Volk selbst erwerbe, sei ein dauernder und heilsamer Besitz. Justizrat **Stern** untersuchte die Frage, ob das Wählen auch dann sittliche Pflicht sei, wenn ein politischer Erfolg ausgeschlossen sei oder wenn, wie bei Stichwahlen, nur die Wahl zwischen zwei Uebeln vorliege und bejahte sie aus dem Prinzip der Achtung vor der Minorität. Jede Resignation sei eine Versündigung gegen den Parlamentarismus und die Minderheit habe gar kein anderes Mittel, als durch deutliche und laute Stimmabgabe sich allmählich die Beachtung der Anderen zu erzwingen. Nachdem noch Herr Salinger die Beihilfe der Frauen gebührend angerufen hatte, schloß die Versammlung gegen 10 Uhr.

* * *

Zu dem oben abgedruckten Bericht mag noch ein kleines kritisches Nachspiel bekannt gegeben werden. Wir sind, wie schon aus der Oeffentlichkeit unserer meisten Versammlungen erhellt, sehr erfreut, wenn die Tagespresse unseren Verhandlungen, trotz der politischen Sturm- und Drangperiode dieser Wahlzeit, Interesse entgegenbringt, ganz besonders aber freuen wir uns einer sachlichen Kritik, selbst wenn sie von grundsätzlichen Gegnern ausgeht. Teils um gegebenen Falls daraus zu lernen, teils um der Gelegenheit willen, Mißverständnisse unserer Bestrebungen aufzuhellen. Nun hat der „Vorwärts" die in Rede stehende Versammlung eingehend glossiert und es seien diese Bemerkungen, nur mit Weglassung der Einleitung, die sich nicht auf unsere Gesellschaft bezieht, hier zunächst nochmal wiedergegeben. Der Vorwärts schreibt in Nr. 110 d. J. wie folgt:

„Auch wir der Ethik baren Nichts-als-Politiker pflegen in unsren Agitationsreden das Thema der Wahlpflicht zu streifen. Der Wähler, der sein Wahlrecht nicht auch ausübe, mache sich einer Pflichtverletzung schuldig. Als Glied des staatlichen Organismus, von dessen Ausgestaltung das Wohl und Wehe der ganzen Gesellschaft abhänge, liege ihm die Nächsten- und Menschenpflicht ob, durch sein Mithalten möglichst gerechte und vernunftgemäße Zustände mitschaffen zu helfen. Ganz falsch sei es, das politische Mitwirken des Einzelnen als belanglos anzusehen, da die Gesellschaft ja doch nichts andres als die Summe der Einzelnen sei, die Gesetzgebung also das Ergebnis des Zusammenwirkens der individuellen Kräfte. Und dann pflegen wir an zahlreichen Spezialbeispielen nachzuweisen, wie allständig das Schicksal jedes Einzelnen durch die Gestaltung des Staatslebens, seiner sozialen und politischen Faktoren, beherrscht und bestimmt wird.

Was thaten nun die Ethiker am gestrigen Abend? Auf die konkreten Verhältnisse des sozialen und politischen Lebens gingen sie absichtlich nicht ein. Die Frage, wie man wählen solle, schieden sie sorgsam aus der Diskussion aus, da man die Frage ja nicht politisch, sondern nur ethisch behandeln wollte. Die unausbleibliche Folge davon war, daß man sich in lauter wesenlosen Abstraktionen, auf deutsch: in allgemeinen Redensarten bewegen mußte. Die moralische Pflicht versuchte man durch allerhand juristische und philosophische Subtilitäten nachzuweisen, um dann schließlich doch als wichtigstes ethisches Prinzip die Binsenwahrheit zu proklamieren, daß der Staatsbürger als Glied der Gesellschaft ebensosehr an deren Gedeihen mitzuarbeiten verpflichtet sei, wie er als Mitglied der Familie für deren Wohlergehen zu sorgen habe. Die ohne Zweifel sehr gut gemeinten Erörterungen boten schließlich dem kritischen Verstande ebensowenig, wie dem Gefühl, das sich durch klügelndes Spintisieren nun einmal nicht erwärmen läßt. An die Referate der Herren Professor Bruno Meyer und Dr. Rudolf Penzig schloß sich eine Diskussion, die außerdes bewies, welch' verzweifelt geringen Nutzen eine solch' ethische Diskussion, die nur ja nicht materiell, konkret und politisch zu werden trachtet, zu bringen vermag. In der Anerkennung der moralischen Pflicht, das Wahlrecht auszuüben, stimmte man überein. Ueber die Art der Ausübung des Wahlrechts äußerte dann aber — **unwidersprochen** — ein Diskussionsredner die naive Ansicht, daß es bei einer Stichwahl die „Ethik" gebiete, für den **Schwächeren** einzutreten, um das „ethische" Recht der Minorität zu schützen. Und als ein andrer Redner, schon allzu politisch werdend, meinte, daß der Reichstag als Volksvertretung zu geringe Rechte besitze, da die verbündeten Regierungen vom Reichstag gefaßte Beschlüsse jederzeit ablehnen könnten, glaubte ihn ein anderer Redner, der sich als Anhänger des Rickertschen Freisinns zu erkennen gab, dadurch — **unwidersprochen**! — eines Besseren belehren zu müssen, daß er erklärte, der Reichstag könne unmöglich über ein zu geringes Maß von Rechten klagen, da er ja doch dieselben Kompetenzen habe wie der Bundesrat und auch jeden Antrag der verbündeten Regierungen verwerfen könne. Als ob nicht der springende Punkt gerade der wäre, daß der Vertretung der **Volksgesamtheit**, dem Reichstag, in dem Bundesrat, der Vertretung der **Regierungen**, ein gleichberechtigter Faktor gegenübersteht!

Wir sind durchaus keine Gegner ethischer Zirkel, deren wenn auch noch so bescheidene Thätigkeit wir gerne gelten lassen. Warum sollten wir harmlosen und oft durchaus wohlmeinenden Leuten das Vergnügen verkümmern, im engen und engsten Kreis ein geistiges Spezialgebiet zu beackern? Zurückweisung verdienen diese Leute erst dann, wenn sie sich anmaßen, einer Partei, wie die Sozialdemokratie, deren Aufklärungs- und Aufwühlungsarbeit universell das gesamte Volksleben umfaßt, Engherzigkeit und Einseitigkeit vorzuwerfen. Die Gesellschaft für ethische Kultur thut das nicht, sie hat in anerkennenswerter Selbsterkenntnis ihres Wirkungsbereiches niemals den Spott herausgefordert. Wenn wir ihrer letzten Versammlung gleichwohl einige kritische Bemerkungen widmeten, so geschah das einerseits deshalb, um die Unfruchtbarkeit auch der bestgemeinten ethischen Propaganda aufzuweisen, die sich allzu ängstlich aus der rauhen Wirklichkeit der Dinge flüchtet, und andrerseits, um zu zeigen, daß die Sozialdemokratie auch die ethische Seite politischer Probleme durchaus nicht ignoriert."

Die für die sonst übliche Schreibweise des Vorwärts anerkennenswert milde Behandlung, die wir hier erfahren, vermag uns doch nicht ganz von der Verpflichtung einer Antikritik zu entbinden. So sandte denn Professor Bruno Meyer am 13. d. Mts. dem „Vorwärts", mit der Bitte um Veröffentlichung, die nachstehenden Bemerkungen zu. Bis zu dem Augenblick, wo dies Blatt in die Presse geht, also 3—4 Tage nach der Einsendung, ist freilich dieser Bitte noch nicht willfahrt worden; für alle Fälle mögen die Ausführungen deshalb hier Platz finden. Prof. B. Meyer schrieb:

„Gestatten Sie mir einige Worte in Anknüpfung an Ihren Bericht (Nr. 110, 13. Mai, zweite Beilage) über die jüngste Versammlung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur". Ich habe einen allgemeinen Gesichtspunkt in demselben zu bestreiten und eine irrige Angabe zu berichtigen.

Wenn von irgend einer Gemeinschaft, sei es eine Partei oder was sonst, gelegentlich Forderungen erhoben werden, die mit ethischen übereinstimmen, so ist damit weder bewiesen, daß die betreffenden Forderungen als ethische erhoben und begründet sind, noch daß dieselben nicht als solche festgestellt werden müssen. Es ist mir

noch nicht bekannt geworden, daß von Seiten der sozialdemokratischen (oder einer anderen) Partei die Pflicht, zu wählen, anderen Parteien als ihrer eigenen klar gemacht und ans Herz gelegt worden ist; dann aber ist diese Pflicht eben von ihr nicht als eine ethische, das heißt eine allgemein menschliche unter den gegenwärtigen Lebensverhältnissen praktiziert, sondern lediglich als eine praktische für diejenige Gemeinschaft, aus der die Aufforderung hervorgegangen ist. Daß es rühmlich ist, selbst in einem abgeschlossenen Kreise das Gewissen für Rechthandeln zu schärfen, und anerkennenswert, wenn das irgendwo mit Erfolg geschieht, habe ich nur gerade mit Rücksicht auf die rührige Wahltätigkeit der sozialdemokratischen Partei rühmend hervorzuheben angelegen sein lassen.

An der Stelle aber, wo diesmal die Wahlpflicht erörtert wurde, mußte dieselbe als eine schlechthin allgemeine, das heißt ohne Rücksicht auf irgendwelche zufällig gerade vorliegenden politischen Fragen der Politik, eben als eine ethische ins rechte Licht gesetzt werden. Es ist nicht unmöglich, daß das besser geschehen könnte; die Aufgabe selbst aber war wohl richtig gestellt und auch wesentlich in der richtigen Weise in Angriff genommen.

Bezüglich der nicht ganz zur Sache gehörenden in die Diskussion geworfenen Einzelfrage über die Rechte unseres Reichstages glaube ich beiläufig kaum an die Genauigkeit der uns gegenübergestellten Bemerkung. Jeder, der im „Vorwärts" über politische Dinge zum Worte zugelassen wird, weiß doch wohl, daß es keines einzigen — auch republikanisches — Staat in der Welt giebt, in welchem lediglich nach dem Willen einer Versammlung von Volksvertretern regiert wird. Ueberall sind wenigstens zwei koordinierte Gewalten der Gesetzgebung vorhanden, und überall ruht mittelbar aber unmittelbar bei dem Staatsoberhaupte ein sehr erheblicher Einfluß auf die Gesetzgebung. Uebrigens ist auch der Bundesrat im Deutschen Reiche nicht so ohne weiteres als eine Vertretung der Fürsten zu betrachten, da ja wohl in demselben auch die recht bürgerlichen Vertreter der drei freien Reichsstädte ihre Stelle finden. Und ich kann es nicht für richtig halten, die einer Regierung als solcher zukommenden und für sie unentbehrlichen Rechte deswegen anzufechten, weil zufällig die betreffende Form der Regierung oder die sie ausübenden Personen nicht irgend einer allgemeinen oder persönlichen Anschauung oder Liebhaberei genehm sind.

Ich komme zu dem Fortua bezüglich eines einzelnen Passus. Es ist ein Mißverständnis, daß davon gesprochen sein soll, man habe bei einer Stichwahl für den „Schwächeren" einzutreten, um das ethische Recht der Minorität zu schützen. Für wen im Falle einer Stichwahl einzutreten sei, das ist, da es sich selbstverständlich allgemein garnicht beantworten läßt, überhaupt nicht erörtert worden. Beiläufig wäre es so ganz unrecht gar nicht, wenn dabei man dem Schwächeren gerade warden wäre; denn den ja wie so Stärkeren in der Stichwahl könnte man ja, wenn bloß praktische Rücksichten anerkannt, und nicht eine allgemeine sittliche Pflicht der Wahlbeteiligung ausgesprochen würde, ganz wohl sich selber überlassen. Es ist davon aber nicht gesprochen warden, wie überhaupt nicht von dem „Schwächeren"; sondern es ist nur als ein sehr wesentlicher Gesichtspunkt zur Begründung der allgemeinen sittlichen Verpflichtung zur Teilnahme an Wahlen — ohne Rücksicht auf die möglicherweise abzusehende Erfolglosigkeit im einzelnen Falle — hervorgehoben worden, daß bei der allgemeinen Anerkennung und Befolgung dieses Grundsatzes sich notwendig eine größere Achtung und Berücksichtigung der Minoritäten ergeben würde, ganz einfach aus dem Grunde, weil die auftretenden Minoritäten sich als etwas Vorhandenes bemerkbar machen, mit dem unter Umständen sogar als mit etwas sehr Ausschlaggebendem gerechnet werden muß; — wie wir ja auch im Reichstage nicht zu selten die Erfahrung machen, daß ganz kleine Gruppen gelegentlich bei wichtigen Entscheidungen den Ausschlag geben.

Mir scheint, daß bei dem Versuche, die Bemühungen der Ethiker als demütigenswert hinzustellen, ein Grundsatz der sozialdemokratischen Partei verleugnet wird, in dem ihre beste Kraft liegt, nämlich der, die Wissenschaft zu achten und wissenschaftliche Einsichten zu verbreiten. Zu der wunderlichen Behauptung wird sich wohl schwerlich irgend Jemand versteigen mögen, daß die Ethik nicht eine Wissenschaft wäre, und wer ihre neueren Bestrebungen genauer kennt, der weiß sogar, daß sie längst auf dem Wege ist, eine exakte („positive") Wissenschaft zu werden, und gerade die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur kämpft dafür, einer Ethik, die von allen religiösen und metaphysischen Voraussetzungen unabhängig ist, Geltung zu verschaffen. Das braucht ja eine politische Partei nicht auf ihre Fahne zu schreiben; aber sie muß es als eine Bewährung, an sich „des Schweißes der Edlen wert" anerkennen.

Bruno Meyer.

Vermischtes.

Friedensvortrag. Auf Veranlassung der Ulmer Ortsgruppe der „Deutschen Friedensgesellschaft" sprach Herr Seminaroberlehrer **Kohler-Eßlingen** im Dreimindensaal über das Thema: „Kampf ums Dasein, Kriegs- und Friedensbestrebungen". Der Redner führte ungefähr Folgendes aus: Das Wesen der Friedensbestrebungen bestehe darin, daß Völkerleben an die Stelle der rohen Gewalt das Recht zu setzen, um dadurch die kriegslose Zeit, unblutige Schlichtung von Völkerstreitigkeiten, allmählich herbeizuführen, ähnlich wie jetzt schon allenthalben Privatstreitsachen durch die Gerichte erledigt werden. Diese von den Friedensfreunden vertretene Idee tauchte bereits vor 300 Jahren auf. Schon König Heinrich IV. von Frankreich habe einen unauflöslichen europäischen Staatenbund geplant. Später (1795) sei der Königsberger Philosoph Kant für Schaffung eines „Internationalen Rechtszustandes" eingetreten. Im vorigen Jahrhundert seien dann förmliche Friedensgesellschaften entstanden, um die so vielfach bespöttelte Friedensidee zu popularisieren. Dadurch seien dieser Idee auch Gegner entstanden, welche mit allen möglichen Mitteln dieselbe bekämpften. Einer ihrer Hauptleinwände sei: In der Natur herrsche überall Kampf ums Dasein, deshalb sei der Krieg eine Naturnotwendigkeit. Der Redner sucht nun wissenschaftlich nachzuweisen, daß dieser Kampf ums Dasein in Natur und Völkerleben mehr die Arbeit ums Dasein sei. Diese Arbeit sei für alle Lebewesen im großen Ganzen eine dreifache: Ernährung, Selbstschutz und Erhaltung der Art, d. h. Erzeugung lebenskräftiger Nachkommen. Die Entwicklung habe beim Menschen die Familie, die Gemeinde, den Staat und innerhalb dieser Kreise eine vielfach verzweigte Arbeitsteilung gezeitigt: Ackerbau, Industrie, Handel, Schule, Religionspflege, Verwaltung, Justiz rc. und zum Schutze des Ganzen die bewaffnete Macht. Die Entwicklung habe aber an den Staatsgrenzen nicht Halt gemacht. Der Austausch von Lebensmitteln, Waren rc. sei international ales Bedürfnis geworden. Aber auch der sittliche Standpunkt des Einzelnen und der Gesellschaft sei im Verlauf der Zeiten ein anderer geworden. An Stelle der ursprünglichen Blutrache seien mildere Sitten und das Gemeinwohl anstrebende Gesetze getreten. Die internationalen Beziehungen hätten es nun mit sich gebracht, daß auch die Gesetzgebung nicht an den Staatsgrenzen Halt machen konnte. Mit verschiedenen Vereinbarungen: Weltpostverein rc. sei bereits ein guter Anfang gemacht worden. Die erfolgte Einrichtung eines internationalen Schiedsgerichtshofs in Haag sei ein weiteres, für das internationale Wohl hochbedeutender Schritt im Völker-Rechtsleben. Aber man müsse noch weiter gehen. Der Redner befürwortet im Namen der Friedensbewegung für die Ausgestaltung dieses Schiedsgerichtshofs, den man bis jetzt nur anrufen solle und könne, aber nicht müsse, obligatorische Grundinge und Ausstattung desselben mit militärischer Macht, derartig, daß jeder Staat, der sich im gegebenen Falle dem Spruch dieses Staatengerichtshofes nicht fügt, als Friedensbrecher angesehen und von der vereinigten Heeresmacht (internationalen Schutztruppe) aller übrigen Vertragsstaaten zur Raison gezwungen wird. In den meisten Fällen werde schon die Macht der öffentlichen Meinung aber der Abbruch der Handelsbeziehungen mit dem widerstrebenden Staat genügen, ihn fügsam zu machen. Da aber die fortgesetzte Steigerung der Rüstungen schließlich die Staaten finanziell immer mehr in Bedrängnis bringe, so sei es im Interesse jedes Volkes gelegen, diesen Rechtszustand so bald als möglich zu schaffen. Dann werde der Krieg schließlich ganz verschwinden, denn er sei im gegenwärtigen Entwickelungszustand der Völker nicht nur kein Mittel, sondern geradezu ein Hindernis im Kampfe, d. h. der Arbeit der Völker ums Dasein, denn Massentötung gerade der gesündesten Menschen, die Familien ohne Ernährer, Vernichtung von Privat- und Staats-Eigentum, Störung der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, ungeheure Staatsschuldenvermehrung, Sittenverwilderung und Völkerhaß, das seien die Früchte des Krieges. Diesem Allem könne vorgebeugt und auch schließlich an die Verminderung der Rüstungen gedacht werden, wenn der internationale Rechtszustand ein anderer, der Menschlichkeit und Allwohlfahrt mehr entsprechender geworden sei.

Sprechsaal.

In Nr. 18 wird an dieser Stelle behauptet, daß nicht mit Unrecht Stimmen laut werden, welche sich gegen den Gedanken eines religionslosen Moralunterrichts wenden. Es wird ferner zugegeben, daß unter Religion heutzutage noch fast überall der Glaube an einen Gott verstanden werde. Letzteres ist sicher nicht zu bestreiten, wohl aber der nun folgende Satz: „Der Begriff Religion ist heutzutage ganz anders zu fassen, Religion ist jede Weltanschauung, die uns zu ethisch sittlichem Lebenswandel führt, ja selbst jede ethisch unanfechtbare Lebensmaxime". Wenn nun schon von Alters her über den Begriff Religion keine Einigkeit herrschte, indem die einen das Wort lediglich anwandten für das Verhältnis des Menschen zu Gott, die anderen aber eine jede ethische Weltanschauung mit Religion bezeichneten, so wird man doch nicht umhin können, bei den Auseinandersetzungen über eine hiermit zusammenhängende Sache den Ausdruck in der heute üblichen Weise zu gebrauchen. Hieraus folgt, daß der auf rein ethischer Grundlage zu erteilende Moralunterricht, wie ihn die Gesellschaft für ethische Kultur erstrebt, von den Gegnern mit Recht religionslos genannt wird. Diese wollen doch damit sagen, daß ihm dasjenige fehlt, was sie für Religion halten, nämlich den Glaube an

einen Gott mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen, nicht aber die „Religion", wie sie der Verfasser aufgefaßt haben will. Im anderen Falle wäre ja die Sache sehr einfach; man brauchte nur den Gegner davon zu überzeugen, daß er einen falschen Begriff von dem Worte Religion hat, um ihn sofort in einen Anhänger unseres Moralunterrichts zu verwandeln. Die genannten Gegner sind doch nicht so beschränkt, daß sie eben nur „Religion" in den Unterricht hinein haben wollen, sondern dasjenige Religiöse, was man, wie gesagt, heute allgemein darunter versteht. (Von dem, was die einzelnen Konfessionen trennt, soll schon gar nicht die Rede sein.) Man muß doch zugeben, daß z. B. ein christlicher Prediger seiner gläubigen Gemeinde unseren von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterricht nicht besser charakterisieren kann, als dadurch, daß er ihn religionslos nennt. Seine Gläubigen haben ihn verstanden, das wirkliche Wesen des Moralunterrichts ohne Zweifel richtig erfaßt und wer wollte sagen, der Prediger habe die Unwahrheit gesprochen, der Moralunterricht sei nicht religionslos? Und weiter: Wenn Ethik und Religion wirklich unabhängig nebeneinander bestehen können, kann dann noch durch die Eigenschaft der Religionslosigkeit eine Minderwertigkeit des Moralsystems wie des Unterrichts ausgedrückt sein? Mit Drehen und Deuteln um das Wort Religion wird man der Wahrhaftigkeit — und auf diese kommt es vor allem an — weniger dienen, als durch den Mut, offen einzugestehn:

Der von uns für die öffentliche Schule erstrebte Moralunterricht ist religionslos.

Danzig. Fuchs.

Briefkasten.

Herrn P. F., Lehrer in Mannheim. Sie schreiben uns: „Durch die Lehrerzeitungen geht die Nachricht, daß in der ersten Hälfte des August d. J. ein Ferienkursus für Lehrer in Zürich stattfindet. Wird wohl d. J. auch wieder ein „moralpädagogischer Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen" von Herrn Dr. F. W. Foerster (Zürich) abgehalten?

Im verflossenen Jahre war dieser (laut Programm) vom 18. bis 23. Juli. Könnten beide Kurse nicht in Verbindung miteinander abgehalten werden? Ich glaube, der „moralpädagogische Kurs" würde auf diese Weise mehr Hörer finden. Ich selbst möchte den Kurs mitmachen. Vielleicht wollte verehrliche Redaktion die Frage öffnen!"

Wir geben Ihrer Frage hier gern Raum in der Hoffnung, daß die Anregung auch in noch weiteren Kreisen Anklang findet. Unseres Wissens ist die Abhaltung der Kurse im vorigen Jahr durch verschiedene persönliche Umstände nicht möglich gewesen. Wir sind gern bereit, an uns gelangende Wünsche Herrn Dr. F. W. Foerster zu übermitteln.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evang. kathol.) Gemeinde zu Königsberg (Ostpreußen) ist baldmöglichst neu zu besetzen. Gefällige Anfragen bezüglich der näheren Bedingungen werden bis Mitte Juni cr. erbeten an den derzeitigen Vorsteher

Den 7. Mai 1903. Dr. J. Rupp,
Königsberg i. Pr., Vorder Roßgarten 35.

Ferien-Pension.

Ein erfahrener Pädagoge wünscht 1—2 Schüler mit in den Sommeraufenthalt (Ostseebad) zu nehmen. Empfohlen durch Herrn Dr. A. Levy, Wichmannstr. 14 und Herrn Rechtsanwalt Jarecki, Turmstr. 13. Adr. unter E. B. an die Exped. dieser Zeitung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Mai-Programm.

Sonnabend, den 23. Mai, abends 8¼ Uhr. Lesesaal der Gesellschaft, Unter den Linden 16 III, Bericht von Rechtsanwalt Dr. Bieber: „Frühlingstage in Griechenland."

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmannstr. 5.

Im **Verlage für Ethische Kultur,** Richard Bieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden daselbst und im Bureau der Gesellschaft (W., Unter den Linden 16) jetzt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
2. Jahrgang 1894 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei F. Dümmler, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1—5. Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—5. Gr. 8°. 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, No. 1—10, gr. 4°, 40 S. 0,50

Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen. Begr. 1895 von Prof. G. v. Gizycki, unter Mitwirkung von Dr. F. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg, herausgeg. von Dr. R. Penzig. [Jahrg. I—V (1. Semester) bei F. Dümmler, Berlin.] Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI. 1898; VII, 1899; VIII, 1900; IX, 1901; X, 1902. Gr. 4°. Einzelnummer 0,20. Jeder volle Band geb. 6,50

Ethische Hoffnungen und Ausblicke. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung v. 3.—15. Aug. 1895. Abdruck sämtlicher 14 Vorträge und Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. E. K. 1895. 2. Aufl. 1895. gr. 8° 528 S. 2,00

Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von

W. Foerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung betr. den ethischen Bund und die Akademie f. ethische Kultur. 16 S. 0,20

G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei. 24 S. 0,20

Lina Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung 16. S. 0,20

A. Döring, Der ethische Unterricht. 22 S. 0,20

Dr. F. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898. 8° 52 S. 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1900. gr. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. F. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Zürich). Den Mitgliedern gratis und franco.

No. 1 vom 1. April 1897, 8° 24 S. (vergriffen)
„ 2 „ 1. Januar 1898, 8° 52 S. 0,25
„ 3 „ 1. Juli 1898, 8° 40 S. 0,25
„ 4 „ 1. Oktober 1898, 8° 20 S. 0,25
„ 5 „ 1. Februar 1899, 8° 47 S. 0,25
„ 6 „ 1. Juli 1899, 8° 0,25
„ 7 „ 1. Januar 1900, 8° 0,25
„ 8 „ 1. Juli 1900 0,25
„ 9 „ 1. Januar 1901 0,25
„ 10 „ 1. Juli 1902 0,25
„ 11 „ 1. Januar 1903 0,25

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 30. Mai 1903. | Nr. 22.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Politische Gleichgiltigkeit.
Neue Anti-Alkohol-Litteratur. Von L. Katscher.
Das Weib und der Intellektualismus. Von Else Spiegel.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von F. W. Foerster.
Streiflichter:
Das Elend der Akkordlöhne.
Kinder und Branntwein.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Politische Gleichgiltigkeit.

Der „Kladderadatsch", ein noch immer viel gelesenes Witzblatt, pflegt seit Jahren den Schluß unserer parlamentarischen Sitzungsperioden mit einem weithin hörbaren geräumten Seufzer der Erleichterung zu begrüßen. Ziehen wir aber selbst die berufsmäßige Uebertreibung des Karrikaturisten ab, so giebt er doch einer Stimmung aus der Seele vieler und nicht untüchtiger Volksglieder treffenden Ausdruck. Man hat vielfach wirklich die Politik satt — auch die erstaunliche Lahmheit und Schlappheit des gegenwärtigen Wahlkampfes beweist es — und wer nach Gründen dafür sucht, der gerät in die Gefahr des embarras de richesse, in verwirrende Ueberfülle an solchen Gründen. Den einen widert der Ton leidenschaftlicher Polemik an, der aus den „hohen Häusern" herausschallt und nur selten sich noch auf die Höhe der starken Herzensberedsamkeit eines ehrlichen Prinzipienkampfes erhebt; der zweite läßt sich abschrecken durch die mit der Kompliziertheit unserer Kulturbedingungen stetig wachsenden Schwierigkeiten der Beherrschung spröder Stoffe der Gesetzgebung; einem Dritten ist bereits durch die tägliche Zeitungslektüre mit all ihrer Kleinlichkeit der Parteizänkereien der Geschmack an der Politik gründlich verdorben; der Vierte spricht angesichts des großen Apparats und der winzigen Resultate unehrerbietig von der Mühle, die da klappert, aber wenig Mehl giebt, der Fünfte sagt sich mit fast türkischer Ergebung in das Kismet resigniert: Schließlich macht die Regierung doch, was sie will . . . u. s. f. Alle aber stimmen mit den Gesellen aus Auerbachs Keller ein:

„Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein teidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu sorgen!

Für gewöhnlich hat man auch für Besseres, wenigstens Näherliegendes zu sorgen. Die in unseren städtischen Kulturzentren noch immer sich steigernde Schärfe des Existenzkampfes, die wachsende Differenzierung der dem Einzelnen zugänglichen und möglichen Aufgaben, die den Kaufmann und Fabrikanten, Landwirt und Handwerker, Arzt und Lehrer, Gelehrten und Arbeiter zur intensivsten Vertiefung in seine Arbeit zwingt, führt mit innerer Notwendigkeit dazu, daß auch die Politik nicht mehr als Nebenbeschäftigung getrieben werden kann; und andererseits stößt die berufliche Abschließung der Fachpolitiker mit ihrer vielfach unnötigen Geheimniskrämerei und wichtigthuenden Freimaurerei die große Menge wiederum zurück. Bis dann nach fünf langen Jahren der Tag kommt, wo die Politiker von ihrem hohen Postament herab müssen, wo das Volk selbst berufen wird, seine Stimme laut und vernehmlich zu erheben und die höchste Regierungsgewalt, die Entscheidung über sein Geschick der nächsten Zukunft, auszuüben.

Dann besinnt man sich wohl auch wieder einmal darauf, daß es eigentlich einer Erziehung des Volkes zu politischer Reife nicht minder bedarf, als einer solchen zur geschäftlichen Reife. Und in aller Eile, mit der Hast, die bedenklich an die Einpaukerkünste bei gewissen Prüfungen erinnert, ziehen nun die Politiker als improvisierte Volkserzieher ins Land, um das Versäumte nachzuholen und die Stimmenträger in wenigen Wochen angestrengter Arbeit so zu instruieren, daß sie die Prüfung, wenigstens im Sinne ihrer Führer, ausreichend bestehen.

Wohl giebt es hier Unterschiede. Nicht alle Parteien verhalten sich gleichmäßig. Von dem einen Extrem, wo der Arbeiter, Bauer und Bürger fünf Jahre lang als ein lästiger, aber unvermeidlicher Unterthan galt, dessen politische Bildung höchstens gefährlich werden könnte, und der, je ungebildeter, desto leichter zu beherrschen schien, bis zu dem anderen, das aus jedem Parteigenossen einen Agitator und Mithelfer zu machen trachtete, sind viele Stufen. Wie ernst oder wie lässig die Erziehungsarbeit getrieben wurde, das ist aus dem Grade der Klagen über die politische Gleichgiltigkeit der Menge zu ersehen. Die letztgenannten Parteien, vornehmlich Sozialdemokratie und Zentrum, pflegen am wenigsten Grund zu solchen Klagen zu haben. Um so lauter erschallt sie bei den weiter rechts stehenden Parteien — und es muß gesagt werden, daß auch der Liberalismus sein voll gerüttelt und geschüttelt Maß an Verantwortung dafür zu tragen hat, was für ihn um so schlimmer ist, als er sich nicht damit entschuldigen kann, wie jene, daß der Parlamentarismus ihm nur ein notwendiges Uebel sei. Die psychologische Wirkung, die die Länge unserer Legislaturperioden auf die Abgeordneten im Sinne einer Schwächung ihres demokratischen Verantwortlichkeitsgefühles ausübt, ist noch lange nicht ge-

Digitized by Google

würdigt worden. Das Bewußtsein des auf lange Jahre hin ungestörten Mandatbesitzes, das ist die Sünde, die den politischen Tod gebiert.

Politische Gleichgültigkeit ist ja nicht eine unvermeidliche Krankheit der Massen, sondern einfach ein Symptom des schleichenden Verfalls unseres sittlichen Verantwortungsgefühls für die Gestaltung der Zukunft. Wer sie für die Unfruchtbarkeit unseres politischen Lebens verantwortlich macht, gleicht einem Lehrer, der die mangelnden Leistungen seiner Schule mit der Interesselosigkeit der Schüler entschuldigen wollte. Als ob nicht eben das Geheimnis aller Lehrunterweisung die Erweckung lebendigen Interesses für die Sache wäre! Und wie es eines ungewöhnlichen Maßes von Ungeschick, Mangel an Pflichttreue und verkehrter Methodik bedarf, um aus der von Natur so lernbegierigen Jugend den Lerneifer auszutreiben, so muß eine große Menge volkspädagogischer Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit zusammenkommen, um die Zehntausende, die am Wahltage erfahrungsgemäß zu Hause bleiben, so gegen ihre eigensten Interessen und gegen die thätige Teilnahme an der Ausgestaltung der Schicksale des Vaterlandes abzustumpfen.

Sie bilden dann den toten Ballast, der ein flottes und zielsicheres Vorwärtsschreiten der Volksentwickelung auf Jahrzehnte lang immer wieder hemmt.

Je feiner und leistungsfähiger ein Gebilde ist, je mehr es sich dem Ideal eines gesunden Organismus nähert, bei dem kein noch so winzigster Teil unnütz, aber auch keiner unthätig ist, desto zweckmäßiger muß jedes kleinste Glied auch der Leistung der Gesamtheit zugepaßt sein, desto weniger kann sich ein Volk, das zum Organismus werden will, den Luxus unthätigen und hemmenden Ballastes gestalten.

Freilich, solche Erkenntnis kommt kurz vor der Entscheidung zu spät, um noch rasch gut zu machen, was versäumt wurde. Immerhin darf die Gelegenheit nicht versäumt werden, um in solchem Augenblicke laut und machtvoll die einfache Wahrheit — Wahrheiten sind stets einfach — zu verlünden:

Volksbildung, geistige und sittliche Hebung des gesamten Kulturzustandes ist das einzige, dafür aber auch das völlig sichere Mittel, um aus den Wahlen nicht ein zusammengewürfeltes, zersplittertes und uneiniges Parlament, sondern eine zielbewußte, regierungskräftige und hohen idealen Aufgaben gewachsene Mehrheit hervorgehen zu sehen.

Diejenigen Parteien, die auf diesem Gebiete ihre Schuldigkeit gethan haben, werden dem Wahltage nicht mit Bangen und Zittern und mit Lamento über die politische Gleichgiltigkeit der Massen entgegensehen, sondern für sie bedeutet er der Erntetag zäher und unscheinbarer Arbeit an der Volksaufklärung, mindestens in ihrem Sinne. Und alle, die in den sauren Wochen und Jahren angestrengtester Berufsarbeit nur gelegentlich einmal, selten mit froher Genugthuung, meist mit Aerger und Ingrimm den Gang unserer öffentlichen Angelegenheiten als Zuschauer betrachteten, werden im 16. Juni den hohen Fest- und Feiertag der Freiheit und Selbstbestimmung des deutschen Volkes begrüßen dürfen.

Neue Anti-Alkohol-Litteratur.

Vor einigen Jahren wurde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Ausschuß eingesetzt zum Studium der Trinkfrage vom medizinischen, sittlichen, wirtschaftlichen und gesetzgeberischen Standpunkt. Kürzlich hat nun der wirtschaftliche Unter-Ausschuß seinen Sonderbericht erscheinen lassen:

Economic aspects of the liquar problem. By John Koren. Boston & New-York, Houghton, Mifflin & Co.

Dieses höchst interessante, lehrreiche und mit zahlreichen Belegstücken versehene „menschliche Dokument“ zeigt uns, daß man nie die Hoffnung aufgeben darf, den bösen Trinkgewohnheiten, welchen Landes immer, beizukommen, und seien sie noch so eingewurzelt. Die Ziffern des Berichts betreffen durchweg das Jahr 1896; neuere Daten waren dem Herausgeber nicht zugänglich. Die die Erzeugung und den Verbrauch betreffenden Zahlen bilden einen deutlichen Beweis dafür, daß in der Union noch immer große Unmäßigkeit herrscht.

In dem genannten Jahre wurden zu Herstellung geistiger Getränke nicht weniger als 58 Millionen Scheffel Getreide verwendet, darunter fast 1 % der gesamten Korn-, über 11¼ % der Weizen- und rund 40½ % der Gerstenproduktion des Landes. Die erzeugten Getränke hatten einen Wert von rund 290 Mill. Dall.; dabei ist das Bier mit 182¾, der Wein mit 2⅞, der Schnaps aber mit 104⅓ Mill. Doll. vertreten. Das im Getränkgeschäft (Handel und Industrie) steckende Anlage- und Betriebskapital betrug 957 Mill. Doll., die Zahl der Händler und Schankwirte 191 519, die der bei ihnen Bediensteten 172 000. Im Ganzen ernährte das traurige Alkoholbrot, die Familie zu fünf Personen gerechnet, etwa 1 800 000 Personen.

Bezüglich der schlimmen Folgen der Trunksucht in der Union hat der Fünfziger-Ausschuß festgestellt, daß die Armut dem Alkoholgenuß in 27 % aller Armutsfälle zuzuschreiben ist, und zwar bei 18 % der Unmäßigkeit der Armen selber und bei 9 % der Unmäßigkeit der Eltern. Dazu kommen noch 2 %, bei denen beide Ursachen maßgebend sind. Die Unmäßigkeit ist bei den Männern viel häufiger anzutreffen, als beim weiblichen Geschlecht. Von den „drüben“ gebarenen Armen sind 29 %, von den naturalisierten 43 %, von den Ausländern nur 23 % Alkoholiker. Rund 45 % aller Fälle von schwerer elterlicher Pflichtverletzung (einschließlich des Verlassens der Kinder) lassen sich auf die Trunksucht der betreffenden erwachsenen Personen zurückführen. Bei den 13 402 Gefängnis- und Zuchthaus-Insassen, die der in Rede stehende Ausschuß in zwölf Staaten in seine Untersuchungen einbezog, war die Unmäßigkeit in 16 % der Fälle die alleinige, in 31 % die hauptsächlichste, in 50 % eine Neben-Ursache des Verbrechens und nur an 3 % war der Alkoholteufel ganz unschuldig. Nahezu 71 % der Verbrechen gegen das Eigentum können mehr oder minder der Trunksucht zugeschrieben werden, während bei den Verbrechen gegen die Person der Prozentsatz bloß 23½ beträgt.

In zwei Kapiteln behandelt der Verfasser abgesondert die Trinkfrage bei den Negern und den Indianern. Ein anderes widmet er den „Sozialen Seiten des Wirtshauses“; es enthält eine ebenso genaue wie fesselnde Beschreibung der vielerlei Schänken und Kneipengattungen, die man in den „States“ unter dem Sammelnamen „saloons“ zusammenfaßt. Obgleich der Ausschuß sich die Schwere der vorhandenen Uebelstände nicht verhehlt, blickt er vertrauensvoll in die Zukunft, denn er hat gefunden, daß man zwar sehr viel trinkt, aber immer weniger starke und immer mehr schwächere geistige Getränke. „Seit 1840 ist der Kopfdurchschnitt des Verbrauchs von destilliertem „Stoff“ von 2,52 auf 1 Gallone gefallen, der des Biers von 1,36 auf 15,16 Gallonen gestiegen. Und während von 1890 bis 1898 der Bierdurchschnitt unverändert blieb, hat sich der des Schnapses um ein Drittel verringert.“ Diese Daten sind in der That vertrauenerweckend. Der in ihnen zum Ausdruck gelangende günstige Fortschritt hat nach Koren mehrfache moralische, gesetzgeberische und wirtschaftliche Ursachen. Die beiden ersteren Gruppen, auf die er nicht näher eingeht — denn er hat sich nur mit der dritten Gruppe von Ursachen zu beschäftigen — haben sich

als sehr mächtig erwiesen. Die Thätigkeit der Mäßigkeitsvereine, die in den Volksbildungsanstalten erteilten Ratschläge, die den Alkoholgenuß verbietenden Gesetze mancher Bundesstaaten, die den Schnapsverkauf in anderen Staaten erschwerenden hohen Abgaben und sonstigen Einschränkungen (Nichtverkauf an Soldaten, Bergarbeiter u. s. w.) — all dies hat nicht verfehlt, erfreuliche Ergebnisse zu erzielen, wenngleich noch nicht in dem erwarteten Maße.

Was insbesondere die wirtschaftlichen Ursachen der Besserung betrifft, so zählt unser Gewährsmann ihrer drei auf: 1. die Biertreundlichkeit der deutschen Einwanderer, 2. das Verhalten zahlreicher Großindustrieller, 3. den Vorgang der Arbeitervereinigungen. Viele Unternehmer wenden sich mit Zähigkeit und Thatkraft gegen den Mißbrauch des Alkohols seitens der Arbeiterwelt. Karen erwähnt eine vom Bundes-Arbeitsamt i. J. 1897 veranstaltete einschlägige Untersuchung. Von den befragten 6976 Arbeitgebern erklärten nicht weniger als 5363, gegen die Unmäßigkeit Maßregeln ergriffen zu haben. 1794 darunter hatten geradezu verboten, daß in ihren Fabriken, Werkstätten bezw. Geschäften irgendwelche geistigen Getränke zu sehen oder zu haben seien oder genossen werden. Die allermeisten gaben als Grund des Verbots die Verhütung von Unfällen und der ihnen aus diesen erwachsenden Verantwortung, sowie die Sicherung besserer Arbeitsleistungen an; blaß 32 nannten als Grund die Sorge für das sittliche Wohl ihres Personals. Hinsichtlich der Vorkehrungen der Gewerkvereine gegen den Alkoholismus ist zu bemerken, daß die Leitungen der Eisen-, Stahl- und Zinnarbeiterverbindungen es ablehnen, Mitgliedern, die wegen Trunksucht entlassen werden, andere Anstellung zu verschaffen. Mehrere Verbände erlegen den Mitgliedern, die berauscht in den Versammlungen erscheinen, Strafen auf. Die Vereinigungen der Schmiede, der Schreiner, der Zimmerleute, der Dekorateure, der Tabakarbeiter, der Zimmermaler u. s. w. schließen in ihren Satzungen jeden Gewohnheitssäufer vom Empfang von Kranken-, Streik- oder Unfall-Unterstützungen aus. Einige Gewerke gehen noch weiter, indem sie den Besuch von Schänken, Wirtshäusern, Kneipen und dergleichen streng untersagen und die Zuwiderhandelnden ausschließen.

Wir sehen also, daß es dem Zusammenwirken einer Reihe günstiger Umstände gelungen ist, das Ueberhandnehmen des Uebels aufzuhalten, ja einen Teil des verlorenen Bodens wiederzugewinnen. Das besprochene Werk bildet eine wahre Fundgrube von interessanten Mitteilungen für den Menschenfreund. Auch einer zweiten Schrift, die uns vorliegt, und die den wichtigen Gegenstand von einer ganz anderen Seite behandelt, kann hohes Interesse nicht abgesprochen werden. Sie bietet unter dem Titel: „Alkoholismus und Sozialismus" (Bern 1900, bei Dr. Emil Jordy) in Form eines vierspaltigen Quartflugblattes einen erschöpfenden Auszug aus dem Vortrag, den der bekannte belgische Arbeiterführer, Professor und Parlamentsmann Vandervelde auf dem Pariser Antialkoholkongreß über den „Alkoholismus und die soziale Frage hielt. Da jener Vortrag ebenso wertvoll wie nützlich war, gebührt dem Dr Jordy — Vorsitzenden des schweizerischen Ausschusses des Alkoholgegnerbundes — Dank für die Popularisierung desselben in deutscher Sprache und zu erstaunlich niedrigem Preise (1 Frank pro 100 Exemplare).

In erster Reihe wendet Vandervelde sich gegen die Vorurteile „vieler Parteigenossen in Bezug auf den Alkohol selbst" (wie z. B., daß er in mäßigen Dosen ein „Reiz-, Anregungs- und Sparmittel" sei, weil der Arbeiter sich bei übertriebener Arbeit nur schlecht nähren könne) und die Paradesätze: „Die Armut erzeugt den Alkoholismus", „Der Mißbrauch des Alkohols ist eine Folge des Kapitalismus und kann nur mit diesem verschwinden" ꝛc. Er erklärt alle diese Sätze für „bequeme Theorien", welche der Notwendigkeit entheben sollen, „die Interessen der Getränkeverkäufer zu verletzen", in Wirklichkeit aber „mit den Thatsachen im Widerspruch stehen." Freilich liege ein Teil der Schuld an der Verbreitung der Trunksucht in Arbeiterkreisen Belgiens an jenen vielen Arbeitgebern, die „mit Alkohol bezahlen, die Arbeiter in eigene Wirtschaften locken, an Samstagen und in Wirtschaften auszahlen, keine Gelegenheit zu billiger und rationeller Beköstigung ohne Alkoholzwang bieten." Es sei unsinnig die geistigen Getränke für nützlich zu halten. Hunderttausende von enthaltsamen Genossen seien in den verschiedensten Klimaten und den schwersten Gewerken thätig und es gehe ihnen gesundheitlich wie wirtschaftlich besser als den Trinkern.

Wie Koren für die Union, stellt Vandervelde erfreulicherweise für Belgien eine erhebliche Besserung der Unmäßigkeitsverhältnisse fest. Eine Umfrage bei 49 Vertrauensmännern ergab in der größeren Hälfte der betreffenden Gegenden — in 28 — eine zum Teil sehr beträchtliche Verringerung des Alkoholverbrauchs. Die Hauptursachen fallen nach den einschlägigen Berichten die Zunahme der Schulbildung, der Einfluß der Vergenossenschaftung und speziell im Borinage das glänzende Beispiel der protestantischen Geistlichkeit sein. Der Vortrag empfiehlt planmäßige populärwissenschaftliche Darlegung der Wertlosigkeit, ja Schädlichkeit des Alkohols auch in kleinen Mengen und als gutes Vorbild für die Massen eine gänzlich enthaltsame Lebensweise der Arbeiterführer. Er sagt ferner: „Es ist Thatsache, daß die Arbeiter-Organisation die Unmäßigkeit vermindert und daß — umgekehrt — alles, was den Alkoholverbrauch vermindert, die Hilfsmittel der Arbeiterorganisation vermehrt, das sittliche Niveau des Proletariats erhöht und ihm neue Kraft zuführt im Kampf um seine Befreiung."

Hocherfreulich ist die Mitteilung, daß sich in den industriereichsten Bezirken Belgiens ein aus organisierten Arbeitern bestehender „sozialistischer Abstinentenverein" gebildet hat, dessen Mitglieder mindestens alle Schnäpse meiden und jährlich 3 Frank „für die Propaganda" entrichten müssen. Auch „thut die Parteipresse sehr viel für die Aufklärung über den Alkohol." Im Brüsseler „Volkshause" ist jeder Branntwein verpönt. „Dafür, daß wir einige Wirte verloren haben, sind durchweg die Arbeiterfrauen gegen das Trinken Feuer und Flamme geworden." Vandervelde schließt mit den Worten: „Nur wer sich selbst beherrschen gelernt hat, ist würdig, die Welt zu regieren."

L. Katscher.

„Das Weib und der Intellektualismus."

Von Else Spiegel, Wien.

Frau Oda Olberg hat eine Broschüre über „Das Weib und der Intellektualismus" verfaßt (Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Berlin-Bern 1902), die ursprünglich als Streitschrift gegen das bekannte Buch des Professor Maebius über den physiologischen Schwachsinn des Weibes gedacht war, unter der Arbeit der ausgezeichneten Denkerin aber wuchs und schließlich als selbstständiges Werkchen aus ihren Händen hervorging.

Es ist eine Arbeit, die, wenn sie auch Bekanntes wieder bringt, doch immer interessant erscheint, sei es, weil sie uns die Meinung eines tüchtigen Menschen übermittelt, sei es, weil sie doch wieder neue und dabei höchst natürliche, selbstverständliche Gesichtspunkte eröffnet, sei es endlich, weil sie mit zwingender Logik und schärfstem Denken einen trockenen Humor oft verbindet, der mit echt weiblicher Feinheit den groben Gegner schlägt.

Digitized by Google

Zuerst zieht Frau Oda Olberg gegen die Gegner der Kultur zu Felde. Wenn die Kultur auch neue Schäden erweckt, durch sie der Organismus der Gesamtheit wie des Individuums von neuen, fremden Gefahren bedroht wird, so bringt sie doch treulich die Mittel mit, den alten Nöten zu steuern, die ja nicht minder verheerend wirkten.

„Früher wurden die Menschen nicht nervös, sie starben an Pest, Blattern und Aussatz, sie wurden nicht Selbstmörder, der Krieg und der religiöse Fanatismus nahmen ihnen das Moeden ab."

Ein Beweis dafür ist, daß die Bevölkerungszunahme bei steigender Kultur trotz geringerer Fruchtbarkeit eine stetige ist, daß jeder Fortschritt somit nichts Anderes ist als eine Umgestaltung der Lebensbedingungen, die natürlich, wie jede Entwicklung, allerlei Entartungen mit sich bringt. Doch die Abnahme der Fruchtbarkeit selbst als Eatartung aufzufassen, ist ein Irrtum, denn: je höher die Art, desto geringer die Fruchtbarkeit. Die wachsende Fähigkeit des Individuums, sein Leben zu erhalten, macht die große Vermehrung überflüssig. Und ein bewußtes Eiagreifen in die Zahl der Geburten erscheint der Verfasserin mit Recht als nichts Krankhaftes, sondern als eine Funktion, die der Mensch vor dem Tiere voraus hat und die auf seiner Vernunft beruht, die Fruchtbarkeit nach dem Ausmaß seiner zum Aufziehen des Kindes notwendigen ökonomischen, physischen und psychischen Kräfte zu regeln. Auf die Inkongruenz zwischen Fruchtbarkeit und Erhaltung der Geborenen weist sie hin, für die uns die Tierwelt den Spiegel hält, und sie beweist, daß die Kultur eine Gegenkraft zur Muskelarbeit wie zur Fruchtbarkeit darstellt. Nicht, daß die Kultur uns unthätig und steril macht, aber sie wandelt die Muskelarbeit in die geistige um, die bloß animalische Fruchtbarkeit in menschliche, vorausschende Mütterlichkeit. Und fest tritt Frau Olberg Zola entgegen:

„Wie der Mensch sich nährt, um sein Einzeldasein zu erhalten, so pflanzt er sich fort, um das Artdasein zu fristeo. Es handelt sich darum, Ersatz zu stellen für Verluste. Die von Zola versuchte Apotheose der Fruchtbarkeit als etwas Gutem und Preiswürdigem an sich verdient auf eine Linie gestellt zu werden mit der Verherrlichung einer ungeheueren Eßlust, ohne Rücksicht auf den organischen Verbrauch. Die Nahrungsaufnahme regelt sich nicht nach dem Maße der Verdauungskraft, sondern nach dem Bedürfnis des Organismus, seine Ausgoben zu decken. Es ist logisch, es mit der Fortpflanzung ebenso zu halten."

Das Lebea der Frau ist im letzten Jahrhundert ein wesentlich anderes geworden. Die Großindustrie hat sie im Haushalt zum größten Teil entlastet, die verschiedensten Instrumente sind überflüssig, das ganze häusliche Leben ein leichteres geworden. Was soll nun mit dem hiedurch entstandenen Kraftüberschuß geschehen?

Nun können andere, bis jetzt verkümmerte Anlagen sich entfalten. Wie W. James sagt, „Je mehr Einzelheiten des täglichen Lebens wir der keine Anstrengung kostenden Hut des Automatismus überweisen können, umsomehr Freiheit bleibt unseren höheren Geisteskräften für ihre eigene und eigentliche Arbeit." Und mit diesem Gedanken sind wir auch schon wieder bei der nächsten Frage, mit der sich Oda Olberg beschäftigt: Schreitet die Entwicklung vom Instinkt zur Reflexion fort oder von der Reflexion zum Instinkt? Sie tritt entschieden für den zweiten Fall ein, und gleichzeitig kommt ihre Objektivität für die Fähigkeiten der Frau zum Vorschein:

„Der höher entwickelte Mensch ist nicht des Instinktes bar oder doch der Fähigkeit zu komplizierten, automatischen Reaktionen, sondern im Gegenteil, seine spinalen Centren sind imstande, einer möglichst großen Zahl zweckmäßiger Handlungen vorzustehen, ohne Mitwirkung der höheren Centren, die so ein möglichst hohes Maß von Energie zur Verfügung behalten für all die geistigen Prozesse, die keine Automatisierung zulassen.

Wie die menschliche Gesellschaft ein immer höheres Maß von Intelligenz in Maschinen und Instrumenten materialisiert, so materialisiert sie das menschliche Individuum in seinen niederen Nervenzentren. Beide ersparen sie Kraft oder, mit anderen Worten, gewinnen Freiheit.

Man kann also meines Erachtens nicht sagen, daß ein Lebewesen auf einer niedrigen Kulturstufe steht, weil in ihm der Instinkt die Reflexion überwiegt. Wohl oder kann man sagen, daß es sich in Lebensbedingungen befindet, die seiner Weiterentwicklung außerordentlich ungünstig sind; denn durch die Stetigkeit der äußeren Anforderungen könnten sich die komplizierteften und intelligenteften Reaktionen in ihm automatisiert haben; es könnte also auf einer organisch hohen Stufe stehen."

Köstlich ist in diesem Kapitel wieder der Scharfsinn und trockene Humor der Verfasserin, mit dem sie die Urteile zweier bedeutender Forscher nebeneinander stellt, die die Inferiorität des Weibes aus polar entgegengesetzten Gründen beweisen wollen. Professor Moebius leitet sie von seinem schnellen Verfall, seinem frühen Altern ab.

„Je höher ein Wesen steht, um so später wird es reif. Schon dadurch, daß die Natur den Mann später reif werden ließ, als das Weib, hat sie ihn bevorzugt und hat gezeigt, daß sie höher mit ihm hinaus wollte. Noch viel größer aber wird die Begünstigung des Mannes dadurch, daß er die einmal erlangte Fähigkeit fast bis zum Lebensende behalten darf. Das frühreife Weib hat durchschnittlich nur dreißig Jahre, in denen es vollständig ist."

Lombroso macht folgenden Gedankengang durch:

„Das Leben des Weibes ist schwerer und schmerzlicher als das des Mannes. Trotzdem erhält sich das Weib länger jung und erreicht ein höheres Alter als der Mann. Daraus folgt also, daß es geringere Empfindungsfähigkeit hat. Kraft seiner geringen Sensibilität trägt es mehr Lasten und langt doch weiter mit seiner Lebenskraft."

Sehr gut und sehr richtig erscheint uns das Kapitel über Mutterschaft, ein Thema, das ja besonders in der letzten Zeit vielfache Behandlung und Deutung erfahren hat, und das Oda Olberg mit schönem Freimut anpackt. Die Mutterschaft „stellt eine der vollkommensten Formen des Sichauslebens dar" — ja, aber:

„Das Gehirn ist wie jedes andere Organ dazu bestimmt, zu funktionieren: es ist durch seine Funktion entstanden, erhält sich durch sie und vervollkommnet sich durch sie. Da das Weib auch die den höheren Denkfunktionen vorstehenden Windungen hat, ist schlechterdings nicht abzusehen, warum es sich vor all den Reizen hüten sollte, die in seinen Zellen gebundenen Kräfte auszulösen."

Doch Oda Olberg läßt eben nicht gelten, daß Gehirnthätigkeit und Fruchtbarkeit sich ausschließen, im Gegenteil! Sie tritt aufs Entschiedenste dafür ein, daß beide sich auslösen. Es ist schlecht und egoistisch, wenn der „Gehirnwüstling" ein „Rückenmarksweib" heiratet, um es zu einer halbwegs anständigen Nachkommenschaft zu bringen. Aber mit dem Gebären ist die Arbeit der Mutterschaft keineswegs schon erschöpft. Die viel höhere Leistung ist die Pflege und Erziehung des Kindes. Sollten die aber nur von schwachsinnigen Frauen besorgt werden können? Erfordern nicht vielmehr diese Thätigkeiten einen gewissen Grad von Intelligenz und Bildung? und leidet unser modernes Familien- und Gesellschaftsleben nicht gerade darunter so sehr, daß bei den meisten Frauen die Mutterliebe nur Instinkt geblieben ist, der sich bloß auf das physische Wohl-, noch mehr Uebelbefinden des Kindes erstreckt, und das jedweden seelischen Verständnisses bar ist? Wir können nicht umhin, die eigenen Worte der Verfasserin hierherzusetzen.

Die Kinder sollen nicht ein Abklatsch der Eltern sein, sondern neue Menschen zu neuer Aufgabe berufen. Es ist dies eine Forderung der Kulturentwickelung, die den rein triebhaften Elterngefühlen in hohem Maße schmerzhaft ist, gegen die sich diese vielfach auflehnen. Die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit ist Frucht der Reflexion. Wie viel Energie wird nicht in dem hoffnungslosen Beginnen verschwendet, die kommenden Generationen in dem Kreise zu erhalten, den die vom Schauplatz abtretende durchlaufen hat! In der Mehrzahl der Fälle ist es die Mutter, deren Verständnislosigkeit den Kindern hemmend wird. Wir sehen so den fruchtbaren der Instinkte, den der Mutterliebe, in der Wirkung sich in sein Gegenteil verkehren, weil er nur Instinkt bleibt, auf das hilf- und rotlose Kind berechnet und seinee physiologischen Aufgabe berandt, quälend und gequält den Erwachsenen einschnürt, den er als Kind mit un-

Digitized by Google

endlicher Sorgfalt umgab, dem er die Kraft und die Gesundheit sicherte, deren Aeußerungen dann die Mutter weder Verstehen noch Achtung entgegenbringt. Die rein triebhafte Mutterliebe genügt beim Menschen nicht, weil die Liebe sich über die Zeit des Bedürfnisses nach mütterlicher Pflege hinausdehnt. Ohne eine Durchsetzung des Triebhaften mit Intellektuellem wird die notwendige Kluft zwischen „Vätern und Söhnen", zwischen Eltern und Kindern als böse und schmerzlich empfunden . . . Das Weib soll in erster Linie Mutter sein, und dazu braucht es angeblich nichts, als seinen ganz keines Gedankens Bläße angekränkelten Instinkt. So beschaffen spannt es dann seine Kinder ganz in seine Mutterliebe ein, verankert sein ganzes Selbst, all' sein Glück, seines Lebens Thun und Inhalt in ihnen, um dann ihrer über die Kinderstube hinausgehenden Entwickelung in angstvoller Verständnislosigkeit zuzusehen. Der notwendige Prozeß ihrer Loslösung zu eignem, selbständigen Leben ist der Mutter innerlich schmerzhaft und läßt ihr nichts als Verödung. Ein Geistesleben hat sie nicht, die Kinder selbst werden ihr fremd in dem, was das Persönlichste und Wertvollste an ihnen ist. Ihr bleibt nur die Verwundbarkeit der Mutterschaft, ohne irgend welche Genußfähigkeit."

Es ist dies eine Schilderung des Verhältnisses zwischen Mutter und herangewachsenen Kindern, ebenso traurig wie wahr. Und mit zwingender Konsequenz folgt daraus das unsicher und schwankend gewordene Familienleben überhaupt, und das vulkanartige Element, auf welches das gesamte Gesellschaftsleben sich aufbaut.

Doch einmal kommt der Tag für jeden Vulkan. —

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Ordnung und Unordnung.

Pestalozzi erzählt einmal in seinem Roman „Lienhard und Gertrud", ein Dieb habe unter dem Galgen, an welchem er gehängt werden sollte, zu seinen Henkern gesagt: „Ach, wenn mein Vater mir nur beigebracht hätte, abends immer meine Kleider säuberlich an den Nagel zu hängen — ich würde jetzt nicht hier stehen." Eine lange, traurige Geschichte liegt in diesen Worten. Wie das Größte und Schlimmste aus der allerkleinsten Vernachlässigung hervorwächst — weil eben einfach jede nach so kleine Gewohnheit ansteckend wirkt — im Guten und im Bösen. Und es giebt vielleicht keine einzige Gewohnheit, die so ansteckend ist für alles Thun und Denken des Menschen, wie die Nachlässigkeit. Habt Ihr einmal davon gehört, daß in der heißesten Schlacht, wenn ein Einziger das Pferd zur Umkehr wendet, dies Beispiel lähmend auch auf alle Anderen wirkt und auch sie zur Flucht drängt — und wenn ein Einziger die Fahne emporreißt und wieder vorwärts läuft, wie das oft ein ganzes Regiment zum Stehen bringt? So ist's auch mit der Nachlässigkeit. Das fahrlässige Betreiben einer einzigen Angelegenheit, das achtlose Hinwerfen eines Kleidungsstückes wirkt wie eine Panik auf alle anderen Thätigkeiten des Menschen und läßt sie auf halbem Wege innehalten — und ebenso hat die kleinste Sorgfalt in irgend einer kleinen Verrichtung den Einfluß, daß auf der ganzen Linie zum Vormarsch geblasen wird. Ihr werdet es vielleicht am besten sehen, wenn ich Euch einmal zu schildern suche, wie der Dieb, von dem ich eben erzählte, von Stufe zu Stufe weitergefallen ist. Ich denke es mir folgendermaßen: Von dem Hinwerfen der Kleider griff die Krankheit über auf Alles, was er in die Hand nahm. Die Schulmappe warf er in den Papierkorb, die Stiefel standen auf dem Fensterbrett, der Kragen ringelte sich ums Tintenfaß, die Strümpfe legte er auf den Tisch und seine Schulhefte auf den Waschtisch. Das Gesangbuch that er in die Ofenröhre, wo er es abends gebraten wieder herausholte. Nichts kam an die Stelle, wohin es gehörte, sondern dorthin, wo gerade eine leere Stelle war. Allmählich fraß diese Krankheit auch sein Inneres an. Wenn er von Ausflügen oder Ereignissen erzählte, nach denen er gefragt wurde, so kam es ihm nicht darauf an, Alles in der richtigen Reihenfolge zu erzählen und Alles genau so wiederzugeben, wie es sich zugetragen, sondern er warf Alles achtlos durcheinander, wie in seiner Stube — nicht aus Feigheit oder um etwas damit zu erreichen, sondern aus Bummelei. Fragt man ihn, ob er gesehen habe, wieviel Knaben neulich über den Zaun geklettert und wer dabei gewesen, so kommt es ihm garnicht darauf an, einige zu nennen, die nicht dabei waren, aber einige auszulassen. Bei Verabredungen kommt er immer zu spät und Versprechen hält er nicht — durchaus nicht aus Selbstsucht, nein, nur aus Bummelei. Hat er Besorgungen für seine Eltern zu machen, so vergißt er, das herausbekommene Geld zurückzugeben, oder er findet, auf die paar Pfennige komme es nicht an. Als sein Vater ihm einmal sagt, das sei Unterschlagung, da erschrickt er einen Augenblick, hat es aber bald wieder vergessen. Denn auch in seinem Kopfe liegt nichts da, wo es liegen sollte, nichts hat seine deutliche Rubrik. Unterschlagung, Lüge, Treulosigkeit, Unzuverlässigkeit, das liegt Alles zusammen mit lauter harmlosen Dingen, die erlaubt sind — gerade wie in seinem Zimmer die Stiefelbürste und die Taschentücher in einem Schubsack beisammen sind. Das wäre ja nun Alles sehr schön, wenn er zeitlebens im Hause bliebe. Da räumt die Mutter hinter ihm her und bürstet seine Flecken aus. Und der Vater verzeiht ihm manches, weil er sein Einziger ist, und wenn er ihn einmal ausschilt, so ist's auch nicht so gefährlich. Leider aber ist die Wirklichkeit draußen ganz anders. Sie räumt nichts nach, sie putzt keine Flecken aus, sie verzeiht nichts — sie hat deutliche Rubriken mit großen schwarzen Buchstaben für alle einzelnen Handlungen des Menschen, und dann hat sie noch eine andere Abteilung, darüber steht: „Kasse", dort wird ebenso streng und präzis jedem das ausgezahlt, was er mit seiner Handlung verdient hat. Zu Hause hieß es oft: „Er meint's nicht so schlimm" — „Er wird's nicht wieder thun." — Hier aber in der Wirklichkeit hält man sich mit so etwas nicht auf; da heißt's nur: „Wieviel Schaden richtet solch Vergehen in der menschlichen Gesellschaft an, welche Gefahren für andere Menschen entstehen daraus — und darnach wird er bezahlt — entlassen, auf die Straße gesetzt, seiner Ehre beraubt, ins Gefängnis gebracht, ins Zuchthaus geschleppt. Und wenn er sich darüber beklagen will, so heißt es: „Ja, glaubst Du denn, daß Du in Deiner Jugend Dein Brot gehabt hättest, Deine Milch, Deine Kleider, wenn Alle es gemacht hätten wie Du?" Wenn der Bäcker sein Mehl nicht rechtzeitig bestellt, wenn der Milchmann die Zeit verschlafen und der Schneider seinen Stoff nicht zur Zeit bekommen hätte! Oder glaubst Du, daß noch ein Mensch mit der Eisenbahn fahren könnte, wenn die Weichenstellee Menschen wären wie Du? Siehst Du nicht, daß ohne Treue und Ordnung Alles zusammenbrechen müßte in der Welt? Stelle Dir doch nur vor, daß man auch nur für eine Viertelstunde in der Welt alle Treue und Ordnung abschaffen könnte — würde das nicht genug sein, um Alles zu zerstören? Der Himmel wäre blutig rot von all den Feuersbrünsten, alle Schienen voll Leichen, das Meer bedeckt mit Trümmern und Toten, alle Verhältnisse von Mensch und Mensch im Hause und in den Geschäften zerstört und vergiftet — kurz, es ließe sich garnicht schildern. Und da verlangst Du noch, man solle über Dein Thun die Etikette kleben „Harmlos"? Du bist wohl von einem andern Stern zu uns gekommen? Wird es dort nicht heiß, wenn die Sonne scheint, und nicht naß, wenn es regnet?

Im Luther'schen Katechismus stehen noch den zehn Geboten die Worte: Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen? Er sagt also: „Ich, der Herr Dein Gott, bin ein zorniger und eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied." Da hat einmal in unserer Schule ein Knabe gefragt: Es heißt doch, Gott sei die Liebe, wie kann er dann zornig und eifrig sein und rächen? Ja, sagt einmal, meint Ihr wirklich, es wäre liebevoll gegen die Menschen, wenn die Welt so eingerichtet wäre, daß das Böse gar keine Folgen hätte? Daß man lügen und stehlen, töten und betrügen, verleumden und bummeln könnte, ohne daß es die schwersten Folgen hätte für die, welche so handeln? Stellt Euch z. B. eine Mutter vor, die ihrem Sohn immer seine Schulhefte oder sein Frühstück in die Schule nachbrächte, wenn er es vergessen, oder die Schuld auf sich nähme, wenn er aus eigener Bummelei etwas versäumt hatte. Würde er ihr das danken, wenn er später einmal ins Leben käme? Oder würde er nicht sehen, daß sie ihn dadurch verhindert hat, durch die Folgen seines Thuns zur Besinnung zu kommen und rechtzeitig nach umzukehren? Und genau so muß man auch sagen: Könnten wir es wirklich nun sehen, daß unsere jahrelange Bummelei keine schmerzlichen Folgen für uns hätte? Daß die Natur auch unordentlich wäre und es vergessen hätte, zu buchen oder aus Schwäche für uns das Gebuchte wieder ausstriche? Würden wir dann nicht in Allem noch ganz anders verwildern und verkommen und sorglos werden und gar keine Hilfe und Mahnung mehr haben, uns auf dem rechten Wege zu halten? Daß aber auch in den menschlichen Handlungen und im menschlichen Schicksal Eins

genau so pünktlich und unerbittlich auf das Andere folgt, wie die Nacht auf den Tag und der Donner auf den Blitz und die Ernte auf die Saat, das hat aber auch noch ganz besondere Vorteile: daß nämlich aus guten Gewohnheiten auch segensreiche Folgen geerntet werden. Stellt Euch einmal vor, Ihr würdet damit beginnen, alle Abende Eure Kleider aufs sorgfältigste zusammenzulegen und die Folge davon wäre, daß eine unerhörte Bummelei bei Euch einrisse. Da würde man ja nicht mehr ein und aus wissen. Es wäre so, als wenn ein Landwirt Weizen säte und es kämen dann Maikäfer aus seinen Körnern heraus. Nein — es ist ein Segen für uns, daß die Naturgesetze so streng und unerbittlich sind — denn sonst könnte der Mensch nichts für die Zukunft thun, nichts berechnen, nichts erwarten, auf nichts vertrauen, sondern müßte ein Leben führen, schlimmer als die Ameisen, die doch auch für den Winter vorsorgen. Also seien wir dankbar für den strengen und zornigen Gott, denn nach seinen ewigen Gesetzen wächst auch das Gute heran, wenn wir es nur pflegen und hüten.

Nun nennt mir einmal solche Gewohnheiten, aus denen man einst Ordnung ernten kann. Vom Kleiderzusammenlegen haben wir schon gesprochen. Es kommt eben auch hier Alles auf Kleinigkeiten an. Ich kannte einen Knaben, der bekam von Zeit zu Zeit ein großes Ordnungsfieber. Dann räumte er den ganzen Tag auf, Alles an seinen Platz — und am nächsten Tage sah es schon wieder aus wie in einem Stall. Er hatte nicht beachtet, daß man Alles mit dem Kleinsten anfangen muß. Bleiben die kleinsten Bummelgewohnheiten bestehen, so hilft all das Großreinemachen nichts, denn eben aus der Häufung des Kleinsten kommt das Große. Wer ordentlich werden will, muß zuerst lernen, Alles, was er benützt, nicht irgendwo hin zu werfen, sondern an seinen bestimmten Platz: den Hut an den Haken, die Mappe auf den Stuhl, den Schirm in den Ständer, die Bücher ins Schubfach u. s. w. Und wenn man einen Brief bekommt, das zerrissene Couvert sofort in den Papierkorb, statt es mit klaffender Wunde auf dem Schreibtisch liegen zu lassen. Einen sehr guten Einfluß auf unser ganzes Wesen hat es auch, wenn wir uns gewöhnen, beim Verlassen unseres Arbeitstisches nicht Alles durcheinander liegen zu lassen, sondern die einzelnen Sachen schön gerade hinzulegen. Diese Gewohnheit kommt oft schon ganz von selber, wenn wir die Kleider abends geordnet auf den Stuhl legen, und beides zusammen giebt fast von selbst irgend eine dritte Gewohnheit, z. B. daß man beim Schreiben schon ein deutliches Verlangen nach regelmäßigen Buchstaben bekommt, und als Viertes stellt sich dann das Bedürfnis nach Ordnung in Geldsachen ein, und man beginnt, seine Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben. Der verrinten Arbeit dieser vier Gewohnheiten gelingt es dann auch, einen Tunnel in unser Inneres zu bohren und dafür zu sorgen, daß auch in unserem Kopf Alles so übersichtlich geordnet ist, daß wir von jedem Ding gleich die Folgen sehen, die dazu gehören, und dadurch auch von einem unordentlichen Leben abgehalten werden. Auch entwickelt sich allmählich eine geordnete Buchführung im Kopfe, sodaß wir genau beobachten und genau wiederschildern, was wir erleben und sehen, und nicht übertreiben oder ungerecht sind. Wenn Einer z. B. zum Andern sagt, Du hilfst mir ordr auch niemals — bloß weil der es einigemal abgelehnt hat —, so kommt das auch von Unordnung im Kopfe — und viele andere Ungerechtigkeiten und Undankbarkeiten kommen auch nur von der Gewöhnung an schlechte Buchführung im Kopfe.

Ihr seht also, wie man auch im Guten immer vom Kleinen zum Großen aufsteigen muß, um wirklich etwas Solides zu erreichen. Wer gleich mit Heldenthaten anfangen will, der ist wie ein Baumeister, der ein Schloß bauen will, ohne den Boden vorher tüchtig austrocknen und festmachen zu lassen. (F. W. F.)

Streiflichter.

Das Elend der Akkordlöhne wird in einem uns zugegangenen Artikel des „Generalanzeigers für Mühlhausen und Umgegend" (Nr. 104 vom 17. Mai d. J.), dem wir freilich auch die Verantwortung für die Richtigkeit der dort abgedruckten Dokumente überlassen müssen, in ergreifender Weise geschildert. Es besteht in Büttstedt eine Zigarrenfabrik, die, selbstverständlich um billigere Arbeitskräfte zu erhalten, als das in Mühlhausen i./Th. möglich ist, junge Mädchen ohne jede Vorkenntnisse als Wicklerianen gegen Akkordlohn beschäftigt. Die Mädchen machen eine kurze mehrwöchentliche Lehrzeit mit erst 2 Mk., dana 3 und in der letzten Woche 3,50 Mk. wöchentlichem festen Lohn durch und haben dann als „freie Arbeiterinnen" zu dem Lohn von 18 Pf. für das Wickeln, 24 Pf. für das Rollen von 100 Stück Zigarren zu arbeiten. Die „Freiheit" ist übrigens so zu verstehen, daß die Fabrik vor der Lehrzeit aoch die Mädchen auf 2 Jahre durch schriftlichen Vertrag fest verpflichtet; von dem „entsprechenden" Akkordlohn werden wöchentlich die Kranken- und Javalidenbeiträge, sowie 20 Pf. abgezogen, welche letzteren nach Ablauf der bedungenen 2 Jahre den Arbeiterinnen voll ausgezahlt werden sollen, während im Falle des „Vertragsbruchs" jeder Anspruch der Arbeiterinnea daran erlischt.

Diese Zahlen sagen nun dem Laien noch nicht viel. Immerhia erwartet man, daß dabei ein Wochenlohn von mindestens 8—9 Mk. für eine mittelmäßige Durchschnittsarbeiterin erzielt werden könnte — ein Lohn, der zwar an sich noch erbärmlich genug ist, aber für die nicht durch Ueppigkeit verwöhnten früheren Eichsfelder Weber, wenn eine ganze Familie angestrengt arbeitet, eine ausreichende Sicherheit gegen das Verhungern bietet. Nun teilt aber der „Generalanzeiger" mit Namensnenaung folgende Löhne mit:

Es verdienten: 1. Arbeiterin M. F. nach Abzug der Kranken- und Invalidenbeiträge und der aufgesparten 20 Pfg. in 14 Tagen 56 deutsche Reichspfennige. — 2. H. W. in 8 Tagen 45 Pfennige. 3. A. A. in 8 Tagen 63 Pfennige. 4. R. K., welche die Stütze ihrer kranken Mutter und 8 unmündiger Geschwister ist, verdiente vom 1. Januar 1908 bis jetzt den höchsten Akkordsatz von 1 Mk. 80 Pf. in einer Woche, davon gehen 16 Pf. für Kranken- und Invaliden-Versicherung und die 20 Pfennige für den Sparsäckel ab. Den höchsten Lohnsatz verdiente die Arbeiterin K. G. mit 8,60 Mk., die aber in allen Mittagsstunden durcharbeitete, den Tabak mit nach Hause nahm und abends bis 10 Uhr ausrippte. „Wundern muß man sich nur," setzt der Verfasser hinzu, darüber, „daß eine Firma, die technisch pfiffig und Geschäftsroutine besitzt, denn das beweist der Inhalt der Arbeitsverträge, sich nicht die Frage vorlegt, was sollen die armen Menschen beginnen, wenn man sie auf zwei Jahre festgelegt und sie im günstigsten Falle einmal in 7 Tagen 8 Mk. 60 Pf. verdienen? Sollen die Mädchen das Uebeige, was zum Leben gehört, sich zusammenstehlen, oder ihren Leib verkaufen? Etwas muß doch geschehen um das Durchkommen zu erlangen, sind doch die Leute auf dem Eichsfelde arm und mittellos; das ganze Vermögen ist ihre Arbeitskraft, die sie in der größten Unerfahrenheit auf zwei Jahre dem Unternehmer verkaufen und diesen Verkauf abschließen um Brot, und sei dies noch so trocken, zu finden.

Daß dieser Aufschrei der Empörung nicht underechtigt ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Sicherlich wird Niemand dem Fabrikanten zumuten, Ungeschicklichkeit oder gar Faulheit mit hohen Löhnen zu entgelten, aber hier erhebt sich doch die Frage, ob derartige Verträge, die mit völlig Unerfahrenen abgeschlossen worden sind, nicht als gegea die guten Sitten verstoßend zu annullieren wären. Das ist leider eine sehr aktuelle Frage, denn die betreffende Firma hat bereits beim Amtsgericht in Mühlhausen mehrere Arbeiterinnen, die von der Arbeit wegblieben, auf Erfüllung des Vertrages bezw. auf Schadenersatz verklagt.

Auch das Zwangssparsystem, das hier geübt wird, ist wohl nicht unbedenklich. Der Verfasser des Artikels, der übrigens mit vollem Namen zeichnet, sagt darüber:

Trotzdem die Mädchen unter einer Mark verdienen, sind die 20 Pfg. für jede Woche einbehalten worden. Wie kann ein Mensch zum Sparen greifen, der seinen Magen nicht füllen kann? Zu Gunsten der Firma will ich annehmen, daß sie nur das Beste ihrer Arbeiterinnen gewollt hat und nicht beabsichtigt, damit zu rechnen, daß die meisten derselben doch nicht zwei Jahre aushalten, um dann Erwerber der von der Armut ersparten Groschen zu werden. Bei 50 Arbeiterinnen sind es 10 Mark in einer Woche und 520 Mark in einem Jahre aufgespartes Vermögen, das beim Verlassen der Arbeit Gemeingut der Firma wird. Ich glaube nicht, daß die Firma sich an diesem Vermögensteile bereichern wird, jedenfalls giebt es bei den schlechten Arbeitsbedingungen der Arbeiter des Eichsfeldes ge-

nügend Ortsarme, die für derartige Zuwendungen in die Knie fallen werden. Bitten möchte ich die Firma, daß sie aan der Härte dre Verteäge sich überzeugt, die Klagen zurückzieht und allen Arbeitrinnen ein freies, ungebundenes Arbeitsoerhältnis einräumt. Zwar sngt die Gewerbeordnung, daß vor Ablauf der vertragsmäßigrn Zeit die Arbeit verlassen werden darf, wenn sich der Arbeitgeber widerrechtlicher Uebervorteilungen gegen die Arbeiterinnen schuldig macht. Ob der erkennende Richter diesen Absatz für diese Fälle gelten läßt, das ist noch sehr in Zweifek zu stellen, denn es liegt ja doch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch § 611 und 621 der Abschluß eines rechtsgiltigen Vertrages vor.

Weil die Angelegenheit für alle Arbeiter von größter Wichtigkeit ist, darum verdient die Sache weiteste Verbreitung.

Wir würden es für eine Verletzung unserer besonderen publizistischen Pflicht halten, wenn wir zu dieser Verbreitung in der Hoffnung auf Abhilfe nicht hätten beitragen wollen.

* * *

Kinder und Branntwein. Der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Moritz Schmidt, der berühmte Frankfurter Kehlkopfspezialist, erzählte kürzlich im Verwaltungsausschuß des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke von dem außerordentlichen Eindruck, den seiner Erfahrung nach die im Jahre 1894 vom Verein herausgegebene und seitdem in 47 000 Abzügen verbreitete Bodesche Schrift „Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein" (jetzt W. Bodes Verlag, Weimar, Preis 20 Pf., 10 St. 1 M. 50 Pf., 100 St. 10 M.) auf die Mütter auszuüben pflege. Er habe dieselbe zur kostenlosen Entnahme in seinem Wartezimmer aufliegen gehabt und hierdurch nach und nach 4000 Exemplare von ihr unter die Leute gebracht. Die meisten Frauen, welche auf diese Weise erfuhren, wie schädlich der Alkohol ihren Kindern sei, sorgten sortan dafür, daß diese vor demselben bewahrt blieben, und waren für die erhaltene Belehrung sehr dankbar. (Das Schriftchen umfaßt die Gutachten von 66 hervorragenden deutschen Aerzten, Schulmännern und anderen Fachleuten über den Alkoholgenuß im Kindesalter.)

Bücherschau.

Thes Malade: Der Hilfsprediger. Berlin, Hermann Walther 1902.

Der Verfasser ist Arzt, aber auch nicht unbegabter Erzähler. Er hat sich die ethisch gewiß sehr wertvolle Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie verderblich die Vorstellung von der Unheilbarkeit der Syphilis ist, und wie es für einen Mann, der durch einen Fehltritt von der heimtückischen Krankheit befallen wurde, eine Quelle aufrichtenden Trostes werden kann, wenn er ihre Heilbarkeit weiß und mit Energie darauf hinarbeitet. M. scheint mir seine Menschenbeurteilung auf Grund seiner einseitig ärztlichen Lebensbeobachtung zu pessimistisch zu gestalten. Es ist doch wohl nicht begründet, wenn er „die Zahl der Männer, die unberührt in die Ehe gehen", gleich Null rechnet. Doch ist der Arzt, der im Mittelpunkte des Romanes steht (mehr als der „Titelheld"), eine imponierende, anziehende Persönlichkeit. Er hat sich aus der Tiefe des geschlagenen „Homo" durch harten, das „Ich" befreienden Kampf um die höchsten Güter empargearbeitet zu der Höhe des „Anthropos", des wahrhaft freien, in sich begründeten Menschen. Und wenn auch das Werk nicht ganz frei aon Tendenz ist, wie schon das Motto „Den Wissenden zur Warnung, den Nichtwissenden zur Belehrung, den Leidenden zum Trost" vermuten läßt, so ist es doch wegen seiner ethischen Qualitäten und seiner oft packenden Darstellung eine sehr empfehlenswerte Lektüre, die gewiß auch viel Gutes stiften kann. J. St.

* * *

Theobar Wolff-Thüring: Leiden und Leidenschaften. Seelenskizzen. Berlin, Herm. Walther 1902.

Die starken sozialen und ethischen Gegensätze, die unsere Zeit mehr als jede frühere beherrschen, kommen wohl nirgends so packend zur Erscheinung, wir im Leben der Großstadt. Die gegensatzerfüllte Weltstadt ist so recht eigentlich das charakteristischr Erzeugnis der noch unausgeglichenen modernen Kultur. Kein Wunder, daß ein Mensch mit offenen Augen, der in diese Welt der leidenschaftenden Leidenschaften hineinschaut, viel Dunkles und Schweres und Herbes entdeckt. Zur künstlerischen Verarbeitung des so gesammelten psychologischen und sozial-ethischen Materials wird er aber erst dann berufen sein, wenn er auf beträchtlicher Höhe der Lebensreise angelangt ist, daß er mit ruhigem Herzen und klarem Verstande in dem Beoben dieser Lebenskämpfe die wirkenden Grundkräfte erkennt und die Strebeziele nimt. W.-Th. scheint mir noch nicht zu diesen Berufenen zu gehören. Er hat zwar ein warmes Herz für die Entsagungsschmerzen der Enterbten und für thern Lebenshunger. Auch in die Seelenspannungen des lichtsuchenden Faeschers versucht er sich hineinzudenken. Aber seine „Seelenskizen" sind aaller Risse und Sprünge, seine einheitlichen, klar umrissenen Zeichnungen. So machen die Handlungrn der von ihm geschilderten Menschen gar oft einen unmativierten und die Menschen selbst einen fragmentarischen oder mosaikartigen Eindruck. Vielleicht, wenn der Verfasser nis reiserer Mensch und Künstler den gleichen Stoff wieder behandrlt, mögen es wirkliche Seelengemälde werden. Immerhin entbehrt das Büchlein nicht eines gewissen Reizes der Spannung. Man fühlt, daß hier ein Werdender sich müht. J. St.

* * *

J. C. J. Ommerborn: Aphorismen zur Erziehung eines stolzen Menschtums. I. Heft. Barmen, s. a. Selbstverlag. 50 Pfennig.

Der Verfasser scheint allerlei Gedanken über Gesehenes und Gehrenes gelegentlich niederzuschreiben. Das ist gewiß eine Beschäftigung, die ihm wohlthut. Aber wenn er glaubt, daß es für Andere eine Wohlthat sei, diese Tagebuchblätter zu lesen, so irrt re sich. Dazu sind die Gedanken zu unklar und der gequält geistreichelnde Ausdruck zu ungenießbar und undeutsch (wie schon der Titel beweist). J. St.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Aus stillen Stunden. Gedichte aon Dr. Richard Dohse. E. Pierson, Dresden und Leipzig. 1 M.

Aus der Hölle in den Himmel. Ein Scherzgedicht aon Franz Schneidee. Illustriert von J. G. Mohr. E. Pierson, Dresden und Leipzig. 1 M.

Religiöse Weltanschauung. Reden von Albert Kalthoff. Leipzig, Eugen Diederichs.

Diesseits-Religion. Von Charles Ferguson. Aus dem Englischen von C. Mettenius. Leipzig, Eugen Diederichs. 2,50 M.

Masinissa und Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten von Carl Horbt. Hamburg, Pontt & a. Döhren.

Auf Reitschule. Schauspiel in 4 Akten von Friedr. Wilh. Kuthe. E. Pierson, Leipzig u. Dresden. 1,50 M.

Der Weg zum Vater. Ein Buch für werdende Menschen. Von Heinrich Lhotzky. Leipzig, Verlag der grünen Blätter.

Mama. Drama in 3 Akten. Von Otto Kunz. Carl Fromme, Wien u. Leipzig.

A new catachism. By M. M. Mangasarian. Watts & Cie., London. 2. edition.

Education: intellectual, moral and physical. By Herbert Spencer. Watts & Co., London.

Der kategorische Imperatio. Festrede zur kaiserl. Geburtstagsfeier an der Christian-Albrechts-Universität. Von Prof. Dr Paul Deußen. 2. Aufl. Kiel-Leipzig, Lipsius & Tischer.

Geschichte der Philosophie in übersicht. Darstellung von Prof. Dr. Adolf Mannheimer. I. Teil. 2. Aufl. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag.

Buddha und Christus. Eine buddhistischr Apologetik. Von Bruno Freybank. Leipzig, Buddhistischer Missions Verlag. 1903.

L'évolution économique du XIX. siècle. Angleterre, Belgique, France, Etats-Unis. Par Em. Caudelier. Bruxelles-Paris-Stuttgart. (W. Kohlhammer) 1903.

What makes Life worth living. By Walter L. Sheldon. Ethical Addresses. S. Burns Weston, Philadelphia 1903.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Herausgeg. von Dr. Blaschko, Dr. Lesser, Dr. Weißer. Bd. I, Nr. 1—2. Leipzig, Joh. Ambros. Barth.

Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Von H. Warnecke. Essen, G. D. Baedecker.

Redaktionelle Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig. Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Digitized by Google

Zum Wanderrednerfonds

gingen von Anfang März bis heute (siehe letzte Quittung in Nummer 10 d. J.) folgende weitere Beiträge ein:

Fr. Prof. Hankel, Schwerin 5 Mk.; A. und G. 8 Mk.; Staropolski, Kolomea 1,90 Mk.; Leutnant Voßberg, Halle 12 Mk.; Lehrer Boller und Genossen, Worms 30 Mk.

Mit herzlichem Dank an die freundlichen Geber

Berlin W. 64, Unter den Linden 16

Dr. Penzig.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Zeitschrift

für

Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°. Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—. III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das **führende Organ** dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen zu gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehen.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evang. kathol.) Gemeinde zu Königsberg (Ostpreußen) ist baldmöglichst neu zu besetzen. Gefällige Anfragen bezüglich der näheren Bedingungen werden bis Mitte Juni cr. erbeten an den derzeitigen Vorsteher

Den 7. Mai 1903. Dr. J. Rupp,
Königsberg i. Pr., Vorder Roßgarten 35.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Leiden und Leidenschaften.

Seelenskizzen

von

Theodor Wolff-Thüring.

Preis: Mk. 1.20.

Inhalt:

In psychologisch fein beobachteten Bildern, zum größten Teil aus dem Leben der Reichshauptstadt, gestattet dieser glänzende Erzähler einen fesselnden Einblick in die Verirrungen und Bedrängnisse der menschlichen Psyche. Die Feinheit der Seelenmalerei und die meisterhafte Behandlung des großstädtischen Milieus in seinem neuen Buche wird dem jungen Novellisten viele neue Freunde zuführen.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

Soeben erschien:

Anarchismus und Kirche

oder

Wissenschaft und Monarchie.

Unabhängige Gedanken

von

A. von der Landeck.

79 Seiten 8°. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift versucht den Entwickelungsgedanken in das praktische Leben des Einzelnen und damit der Gesamtheit hinüberzutragen. In der bewährten Form eines Dialogs zwischen Freunden wird die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur umschrieben und aus ihr die ethische Forderung unseres privaten, wie gesellschaftlichen Lebens im Dienste der Zweckmäßigkeit abgeleitet, sowie der Nutzen erörtert, der aus solchem Kultus des Gottes der Gesetzmäßigkeit quillt. Der Dialog der Freunde bringt den Beweis dafür, daß das kirchliche Dogma einer normalen Kulturentwickelung ebensowenig förderlich ist als der Anarchismus, indem beide in der Freizügigkeit gegenüber der gesetzmäßigen Entwickelung wurzeln. Dem Gott des Anarchismus wird der Gott der Gesetzmäßigkeit gegenübergestellt, der eines ist mit dem gesetzmäßigen Naturgeschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 6. Juni 1903. | Nr. 23.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Militärischer Fetischismus. Von Politicus.
Zum 60. Geburtstage Bertha v. Suttners.
Der Tod sein bester Freund. Von J. Barber.
Streiflichter:
Notleidende Völker.
Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl.
Die französische Schule und die Friedensidee.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Militärischer Fetischismus.

Von Politicus.

In der vergangenen Woche ist durch gerichtlichen Urteilsspruch eine Angelegenheit zum vorläufigen Abschluß gekommen, die im deutschen Volke eine ungewöhnliche, man kann sagen leidenschaftliche Erregung hervorgerufen hatte: der „Fall“ Hüssener.

Es gab unter den offiziellen und offiziösen Verteidigern des herrschenden Systems eine ganze Anzahl von solchen, denen diese ungewöhnliche Erregung nicht recht verständlich war. Traurig wäre der Fall gewiß und betrübend genug diese Vernichtung eines blühenden jungen Menschenlebens durch einen irregeleiteten unreifen Burschen — aber es gäbe schwerlich zureichende und sichere Mittel, um solchen Vorfällen vorzubeugen, und es sei unangebracht, einen solchen Fall zu generalisieren und ihn dem militärischen Geist und der militärischen Erziehung als solchen zur Last zu legen.

Gerade hier aber ist der springende Punkt des ganzen traurigen Vorfalls und der natürliche moralische Instinkt des Volksbewußtseins, der sich in einer so einmütigen Empörung kund gab, urteilt mit größerer Treffsicherheit als die Verteidiger des Bestehenden mit ihren erkünstelten und spitzfindigen Rechtfertigungsversuchen. Denn gerade darin liegt das Charakteristische und die allgemeine sittliche Empörung bei dieser Bluttat Rechtfertigende, daß es sich eben nicht um eine zufällige Einzelerscheinung handelt, sondern, ungeachtet aller besonderen Umstände, die diesen Fall begleiteten, auch und in ganz hervorragendem Maße um einen typischen Fall, nicht was die Mordthat selbst anbetrifft, — die immerhin nur selten Analoga findet — wohl aber um die Motive, aus denen sie hervorging, die ganze Anschauungs- und Empfindungsweise, den ganzen Geist, aus dem dergleichen überhaupt erst entstehen kann. Denn was die Erregung des sittlichen Empfindens auch bei dem völlig unbeteiligten Zuschauer ganz unwillkürlich hervorruft, ist nicht die That selbst und ihre Folgen, sondern die Motive, aus denen sie entsprungen, und dies in um so stärkerem Maße, je weniger es sich um die Perversität des Vorstellens bei einem Einzelnen, je mehr es sich um generelle Verirrungen handelt, die mit ihrem Unheil noch viele andere bedrohen. Es giebt keine sittliche Empörung gegen Natur- und Zufallsgewalten, gegen den Blitzstrahl oder gegen den vom Wind geschleuderten Stein, die einen Menschen getötet haben. Solche Fälle sind traurig, aber nicht empörend. Selbst in den meisten Fällen, wo es sich um ein s. g. gemeines Verbrechen handelt, mischt sich diese Unterscheidung ein, weil man eben gewissen Leidenschaften wie Habgier, Jähzorn, Rachgier u. s. w. auch manchmal fast wie Naturgewalten gegenübersteht. Dagegen erreicht die sittliche Empörung ganz von selbst da die höchsten Grade, wo einer Gewaltthat gegenüber kein Hinweis auf irgend etwas der bloßen Naturgewalt Aehnliches stattfinden kann, wo vielmehr alles deutlich zeigt: hier handelt es sich um Abnormitäten des Vorstellens, die das ethische Bewußtsein untergraben haben, und zwar um Abnormitäten, die nicht bloß zufällig im Kopfe eines einzelnen Menschen entstanden sind, sondern in vielen Köpfen, so daß auch diese vielen, vielleicht ganze Bevölkerungsschichten oder gar die ganze Gesellschaft mit ihren Gesinnungen wie mit ihren Institutionen, — welch letztere ja immer jenen adäquat sind — an der Gewaltthat mit schuldig sind.

So aber liegen die Dinge im Falle Hüssener. Man mag die Besonderheiten dieses Falles, die zufälligen Umstände, unter denen die Mordthat geschah, den eigenartigen Charakter des Mörders noch so stark in Rechnung ziehen, so bleibt doch noch genug übrig, was davon ganz unabhängig ist und auf das Typische des Falles hinweist. Gewiß verdient es Berücksichtigung, daß hier die Waffe von einem Menschen gebraucht wurde, der besonders dünkelhaft, voll äußerlichster Eitelkeit, ein Bramarbas von knabenhafter Unreife war, und die vielen ehrenhaften und tüchtigen Elemente der Marine und des Heeres haben zweifellos allen Anlaß und alle Berechtigung, jede Gemeinschaft mit einem solchen Menschen weit von sich zu weisen — und dennoch bleibt nach alledem, nach Abzug aller dieser individuellen Charaktereigenschaften, noch ein Rest, der eben nicht dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit zur Last fällt und der eben auch allein die starke Anteilnahme der öffentlichen Meinung erklärt und rechtfertigt, die ja dieser einzelne unreife junge Mensch gewiß nicht verdient haben würde.

Welcher Art dieser Rest ist, erkennt man leicht, wenn

man auf solche Aeußerungen achtet, wie die, „wenn einmal die Waffe gezogen sei, so müsse auch Blut fließen", wozu als Ergänzung der militärische Instruktionsbefehl gehört, wenn die Waffe gezogen sei, müsse sie auch mit Nachdruck und Erfolg geführt werden, ferner die Sucht, sich Ehre und Respekt in den äußerlichsten Dingen attestieren zu lassen, ebenso die „Standesehre" durch das Aeußerlichste, die einfache harmlose Berührung, einen leichten körperlichen Schlag, den mangelnden Respekt vor der Uniform, der Waffe entehrt zu sehen u. dgl. Das alles gehört nicht bloß dem Vorstellungskreise dieses einzelnen Menschen an, sondern ist ihm, wie so vielen Anderen, durch den Geist des Milieus, in dem er sich bewegt, angezüchtet worden, wenn es auch hier auf besonders fruchtbaren Boden fiel. Was in alledem sich kundgiebt, ist jener verhängnisvolle falsche Ehrbegriff, den das Volksbewußtsein immer stärker als eine Verletzung alles sittlichen Gefühls empfindet, selbst wenn er nicht wie im Falle Hüssener, wie in so vielen anderen „Fällen" der letzten Jahre, zur Vernichtung von Menschenleben führt. Die eigentlichen sittlichen Begriffe sind hier vollständig auf den Kopf gestellt: was allein dem Menschen Ehre verschaffen kann, nämlich Integrität der Gesinnung und des Handelns, das erscheint bei diesem Ehrbegriff als völlig bedeutungslos oder doch als sehr minderwertig, und als das Wesentliche nur das Verhalten zum Aeußerlichsten, wohl gar zu toten Gegenständen und Symbolen. Man braucht nur zwei so extreme Fälle gegenüberzustellen: die Ehre eines Uniformträgers bleibt unberührt, wenn er etwa ein armes Mädchen verführt hat, aber sie ist tötlich verletzt, wenn etwa diese Uniform selbst unehrerbietig, respektwidrig berührt wird. Hier handelt es sich nicht einmal mehr um eine symbolistische Auffassung von der Ehre, der man ja als Surrogat wahren Ehrgefühls wohl einige Berechtigung zugestehen könnte, sondern es handelt sich lediglich um einen toten Fetischismus. Denn die ehemalige Ritterehre, auf die dies alles zuletzt zurückgeht, hat heute längst allen Inhalt eingebüßt und ist durch ganz andere sittliche Anschauungen von Ehre ersetzt worden. In früheren Zeiten war freilich der Gebrauch und das Tragen der Waffe das stolze Recht jedes freien Mannes — wer nicht wehrfähig war, war damit auch schon selbst der Ehre beraubt, und so konnte dann wenigstens die Integrität der Waffen, der positiven wie der negativen (Rüstung) mit einigem Recht als Symbol der Integrität der Ehre gelten. Dies alles aber heute noch aufrecht erhalten wollen, ist ein sinnloser Anachronismus. Denn es fehlt ja die wesentlichste Voraussetzung, daß der Gebrauch und die Führung der Waffen ein Privilegium des freien Mannes ist. Noch mehr: der Waffengebrauch ist überhaupt aus dem Privatleben vollständig ausgeschieden, er ist ein Privilegium ausschließlich des Staates geworden und nur noch in seinem Dienste und Interesse erlaubt, wenn er sich gegen Menschen richtet. Mit diesen temporär vom Staate verliehenen Waffen also eine erhöhte „Standesehre" verknüpfen, welche ihre Träger über die anderen Menschen hinaushebt, welche diese Waffen selbst zum Fetisch macht, ist an sich selbst unsinnig, das heißt aber auch geradezu alle Versuche zu wahrer Ehre ersticken und eine Geistesverfassung erzeugen, welche zuletzt im Prätorianer-Hochmut endigen muß Mit dem Geiste eines freien Gemeinwesens, mit dem „Volk in Waffen" ist das alles ganz unvereinbar.

Hier muß mit aller Energie eingesetzt werden, wenn solche erregenden Ausschreitungen des militaristischen Geistes, wie sie immer häufiger zu Tage treten, vermieden werden sollen. Gewiß hat im Falle Hüssener ein einzelner Mensch mit vielen unsympathischen Charakterzügen den tötlichen Dolchstoß gegen einen unschuldigen Menschen geführt — aber der durch einen weit verbreiteten falschen Ehrbegriff erzeugte Prätorianergeist hat diesen Stoß auch mit geführt. Gerade in der Armee als einem einheitlich geschlossenen Organismus kann am ehesten und verhältnismäßig am leichtesten eine solche schrittweise ethische Höherbildung von Erwachsenen in die Wege geleitet werden, die dann auch ihren Einfluß auf die „Zivil"verhältnisse nicht verfehlen wird. Vielleicht empfiehlt es sich, zur Dämpfung des Prätorianergeistes zunächst erst einmal die Formel zur Anwendung zu bringen, die man seit geraumer Zeit in Frankreich aufgestellt hat: daß das Militär der Zivilgewalt untergeordnet sei, nicht umgekehrt. Die gewaltigen kriegerischen Zurüstungen und die großen stehenden Heere bedürfen einer Rechtfertigung als vorläufig noch unausweichliche Notwendigkeit gegenüber der Einheit des bürgerlichen Lebens — und oft gewinnt man den Eindruck, als sei es umgekehrt, als ob dieses letztere seine Existenzberechtigung erst nachzuweisen hätte.

Mit der allgemeinen Abrüstung, von der die Friedensfreunde träumen, wird es noch eine Weile gute Wege haben, und selbst mit der „Abrüstung in den Gesinnungen", wie sie von Fr. Jodl einmal treffend als notwendige Vorbedingung der Abrüstung mit den Waffen gefordert wird, wird es nur langsam vorwärts gehen können. Um so mehr sollte aber vorläufig die allgemeine Aufmerksamkeit sich darauf richten, daß aus der militärischen Erziehung jener anachronistische Ehrbegriff und jener Fetischismus beseitigt werden, von denen aus eine wahre Flut sittlicher Verderbnis ins Volk bringt.

Zum 60. Geburtstage Bertha v. Suttners.

(9. Juni.)

Möge hier an Stelle der leicht zu beschaffenden und ziemlich nichtssagenden biographischen Notizen eine Sammlung von Gedanken Platz finden, die von der hochgeschätzten Vorkämpferin für höhere Menschenkultur hie und da ausgestreut worden sind. Wir sind sicher, ihr damit eine größere Freude zu machen, als mit einem rühmenden Artikel, und zugleich unseren Lesern Besseres zu bieten. Die Aussprüche geben in ihrer zwanglosen Gruppierung um die beiden Pole: Vollswohlfahrt und Menschenglück ein Bild von bis der jetzt geleisteten Lebensarbeit der Jubilarin.

Der Natur- und Elementardrohungen giebt es genug; wozu haben die Menschen sich auch noch willkürlich Gefahren geschaffen und so den ohnehin vulkanischen Boden, auf dem ihr Erdenglück gebaut ist, noch eigenmächtig und mutwillig in künstliches Schwanken versetzt? („Die Waffen nieder!")

*

Die Interessengemeinschaft der Welt hat einen Grad erreicht, bei dem die Wendung des Gewaltzustandes in Rechtszustand schon eine positive Notwendigkeit, eine Lebensbedingung geworden ist. („Vor dem Gewitter.")

Was sich in der Friedensbewegung äußert, ist nicht ein Traum weltentrückter Phantasten, es ist der Selbsterhaltungstrieb der Zivilisation. („In der Brandung.")

*

Jetzt wuchert auf der Erde eine Eisen- und Sprengstoff-Vegetation, gegen welche ein Urwald aus Giftbäumen, mit Tigern und Schlangen bevölkert, ein wahrer Vergnügungsgarten wäre. („Vor dem Gewitter.")

*

Merkwürdig, wie blind die Menschen sind! Die Falterkammern des finstern Mittelalters flößen ihnen Abscheu ein, auf ihre Kasernale aber sind sie stolz! („Die Waffen nieder!")

*

In welcher Verlegenheit müßte sich doch der „Gott der Armeen" befinden, wenn er die gegenseitigen Wünsche erhören wollte, die von den beiden Feldgottesdiensten aufsteigen! Ein Dank-Tedeum bleibt ihm übrigens auf jeden Fall gesichert, ob der Sieg nun da oder dort gefeiert wird. („Inv. e. Seele.")

*

Ein Schlachtengott, dem man dafür danken soll, daß ein schönes Stück Erde blutgetränkt erobert worden, an den glaube ich

nicht ... Der Begriff „Schlachtengott" widerſpricht dem ethiſchen Bewußtſein der Zeit. (Aufſatz.)

•

Nicht den Frieden zu erhalten, ſondern ihn erſt zu ſchaffen gilt's, denn wir haben keinen. Wir leben im Rüſtungskrieg, in einem auf die Dauer unhaltbaren Waffenſtillſtand.

Der Krieg iſt ein Ding, das die Masken- und Schleier- und Tünchelloſigkeit nicht verträgt, das der ſchmeichleriſchen Konvention nicht entraten kann, wenn es nicht Abſcheu einflößen ſoll.

(Aufſatz.)

•

Mit Kohle läßt ſich nicht weiß ſäubern, mit aus Koketta nicht Wohlgeruch verbreiten und mit Krieg nicht Frieden ſichern.

(„Die Waffen nieder.")

Die Manöver ſind die Feſte und Proben der großen Verſtaatlichung des Tötens. („Vor dem Gewitter.")

Kriegsverwaltung! Ein ſolches Ding wird auch noch verwaltet! Was würde man zu einem Cholera-Miniſterium ſagen?

(„Vor dem Gewitter.")

Die „Es iſt ſo"-Raben, wenn ſie noch ſo Wahres krächzen, können die „Es wird"-Schwalben nicht entmutigen.

(„Schach der Qual!")

Solange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Witwe bleiben. („Die Waffen nieder!)

•

Aberglaube und Vorurteil: das ſind die großen Foſſilien alter Unvernunftsformationen, die noch mitten in unſere aufblühende Vernunft-Epoche hineinragen.

Jeder Widerſinn beruht auf einem in früheren Zeiten begründeten Sinn; in das Moderne ragt überall das Antike hinein, und das ſetzt die unvermeidlichen Widerſprüche ab.

(„High-Life.")

•

Nur das Edle ſtammt, mag auch das Unedle ſiegen.

Was unäſthetiſch und unethiſch iſt, was moraliſch verletzt und ekelt, was weh thut und weh thun will, das iſt ſicher verwerflich und verdammenswert.

Das Traurigſte, das Haſſenswerteſte, was die Welt enthält, iſt zugefügtes Leid, und davon ſie zu befreien, iſt der Weg zum Heil. Nichts Gutes, nichts Nützliches kann aus abſichtlich verhängtem Schmerz, aus angethaner Kränkung ſprießen.

(„Schach der Qual!")

•

Die Gleichgiltigkeit, die Tochter der Unwiſſenheit, dieſe ſchläfrige, lahme Unholdin, bildet das eigentliche turmhohe Hindernis des Vordringens neuer Ideen. („Krieg und Frieden.")

•

Das Duell iſt ein Ueberbleibſel aus wilder, finſterer Zeit, eine unchriſtliche, unmenſchliche, unſinnige Sitte, ein aus Fanfaronnade, Roheit und Vorurteil zuſammengeſetzter Mißbrauch, mit einem Wort eine Barbarei. („Ein Mannſtr.")

•

Wann werden die Menſchen endlich einſehen, daß es Höheres giebt, als Ehren, nämlich die Ehre, Beſſeres als Würden, nämlich die Würde, und Unumſtößlicheres als alle Rechte, nämlich das Recht?

(„High-Life.")

•

Gewöhnlich lenkt ſich aller Haß und alle Verachtung in dieſer Welt auf Dinge, die nicht verſtanden worden ſind. Mit dem Verſtändnis ſchwindet jeder Groll. („Schl. Menſch.")

•

Die Freude des Verſtehens — ich glaube, das iſt des Menſchen erhabenſter und wird in Zukunft deſſen heiligſter Akt werden. Verſtändnis iſt beſſer, als Gebet. (High-Life.")

•

Die Unterſcheidung des Rechts hängt von dem Grade der Intelligenz ab; daher iſt in der Unwiſſenheit allein — nicht in einem Mangel an Rechtsgefühl — die Urſache alles beſtehenden Unrechtes zu ſuchen. Vor dem am Horizonte der menſchlichen Einſicht emporſteigenden Lichte des Wiſſens fliehen alle Gewaltgeſtalten, die im Finſtern hauſen. („Inv. e. Seele.")

•

Zum Dichter gehört Viel. Ein Stückchen Wirklichkeit, mit wolkenlosem Blau geſehen; Entzücken, Schmerz, die man ſo wiedergiebt, daß auch des Leſers Blut in Wallung gerät — das iſt Dichten.

(„Vor dem Gewitter.")

•

Nur Wenige erfaſſen die Wirklichkeit ſo, wie ſie iſt, weil Jeder in ſeinem Geſichtskreis nur einen winzigen Ausſchnitt des Lebens liegen hat: die Einen ihr Geſchäft, die Andern ihr Vergnügen, die Einen die Erfordernisſe ihres Schuſterhandwerks, die Andern die Intereſſen ihres Thrones. („Vor dem Gewitter.")

•

Poeſie iſt die genießende Auffaſſung des Schönen. Eine zartbeſaitete Seele wird beim Anklang der Schönheit — in Natur, Kunſt und Gefühlsleben — in Schwingung gebracht und Poeſie iſt die Wirkung, ſei dieſe nun ein Lächeln, oder ein Lied, ein Gedicht oder eine Thräne.

•

Einfache, hohe Pflichterfüllung — das iſt der normale Geſundheitszuſtand der Seele.

Die beſterfüllten Pflichten ſind die am leicht gewordenen; die richtigſt gelöſten Aufgaben ſolche, die uns klein geſchienen; die häufigſt gebrachten Opfer jene, welche uns zur Freude wurden. Was man für ein teures Weſen thut, iſt kein Opfer — es geſchieht zur Befriedigung des eigenen Dranges; man thut es, weil man eben nicht anders kann.

Liebe kann immer fortbeſtehen, lebenslänglich; aber lich gleichbleiben — das kann ſie nie. Nichts iſt unwandelbar ... Was wir Liebe nennen, iſt nicht ein vereinzeltes Gefühl, ſondern eine Summe von Gefühlen: zugleich Bewunderung, Sehnſucht, Wohlwollen, Vertrauen. („Ein Mannſtr.")

•

Das ewige Werden iſt zugleich ein ewiges Veredeln; das Streben nach Verbeſſerung, Verſchönerung, Vervollkommnung iſt die allen Dingen innewohnende Lebenskraft. Was könnte uns zu der Annahme berechtigen, daß irgend etwas auf der höchſten Stufe angelangt ſei? („Inv. e. Seele.")

•

Unſer moraliſches Sein, das ja auch nicht fertig vom Himmel herabgefallen iſt, ſondern das — wie der Körper aus der Bewegung der Moleküle — aus der Bewegung der Gedanken zuſammengefügt iſt, muß daher auch einen ewigen Wechſel durchmachen. Was verändert ſich nicht? Dem Geſetz der ewigen Bewegung gehorcht alles. („Inv. e. Seele.")

•

Anhaltendes Glücklichſein iſt ein Ding der Unmöglichkeit — nicht ſo ſehr wegen der Ungunſt äußerer Verhältniſſe, als wegen der uns ſelber anhaftenden Unfähigkeit, anhaltend zu genießen.

(„Schmetterlinge.")

•

Alt ſein, heißt: von der Zukunft nichts mehr erwarten.

(„Selbſtbekenntnis.")

•

Die Perle Leben — iſt ſie wohl ehrlich bezahlt mit den Blutopfern der geſchichtlichen Nachrufe? („Die Waffen nieder!")

Der Tod ſein beſter Freund.

Eine pſychologiſche Skizze.

Von J. Boebee, (Wien).

Frau Laura Elfers gefiel ſich, als eine jener unverſtandenen Frauen zu gelten, die ein Leben der Pflicht und Entſagung führen, die weit über die Sphäre, in der ſie zu leben gezwungen ſind, hinausragen, zu Höherem kraft ihres phänomenalen Geiſtes berufen ſind, aber dennoch ſtreng und zielbewußt ihre Aufgaben als Gattin, Mutter und Hausfrau erfüllen.

Unſere moderne Halbbildung hat eine ganze Gattung ſolcher Frauen gezeitigt, die in ihrem Hochmutsdünkel oft wahrhaft lächerlich, umſo lächerlicher wirken, wenn ſie ſich an einen Mann gefeſſelt wähnen, der, obſchon er ſie mit Glanz und Reichtum umgiebt und nur für ſie ſorgt, denkt, arbeitet, in ihren Augen ein gewöhnlicher Alltagsmenſch iſt, der ihre Ideale nicht verſteht, ſich nicht einmal bemüht, ihre höheren Beſtrebungen zu teilen.

Frau Laura war klug genug, ihren „lieben Eugen", wie ſie ihn ſtets nannte, ihren Bekannten gegenüber als das Muſter eines Ehemannes hinzuſtellen; ſie ſpielte ihre Komödie vortrefflich; war ſie aber allein mit ihm, da regnete es Vorwürfe darüber, daß er ſich nicht an der Unterhaltung mit der ſchöngeiſtigen Frau D. beteiligt, daß er der Freundin Ellen nichts Angenehmes geſagt, der Frau Hofrätin, die ſoeben die Familie mit ihrem Beſuche beehrt, nicht Grüße für ihren Gemahl aufgetragen, daß er ſich garnicht um ihr Wohlergehen kümmere, ihr alle Pflichten für Repräſentation, Kindererziehung, Hausführung aufbürde, mit einem Wort eigentlich ein rechter

Einfaltspinsel sei, der sich des hohen Glücks, eine so begabte Frau zu haben, keineswegs würdig erweise. Monsieur Elfers war im Laufe einer 7jährigen Ehe schon derart an diese Litaneien gewöhnt, daß er sie ruhig, wie etwas ganz Selbstverständliches hinnahm, gleichgiltig den blauen Dampfwolken seiner Cigarre nachschaute, während die Frau Gemahlin sich in eine Hitze hineinredete, die ihr Blut schneller pulsieren, ihr Herz lebhafter schlagen machte! — Sein Gleichmut erbitterte sie noch mehr als alle seine Taktlasigkeiten und Unterlassungssünden; sie schien vollständig zu vergessen, daß sie dem rastlosen Fleiß dieses Mannes ihr mit allem Luxus eingerichtetes Heim, ihre soziale Stellung verdankte, daß er ihr plein pouvoir lasse, zu leben wie sie wollte, daß sie beliebig über Geldmittel verfügen, den Kindern die beste Erziehung angedeihen lassen konnte. — Elfers enthielt sich in Allem, was ihr Ressort anging, jeder Einmischung; glaubte er ja selbst, daß seine hochbegabte Frau alles unfehlbar am besten wissen müsse. — Sie engagierte englische und französische Bonnen, führte stets, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Herr Gemahl der fremden Sprachen nicht mächtig war, die Konversation mit den Kindern wie mit den Erzieherinnen bald in französischer, bald in englischer Sprache, sodaß der arme Mann sich selbst im eigenen Hause beinahe fremd vorkam, ohne eine Mahnung zu wagen, die hochwohlweise Gattin möge doch auf ihn und sein persönliches Befinden Rücksicht nehmen. Einmal hatte er wohl den Einwurf gemacht, er möchte, daß die Kinder neben den fremden Sprachen ihre Muttersprache erlernten, damit er sich mit ihnen unterhalten könne, indes Dame Laura hatte ihm in überlegenem Tone geantwortet! „Mon cher ami, das verstehst Du nicht! Die Kinder müssen gut und standesgemäß erzogen werden; willst Du Dich mit ihnen verständigen, so wirst Du Dich wohl entschließen müssen, Dich in das fremde Idiom zu finden." —

Das war nun leichter gesagt, als gethan, denn wenn Elfers abends müde und matt aus seinem Bureau heimkam, stand ihm der Sinn nicht mehr danach, Sprachstudien zu treiben. Wohl hätte er gern mit der Frau ein vernünftiges Wort gesprochen, die aber führte schöngeistige Unterhaltungen mit gelehrten Freunden; wohl hätte er gern der Kinder unschuldsvollem Geplauder gelauscht, doch die „parlierten" mit der Bonne; was blieb ihm zu thun? Er zog sich in sein Privatzimmer zurück, las Zeitungen, Journale, besuchte, wenn es ihm daheim zu langweilig war, einen Klub, kehrte mißvergnügt, in der Erwartung, von der Gemahlin mit Vorwürfen empfangen zu werden, heim, und konnte sich nicht darüber klar werden, was denn Andere weniger Begüterte, die man weniger um ihre mustergiltige Gattin beneidete, wohl unter Ehefreuden und Eheglück verstanden. —

Wer im Elfers'schen Hause verkehrte, wußte, daß Monsieur eine Null, Madame die blendende Sonne war, von der Licht und Leben ausstrahlte. —

Gar Viele fragten sich, wie diese geistig bedeutende Frau sich an diesen unbedeutenden Mann habe verkaufen können, wieder andere, wie Elfers sich so ganz jedes Einflusses begeben und seiner keineswegs unfehlbaren Frau eine Macht einräumen konnte, die sie nicht zu gebrauchen verstand, ja offenbar mißbrauchte. — Wenn schon die Gatten äußerlich in einer entente cordiale lebten, fehlte doch viel zu ihrem beiderseitigen Wohlbefinden. Frau Laura verlangte nach anregendem geistigen Verkehr, ihr Gatte nach stillem häuslichen Glück. — Er war mißvergnügt, wenn er ihren ästhetischen Vorlesungen, die sie im Kreise intimer Freunde und Freundinnen hielt, zuhören sollte (selbstverständlich ohne daß er es zeigte), — sie, wenn sie seinen Geschäftsfreunden die Honneurs machen, mit diesen „langweiligen, materiell gesinnten Menschen" eine Unterhaltung zu führen hatte. Selbstverständlich wußte auch sie sich zu beherrschen, denn als Frau von Welt lag ihr nichts ferner, als jemand, der in ihrem Hause verkehrte, zu verletzen. —

Wohlweislich hütete sich die kluge Frau, zu irgend jemand darüber zu sprechen, wie wenig sympathisch ihr ihr „cher ami" war; nur im Stillen seufzte sie oft über ihr verlorenes Lebensglück und auch darüber, daß all' die Ideale, die einst das trunkene Herz geschwellt, zerronnen. — Das ging so Jahr für Jahr. —

Urplötzlich ward Elfers krank, nach wenigen Tagen hatte er seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Händeringend stand Frau Laura am Todtenbette des „geliebten Gatten", an dessen Verlust sie nicht glauben mochte.

Was war er doch für ein einziger Mann gewesen! So unermüdet thätig, so rücksichtsvoll, gütig, pflichtgetreu, so über alle Maßen aufopfernd — nur für ihr und der Kinder Wohl bedacht — und diesen edlen, hochherzigen Mann, der kein anderes Streben kannte, als sie glücklich zu sehen, ihn sollte sie jetzt missen, ihn der kalten Erde übergeben, den sie so gern an ihr übervolles Herz hätte drücken, ihn mit ihren Küssen zu neuem Leben hätte erwecken mögen!

Und da kamen nun all die guten Freunde, zu condolieren, und die schmerzgebeugte Frau konnte nicht müde werden, von den Vorzügen dieses seltenen Mannes zu sprechen, der ihr ihr Leben so verschönt, ihr jeden Wunsch erfüllt, sie mit zärtlicher Liebe umgeben hatte!

Wer Frau Laura jetzt so sprechen hörte, mußte meinen, sie habe mit ihrem Gatten im idealsten Verkehr gelebt, an ihm Tag für Tag Talente und Vorzüge entdeckt, die ihm ihr ganzes Herz, ihre unbedingte Verehrung gewannen. —

Wie wußte sie Jedem, der es hören und nicht hören wollte, in rührenden Worten zu erzählen, wie er die Kinder geliebt, sich für ihre Ausbildung interessiert, lebhafte Freude über ihre Fortschritte bekundet hatte! Daß der arme Mann nicht einmal mit seinen stets englisch oder französisch parlierenden Kindern ein vernünftiges deutsches Wort hatte sprechen können, schien sie ganz vergessen zu haben.

Eine Schwester des Verstorbenen, die der Schwägerin längst gram gewesen, daß sie es so wenig verstanden, dem Bruder das Leben angenehm zu machen, pflegte, wenn sie der Witwe jetzt zuhörte, wie sie vor Fremden Schönfärberei trieb, kopfschüttelnd zu sagen: „Ich glaub', der Tod war sein bester Freund!" Und das war er wohl auch, denn Frau Laura fuhr fort, den ihr ehedem so unsympathischen Mann, den sie, so lange er lebte, nur als Geldquelle betrachtete, mit einem Nimbus zu umgeben, als wäre er der Inbegriff aller Tugenden gewesen.

Heut hat sie sich infolge fortgesetzter Uebung so in den Wahn hineingeredet, sie habe den besten und edelsten der Männer besessen, daß sie es, wie Viele meinen, thatsächlich glaubt.

Bei Lebzeiten war er eine Null, fremd im eigenen Hause; im Tode ist er ein verklärter Geist, dessen Vorzüge man erst jetzt anerkennt. —

Ob der grause Sensenmann nicht wirklich sein bester Freund gewesen?

Der lieben Frauen, die, wie Dame Laura, einen Kultus mit Toten treiben, während sie die Lebenden mißachtend und rücksichtslos behandeln, giebt es leider viele. — Den im kalten Grabe Ruhenden nutzt die Vergötterung nichts, den Lebenden mögen sie ihr Recht werden lassen, ihnen das Dasein verschönern und des Dichterworts gedenken:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück."

Digitized by Google

Streiflichter.

Notleidende Völker und die öffentliche Meinung. Aus Macedonien kommen neuerdings zumeist offiziös gestempelte Nachrichten, welche besagen, daß dort allmählich die „Ruhe“ wiederhergestellt werde. Wir waren noch jüngst Zeugen von Vorgängen, wie sie nur aus der Stimmung eines zur Verzweiflung getriebenen Volkes erklärlich sind — nun soll es dort allmählich wieder ziemlich ruhig geworden sein.

Auch wenn nicht immer wieder von neuem selbst offizielle Nachrichten von den verzweifelten Kämpfen berichteten, die in den macedonischen Bergen sich noch fortdauernd abspielen, so wäre man dessen von vornherein sicher, daß, wenn hier und dort schon wieder „Ruhe“ eingekehrt ist, es nur die des Todes und der Erschöpfung sein kann. In der That lassen denn auch die privaten Nachrichten, welche aus jenen entlegenen Bergländern zu uns dringen, erkennen, daß dort die schrecklichsten Gräuel sich abspielen. Eine Wiederholung der armenischen Massacres steht bevor, wenn sie nicht schon in der Verschwiegenheit der Gebirgseinöden begonnen haben — nach allen Seiten sind ja auch die Grenzen von den türkischen Truppen sorgfältig abgesperrt worden, damit ja keine Nachrichten nach dem westlichen Europa dringen. Sicherlich sind schon Tausende umgekommen und zum mindesten viele Hunderte haben sich den Tod selbst gegeben, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen. Doch immer wieder, trotz aller Verborgenheit der Geschehnisse, dringen die verzweifelten Hilferufe von dort her — aber Europa achtet nicht darauf. Mindestens das offizielle Europa nicht, ihm stören die macedonischen „Wirren“ nur die Kreise der hohen Politik, es will Ruhe haben, Ruhe um jeden Preis.

Und die Völker? Die öffentliche Meinung der civilisierten Welt? Kann sie ruhig bleiben, wenn an den Thoren der alten Kulturwelt Tausende der Gewalt zum Opfer fallen und Civilisation und Humanität geschändet werden?

In England und Nord-Amerika, in den nordischen Ländern, namentlich aber in Frankreich, hat sich denn auch die öffentliche Meinung schon stark zu regen begonnen, neuerdings auch in Italien, wo jüngst im Skalatheater in Mailand eine imposante Versammlung zu Gunsten der Macedonier stattfand, an der viele der hervorragendsten Persönlichkeiten aus dem ganzen Lande, auch die Deputierten von Mailand, Rom u. a., teilnahmen. Nur in Deutschland regt sich nichts. Ist es infolge des Einflusses der offiziellen Politik, welche den Sultan als guten Freund behandelt, infolge der allgemeinen Lethargie und der Geringschätzung rein humaner Beweggründe als „Humanitätsdusel“, welche seit der Aera Bismarcks bei uns in so starkem Maße sich ausgebreitet hat? Vielleicht wirkt das alles zusammen. Jedenfalls ist es eine Thatsache, die auch rein praktisch von erheblichem Schwergewicht ist, daß gerade Deutschlands öffentliche Meinung sich hier versagt. Erfreulich ist es da, daß wenigstens vereinzelte Stimmen sich vernehmen lassen. So hat namentlich eine teilnahmsvolle, mutige Frau jetzt die teilnahmslosen Männer beschämt. In der „Zukunft“ veröffentlicht Ilse Frapan, die bekannte Dichterin, einen Aufruf, der in flammenden Worten der öffentlichen Meinung das Gewissen zu wecken sucht. Die Schlußworte des Aufrufs lauten:

„Und was geschieht in Deutschland?

Mit brennendem Schmerz muß man sich sagen: Nichts.

Etwas Ungeheuerliches vollzieht sich. Eine grauenvolle Feuersbrunst wütet Tag und Nacht in Armenien und Macedonien. Und Europa, das diese Länder vor dem Mordbrenner zu bewahren feierlich versprochen hat,*) hört das Sausen der Flammen, das Krachen der Gebälke, das verzweifelnde Hilfegeschrei der dem Feuertode geweihten Menschen. Und es gebietet nicht Einhalt, es reißt den Feuerbrand nicht aus des Mordbrenners Hand: es sieht und wartet, wartet scheinbar stumpfsinnig, gleichgiltig, aber mit heimlich funkelnder Habsucht in den halbgeschlossenen Augen.

Wenn alles verkohlt ist, keine Hütte und kein Tempel mehr steht und das Jammergeschrei vom ewigen Schweigen verschlungen worden ist, dann wird es heranschleichen, das feile Europa, nicht in später Reue, nicht, um die Leichen zu bergen — dreimalhunderttausend sind es in Armenien —, nein, um in der Asche nach Kostbarkeiten zu wühlen!

Auch Deutschland muß protestieren; auch in Deutschland muß ein höheres Tribunal zusammentreten, vor dem alle Parteiinteressen schwinden und das alle guten Kräfte einsetzt, um der Schande der Zeit entgegenzuwirken.

Der Kaiser ist der Kaiser, aber er ist nicht Herr über das deutsche Gewissen.

Eine deutsche Liga zu Gunsten Armeniens und Macedoniens: das ist eine Forderung der deutschen Ehre, des deutschen Gewissens, eine Forderung der Civilisation und menschlicher Solidarität.“

Man wende nicht ein, daß eine solche Liga doch nichts ausrichten könne, daß noch so eindrucksvolle Demonstrationen den Gang der Ereignisse nicht aufzuhalten vermöchten u. s. w. Die öffentliche Meinung ist in unseren Tagen eine gewaltige Macht, stärker als all die sogenannten „realen“ Machtfaktoren, die sich ziffernmäßig als soundsoviel Soldaten, Geschütze und Panzerschiffe repräsentieren. Ja, man kann sagen, daß sie die bei weitem stärkste politische Macht ist, die es heute giebt, und daß sie unwiderstehlich ist, wo sie mit nur annähernder Einmütigkeit das Gewissen der civilisierten Völkergemeinschaft zum Ausdruck bringt.

Gerade die jüngsten Tage haben von dieser Macht der öffentlichen Meinung auch auf dem Gebiete internationaler Beziehungen ein paar deutliche Beispiele gegeben.

Vor kurzem stellte Rußland an die italienische Regierung das Verlangen, einen gewissen Michael Gotz ihr auszuliefern, der „anarchistischer Umtriebe“ sich schuldig gemacht habe. In Wahrheit aber handelte es sich um einen mutigen und aufopferungsvollen Vorkämpfer der freigesinnten russischen Jugend, die unablässig daran arbeitet, ihr Vaterland von dem immer unerträglicher werdenden Joch des Despatismus und der geistigen Knechtschaft zu befreien und es einer glücklicheren Zukunft entgegen zu führen. Die italienische Regierung war aus Rücksichten der höheren Politik bereit, dem Verlangen nach Auslieferung zu willfahren, aber einige mutige Abgeordnete und Publizisten nahmen sich des Falles an, sie wußten die öffentliche Meinung in Italien für sich zu gewinnen, und, unterstützt auch durch Stimmen der öffentlichen Meinung von Frankreich und England her, trugen sie einen vollen Sieg davon: die Auslieferung unterblieb. Und in welchem Sinne ein solcher Sieg der öffenttichen Meinung, die das Volksgewissen vertritt, auch rückwirkt und weithin, auch auf andere Völker, Einfluß übt und die ethischen Kräfte stärkt, zeigt die Thatsache, daß eine große Zahl hervorragender Engländer, darunter auch viele Parlamentsmitglieder, an deren Spitze der greise Philasaph Herbert Spencer steht, eine Glückwunschadresse an die italienischen Persönlichkeiten gerichtet haben, welche durch ihre Energie und ihren Mut die Auslieferung verhinderten. Indem er diese Adresse publiziert, begleitet der „Speaker“ sie mit den Worten:

„Ein mutiger Mann ist vor der Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken bewahrt worden, und das Recht der politisch Exilierten, sich in den freien Ländern anzusiedeln, ist aufrecht erhalten worden. Rußland sollte immer ähnlichem Widerstand begegnen, wenn es seine besten Bürger zu verfolgen sucht. Das würde die Arbeit für die Befreiung des Landes ermutigen und die Beziehungen der Sympathie zwischen den freien Völkern entwickeln helfen.“

Wer erinnert sich bei dieser Gelegenheit nicht an den analogen Fall, der vor einigen Monaten in Deutschland spielte, und an den ganz anderen Ausgang, den er bei uns genommen hat?

*) In Artikel 61 des Berliner Vertrags. Vgl. auch den Artikel: „Ein unglückliches Volk“ von Dr. Kronenberg im Jahrgang 1902, Nr. 32 der C. Z.

Nach eine andere eindrucksvolle Lehre hat gerade Rußland durch die öffentliche Meinung eines freien Volkes in den jüngsten Tagen erhalten. Die Gemetzel von Kischinew – an denen das russische Regime ja wesentlich mitschuldig ist — haben nirgendwo die öffentliche Meinung so sehr erregt, als in Nordamerika. Dort folgte in den jüngsten Tagen ein großes Protestmeeting auf das andere, und die russische Regierung wurde dadurch so beunruhigt, daß sie ihren Botschafter in Washington, der seinen Urlaub antreten wollte und bereits Plätze auf einem Dampfer belegt hatte, anwies, auf seinem Posten zu bleiben und auf die öffentliche Meinung beruhigend einzuwirken, in dem Sinne, daß die russische Regierung auch von den besten Absichten beseelt sei und solche Greuel, wie in Kischinew, sich nicht wiederholen würden.

Sollte das Alles nicht die öffentliche Meinung auch in anderen Ländern ermutigen? Freilich ist Rußland auf Nordamerikas gute Stimmung in seiner asiatischen Politik dringend angewiesen. Aber es ist auch mehr oder weniger auf die gute Stimmung der andern großen Mächte angewiesen, wie jeder Staat, der nicht ganz außerhalb der civilisierten Völkergemeinschaft steht. Warum also diese Bedeutung der öffentlichen Meinung, als eines wichtigen Machtfaktors, nicht benutzen und bewußt steigern wollen im Dienste der Menschlichkeit?

* * *

Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl. Auf einem seltsamen innern Zwiespalt ertappt sich der nachdenkliche Beobachter der Zeitereignisse neuerdings oft, wenn für ein Verbrechen das Rechtsgefühl des Volkes stürmisch nach entsprechender Sühne verlangt und doch das feinere Sittlichkeitsempfinden die Zwecklosigkeit und selbst Barbarei der üblichen Strafvollstreckung zurückweist. Man denke z. B. an die Entrüstung, die sich soeben in der unabhängigen Presse über die ungesetzliche Begünstigung des Prinzen Arenberg erhob, an den zweifellos berechtigten Unwillen, mit dem die, wie es scheint, nicht etwa nur milde, sondern straffällig laxe Behandlung des prinzlichen Mörders in Gegensatz gestellt wurde zu der übermäßig strengen und selbst brutalen Behandlung von Geistesarbeitern, die über die schmale Grenze zwischen staatsamtlich Erlaubtem und Unerlaubtem einmal gestalpert sind. Hier wirken offenbar im Unterbewußtsein Strömungen mit, die sich nicht leicht nach ihrer Stärke werten lassen. Das scheußliche Verbrechen, das jener begangen, ist in aller Erinnerung und heischt Sühne. Die Art der Ausführung ließ freilich schon damals Manchen den Kopf schütteln und erwägen, ob hier nicht vielmehr Entartungserscheinung des Gehirns, also Krankheit, vorlag. Aber da der Gerichtshof nichts dergleichen annahm, war man's zufrieden. Jetzt wird die Geisteskrankheit behauptet — aber — sie wird ja oft behauptet, zumal in höheren Gesellschaftssphären, wo man den Trieb zum Stehlen sogar mit griechischer Etikette versieht und nur pathalagisch behandelt. Ein Prinz noch dazu, mit Reichtum und einflußreichen Verbindungen – da weiß man schon Bescheid, aber glaubt es wenigstens zu wissen. Um so ungestümer, ja mit umso grausomerer Vergeltungslust dringt die Volksmeinung auf unerbittliches Vollziehen des Urteils. Kreuziget ihn, heißt es, z. T. weil es einer eximierten Gesellschaftsschicht angehört.

Darin liegt nun an sich nach nichts überaus Tadelnswertes. Es steckt darin das natürliche Rechtsgefühl, das vor dem Richter keine Privilegien mehr dulden will. Und dem entzieht sich auch nicht leicht jemand. Wenn schon gestraft wird, dann werde zum mindesten mit gleichem Maß gemessen. Wenn schon . . . . aber hier liegt's. Wir sind nicht mehr mit dem Herzen beim Strafen überhaupt. Es steckt doch so entsetzlich viel brutaler Racheinstinkt darin. Und der tritt so aufdringlich zu Tage, wenn es gegen einen „Höheren" geht. Man begegnet ihm ja auch in anderen Fällen, wo ein besonders raffiniertes und scheußliches Verbrechen begangen wurde: da hört man einfache Frauen und Männer aus dem Volke urteilen: „für den ist ein einfacher Tod nach viel zu wenig, der müßte gevierteilt aber gerädert werden" — atavistische Anklänge aus der ersten Entwickelungsperiode des Rechts. Aber er kulminiert doch allemal, wenn dabei die ganze verhaltene Wut und der Ingrimm der jahrhundertelang Unterdrückten ein Ventil findet. „Exemplarische Züchtigung" verlangt bewußt aber unbewußt, laut oder insgeheim, öffentlich oder unausgesprochen die Mehrheit, so also, daß diese Züchtigung als Exempel für die Standesgenossen dienen möge — und die Minderheit — sie verlangt sie zwar nicht, aber sie pflegt sie dem Verbrecher zu gönnen.

Auch die unglückliche Affaire Hüssener kann zur Vergleichung dienen. Vier Jahre Gefängnis und Verlust der Charge ist zu wenig — ruft fast einstimmig die ganze linksstehende Presse — ins Zuchthaus mit dem Totschläger und Ausstoßung aus der Marine! . . . Es rast der See und will sein Opfer haben.

Noch verwickelter wird die Sache, wenn die Frage der Begnadigung dazutritt. Wer sonst im allgemeinen jedem, auch dem schwersten Verbrecher, die Strafnachlassung gönnen möchte, weil er eben tief von der erzieherischen Unbrauchbarkeit unserer Freiheitsstrafen durchdrungen ist, der muß doch bei der einfach unbegreiflichen und überaus befremdlichen Begnadigungspraxis der letzten Jahre bedenklich den Kopf schütteln und sich fragen, ob nicht die Aufhebung des Gnaden-Vorrechtes der Krone einer scheinbar völlig willkürlichen und oft mit dem Rechtsgefühl des Volkes scharf kontrastierenden Ausübung desselben vorzuziehen wäre.

Und doch, meine ich, sollte sich der Ethiker gegen das Rechtsgefühl, das so oft nur die Maske des Vergeltungsdranges ist, entscheiden und für die Milde und Straflosigkeit, wenn es sein muß. Man kann sich auch kaum auf die erziehende Strafe zurückziehen. Abgesehen davon, daß unsere bisherigen „Erziehungsmittel" in der Praxis ja überaus grob zugehauen sind, sich so wenig der individuellen Eigenart jedes Falles anpassen können und, wie alle Gewaltanwendung, von recht zweifelhaftem pädagogischen Wert, so ist doch im letzten Grunde eine Strafe, die wirklich erziehlich wirkte, eben keine Strafe mehr, sondern eine Gutthat. Mit dem groben Vergeltungsdrang fällt auch das feinere Sühneprinzip, das im Namen eines Abstraktums, eben jenes „Rechtsgefühls", das an die Stelle der beleidigten Gottheit getreten ist, geistige Lustration, Entsündigung forderte. Man könnte noch an eine Zweckbestimmung der Strafe im annöhernden „Wiedergutmachen" des angerichteten Schadens denken, sowie man vorgeschlagen hat, Mörder und schwere Verbrecher an die gefährlichsten Posten der Humanität zu stellen, etwa als Krankenwärter in verseuchten Gegenden u. dgl. Aber ich fürchte, gerade die ausdrückliche Zwecksetzung und der dann natürlich nicht vermeidbare Zwang zu solcher Thätigkeit würden alle guten Erfolge verhindern. Es wird nichts übrig bleiben, als entschlossen mit dem ganzen Strafgedanken zu brechen und die Gerechtigkeit durch die Güte zu ersetzen.

In der Behandlung der Kinder setzt diese neue Erziehungsmethode allmählich ein, sehr allmählich. Auf dem Umwege der bedingten Verurteilung Jugendlicher schleicht sie sich in die Behandlung der Verbrecher. Wir wünschen ihr guten Fortgang, selbst auf die Gefahr hin, daß das „Rechtsgefühl" denselben Weg wird gehen müssen, wie ihn

der Vergeltungsdrang schon bei den sittlich Feinfühlenden gegangen ist.

Und wenn dann die Fanatiker der Gerechtigkeit kommen und murren: „Siehe, wir haben der Ehrlichkeit Last und Hitze getragen, und Du hast uns diese Verbrecher gleich gemacht", dann wollen wir getrost mit Jesus von Nazareth antworten: „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?"

* * *

Die französische Schule und die Friedensidee.*) Man hat häufig dem französischen Moralunterricht vorgeworfen, daß er den Chauvinismus in den Schülern nährte. So notwendig es war, diesen Mangel festzustellen, so erfreulich ist es aber nun auch, eine entschiedene Wendung zum Besseren verzeichnen zu können. Von dem Geist der französischen Schule schlechthin kann man überhaupt nicht reden, da scharf zu unterscheiden ist zwischen der Kongregations- und der Staatsschule. In welchem Geiste die ersteren unterrichten, zeigt ein Aufsatz, den der Abgeordnete Rabier am 18. März d. J. in der Deputiertenkammer vorgelesen hat. Derselbe ist zwar älteren Datums, die Kongregationen hatten ihn 1878 mit ausgestellt; die nationalistisch-klerikalen Kollegen Herrn Rabiers aber beeilten sich, durch lebhafte Rufe der Zustimmung zu bekunden, daß sie ihre Ansichten nicht geändert haben. Die bemerkenswertesten Stellen des Aufsatzes lauten:

Als unsere Armeen unter der Führung eines unbesiegbaren Feldherrn überall, wohin sie kamen, Furcht und Schrecken verbreiteten, unserer Fahnen rot von Blut und schwarz von Rauch in die Hauptstadt des größten Reiches einrückten u. s. w, da war das Land groß! .... Als ein König das Land in endlose Kriege stürzte, um die Verbreitung der verderblichen Lehren eines ultramontanen Mönches aufzuhalten, da war das Land groß!... Karl X. und Katharina von Medicis werden immer dem Herzen wahrer Christen teuer sein ihres Mutes und heldenmütigen Glaubens wegen. In einer einzigen Nacht wurde das Land von 50 000 Hugenotten befreit! u. s. w.

Auch hierzu rief man auf der Rechten: Sehr richtig! Sehr richtig!

Nach 1870 standen auch die staatlichen Lehrer im Banne der so denkenden Partei. Aber mehr und mehr machen sie sich von ihr los, davon hat Vers. sich persönlich überzeugen können. Die Denkweise der modernen staatlichen Lehrer geben die Worte wieder, die Herr Mismark als Vertreter der Lehrervereinigung des Seinedepartements am 22. Februar dieses Jahres auf dem Friedenskongreß in Paris an die Veranstalter des Kongresses richtete. Er sprach:**)

„Man muß gestehen, daß wir nicht ohne einiges Erstaunen von diesem friedlichen Kreuzzug hörten, den Sie unternehmen. Wir waren verfolgt vom Revanchegespenst, die Einrichtung unseres Unterrichts, unserer Lehrpläne, war der Verbreitung solcher Ideen wenig günstig. Aber diese erste Befangenheit hatte nur die Dauer eines Blitzes, wir sahen bald ein, daß die künftigen Geschlechter, deren Geist und Herz wir zu bilden hatten, bestimmt sind, eine andere Revanche zu nehmen, eine Revanche, die förderlicher, Frankreichs würdiger und edler ist als die kriegerische. Wir gaben in unserem Unterrichte alles auf, wovon wir glaubten, daß es Kampfesgelüste zu gunsten der rohen Gewalt erwecke, und haben uns mutig auf die Bahn begeben, welche Sie, die begeisterten Vorkämpfer der Friedensidee, uns vorgezeichnet haben. Es war unser Bestreben und wird es weiter sein, dem jungen Frankreich, das uns umgiebt, und das das Frankreich der Zukunft sein wird, einen Ausblick zu eröffnen auf das Morgenrot der Bruderliebe, das vor unseren Augen leuchten zu lassen, Sie sich zur Aufgabe gemacht haben.

Meine Damen und Herren, ich schließe mit der Erklärung, daß die Vereinigung der Lehrer und Lehrerinnen des Seinedepartements glücklich und stolz ist, durch mich das Zeugnis ablegen zu können von ihrer vollen Hingabe an die Ihnen teure Sache, die wir auch zur unseren machen werden."

*) Aus einer demnächst erscheinenden Broschüre von E. O. Wagner (Dresden) über die „Entwicklung der französischen Volksschule im Kampfe gegen die Kongregationen."

**) Nach dem „Instituteur républicain", Lyon.

Bücherschau.

Romantische Märchen von Brentano und Tieck. 1. Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

An dem Buch hat mir am besten die Einleitung gefallen. Das wird dem Herausgeber nicht lieb sein — und es soll auch eben keine Schmeichelei bedeuten. Wenn jemand mir köstliche Früchte zu überreichen glaubt und ich sage: „Der Teller ist sehr hübsch", dann wird er kaum sehr zufrieden sein. Aber ich weiß wirklich nicht, ob diese Neuauflage der alten Romantiker nötig war. Es geht ja ein Zug von Neu-Romantik (oder soll man schreiben: Neuro-Mantik?) durch das Schaffen der Friedrichshagener seit geraumer Zeit. Cholrotus stellt einmal die Definition auf: die Grundelemente der Romantik seien die Innerlichkeit, d. h. der Tiefsinn und die seelenvolle Innigkeit in der Auffassung und Durchbildung des Lebens, und die freie Phantastik in Erscheinung und Darstellung. Beides findet der Leser in Wille's „Offenbarungen des Wachholderbaumes" wohl am ausgeprägtesten, aber auch W. Bölsche, der feinsinnige Naturbelauschee und -Interpret, hat sein gutes Teil davon, um nur diese beiden zu nennen. Ein wenig Mystik und Magik, Gottes- und Naturtrunkenheit, künstlerisches Spiel mit der Wirklichkeit, ernste Gedanken unter phantastischem Rankenwerk, Poesie und Philosophie in einander gearbeitet. Dagegen habe ich an sich garnichts. Im Gegenteil, ich freue mich des kräftigen Aufsprossens und der urwüchsigen Natürlichkeit dieser seltenen „blauen Blume" auf dem scheinbar so unfruchtbaren Boden unserer überverständigen und realistischen Zeit. Aber eben darum stehe ich den Versuchen der Wiederbelebung von abgestorbenen Gewächsen skeptisch gegenüber. Die Märchen vom „Gockel, Hinkel und Gackeleia", vom „Komanditchen", „Schulmeister Klopfstock" u. s. w. haben ihren Zeitwert gehabt — klingen sie uns Aelteren doch noch wie verlorene Töne aus der Kinderzeit herüber — aber ich zweifle, ob sie heute noch ein so anspruchsloses Publikum finden werden, wie zur Zeit ihrer Entstehung. Ich will mich indessen gern getäuscht haben. Ein gewisses litterargeschichtliches Verdienst hat diese Ausgrabung immerhin, neben ihrer symptomatischen Bedeutung des leisen Erwachens einer neuesten romantischen Schule. —nz—

* * *

Professor Emile Vandervelde: Die Entwicklung zum Sozialismus. Uebersetzt von Dr. Albert Südekum. Verlag der „Sozialistischen Monatshefte". Berlin 1902. 231 Seiten.

Es ist in letzter Zeit von Sozialisten und Nichtsozialisten so viel über den Sozialismus geschrieben worden, daß dieses neue Buch eigentlich überflüssig scheinen könnte. Aber abgesehen davon, daß trotz der großen Anzahl von Schriften, die über sein Wesen handeln, das große Publikum in Betreff des Sozialismus in der allerkrassesten Ignoranz befangen, einer Ignoranz, die sich freilich bisweilen auch denen mitteilt, die über ihn Bände schreiben, so daß also der beaugdaren Bücher schließlich doch immer noch nicht genug sind, dir über ihn erscheinen, so bringt dir „Entwicklung zum Sozialismus" auch dem besten Kenner der einschlägigen Litteratur so viel Neues und ist in so eigenartigem Ton — glänzend in der Form und geistreich im Inhalt — geschrieben, daß sich das Werk getrost neben den besten Schöpfungen der diesbezüglichen Litteratur, wir z. B. den Schriften von Enrico Ferri, Eduard Bernstein und Jean Jaurès, sehen lassen kann. Der wöchtige „Führer" der belgischen Sozialdemokratie zeigt sich in diesem Buche in seinem ganzen — wissenschaftlichen sowohl als dialektischen — Glanze. Das die Einwendungen gegen den Sozialismus bekämpfende Schlußkapitel (Der Sozialismus und die persönliche Initiative. Der Sozialismus und die Freiheit, und der Sozialismus und die Kunst) ist für die Neulinge in der Materie vielleicht das Lehrreichste. Dr. Robert Michels.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Freimaurerei und Loge. Betrachtungen über den sozialethischen Beruf der Freimaurerlogen. Von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse 1903. 50 Pf.

Leitfaden der Moral. Von Dr. F. Wollny. 2. Auflage. Leipzig, Th. Thomas.

Erdensragen. Kampf- und Friedensblätter aus der Zeit — für die Zeit. Heft 1.

Psychekult und Religion. Ernste Worte an denkende Leute. Von Rich. E. Funcke. Freiburg i. B. u. Leipzig. Paul Waetzel 1903. 1 Mk.

Das Leben von Catherine Booth, Mutter der Heilsarmee. Von W. Elwin Oliphant. Berlin, Verlag der Heilsarmee. Blücherplatz 1. 1902.

Das Ich und die Unsterblichkeit. Von Fr. Wilh. Oeeling. Leipzig. Ed. Heinr. Meyer. Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die **„NATION"** als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Willensfreiheit.

Eine neue Antwort auf eine alte Frage

von

Dr. Adolf Bolliger,
Professor a. d. Universität Basel.

Oktav. Geheftet Mk. 2,40.

Die vorstehende Abhandlung ist im Dezember 1901 der „Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion" eingereicht und mit einem Preise gekrönt worden.

Versailles,

Institution Bertrand, Gewerbeschule mit Pensionat, gegen 200 Schüler, großer Garten, gute Pflege ꝛc. Zu näherer Auskunft gern bereit O. Wagner, Dresden, Wettinerstr. 51.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Soeben erschien:

Tage in südlicher Sonne.

Von **Katharina von Pommer-Esche.**

Mit 6 Abbildungen.

Mk. 1.50.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

Soeben erschien:

Anarchismus und Kirche
oder
Wissenschaft und Monarchie.

Unabhängige Gedanken

von

N. von der Landeck.

79 Seiten 8°. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift versucht den Entwickelungsgedanken in das praktische Leben des Einzelnen und damit der Gesamtheit hinüberzutragen. In der bewährten Form eines Dialogs zwischen Freunden wird die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur umschrieben und aus ihr die ethische Forderung unseres privaten, wie gesellschaftlichen Lebens im Dienste der Zweckmäßigkeit abgeleitet, sowie der Nutzen erörtert, der uns solchem Kultus des Gottes der Gesetzmäßigkeit quillt. Der Dialog der Freunde dringt den Beweis dafür, daß das kirchliche Dogma einer normalen Kulturentwickelung ebensowenig förderlich ist als der Anarchismus, indem beide in der Feeizügigkeit gegenüber der gesetzmäßigen Entwickelung wurzeln. Dem Gott des Anarchismus wird der Gott der Gesetzmäßigkeit gegenübergestellt, der eines ist mit dem gesetzmäßigen Naturgeschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 13. Juni 1903. | Nr. 24.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Wahlrecht und Wahlpflicht. Von Politicus.
Kapitalismus in der Wissenschaft. Von Dr. Rob. Michels.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von F. W. Foerster.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Geflügelverkäuferin und Geschichtsunterricht.
Ein Riesenprotest gegen das neue konservative Schulgesetz Englands.
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal: Moral und Religion.
Briefkasten.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Wahlrecht und Wahlpflicht.

Von Politicus.

Für die gegenwärtige Wahlbewegung ist wohl keine Erscheinung charakteristischer, als die Teilnahmlosigkeit weiter Volkskreise. Doch macht sich dabei ein Unterschied bemerkbar. Während die breiteren Volksschichten, namentlich die sozialdemokratischen Arbeitermassen, an der Wahlbewegung ohne sonderliche Erregung, doch mit lebhafter Teilnahme und hier und da auch mit stärkerem Elan sich interessiert zeigen, so bekunden die größte Gleichgiltigkeit und Apathie gerade diejenigen, welche durch ihre Bildung wie durch ihre soziale Stellung am meisten berufen wären, Anderen den Weg zu weisen.

Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht schwer zu verstehen. Auf der einen Seite fehlt es an naheliegenden großen politischen Aufgaben, welche auch die Trägen mit fortzureißen imstande wären, und auf der anderen Seite ist gerade die Kernfrage des Wahlkampfes, die Frage der Vertretung allgemeiner oder gar spezieller und egoistischer wirtschaftlicher Interessen (Zollfragen, Handelsverträge) am wenigsten dazu geeignet, jenen idealen Schwung zu erzeugen, ohne den nun einmal der Geist einer größeren Gemeinschaft sich niemals kräftig zu regen vermag. Und dazu kommen die vielen unerfreulichen Erscheinungen, welche bei diesem Wahlkampfe noch mehr wie bei früheren hervortreten: die Zersplitterung und Verhetzung der Parteien, das Kleinliche und Engherzige, das im Kampfe so vielfach zu Tage tritt, das starke Ueberwuchern einer geistlosen Demagogie u. s. w. Das Alles ist freilich wohl dazu angethan, gerade die Höhergebildeten und die vornehmer Gesinnten, in welchem politischen Lager sie sich auch finden mögen, von der Beteiligung an der Wahlbewegung abzuhalten oder doch mindestens von dem Betreten des politischen Kampfplatzes zurück zu schrecken.

Allein nun muß man die Frage aufwerfen: können und dürfen solche Gründe und solche Verstimmungen auch das praktische Verhalten regulieren? Sind sie vor allem unter ethischem Gesichtspunkte ausreichend, um die volle politische Abstinenz zu rechtfertigen, in dem Sinne, daß man auch der Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten sich entzieht? Die Frage kann natürlich nur mit einem runden Nein beantwortet werden. Man muß aber eben mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Dinge noch hinzufügen: gerade einen je höheren Grad geistiger und sozialer Kultur jemand erreicht hat und je leichter er deshalb durch Erscheinungen verletzt wird, die auf eine niedrigere Stufe der Entwicklung hindeuten, desto mehr erwächst ihm die Pflicht, solchen Stimmungen nicht nachzugeben, sondern sie von einem Standorte höherer ethischer Betrachtung zu überwinden.

Friedrich Albert Lange hat einmal gesagt: Reichtum ist ein Amt. Man könnte dem ein anderes Wort zur Seite stellen: Bildung ist ein Amt, d. h. auch Bildung legt dem, der sie besitzt, die sittliche Verpflichtung auf, sie nicht lediglich sybaritisch für sich und zur Steigerung der eigenen Genußfähigkeit zu verwenden, sondern sie soweit als möglich zum Dienst der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Dazu bedarf es praktischer werkthätiger Arbeit, und diese vollzieht sich im sozialen Leben freilich niemals ohne Störungen und Hemmnisse und Verdruß und Verstimmung erregende Widrigkeiten, weil es im harten Aufeinanderstoßen der Dinge und der Menschen nirgendwo etwas Unbegrenztes und Vollkommenes giebt und geben kann, am wenigsten innerhalb der politischen Thätigkeit, wo die Dinge und Menschen am unvermitteltsten und gleichsam mit der breitesten Fläche aufeinander stoßen. Es ist begreiflich, ja es ist durchaus zu billigen, wenn der geistig Vorgeschrittene sich gegen derartige Widrigkeiten und ihre üblen Nachwirkungen eine gewisse Schutzwehr schafft, indem er es ermöglicht, zu einem allgemeineren, von den Tagesereignissen und Tagesinteressen weit entfernten Standort zu flüchten. Aber er soll das nicht dauernd thun, nicht dann vor allem, wenn der Augenblick seine praktische Mitwirkung erfordert, wenn das Bewußtsein, sich als Glied eines sozialen Ganzen zu fühlen, so unmittelbar sich aufdrängt, daß damit auch von selbst das Bewußtsein erwacht, das Seinige thun zu müssen, damit die Kette lückenlos bleibe und einheitlich sich schließen könne. In diesem Falle hat die Berufung auf einen angeblich höheren Standpunkt, den man über den Dingen und über den Parteien einnimmt, keine Berechtigung mehr. Gewiß kann und sollte es für Jeden immerfort Augenblicke

geben, wo er sich auf einen höheren Standpunkt stellt als auf die Zinne der Partei, wo er, das Bleibende, das Dauernde der gegenwärtigen Erscheinungen überdenkend, sie in ihrer Gesamtheit zu übersehen sucht. Aber dies alles darf nicht so weit gehen, daß die Stärke der Entschließung im jeweiligen Moment durch die Blässe des Gedankens angekränkelt wird, daß die angestrebte Objektivität ein Hindernis wird, mutig und selbst affektvoll Partei zu ergreifen in den Kämpfen, ohne welche nun einmal keine menschliche Höherentwicklung möglich ist.

Es ist schon wiederholt von verschiedenen Seiten her die Forderung gestellt worden, das allgemeine Wahlrecht müsse ergänzt werden durch eine allgemeine Wahlpflicht, und diese Ergänzung müsse auch rein verfassungsmäßig und, wenn nötig, durch entsprechende Abänderungen des Strafgesetzbuches zum Ausdruck gebracht werden.

Dieser Gedanke hat zunächst mancherlei Sympathisches. Abgesehen von den eben dargelegten ethischen Motiven sprechen auch allgemein politische Beweggründe gewichtiger Art für eine solche Ergänzung. Denn durch eine solche Festlegung der Wahlpflicht im weitesten Umfange würde zweifellos das Ergebnis der Wahl ein viel genaueres und zuverlässigeres sein, es würde jedenfalls in viel höherem Maße ein wirkliches Bild von der Stimmung des Landes geben als heute, wo durch die Enthaltsamkeit der besonneneren Elemente die politische Leidenschaft so leicht das Uebergewicht erlangt. Und es kann sicherlich nur im allgemeinen Interesse eines Staates liegen, daß die besonneneren Elemente nicht nur von dem die Geschicke des Landes doch schließlich bestimmenden politischen Votum möglichst wenig sich fernhalten, sondern es in möglichst starkem Maße beeinflussen. Auch entspricht es ja allgemein staatsrechtlichen Grundsätzen und der Idee der Gerechtigkeit, daß Rechte und Pflichten sich immer gegenseitig fordern, sich bedingen und ergänzen müssen und darum dem Prinzip nach die ersteren nicht ohne die letzteren zuerteilt werden dürften.

Allein so wichtig dies alles ist, so wenig sollte man doch daran denken, die Ausübung der Wahlpflicht der Zwangsgewalt des Staates anvertrauen zu wollen. Denn das würde diesen vor allem mit einer Aufgabe belasten, der er kaum gewachsen ist oder deren Erfüllung doch zahllose Schwierigkeiten unabsehbarer Art mit sich brächte, von denen die Notwendigkeit einer ausgedehnten Kontrolle noch die relativ geringste wäre. Das Wesentlichste aber würde sein, daß die Absicht — die allseitige gewissenhafte Ausübung der Wahlpflicht herbeizuführen — gerade durch die Art der Ausführung — Zwang und Kontrolle des Staates — gefährdet und illusorisch gemacht werden kann. Auch wenn man davon absieht, daß in strengerem ethischen Sinne eine erzwungene Pflichterfüllung schon keine mehr ist, — so kann es doch auch, und wird gar nicht selten der Fall sein, daß gerade sorgsamste Abwägung aller Motive zur völligen Abstinenz nötigt, daß gerade eine besonders strenge Auffassung der Wahlpflicht in gewissen Fällen dazu nötigen kann, sich des Wahlrechtes zu begeben und selbst den Schein, daß man es ausüben wolle — z. B. durch die Demonstration eines leeren oder ungiltigen Stimmzettels — durchaus zu vermeiden.

Das Ziel, das Bewußtsein von der Wahlpflicht zu schärfen und möglichst allgemein zu machen, kann eben nicht durch Zwangsmittel und auf einmal, sondern muß allmählich und durch sozial-ethische Einwirkungen, auf dem Wege fortschreitender Erziehung und sozialer und politischer Bildung, erreicht werden. In erster Linie käme hier die Schule in Betracht. Es wäre endlich an der Zeit, wenn man denn schon den allgemeinen ethischen Unterricht noch nicht einzuführen geneigt und bereit ist, wenigstens dieses vom praktischen politischen Leben so dringend erforderte Desiderat zu erfüllen: daß eine Art von Bürgerkunde, etwas der französischen instruction civique Analoges in die Schulen eingeführt würde, wobei die ethische Seite, die Betonung der bürgerlichen Pflichten auf den verschiedensten Gebieten des sozialen und politischen Lebens, ganz von selbst schon einen starken Accent erhielte. Aber die Schule kann nicht alles thun. Die Presse vor allem hat neben ihr in dieser Beziehung eine wichtige Mission ethischer Aufklärungsarbeit zu erfüllen — eine Mission, die vom Parteitreiben durchaus unabhängig gehalten werden sollte. Und schließlich liegt den Einzelnen gerade unter den Höhergebildeten nach dieser Richtung immer wieder die besondere Verpflichtung ob, ihre höhere Bildung im Sinne Lange's als ein Amt zu betrachten und in diesem ethischen Sinne an der Thätigkeit für die Wahlen teilzunehmen, und dies umsomehr, je weniger sie unmittelbar berührt werden von dem Widerstreit rein wirtschaftlicher Interessen, der so leicht das Urteil verdunkelt. Damit in dieser Beziehung dem gärenden Sauerteig des wirtschaftspolitischen Interessenkampfes am wenigsten das Ferment unabhängiger und reiferer politischer Urteilsfähigkeit entzogen werde, das ihm so dringend nötig ist, muß die höhere Einsicht eben auch immer wieder ergänzt werden durch das Gefühl der sittlichen Verantwortung dem Ganzen gegenüber. Ein falscher Aristokratismus sollte da nicht Platz greifen, er wäre eine sittliche Verirrung. Die Arbeit für die Zukunft schließt die pflichtmäßige Arbeit für die Gegenwart nicht aus, sondern ein. In diesem Sinne hat Goethe, auch ein Aristokrat, aber einer im besten Sinne dieses Wortes, eine einfache Richtschnur des Verhaltens aufgestellt, welche auch auf die Auffassung der Pflicht angesichts der bevorstehenden Wahlen Anwendung finden kann:

Was ist unsere Pflicht? Die Forderung des Tages.

Kapitalismus in der Wissenschaft.

Von Dr. Rob. Michels (Marburg i. Hessen).

Es ist eines der edelsten intellektuellen Kampfmotive, für eine nach monatelangen harten Studien und vielleicht, wenn diese Studien etwa eine Verschiebung der gesamten Weltanschauung ergeben, auch nach erbitterten inneren Selbstkämpfen errungene wissenschaftliche Erkenntnis, mit der Begeisterung eines Menschen, der von dem Wert einer Ueberzeugung tief durchdrungen ist, contra omnes et omnia aufzutreten und seine These oder — je nach der Wissenschaft, die man vertritt — seinen Fund auf das energischste und nachhaltigste zu verteidigen. Auch in der Wissenschaft giebt es, oder sollte es wenigstens geben, einen auf felsenfeste mannhafte Ueberzeugung basierten, nichts scheuenden Opfermut, dem es eine durchaus sekundäre Frage ist, ob die vertretene Meinung sowie deren offenes Aussprechen „klug" und nützlich sei oder nicht.

Leider ist aber in unseren wissenschaftlichen oder sich wenigstens wissenschaftlich nennenden Polemiken weder das Kampfmotiv noch gar die Kampfmethode, oft selbst nicht einmal das Kampfobjekt wert, etwas anderes als den tiefgefühlten Unwillen jedes Unparteiischen zu erzeugen. Statt mit dem Feuer der Begeisterung für eine wissenschaftliche Ueberzeugung kämpft der in seinem Fach anerkannte Professor N. N. nur mit den Waffen des „Feuer und Schwert", das heißt der unbarmherzigsten, absprechendsten Kritik gegen die gegnerischen Schriften. Jeder Leser weiß, daß dieses sein rücksichtsloses Vorgehen nicht aus den in ihm festgewurzelten Gedanken heraus geschieht, im Recht zu sein und die Pflicht zu erfüllen, die Wissenschaft gegen jedes falsche, ihr vermeintlich schädliche Prinzip auf alle Weise zu verteidigen, sondern einzig und allein aus größenwahnwitziger

p. 186–188

der unverfälschtesten Selbstver-

allmonatlich zu Dutzenden in
ignen, nur ein Unwissender aber
ugnen. Daß sie vorkommen,
Zeichen der Entartung unserer
treter aufzufassen. Das starre
wie die erbarmungslose Ver-
legners, von dem man ganz
gentlich im Rechte ist, sind un-
chliche Eigenschaften, und das
thätigung ist keineswegs nur
eise aber auch nur auf deutsche
sehen dasselbe Scheinphänamen
jen Welt spuken, als auch an
er der Academia dei Lincei

ugleich sozial Bedenkliche an der
daß solche Gelehrten und deren
Staadesgenossen in offen her-
e als das gebrandmarkt werden,
er der Wissenschaft. Daß
gt und es diesen Schmarotzer-
ch wie vor gestattet ist, auf
haft weiterzuschmarotzen, das
Hauptgrund darin, daß sich
b der Kreise unserer Univer-
mistet hat, welches wir in der
inge und mit so verschiedenen
Mitteln ohne sichtbaren Erfolg bekämpft haben, nämlich der Kapitalismus.

Natürlich tritt das Unwesen hier in geistiger Form auf, wenn ihm auch, wie wir ein anderes Mal sehen werden, außer Eitelkeitsmotiven hauptsächlich doch materielle Ursachen zu Grunde liegen.

Der Kapitalist unter den Gelehrten heißt: die Autarität. Die oft bis ins Lächerliche durchgeführte Spezialisierung in den gelehrten, speziell in den akademischen Berufen hat es mit sich gebracht, daß ein Individuum, welches außer einigem Sitzfleisch auch noch etwas Charakterdiegsamkeit und womöglich Protektion, jedenfalls aber eine gute Portion Selbstbewußtsein und eine nach größere Rücksichtslosigkeit besitzt, im Laufe der Jahre sich zu einem Allein- oder Fastalleinherrscher auf einem bestimmten Gebiete aufschwingt, und das kann der betreffende natürlich um so leichter erreichen, je kleiner und in den meisten Fällen gleichzeitig je unbedeutender sein „Fach" ist. Ist die Autarität aber erst einmal mit Hilfe der Schüler in ihrem Amt und Würden auch nur halbwegs anerkannt worden, so verfährt sie genau so, wie der erste beste heraufgekommene Großindustrielle: sie sucht das von ihm vertretene Gebiet nicht nur möglichst mit Ausschluß aller Konkurrenten abzugrasen, sondern es vollständig in ihre Gewalt zu bringen und jeden Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Ist der betreffende zum Beispiel Autarität in der Geschichte der Hansa oder in der Erforschung des friesischen Dialekts oder irgend einem anderen Teilchen eines Ganzen, so wird er eifersüchtig darauf bedacht sein, sich seinen Markt zu sichern. Als höchstes Ziel erscheint ihm, seiner geistigen Ware das Monopol zu verschaffen. La science c'est moi!

Höchst interessant ist es nun, solch einen wissenschaftlichen Kapitalisten — nur seltener verbinden sich zwei oder drei derselben zu einem Kartell, denn dem steht ihre alles überwiegende Eitelkeit im Wege – einmal auf dem Wege zu diesem Ziele zu beobachten.

Um das Monopol ihrer Wissenschaft — oder sagen wir Quadezwissenschaft? — in die Hände zu bekommen, muß die Autarität vor allen Dingen bestrebt sein, der eigenen Persönlichkeit die größtmöglichste Geltung zu verschaffen. Hierzu ist ganz besonders eine große Schar von Schülern, vulgo mehr oder weniger scheinbaren Anbetern, vonnöten, die ihren Namen in alle Winde tragen. Die Schriften dieser Epigonen — zumal die Doktor-Dissertationen — müssen bei Strafe der Ungnade der Autarität gewidmet sein oder mindestens derselben im angehängten Lebenslauf, sowie möglichst auch im Verlauf der Arbeit selbst einige bewundernde Worte gesagt werden. Am besten ist es aber, wenn die betreffenden Arbeiten in der Einleitung die Bemerkung stehen haben, daß ihr Autor die in ihr enthüllten Gedanken nur der „überaus gütigen Anregung des verehrten Lehrers, Geheimrat Professor Dr. N. N., zu verdanken" habe. Jedenfalls ist zu erstreben, daß eine möglichst große Anzahl von von der Autarität selber nicht geschriebenen Werken den offiziellen Stempel dieses autoritätlichen Geistes tragen. Daß hier der notwendige Servilismus den jungen angehenden Gelehrten jemals fehle, davor braucht Professor Autarität jedoch keine Sorge zu haben. Brüten diese vielleicht auch nur zu einem verschwindend kleinen Teil dem ihnen aufgezwungenen Zaunkönig seine Eier mit aufrichtiger Bewunderung oder gar aus Dankbarkeit aus, so spannen sie sich doch größtenteils, auch ohne „seelische Gebundenheit", sehr gerne, allein um des künftigen materiellen Vorteiles willen, in das Joch des Herrn. Sie verpflichten sich dadurch die Autorität zur Dankbarkeit und Anerkennung und erhalten, wenn sie nicht so dumm sind, zur unrechten Zeit zu einer anderen Autarität abzufallen, von derselben über kurz oder lang zweifellos auch ein mehr oder minder einträgliches Aemtchen verschafft. Dadurch hat die Autarität aber wiederum Gelegenheit, neuen Gelehrtenruhm und — durch die nun neu hinzukommenden Schüler des Schülers — neue Anhängerschaft zu gewinnen und ihr Monopol auf diese Weise sowohl zu befestigen, als auch zu erweitern. Natürlich hat sie inzwischen auch ein bis zwei Zeitschriften — womöglich die einzigen für das Spezialfach überhaupt in Betracht kommenden — in ihre direkte oder indirekte Gewalt gebracht und steht nun, wo sie auch Machthaber über die Presse geworden ist, unerschütterlich fest. Sie kann ihre Meinung, gleichgiltig, ob richtig oder falsch, wissenschaftlich oder unwissenschaftlich, zu neuen Gedanken anregend oder in Langeweile erstickend, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln geltend machen und würde zweifelsohne sich bedingungslos dem Schlafe des Gerechten anheimgeben und die Frohndienste der Schüler allein für die Weiterverbreitung ihres Ruhmes sorgen lassen, wenn sie nicht die Angst immer wach hielte, daß ihr eines Tages eine ernsthafte junge Konkurrenz erstehen, das heißt mit anderen Worten, ein junger Gelehrter auftreten möge, der — sei es nun aus wissenschaftlicher Ueberzeugung oder aus in diesem Falle wenigstens mutiger Ambition — seine eigenen, der Autarität widersprechenden Fachansichten zum Ausdruck und womöglich zum Durchbruch bringen könnte.

Diese Gefahr zu verhindern, wendet der wissenschaftliche Kapitalist — man kann ihn nicht einmal immer Geisteskapitalist nennen — selbst wenn ihm eine bessere Einsicht sagen sollte, daß er im Unrecht sei, gegen den neuen wissenschaftlichen Konkurrenten genau dieselben Mittel an, die der erste beste Fabrikant anwendet, einen neuen wirtschaftlichen Konkurrenten zu bewältigen. Beide schlagen ihn, jeder mit den Waffen ihres Berufes, einfach nieder, der Kapitalist an Geldmitteln, indem er den Gegner mit der Macht seiner Papierscheine und Goldstückchen erdrückt, der Kapitalist an „Wissenschaft", indem er durch seine Macht als Autorität den Mitbewerber zum Schweigen zu bringen sucht.

Außerhalb dieses um die Autarität durch das gegenseitige Interesse wie mit einem cerchio di ferro zusammengeschmiedeten Kreises wissenschaftlich arbeiten wollen, gehört nun wahrlich nicht zu den leichtesten Dingen. Die Autarität

und ihre Anhängerschaft scheut nichts, den Gegner mundtot zu machen. Schreiberhände, Druckerschwärze, Papier, alles steht ihnen zur Verfügung. Die wissenschaftlichen Ansichten werden seriert, kritisiert und ridikulisiert . . . mit vollem Bewußtsein der krassesten egoistischsten Subjektivität . . . aber . . . mit der Maske und im angeblichen Interesse des zu allem Unfug aus seinem Schlupfwinkel wieder hervorgeholten Berufsgottes: der „Wissenschaft."

Wenn auch nicht für den Gang der Welt, so doch sicher für das wahre Interesse der Wissenschaft ist dieses durch die Autorität repräsentierte, intellektuelle Fachmonopol, dessen Lebensäußerung und Wirkungen wir soeben kurz beleuchtet haben, gefährlicher als das schlimmste Warenmonopol. Daß es außerdem auch moralisch im höchsten Grade korrumpierend wirken muß, erübrigt der näheren Erörterung.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Gewohnheiten.

Habt Ihr einmal ein großes Schiff inwendig besehen, wie da alle einzelnen Arbeiten verteilt sind? Ist es ein Segelschiff, so hat jeder Mast, ja jedes einzelne Segel seine besonderen Matrosen zur Bedienung — ist es ein Dampfer, so giebt es die verschiedensten Posten zur Bedienung der Maschine — bis herab zum Heizer oder zu dem, der beständig Wasser auf die erhitzten Teile der Maschine gießen muß. Und die verschiedenen Offiziere haben alle auch wieder ihre bestimmte Verrichtung in der Instandhaltung des Ganzen. Stellt Euch nur vor, der Kapitän gebe das Signal zum Abfahren und es stände ein großer Haufen Mannschaft da, von der Niemand wüßte, wo er nun zugreifen hätte! Oder stellt Euch einmal vor, der Kapitän müßte beständig von dem Einen zum Andern laufen, um ihm zu zeigen, wie er seine Sache zu machen hätte oder um zu sehen, ob er sie auch recht macht. Dann würde wahrscheinlich das Schiff schon im Hafen irgendwo auflaufen, denn der Kapitän soll auf der Kommandobrücke stehen, um von oben alles zu übersehen, was geschehen muß, und kann nur von Zeit zu Zeit einmal prüfen, ob auch im Kleinen alles in Ordnung ist. Oder stellt Euch einmal vor, ein Fabrikherr brauche seinen ganzen Kopf nur dazu, überall nachzusehen, ob das kleinste Rad auch gut geölt ist und ließe sich jeden einzelnen Brief in seinem Bureau zeigen, ob auch keine orthographischen Fehler oder sonstige Versehen darin sind. Er würde Bankerott machen, denn er würde dann gar nicht mehr Zeit haben, zu studieren, an welchem Teil der Erde jetzt wohl die meiste Nachfrage nach seinen Waren ist, wo er wohl seine Maschinen und Rohstoffe am billigsten bezieht und welche neuen Erfindungen er sich zu nutze machen kann. Nein, er muß sich auf seine Angestellten verlassen können. Sonst könnte er ja nur lieber gleich alles selbst machen. Er muß entlastet werden von der Arbeit in seiner Fabrik und von der beständigen Aufsicht über jeden Einzelnen, damit er seine Zeit der Umschau widmen kann und den großen Berechnungen. Man nennt das „Teilung der Arbeit." Und Ihr werdet mir zugeben, das Geschäft wird um so besser gehen, je besser alle seine Angestellten angelernt sind und je weniger er durch fortwährendes Kontrollieren davon abgehalten wird, alle seine Kraft dem Denken und Rechnen zu widmen. Ja, er muß mit ruhigem Herzen einige Wochen in fremde Länder zum Besuch seiner Knaben und zur Besichtigung der fremden Märkte verreisen und dabei darauf vertrauen können, daß alles seinen Gang auch ohne ihn weiter geht. Und denkt einmal daran, wie langsam alles vor sich gehen würde, wenn jeder einzelne Arbeiter und jeder Buchhalter und Schreiber für jede kleine Thätigkeit immer erst fragen müßte: „Sollen wir dies tun?" „Wie müssen wir das machen?" Kein Rad würde aus dem Stocken herauskommen. Er muß also dafür sorgen, daß seine „Angestellten" ihren Dienst thun, auch ohne daß er ihnen jede einzelne Handreichung befiehlt und vorschreibt. Ihre Verrichtungen müssen feste „Gewohnheiten" geworden sein. Gewohnheiten also sind Thätigkeiten, bei denen der Verstand nicht mehr mitzuarbeiten braucht. Natürlich muß der Verstand diese Thätigkeiten zuerst anlernen und genau sehen, daß alles Einzelne zum Ganzen stimmt, auch muß er von Zeit zu Zeit einmal nachsehen, ob noch alles beim Rechten ist — aber er braucht nicht mehr beständig dabei zu sein. Denkt z. B. an das Klavierlernen. Wie mühsam zuerst jede Note betrachtet und überlegt werden muß und wie man den Verstand oft anstrengt, um jedes Kreuz und jedes B on der richtigen Stelle zu beachten. Durch die viele Wiederholung aber werden alle die verschiedenen Griffe schließlich so Uebung und Gewohnheit — Gewohnheit hängt mit Wohnen zusammen, man ist daheim in etwas — daß die Ueberlegung gar nicht mehr dazu gerufen zu werden braucht. Das Auge sieht die Noten, und die Leitung von da zu den Fingern ist nun so oft benutzt, daß auch ohne besonderes Kommando seitens des Gehirns die Meldung sofort an die Stelle weitergegeben wird, von der die Handbewegungen gelenkt werden — so wie ein Flußbett immer tiefer wird, je länger das Wasser hindurchströmt. Da nun das Gehirn nicht mehr jede einzelne Bewegung zu kontrollieren und zu lenken braucht, so hat es Kraft und Zeit übrig, um an den Ausdruck zu denken und an das Piano und Forte an der richtigen Stelle — also seht Ihr eine Arbeitsteilung beim Klavierspielen wie auf dem Schiff und wie in der Fabrik. Zweck der Uebung ist also, daß dadurch die Gewohnheit entsteht, und deren Nutzen liegt darin, daß der Geist entlastet wird, um weit auszuschauen und tief nachzudenken nach allen Richtungen und dadurch alles Thun des Menschen zum richtigen Zwecke zu leiten, so wie der Kapitän weit ausschaut nach den Leuchttürmen und lange in die Seekarten blickt und in die Tiefen seiner Erfahrung, damit er die Handgriffe der Andern richtig leitet. Wenn wir daher von guten Gewohnheiten sprechen und sie Jedem anempfehlen, so ist damit auch gemeint, man muß sein eigenes Ich so einrichten, daß man ein gut eingelerntes und vertrauenswürdiges Personal von Gewohnheiten hat, damit der Geist nicht immer für jede Kleinigkeit herbeidemüht werden muß. Dadurch wird erstens alles verlangsamt, was man thun muß, und zweitens leidet das ganze Leben darunter, wenn der Kapitän Geist nicht immer auf der Kommandobrücke stehen kann, sondern in allen Gängen herumrutschen muß. Wenn z. B. die Ordnung einem einfach so Gewohnheit wird, daß man wie im Traum alles an seinen richtigen Platz legt, dann gewinnt der Kopf schon ungeheure Zeit. Wenn man sich einfach angewöhnt, sauber und appetitlich zu essen, dann braucht man bei fremden Leuten nicht seinen Geist zu bemühen, beständig aufzupassen auf jeden Handgriff, sondern kann ihn zur Unterhaltung und zum Zuhören gebrauchen. Wenn man sich überhaupt daran gewöhnt, Alles zu bestimmter Zeit zu thun, so hat man auch wieder den Geist von der Aufgabe entlastet, immer alle seine Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß bestimmte kleine Dinge nicht vergessen werden. Kurz, wer seinen Geist nicht von der Sorge für alle solche Kleinigkeiten befreit und sich nicht ein paar brave und zuverlässige Gewohnheiten für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens anschafft, der ist ein schlechter Haushalter in seinem eigenen Leben und wird niemals auf einen grünen Zweig kommen.

Daß wir also Gewohnheiten erwerben können, das beruht darauf, daß jede Thätigkeit durch Wiederholung sozusagen selbständig wird und nicht mehr die Führung des Geistes abzuwarten braucht. So wie die Pferde in der Feuerwehr beim Glockenzeichen von selbst unter die Wagen laufen, so geben alle die kleinen Nervenbureaux im Gehirn nach häufiger Wiederholung endlich die Anreizung von draußen weiter an das Bewegungsbureau, auch ohne erst den Verstand antelephoniert zu haben. Die Nachricht fährt eben auf dem ausgefahrensten Geleise weiter — so könnte man die Entstehung einer Gewohnheit beschreiben.

So erklärt sich z. B. auch etwas, was Einige von Euch gewiß schon erlebt haben, wenn die Familie die Wohnung gewechselt hatte. Wenn der Geist gerade nicht aufpaßt, so läuft man von der Schule immer noch den alten Weg. Diese Thätigkeit ist also selbständig geworden — sie hat sich von der Leitung des Verstandes befreit. Das ist Einem natürlich in solchem Falle sehr unangenehm. Aber solch Selbständigwerden von oft wiederholten Thätigkeiten hat noch viel gefährlichere Seiten. Es ist eine Fähigkeit, die zu unserm größten Nutzen, aber auch zu unserm größten Schaden ausschlagen kann. Es können nämlich auch schlechte und ungesunde Thätigkeiten selbständig werden, dadurch, daß sie oft wiederholt werden. Dann ist die Herrschaft der Vernunft bedroht. Denn dadurch, daß solche Thätigkeiten zahllosemal ohne Kontrolle der Vernunft durchpassiert sind, sind natürlich die Kontrolldrähte etwas eingerostet und nicht ganz imstande, während der Weg von der Versuchung bis zum Nachgeben so glatt ausgefahren ist, daß die Handlung schon gar nicht mehr in

ihrer Fahrt aufzuhalten ist. So sieht's aus, wenn eine schlechte Thätigkeit zur Angewohnheit wird und der Geist die Herrschaft entweder ganz verliert oder nur mit größter Anstrengung wieder erlangen kann, indem er sich auf das Aeußerste anstrengt, die Versuchung gleich beim ersten Betreten des Gehirns in sein Bureau zu lenken und sie von den dort versammelten guten Gedanken knebeln zu lassen. Ihr seht also, es ist wichtig, daß der Geist sich erst alle Thätigkeiten ganz genau ansieht, ehe er sie selbständig werden läßt. So gut, wie der Kapitän sich von Zeit zu Zeit überzeugen muß, ob sich in seine Mannschaft auch keine unsaubern Elemente einschleichen, die womöglich auf offener See eine Meuterei anfangen, so gut muß sich der Geist von Zeit zu Zeit überzeugen, ob er zu Gewohnheiten auch wirklich gute Elemente angenommen hat, ob sie ihm wirklich etwas abnehmen, was er selber thun wollte, oder ob sie etwas tun, was das ihm anvertraute Leben in Not und Gefahr bringt.

Meint Ihr nicht, daß der Geist sogar auf die guten Gewohnheiten etwas aufpassen muß, damit sie nicht gar zu selbständig werden und das Gefühl bekommen, daß ihnen Niemand mehr etwas zu sagen hat? Kann man nicht auch zum Sklaven von guten Gewohnheiten werden? Giebt es z. B. nicht Menschen, die ganz ungefällig werden, blaß weil sie durch die Gefälligkeit z. B. ein Buch aus der gewohnten Ordnung nehmen oder ihre regelmäßige Gewohnheit des Arbeitens unterbrechen müssen? Und ist nicht ein Sklave der Sparsamkeit dicht daran, ein Geizkragen zu werden? Also auch die guten Gewohnheiten müssen in einer Oberaufsicht gehalten werden, damit sie auch ohne Widerstand eine Ausnahme zulassen, wenn die obersten Gedanken das für nötig halten. Die beste Gewohnheit wird zur Gefahr, sobald sie dem obersten Herrn den Gehorsam aufkundigt, denn nur er kann beurteilen, was für das Ganze nötig ist, und sie müssen sich fügen, genau so wie der Heizer mit dem Kohleneinschaufeln Halt machen muß, wenn der Kapitän langsame Fahrt oder „Stopp" kommandiert.

F. W. F.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Das notwendigste Maß und die berechtigten Anforderungen.

Ein Wiener Blatt hat jüngst einige Zustände bei der Prager Polizei gerügt. Flugs war die Direktion der letzteren mit einer amtlichen Berichtigung da, welche selbstverständlich aufgenommen werden mußte. In dieser Reinwaschung, die diese an sich vornahm — auch falsche Neger bringen ihre schwarze Farbe fort — kommt ein köstlicher Satz vor. Die Prager Polizei-Direktion erklärt, daß sie „ernstlich bestrebt ist, die Prostitution auf das notwendigste Maß zu beschränken und dieselbe in einer allen berechtigten Anforderungen entsprechenden Art und Weise zu regeln". So geschrieben am 27. Mai 1903. Kein Wörtchen fand sich leider, wonach dieses notwendigste Maß bestimmt wird, inwiefern die Prostitution notwendig oder am notwendigsten ist. Kein Wörtchen darüber, welches die berechtigten Anforderungen sind, wer diese aufstellt, auf welche Personenklassen dabei Rücksicht genommen wird. Die hohe Behörde hat nur ausgesprochen, daß bis zu einem bestimmten Maß die Prostitution notwendig ist, daß, sowie man vielleicht ein Recht auf Schutz der Gesetze, ein Recht auf Arbeit hat, man auch ein Recht darauf besitzt, daß eine Prostitution besteht. Die Behörde anerkennt dieses Recht und sie kommt solchen Wünschen entgegen, indem sie die Prostitution regelt. Wir sind überzeugt und wollen alle diejenigen, welche dieses heilige, ihr seitens der Behörde anerkannte Recht beanspruchen, auch damit trösten, die Behörde wird bezüglich der Prostitution ihre Pflicht auch insoweit wahren, daß sie für die Einhaltung eines Gleichgewichtes zwischen Angebot und Nachfrage sorgen wird.

Tolstoi geißelt zwar einmal recht heftig alle diese illegitimen Verhältnisse, diese alltägliche Exotik, das eines sittlich gebildeten Menschen ganz unwürdige Ziel, die Verschwendung der produktivsten Zeit in einer nicht nur unnützen, sondern sogar schädlichen Art und Weise. Aber um derartige Bedenken kümmert sich eine löbliche Behörde ebensowenig, wie sie die Tendenzen der Föderation der Abolitionisten berücksichtigt, welche die Berechtigung einer jeglichen Reglementierung der Prostituierten negiert. Der Gedankengang ist doch ein so einfacher und wahrscheinlich auch „einleuchtender": Es giebt ein Recht auf Prostitution, das reichsgesetzlich geschützt werden müßte. Dieses Recht steht dem Gymnasiasten und dem abgetakelten Roué zu. Also muß die Prostitution ebenso wie ein anderes Gewerbe genau geregelt werden.

Der Prager Polizeidirektion kommen dabei kuriose Vorschläge zu Hilfe, die in jüngster Zeit gemacht wurden. Wir lasen beispielsweise in einer Wiener Zeitschrift, man möge verordnen, daß die Prostituierten — eine bestimmte Tracht tragen sollen. Also eine kleine Rückkehr ins Mittelalter, welches die öffentliche Brandmarkung bekanntlich liebte. Durch eine solche Tracht sollen polizeiliche Uebergriffe verhütet werden, daß Personen als Prostituierte ungehalten werden, welche ehrbare Frauen sind. Diese Reformatoren meinen aller Wahrscheinlichkeit nach da eine glänzende Idee zu haben: Zwei Fliegen mit einem Schlag! Die ehrbaren Frauen werden geschützt, und der Prostitution kommt man bei, indem man die Prostituierten brandmarkt. Hei! ist das edel gedacht.

Aus den angeführten Momenten ergiebt sich aber, daß wir es in einer so eminent wichtigen Kulturfrage, wie die Prostitution, nicht weiter gebracht haben als unsere Ahnen vor 1000 Jahren. Auch die haben mit ihr als einer feststehenden Thatsache gerechnet, an der man nicht rütteln kann. Wenn damals keine Normen aufgestellt wurden, so mag vielleicht eine gewisse Scham die damaligen Gesetzgeber davon zurückgehalten haben. Heute sind wir eben ein bischen ungenierter und haben auch eine andere Ansicht von den sogenannten Pflichten des „Rechtsstaates". Heute sind wir auch ein wenig unaufrichtiger, gehen mit scheinheiligem Gesicht durch die Straßen, aber im Dunkeln machen wir unsere „berechtigten" Anforderungen geltend und wachen darob, daß das „notwendigste Maß" gewahrt bleibe.

m. st. (Wien).

Streiflichter.

Geflügelverkäuferin und Geschichtsunterricht, eine Parabel. Der „Grido del Popolo", die Wochenschrift der sozialdemokratischen Partei in Turin, sieht, mehr noch als die anderen Blätter dieser Partei in Italien, eine ihrer Hauptaufgaben in der Erziehung des Proletariats, und zwar mit vollem Recht, denn je schneller und seiner das Gefühlsleben der arbeitenden Klassen sich entwickelt, desto eher werden diese imstande sein, die sozialen und ökonomischen Vorrechte der besitzenden und herrschenden Klassen zu sprengen. In der diesjährigen „Mainummer" (XII., 18.) brachte der Grido del Popolo nun wieder eine Betrachtung von hohem ethischen Wert, einem Wert, der dadurch noch erhöht wird, daß sie der Feder eines einfachen jungen Handarbeiters entstammt. Die Redaktion der Zeitschrift schreibt dazu: „Es ist für uns eine ganz besondere Freude, den Artikel abzudrucken, weil er uns von einem authentischen Proletarier zugesandt worden ist, dem es wahrlich weder an Herz noch an Intelligenz mangelt und der nach vollbrachter Tagesmüh sich abends noch schriftstellerischen Versuchen hinzugeben den Mut hat." Das Artikelchen selbst dürfte einer Uebersetzung wohl wert sein, zumal es ein Thema berührt, welches eigentlich nie genug besprochen werden kann. Es lautet:

„Es war einmal eine Familienmutter, welche ihren Lebensunterhalt als Geflügelverkäuferin verdiente. Sie hatte nur ein einziges kleines Töchterchen, und das zählte 4 Jahre. Die gute Frau, welche ihr Beruf ja dazu nötigte, verbrachte einen guten Teil des Tages damit, Hühner, Enten, Gänse und andere „Zweibeiner" zu schlachten. Das Töchterchen jedoch, welches, wie alle unverdorbenen kleinen Kinder, von Natur aus ein weiches Herz hatte, begann jedesmal, wenn es seine Mutter sich an ihr Geschäft machen sah, wie ein Blatt zu zittern und lief zu Tode erschrocken weg, um sich unters Bett zu verstecken.

Ganz allmählich aber fing es an, sich an diese Hekatombe zu gewöhnen und sein ursprüngliches Mitleid mit den armen Tierchen schwand immer mehr. Ja, nach Verlauf einiger Monate schaute das früher so gefühlsteine Mädchen dem Schlachten des Geflügels ganz gleichgültig zu, und wieder etwas später scheute es sich sogar nicht, dadurch, daß sie die widerspenstigeren Tierchen festhielt, der Mutter beim Schlachten behilflich zu sein. Natürlich war diese letztere selig vor Freude, als sie merkte, daß ihr Töchterchen jenes Gefühl des

Digitized by Google

Ekels, das zuerst anscheinend unbezwinglich gewesen war, nunmehr gänzlich überwunden hatte. Sie war eben eine Durchschnittsmutter. —

Nun, das, was im Hause jener Geflügelverkäuferin passierte, das geschieht heutzutage überall, in allen Schulen und allen Familien.

Wenn unsere Kinder zum ersten Male in ihrem Leben von den entsetzlichen Blutbädern, in denen Tausende und Abertausende von Menschen ihr Dasein lassen mußten, hören, dann sind sie ganz starr vor Entsetzen. Dann aber, mit dem Wachsen der Jahre und dem Fortgang des „Unterrichts", gewöhnen sie sich so sehr an die brutale Ausdrucksweise, daß sie jene Blutbäder selbst für ganz notwendig halten und sie in ihrem kindlichen Sinn sogar zu rechtfertigen suchen.

Durch welche Mittel diese „glückliche" Wandlung in der Kinderseele sich vollzieht, ist leicht zu erraten. Die braven Bürgerfamilien, besorgt um die „gute Erziehung" ihrer Kinder, wie sie nun einmal sind, erzählen ihnen nur zu häufig bei Tisch, so zwischen Beafsteak und Sauce, von den glorreichen Seiten der menschlichen — oder muß es etwa „unmenschlichen" heißen? — Geschichte und berichten mit schamloser und cynischer Gleichgiltigkeit von den in den Schlachten Gefallenen, Toten, Verwundeten, Verstümmelten, Enthaupteten u. s. w. und sagen rühmend hinzu, daß das so auf das Geheiß eines Einzigen geschehen sei. —

„Was soll all dieses thörichte Gerede?" höre ich schon einen „friedliebenden" Spießbürger fragen. „Willst Du denn den Geschichtsunterricht in der Schule abschaffen? Weißt Du denn nicht, daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens ist? Und was würde denn aus der Schule, ja, was würde aus der ganzen Welt werden, wenn ein so wichtiger Lehrzweig eingestellt werden sollte?"

„Nein, mein lieber Herr", würde ich dem antworten: „Das fehlte gerade noch! Was? Die Geschichte abschaffen? Nichts weniger als das! Aber so viel ich weiß, — leider weiß ich allerdings nur wenig! — hat sich noch nie irgend ein Jugenderzieher damit abgegeben, beim Geschichtsunterricht seinen Schülern die Schrecken der mehr oder weniger gerechten Kriege zu erzählen, um in ihren zarten kleinen Herzen das Mitleid zu erwecken (und das würde doch wahrhaftig nichts schaden!) und ihnen Bedauern einzuflößen für die, welche sterben mußten, und für die armen Mütter, welche verlassen sind, um sich ausweinen zu können, und daß alle diese Menschen zuweist nur sterben mußten, um den Ruhm eines Anderen zu vergrößern. Und doch wäre das ja nicht einmal im Schulreglement verboten! Wenigstens sind die Lesebücher doch voll davon, der Jugend die „Barmherzigkeit gegen die Armen" zu predigen."

Aber was geschieht? Das Gegenteil! Man muß doch die Ohren der Kinder schon frühzeitig an Raub und Mord und die anderen Kriegsgreuel gewöhnen, denn wir wollen ja eine „starke und mutige" Jugend heranziehen, die eines Tages auch fähig ist, selber „ihre Pflicht" zu thun. — — — —

. . Ganz richtig! Wenn wir nicht „das Glück unseres Vaterlandes auf's Spiel setzen" wollen, dann müssen wir die Geflügelverkäuferin recht schön nachahmen. —

Und was wir wollen? Nicht „Abschaffung" des Geschichtsunterrichts, sondern im Gegenteil handkleine Berichterstattung über alle Scheußlichkeiten des Krieges, aber nur in der Absicht, durch die Hervorhebung aller Schrecken und Grausamkeiten lokalpädagogisch zu wirken. Von diesem Standpunkt aus gelehrt, würde die Geschichte ein hohes Amt erfüllen. Aber nur so kann sie uns eine wahrhaftr „Lehrmeisterin fürs Leben" werden.

Ein junger Arbeiter."

Diese in ihrer Darstellungsweise so ungeordneten und dennoch so gedankenreichen Anregungen des jungen Proletariers beweisen u. a. wieder einmal, daß trotz der ihr mangelnden höheren Schulbildung die „rohe Masse" keineswegs so roh ist, als von Seiten einzelner Ignoranten oder selbst Herzloser manchmal geglaubt wird.

R. Michels.

* * *

Einen Riesenprotest gegen das neue konservative Schulgesetz Englands veranstalteten im Mai anderthalb Hunderttausende Londoner Bürger im Hyde-Park. Dieses unglückselige Gesetz, von dem noch vor wenigen Jahren der Bischof von Canterbury selbst erklärte, daß sich wohl niemals eine Torypregierung finden würde, die zugleich die Macht und den Mut besäße, es dem englischen Volke einzig zu Gunsten der Staatskirche aufzuzwingen, räumt auf mit den freien Volksschulen, mit den aus den Kreisen der Steuerzahler gewählten Schulvorständen, zwingt alle Bürger, gleichviel welcher Sekte sie angehören, ihre Kinder in Schulen zu schicken, die nach dem Ausspruch eines Bischofs mit den Dollrinen der Staatskirche durchtränkt sind, und legt, um der Ungerechtigkeit die Krone aufzusetzen, die Erhaltung der Kirchenschulen auf die Schultern aller Steuerpflichtigen. Dem Berliner Börsen-Courier entnehmen wir den folgenden kurzen Bericht:

Als Protest gegen die bewußte Ungeheuerlichkeit veranstaltete man also am Sonnabend eine Riesendemonstration. 140,000 Menschen, meist Angehörige der Mittelklasse, zogen da aus allen Teilen der Stadt in zahlreichen Prozessionen nach dem Hyde-Park. An der Spitze der verschiedenen nonkonformistischen und anderen Gemeinden marschierten deren Geistliche, und im Park wurden dann von zwölf Tribünen herab die üblichen Reden gehalten. Die Demonstration erregt gebührendes Aufsehen, und der König fuhr sogar im geschlossenen Privatwagen, von nur wenigen erkannt, durch den Park, um das Treiben mit anzusehen. Ob sich die Regierung aber beeinflussen lassen wird, erscheint noch fraglich, und selbst der folgende formelle Beschluß, den die Versammlung faßte, dürfte Mr. Balfour nicht sonderlich imponieren: „Diese Massenversammlung von Bürgern Londons verurteilt aufs Entschiedenste das Erziehungsgesetz, welches das Parlament gegenwärtig beschäftigt. Es geschieht das aus Anlaß der Beseitigung der Londoner Schulräte, des Ausschlusses von Frauen aus den die Volkserziehung überwachenden Körperschaften, ferner wegen der religiösen Prüfung, welcher sich die Volksschullehrer in Zukunft zu unterwerfen haben sollen, und schließlich weil es nicht für freie elementare, technische und höhere Erziehung in geeigneten Tag- und Abendschulen sorgt, die von einem, für den Zweck direkt gewählten Ausschuß kontroliert und verwaltet werden."

Aus der ethischen Bewegung.

Ablellung Jena. Dem Jahresbericht vom 1. April 1902 bis 1. April 1903 entnehmen wir: „Unsere Abteilung hat auch im letzten Jahr aufklärend und belehrend gewirkt, indem von Zeit zu Zeit größere öffentliche Vorträge abgehalten wurden. Außerdem ist die Einrichtung ständiger Wochenzusammenkünfte getroffen worden, die sich gut bewährt hat. Alle Dienstagsabende findet sich ein bald kleinerie, bald größeree Kreis von „Ethikern" zusammen, um sich über die verschiedensten ethischen Fragen und Probleme auszusprechen. Auch wurden mit bestem Erfolg ein paar Unterhaltungsabende veranstaltet. In der Generalversammlung vom 23. April d. J. wurden in den Vorstand wiedergewählt die Herren Dr. Bergemann (1. Vorsitz.), Dr. Sanio, Thieme (1. Schriftl.) und Topelius; neugewählt: Fel. Klein und Herr Topke. Die Mitgliederzahl betrug 76.

Ulm (Württemberg). Hier hat sich ein „Monistischer Lesekreis" gebildet. Interessenten können gratis mitlesen. Es zirkulieren: „Ethische Kultur", „Ethische Umschau", „Der Freidenker", „Das freie Wort", „Menschentum", „Die Religion der Menschheit", „Sonntagsblatt", „Phönix" und „Friedensblätter", sowie diverse Bücher und Broschüren monistischen Inhalts. Ev. Briefe an C. Eberle, Neu-Ulm, Insel 2.

Sprechsaal.

Moral und Religion.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die Controverse, ob Moral- oder Religionsunterricht, oder ob beides zusammen, hervorgerufen hat, möchte ich auf die Ausführungen eines römisch-katholischen Priesters hinweisen, der vor ca. 150 Jahren gelebt hat. In seinem Buche „Vernunft und Glauben" deduziert Jean Meslier, Pfarrer zu Etrepigny in der Champagne, etwa das Folgende.

Der kirchliche Glaube schließt in sich einen persönlichen Gott, der nach autonomen Erwägungen handelt und (wie wir es auch kürzlich von höchster Stelle hören konnten) in den Kausalitätszusammenhang eingreift, „wenn's not thut". Dieser Gott zwingt die Menschen, nach seinem Willen zu handeln, bei entsetzlichen Strafen. Diese Strafen findet Meslier in der Religion, welche für ihn am letzten Ende ein Produkt der Furcht ist, psychologisch nur allzusehr begründet. Handlungen nun, mögen es gute oder schlechte sein, entspringen demnach

für den religiösen Menschen aus der Furcht, sie sind Produkte von Zwangsvorstellungen. Der moralische Wert einer Handlung läßt sich nur aus ihren Motiven erklären. Die Motive einer That, die aus Zwang geschieht, können weder gut noch schlecht sein, sie liegen überhaupt außerhalb der handelnden Person. Das Christentum resp. der Glaube hat die Menschen moralisch indifferent gemacht. („There is nothing upon the world either good or bad, but thinking makes it so", Shakespeare.) Die Moral beginnt erst mit dem Denken, darum kann ein Tier niemals moralisch handeln. Wissen ist nach Sokrates eine Tugend, und nur Wissen (Denken) kann die Ursache der Moral sein. Meslier resumiert: Moral und Glaube sind unvereinbar, die Moral (resp. die Ethik) kann nur da anfangen, wo der Glaube aufgehört hat. Ueber diesen Punkt sagt er des Näheren aus: „Derjenige, welcher zuerst die Völker gelehrt hat, daß, wenn man den Menschen Unrecht gethan hat, man Gott deshalb nur Verzeihung bitten, ihn durch Geschenke beschwichtigen, ihm Opfer darbringen müsse, hat augenscheinlich die wahren Prinzipien der Moral zerstört. Diesen Ideen nach stellen die Menschen sich vor, daß man von dem Könige des Himmels, sowie von den Königen der Erde die Erlaubnis, ungerecht und schlecht zu sein, aber doch zum wenigsten die Verzeihung für das Böse, das man thun kann, erhalten könne. — Die Moral gründet sich auf die gegenseitigen Beziehungen, auf die Bedürfnisse, auf die beständigen Interessen der Erdbewohner; die Beziehungen, welche zwischen den Menschen und Gott bestehen, sind entweder vollkommen unbekannt oder eingebildet. Die Religion hat dadurch, daß sie Gott in Verbindung mit den Menschen brachte, sichtlich die Bande, welche sie untereinander vereinigten, gelockert oder zerstört; die Sterblichen bilden sich ein, daß sie ungestraft einander schaden können, wenn sie dem allmächtigen Wesen, bei dem man das Recht voraussetzt, alle Beleidigungen zu verzeihen, welche man seinen Geschöpfen zufügt, eine verhältnismäßige Genugthuung bieten. — Giebt es irgend etwas, das gerichteter wäre, die Schlechten zu beruhigen oder sie zum Verbrechen zu ermutigen, als wenn man sie davon überzeugt, daß ein unsichtbares Wesen existiert, welches das Recht hat, die Ungerechtigkeiten, die Räubereien, die Beleidigungen, welche sie der Gesellschaft zufügen, zu verzeihen? Wir sehen, daß die schlechtesten Menschen, durch diese trügerischen Ideen ermutigt, die größten Verbrechen begehen und glauben, sie dadurch wieder gut zu machen, daß sie die göttliche Barmherzigkeit anrufen; ihr Gewissen ist ruhig, sobald ein Priester sie versichert, daß der Himmel durch eine aufrichtige Reue, welche der Welt gar keinen Nutzen ist, besänftigt wird. — Eine mit der Religion verbundene Moral ist natürlicherweise derselben untergeordnet. Im Gemüt eines frommen Menschen muß Gott den Vorrang vor seinen Geschöpfen haben; man muß ihm mehr gehorchen wie den Menschen. Die Interessen des himmlischen Monarchen müssen die der gebrechlichen Sterblichen überwiegen. In jeder Religion können die Priester, unter dem Vorwande der Interessen des Himmels oder des Ruhmes Gottes, von den Pflichten der menschlichen Natur entbinden, wenn diese sich nicht mit den Pflichten vertragen, welche Gott das Recht hat aufzuerlegen. Ueberdies, sagte der, welcher das Recht hat, die Sünden zu vergeben, nicht auch das Recht haben, sie zu bestrafen?" —

Soweit Meslier. Die wenigen, einer etwas plumpen Uebersetzung entnommenen Sätze zeigen, in welch kritischer Art er mit den hergebrachten Anschauungen ins Gericht ging. Leider ist sein Buch so gut wie verschollen, aber den Wenigen, die es kennen, ist es ein teurer Schatz und ein köstliche Fundgrube tiefen Erkennens.

Wiesbaden. Fritz Kätscher.

Briefkasten.

Herrn Th. B. in Kiel. Sie schreiben: „Ich kann den Artikel: „Politische Gleichgiltigkeit" nicht in Einklang bringen mit dem früheren: „Unsere Wahlparole". Die Mahnung, sich an der Politik zu bethätigen, ist meines Erachtens eben aus dem Grunde jetzt so berechtigt, weil es gilt, kräftigen Protest einzulegen gegen eine Politik, die unser Vaterland schädigt. Aber dann darf man nicht die Bestrebungen der rechtsstehenden Parteien in der Weise entschuldigen, wie das in jenem früheren Artikel geschah. Interesse und Eifer für die Politik ist ohne entschiedenes Parteiergreifen unmöglich, und ich finde die Kritik des Vorwärts, in Nr. 22 wiedergegeben, nicht ganz unberechtigt. Daß es unter den Anhängern der Rechten viele ehrliche Männer giebt, die dem Vaterland zu dienen *glauben*, mag zugegeben werden, aber als Vertreter einer volkstümlichen Richtung kann man ihnen nicht den Vorwurf ersparen, daß sie sich in einem schweren Irrtum befinden. Die „Eth. K." hat früher eine scharf demokratische Richtung vertreten. Es thäte mir leid, wenn die „Eth. K." nicht mehr entschieden auf dem früheren Standpunkt stände." —

Zu diesem Bedauern ist zunächst gar kein Grund. Soweit in einer nicht an erster Stelle politischen, sondern eben ethischen Zeitschrift die persönliche politische Anschauung des Herausgebers durchschimmern darf, — Mitarbeiter wie Leser sind ja nicht weltfremde Schemen, sondern Leute mit praktischen Zielen und Lebensaufgaben — ist an der anfrichtig volksfreundlichen Gesinnung unseres Blattes nie ein Zweifel möglich gewesen. Sie vergessen aber, daß wir in erster Linie ethische Kultur fördern wollen, und die Ethik ist nicht nur für das „Volk" im demokratischen Sinne, sondern für alle. Darum können und wollen wir, wo immer wir auf Politisches kommen, die Ethik nicht zum Sonntagsgebetbuch in die Tasche stecken, sondern müssen sagen: Freilich *Ethik nicht ohne Politik*, wenn anders diese die praktische Ausgestaltung der Zustände des Gemeinschaftslebens der Völker und Menschen bedeutet, aber auch *nie Politik ohne Ethik*. Diesen Grundsatz würden wir verletzen, wenn wir die Wahlbeteiligung nicht als *allgemeine* sittliche Pflicht, abgesehen von jeder politischen Parteizugehörigkeit, empfehlen und *nur für die Opposition* dringend machen wollten, wie Ihr erster Satz zu empfehlen scheint. Wie würden weiter dagegen sündigen, wenn wir, was an den Gegnern wirklich „zu entschuldigen" ist, unterschlagen wollten, um nur möglichst schwarze Männer als Zielscheibe zu bekommen. Schwarzmachen mag die leider fast unausrottbare Funktion der Parteisanatiker sein, die an die Leidenschaften und nicht an das Urteil der Menge appellieren; Schwarz *schwarz nennen* ist auch unsere Pflicht, und das thun wir nach Vermögen, ob dann der schwarze Fleck rechts oder links sitzt. Dann müssen wir aber auch Weiß weiß nennen dürfen.

Wenn Sie den Artikel „Unsere Wahlparole" nochmals aufmerksam, namentlich den dritten Absatz, lesen wollten, so müßten Sie erkennen, daß wir kein Blatt vor den Mund genommen haben: „Ohne Weiteres ist zuzugeben, daß die gesamte Politik der herrschenden Parteien und Klassen von der Rücksicht auf Erhaltung ihrer Ausnahmestellung und von der Hoffnung auf Stärkung ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht diktiert worden ist." Die Oktroyierung des Zolltarifs wird, „milde gesagt, eine Rechtsbeugung" genannt u. s. w. Wenn wir aber dann die „unlauteren Elemente" mit „thatsächlich engherzigen und einseitigen Motiven" scharf von den treuen, aber gutgläubigen Elementen, die das Wohl des Vaterlandes zu fördern meinen, absondern, so sagen wir genau das, was Sie selbst zugeben wollen; „daß es unter den Anhängern der Rechten viele ehrliche Männer giebt, die dem Vaterlande zu dienen *glauben*." Den „Vorwurf" des schweren Irrtums dem politischen Gegner zu machen, ist aber darum recht müßig, weil wir diesen „Vorwurf" prompt zurückbekommen. Hier kann nur objektive Wissenschaft entscheiden.

Wissenschaft aber — und Ethik ist ja doch wohl Wissenschaft — steht wirklich über den Parteien, so oft diese auch den Versuch machen sie gar ihre Parteiinteressen zu spannen. Das ist natürlich eine etwas exponierte Stellung, daher wir uns denn nicht im Geringsten darüber wundern, daß dort die Steine der Kurzpolitiker bald von rechts, bald von links munter herumfliegen. Daß Wissenschaft aber mitten in diesem Bombardement schließlich unverwundbar ist, das ist — der Humor daran. Und den wollen wir uns nicht rauben lassen.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die allgemeine Bildung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein histor.-krit. dogmatische Grundlegung von Hugo Marcus. Berlin NW. 7, Verl. E. Ebering. 1903.

Dove si va? Appunti di Psicologia politica. N. Fornelli. Napoli, Luigi Pierro Editore. 1903.

Emil Feammel. Ein biograph. Gedenkbuch von Theodor Kappstein. Leipzig 1903. Hermann Seemann Nachfolger. 4 Mk.

Eine Frühlingsreise in Griechenland. Von Dr. A. Döring. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag 1903.

Erziehung und Bildung unserer Töchter. Von Dr. Käthe Windscheid. Freiburg i. B. E. Kuttruff 1902.

Biblische Geschichtslügen. Von Bruno Sommer. Bamberg, Handelsdruckerei.

Gesundheit und Erziehung. Von Georg Stichert. Gießen, S. Ricker, 2 Aufl. 1903.

Die Geschwister. Von Hugo Breisch. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Reform der Frauenkleidung als sittliche Pflicht. Von Magnus Weidemann. Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer. Broch. 1 Mk.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters Herausgeg. und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. Leipzig, Eugen Diederichs. Broch. 4,50.

Nicht Moral-, sondern Religionsunterricht, und zwar biblisch-christlicher. Vortrag von A. Grünwellert. Berlin C, Fr. Zillessen. 30. Pfg.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Im Juni veranstaltet die Abteilung, wie üblich, eine Landpartie, und zwar:

Sonntag, den 21. Juni. Treffpunkt: Bahnhof Grunewald 9½ Uhr morgens. Um 10 Uhr Wanderung über Paulsborn (Frühstückspause im Walde) nach Krumme Lanke. Dort 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen zu Mk. 1,25 im Restaurant an der Krummen Lanke. Die Teilnehmer werden ersucht, ihre Mittagskarten zu Mk. 1,25 schon jetzt bis spätestens Donnerstag, den 18. Juni, im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 (Vorm. 10–12, Nachm. 3–7) zu lösen, da andernfalls Gewähr für Teilnahme an der gemeinsamen Tafel nicht geleistet werden kann. — Rückfahrt nach 6 Uhr abends ab Bahnhof Schlachtensee.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Die Entwickelung
der
Pädagogischen Psychologie
im 19. Jahrhundert.

Von

Dr. Ferd. Kemsies.

Preis M. 1.—.

Ferien-Pension.

Ein erfahrener Pädagoge wünscht 2—3 Knaben mit in den Sommeraufenthalt (Ostseebad) zu nehmen. Empfohlen durch Herrn Dr. A. Levy, Wichmannstr. 14 und Herrn Rechtsanwalt Jarecki, Turmstr. 13. Adr. unter E. B. an die Exped. dieser Zeitung.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Soeben erschien:

Die Entwickelung
des
Berliner Fortbildungsschulwesens
und der
obligatorische Fortbildungsunterricht.

Nach einem Vortrage dargestellt
von
Professor Dr. Glatzel,
Stadtverordneter in Berlin.

Preis: 60 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. G. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 20. Juni 1903. | Nr. 25.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Wesen der Religion. Von Dr. Wolff (Karlsruhe).
Anonymes Denunziantentum. Von Georg Ewald.
Die Genossenschafts-Brüderschaft. Von L. K—r.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Der innere Zusammenhang von „Schlachten" und „Morden".
Verfehlte Germanisierungsarbeit.
Ein begrabenes Gesetz.
Bücherschau.

Das Wesen der Religion.

Ein Wort zur Abwehr.

Von Dr. Wolff (Karlsruhe).

In Nr. 19 der „Ethischen Kultur" habe ich ein philosophisches Nachwort zum „Fall Rothe" veröffentlicht. Gegen dasselbe hat Herr Professor Wilhelm Foerster eine kurze Erklärung, Herr Professor J. Stern einen längeren Aufsatz gerichtet. Herr Professor Foerster warnt im „Sprechsaal" vor der in meinem Nachwort enthaltenen „höchst gefährlichen Idealisierung spiritistischer Verirrungen" und erhebt als Naturforscher und Ethiker Einspruch gegen die von mir vertretene „Modephilosophie", die allen sich so mächtig bewährenden Voraussetzungen des wissenschaftlichen Naturerkennens ins Gesicht schlage. Herr Professor Stern wendet sich in seinen Ausführungen über „Zukunftsreligion" gegen meine Betonung des transzendenten Momentes, als des entscheidenden Begriffsmerkmals aller Religion, und erklärt, wer das behaupte, habe sich vom Gängelbande des Dogmatismus noch nicht ganz befreit und verkenne die Grundrichtung der modernen Entwicklung, die einer Art „Diesseitsreligion" zustrebe.

Die Reihenfolge, in der ich die Einwände zitiert habe, entspricht zugleich dem Grade ihrer Beachtlichkeit.

Der erste Vorwurf beruht auf einem offenbaren Mißverständnis. Ich wage zu behaupten, daß ihn niemand hätte erheben können, der meinen Aufsatz gründlich gelesen und überdacht hat. Denn ich habe kein Wort gesagt, welches als „Idealisierung spiritistischer Verirrungen" ausgelegt werden könnte. Vielmehr wird in meinem Aufsatz der Schwindelkram der Rothe und Genossen mit aller Entschiedenheit verurteilt und insbesondere die lächerliche und fast unbegreifliche Verblendung verspottet, welcher auch sonst vernünftige Leute infolge des wissenschaftlichen Kolorits der spiritistischen Unternehmungen verfallen. Uebrigens hatte ich gar keine Veranlassung, überhaupt für oder wider den Spiritismus mich auszusprechen. Es sollte nur der Grund und die symptomatische Bedeutung der Thatsache erörtert werden, daß auch dem gröbsten spiritistischen Schwindel eine so erstaunliche Zahl von Gläubigen zuströmt. Nicht der Wahrheitsgehalt des Spiritismus, sondern die Psychologie seiner Anhänger war das Thema meines Nachwortes. Und hier sagte ich allerdings: Die Grundstimmung, das innere Verlangen, welches diese Leute nach ihrer eigenen Aussage zu den spiritistischen Zirkeln trieb, entstammt den gleichen Quellen, aus welchen auch der Strom der religiösen Entwicklung gespeist worden ist und fortwährend gespeist wird.

Und damit komme ich zum zweiten Punkt.

Auch hier hat mich Herr Professor Foerster mißverstanden, aber, wie ich gestehe, nicht ohne meine eigene Schuld. In meinem Aufsatz findet sich die Stelle, „aller ernsthaften Philosophie gelte als fundamentale Voraussetzung aller Erkenntnis, daß die bunte, tönende, greifbare Erfahrungswelt, der mundus sensibilis, nur ein Spiegelbild unseres Bewußtseins sei, während der Inhalt und das eigentliche Wesen der Dinge unseren Sinnen und dem bloß ordnenden Verstande unerfaßbar bleiben". Ein einziges Wort in diesem Satze, das versehentlich hineingekommen oder stehen geblieben ist, hat Verwirrung verursacht und mich in den Ruf eines heillos unphilosophischen Kopfes gebracht. Denn offenbar hat die Einfügung des Wörtchens „nur" den Verdacht erweckt, als predige ich jenen extremen Spiritualismus, wie er etwa bei Berkeley und im 19. Jahrhundert wieder bei manchen Neukantianern in zugespitztester Form erscheint und alle körperliche Realität zu „wesenlosem Scheine" verflüchtigt. Ich glaube nicht, daß man diese Lehre als die gegenwärtige „Modephilosophie" bezeichnen kann. Jedenfalls denke ich selber nicht daran, die Wirklichkeit der Erfahrungswelt zu bestreiten. Auch bezweifle ich keinen Augenblick, daß die moderne Naturforschung die wertvollsten Aufschlüsse über diese Wirklichkeit zu Tage gefördert hat. Allerdings aber leugne ich die absolute Realität der Erfahrung und behaupte, daß unser ganzes Wissen von den Dingen durch die Subjektivität unserer Sinnesqualitäten und Verstandesfunktionen beeinflußt und begrenzt ist, sodaß das innerste Wesen der Dinge, wie es, losgelöst von der Voraussetzung eines erkennenden Subjekts, sich darstellen würde, uns unauffindbar, ja recht eigentlich undenkbar ist. Somit verbleibt allerdings ein „Kern der Natur", welcher in undurchdringliche Schleier gehüllt und dem menschlichen Verstande trotz heißester Bemühung unzugänglich ist. „Ins Innere der Natur dringt kein er-

Digitized by Google

ſchaffener Geiſt.“ Dieſe Lehre halte ich in der That für die fundamentale Vorausſetzung aller Philoſophie und zugleich, wenn auch eine Ahnung derſelben ſeit den früheſten Zeiten des menſchlichen Denkens lebendig iſt, für die Grundlehre der neueren Erkenntnistheorie, wie ſie erſt durch Kant völlig auf eigene Füße geſtellt und zugleich mit unerbittlicher Strenge begrenzt worden iſt. Wer von dieſer Lehre nicht durchdrungen iſt, ſteht noch auf dem Standpunkt des naiven Realismus; mit ihm läßt ſich nicht rechten, weil ihm einſtweilen die primitivſte, gewiſſeſte, unumſtößlichſte aller philoſophiſchen Einſichten mangelt, ja die philoſophiſche Beſinnung überhaupt bei ihm noch nicht eingetreten iſt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß nach dieſer Präziſierung meines Standpunktes nunmehr auch Herr Profeſſor Förſter mit mir einig iſt, obwohl gerade Naturforſcher zuweilen geneigt ſind, ſich über ihr fortwährendes Operieren mit qualitates occultae der Dinge zu täuſchen und die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen für Aufſchlüſſe über das innerſte Weſen der Welt zu halten. Dieſem aber iſt von außen trotz aller Bemühungen nicht beizukommen, und Experiment und Beobachtung, die beiden Erkenntnisquellen der Naturforſchung, geben im beſten Fall ein deutliches Bild von der Außenſeite der Dinge. Wer aber auf dieſem Wege in die Tiefe zu dringen haſſt, der erinnert nach Schopenhauers witziger Vergleichung an einen Menſchen, der um ein Schloß herumgeht, vergeblich einen Eingang ſuchend und daher einſtweilen die Faſſaden ſkizzierend.

Auf dieſe Grundauffaſſung habe ich auch meine Anſicht vom Weſen der Religion geſtützt und ſo den Angriff Profeſſor Sterns mir zugezogen.

Im Grunde wäre ein näheres Eingehen auf den ſachlichen Inhalt ſeiner Einwendungen garnicht notwendig. Denn es iſt, wenn man die Frage unter die ſchärfſte Lupe nimmt, eigentlich nur ein Wortſtreit, der uns trennt. Ich *definiere* „Religion“ anders als er. Dabei gründet ſich meine Auffaſſung vor allem auf das ungeheure Material der religionsgeſchichtlichen Thatſachen, deren Fortdauer mir durch gewiſſe Grundtriebe der menſchlichen Natur verbürgt erſcheint. Vor Stern ſteht der Traum ſeiner „Zukunftsreligion“: ihr zuliebe muß er die Beſtimmung des Begriffs Religion weit über ſeine hiſtoriſchen Grenzen hinaus ausdehnen und zu ſo vager Unbeſtimmtheit verflüchtigen, daß ihm ſchließlich überhaupt „die Erhebung, die Höhenrichtung, die Begeiſterung, mit einem Worte: der „Idealismus“ Religion bedeutet. Rein methodiſch verdient wohl mein Verfahren den Vorzug: Definitionen ſind auf Grund des Erfahrungsinhalts aufzubauen, nicht aus irgendwelchen Poſtulaten rückwärts zu konſtruieren. Darum erſcheint mir meine Methode nicht als Dogmatismus, wohl aber die Stern'ſche als Phantaſterei. Aber für die Sache ſelbſt iſt das garnicht ſo wichtig. Wenn die geſchichtliche Entwicklung im Sinne Sterns verliefe, ſo würde er eben finden, daß ſeine „Zukunftsreligion“ verwirklicht wäre; ich hingegen müßte ſagen: nun iſt die „Religion“ verſchwunden und durch etwas Anderes abgelöſt worden. Alſo, die Hauptſache wäre jedenfalls, welche Prophezeiung thatſächlich Recht behielte. Auf Namen und Bezeichnungen käme es dann nicht weiter an.

Aber nach in einem anderen Sinne läuft die Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Stern und mir ſchließlich auf einen Wortſtreit hinaus. Stern hat mißverſtanden, was ich mit dem „tranſzendenten, ſupranaturalen, übernatürlichen Prinzip“ der Religion habe ſagen wollen. Unter „tranſzendent“ verſtehe ich in Uebereinſtimmung mit der herkömmlichen philoſophiſchen Terminologie das die Grenzen der Erfahrung Ueberſchreitende, jenſeits derſelben Liegende. Selbſtverſtändlich deckt ſich der Begriff des Tranſzendenten nicht mit der grobſinnlichen Volksanſchauung, welcher „Diesſeits“ und „Jenſeits“ wie zwei räumlich getrennte Gebiete erſcheinen. Noch weniger iſt darin das Dogma von der Exiſtenz eines außerweltlichen perſönlichen Gottes enthalten. Wenn ich die Annahme eines tranſzendenten Prinzips als entſcheidendes Begriffsmerkmal aller Religion bezeichnete, ſo habe ich lediglich behauptet: jede Religion enthält eine, beſtimmten menſchlichen Gemütsbedürfniſſen entſprechende Welterklärung, welche nicht ausſchließlich aus der durch Beobachtung und Experiment erfaßbaren Erfahrungswirklichkeit hergeleitet iſt, ſondern auch jenſeits dieſer Erfahrung liegende, in dieſem Sinne (wenn man mit „Natur“ den Inbegriff der Erfahrungsthatſachen bezeichnet) übernatürliche Elemente einſchließt. Bei einem Ueberblick über die ungeheure Mannigfaltigkeit der geſchichtlichen Religionsformen wird man finden, daß das von mir hervorgehobene Moment das einzig konſtante Merkmal des Religiöſen iſt. Giebt es doch ſogar große Religionen ohne eigentliche Gottesvorſtellung, wie etwa den Buddhismus; aber deſſen tiefſinnige Lehre von der Einheit aller Weſen, von ihren Leiden und Läuterungsſtufen bis zum endlichen erlöſenden Eingang in das Nirwana iſt durchaus tranſzendenter Natur. Auch bei den tieferen modernen Denkern, mögen ſie noch ſo weit vom poſitiven Glauben entfernt ſein, bricht beim Auftauchen religiöſer Stimmungen faſt immer der tranſzendente Gedanke durch. Man vergleiche, was der ſonſt ſo kühle Herbert Spencer über den unerforſchlichen Weltgrund, das „Unknowable“, und im Anſchluſſe daran über das Verhältnis von Religion und Wiſſenſchaft ſagt. Selbſt Nietzſche, dieſer glühendſte Feind aller Jenſeitslehren und „Hinterweltler“, fand ſeine tiefſte Beruhigung und den innerlichſten Abſchluß ſeiner Lehre in dem durchaus „übernatürlichen“ Gedanken der ewigen Wiederkunft. Oder glaubt man, die Idee des unendlichen Kreislaufes der Dinge, die ja auch zu den urälteſten Ahnungen des ſinnenden Menſchengeiſtes gehört, aus der *Erfahrung* beweiſen zu können? Und wie ſteht es mit Goethe, auf den ſich Stern, wie es ſcheint, als auf einen der großen Pioniere ſeiner „Diesſeitsreligion“ berufen will? Gerade bei ihm, der während ſeines langen Lebens ein begeiſterter Anhänger der ſpinoziſtiſchen Metaphyſik geblieben iſt, finden ſich die Worte, die in ſchöner Einfachheit eben das ausſprechen, was auch ich als meine Ueberzeugung vom Weſen der Religion auszuſprechen dachte:

In unſres Buſens Reine wagt ein Streben,
Sich einem *Höhern, Reinern, Unbekannten*,
Enträtſelnd ſich, freiwillig hinzugeben:
Wir heißen's Frommſein.

In vollem Umfang halte ich alſo meine Behauptung aufrecht, die Annahme einer tranſzendenten, d. h. den Sinnen und der unmittelbaren Erfahrung entrückten Weſenheit ſei das entſcheidende Begriffsmerkmal aller Religion. Gerade dadurch ſcheint mir die Fortdauer der Religion innerhalb der menſchlichen Kulturentwicklung begründet, daß ſie nur eine den menſchlichen Gemütsbedürfniſſen angepaßte Wendung der philoſophiſchen Grundeinſicht iſt, wonach die notwendige Subjektivität unſerer Erkenntnis zugleich deren Mangelhaftigkeit und Unvollſtändigkeit bedingt. Religion iſt mir die in Gleichniſſen ausgeſprochene Ahnung eines Weltinhalts, der ebenſo real wie die Erfahrungswirklichkeit und demnach der eigentlich empiriſchen Erfaſſung unzugänglich iſt. Hieraus entſpringt die ſuggeſtive Kraft und die troſtreiche, beſeligende Wirkung, welche für den wahrhaft Gläubigen den religiöſen Idealen innewohnt. Denn Unzählige würden aus den rätſelhaften Verwirrungen ihres Daſeins keinen Ausweg finden oder unter dem Druck unſäglicher Leiden zuſammenbrechen, wenn nicht etwas die leiſe Stimme in ihrem Inneren beſtärkte, die da ſagt, dieſes Leben mit ſeinem Schmerz und tauſendfachen

Digitized by Google

Widerspruch sei nicht die ganze Wirklichkeit. Die Art, wie diese Gewißheit sich kundgiebt, mag nach Völkern, Zeiten und Einzelnen ungemein verschieden sein. Der Eine malt sich ein Jenseits voll der derben Fühlbarkeit irdischer Wonnen und denkt sich einen persönlichen Gott, der mit der Emsigkeit eines menschlichen Werkmeisters den Gang der von ihm gezimmerten Weltmaschine überwacht; der Andere erfüllt sich mit der tieferen Einsicht, daß er mit zahllosen unsichtbaren Fäden an ein Weltinneres geknüpft und als ein kleines, doch untrennbares Glied in ungeheure Zusammenhänge verwoben ist, deren deutliche Erkenntnis seinem kritischen Verstande unmöglich bleibt. Aber im Grunde bleibt sich das alles gleich. Der Schrei nach Erlösung, der, seit Menschen leben und leiden, mit unvermindert leidenschaftlicher Sehnsucht die Welt erfüllt, ist die wahre Quelle aller Religion. Darum mag es Religionen ohne Dogmen, ohne persönlichen Gott, ohne persönliche Unsterblichkeit, ohne alles mythologische Beiwerk geben. Aber ein Unding scheint mir nach wie vor die „Diesseitsreligion." Ein gelöutertes Moralsystem, eine wissenschaftliche Welterklärung, ein sozioles Evangelium, das alles sind kostbare Früchte, welche vielleicht eine künftige Entwicklung zur Reife bringt. Den tiefsten Ahnungen des menschlichen Geistes, dem tiefsten Erlösungsdrang des menschlichen Gemütes wird keines von ihnen genügen. Denn sie alle haften schließlich doch an der Außenseite der Dinge und zeigen gleichsam nur „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit." Aber für alle Zeit wird in der Religion wie in der echten Philosophie der Gedanke an ein Sein lebendig bleiben, das „nicht von dieser Welt" und dennoch im tiefsten Sinne wirklich ist. —

Anonymes Denunziantentum.

Von Georg Ewald.

„Denunziant" — ein häßliches Wort! Und nun gar „anonymer Denunziant", wie garstig, wie verächtlich klingt das, und wie verabscheuungswürdig ist dieser Titel für solche, denen er mit Rechten zukommt! Wie viel Thränen, wie viel Unheil, wie viel Ungerechtigkeiten und unschuldige Verurteilungen hat das Treiben dieser ehrenwerten Dunkelmenschen verursacht zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Gesellschaftsschichten! Hat doch die Geschichte in ihrer ganzen Entwicklung aus diesem traurigen Gebiet manch' dunkles Blatt aufzuweisen, sowohl im klassischen Altertum und in der Glanzperiode des römischen Weltreiches, wie im Mittelalter und in den Reformationsjahren bis zur Neuzeit, wo die Tage der französischen Julirevolution die Früchte der geheimen Denunziantenarbeit blutigrot hervortreten lassen. Ungezählt sind dabei all die Erfolge dieser Geißeln der Menschheit, welche geheim geblieben sind für alle Zeiten.

Gerade in diesen Tagen aber wie als echte deutsche Patrioten, als ernst und wahr fühlende nationale Männer alle Veranlassung, ja mehr, die unabweisbare Pflicht, uns die dunkle Wühlarbeit des stillen Sykophantentums recht lebendig vor Augen zu führen; gerade jetzt, wo die „schwarze Gefahr" an den Thoren unseres Vaterlandes stürmischer denn je Einlaß begehrt und ihn im Vertrauen auf den politischen Kompensationskurs unserer Regierung sicher zu erhalten hofft. Denn nirgend hat es in der Geschichte eine Organisation gegeben, die in konsequenter Befolgung des Grundsatzes, daß der Zweck jedes Mittel heilige, zur Erreichung ihrer Ziele ausgeprägter und erfolgreicher das Geheimmittel der Denunzierungen angewendet hat, als die Gesellschaft Jesu, als der Orden Loyolas. —

Mich dünkt aber, wir hätten wahrlich eine Auffrischung und Lebendigmachung des Denunziantenwesens am allerwenigsten heute nötig, da mit den Segnungen der modernen Kultur, mit den Fortschritten der verfeinerten Lebensweise das mehr oder weniger heimliche Anklägertum keineswegs verschwunden ist, allen Freiheits-, Gerechtigkeits- und Wahrhaftigkeitsbestrebungen zum Trotz. Noch wie vor, und wohl üppiger denn früher, treibt es seine häßlichen Blüten in Staat, Gesellschaft und Familie, auch wenn es nur selten in die öffentliche Erscheinung tritt. Ob das anonyme Denunziantentum dabei Anzeigen gewichtigen Inhalts liefert oder sich auf einfache, intimhäßliche Mitteilungen, auf blöde Klatschereien beschränkt, ist für die moralische Beurteilung der Thäter ohne Belang. Es mag hierbei kurz an die nicht genug zu verdammende Unsitte der anonymen und — sagen wir beschönigend — unfeinen Neujahrsbriefe als „Glückwünsche" erinnert werden, die neuerdings auch schon durch gleichartige Osterkarten in unerwünschter, wenn auch bescheidener Weise Ablösung erhalten. Es wäre verfehlt, die Absender dieser schriftlichen — sagen wir abermals — Ungezogenheiten etwa nur in den unteren, ungebildeten Gesellschaftsschichten suchen zu wollen. Nur daß nach oben hin die Fälle zwar seltener, aber oft desto raffinierter und rücksichtsloser werden. Diese Stufe der „zeitgemäßen" Anonymitäten findet dann ihre inhaltsvollere Fortsetzung in offenen Denunziationen gegen Familienmitglieder, in Anzeigen bei den Gerichts- und Verwaltungsbehörden, die sich dort gegen beneidete oder verhaßte Mitmenschen, hier gegen Beamte oder Angestellte der Verwaltungen richten.

Vor einiger Zeit hat die Nachricht von einer Bekanntmachung des Landrats in Glatz bei jedem aufrichtig und ehrenhaft Gesinnten Befriedigung und Freude erweckt. Dieser höchste Staatsbeamte innerhalb seines Kreises hat zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß er anonymen Anzeigen grundsätzlich keine Folge schenke. Zweifellos verdient dies Beispiel eines offenen, freien Urteils und gerade Sinnes recht zahlreiche Nachahmungen bei den anderen Organen unseres vielgestaltigen Verwaltungskörpers. Solche Grundsätze haben früher überhaupt nicht bestanden, — und sie bestehen heute nur in sehr bescheidenem Umfange. Freilich, in dem Sinne, daß sie unbedingt keine Ausnahme zulasse, wird auch diese Regel weder aufzufassen noch anzuwenden sein. Ist doch das ganze anonyme Wesen im Gerichts- und Verwaltungsleben für den unbeteiligten Dritten, der die Entscheidung zu fällen, oder auch die Verantwortung zu tragen hat, meist eine recht unangenehme, heikle Sache. Wie oft werden da reife Erwägungen und sachliche Prüfungen dem Urteil vorangehen müssen!

Für die allgemeine Entscheidung der Frage, ob anonyme Anzeigen in jedem Falle unberücksichtigt bleiben sollen, werden Denunziationen kriminellen Inhalts unbedingt von solchen auszuscheiden sein, die augenscheinlich nur dem Hang nach Klatschsucht, persönlichem Haß, neidvoller Feindschaft und sonstigen niedrigen Regungen der Menschenseele ihre Entstehung verdanken. Der Kriminalist ist gezwungen, anders zu urteilen, auf Grund der reichen Erfahrungen und der schätzenswerten Dienste, die ihm der anonyme Zuträger und Mithelfer bei der Entdeckung schwerer Vergehen oder Verbrechen geleistet hat; er darf nicht nach den Motiven fragen, die den Anonymus bestimmen, ungenannt und unerkannt zu bleiben.

Ganz anders liegt die Beurteilung für die wenigen bedeutungsvolle Mehrzahl der gewöhnlichen anonymen Anzeigen, wie sie dem glücklichen, oder beneideten Familienvater auf den Tisch fliegen, wie sie dem Freunde beschert, den allzu bereiten öffentlichen Anklägern eingereicht, den Untergebenen wie den Vorgesetzten der Beamten und

Digitized by Google

Lehrer zugesandt werden. Für sie sollte es nur eine Beurteilung geben: Verachtung, nur ein Ziel: den Papierkorb! Sie verdienen die Beachtung nicht, welche man ihnen für gewöhnlich leider immer noch bei den Gerichts- und Verwaltungsbehörden schenkt. Hier wäre eine durchgreifende Aenderung im Sinne jener landrätlichen Verfügung durchaus am Platze, damit Geradheit und offener Sinn, gerechte Auffassung und ehrliches Urteil innerhalb unserer zahlreichen Verwaltungen und Behörden noch kräftigere Wurzeln schlagen und freiere Blüten treiben. Eine solche Systemänderung kann aber nur „von oben" eingeleitet werden, da diejenigen Behörden, welche noch einen Richter über sich zu sitzen haben, trotz aller — überdies noch wenig fruchtbarer — Bestrebungen zur Einschränkung der Macht des heiligen Bureaukratius meist nicht den hohen Mut des Glatzer Landrats besitzen, mit so althergebrachten „Traditionen" zu brechen.

Die anonyme Denunziation und ihre Folgen bilden in unserem staatlichen Leben ein wundes Gebiet, auf dem in der That die moderne Entwicklung noch herzlich wenig mildernde Fortschritte gezeitigt hat, auf dem aber mit ein weaig gutem Willen, vor allem mit der Freiheit einer unbefangenen Ueberzeugung, von den maßgebenden Organen noch recht viel geheilt werden kann.

Neben dem Beamtentum haben die Erzieher unseres Volks, die große Gemeinde der Lehrer, bei den Strömungen unserer heutigen Zeit ein gleiches oder wohl noch ein höheres Interesse daran, daß mit dem bisherigen System radikal gebrochen wird, daß man allenthalben grundsätzlich aufhört, den feigen Anschuldigungen ehrloser Geheimspitzel an den Stellen so leicht Gehör zu schenken, wo über das Wohl und Wehe, über Zukunft und Existenz von Untergebenen beraten und entschieden wird. Wie leicht ist es doch heute, bei den Vorgesetzten unserer Volkserzieher Mißtrauen zu säen, wie bequem, ihnen Tropfen verleumderischen Giftes einzuträufeln, da man ja so empfängliche Ohren findet, da man vielleicht nur darauf wartet, wieder ein Beispiel festzulegen, die pädagogische Thätigkeit eines Unsicheren zu beschränken oder zu unterbinden! Und anscheinend mit vollem Recht, da freiheitliche Anschauungen auf religiösem und naturgeschichtlichem Gebiet verpönt, da doch die leicht empfänglichen Kinderseelen vor den individuellen Regungen eines Lehrers, der dem Zusammenhang der Dinge, der Wahrheit nachforscht, aus dem ihm gesetzten Rahmen heraustritt, zu viel prüft und zu klar spricht, verschont bleiben müssen! Wenn da eine Anklage, und sei sie von einem beliebigen Unbekannten anonym erhoben, und habe sie nur den leisesten Schein der Berechtigung gegenüber den unverrückbar festgefügten Regeln der Lehrthätigkeit, Berücksichtigung findet und den Anlaß zu einer eingehenden Untersuchung bietet, — ist das nicht erklärlich, nicht mehr wie recht und billig, nicht durchaus gerecht?!

Die dem inneren staatlichen Verwaltungsleben Fernstehenden können wahrlich gar nicht ermessen, wie tief hier ein Uebel sitzt, das als ein Zeichen sittlichen Tiefstandes und geistiger Unfreiheit mit dazu beiträgt, der ungebundenen Entwicklung eines stolz-nationalen Bewußtseins Hemmschuhe anzulegen. Da gilt es, die Axt an die Wurzel zu legen, das ungerechte System auszurotten, wenn möglich mit Stumpf und Stiel. Zwei Wege giebt es zu diesem Ziel: der erste und fruchtbarste, eine tief greifende Reformierung von oben, ist den Kämpfern für Recht und Wahrheit meist ganz verschlossen und kann nicht plötzlich, nicht mit Gewalt geöffnet werden. Zu ihm führt mit Umgehungen der zweite, welcher vorbereitet, fortbildet, schult, und auf dem weiterzustreben im edelsten Sinne unsere Jugenderzieher berufen sind. Es ist der alte, längst gepriesene und doch gar so weite Ausweg. In die junge Kindesseele kann und muß der Keim gelegt werden, der in den entwicklungsfähigen Gemütern zunächst das einfache Verständnis menschlicher Schwächen, später das Verlangen aufgehen läßt, durch Bekämpfung eigener und fremder Fehler sich und die Gesellschaft sittlich zu vervollkommen, der sich dann in reiferem Alter zum Bewußtsein der unser staatliches Leben einengenden Schäden uad zuletzt zur freien Forderuag nach Beseitigung dieser Schäden entfalten wird. Freilich, ein langwieriges, aber angesichts der ehrlich und wahr angelegten deutschen Volksseele kein so überaus schwieriges Werk! Vollendet, würde es helfen, auf sozialpolitischem Gebiet ein anderes Zeitalter heraufzuführen, die Aera im Geiste eines Egidy, eines Tolstoi: freie geistige Entfaltung, gegründet auf Menschenliebe, Wahrheit und Gerechtigkeit. Ob je die Zukunft in unserm komplizierten Staatsorganismus auch nur einen merklichen Teil der Hoffnungen verwirklichen wird, welche jene Männer haben erstehen lassen, und zu deren Erfüllung sie manch Samenkörnlein ausstreuten?

Der Kampf gegen die ihm wider Recht und Sitte zugewiesene, meist versteckte Macht des Denunziantentums innerhalb unseres staatlichen Lebens birgt, dessen sind wir alle gewiß, ein wichtiges ethisches Moment in sich. Noch in diesen Tagen hat sich auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt Professor D. Kahl-Berlin in ähnlichem Sinne über die Abscheulichkeit und die Erfolge dieser Macht geäußert, der, wie er hofft, die geplante Reform des deutschen Strafrechts viele Lebensfäden abschneiden wird. Doch nicht nur eine rein ethische, sondern zweifellos auch eine Frage von großer sozialer Bedeutung gilt es, mit der Reinigung des Denunziantenunwesens auf einem Gebiete zu lösen, dem Beamtentum und Lehrerschaft gewissermaßen zugleich als aktive und passive Faktoren einer ungerechten, falschen staatlichen Anschauung angehören. Wie oft muß da der Einzelne gegen seine eigene innere Ueberzeugung prüfen, untersuchen, verdammen, ohne zu wissen, ob er selbst nicht bald ebenso heimtückisch angeklagt sein wird! Beamte und Lehrer als die Träger einer tief eingewurzelten Tradition, einer jahrhundertelangen Entwicklung des Staatsgedankens, als die Verbreiter und Mitarbeiter an den Werken der Kultur und Sitte, als die Repräsentanten des öffentlichen, staatlichen Lebens besitzen aber gerade in unserem Vaterlande einen berechtigten, unbestreitbaren Einfluß auf die Durchbildung der Gesellschaft aller Schichten, auf die Gestaltung des ganzen Volkstums. Diejenigen von ihnen, welche unser Volk vor den Folgen des häßlichen Denunziantentums bewahrt, von den Auswüchsen anschwärzender Leidenschaft befreit und eine Reform dieses zum öffentlichen Krebsschaden gewordenen Systems heraufgeführt wissen wollen, sind sich daher sehr wohl bewußt, daß sie im Dienste einer ethischen Aufgabe von hohem sozialen Wert stehen.

Die Genossenschafts-Brüderschaft.

Diese über die ganze Union und Kanada verbreitete idealistisch-ethische Vereinigung hat vor einigen Jahren in der Nähe von Tacoma (Staat Washington) das Gemeinwesen Burley gegründet, welches auf kommunistischer Grundlage beruht, wie so viele andere kleine „Gemeinden" Nord-Amerikas. Nähere Mitteilungen über Burley finden sich in Buells „Industrial outlook of Cuba, Porto Rico, and the Philippine Islands" (1902) und in einer der neuesten Nummern der bekannten New-Yorker Monatsschrift „Arena" (Artikel „The Co-operative Brotherhood" vom „Bruder" Copeland). Die Organisation des Planes erinnert mich lebhaft an das elendiglich ge-

Digitized by Google

scheiterte mexikanische kommunistisch-genossenschaftliche Unternehmen des Obersten und Ingenieurs Albert Kimsey Owen: die Topolobampokolonie. Ob die „Brüder" es wohl verstehen werden, die Klippen, an denen Owens Schiff scheiterte, zu vermeiden?

Die in Rede stehende Genossenschaft hat zweierlei Mitglieder: solche, die, und solche, die nicht in Burley wohnen. Die letzteren zahlen 125 Monate hindurch je einen Dollar und beim Beitritt fünf Dollar Einschreibegebühr. Wer die Einschreibegebühr und 12 Dollar an Beiträgen entrichtet hat, erlangt die Berechtigung, im Falle der Arbeitsunfähigkeit durch Krankheit oder Unfälle in Burley mit Wohnung und Unterhalt versehen zu werden — auch für die von ihm abhängigen Angehörigen. Stirbt ein Mitglied, so werden die Angehörigen, so lange sie wollen, von der Genossenschaft erhalten. Die Einzahlungen bilden also gleichzeitig eine Art Versicherungsprämie; ob aber die Berechnungsgrundlagen mathematisch genügend sind? . . . . Nichtarbeitsunfähige Mitglieder können in der Regel erst nach zehn Jahren Bewohner von Burley werden; Ausnahmen bilden nur jene, die wegen der Natur ihrer Beschäftigung, falls für solche Bedarf ist, früher dahin berufen werden. Einmal an Ort und Stelle, braucht man keine Einzahlungen mehr zu machen; dagegen wird erwartet, daß man tüchtige Arbeit leiste, soweit man sie versteht. Jetzt leben 120 bis 130 Personen (Männer, Weiber, Kinder) in Burley, mit allerlei Arbeiten beschäftigt; nur die Kinder feiern.

In unserem Dorf giebt es weder Wirtshäuser noch Kirchen, weder Geld noch Konkurrenzhandel. Hier werden keine Arbeitslöhne bezahlt. Die Ländereien, das Vieh, die Meliorationen, die Werkzeuge, die Maschinen, die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie — alles gehört der Gesamtheit. Jeder Familie wird für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes ein Wohnhaus überlassen, das nicht abgetreten oder veräußert werden darf. Niemand ist in Sorge wegen Wohnungsmiete, Arbeit, Krankengeldes, Altersversorgung oder des Schicksals der Hinterbliebenen. Der Laden, das Speisehaus, die Meierei und die übrigen „öffentlichen" Einrichtungen liefern alles zu Selbstkostenpreisen. Ein Liter Milch kommt auf 5 Pf., eine Mittagsmahlzeit auf etwa 22 Pf. zu stehen. Man führt ein fleißiges, idyllisches Leben unter der Verwaltung von 12 gewählten Vertrauensmännern. Die Haupterzeugnisse sind Bodenprodukte, Bauholz, Schindeln und Zigarren. Allmonatlich findet eine Verwaltungssitzung statt, in der u. a. entschieden wird, welcher Prozentsatz des Monatsüberschusses unter die Genossenschafter nach Maßgabe der geleisteten Arbeitsstunden zu verteilen ist, und zwar in Gestalt von „Kreditanweisungen", für die man die nötigen Waren, Mahlzeiten, Wäschewaschungen u. s. w., nötigenfalls jede erforderliche Handwerkerarbeit, erhalten kann.

Mit und in Burley hat die „Bruderschaft" ihre Thätigkeit nur begonnen; sobald als möglich will sie auch in anderen Teilen der Vereinigten Staaten ähnliche Ansiedelungen gründen, die dann ihre Erzeugnisse unter einander und mit Burley austauschen könnten. Burley liegt auf einem Grundstück von ca. 120 ha an einer Bucht. Vor 3½–4 Jahren wurde mit dem Urbarmachen begonnen; heute sind 12 ha bebaut und ebensoviel ist halbwegs urbar gemacht. Eine Sägemühle, ein Schindelwerk, eine Drechslerei und eine Besenstielfabrik wurden gleich anfangs errichtet. Dazu sind allmählich 25 Wohnhäuser, eine gemeinsame Küche, ein Speisesaal, eine große Wäscherei u. s. w. gekommen. Sogar eine Zeitschrift wird schon herausgegeben: „The cooperator" (gleich „Der Genossenschafter"), die für die Ziele der „Bruderschaft" Propaganda macht und über ihre Thätigkeit berichtet.

Hier leben Angehörige verschiedener Religionen und Nationen friedlich beisammen. Leute mit geringfügigen Mitteln sind ihre eigenen Herren und führen ein menschenwürdiges, knechtschaftloses Dasein. Von Armut, Verbrechen, Streiks ist keine Rede und jedermann hat Zeit zur Fortbildung seines Geistes und Gemütes, zur Ausgestaltung seines Charakters, zur Pflege der Kunst. Das sind die Vorteile gar mancher kleiner und kleinster kommunistischen Gemeinwesen; leider pflegen sie nicht anzuhalten, sobald sich diese vergrößern — dies ist die Schattenseite des Kommunismus, wie man sie in Ilaria, Topolobampo, Neu-Australien, Zoar und anderen ähnlichen sozialen Niederlassungen immer wieder kennen gelernt hat.

L. K—r.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die Belgrader Mordaffäre bietet reichlichen Anlaß zu ethischen Betrachtungen. Nicht gerade an sich. Weder für die Gepflogenheiten des Orients und seiner europäischen Anhängsel, noch für die herrschende Gewaltpolitik unserer Machthaber liegt in der etwas brutalen Entfernung von Unnützgewordenen, mögen sie sich selbst an hohen Stellen befinden, allzuviel Ungewöhnliches. Wenn die Staatsraison, der große Götze der „Realpolitiker", hier die Entrechtung von Millionen von Bürgern entschuldigen darf (Ausnahmegesetze), dort das Opfer eines Unschuldigen verlangt (Dreyfusprozeß und entsprechende deutsche Vorgänge), an anderer Stelle wieder, wie 1864 und 1866, auch über die angestammten Rechte von Dynastien von Gottes Gnaden hinwegschreitet — so ist nur die dynamische Schattierung des Tonstücks, piano bis fortissimo, etwas anders, die Melodie aber dieselbe. Die heißt einfach: Recht hat, wer die Gewalt hat; und wer seine Gewalt recht modern einkleiden will, der nennt sie Autarität und hat dann ein „göttliches" Recht. — Also darin liegt nichts Außerordentliches. Das für den Psychologen und Ethiker Interessante war die Stellungnahme der öffentlichen Meinung zu den scheußlichen Ereignissen der elften Juninacht. Schon die Zeitungsstimmen gaben zu denken; sie variierten von dem konservativen entrüsteten Schmerzensschrei, den die brutale Nichtachtung königlicher Würde erpreßte, über das gemächliche „So mußte es kommen" des Philisters, der „weit unten da in der Türkei" die Völker aufeinanderschlagen ließ, bis zu der nur leise verdeckten schamhaften Sympathie mit den geschmackvollen Leuten, die sich ein Karrikaturfürstentum schließlich nicht mehr gefallen ließen. Das Allgemeinmenschliche kam, wie gewöhnlich, zu kurz. Der sensationelle Abgang von der Bühne hatte ja etwas Erschütterndes, aber das war nicht die Schuld der Hauptakteure. Wer hieß sie sich übrigens auf einen so wackligen Thron setzen, wie sie dort im Südosten Europas zu sein pflegen? Und wenn man endlich recht ansah: Schuld genug war aufgehäuft, um von der Weltengerechtigkeit ein recht erkleckliches Strafgericht zu verlangen oder doch zu ertragen. Das Interessanteste freilich war die völlige Zerfahrenheit der sittlichen Urteile über das Geschehene. Man begnügte sich mit der billigen Verurteilung der äußeren Form der letzten Gewaltaktion im nächtlichen Mordanfall, ohne doch die Gewaltanwendung selbst völlig zu verurteilen. Man hätte ohne Blutvergießen die Dynastie über die Grenze schaffen sollen, sagten die Neunmalweisen — und müssen doch im Grunde ihres Herzens denen Recht geben, die da meinen, eine Radikalkur könne nicht mit halben Mitteln gemacht werden. „Wer Eierkuchen backen will, muß schon die Eier zerschlagen," sagte einer der aristokratischen Teilnehmer an der ähnlichen Ermordung des Zaren Paul. Das ist im Grunde die allgemeine Ansicht. Nur darüber empfindet mancher Bellemmungen, daß der „Umsturz" ganz gegen alle staatsfromme Theorie vom Heere ausging. Von höheren Offizieren, den Stützen des Thrones. Selbst das Berliner Tageblatt (Nr. 292 vom 12. d. M.) sagte mit hohem sittlichen Pathos: „Das serbische Heer hatte, wie jedes andere, seinem Könige die ihm schuldige Treue zu halten. Vom soldatischen Standpunkt aus wird die meuchlerische Hinmordung des serbischen Königspaares in der Nacht vom 10/11. Juni für alle Zeiten ein Schandfleck für die serbische Armee bleiben." Also nur vom soldatischen Standpunkt aus! Und ob da die Prophezeiung selbst Recht behielte, ist mehr als zweifelhaft. Der erfolg-

reiche Revolutionär ist, ob er auch tausend formale Eide brach, von jeher durch die offizielle Geschichtsklitterei zum Retter des Vaterlandes gemacht worden. Nein, so dürfen ethische Fragen nicht entschieden werden. Vom ethischen Standpunkt aus ist der gräßliche Schlußakt des Dramas nicht viel unmoralischer, als das ganze Drama selbst, nämlich die ganze jahrhundertelange elende fürstliche Mißwirtschaft, die unter den Augen Europas vor sich gehen konnte, die Gewöhnung der Prätorianer-Saldateska an blutige Gewaltthat, und die jahrzehntelange Vergewaltigung aller Gerechtigkeit in dem unglücklichen Lande, so daß der scheußliche Tod der Tyrannen mit einem hörbaren Aufathmen begrüßt werden konnte. Welche sittliche Zerrüttung! Aber der Saldat, der seine Herrschertreue mit dem Leben bezahlte, war hier schließlich nicht viel wertvoller als der, der an den Treubruch sein Leben wagte. Sie waren alle Blinde. Sie erkannten nicht, so wenig als unsere öffentliche Meinung es erkennt, daß dieses ganze System der Unterwerfung eines Volkes unter den Herrscherwillen des Einzelnen die Quelle der Unsittlichkeit ist. *Wer über Menschen herrschen will, wird und macht unsittlich* — das ist die große ethische Wahrheit, die aus solchen Zeitereignissen blitzartig aufleuchtet. Der Sünde Sold ist aber noch immer der Tod geblieben.

Streiflichter.

Der innere Zusammenhang von „Schlachten" und „Morden". Einen Beleg für die in Nr. 24 dieser Zeitschrift mitgeteilten Ansichten des anonymen „jungen Arbeiters" aus dem „Grido del Popolo" in Turin finden wir nun aus wertvollster Quelle, nämlich in einem Bericht des berühmten Pathologen Universitätsprofessor *Cesare Lombroso* über einen in Turin stattgefundenen Lustmord. Der Bericht, überschrieben „L'Assassino Stupratore di Torino", ist im Centralorgan der Sozialisten Italiens, dem römischen „Avanti" erschienen (VII. Jahrg. Nr. 2310) und erzählt in umständlicher Breite den Hergang des Mordes und die Lebensgeschichte des Mörders, und zwar nicht nur vom kriminalistischen, sondern auch vom psychologischen und anthropologischen Standpunkt aus. Lombroso hat sich mit dem Mörder lange persönlich unterhalten. Aus der Wiedergabe dieses Gesprächs interessiert uns hier vornehmlich folgender Passus: „Er beichtete mir auch, daß jenes Lustgefühl (des Tötens) schon als Knabe bei ihm geweckt worden sei, und zwar bei der Gelegenheit, als er einmal von seinen Eltern den Auftrag erhalten habe, ein Paar Hühner zum Mittagessen zu schlachten. Dabei sei ihm denn die Idee gekommen, dieses Geschäft auch einmal bei Männern und Frauen zu versuchen!"

Einen offenbareren und zugleich furchtbareren Beweis für die enge Zusammengehörigkeit aller verschiedenen „Morde" giebt es wohl nicht. Wer die Kriege, Duelle und sonstigen privaten Mordthaten beseitigen will, der sorge für zweierlei: erstens dafür, daß die *ökonomischen* und *sozialen* Ursachen derselben gehoben werden und zweitens, daß die *psychischen* Ursachen aus der Welt verschwinden. Zu letzteren gehört aber in erster Linie die größtmöglichste Verhütung der *Tötung der Tiere durch Menschenhand*, und natürlich noch mehr durch Kindeshand.

Robert Michels.

* * *

Verfehlte Germanisierungsarbeit. An dieser Stelle ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß das System der Zwangsgermanisation, welches in den Ostprovinzen und in Nordschleswig besteht, zwecklos und ungerecht ist. Ein auffallender Beweis für die Schädlichkeit dieses Systems liegt jetzt wieder vor. Als eine der Hauptstützen der nordschleswigschen Germanisierungspolitik galt bisher Pastor Jacobsen in Scherrebeck. Dieser von einem großen Ehrgeiz beseelte Mann betrieb eine ausgebreitete agitatorische und zugleich geschäftliche Thätigkeit. Er gründete und leitete mehrere geschäftliche Unternehmungen, deren Zweck es war, in wirtschaftlichen Wettbewerb mit den Dänen zu treten und ihnen „etwas vorzumachen", d. h. ihnen zu zeigen, was die Deutschen leisten können. Eine dieser Unternehmungen, die Kunstwebeschule in Scherrebeck, verband einen künstlerischen Zweck mit dem der Germanisierung. Nun ist vor kurzer Zeit über diese Kunstwebeschule und über noch ein anderes Unternehmen, eine Karpfenzuchtanstalt, der Konkurs erklärt worden. Gegen Pastor Jacobsen ist beim Staatsanwalt die Anklage erhoben worden, daß er unerlaubte Geschäftsmanipulationen vorgenommen habe. Er ist auch bereits von seinem Predigeramt suspendiert worden. Die Untersuchung wird herausstellen, ob die Anklage begründet ist. Aber über Pastor Jacobsen's geschäftliche Thätigkeit läßt sich schon jetzt ein Urteil fällen. Er hat sich des Vertrauens, das ihm als Geschäftsmann geschenkt wurde, unwürdig erwiesen, und Viele sind durch ihn schwer geschädigt worden.

Aber das ganze Germanisierungswerk ist für Pastor Jacobsen's Handeln mit verantwortlich. An sich ist es nicht zu tadeln, wenn durch geeignete Unternehmungen der wirtschaftliche Fortschritt gefördert oder der Kunstsinn geweckt wird. Besonders hat die Kunstwebeschule manche Verdienste. Aber es zeigt sich in diesem Fall wieder, was die Erfahrung schon öfter lehrte, daß Unternehmungen, die zu Parteizwecken oder zu sogenannten patriotischen Zwecken gegründet werden, nur zu leicht die gesunde Grundlage und damit die Bedingung des Gedeihens fehlt. Dem Parteiführer wird auf Grund seiner Stellung in der Partei, seines Ansehens bei den Parteifreunden, die Leitung dieser Unternehmungen anvertraut; man prüft nicht seine Befähigung dazu. Der patriotische Zweck ist eine Reklametrommel, die besonders in diesem Falle eifrig gerührt worden ist. Pastor Jacobsen hätte nie so viel Geld zusammengebracht, wenn er es nicht als gewandter Agitator und Redner verstanden hätte, Stimmung für seine Unternehmungen zu machen und sie als verdienstliche Germanisierungsarbeiten hinzustellen. Außerdem erleichterte sein geistliches Amt ihm die Geldbeschaffung. Aber gerade auf Grund dieser seiner amtlichen Stellung waren auch die schweren Bedenken gegen seine Thätigkeit, die von unbefangen urteilenden Männern oft ausgesprochen worden sind, gerechtfertigt.

Man wollte das Ansehen des Deutschtums durch diese Unternehmungen heben; nun aber hat das Ansehen des Deutschtums schweren Schaden gelitten. Die Germanisierungsarbeit ist in eine falsche Richtung gedrängt worden, weil die Männer, die an der Spitze stehen, sich standhaft weigern, die Grundsätze der Gerechtigkeit und Milde walten zu lassen, die allein versöhnend wirken könnten. Da wird denn zu verfehlten Mitteln gegriffen; es werden den Anhängern der Zwangsgermanisation Paradestücke vorgeführt, die geeignet sind, das Auge zu blenden und über den Mißerfolg dieser Politik eine Zeitlang hinwegzutäuschen.

Noch in anderer Weise ist es bei dieser Gelegenheit klar geworden, wie sehr unsere Politik in falschem Geleise fährt. Pastor Jacobsen hat dem Berichterstatter eines dänischen Blattes erklärt, er mißbillige die in Nordschleswig vorgenommenen Ausweisungsmaßregeln, die einen Hauptbestandteil der jetzigen Germanisierungspolitik ausmachen. Derselbe Mann, der bisher als einer der eifrigsten Förderer dieser Politik galt, der sie im vorigen Jahre, da er für die in Nordschleswig vorgenommene Reichstagsersatzwahl als deutscher Wahlkandidat auftrat, warm verteidigt hat, der sagt sich von ihr los in dem Augenblick, da er seine Stellung und sein Ansehen durch eigene Schuld eingebüßt hat, da er weiß, daß seine Freunde sich von ihm ablehnen werden. Dies Geständnis Pastor Jacobsen's ist ein be-

trübendes Zeichen der Zeit; es beweiſt, daß viel Unehrlichkeit in unſerer ſogenannten ſtaatstreuen Politik vorhanden iſt. Durch dieſe Politik wird auf Viele, die ſich unter ihre Fahnen ſcharen, ein geiſtiger Zwang ausgeübt. Ehrgeiz oder das Streben nach materiellen Vorteilen verführt Viele dazu, mitzumachen und zu rühmen, was ſie im Herzen nicht billigen. Das iſt auch, wenn die Regierungstreue von vielen Tauſenden als der oberſte Grundſatz der Politik hingeſtellt wird, ganz unvermeidlich. Denn die Regierungspolitik hat im Lauf der Jahre ſtarke Schwankungen durchgemacht, auf dem Gebiet der Wirtſchaftspolitik, auf dem der auswärtigen Politik, ganz beſonders auch in der Nationalitätenfrage. Viele Deutſche, die das Volksleben beſſer kennen, als die hohen Herren, die unſere Politik leiten, ſehen ein, daß es unmöglich iſt, die Herzen einer Bevölkerung von fremder Nationalität durch harte Unterdrückungsmaßregeln für das Deutſchtum zu gewinnen. Aber ſie ſchweigen oder ſie loben, was die Regierung thut, und helfen dadurch ihre Irrtümer beſtärken. Dies Schweigen, dies Unterdrücken von Bedenken und Gewiſſensſkrupeln, dies Sichanpaſſen an die herrſchende Richtung ſpielt in der ganzen heutigen deutſchen Politik eine große Rolle. Es wirkt demoraliſierend auf den deutſchen Volkscharakter, und es könnte leicht einmal ſehr ſchlimme Folgen haben. Theodor Brix.

* * *

Ein begrabenes Geſetz. Man ſchreibt uns aus Oeſterreich: Wenn es angeht, dem in der Ausübung eines Sportes ums Leben Gekommenen ein ethiſches Denkmal zu ſetzen (vgl. N. 19 d. J.), ſo muß ich es als ein Verſäumnis empfinden, wenn ich eines Grabes nicht gedenke, das ſeit mehr als 30 Jahren zwar nicht einen Leichnam birgt, wohl aber einem mit ſchweren Kämpfen errungenen Geſetze das Licht, die Freiheit, den Eiatritt in den ihm zugewieſenen Wirkungskreis entzogen hat.

Iſt es nicht ein geradezu tragiſches Geſchick, wenn eine legislatoriſche Leiſtung erſten Ranges ſofort, nachdem ſie die allerhöchſte Sanktion empfangen hat, zu den Toten gezählt wird?

Ja, es iſt Thatſache, daß ein mit der kaiſerlichen Sanktion ausgerüſtetes Geſetz ſofort als nicht vorhanden behandelt wurde.

Es handelt ſich um das öſterreichiſche Reichsvolksſchulgeſetz, das gleich von Anfang an in dem Sumpfe, den Parteigeiſt, Fanatismus, Indolenz und Denkfaulheit erzeugt hat, erſtickt iſt.

§ 1 u. 21 des öſterr. Reichsvolksſchulgeſetzes lauten:

§ 1: „Die Volksſchule hat die Aufgabe, die Kinder ſittlich-religiös zu erziehen, deren Geiſtesthätigkeit zu entwickeln, ſie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten auszuſtatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menſchen und Mitglieder des Gemeinweſens zu ſchaffen.“

§ 21. „Das Ziel aller Jugenderziehung iſt ein offener, edler Charakter. Zur Nachahmung desſelben hat der Lehrer auf ein wahrhaft ſittliches Verhalten der Jugend, auf Pflicht und Ehrgefühl, auf Gemeinſinn, Menſchenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe unausgeſetzt hinzuwirken. Er iſt berechtigt und verpflichtet, hierzu alle geſetzlich erlaubten und päd. bewährten Mittel in Anwendung zu bringen.

Heute iſt die Erziehungsfrage aus dem Unterrichtsplan der öſterreichiſchen Volksſchule ganz ausgeſchaltet. Oeſterreichs Schule iſt nur Unterrichtsanſtalt. Die Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anſtalten, die niederen und höheren Volksſchulen wetteifern mit den konfeſſionellen Schulen des Auslandes um die Ehre der beſten Konfeſſionalität.

Wanderer, der Du an dieſem Grabe vorübergehſt, ſtehe ſtill und bete nicht, aber weine!

J. L.

Bücherſchau.

Das reine Thor.*)

Von F. Standinger (Darmſtadt).

Wir waren in der großen Werkſtatt, wo die Räder ſauſten und alles ineinandergriff. Wenn es auch zuweilen Störungen gab und da und dort Unvollkommenheiten waren: im Laufe der Zeit lernte man doch immer beſſer, die Sache ſo zu ordnen, daß im großen und ganzen jedermann an ſeinem Plätzchen in Ruhe ſchaffen konnte. Manches war ja im Laufe der Zeiten umgewälzt, vor allem die perſönliche Knechtſchaft; aber nicht das Umwälzen ſelbſt, ſondern das Schaffen beſſerer Verbindung hatte den Fortſchritt, die Freiheit geſchaffen. Freilich noch viel war zu thun. . . .

Da trat der reine Thor in dies Leben herein, und weil alles ſcheinbar automatiſch ging und er nur die Einzelnen ſah, die da und dort ſchafften, und auf die ſichtbaren und unſichtbaren Zuſammenhänge nicht achtete, die deren Arbeit verbanden, ſo begann er zu peroxieren: „Alles Civiliſationsuniform!“ „Alles trägt die Kokarde des Unterthänigkeitsprinzips.“ Welch' traurige Rolle ſpielt der ſo zivilliſierte Menſch . . . . Die accurate Uebereinſtimmung mit der geſetzlichen Allheit tritt überall zu Tage; wie anmaßend, aufdringlich polternd kehren dieſe „einilliſierten, geſitteten, gebildeten“ Maſſenexemplare den Ordnungsmenſch heraus!“

Wir lächelten! Willſt Du hier leben und mit uns wirken? fragte ihn einer.

„Ich bin die letzte Urſache meines Thuns! Ich werke dir That,“ ſagte er ſtolz.

„Schon gut!“ ſagten wir, „das thun auch wir! Der Moral der Knechtung, die den Einen zum Sklaven des Anderen macht, ſind wir ebenſo feind als Du. Aber wer hier ſchaffen will, muß ſich erziehen laſſen zum geordneten Schaffen in der Gemeinſchaft. Das iſt Erziehung zur Freiheit.

„Ihr wollt mich erziehen?“ rief er entrüſtet. „Wer giebt Euch das Recht dazu? Ich nicht, und auf mich kommt doch alles an.“

„Alles? Wenn Du nicht allein das All biſt, ſchwerlich,“ ſuchte ihn ein Gutmütiger, der ihm noch etwas Vernunft zutraute, zu belehren — „Sieh,“ ſagte er, „ſchon wenn Du hier dies Maſchinchen ſchaffen, oder nur handhaben mußt, mußt Du ſeine Geſetze kennen und beachten.“

„Geſetze?“ ſchrie er empört. „Wer von beiden, Stirner oder Nietzſche, anerkennt eine äußere Schranke? Wer von ihnen duldet eine Grenze in der Ausdehnung des Ichkreiſes? Geſetz iſt eine Beeinfluſſung. Begrenzung meines Ichumfangs, meines Willens und meines Lebensausdrucks, die Aufhebung meiner Souveränität. Je mächtiger der Ichzuſtand, deſto mächtiger die Ichwirkung. Die Ichidee hat Macht über das ganze Geſchehen.“

Damit griff er in das Getriebe hinein, gerade dort, wo ein raſch kreiſender Riemen faſt unſichtbar ſchwirrte. Im Nu war er emporgehoben, und wenn ihn nicht einer von uns blitzgeſchwind erfaßt und herabgeriſſen hätte, war er zerſchmettert.

„Ich bin die letzte Urſache meines Thuns, darum ſchlägt auch die Wirkung desſelben auf mich zurück,“ ſagte er in pathetiſchem Gleichmut.

„Diesmal glücklicherweiſe nicht, weil wir Dich befreiten. Du ſiehſt nun, daß man andere braucht. Geſellſchaft iſt auch Natur.“

„Die gefeſſelte Serle wird die geſchenkte Freiheit als Knechtſchaft empfinden!“ murrte er hohl. Er rieb ſeinen verſtauchten Arm und entfernte ſich mit Entſchloſſenheit.

„Der Narr Zarathuſtra!“ platzte ich heraus. „Laßt ihn vorübergehen!

„Ueber die Moralbörſenjabber!“ kaurrte er; denn er hatte mich gerade noch gehört. Dann ging er auf ſeinen Berg, wo „die Luft reiner iſt, als im Sumpf.“ „Scheint die Sonne,“ ſo rief er ekſtatiſch im Abgehen, „oben nicht heller als unten, wo ſie durch allerlei mißgünſtige Schatten geſtört iſt?“

„Wie er da oben leben kann? Der aufgeblaſene Froſch!“ meinten einige. Freilich den Flachmenſchen verachtet der Flieger. Flirge er denn!

*) Geſchrieben anläßlich der Lektüre eines für den Geiſteszuſtand vieler „Modernen“ ganz charakteriſtiſchen Schriftchens: „Aphorismen zur Erziehung eines ſtolzen Menſchentums, Heft I,“ das der Verfaſſer J. C. J. Ommerborn mir „zur gefälligen Kenntnisnahme“ zuſandte. Ich nehme und gebe hiermit davon Kenntnis. Die Anführungen ſind wörtlich.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuſkripte, zur Rezenſion beſtimmte Bücher u. dgl. ſind zu ſenden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanſtr. 15.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Im Juni veranstaltet die Abteilung, wie üblich, eine Landpartie, und zwar:

Sonntag, den 21. Juni. Treffpunkt: Bahnhof Grunewald 9½ Uhr morgens. Um 10 Uhr Wanderung über Paulsborn (Frühstückspause im Walde) nach Krumme Lanke. Um 12½ Uhr gemeinschaftliches Mittagessen zu Mk. 1,50 im Restaurant Alte Fischerhütte. Die Teilnehmer werden ersucht, ihre Mittagskarten zu Mk. 1,50 schon jetzt bis spätestens Donnerstag, den 18. Juni, im Bureau der D. G. E. K., Unter den Linden 16 (Vorm. 10–12, Nachm. 3–7), zu lösen, da andernfalls Gewähr für Teilnahme an der gemeinsamen Tafel nicht geleistet werden kann. – Rückfahrt ab 6 Uhr abends ab Bahnhof Schlachtensee.

Gäste willkommen.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Die Entwickelung
der
Pädagogischen Psychologie
im 19. Jahrhundert.

Von

Dr. ferd. Kemsies.

Preis M. 1.– .

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

System der Ethik
mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre
von
Friedrich Paulsen
Professor an der Universität Berlin
Zwei Bände. Sechste verbesserte Auflage
Geh. M. 14.– In zwei Lnbden M. 16.– In zwei Hlbfzbden. M. 17–

Das für alle Gebildeten bestimmte Werk hat bisher einem außerordentlich großen Leserkreise als Führer beim Nachdenken über die Fragen des Lebens gedient, wozu wesentlich der warme persönliche Ton beigetragen hat, in dem es geschrieben ist. Dem modernen Empfinden gemäß kommt auch die Sozialethik in eingehender und fesselnder Darstellung der Beziehungen des Individuums zu Gesellschaft und Staat zu ihrem vollen Recht.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,
Der Burschenschafter.
Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.
Vier Akte.
Preis: M. 2.—.

Caesar Schmidt Verlagsbuchhandlung, Zürich.

Soeben erschien:

Wilhelm II.
Eine kritische und Charakterstudie
von
Theodor Wolff-Thüring.
Preis 0,80 Mk.

Die Schrift enthält keinen gehässigen Angriff gegen den Kaiser, wohl aber eine objektiv-kritische Würdigung des Monarchen als Landesvater und Herrscher, ein freies, unbefangenes Urteil, das der geistigen Bedeutung des Herrschers, soweit sich diese aus seiner persönlichen sozialen und politischen Bethätigung und aus allem aus seinen vielfachen Reden feststellen läßt, gerecht zu werden sucht.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Soeben erschien:

Die Entwickelung
des
Berliner Fortbildungsschulwesens
und der
obligatorische Fortbildungsunterricht.

Nach einem Vortrage dargestellt
von
Professor Dr. Glatzel,
Stadtverordneter in Berlin.

Preis: 60 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: R. S. Beeuk, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 3512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 27. Juni 1903. | Nr. 26.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Stichwahl-Moral. Von Politicus.
Die Linie. Von Theo Johannes Mann.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Tonkunst. Von F. W. F.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Gottes Wille und Gottes Gnade.
Danaidenarbeit.
Fridtjof Nansen über die christliche Mission.
Aus der ethischen Bewegung.
Vermischtes.

Stichwahl-Moral.

Von Politicus.

In Oberdorf findet am nächsten Donnerstag Stichwahl statt zwischen dem ultramontanen und sozialdemokratischen Kandidaten. Jener hat in der Hauptwahl 16 400, dieser 14 300 Stimmen erhalten. Den Ausschlag geben die Nationalliberalen, welche 9100 Stimmen auf ihren Kandidaten vereinigt haben.

Durchdrungen von der Bedeutung des Moments und der Wichtigkeit ihrer Entschließung treten die Herren des nationalliberalen Wahlcomités zusammen, um zur Stichwahl Stellung zu nehmen. Diese ergiebt sich nach Lage der Sache ganz von selbst: Die Parole muß auf strikte Wahlenthaltung lauten, da dem nationalliberalen Standpunkte beide konkurrierende Parteien in gleicher Weise als schlimme Uebel erscheinen, vielleicht aber doch die ultramontane als das schlimmste Uebel — jedenfalls hat sich gegen diese von jeher der eigentliche politische Kampf der Nationalliberalen gerichtet, deren politische Essenz gleichsam der Anti-Ultramontanismus ausmachte, besonders im Wahlkreise Oberdorf.

Kaum aber ist im Schoße des Wahlcomités die Parole Wahlenthaltung proklamiert und ein entsprechender Aufruf an die Wähler formuliert worden, so erscheint ein Beauftragter der Parteileitung: man habe soeben einen Wahlpakt mit den Ultramontanen abgeschlossen, behufs Zusicherung gegenseitiger Hilfe in den Stichwahlen. So wie in Oberdorf der Ultramontane nur mit nationalliberaler Hilfe siegen könne, so werde im Nachbarkreise Niederstadt der Nationalliberale nur durch Unterstützung von ultramontaner Seite das Mandat gegen die Sozialdemokraten behaupten können — und so in einer Reihe von anderen Wahlkreisen.

Dank der musterhaften „Parteidisziplin" der guten Oberdörfer wird nun alsbald die Wahlparole geändert. Man schreibt: „Wir empfehlen unseren Parteifreunden, für den ultramontanen Kandidaten Herrn H. zu stimmen" .... nein, so geht es denn doch nicht! Man kann unmöglich jetzt denselben Kandidaten empfehlen, gegen den man wenige Tage vorher den eigentlichen Kampf geführt hatte. Und noch weniger kann man die Ursache angeben: daß man ein Geschäft machen wolle. Aber ein Ausweg ist bald gefunden. Man schreibt: „Wir empfehlen unseren Parteigenossen, soweit sie sich an der Wahl beteiligen wollen, in jedem Falle gegen den Vertreter des Umsturzes, den Sozialdemokraten, zu stimmen." Diese Wahlparole entspricht allen billigen Anforderungen der geltenden politischen Geschäftsmoral: sie dient als Nachweis dafür, daß man, getreu dem geschlossenen Pakte, die Wahl des Ultramontanen empfohlen habe, zugleich aber auch als Nachweis dafür, daß man diese Wahl eben nicht empfohlen, sondern den Ultramontanismus stets „unentwegt" bekämpft habe, und sie ist zugleich zweideutig genug, um die Hoffnung hegen zu dürfen, infolge so erzeugter Verwirrung werde der Ultramontane in Oberdorf doch durchfallen, während der Nationalliberale in Niederstadt vielleicht gewählt werde. Freudig sehen die Oberdörfer, ebenso wie die Parteileitung, dem Tage der Stichwahl entgegen. Denn wie sagt doch Alfons von Liguori, die bekannte Autorität der Jesuitenmoral? „Es ist erlaubt, sich über etwas Schlechtes zu freuen, wenn dadurch etwas Gutes bewirkt wird." Also freut man sich über Heuchelei und Gesinnungslosigkeit, wenn dadurch nur das absolut Gute erreicht wird: die Erzielung von Mandatgewinnen für die eigene Partei. —

Oberdorf und Niederstadt sind keine wirklichen Wahlkreis-Hauptstädte des Deutschen Reiches, aber genau so wie dort haben sich in diesen Tagen an den verschiedensten Stellen die Dinge entwickelt. Kaum daß die Hauptwahl vorüber ist, hat auch die elendeste Krämerpolitik begonnen, und wahre Orgien des parteipolitischen Jesuitismus und Machiavellismus werden dabei gefeiert. Man nennt das mit einem bezeichnenden Worte „Kuhhandel". Aber dieses Wort ist noch sehr euphemistisch. Denn beim Kuhhandel feilscht man doch wenigstens um Tiere, die als Sachen gelten, hier bei den Wahlen aber werden Ueberzeugungen an den Meistbietenden verkauft. Ein wahrhaft beschämendes Schauspiel! Kann die politische Führerrolle mehr mißbraucht werden, als dadurch, daß man die Ueberzeugungen korrumpiert und fälscht, oder daß man sie geradezu ausschaltet da, wo ihr freier Ausdruck am wichtigsten ist, bei dem staatsbürgerlichen Votum?

Den Gipfel der politischen Korruption scheint man, wenn die betr. Zeitungsnachrichten richtig sind, im Westen,

besonders am Niederrhein erreicht zu haben, wo Ultramontane und Nationalliberale, die extremen Gegner, einen Pakt geschlossen haben sollen, um sich gegenseitig die Mandate zuzuschanzen. Aber vielleicht scheitert hier der Macchiavellismus der „Führer" an dem ethischen Verständnis der Wähler. Jedenfalls wird da, wo noch wirklicher Liberalismus vorhanden ist, auch ein Bewußtsein dafür vorhanden sein müssen, daß politische Freiheit leerer Schall und Rauch ist, wenn ihr in der sittlich-freien Persönlichkeit nicht der Boden bereitet ist, die wiederum in der Bethätigung der sittlich-freien Ueberzeugung ihren wesentlichsten Ausdruck findet. Gerade das allgemeine und gleiche Wahlrecht hat seine hohe ethische Bedeutung eben hierin, daß es jedem Einzelnen, auch dem Geringsten, indem es ihm freie Bahn giebt zur Belundung seiner Ueberzeugung, sein höchstes Menschenrecht, die Würde seiner Persönlichkeit anerkennt, in dem Sinne, wie es auch Gutzlow einmal in Uriel Acosta ausspricht:

Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.

Man lann es als ein Glück betrachten, daß die Zeit zwischen Haupt- und Stichwahl verhältnismäßig kurz ist. Vielleicht würde in anderem Falle die Korruption noch schlimmere Erscheinungen hervorbringen. Aber man sollte nach Beendigung der Wahlen auch einmal ernstlich daran denken, dieser ganzen Einrichtung der Stichwahlen energisch zu Leibe zu rücken. Einer neuen Einteilung der Wahlkreise, welche die Stimmenzahl gerechter verteilt, wird sich ja auf die Dauer auch die Regierung nicht widersetzen können. Vielleicht lönnte man in Verbindung damit auch die Frage der Minoritätsvertretung in einer Weise regeln, daß die Stichwahlen zur seltenen Ausnahme würden — wie in Frankreich, wo das Listenstrutinium besteht — während sie jetzt immer mehr zur Regel werden. Auf diese Weise würde mit einem wichtigen politischen auch ein ethischer Fortschritt erzielt oder doch wenigstens, negativ, eine Quelle schlimmster Korruption beseitigt werden.

Die Linie.

Von Theo Johannes Mann.

Er legte Reißschiene und Feder beiseite. —

Von dem weißen Bogen vor ihm hob sie sich ab mit ihren scharfen Konturen — die Linie, in der tiefsten Schwärze, die je chinesische Tusche zu geben imstande ist. In unveränderlichem Gleichmaß kroch sie von der linlen Mitte des Bogens nach der rechten — die Linie. — Wie sorgsam hatte er auch die Mitte ausgemessen und wie genau die Reißschiene angelegt, daß sie auch rechtwinlelig verlaufe -- und daß sie auch nie abweiche von der Mitte.

Zufrieden lächelte er und entzündete von neuem seine Zigarre, die während der Arbeit ausgebrannt war. — —

Wie genau sie den Bogen in zwei gleiche, — so ganz gleiche Hälften teilte, die Linie. — Wieder lächelte er. Ein nachdenllicher Zug umspielte seinen Mund. Ist doch der Bogen wie das Leben, — dem geborenen Indivíduum neu, — unbeschrieben, wenn es das Leben beginnt. Und er benannte die obere Hälfte das Gute und die untere Hälfte das Böse im Leben. — Scharf geschieden durch die Linie. Doch ehe er die Linie zog, war der Bogen ein Ganzes, nur die Linie hatte ihn geteilt. Aber die Teilung war ja auch nur eine scheinbare. Im Wesen blieb der Bogen doch eins. Nur die Oberfläche, das dem Auge Sichtbare, schien geteilt. —

Und wieder mußte er lächeln.

Das Leben — dem jungen Menschlein stellt es sich auch dar als ein Unteilbares, als ein Ganzes, das es erfassen und begreifen lernen soll. Mit dem Menschlein wächst sein Verstand, der durch die Erfahrungen des Lebens reift — plötzlich schneidet eine Erlenntnis des Verstandes tief ein in das Leben — Du erkannteſt den Fehltritt — der Verstand zog die Linie, die scharfe Grenze zwischen Gut und Böse. Und doch sind sie beide nur relativ vorhanden — geschieden nur durch die Grenze des Verstandes. Wie der Bogen vor ihm im Wesen ein Ganzes war, so ist das Leben an sich, in seiner Urform, ein Unteilbares; alles ist, weil es notwendig ist. Das Leben jedes Menschen schwankt scheinbar zwischen einem Gut und einem Böse — aber an sich giebt es leines von beiden, sondern nur das Leben. Dies Schwanken zwischen beiden ist das Leben selbst, der langsame Weg der Entwickelung. Es muß eine negative Erfahrung des Schmerzes, des Leides der Seele geben, ein Bewußtsein der Schuld überhaupt, um die positive Erfahrung der Freude, des Glückes der Seele, — das Verständnis für das Gute richtig schätzen zu lönnen. Der krittelnde Verstand nennt das eine eben „gut" und das andere „böse" und sieht darin ein Geteiltes. Aber der Versland ist kurzsichtig nnd übersieht, daß sie im Wesen eins sind; er kann ja auch nur endlich bedingt sein, er ist ja eine Beigabe des endlichen Menschen in seiner jetzigen Form. Der Mensch im Wesen ist unendlich — in seiner unendlichen Wesenheit bedarf er aber des irdischen Verstandes nicht, der die Linie zieht zwischen Gut und Böse. — Und doch ist nichts gut und nichts böse, es ist — weil es ist; eine kontinuierliche Kette des kausalen Zusammenhanges zieht sich durch alles Sein bis zum Menschen, durch sein Handeln, — über ihn und sein Handeln hinaus — der Versland, in der Entwickelungsstufe „Mensch" zum Existenzbewußtsein, zu Erlenntnis des Ich gelangt, spiegelt dem Menschen die Pole seines Handelns, Denkens und Seins im Gut und Böse wieder.

Was wäre aber Gut — wenn es lein Böse gäbe, — was könnte ohne den Gegensatz Gut Böse sein? —

Wenn im Werdegange der Schöpfung Welten entstehen — wenn sie im Weitergange der Entwickelung wieder vergehen, um verjüngt wieder zu entstehen — ist das Entstehen gut? — Ist das Vergehen als böse zu beklagen? — Hier hört diese Polarität auf, hier regieren nur ewige Gesetze. Aber diese Gesetze des Makrolosmos gelten auch für den Mikrolosmos „Mensch". — Hier, in der Erscheinungswelt, der Welt des an Form gebundenen Ewigen, löst sich die Harmonie des Ganzen in Kontraste, die im Prinzip aber die Harmonie bestätigen. Die Harmonie des Ganzen ist entwickelnder Fortschritt; die Kontraste, die sich der erkennenden Vernunft darbieten, sind auch nur die Mittel zum Fortschritt. — Die negativen Erfahrungen, die wir am Bösen, an unseren Fehlern machen, sie zeigen uns den Wert der anderspoligen Handlungen, führen uns zum positiven Handeln, zum Guten. Der erkennende Verstand zeigt uns, daß wir durch die Handlungen, die sich ihm als böse darstellen, den eigenen Fortschritt und den Fortschritt der Gesamtheit durch die Gefährdung derselben hindern, daß wir uns dadurch also an unsrer eigenen und an der Natur der Gesamtheit vergehen. — Der dunkle Drang, sich zu vervollkommnen, wohnt in jedem Individuum; es folgt ihm nur nach dem Grade seiner Erkenntnis. Auch der Verstand ist entwickelungsfähig, und bei jedem Menschen bis zu einer gewissen Höhe der Entwickelung gelangt. — So ist die Linie, die der Verstand eines jeden zwischen Gut und Böse zieht, sehr verschieden gelegen. — Was mir zur Errichtung eines Zieles vom Standpunkte meiner Erkenntnis noch gut erscheint, ist einem besseren, höher stehenden Menschen vielleicht schon verwerflich, böse. Die Motive, auf die ein dritter Mensch handelnd reagierte, lassen einen vierten vielleicht ganz das Gegenteil thun, je nach Art seines Charakters. Doch ist der Charakter eines

Digitized by Google

Menſchen vornehmlich bedingt durch die Summe der Erfahrungen ſeiner bis zu jener Stufe entwickelten Seele, die ſich durch den Verſtand kundgiebt. Höher ſtehende Menſchen, dem Geſetze der Entwickelung folgend, beſitzen für Gut und Böſe eine feinere Erkenntnis als niedrigere. Wenn ſie nun die Linie ziehen, die ihnen Gut und Böſe ſcheidet, ſo werden ſie auch den niedrigeren Naturen, den relativ Böſen, die Linie höher verlegen, dadurch, daß ſie die „Böſen“ durch die Verurteilung ihrer Thaten oder durch Strafen zu hindern ſuchen, das Böſe zu thun. Die künſtliche Verlegung der Erkenntnislinie durch ihren eigenen, beſſeren Verſtand veredelt alſo auch die Erkenntnis von Gut und Böſe der tiefer Stehenden. Indem alſo die relativ Guten den relativ Böſen das Handeln zu verbeſſern ſuchen, wird ſich die Linie zwiſchen Gut und Böſe alſo ſtets in der Mitte des Lebens halten. Ein Zuviel nach dem Böſen auf der einen Seite wird ausgeglichen durch ein Mehr nach dem Guten auf der andern Seite. So halten ſich Gut und Böſe die Wage und ihr wechſelndes Spiel veredelt die Menſchheit. —

Wieder mußte er lächeln — wie weit ab hatte dieſe Linie ſeine Gedanken geführt; und doch lag alles ihm ſo greifbar nahe.

Seine Blicke hefteten ſich von neuem auf die ſchwarze Linie vor ihm. — Sie begann mit dem Anfang des Zeichenbogens, ſie endete mit ihm — — das Leben, wie wir es jetzt kennen, iſt auch nur durch die Grenze von Gut und Böſe geteilt — vorher — waren wir; nachher — werden wir ſein, erhaben über Gut und Böſe, in der Erkenntnis ihres Weſens werden wir identiſch ſein mit der Linie zwiſchen ihnen. Die Summe der Erfahrungen, die uns das Leben zwiſchen Gut und Böſe gebracht hat, wird die Erkenntnis ſein, daß die Wurzel zum „Böſen“ in dem perſönlichen Begehren des Ego liegt; dadurch nur wird der Menſch verblendet — er handelt dann ſeiner Natur und Beſtimmung zuwider. Da, wo das Ego aufhört für ſich allein zu begehren, wo es ſein Wünſchen, Denken und Handeln identifiziert mit dem All, mit der Geſamtheit, wo es ſich, ohne an ſich ſelbſt zu denken, in den Dienſt der Allgemeinheit ſtellt, wo es bereits erkennt, daß das Wohl der Geſamtheit und ihr Fortſchritt auch ſeine Beſtimmung iſt, dort iſt der Weg zum Guten. — Um dieſe Erkenntnis der Weltliebe in ſich bewußt zu empfinden, darum ſtellte ſie ſelbſt uns in das Spiel zwiſchen Gut und Böſe. Sie ſelbſt ruht als die Linie zwiſchen Beiden, als konſtante Baſis jeglichen Fortſchrittes nach jeder Entwickelung. —

Haſtig ergriff er jetzt wieder Reißfeder und Schiene; auch ſeine Linie war ja nur die erſte Baſis für ſeine Konſtruktionszeichnungen, die „Augenlinie“ für ſeine Perſpektivzeichnung — nach der alle anderen Linien der Zeichnung hinſtrebten, zu der hin ſich alles verjüngte — in der alles zuſammenfloß. — Emſig beugte er ſich über ſein Reißbrett — bis ſein Werk vollendet war.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Tonkunſt.

In der Geſangſtunde habt Ihr gewiß ſchon gemerkt, wie außerordentlich ſchwer es oft iſt, den richtigen Ton zu treffen. Wißt Ihr aber, was das Allerſchwerſte iſt? Den richtigen Ton zu treffen, wenn jemand einen Fehler ſagt. Warum iſt das wohl ſo ſchwer? Weil man ſich über den anderen ärgert, und dann iſt der Ton ſofort belegt, er geht nicht zum Herzen, weil er nicht aus dem Herzen kommt, ſondern aus der großen Pulverkammer der Gereiztheit oder aus dem kalten Gewölbe des Hochmutes oder aus dem engen Zimmerchen der Selbſtſucht oder gar aus allen dreien zuſammen. Es hat einmal jemand geſagt: „Man macht niemals größere Fehler, als wenn man einem Andern einen Fehler ſagt.“ Das kommt eben daher, daß die meiſten Menſchen ſich bei ihren Vorwürfen und Ermahnungen niemals daran erinnern, wie ihnen ſelber zu Mute iſt, wenn ihnen etwas vorgeworfen wird, und was alles dazugehört, damit ein Tadel Eingang findet in die Seele, ſtatt ſie nur noch mehr zu verſtocken. Wer einmal darüber genau nachdenkt und ſich ſelber gut beobachtet, der wird bald wiſſen, was eigentlich die richtige Tonkunſt iſt.

Damit Ihr ein Beiſpiel vor Euch habt von der falſchen Tonart, will ich Euch einen Brief vorleſen, wie heute viele in der Welt geſchrieben werden — es iſt der Brief eines Knaben an ſeinen Freund: der Knabe möchte dem Freunde das viele Prahlen und Reden von ſich ſelber abgewöhnen, und das macht er auf folgende Weiſe. Er ſchreibt:

Lieber Adolf! Schon lange wollte ich Dir einmal gründlich die Wahrheit ſagen. Jetzt endlich iſt meine Geduld geriſſen. Schon hundert Mal hab' ich Dir geſagt, Du ſollſt nicht in einemfort bloß von Dir und Deinen Sachen ſprechen und was Du für ein herrlicher Vogel biſt. Als Du geſtern bei uns warſt, war es geradezu ekelerregend. Ohne Unterbrechung warſt Du immer mit Deiner armſeligen kleinen Perſon beſchäftigt. „Ich habe das gethan, ich weiß das, ich habe das gelernt, ich kann das“ ꝛc., ſo ging's über eine Stunde — ich hab' mich wahrhaft geſchämt, ſolchen Freund zu haben. Meine Mutter ſagte nachher: Paul, ich begreife Deinen Geſchmack gar nicht, daß Du Dir ſo einen eingebildeten Laffen zum Freund nimmſt. Und ich muß Dir geſtehen: Ich begreife es auch nicht mehr. Wenn Du Dich nicht umgehend gründlich änderſt, ſo breche ich den Verkehr mit Dir ab und die Andern ſagen auch, ſie mögen Dich nicht mehr leiden. Es grüßt Dich Dein Freund Paul.

Glaubt Ihr nun, daß Adolf ſich nach dieſem Briefe umgehend gründlich ändern werde? Gewiß nicht. Statt deſſen wird er Paul einen Brief ſchreiben mit wütenden Buchſtaben, und darin wird es heißen: „Du biſt mindeſtens ſo eingebildet wie ich und haſt noch andere, weit ekelerregendere Eigenſchaften als ich und obendrein noch immer Suppenflecken auf Deinem Anzug, und auf Deine gekündigte Freundſchaft pfeife ich.“

Nun ſagt aber einmal, worin liegen denn eigentlich die Fehler in dem Tone des erſten Briefes? Und wie muß man reden und ſchreiben, um einen Menſchen wirklich zur Umkehr zu bringen?

Eins werdet ihr ſofort bemerkt haben: In Pauls Brief fehlt jeder Ton der Liebe und Freundſchaft. Und darum iſt es von vornherein unmöglich, daß er Adolf dazu bringt, über ſich ſelbſt nachzudenken und ſich verbeſſerungsbedürftig zu finden. Erinnert Euch nur an eigene Erlebniſſe; nicht wahr, wenn Euch ein Fehler in grobem Ton geſagt würde, ſo ſchließen ſich alle Pforten Eures Herzens; es kribbelt in Eurem Innern wie in einem Ameiſenhaufen, wenn jemand einen Stein hineingeworfen hat und Ihr ſeid nicht in der Stimmung, den Fehler zuzugeben, ſondern denkt nur über die Verletzung nach und über die Grobheit des Andern und wie Ihr den Angriff abſchlagen könnt. Ihr fühlt deutlich: Der andere wollte ſich ſelbſt entlaſten, aber nicht Euch einen Liebesdienſt erweiſen. Ihr denkt, es ſei nur Abneigung bei ihm und Gehäſſigkeit, daß er immer auf Fehler Jagd macht und z. B. von Prahlerei rede, wenn Ihr nur einmal ganz harmlos etwas erzählt habt u. ſ. w. Alſo Ihr nehmt Euch die Sache nicht zu Herzen — im Gegenteil, Ihr geht geſchwollener umher als vorher. Nun aber giebt's in Pauls Brief noch etwas Anderes zu bemerken, was beſonders wichtig iſt, wenn's auch eng mit Edengeſagtem zuſammenhängt. Ihr wißt, wenn Jemand einem Andern den Tod eines Angehörigen mitteilen ſoll, ſo ſagt man: Bringen Sie ihm die Trauernachricht ſo ſchonend wie möglich bei. Nun, die Nachricht von einem wirklichen Fehler im Charakter iſt auch ſo eine Trauernachricht, die man dem Andern ſchonend beibringen muß, wenn ſie nicht

Unheil in der Seele anrichten soll. Und gerade Menschen mit Ehrgefühl, die an sich selber arbeiten und etwas auf sich halten und nur eines leisen Winkes bedürfen, um sich zu ändern – diese können oft ganz aus dem Gleichgewicht gebracht werden durch eine grobe Kanonade von Vorwürfen. Ihr müßt Euch einmal folgendes ganz klar machen: Kein Mensch mag leben, wenn er sich selbst verachten muß. Mehr noch als Speise und Trank, als Lust und Sonne braucht er die Achtung vor sich selbst. Beobachtet Euch nur selber, wenn Euch ein Vorwurf gemacht wird, z. B. daß Ihr Feiglinge seiet, weil Ihr eine Lüge gesagt hättet. Wie Ihr Euch dann vor Euch selber anstrengt, Euch rein zu waschen und die Lüge zu beschönigen und Euch selber einzureden, es sei nicht Feigheit gewesen, sondern Rücksicht auf irgend Jemand oder sonst etwas — aber nur nicht Feigheit. Nun stellt Euch einmal vor, es hätte Euch ein guter Freund oder Bruder doch mehreremals bei kleinen Lügen aus Feigheit ertappt und wollte Euch davon befreien. Wie müßte er es anfangen, um Euch zu gewinnen und doch nichts zu verschweigen? Nun, er müßte es so sagen, daß Ihr die Achtung vor Euch selbst nicht zu verlieren braucht. Dafür, daß er Euch ein kleines Stück Achtung an einer Stelle nehmen muß, dafür muß er Euch im ganzen desto mehr geben, Euch doppelt ermutigen, statt Euch niederzudrücken. Er müßte also etwa folgendermaßen sagen: Ich habe mich oft darüber gefreut, daß in Dir ein großes Stück Tapferkeit steckt, in der Art, wie Du Schmerzen erträgst und Gefahren gering achtest. Ich habe großen Respekt davor. Aber gerade darum wirst Du es mir gewiß auch nicht übel nehmen, wenn ich Dich darauf aufmerksam mache, daß Du an einem kleinen Punkte noch etwas nachlässig bist und etwas thust, was aus einer Furcht vor Unangenehmem entspringt. Ich bin sicher, wenn Du Dir das nur ganz klar machst und siehst, daß hier wirklich etwas Feigheit dahinter steckt, dann wird Deine schöne Tapferkeit sofort hervorspringen und nicht länger dulden, daß sich irgend etwas Schwaches an einer unbewachten Stelle in Deinen Charakter einschleiche, nicht wahr?

Ihr seht, was ich mit diesem Beispiel zeigen will, und Ihr könnt es Euch auch für die Erziehung Eurer jüngeren Geschwister merken: Nicht gleich mit den stärksten Worten und Schmach und Schande anrücken, sondern im Gegenteil, recht aufrichten und ermutigen und zeigen, daß der Andere große und achtungswerte Eigenschaften hat, mittels deren es ihm ein Leichtes werden müsse, den Fehler zu überwinden.

So z. B. auch, wenn man Jemand eine Unfeinheit oder Rücksichtslosigkeit vorwirft. Niemand möchte gern ungebildet sein und sich selber für ungebildet halten, und wenn man ihn daher in übertreibendem und wegwerfendem Tone auf seinen Fehler aufmerksam macht, so kratzt er eifrig aus allen Winkeln seines Innern die Erinnerung an seine und rücksichtsvolle Handlungen hervor, die er irgendwo und irgendwann gethan hat, und betäubt sich damit gegen den Tadel; denn sein ganzer Stolz und seine Freudigkeit beruht darauf, daß er sich für keinen Flegel hält. Ist man also genötigt, ihn auf eine kleinere oder größere Nachlässigkeit oder Taktlosigkeit aufmerksam zu machen, so muß man ihm zum Ersatz für die Demütigung und Entmutigung sofort einen noch größeren Zuschuß an Selbstvertrauen und Selbstachtung geben — indem man ihm z. B. sagt, daß man einem weniger seinen Menschen gar nichts vorwerfen würde — aber gerade weil er schon oft so außerordentliche Zeichen von Feinheit und Rücksicht von sich gegeben habe, wolle man ihn nur auf ein kleines Versäumnis aufmerksam machen ꝛc.

Nun könnt Ihr vielleicht fragen: Wozu soll man sich denn aber so große Mühe geben? Was schadet denn dem Menschen einmal ein tüchtiger Puff? War er unfein, so soll er's auch gründlich zu hören bekommen, hat er's mit der Wahrheit nicht genau genommen; so braucht man ihm das doch nicht so himmlisch zart ins Ohr zu säuseln!

Der Einwand klingt sehr schön, aber er ist doch nicht treffend. Denn auch ich bin ja doch dafür, daß ihm seine Missethat oder sein Fehler mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt werden solle. Aber es kommt eben nicht bloß darauf an, daß Einem etwas vor Augen geführt wird, sondern vor allem doch darauf, daß es in Herz und Seele eingehe. Sonst nützt ja doch alles Klarmachen und Lärmen nichts. Daß ein Vorwurf in die Seele einziehe, dazu aber ist die gütige Mitwirkung des Besitzers notwendig. Wenn er seine Seele zuschließt, so kann selbst die berittene Polizei nicht den Eingang erzwingen. Also wer überhaupt etwas in der Seele des Anderen ausrichten und nicht bloß seinen eigenen Aerger austoben will, der muß schon durch seine Tonart dafür sorgen, daß freiwillig geöffnet wird. Er muß also neben dem Unangenehmen auch etwas Erfreuendes und Belebendes bringen, so wie man eine bittere Pille in eine süße Oblate einwickelt. Dazu braucht er durchaus nicht zu lügen und zu schmeicheln, er braucht sich nur mit etwas Liebe in die guten Eigenschaften des Anderen hineinzudenken. Man muß eben nie vergessen, daß es nicht genug ist, einen Menschen auf eine Schwäche aufmerksam zu machen, sondern daß man ihm auch so weit irgend möglich die Kraft und Freudigkeit geben muß, seine Schwäche zu überwinden. Man muß also sein Selbstvertrauen stärken. Darum eben ist es die größte Liebloſigkeit und Gedankenlosigkeit, wenn man einen Tadel in wegwerfendem und herabsetzenden Tone sagt und niederdrückende Bezeichnungen dabei braucht, die dem Andern das Gefühl geben, daß er nicht recht geachtet wird und auch sich selber nicht mehr recht achten darf.

Damit komme ich auf einen wichtigen Punkt. Wir haben uns klar gemacht, wie wichtig die Selbstachtung für einen Menschen ist, damit er es überhaupt der Mühe für wert hält, an sich zu arbeiten. Selbstachtung aber braucht zu ihrer Nahrung auch die Achtung Anderer. Es giebt darum nichts Falscheres, als mit Menschen, denen man zum Bessern helfen, und die man von irgend einer schlechten Gewohnheit befreien will, nun in recht verächtlichem Tone umzugehen, als seien sie Menschen zweiter Klasse. Nein, wer als Mensch zweiter Klasse angeredet wird, der handelt auch als Mensch zweiter Klasse. In Venedig gab es im Mittelalter einmal einen geizigen Juden, der hieß Shylock. Er wurde von Jedermann beschimpft und getreten. Als man ihm einmal seine niedrige Gesinnung vorwarf, da antwortete er: „Ihr nennt mich immer einen Hund — darum bin ich auch ein Hund.“ Das soll man sich merken, auch in den kleinsten Vorfällen des täglichen Lebens. Wenn Euer Kamerad oder Bruder viel von Eltern und Lehrern getadelt wird, so helft Ihr ihm nicht, wenn Ihr ihm auch noch „Faulpelz“ oder „Ferkel“ nachruft. Ihr könnt ihn nur aufrichten, wenn Ihr ihn an Eurem ganzen Umgangston merken läßt, daß Ihr wißt, er sei noch etwas Anderes als ein Faulpelz oder Ferkel, er habe auch seine und gute Eigenschaften, deretwegen Ihr ihn hochschätzt und an ihn glaubt. Viele Menschen hätten gerettet werden können, die von Stufe zu Stufe gefallen sind, von einer schlechten Gewohnheit bis zum Verbrechen, wenn sie rechtzeitig einen gefunden hätten, der an sie glaubte und sie achtete. Dann hätten sie auch wieder selber an sich geglaubt und sich selbst wieder geachtet und wären daran gesund geworden. Aber sie wurden zu viel und ohne Schonung getadelt und haben nun alle Selbstachtung verloren, darum prallt alles Ermahnen an ihnen ab. Es ist ihnen alles egal. Sie sind wie Kranke, die Auszehrung haben, da nützt

alles Essen nichts mehr, es fehlt im Körper die Kraft, das Essen zum Aufbau des Körpers zu verwerten.

Es giebt Menschen, die immer gleich mit dem gröbsten Geschütz anrücken und für das, was Andere verfehlen, gleich die härtesten Worte wählen und dann sagen: man müsse doch die Dinge beim rechten Namen nennen. Als ob der gröbste Name immer der richtigste wäre, und als ob man immer das Innere des Nächsten durchschauen und wissen könnte, was ihn zu seiner That gebracht hat! Streng gegen sich, mild gegen Andere, das ist ein schönes Lebenswort!

Hochwichtig für die richtige Tonkunst ist es auch, daß man sich bei einem Tadel von jeder eigenen Ueberhebung reinigt, denn nichts bringt den Getadelten mehr auf und verstockt ihn stärker, als wenn der Andere seinen Fehler benutzt, um sich selber als Tugendheld aufzublasen. Da giebt er sofort mit Recht die Antwort: „Faß Dich nur zuerst an Deine eigene Nase", und Ihr kennt Christi Wort von dem Menschen, der den Splitter in seines Bruders Auge sieht, aber nicht den Balken in seinem eigenen. Nun ist es ja manchmal ganz gut, daß man einen Flecken auf dem Rocke oder auf dem Charakter seines Bruders leichter sieht als bei sich selber. Man kann sich auf diese Weise gut gegenseitig aushelfen. Aber betont muß werden das Wort „gegenseitig"; und wenn man immer daran denkt, wie notwendig diese Gegenseitigkeit ist, dann wird man schon den rechten Ton treffen. Man könnte einen freundschaftlichen Rat z. B. damit beginnen, daß man sagt: „Ich weiß ja, daß auch ich meine großen Fehler habe, sogar schlimmere als Du, und ich kann in manchem sehr viel von Dir lernen, z. B. bewundere ich so Deine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit — aber . . . „Es kommt nicht immer darauf an, daß man das sagt, mindestens aber muß man es tief fühlen, daß man keinen Grund zur Ueberhebung habe, dann kommt es schon von selbst in den Ton hinein.

Ihr seht also, wieviel Glück und Unglück von dem Ton abhängt, in welchem man die schlechten und unangenehmen Eigenschaften seiner Mitmenschen bespricht, und Ihr seht auch, daß diese Tonkunst hauptsächlich dadurch erlernt wird, daß wir uns einmal selber beobachten, wann ein Tadel auf uns wirkt und wann nicht, und dann das Rezept befolgen: „Wie Du nicht willst, daß man mit Dir rede, so rede auch Du mit keinem Andern."

Freilich ist's nicht immer damit gethan, daß man genau weiß, wie die Tonart sein muß, damit der Andere wirklich bewegt und zur Besinnung gebracht wird. Der Mensch hat mit dem Tiere einen mächtigen Trieb der Abwehr gemeinsam: Wenn irgend etwas Störendes in sein Leben eingreift, so treibt es ihn zunächst heftig, auf das Störende loszuschlagen und es durch lautes und drohendes Schreien und Stirnrunzeln zu verscheuchen und zurückzudrängen. Daher kommt es auch, daß die Menschen immer so ein Bedürfnis nach niederschlagenden Worten haben, wenn sie durch Fehler ihres Mitmenschen gestört werden — es ist das Tier, was sich da regt. Um dieses Tier etwas zu beschönigen, redet man dann vom „edlen Zorn" — aber glaubt mir nur, edel ist nur, was aus dem Reiche der Liebe kommt; der Zorn aber kommt aus dem Reiche, wo der Puter kollert und der Stier brüllt und die Katzen fauchen — darüber wollen wir uns doch nur nichts vormachen. Und merkwürdigerweise finden wir den Zorn nur edel, wenn wir selber uns in der Wut gehen lassen — wenn Andere uns aber mit „edlem Zorn" begegnen, dann sagen wir, sie seien sackgrob und mit ihrer Selbsterziehung sei es nicht weit her.

Es ist gut, sich das klar zu machen, dann wird man etwas mißtrauischer gegen das hochtrabende Schnaufen werden, mit dem wir uns gegen fremde Fehler und Fehltritte zur Wehr setzen, und man wird sich mehr darnach sehnen, aus dem Tierreich in das der Menschlichkeit emporzusteigen — und Menschlichkeit heißt Hilfe und Erbarmen und heißt bescheidenes Erinnern an alle Hilfe und alles Erbarmen, das uns selber den Lebensweg erleichtert und beim Straucheln gestützt und ermutigt hat.

Nun wißt Ihr Alles, woran man denken muß, wenn man den rechten Ton treffen will, um seinen Mitmenschen von Irrtum und Starrsinn zu befreien, und Ihr wißt nun auch, warum der richtige Ton in solchen Fällen so schwer ist und warum es auf diesem Gebiete so selten einen wirklichen Tonkünstler giebt. F. W. F.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die neueste Phase des Kampfes um die Volksschule in Frankreich. An der uns im Prinzip so hochsympathischen Organisation der öffentlichen Schule in Frankreich haben wir von jeher mehrere recht erhebliche, ihre Wirksamkeit schwer beeinträchtigende Mängel beklagt. Unter diesen Mängeln steht als wahres Grundgebrechen in vorderster Reihe die durch ein falsches demokratisch-individualistisches Freiheitsprinzip diktierte Zulassung der sogenannten „freien Schule" neben der Staatsschule.

Dies ist ein entschieden falsches Prinzip. Der Staat hat das dringende Interesse und daher auch das Recht, die für sein Gedeihen notwendige Vorbildung seiner Angehörigen gleichsam in eigene Regie zu nehmen und nicht fremden, event. ihm feindlichen Händen anzuvertrauen.

Auf dem Boden der „freien" Schule war der Kampf gegen den Klerikalismus von vornherein rechtlich aufs Aeußerste erschwert. Die Garantieen, die der Staat von den Kongregationen verlangt, sind auf der einmal geschaffenen Grundlage hinsichtlich ihres Rechtsgrundes zweifelhaft, jedenfalls ihre Durchführung schwierig und zu Konflikten führend.

Gegenwärtig setzt der Klerikalismus dieser Durchführung einen neuen Trik entgegen. Die schulmeisternden Mönche und Nonnen treten formell aus dem Orden aus und gründen angeblich weltliche freie Schulen, in denen aber natürlich nur das alte Spiel der Klerikalisierung der Jugend mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt werden soll.

Diesem Treiben gegenüber ist die Stellung des Staates überaus erschwert. Er muß gewaltsam vorgehen. Der Kammer liegen die Anträge vor, diesen äußerlich entkutteten Werkzeugen des Klerikalismus für die nächsten fünf — oder nach einem Vermittlungsantrage drei — Jahre das Schulehalten zu verbieten. Mit diesen Anträgen steht der Staat in der äußersten Gefahr, sich formal ins Unrecht zu setzen, den Rechtsboden unter den Füßen zu verlieren, die Mißbilligung auch unbeteiligter Kreise sowie der radikalen Freiheitsdoktrinäre hervorzurufen.

Man muß gespannt sein, wie diese Phase des Streits verlaufen wird. Für uns oder ist diese Sachlage recht lehrreich. Sie zeigt uns, welchen Schatz wir an dem alten Erbe Friedrichs des Großen, der allgemein obligatorischen, für Alle verbindlichen Staatsschule besitzen, die freilich aus ihrer Abhängigkeit von der Kirche befreit werden muß. D.

Streiflichter.

Gottes Wille und Gottes Gnade. Kein Atheist hat Gott je so gelästert, wie es gelegentlich offizielle Vertreter der Gottheit, Priester, und die gesalbten Werkzeuge der Gottheit, Fürsten, thun. Aus Serbien kommen zwei Nachrichten, die wir dem Nachdenken derer empfehlen, die da meinen, Gottesverehrung sei die einzige und reinste Quelle wahrer Sittlichkeit. Die Berliner „Volkszeitung" berichtet:

1. Es wird jetzt bekannt, daß der Metropolit die Abhaltung eines Seelenamtes für König Alexander, das dessen nächste Umgebung verlangte, verweigerte. Es war seine Anordnung, vermöge welcher bloß je zwei Geistliche hinter den Särgen des Königspaares schritten, und zwar war darunter keiner von höherer Weihe. Man

betont nun, daß gerade der Metropolit, der Alexander taufte, salbte und traute, gegenüber dem Toten jeden Haß hätte unterlassen müssen.

2. Ein von dem Metropoliten Innocenz mit zahlreicher Assistenz zelebriertes Tedeum fand für den neuen König in der Kathedrale statt. Der Metropolit betonte, alles, was geschehen sei, habe Gott gewollt. Vor dieser „Fügung der göttlichen Vorsehung" müsse sich jeder Serbe beugen. Das serbische Heer habe, wie immer, seine Pflicht getan. Für das serbische Volk werde aber die Thatsache, daß es auch eine so gewaltige Erschütterung ruhig und würdevoll hinzunehmen verstand, für alle Zeiten als ein Reifezeugnis gelten. Gott behüte Serbien, und so sei es dem Volke gelungen, unmittelbar nach der Katastrophe inmitten der aufgetürmten schwarzen Wolken den klaren Blick beizubehalten und in seiner Wahl den richtigen Mann zu treffen. — Hier stimmten alle Anwesenden in den Ruf „Hoch König Peter!" ein, während von der Festung Kanonenschüsse erdröhnten.

Schamloser ist wohl selten der Name „des höchsten Wesens" durch Blutlachen und Schmutz geschleift worden, um den Augenblickserfolg rohester Gewaltthat zu verherrlichen und zu heiligen. Aber damit neben dem Vertreter des Altares der des Thrones nicht fehle, so nehme man hinzu die im „Journal de Genève" veröffentlichte Proklamation des neuen Königs von Serbien. Sie beginnt:

„Die Gnade Gottes und der Wille des Volkes haben mich auf den Thron meiner Vorfahren gerufen . . . . Ich betrachte es als meine erste Pflicht, Gott zu danken für seine Gnade" . . . .

Und sie schließt:

„Die Devise meiner Dynastie war immer: Für das heilige Kreuz und unsere teure Freiheit. Und mit dieser Devise, die mich einerseits an die Armee, andererseits an die orthodoxe Kirche bindet, besteige ich den Thron Serbiens als Peter I., König von Serbien. Ich bitte Gott, seine Gnade über mein Volk zu verbreiten und sende Allen meine königlichen Grüße."

Was sagen unsere Gottgläubigen dazu? Nun, sie werden sagen: Allerdings sei ohne Gottes Zulassung der Mord in Serbien nicht möglich gewesen, und darum entspreche es durchaus dem religiösen Empfinden, diese „Wendung" der Dinge „Gottes Fügung" zuzuschreiben. Vielleicht daß Manche noch hinzufügen, es wäre vielleicht geschmackvoller gewesen, bei diesem Anlaß die Mahnung Valentins an Grethchen im Faust zu befolgen: „Laß unsern Herrgott aus dem Spaß!"

Schließlich aber werden sie sich mit dem Trost beruhigen, daß es sich hier nicht um ihren Gott, sondern um den Gott der griechisch-orthodoxen Kirche handele. —

Meinen sie aber mit uns, dies sei ein empörender Mißbrauch des göttlichen Namens, so mögen sie uns freundlich miteilen, an welchen Kennzeichen man den rechten Gebrauch des Gottesgnadengedankens von seinem Mißbrauche zu unterscheiden imstande ist.

* * *

Panaidenarbeit. In Hamburg ist vor wenigen Tagen das Denkmal Kaiser Wilhelms I. enthüllt worden. Für den Enthüllungsakt, der zirka eine halbe Stunde dauerte (nur der Senat und einige Auserwählte waren dazu geladen), waren Tribünen errichtet worden, die 225000 Mk. gekostet haben und an luxuriöser Ausstattung alles übertrafen, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Das zutagetretende Holz war mit einer polierten Gypsschicht verkleidet worden, um den Eindruck von Marmor hervorzurufen, die Sitze waren elegant gepolstert u. s. w. Zwei Monate hatten mehrere hundert Arbeiter an dem Ausbau der Tribünen gearbeitet, und ebenso lange wird es voraussichtlich dauern, bis dieselben wieder abgerissen sind.

Es giebt immer eine Menge Leute, die, um derartige frivole Uebertreibungen zu rechtfertigen, sagen: Wenn es auch viel kostet, so haben doch so und soviel Menschen dadurch Arbeit und Verdienst bekommen. Dies scheint mir aber eine sehr verhängnisvolle Auffassung zu sein. Will man Arbeitslosen helfen, so findet man immer Gelegenheit, sie nützlich zu beschäftigen. — Der übertriebene Aufwand an Mühe und Kosten für eine Sache, die heute fertiggestellt und morgen wieder vernichtet wird, macht auf jeden nachdenklichen Menschen, auch wenn er unbeteiligt ist, einen überaus deprimierenden Eindruck. Insbesondere muß aber eine solche übermütige, zwecklose Verschwendung menschlicher Kräfte auf die beteiligten Arbeiter einen tief demoralisierenden Eindruck machen. Die menschliche Bethätigung soll nicht nur nach dem materiellen Erlös, sondern auch nach dem inneren ethischen Wert beurteilt werden, denn wo der nicht berücksichtigt wird, muß sie zum Fluch anstatt zum Segen werden. Die Menschenwürde empört sich gerechterweise gegen eine sinnlose und frivole Ausbeutung ihrer Kräfte im Interesse einer Sache, die nur ein Heute und kein Morgen hat! Die Mißachtung, die in der Zumutung einer solchen Arbeit liegt, kann nur Bitterkeit und Haß erzeugen. — Auch die großen Herren von Hamburg haben bereits — wie viele Andere — durch die Wahlen eine Antwort erhalten, die sie trotz ihres vergoldeten Uebermutes etwas nachdenklicher stimmen dürfte.

* * *

Fridtjof Nansen über die christliche Mission. Von Fridtjof Nansen liegt uns ein prächtiges Buch*) vor, das sich mit dem interessanten, leider nun auch dem Untergange geweihten Völkchen der Eskimos in eingehendster Weise befaßt. Die Ursache seines drohenden Unterganges findet er darin, daß es „von dem Giftstachel unserer Zivilisation gestochen wurde." Anscheinend hätten die materiellen Errungenschaften unserer Kultur diesem noch auf der Stufe der Steinzeit stehenden Volke den Kampf ums Dasein erleichtern helfen sollen. Aber die Schußwaffen, die wir ihnen brachten, verleiteten die Eskimos, um eines augenblicklichen Gewinnes halber unter den Renntieren entsetzliche Verwüstungen anzurichten, sodaß der Renntierbestand fast völlig vernichtet ist. Auch der Seehundsjagd hat das Feuergewehr schweren Schaden zugefügt; und die Schrotflinte hat die Eidervögel dezimiert. Am schlimmsten aber hat den Eskimos die Einführung von Kaffee, Tabak, Brot, europäischem Zeug und Putz geschadet. Durch diese äußere Zivilisation verarmten sie und wurden von ihrer natürlichen Lebensweise abgezogen, sodaß sich die Kränklichkeit unter ihnen in den letzten Jahren in beunruhigender Weise entwickelt hat und die Tuberkulose immer weiter um sich greift. Auch die Pocken schenkten wir ihnen und die Syphilis, die allerdings bisher noch wenige befallen hat. Das Resultat nach der physisch-materiellen Seite also ist Degeneration, Krankheit, Verarmung.

Noch schlimmer aber hat die Mission auf moralischem Gebiete gewirkt, wo immer der Versuch, einem Volke auf anderer Kulturstufe neue ethische Begriffe beizubringen, der sicherste und schnellste Weg zu seinem Verfall ist. Das gesellschaftliche Leben der Eskimos war eingerichtet nach ihren ursprünglichen sozialistischen Eigentumsbegriffen. Mit Verachtung ihrer Gesetze und Gebräuche versuchten wir ihnen unsere Eigentumsbegriffe, die für eine entwickeltere, aber weniger christliche Gesellschaft als die der Eskimos paßten, beizubringen, und stifteten nur Verwirrung und Verderben an. Das Geld, das wir ihnen brachten, machte sie gierig und habsüchtig und zerstörte ihre frühere aufopfernde Nächstenliebe. Lesen und schreiben haben sie auf der Westküste Grönlands jetzt gelernt, aber auf Kosten ihrer Kajaktüchtigkeit, die allein ihre Existenz verbürgt. Als einzige Entschädigung für ihren Niedergang und Verfall brachten wir ihnen das Christentum, d. h. die

*) Fridtjof Nansen. Eskimoleben. Aus dem Norwegischen übersetzt von W. Langsdorff. 5.–10. Tausend. Leipzig und Berlin 1903. Georg Heinrich Meyer. Preis: geb. M. 4.–, geh. M. 5.–. 308 S.

Dogmen des Christentums. Die Moral der Eskimos hat durch das Christentum nicht gewonnen, sondern schwer gelitten.

Nansen schließt seine Untersuchungen über dieses traurige Kapitel so:

„Ist nicht, wenn wir die Missionen der Gegenwart betrachten, das Ergebnis überall beinahe dasselbe! . . . Werden uns denn nicht einmal die Augen aufgehen für das, was wir thun? Werden sich nicht einmal alle wahren Menschenfreunde von Pol zu Pol zu einem gemeinsamen erdrückenden Protest aufschwingen gegen dieses ganze Unwesen, diese selbstgerechte, skandalöse Behandlung anderer Kulturen und anderer Glaubensbekenntnisse? Es wird eine Zeit kommen, da unsere Nachkommen uns strenge verurteilen und dieses Unwesen, das uns mit den Grundsätzen der christlichen Lehre übereinzustimmen scheint, als tief unmoralisch bezeichnen werden. Dann wird auch die Moral soweit entwickelt sein, daß nur die tüchtigsten, geeignetsten Persönlichkeiten entsendet werden, und daß sie sich anfangs damit begnügen müssen, das Leben und die Kultur eines fremden Volkes gründlich zu studieren und zu untersuchen, ob es wirklich unserer Unterstützung bedarf. Ist das der Fall, so wird man sich fragen, auf welche Weise am besten unsere Hilfe eingreift. Ist das Resultat jener Untersuchung aber die Einsicht, daß man dort doch nicht Gutes ausrichten kann, dann wird man den Plan auch wieder fallen lassen. Doch freilich, ehe wir soweit sind, werden die meisten fremden Völker wohl vernichtet sein, wenn sie es nicht heute schon sind."

(Aus: „Das freie Wort", 3. Jahrg., Nr. 6. Neuer Frankfurter Verlag.)

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes. Neu-Badelsberg, den 7. Juni 1903. Herr Lehrer Boller aus Worms hat Namens der Freimaurerloge zum wieder erbauten Tempel der Bruderliebe in Worms und Namens anderer dortigen Freunde der ethischen Bewegung einen Beitrag von 30 Mark zum Wander-Redner-Funds geleistet. Die Gabe wird mit herzlichem Danke begrüßt. Ein Artikel des „Tages" vom 6. Mai d. J., der die Leitsätze der Gesellschaft abdruckt und sympathisch bespricht, wird vorgelegt und mit Genugthuung begrüßt. — Herr Lutemer aus Nürnberg bei St. Peter in der Au dankt für die Zusendung des ethischen Materials und übersendet einen Artikel, betreffend die österreichische Schulgesetzgebung und Praxis. Der Artikel wird der Redaktion der Zeitschrift E. K. zu geeigneter Verwertung überwiesen. — Ein Bericht der Abt. Jena, sich erstreckend über die Zeit vom 1. April 1902 bis 1. April 1903, verfaßt von Dr. Bergemann, wird verlesen. Die daraus ersichtliche angeregte Vereinsthätigkeit wird dankbar anerkannt; auf den Jahresbeitrag der Abteilung zum Hauptvorstand für das verflossene Geschäftsjahr wird verzichtet. — Der Vierteljahrsbericht der Abt. München wird verlesen. Der Hauptvorstand nimmt hiervon, insbesondere von den Mitteilungen über die Neu-Konstituierung des dortigen Abteilungsvorstandes dankend Kenntnis. Der Kassenbericht der Abteilung seitens der neugewählten Kassiererin war in Aussicht gestellt. Die Beschlußfassung über den Antrag der Abteilung Danzig betreffend die Leistung einer Beihilfe von 100 Mark zu den Kosten des Dr. Kronenberg'schen Vortrages aus dem Wandervednerfonds wird auf die nächste Sitzung vertagt. — Herr Dr. Penzig hat die Bewerbung um den Reichstagssitz im Wahlkreise Worms aufgegeben und auf den ihm deshalb gewährten Urlaub bereits Mitte Mai verzichtet. Dr. Penzig berichtet über die Gründe seines Verhaltens. — Die Abteilung Frankfurt a. M. hat die Summe von 194 Mark als ein Drittel der bisher für das letzte Geschäftsjahr gezahlten Mitgliederbeiträge an den Hauptvorstand abgeführt. — Der Abteilung Wiesbaden wird für den nun ihr im bevorstehenden Winterhalbjahr zu veranstaltenden Vortragscyklus eine Ausfallsgarantie bis zur Höhe von 65 Mark antragsgemäß zugesichert. Auf den ihr für die gleiche Veranstaltung des verflossenen Winters zugesagten Beitrag hat die Abteilung verzichtet. —

Auf Anregung der Abteilung Wiesbaden wird ferner beschlossen, mit den Vorbereitungen zur Aufstellung der neuen Rednerliste möglichst bald zu beginnen, damit der Abschluß vorbehaltlich etwaiger Ergänzungen schon in der nächsten Sitzung des Hauptvorstandes vollzogen werden könne.

Es wird endlich einstimmig beschlossen, einen Gesellschaftstag im laufenden Geschäftsjahre abzuhalten.

Die Beschlußfassung über Ort und Zeit wird von der Tagesordnung abgesetzt.

Auf Antrag der Frau Dr. Bieber-Böhm wird beschlossen, Frau Justizrat Stern in den Ausschuß zur Vorbereitung des internationalen großen Frauentages im Jahre 1904 als Delegierte der D. G. E. K. abzuordnen.

Vermischtes.

Dem soeben erschienenen 8. Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle der D. G. E. K. entnehmen wir:

Das Jahr 1902 brachte der Lesehalle ungewöhnliche Schwierigkeiten. Die Volks-Kaffee- und Speisehallen-Gesellschaft, deren Mieter wir seit der Eröffnung unserer Anstalt im Jahre 1895 waren, bedurfte ihrer Räume zur Vergrößerung ihres Gesellenheims, so daß wir zum 1. Oktober ein neues Heim suchen mußten. Es gelang uns, in der Münzstraße 11 einen geeigneten Raum zu finden, der, 1 Treppe hoch, zwischen zwei Höfen gelegen, durch 6 große Fenster von zwei Seiten her helles Licht empfängt und leicht zu lüften ist. Er bietet den Lesern 84 Sitzplätze und manche kleine Verbesserung gegen die früheren Verhältnisse; auch ist er leichter zu übersehen, als es die bisherigen drei Räume waren. Wir haben uns freilich dazu bequemen müssen, einen um 250 Mark höheren Mietspreis zu zahlen. Und da noch die Kosten für den Umzug und die Herrichtung des neuen Raumes hinzukamen, so wären wir in große Schwierigkeiten geraten, wenn wir nicht auch einige hocherfreuliche Einnahmen zu verzeichnen hätten, für die wir gleich hier unsern herzlichsten Dank auszusprechen nicht verfehlen wollen.

Zunächst bewilligten uns die städtischen Behörden die beantragte Erhöhung des Zuschusses von 3000 M. auf 4000 M., ferner der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen einen Zuschuß von 500 M., und die gleiche Summe stiftete uns Frau Rudolf D. Warburg im Andenken an ihren dahingeschiedenen Gatten.

Eine besonders reiche Bücherschenkung ward uns vom Austande her zuteil. Durch die dankenswerte Vermittelung unseres Schatzmeisters wurde uns die Bibliothek des früheren Deutschen Turnvereins zu Paris überwiesen.

Unsere statistischen Tabellen weisen diesmal einen Rückgang der Benutzung gegen das Vorjahr auf. Wir zählten 1901 an 359 Tagen 109 898 Besucher, 1902 an 358 Tagen 97 581 Besucher, also etwa 12 300 weniger. Zur Erklärung dieser Abnahme reicht nicht aus, daß während des Umzuges die Lesehalle sechs Tage lang geschlossen war und daß das Publikum sich erst nach den neuen Räumen hingewöhnen mußte, auch daß wohl eine Anzahl von Gästen wegbleibt, die früher zwischen der Kaffeehalle und der Lesehalle hin- und herzupendeln pflegten. Vielmehr hat diese Erscheinung, die sich auch bei den andern Lesehallen und dem Asyl für Obdachlose bemerkbar machte, einen erfreulichen Grund — sie ist ein Anzeichen für die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Arbeitslosigkeit füllt die Lesehallen — nicht nur, weil die Arbeitslosen mehr Zeit haben, sondern auch weil sie eifriger die Zeitungen und Fachblätter nach Arbeitsgelegenheit durchsuchen. Mit dieser Erklärung stimmt auch die Thatsache überein, daß der Rückgang des Besuchs in der Hauptsache auf das letzte Vierteljahr entfällt und in den ersten Monaten des laufenden Jahres angehalten hat. Uebrigens mögen unsere Freunde nicht etwa glauben, daß nun eine Art Verödung der Lesehalle eingetreten sei — nur die frühere Ueberfüllung hat abgenommen. Ein Tagesdurchschnitt von 277 (Sonntags 286) Lesern ist noch immer ein stattliche Zahl.

Die Anzahl der in der Lesehalle benutzten Bücher beträgt rund 32 000. Für die in bescheidenen Grenzen bleibende Verleihung nach Hause wurden 212 neue Karten ausgestellt; verliehen wurden 2285 Bände. —

* * *

Zum Schluß noch ein Ausblick in die Zukunft.

Man hat uns mehrfach zu verstehen gegeben, wir hätten unsere Aufgabe eigentlich erfüllt. Nachdem wir das große Bedürfnis für öffentliche Lesehallen unanfechtbar nachgewiesen, sei es jetzt anerkannter Grundsatz, daß es die Aufgabe der Stadtgemeinde sei, die Bevölkerung durch ein dichtes Netz von Bildungsbibliotheken und Lesehallen mit geistiger Nahrung zu versorgen. Und aus öffentlichen Mitteln lasse sich diese Aufgabe zweifellos vollkommener lösen, als es uns uns beim besten Willen möglich sei, die wir Jahr für Jahr unsere Dasein erst erkämpfen müssen.

Wir verkennen die Richtigkeit dieser Bemerkungen keineswegs. Wir haben vielmehr selbst die städtischen Behörden seit Jahren darauf hingewiesen, wie wünschenswert es sei, uns durch Errichtung einer städtischen Lesehalle oder Uebernahme und Ausbau der unsrigen abzulösen. Wir würden dazu ohne weiteres die Hand bieten, zumal wir hoffen, daß nicht etwa durch Beschränkung der Lesezeit auf drei Abendstunden die Benutzer geschädigt werden würden.

Wir hoffen, daß sich diese Angelegenheit in erwünschter Weise entwickeln werde. Aber auch im günstigsten Falle müssen wir noch einige Jahre auf unserm Posten ausharren, und dazu erbitten wir die thatkräftige Unterstützung aller Freunde unserer Sache.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind nach wie vor die Herren Gebrüder Arons, Mauerstr. 34a, und sämtliche hiesige Depositenkassen der Deutschen Bank, sowie der Schatzmeister, Herr Paul Jaffé, W. Magdeburgerstr. 20, gern bereit.

Digitized by Google

Moralpädagogischer Ferienkurs für Lehrer, Lehrerinnen, Eltern und Geistliche.

Veranstaltet vom 3—14. August in Zürich

von

Dr. Fr. W. Foerster.

Der angekündigte moralpädagogische Ferienkursus soll der Verbreitung der Ueberzeugung dienen, daß die ethische Beeinflussung der Jugend innerhalb des Schullebens nicht bloß dem zufälligen und improvisierten Eingreifen zu überlassen sei, sondern zu einem Gegenstande eingehenden Studiums und sorgfältiger Vorbereitung zu erheben sei.

Wie sich die Schuldisziplin moralpädagogisch vertiefen läßt — besonders gegenüber nervösen und anormalen Kindern —, ob und wie ein besonderer Moralunterricht möglich ist, welche Erfahrungen hier vorliegen, welche Methoden erprobt sind — darüber will der Vortragende auf Grund von Studien im Auslande und mehrjähriger eigener Praxis eine Reihe von Vorschlägen und Mitteilungen machen.

Der Kursus ist nicht nur für solche Lehrende bestimmt, die bereits in der Lage sind, Moralunterricht zu erteilen, sondern auch für diejenigen, welche heute Religionsunterricht geben und die pädagogische Schwierigkeit empfunden haben, die Lehren und Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes durch möglichste Anknüpfung an die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des Kindes verständlich und fruchtbar zu machen.

Endlich soll der Kursus auch den Lehrern der verschiedenen Wissensgebiete (speziell der Geschichte und der Litteratur) dienen, indem er ihnen Gesichtspunkte und Beispiele giebt, wie sie ihren besonderen Lehrstoff in Beziehung zu den Fragen der sittlichen Kultur setzen können, um damit nicht nur ihren Schülern menschlich näher zu treten, sondern auch den Lehrstoff selber zu beleben, indem sie ihn in Kontakt mit den Interessen und Aufgaben des persönlichen Lebens bringen.

Es werden u. a. folgende Punkte zur Behandlung kommen:

Die Moralpädagogik der französischen Staatsschule. — Moralpädagogische Bestrebungen in Amerika, England und in der Schweiz. — Pestalozzis Gesichtspunkte für die sittliche Jugendbildung. — Pädagogische Gedanken bei Jeremias Gotthelf. — Möglichkeiten und Grenzen der Einwirkung auf den Charakter. Die Lehre vom angeborenen Charakter. — Lombrosos Behauptung vom geborenen Verbrecher.

Die pädagogische Behandlung der häuslichen Beziehungen (mit besonderer Berücksichtigung schwieriger Familienverhältnisse) — Wie man Heranwachsende für Pietät und freiwilligen Gehorsam gewinnen kann. — Die Rolle der Autorität in der Jugenderziehung. — Gefahren der Autoritätslosigkeit in der amerikanischen Erziehung. — Die neue Schuldisziplin in Amerika. — Demokratie und Schuldisziplin.

Wie man die Kinder für Selbsterziehung interessieren kann. — Die Pädagogik der Selbstbeherrschung (Kampf gegen Alkohol, Rachsucht, Jähzorn, Launen, Begehrlichkeit). — Die ethische Einwirkung auf nervöse und anormale Kinder. — Pädagogische Aufgaben auf dem Gebiete der sexuellen Ethik. — Willensbildung beim Schreibunterricht. — Ethische Gesichtspunkte im Litteraturunterricht.

Die Behandlung der Lüge und des Diebstahls im Moralunterricht. — Der Starke und der Schwache (mit Beziehung auf Nietzsche). — Soziale Jugenderziehung. — Die Dienstbotenfrage im Moralunterricht. — Der Patriotismus in der Schule — Ethik und Geschichtsunterricht.

Religionsunterricht und Sittenlehre. — Beispiele für eine konkrete Erläuterung der zehn Gebote. — Die bleibende Bedeutung des alten Testamentes. — Wie der ethische Gehalt des Christentums in der Jugendlehre erläutert werden kann. — Die soziale Ethik kann und soll die religiöse Ethik nicht ersetzen, sondern nur ergänzen.

Die Schule im Kampfe gegen das Verbrechen. — Vorbeugung und Heilung. — Sozialethische Gesichtspunkte für die Lehre vom Verbrechen. Zurechnung und Strafe. — Die Behandlung jugendlicher Verbrecher. — Skizzierung eines Lehrganges im Moralunterricht für die verschiedenen Altersstufen.

Der Kursus kostet 10 Fr. pro Person und findet vom 3.—14. August (inkl.) abends von 5½—7 Uhr im Universitätsgebäude statt. Anmeldungen werden bis spätestens 20. Juli erbeten an Dr. Fr. W. Foerster, Zürich II, Geßlerstr. 21, der auch alle weiteren Anfragen beantwortet.

Vom 8.—15. August findet ebenfalls in Zürich ein „Schweizerischer Ferienkurs für Lehrer" statt, von den Erziehungsdirektionen der verschiedenen Kantone veranstaltet. Es halten Cyklen ab u. a.: Prof. Neumann: Ergebnisse der Experimental-Psychologie und ihre Anwendung auf die Pädagogik; Prof. Boget: Kursus in französischer Sprache und Litteratur; Prof. Vetter, Englische Litteratur ꝛc., daneben naturwissenschaftliche Kurse; Ausflüge, Diskussionsabend.

Die Erziehungsdirektion Zürich hat die Frist der Anmeldung zu diesen Kursen für die ausländischen Teilnehmer an dem moralpädagogischen Kurse bis zum 5. Juli verlängert. Programm und Stundenplan versendet die „Kanzlei der Erziehungsdirektion Zürich".

Die städtische Blindenanstalt ist von einem halben Jahre von der Alten Jakobstr. 112 nach der Oranienstr. 26 verlegt worden. Das alte städtische Gebäude ging in den Besitz der Reichsdruckerei über und ist bereits abgerissen, um einem Neubau für dieselbe Platz zu machen. In der Anstalt werden z. Z. 65 schulpflichtige blinde Kinder unterrichtet und rund 150 erwachsene Blinde mit Stuhl- und Korbflechterei, Bürstenbinderei und weiblichen Handarbeiten aller Art beschäftigt. Wie alljährlich zur Reisezeit, so haben auch in diesem Jahre die erwachsenen Mädchen Hängematten angefertigt. Dieselben sind aus bestem Material dauerhaft gearbeitet und zum Preise von 2,50 Mk. bis 7,00 Mk. für Erwachsene und Kinder vorrätig. Durch Abnahme der Matten wird den Blinden neue Arbeit und damit neuer Verdienst zugeführt. Gleichzeitig sei darum erinnert, daß von den blinden Männern, die zum Teil Familienväter sind, Stühle geflochten werden. Dieselben werden kostenlos abgeholt und wieder zugestellt. Das Verkaufslokal befindet sich in der Anstalt, Oranienstr. 26, und ist werktäglich von 8—6 Uhr geöffnet.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Insertate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 4. Juli 1903. | Nr. 27.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das dritte Quartal Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns auch in diesem Quartal nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur" uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung.

Inhalt:

Der Ausfall der Wahlen. Vom Herausgeber.
Die Analyse einer Verlobungskarte. Von Dr. Robert Michels.
Wo find' ich Dich? Von Georg Arthur.
Streiflichter:
Humanistische Bestrebungen in Paris.
Frankreichs Elementarschulwesen.
Die Sonne bringt es an den Tag.
Sprechsaal.
Eingegangene Schriften.

Der Ausfall der Wahlen.

Nach Ueberwindung der ersten Ueberraschung über die Erfolge der Sozialdemokratie — wer sich nur ein wenig auf Sondierung des Volksempfindens verstand, war nicht überrascht — kommt die öffentliche Meinung, soweit sie in der Presse verkörpert ist, mehr und mehr zu dem niederschlagenden Endurteil: Es hat sich eigentlich nichts Wesentliches geändert. Und sieht man sich die Gruppierung der Parteien an, so ist, äußerlich wenigstens, das Urteil gerechtfertigt. Der neue Reichstag hat dieselbe sichere Mehrheit für einen nach den unverständigen Forderungen der Landwirtsbündler zugeschnittenen Zolltarif, auch wohl für Handelsverträge, die auf seiner Grundlage etwa zustande kämen; er wird einer weiteren Steigerung der Militär- und Marine-Forderungen keinen dauerhaften oder ernstlichen Widerstand leisten, und er ist, wenn die Regierung nur will, sicherlich auch für eine Schmälerung der Volksrechte, insbesondere eine „gerechtere" Ausgestaltung des Wahlrechts zu haben. Daß die extremsten Agrarier verschwunden sind, ist ein Vorteil für Regierung und konservative Partei, sonst für niemand; daß sich innerhalb der Opposition die Machtverhältnisse zu Gunsten der Radikalen verschoben haben, bleibt belanglos, da die Opposition selbst eben keine Macht geworden ist. Endlich kann die Wiederkehr des Zentrums in fast ungeschwächter Stärke die verhängnisvolle Neigung der Regierung nur stärken, unter Zurücksetzung aller weitschauenden Kulturpolitik einzig nach taktischen Erwägungen und nach kurzsichtiger Augenblickspolitik mit dieser Partei zu handeln (im Doppelsinn des Wortes!).

So scheint wahrlich kein Anlaß zu Jubelrufen vorhanden. Aber doch dürfte die Wahl von 1903 einen wichtigen Abschnitt in der inneren Entwicklung unseres Volkes bedeuten.

Daß die freisinnigen Parteien einschließlich der Nationalsozialen reichlichen Anlaß zur Selbstbesinnung über die seit Jahrzehnten begangenen Fehler erhalten haben — die Nationalsozialen sind schon dabei, Eugen Richter freilich dürfte es ablehnen — ist klar; nur mag hier die Reue zu spät kommen, um den Leichnam des alten Liberalismus noch einmal zu galvanisieren, nicht zu spät aber, um in weiterer Zukunft einen neuen sozialen Liberalismus oder liberalen Sozialismus vorzubereiten. — Die konservativen Parteien einschließlich der Nationalliberalen werden zunächst unter dem Eindruck des „roten Schreckens" Neigung haben, die schlimme Parteibezeichnung von der „einen reaktionären Masse" wahr zu machen; es wird nur auf die Dauer nicht gehen. Diejenigen, die von einer ausnahmegesetzlichen Zurückdrängung der Sozialdemokratie träumen, sind doch eine von Tag zu Tag abbröckelnde Minderheit, und zu tief und breit haben die modernen sozialen Gedanken bereits auch selbst in diesen Kreisen Wurzel geschlagen, als daß eine Rückkehr zum Polizei- oder Patriarchalstaat möglich wäre. — Ob sich die Regierung durch den Ausfall der Polenwahl und der übrigen Protestlerbewegung zu der dringend nötigen Revision ihrer verfehlten Repressionspolitik wird bewegen lassen, bleibt sehr zweifelhaft; auch für das Zentrum ist die Niederlage in Oberschlesien und in der Rheinprovinz kaum empfindlich genug gewesen, um auch nur taktische Aenderungen in seiner politischen Haltung vorzunehmen. Am interessantesten aber wird für die nächsten Jahre die innere Entwicklung in der Sozialdemokratie selbst sein. Einer Partei mit über 80 Mandaten und einer Wählerschar von 3 Millionen und darüber hinter sich muß das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse und der Wunsch zu positiver Mitarbeit in weit höherem Maße wachsen, als es der bloße Zuwachs an Mandaten selbst bedingt. Vermehren sich die Abgeordneten nach arithmetischem, so steigt ihr Einfluß und damit ihr Verantwortungsgefühl im geometrischen Verhältnis.

Wir glauben nicht an eine Spaltung der Partei, zum mindesten so lange nicht, als diese nicht regierungsfähig und -willig geworden ist; aber es dürfte doch die bereits längst angedeutete und nur durch die thörichten Abwehrversuche der Reaktion immer wieder verzögerte

ist Selbstregierung — sie zu verwirklichen sollten alle Maßnahmen des Lehrers auf pädagogischem Gebiete dienen.

Mr. Hervey, Mitglied der Prüfungskommission in New-York, schreibt im „New-York Teacher Monograph“:

„Das Tiefste und Wertvollste im Kinde ist eben dies Bestreben, ganz es selbst zu sein. Das erste und größte Gebot für den Lehrer ist daher: Respektiere diesen Drang nach Selbständigkeit im Kinde, der es treibt, sein eigenes Leben auf seine eigene Weise zu leben. Kein Lehrer sollte sich scheuen, sogar eine kräftige Opposition gegen seine eigene Ansichten zu begrüßen, wenn diese Opposition nur vernünftig und bescheiden ist. Wenige Dinge in der Erziehungswissenschaft stehen fester als dies: Wenn ein Lehrer oder Vater sein Kind zur Heuchelei zwingt, so kommt das Kind in Gefahr, künftig überhaupt und vor jedem zu kriechen. Die Aufgabe des Lehrers ist nicht, das Ringen des Kindes nach Selbständigkeit zu brechen, sondern es zu läutern, nicht es auszurotten, sondern zu vergeistigen.“

Ganz besonders deutlich kommt diese ganze pädagogische Tendenz zu Tage in dem jüngst erschienenen Buche von Prof. Dewey „Schule und Gesellschaft.“ Dort heißt es (pp. 43—44):

„Unbestreitbar hat unser soziales Leben eine tiefgehende Umwälzung durchgemacht. Wenn daher unsere Erziehung irgend welche Bedeutung für das Leben haben soll, so muß sie ebenfalls eine solche Umwälzung über sich ergehen lassen. Und sie vollzieht sich so schon. Die Einführung von Handfertigkeitsarbeit, die Aenderung in der moralischen Atmosphäre der Schule, in der Beziehung zwischen Lehrern und Schülern, in der Disziplin, die Einführung der mehr aktiven, auf eigenen Ausdruck und Selbstdirektion ausgehenden Faktoren — all' diese Dinge sind mehr als bloß zufällige Bestrebungen, es sind Notwendigkeiten der größern sozialen Entwicklung. Es handelt sich für uns nur darum, diese Faktoren zu organisieren, sie ihrem ganzen Sinne nach zu erfassen und den zu Grunde liegenden Prinzipien die ungeteilte Herrschaft über unser Schulwesen einzuräumen, so daß jede unserer Schulen ein Gemeinwesen im Kleinen werden kann . . .“

Die Hauptsache ist nun aber, daß diese Prinzipien nicht bloß Theorie sind, sondern, wie schon angedeutet, schon seit Jahren das ganze amerikanische Schulwesen zu durchdringen beginnen. Es seien einige Beispiele angeführt aus den verschiedensten Städten Nordamerikas.

Ueber ein sehr charakteristisches Experiment in „self-government“ berichtet der „Elementary School Teacher“ vom Dezember 1902. Das Referat ist von der betreffenden Klasse selbst verfaßt. Wir geben es in abgekürzter Form wieder:

„Unser Lehrer besprach mit uns die verschiedenen Arten von Regierung. Es ergaben sich 4 Arten: Anarchie, Despotismus, patriarchalische Regierung und Selbstregierung. Er fragte uns, welche Art uns die liebste sei. Wir stimmten alle für Selbstregierung. Wir meinten, da könnten wir thun, was uns Spaß machte.

Zuerst ging es ganz gut wegen der Neuigkeit. Dann aber wurden wir nachlässig in der Respektierung der gegenseitigen Rechte und waren dicht vor der Anarchie. Der Lehrer machte uns darauf aufmerksam, daß der Mißbrauch der Freiheit immer den nahenden Verlust der Freiheit bedeute und das Auftreten eines Despoten — aber diese Warnung konnte das schlimme Ende nur ein wenig hinausschieben.

Eines Nachmittags, als wir allein gelassen waren, gab es großen Tumult bei uns. Da trat plötzlich der Direktor herein und fragte: Ist dies die Art, wie Ihr Euch selbst regiert? Dann kam unser Lehrer, betrachtete uns schweigend und entließ uns schweigend. Am nächsten Morgen lasen wir folgende Bekanntmachung an der Tafel: „Personen, die ihre Freiheit mißbrauchen, müssen zur Beachtung des Gesetzes gezwungen werden. Die erste Klasse hat wiederholentlich gezeigt, daß sie der Selbstregierung unfähig ist; daher wird sie jetzt unter den Befehl des Gesetzes gestellt. Ihr habt sämtlich Euch folgende Verfügungen abzuschreiben.“ Da heißt es z. B.:

„1. Euch wird nicht mehr getraut; alles, was Ihr thut, sollt Ihr unter persönlicher Leitung eines Lehrers thun. Am Ende jeder Stunde werdet Ihr auf Euren Plätzen bleiben, bis ein Lehrer Euch zur nächsten Klasse eskortiert.“ Und so kamen noch einige Regeln. Wir wurden wirklich wie Gefangene überall eskortiert.

Nach einigen Tagen wurden diejenigen, welche sich durch ihr Benehmen auszeichneten, auf eine „freie Liste“ gesetzt. „Die freien Schüler“, so hieß es, „leben unter der Freiheit statt unter der Autorität; d. h. sie folgen freiwillig einer Reihe von Grundsätzen, welche sie selbst ausgearbeitet und gebilligt haben, statt einer Reihe von Verordnungen, an deren Feststellungen sie nicht teilgenommen und denen sie zwangsweise gehorchen müssen. Man vertraut ihnen, statt sie zu bewachen. Sie betrachten ihre Lehrer als Freunde, nicht als Polizisten.

Im allgemeinen werden sie sich einfach an die Anstandsregeln halten, die überall zwischen Ladies und Gentlemen gelten.

Im Besondern werden sie von einer Konstitution regiert, die sie selber diskutieren und beschließen dürfen.

Als die Parteile der Freiheit offenbar wurden, verdienten sich mehr und mehr Schüler die Rechte der „Freien“ — bis wir nun endlich alle unter der Freiheit leben.

Das Experiment hat uns die Einsicht gebracht, daß Selbstregierung allein zeigt, was Freiheit bedeutet und zur Selbstbeherrschung, zu Ehrgefühl und Aufrichtigkeit leitet.“

Bei obigem Experiment ist es jedenfalls vortrefflich gelungen, den Schülern den Zusammenhang zwischen Freiheit und Selbstgesetzgebung vor Augen zu führen.

Charakteristisch für diese neue moralpädagogische Methode ist auch das Verfahren eines Lehrers, der seine Schüler fragte: wer eigentlich die Bestimmungen der Schulordnung und der Klassendisziplin erlassen habe? Die Schüler rieten: „Der Direktor“, „die Stadtbehörde“, „der Staat“. — „Nein“, war die Antwort, „diese Bestimmungen stammen einfach aus dem Zweck der Schule selbst — wenn Ihr Euren Geist entwickeln wollt und wenn Ihr wollt, daß ich Euch dabei helfe, dann giebt es keine andere Möglichkeit, als daß wir uns diesen Gesetzen fügen. Es ist an und für sich nicht schlecht, während der Schule zu reden — aber es widerspricht eben den Zwecken der Schule.“ In diesem Sinne erklären amerikanische Lehrer und Lehrerinnen ihren Schülern auch oft, warum Plaudern und Flüstern den Unterricht stört.

Einer der verehrtesten Vorkämpfer der neuen Schuldisziplin war der jüngst verstorbene Colonel Parker in Chicago, der bei der allgemeinen Versammlung der Schüler morgens vor dem Unterricht gern zu fragen pflegte: „Wie heißt doch das große, große Wort?“ „Verantwortlichkeit“ schallte es ihm entgegen. „Ja, Verantwortlichkeit — und von diesem kleinen Knaben hier vorn und diesem kleinen Mädchen wird es heute abhängen, ob der heutige Schultag fruchtbar werden wird.“

Gewiß giebt es in jeder Klasse gewisse Störenfriede, an denen ein solcher Appell abprallt. Fragt man die Lehrer und Lehrerinnen, wie sie denn ohne Prügel mit solchen Elementen fertig werden, so bekommt man stets zur Antwort: „Mit Hilfe der öffentlichen Meinung.“ So wie man beim einzelnen Individuum kranke Anlagen durch die gesunden bekämpft, so spielt der Lehrer die asozialen Elemente gegen die schlechten aus. Er verbündet sich durch das Einleuchtende und Ritterliche seiner Behandlung mit der Mehrheit der Schüler und überläßt es diesen, die ungezogene Minorität in den Geist des Ganzen einzuordnen. Er läßt in solchem Falle z. B. die Majorität selber die Buße vorschlagen, welche die Uebertreter treffen soll. Der Lehrer soll sich in Konfliktfällen, wie eine häufig ausgesprochene Meinung lautet, überhaupt nicht mit den Schlechten einlassen, sondern all seine Energie auf die bessern Elemente richten, um diese zu Erziehern der andern zu machen. Wenn niemand lacht, werden die Störenfriede schon die Lust verlieren. Was überhaupt das Strafwesen betrifft, so ist dasselbe ja nicht ganz zu entbehren, aber auch hier bekommt das self-government sein Recht, und das Grundprinzip der Demokratie, die Mitwirkung der Regierten, wird möglichst zur Geltung gebracht — was in diesem Falle sehr oft bedeutet, daß die Betroffenen ihre Strafe selbst angeben — mindestens aber sucht der Lehrer die Art seiner Disziplinarmittel auf's peinlichste dem Ehrgefühl und Gerechtigkeitsgefühl der Schüler anzupassen. Er ist überzeugt, daß sonst die Strafe jedes moralischen Wertes entbehrt. Um zu diesem Zwecke die Anschauungen der Schüler kennen zu lernen, veranstalten die Lehrenden gelegentlich Klassenaufsätze, wo sie dem Urteil der Klasse einen fingierten Disziplinarfall

Digitized by Google

vorlegen und die Frage stellen, was in diesem Falle zu thun sei. In einer Schrift von William Monroe über die Entwicklung des sozialen Bewußtseins der Kinder finden sich eine Reihe solcher recht interessanten Feststellungen in Bezug auf die Anschauungen der Kinder über Disziplin und Strafen, sowie besonders auch über die kollektive Verantwortlichkeit der Klasse gegenüber einzelnen Uebelthätern. Der Verfasser des obigen Buches wurde von Prof. Karl Barnes angeregt, einmal einige statistische Untersuchungen in größerm Maßstabe über die Ansichten der Kinder über die bezeichneten Fragen zu veranstalten; Prof. Barnes betrachtet solche Fragestellungen als höchst wichtig für die Disziplin in Haus und Schule, da seiner Meinung nach das Kind nicht zur Selbstzucht erzogen werden könne, wenn die Disziplin nicht mit seinem Gerechtigkeitsgefühl übereinstimme — daher müßten die Lehrenden die Gründe kennen, deretwegen die Kinder die Strafe für gerecht oder ungerecht halten. Mr. Monroe hat im Sinne dieser Anregungen veranlaßt, daß 2972 Schulkindern im Alter von 7—16 Jahren in Massachusets folgende Geschichte erzählt wurde:

„Eine Lehrerin verbot eines Tages den Kindern in der Schule laut zu lachen. Während sie einmal sehr beschäftigt war, lachte jemand in der Studenecke laut auf. Die Lehrerin fragte, wer das gewesen sei, aber da die Knaben und Mädchen das Kind, das gelacht hatte, nicht angeben wollten, so sagten sie es der Lehrerin nicht."

Die Kinder wurden aufgefordert, niederzuschreiben, ob und warum sie glaubten, daß die Verweigerung der Aussage recht gewesen sei. 1647 waren der Ansicht, daß der Gehorsam gegen die Lehrerin das Richtige gewesen wäre; 1318 billigten die Weigerung. Bei den Mädchen herrscht eine stärkere Geneigtheit, den Uebertreter anzugeben, auch sind die jüngern Kinder eher zum Angeben geneigt, als die älteren. Unter den Antworten der ersteren Gruppe sind folgende Begründungen für das Angeben besonders interessant: 1. Der Argwohn soll nicht auf einen Unschuldigen fallen. 2. Man soll reden, wenn man gefragt wird. 3. Man ist Gehorsam schuldig. 4. Der Schuldige hätte sich selbst melden müssen — that er es nicht, so müssen es die Andern thun.

Unter den Begründungen der zweiten Gruppe sind folgende am häufigsten: 1. Was Du nicht willst, das man Dir thue ꝛc. 2. Angeberei ist schlecht. 3. Es sei nicht Sache der Kinder, die Schuldigen herauszufinden. 4. Wir wollen die Strafe verhindern.

Monroe sagt mit Recht in einem Nachworte zu seinen Feststellungen: „Wie unreif auch das Raisonnement sein möge, die besten Resultate in der Schuldisziplin können nicht erreicht werden, wenn das Kind dazu gezwungen wird, Bestimmungen zu gehorchen, die dem, was es für einen gerechten Kodex der Ethik hält, widersprechen. Es ist nicht schwer, in dem Kinde einen neuen, dem alten völlig entgegengesetzten sittlichen Maßstab zu entwickeln; es scheint dem Verfasser, daß der Hauptwert dieser Methode der Erforschung der Kindesnatur in Bezug auf die Schuldisziplin in Folgendem liegt, nämlich in der Feststellung des Standpunktes des Kindes und der Basis seines Glaubens an das Recht oder Unrecht einer Handlungsweise, damit der Lehrer sehen könne, wo seine Unterweisung einzusetzen hat.

Ebenso interessant ist eine Feststellung, betreffend die Anschauungen der Kinder über Klassenverantwortlichkeit. Der folgende Vorfall wurde 3005 Schulkindern von 7—16 Jahren erzählt:

„Eines Tages, als die Lehrerin an die Thür gerufen wurde, um mit einer Dame zu sprechen, machten die Kinder großen Lärm — als sie aber zurückkam, konnte sie nicht feststellen, wer ihn gemacht hatte und ließ die ganze Klasse nach der Stunde nachbleiben."

Die Kinder wurden gefragt, ob ihnen die Strafe gerecht oder ungerecht erschiene. 667 der Knaben und 726 der Mädchen hielten die Strafe für gerecht; 326 der Knaben und 276 der Mädchen hielten sie für ungerecht. Mit zunehmenden Jahren — von 7—16 — nahm die Kurve, in welcher die Strafe als ungerecht bezeichnet wird, bedeutend zu.

Folgende Gründe wurden für die Zustimmung zu der Strafe angeführt. 1. Die Lehrerin kann den Schuldigen nicht herausfinden, folglich bleibt ihr nichts anderes übrig. 2. Die Klasse hätte diejenigen anzeigen sollen, die den Hauptlärm gemacht haben. 3. Es würde die Klasse hindern, Unfug zu treiben, wenn die Lehrerin nicht da ist.

Von denjenigen, welche die Strafe als ungerecht betrachten, sind die meisten der Ansicht eines Mädchen, welches schreibt: „Ich glaube, daß ein Lehrer immer ungerecht handelt, wenn er eine ganze Klasse nach der Schule zurückbehält. Denn die ganze Klasse hat nichts verbrochen und es ist nicht recht, Leute für die Fehler anderer Leute zu bestrafen."

Ein Knabe von 12 Jahren schrieb: „Es war ungerecht. Die Schuldigen sehen, daß die andern Kinder für das, was sie allein gethan haben, gerade so gut leiden müssen, wie sie selbst und freuen sich und thun es wieder."

Eine dritte Gruppe meint, es sei Sache der Lehrerin, die Uebelthäter zu finden, und schlägt ihr vor, alle der Reihe nach zu fragen, dann würde bei denen, die den Lärm gemacht haben, das „Gesicht rot werden wie eine Rübe."

Es soll selbstverständlich mit diesen Feststellungen nicht gesagt sein, daß der Lehrende sich mit den hier wiedergegebenen Ansichten der Kinder einfach zufrieden zu geben und seine Strafe danach zu richten habe. Vielmehr kann er die gewonnenen Einblicke benützen, um die Anschauungsweise seiner Schüler zu berichtigen, zu klären und mit den von ihm vertretenen Prinzipien in Einklang zu setzen. Ohne eine solche Fühlung mit den Kindern wird jedoch das disziplinarische Vorgehen seiner besten Wirkung verlustig gehen. —

Mit der im Vorhergehenden geschilderten Tendenz, bei der Disziplin überall an das Ehrgefühl der Kinder zu appellieren, steht es im engsten Zusammenhange, daß in allen bessern amerikanischen Schulen die Prügelstrafe gänzlich ausgeschlossen ist. Die amerikanischen Pädagogen heben mit Recht hervor, daß das bloße Bewußtsein, eventuell einer solchen Erniedrigung ausgesetzt zu sein, schon das sittliche Niveau einer Klasse herabdrückt, während umgekehrt die Kinder sich durch die absolute Sicherung vor solcher Bestrafung von vornherein geehrt und geachtet fühlen und demgemäß reagieren. Gegenüber dem Einwand, daß es eben doch sehr verschiedene Kinder gebe, mag folgender Vorfall in Toronto zum Nachdenken anregen. Der Inspektor kommt in eine Schule, wo geprügelt wird und wo trotzdem die Wände beschmiert und vielerlei Zeichen der Zügellosigkeit zu konstatieren sind. Er weist den Direktor auf eine benachbarte Schule hin, in welcher prinzipiell nicht geschlagen wird und wo doch die beste Disziplin herrscht. Der Direktor antwortete: „Ja, das sind andere Schüler, da braucht man solche Mittel nicht — aber diese Rangen hier . . . " Der Inspektor arrangiert (charakteristisch für amerikanische Beweglichkeit!) einen Austausch. Der prügelnde Direktor wird auf ein Jahr in die benachbarte Schule versetzt, während deren Leiter die verprügelte Schule übernimmt. Nach einem Jahre ist die Musterschule auf dem Niveau der letzteren, während die in Unordnung befundene sich unter der Leitung des neuen Direktors bereits in wenigen Wochen vollständig verändert hat! Dieser Fall ist dem amtlichen Bericht der britischen Erziehungsbehörde (Herausgeber H. Th. Mark) entnommen.

Die Hauptgesichtspunkte der „neuen Disziplin“ lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Größere Freiheit der Kinder.
2. Das Bestreben, die Regierung (um diesen Herbartschen Ausdruck beizubehalten) zur Selbstregierung zu manche.
3. Die veränderten Methoden zur Fesselung der Aufmerksamkeit, die Kinder nicht durch beständiges Anrufen irritieren, lieber alles zu thun, um den Gegenstand fesselnd zu machen.
4. Ausscheidung der körperlichen Bestrafung.
5. Mitwirkung der Kinder bei der Feststellung der Disziplinarmittel. (In manchen Schulen besteht die schwerste Strafe darin, daß der Delinquent einige Tage nicht mit seinen Mitschülern sprechen darf.)

Zweifellos wird in einigen Schulen das neue Prinzip übertrieben und der Freiheit auf Kosten der Selbstdisziplin ein zu großer Raum gewährt — das liegt jedoch nicht im Wesen des neuen Systems, welches nicht die Disziplin als solche, sondern nur deren Mittel zu ändern trachtet. Der Gehorsam soll nicht aufgegeben — er soll nur eine freiwillige Leistung werden. Um diese pädagogische Leistung zu vollbringen — dazu gehört aber wohl zweifellos noch ein direkter ethischer Unterricht, der das Interesse des Kindes an der Selbstdisziplin auf eine breitere Grundlage der Einwirkung stellen könnte — indem er nach allen Seiten das ausgezeichnete Leitwort erläutert, das ein amerikanischer Pädagoge geprägt hat, um zu zeigen, wie die neue Disziplin die Subordination mit dem Individualismus zu vereinen strebt. „Subordination is not sacrifice, it is the highest success of the individual.“

Die amerikanischen Lehrer und Lehrerinnen glauben an die sittliche Kraft des Vertrauens. „Die Gesellschaft steigt empor nicht nur durch Mühe und Arbeit, sondern auch durch Vertrauen“, so sagt Einer von ihnen, und ein New-Yorker Schulmann hofft „den Tag kommen zu sehen, wo unsere Schulen durch die Schüler geleitet werden — wenn auch nicht der Form nach, so doch faktisch, indem der Lehrer sich durch die Art seiner Behandlung und Darstellung so eins macht mit den besten Elementen der Schüler, daß die Ordnung ohne sein Zuthun aufrecht erhalten wird.“

Also überall wieder der Hauptpunkt: Nicht Lehrerregierung, sondern Selbstregierung.

Wo find' ich Dich?

Nach den Aufzeichnungen eines Krüppels von Georg Arthur.

(Schluß.)

O, diese übermütigen Gesunden, was wissen sie von der Gedankenwelt des Krüppels, was ahnen sie von seinem schmerzlichen Suchen nach Verständnis des geheimnisvollen Alls, in welchem er eine so erbärmliche Rolle zu agieren gezwungen ist. Nichts, Nichts! Sie leben, wir vegetieren. Sie zerschlingen mit kraftvoller Hand die Knoten, deren Verschlingungen wir in unserer Schwäche mit heimlicher Lust studieren. Ihrem Wesen lüstets stets nach Thaten, wir begeistern uns an leuchtenden Gedanken; denn je höher uns diese erheben aus unserer traurigen Wirklichkeit, desto mehr nähern wir uns unserer liebsten Einbildung, nämlich jenem Reiche der unerschütterlichen Gerechtigkeit und der ausgleichenden, seligmachenden Liebe. Dann recken und strecken sich unsere vertrockneten Glieder, unsere erloschenen Augen füllen sich mit neuem, ungeahntem Glanze, unsere Buckel fallen ab, und wir können hören und jauchzen — ja, hören und jauchzen, bis ein Lächeln unserer gesunden Freunde das Märchen der goldenen Farben mitleidslos zerschmettert.

Das Märchen? Was rede ich bereits in meiner Verzwiflung!

Aber ich vergaß, ich habe ja noch einen Freund. Er ist jünger als ich und von Beruf Pfarramtskandidat. Ihm klagte ich zuletzt meine Not. Leider hatte ich eine ungünstige Stunde gewählt; der Pfarramtskandidat wurde zum Superintendenten gebeten, als ich mit meiner Beichte bis zur Hälfte gekommen war. „Hm“, sagte er, „hm, hm, das ist ja sehr schade, d. h. verstehe mich nicht falsch, ich meine natürlich, es ist schade, daß wir heute auf Deine Angelegenheit nicht näher eingehen können. Doch bitte, komme wieder, ich stehe stets zu Deiner Verfügung. Inzwischen — welches Remedium verschreibe ich Dir nur rasch inzwischen?“ Er sann angestrengt nach; plötzlich verklärten sich seine Züge. „Höre mich“, rief er, „Du bist ein Kind, ein gutes Kind sogar, darum gehe inzwischen zu den Kindern; vielleicht findest du dort, wonach Du suchst.“ Darauf lächelte er so gedankenvoll, als hätte er die Siebenzig bereits überschritten.

Was sollte ich bei den Kindern? Sie freuen sich ihres Lebens und reden im Übrigen dummes Zeug; was sollte ich da? Ich versuchte es dennoch. Ich beobachtete sie, ich näherte mich ihnen — vergebens, sie wandten sich, ihrem natürlichen Schönheitsgefühle folgend, von mir ab, einige ungezogene verspotteten mich sogar. Doch gerade als ich müde werden wollte, geschah etwas Wunderbares. Von einem bestimmten Tage an gesellte sich morgens, wenn ich mich in mein Bureau begab, wie von Ungefähr ein kleines Mädchen zu mir. Es war ormselig gekleidet, war auch nicht gerade hübsch von Angesicht — aber was thut das? Hört nur! Dieses kleine Mädchen schloß sich mir regelmäßig an. Langsam, ganz langsam wanderte es mir zur Seite bis zu der Stelle, wo der elektrische Wagen hielt. Erst wenn ich den bestiegen und meinen Sitz eingenommen hatte, ging es mit ernster Miene quer über den großen Platz nach der Gemeindeschule hinüber.

Alle meine Versuche unterwegs, das Kind zum Sprechen zu veranlassen, scheiterten. Es achtete emsig auf jede meiner Bewegungen, auf den Tritt meines Stelzfußes, auf meine Fingerstümpfe, doch statt der Antworten erhielt ich nur zuweilen einen Blick, einen ganz sonderbaren, beinahe vorwurfsvollen Blick, als wollte es sagen: „Schau Du nur auf Deinen Weg und bekümmere Dich nicht um andrer Leute Dinge!“

Was ging in der Seele dieser Unmündigen vor? Wer lehrte sie die hohe Pflicht uneigennütziger Nächstenliebe? Um auf des Rätsels Spur zu kommen, suchte ich den Lehrer des Kindes auf. Und nun malt Euch mein Entsetzen: Meine kleine Samariterin galt als die Trägste, Gemütloseste und — Unpünktlichste der ganzen Klasse. Ich versuchte Einwendungen zu machen, doch an seinem Urteil ließ der ergraute Pädagoge sich nicht rütteln. Als er gar schroff wurde, ging ich wieder.

Im tiefsten Herzen, wie von einer Schuld bedrückt — denn von jenem Tage wartete niemand mehr auf mich, mochte das Wetter trübe oder heiter sein — wandte ich mich von neuem an meinen Pfarramtskandidaten.

„Der Mensch ist sündig von Jugend an,“ murmelte er als ich ihm meine Erlebnisse vorgetragen hatte. Dann aber legte er mir seine Hand auf die Schulter und sagte in bittendem Tone: „Laß noch nicht ab von Deinem ehrlichen Bestreben; ich will Dir gern zur Seite bleiben. Heute nur, Liebster, nimm noch einmal ein wenig Rücksicht auf mich. Ich soll morgen Probepredigt halten. Du begreifst, es handelt sich um Amt und Würden; ich habe noch einiges zu thun.“ Er zeigte dabei nach seinem Studiertische, auf dem ein Manuskript zwischen Stößen dickleibiger Werke lag. „Am Montag jedoch erwarte ich Dich bestimmt; versprich mir, daß Du kommst. Inzwischen achte auf jedes Zeichen — es giebt Stimmen in Höhen und Tiefen, die eine überzeugende Sprache sprechen, man muß nur hören wollen. O, daß Du den Glauben erst hättest, der do Berge versetzen kann.“

Mein Heimweg führte mich an einem Arbeitsnachweis vorbei. Da standen sie zu mehreren Hunderten, Männer und Weiber mit abgehärmten Zügen und dumpfen Blicken. Just als ich heran war, schrie eine gellende Stimme in dem Haufen: „Es ist zum Verzweifeln; meine Kinder, ach, meine Kinder!“

Ich gelangte auch in eine der großen, prächtigen Verkehrsstraßen. Welch Drängen und Hasten, welcher Glanz der Toiletten, welch lustiges Plaudern! „Echte schwedische Wachsstreichhölzer!“ ertönte es plötzlich neben mir. Ich sah mich um: Ein alter Mann stand da, der ein blankes Schild mit der erschütternden Aufschrift „Vollständig erblindet!“ on der Mütze trug; ein kleiner,

Digitized by Google

ſchwächlicher Junge leitete ihn an der Hand. Achtlos zog der ſchimmernde Menſchenſtrom an den Beiden vorüber. Aber als weiteten ſich meine Augen, ſo erkannte ich nun mit einem Male die zahlreichen Vorpoſten des Jammers, welche in gewiſſen Abſtänden an den Bordſchwellen Aufſtellung genommen hatten, die Verwachſenen, Lahmen und Amputierten.

An einem Zeitungsladen der Vorſtadt, wo ſich die Neugierigen drängten, blieb ich ebenfalls ſtehen. Bilder, Telegramme, Extrablätter hingen dort aus. Was erzählten Sie mir? Ein Schiffsunglück hatte Hunderte, eine Epidemie Tauſende, ein Vulkanausbruch Zehntauſende von Exiſtenzen vernichtet.

Seufzend kehrte ich heim. Vor meinem Hauſe ſtieß ich auf einen Menſchenauflauf. Um ein wimmerndes Kätzchen drängten ſich die Leute; dem hatte ein roher Burſche mit einem Steinwurf einen Vorderlauf zerſchmettert. Ein Gedanke durchzuckte mich: Sollte das vielleicht das Zeichen ſein? Und eine Geſchichte fiel mir ein aus jenem alten, ehrwürdigen Buche, in dem ſo Viele blättern und nach dem ſo Wenige handeln: „ſo gehe hin und thue desgleichen!“ endet die Geſchichte. Ich bückte mich, nahm das Tier auf meinen Arm und trug es hinauf in meine Behauſung. Dort pflegte ich es, ſo gut ich es verſtand. Als es mir zum erſten Male zutraulich und vielleicht auch dankbar die Hand leckte, empfand ich eine Freude ſo ſelten rein, daß ſie jegliche Belohnung in ſich ſchloß.

Heute iſt Montag. Soeben habe ich dem Kandidaten die verſprochene Aufwartung gemacht. Er empfing mich mit der unmutigen Klage, daß er mit ſeiner Probepredigt wahrſcheinlich durchgefallen wäre. Ich bedauerte ihn; das erregte ihn nur noch mehr. Er erzählte mir eine lange Geſchichte über die traurige Zuſammenſetzung des Kirchenrates jener Parochie: Die Liberalen hätten ſich nicht für ihn erwärmen können, und die Poſitiven wären leider in der Minderheit. Im Anſchluß daran begann er über die Glaubensloſigkeit der Zeit, über die Verfahrenheit der Köpfe und über die Umtriebe ſolcher Propheten herzuziehen.

Unter ſolchen Umſtänden unterließ ich es natürlich, auf den eigentlichen Zweck meines Beſuches zurückzukommen; nur von meiner Katze erwähnte ich ſo beiläufig, um den Freund auf andere Gedanken zu bringen.

Sein düſteres Geſicht wurde jedoch bei meinen Worten noch um einen Schatten griesgrämiger: „Willſt Du das Tier behalten?“ fragte er endlich. Als ich bejahte, ſchüttelte er ſich unwillkürlich. „Ich mag Katzen nicht,“ ſagte er dann leiſe, „ſie ſind mir widerlich. Das klingt theoretiſch, aber ich kann nichts gegen meine Empfindung. Uebrigens entſinne ich mich, in einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung geleſen zu haben, daß ſich bei Katzenliebhabern mit der Zeit perverſe Gemütserſcheinungen zeigen ſollen.“

Ich mußte mir auf die Lippen beißen. War es denn möglich? „Katzen ſind doch aber auch Geſchöpfe Gottes!“ platzte ich ſchließlich heraus.

„Wohl wahr,“ beſtätigte der Kandidat, „doch bitte, wohin ſpielſt Du unſere Unterhaltung wieder?“

„Auf ein Gebiet, das Dir nur augenblicklich nicht am Platze zu ſein ſcheint. Ich will auch nicht weiter darauf eingehen. Sage mir nur noch eines: Du haſt ja das Fach ſtudiert. Zu Tode gemarterte Katzen kommen nicht in den Himmel?“

„Nein,“ entgegnete er ſcharf, „das weißt Du ſo gut wie ich.“

„Treue Hunde, die verhungern mußten, treue Pferde, die unter den Peitſchenhieben und Fußtritten verendeten, haben auch keine glücklichere Zukunft?“

„Nein, Du Heide!“

„Aber die rohen Burſchen, die dieſe wehrloſen Tiere — und ich will nur von den Tieren ſprechen, ein Leben lang peinigten, denen ſteht die ewige Seligkeit offen, wenn ſie unter den Schatten des Todes in feiger Angſt ihr Thun bedauern?“

„Allerdings,“ mein Freund fiel in einen ungemein pathetiſchen Ton, „wenn ſie von Herzen bereuen, ſoll ihnen auch von Herzen vergeben werden.“

Ich ſprang auf und ſtürzte mit kurzem Gruße hinaus. Dieſe ſchredlich ſüßliche Sprechweiſe, die jede klare Erwägung zur Unmöglichkeit macht, die das Dogma immer und überall wie eine Weihrauchwolke zu umſchwängern pflegt, brachte mich heute außer Rand und Band.

Nun ſitze ich wieder in meiner Stube. Die Einſamkeit wirkt wie kühlender Balſam auf mein fiederndes Hirn und nur das Eine weiß ich: Ich verſtehe die Menſchen nicht; ich werde ſie nie verſtehen. Alle glauben ſie, jeder pflegt jedoch im tiefſten Innern ſeine beſonderen Vorſtellungen mit zärtlicher Liebe, jeder; vielen kommt es nur nicht zum Bewußtſein. Was ſie aber auch immer glauben mögen, alles bleibt doch nur Syſtem, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Und wie eng ſind ihre Syſteme!

Sie nennen ihren Gott allmächtig und gerecht. Warum dann der Hunger und die Gebrechen, das Unglück und das Unrecht, warum vor allem das Blut, das viele unſchuldig vergoſſene Blut, welches, ſoweit man die Geſchichte kennt, zum Himmel ſchreit?

Sie preiſen ihn allgütig, und doch müſſen ſie ſtündlich unter Thränen bekennen, daß ſeine Wege unerforſchlich ſind.

Sie ſagen, daß er allwiſſend ſei. Ja, wozu leben wir dann, wozu die Qual der Gedanken, der Kampf der Geiſter um die Wahrheit, wozu die Verſuchungen, das Straucheln, das Fallen und das Büßen altererbter, eigneuer Schuld — da er doch alles weiß, wie es entſtand und kam, wie es kommen wird und muß?

Unter meinen Fenſtern — eine ſtille Inſel inmitten der wogenden Millionenſtadt — breitet ſich weit, weit ein alter Friedhof aus. Es giebt komiſche Leute, denen die Haut ſchaudert, wenn ſie an ihm vorübergehen; ich für meinen Teil kenne ſeit Langem nichts Schöneres als auf die Gräber dort unten zu blicken, auf die unzähligen Gräber und die ſommerliche Pracht, die um die weißen Leichenſteine webt. Da liegen ſie, die Liberalen und Poſitiven bunt durcheinander, und in jener Ecke dort gar einige Negative. Einträchtiglich modern ſie da; die ſich im Leben ſtritten, haßten und mieden, hier vertragen ſie ſich. Mir iſt, als ſtiege mit dem Blumenduft eine ſtille Predigt zu mir herauf, unfaßbar meinem Verſtande und doch mein Herz mit Frieden füllend.

Fange ich an, Dich zu ahnen, Dich, der Du in holder Vorſicht auch ihn ſchufeſt, den Tod, den Verſöhner? Wer lehrt mich, Dir recht zu dienen?

Giebt es denn nirgend auf Erden eine Gemeinde, die das Unbegreifliche anbetet, ohne es gleich zergliedern zu wollen, nirgend eine Religion, die das Knie in wortloſer Huldigung beugt, nirgend Prieſter, die in Wahrheit kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis von dem Weſen ihres geheimnisvollen Meiſters zu machen wagen?

Dort will ich hin. Hier um mich her ſind allzumal Krüppel, Krüppel im Geiſte und in der Liebe.

Ein wunderbares Farbenſpiel zieht meine Augen von den Gräbern zu dem Firmamente. Die Sonne will untergehen; wie das leuchtet, golden, violett und rot, wie das brennt im grellen Gelb und ſauft und ſanfter austönt, bis es im feinſten Schmelz die dunklen Abendwolken verbrämt!

Genuß und Andetung zugleich, das Glutenmeer feiernd betrachten zu dürfen; oder die Schatten der Erde deingen ſelbſt dahinein.

Finſter und ſpitz unterbrechen zwei Türme die freudige Pracht; der zur Linken gehört einer katholiſchen, der zur Rechten einer evangeliſchen Kirche an, und hinten, fern am Horizonte, faſt genau in der Mitte zwiſchen den beiden ſich drohend anſchauenden Zinnen blinkt es und gleißt es wie zuckende Blitze: Das ſind einer Synagoge Kuppeln, welche die letzten Strahlen des bereits verſchwundenen Erdengeſtirnes widerſpiegeln.

Seltſames Bild, was ſagſt du nicht alles!

O, daß ich lachen, ſpotten und ſchmähen könnte! Wie ſicher ginge ich meinen Weg! So aber, ſo — kann ich mein müdes Haupt nur langſam auf meine Arme ſinken laſſen:

„Herrgott, wo finde ich Dich?“

Das Plagiat.

Du biſt der Herr, Dein Gott; Du ſollſt keine anderen Bücher leſen als Deine eigenen! — Das iſt das erſte Gebot des Dichters, das Verheißung hat. — —

Jede Situation hat ſchon einmal ein Dramatiker angewendet, jede Fabel iſt ſchon gebraucht worden, jeder Reim, jede Melodie, jeder Gedanke. Je mehr der Dichter lieſt, deſto ſtärker wird ſeine Ueberzeugung, daß es nichts Neues mehr unter der Sonne giebt, daß ſich kein origineller

Digitized by Google

Einfall ohne Eigentümer im Weltall umhertreibt. Wenn er unehrlich ist, dann stiehlt er bewußt, und wenn er ehrlich ist, so stiehlt er unbewußt: jedenfalls stiehlt er! Denn in seinem Hirne klingen Lieder und Refrains, deren Ursprung er nicht verfolgen kann, die er irgendwo und irgendwann in seinem Dasein gelesen oder gehört hat, die nicht sein eigen sind.

Und dennoch verfügt er über einen unschöpflichen Schatz, der ihm allein gehört, der ihn unabhängig machen sollte von fremdem geistigen Eigentum.

Genau wie an der langsamen Evolution unseres Körpers Millionen und Abermillionen von Vorfahren gearbeitet haben, ist die Zentrale unseres Nervensystems das Erbteil vergangener Aeone. Unser Hirn wiederholt das Hirn des Ahnen, wie unser Körper den seinigen; es ordnet sich einem Typus unter, der nur minimal in Jahrtausenden variiert. Sehr wenig von dem, was wir sind, gehört uns selbst; verzweifelt wenig können wir individuell während unseres kurzen Lebens zur Ausbildung der Spezies im Allgemeinen beitragen; unendlich gering ist die Summe der Empfindungen und Eindrücke, die wir durch unser ephemeres Dasein sammeln und in die lange Ahnenfolge hineinverewigen können.

Wir erben nicht nur die Gedankenmaschine unserer Vorfahren, wir erhalten auch eine Reihe ihrer Gedanken, ihrer Eindrücke. Das heißt, die erblichen Hirnzellen, obwohl sie sich aus ganz neuem Plasma zusammensetzen, sind doch geordnet nach einem entwickelten Plan, über den wir keine Bestimmung haben und der aus sich selbst Gedanken erzeugen kann, die mit unseren individuellen Erfahrungen nichts zu thun haben, die instinktiv, angezüchtet sind, wie der automatische Impuls.

Der amerikanische Professor Shaler erzählt von seinen Versuchen, solche spontanen Gedanken zu fixieren, die bis zum Niveau des Bewußtseins aufzusteigen, über die Linie des bewußten Horizontes wie Meteore zu fliegen scheinen. Und er gelangt zu der Ueberzeugung, daß man durch Uebung die Fähigkeit, unabhängig von seiner eigenen Erfahrung und Wissenschaft zu denken, kräftigen kann.

Auf die Litteratur angewandt, giebt uns diese Theorie eine interessante Erklärung für die Unverantwortlichkeit wahrer lyrischer Poesie. In alten Zeiten wurde der Poet für begeistert, besessen gehalten von irgend einer äußerlichen Macht. Unter dem Einfluß dieser Besessenheit phantasierte die Priesterin des Apollo, sang der italienische Improvisatore, drohte der israelitische Prophet. Seit undenklichen Zeiten sind die Haupt-Themata des Poeten Liebe und Tod gewesen, die Schönheit des Himmels und des Wassers und der Blumen — die Urleidenschaften, die Steinzeitgefühle aus der Wiege der Menschheit. Wir wissen jetzt, daß diese mythische Macht in dem Gehirn des Dichters ihren Sitz hat und daß die poetische Besessenheit nur eine momentane Loslösung der Nervenzentren von normaler Kontrolle darstellt. Und wir schließen daraus, daß echte Poesie ein Produkt ererbter Gefühle ist, ein intellektueller Atavismus. Manchmal sogar ist diese Loslösung eine bewußte, die Erbschuld eine anerkannte. Man fühlt die Gesondertheit, den Dualismus des Gehirns, als ob ein Hauch aus der Urwelt darüber geweht.

Daher auch die Wahrheit von Macaulay's Behauptung, daß Zivilisation den Verfall und Tod aller Poesie bedeute. Denn je mehr wir lesen, je mehr individuelle Erfahrungen wir aufstapeln, desto mehr drücken wir unseren Urahnen in das Dunkel des Vergessens zurück, vernichten wir die Gefühle und Gedanken, die das rote Blut durch sein jungfräuliches Hirn trieb in der potenten Jugendzeit unserer Rasse. Es wird gesagt, daß jeder Wilde ein Dichter sei, wie gering auch sein Artikulationsvermögen. Man wird bald hinzufügen dürfen, daß jeder zivilisierte Mensch prosaisch, materiell ist. — —

Und die Moral: Sei gut zu Deinen Ahnen, nun da sie alt! Dein Gehirn ist das Grab Deiner Vorfahren; aber sie sind lebendig begraben worden, und wenn Du horchst, kannst Du sie reden hören. Und jedesmal wenn Du einen modernen Roman liest, oder Du, ein Germane, eine slavische Volksgeschichte, oder Du, ein Slave, ein skandinavisches Heldengedicht, schaufelst Du eine Ladung Erde auf Deine Ahnen.

Darum — lies keine Bücher, sammle keine Erfahrungen in Schule oder Leben, wenn Du originell bleiben willst. Gehe hinaus in die Sonne, den Regen, und unterhalte Dich mit Deinen Ahnen. Liebe, Furcht, Haß, Neugier — alle fundamentalen Gefühle teilst Du mit ihnen. Achte das Alter, vor Allem das eigene unfaßbare Alter in Deinem Gehirn, weil es die Jugend Deiner Rasse bedeutet. Und Du kannst nie wieder so jung und produktiv, so jung und liebend, so jung und fröhlich sein, als Deine Rasse gewesen ist. Mache dich los von der komplexen, kränklichen Gegenwart, schließe Dich ein in Dich selbst — und erinnere Dich — erinnere Dich!

Das ist das Evangelium und das Gesetz.

S. v. Kotze.

Streiflichter.

Was heißt „Liebe"? In der italienischen Stadt Rieti hatte ein 34jähriger Koch mit einem 20jährigen Mädchen ein sogenanntes Liebesverhältnis. Eines Tages war dieses die Liebe leid, und kündigte sie dem Koch. Dieser, hierob erbost, tötete das Mädchen. Wie man sieht, eine nicht ungewöhnliche Geschichte. Ungewöhnlich ist aber die Behandlung, welche sie im sozialistischen Blatt „Avanti" erfahren hat. Das Blatt bringt in Nr. 2336 eine Notiz unter dem Titel „Die Bestie im Menschen", in welcher der Hergang kurz erzählt wird. Denn fügt die Redaktion folgende kurze Betrachtung hinzu:

„Es ist dies wieder einmal eines jener gewöhnlichen tierischen Geschehnisse, welche ein krankhafter Euphemismus als „Liebesdelikte" zu bezeichnen pflegt. „Liebe" aber ist wahrlich etwas Anderes." —

Wir haben hier ein erfreuliches Beispiel von dem Ernste vor uns, mit welchem eigentlich die gesamte Presse aller Parteien über derartige Dinge urteilen müßte. Der Avanti weist mit Recht das Wort Liebe aus dieser Mordthat heraus, er sondert scharf jenes Mixtum von verletzter Eitelkeit, Rachsucht und Eifersucht, das den Koch zum Mörder an seiner Geliebten werden ließ, von dem aus ganz anderen Ingredienzien zusammengesetzten Begriff der Liebe. Liebe ist ein Superlativ von Freundschaft, Kameradschaftlichkeit und Ideengemeinschaft, vermischt mit gesunder Sinnesliebe. Bei jenem „Liebesdelikt" ist von Freundschaft, Kameradschaftlichkeit und Ideengemeinschaft aber nichts zu merken und auch die Sinnenliebe in ihm ist eine perverse. Was hat die „Liebe" mit jener Mordthat zu thun?

Wenn solche Vorkommnisse, anstatt daß sie von der Presse als Kitzel für Neugierige verwandt und als pikanter Lesestoff ausgedeutet, stets mit dem gebührenden Ernst, wie hier im Avanti geschehen, aufgefaßt sowie psychologisch zergliedert und pädagogisch verwertet würden, dann würden sie auch nicht mehr, wie es heute geschieht, so vielfach zur Nachahmung reizen, sondern umgekehrt im hohen Grade erzieherisch wirken. Vor der bürgerlichen Presse aber könnten dann ehrliche Menschen eine größere Achtung haben, als ihr heutzutage von rechtswegen dargebracht werden kann. R. Michels.

Digitized by Google

Bestrafung geschlechtlichen Verkehrs Geschlechtskranker. Eine nicht nur juristisch, sondern auch ethisch höchst bemerkenswerte Gerichtsentscheidung hat nach einer Notiz des „Vorwärts" (XX, Nr. 136, 3. Beilage) die Strafkammer des Landgerichts in München gefällt. Der Postgehilfe N., ein syphilitisch kranker Mann, hatte, obgleich er sich seiner Krankheit sehr wohl bewußt war, mit einem Mädchen ein Verhältnis angefangen, auf welches hin dieses von ihm infiziert wurde. Das Mädchen stellte nun – ein seltener Fall — Strafantrag und das Gericht verurteilte — ein wohl noch seltnerer Fall — den gewissenlosen Menschen wegen „schwerer Körperverletzung" zu einer Strafe von 5 Monaten Gefängnis. —

Man kann wahrlich nur wünschen, daß dieses Urteil überall Nachahmung finde, und dadurch auch die 99 Prozent Mädchen, die sich heute ruhig geschlechtlich infizieren lassen, ohne wenigstens eine nachträgliche Sühne zu verlangen, — was doch auch im allgemeinen Interesse wäre, — zum Teil vielleicht zur Stellung von Strafanträgen bewogen werden. Geschlechtsverkehr bewußt geschlechtskranker Männer ist, sowohl ethisch als sozial aufgefaßt, ein namenloses Verbrechen, vor welchem die Menschheit nicht genug geschützt werden kann. Leider gehen die bekanntlich sehr häufigen Fälle, in denen die Frau von ihrem Ehemanne angesteckt wird, stets straflos aus, trotzdem hier genau derselbe Thatbestand der schwereren Körperverletzung vorliegt. Einen beträchtlichen Teil der Schuld tragen in diesen Fällen zweifellos die Aerzte, die oft ganz genau wissen, daß der Bräutigam, der im Begriffe steht, sich zu verheiraten, schwer sexuell erkrankt ist, und die diese Kenntnis in trauriger Verkennung ihrer Menschenpflicht verschweigen, nur um ihrem Berufsgötzen, der ärztlichen Schweigepflicht, Genüge zu thun. Es dürfte bekannt sein, daß sich dem gegenüber in Frankreich ein großer Aerzteverein gebildet hat, der es sich zur Aufgabe macht, jeden jungen Mann, von dessen geschlechtlicher Krankheit eines der Mitglieder auf ärztlichem Wege Kunde erhält, ohne weiteres Braut und Schwiegereltern zu denunzieren, also einfach ganz richtig die größere Pflicht über die kleinere zu setzen. R. M.

Bücherschau.

Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil.: **Politische Anthropologie.** Eine Untersuchung über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig, 1903. 326 Seiten Großoktav.

Der Sozialethiker unserer Tage wird das Bedürfnis fühlen, die natürlichen Grundlagen, das historische Gewordensein und die mannigfaltigen Tendenzen der vielgestaltigen sozialen Welt, die ihn umgiebt und in der er wirken will, in einem einheitlichen Gesamtbilde zu überschauen. Ein solches bietet ihm das vorliegende neueste vorliegende Buch des bekannten Herausgebers der „Politisch-anthropologischen Revue", das ein Gebiet von ungeheuerem Umfang auf dem knappen Raum von nicht viel mehr als dreihundert Seiten zur Darstellung bringt. Eine Ahnung von diesem Umfange geben die Ueberschriften der zehn Kapitel: 1. Die Faktoren der organischen Entwicklung; 2. Die physiologischen Grundlagen der Variation und Vererbung; 3. Natürliche Variation und Vererbung beim Menschen; 4. Vervollkommnung und Entartung der Rassen; 5. Die Entwicklung der Familienrechte; 7. Soziale Geschichte der Stände und Berufe; 8. Die politische Entwicklung der Völker; 9. Die anthropologischen Grundlagen der politischen Entwicklung; 10. Die politischen Parteien und Theorien. Die Darstellung ist überall klar und leichtverständlich. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier natürlich nicht der Platz. Nur eins sei gerade für die Leser dieser Zeitschrift hervorgehoben. Von dem Ethiker Woltmann, dessen erstes Buch „System des moralischen Bewußtseins" (1898) wir seinerzeit unter dem Titel „Eine Ethik der Gegenwart" an dieser Stelle besprachen, ist in diesem neuesten Buche wenig mehr zu spüren. Der Kantianer und der Sozialist stab zurückgetreten zugunsten des Darwinisten, der die Weltgeschichte in erster Linie vom Standpunkt des Rassenkampfes aus betrachtet. Als Beleg begnügen wir uns zwei charakteristische Stellen aus den zusammenfassenden Schlußseiten anzuführen. Die erste betrifft das darwinistische Grundprinzip: „Die Zuchtwahl ist unumgänglich notwendig, um gesunde organische Grundlagen für die politische und geistige Entwicklung zu erhalten, und alle öffentlichen hygienischen Maßnahmen sollten von dem Motto geleitet werden, die besten und zweckmäßigsten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Rasse zu garantieren" (S. 325). Die zweite zieht daraus die Folgerungen für das Völkerleben im ganzen: „Nur die praktische Veranlagung kann die Arbeiterklasse von dem widernatürlichen Wahn des Internationalismus heilen, welcher den aerosolkammneten Weltkampf der Nationen um die ökonomische, politische und geistige Vorherrschaft ersticken will. Zwar sind auch die Sozialdemokraten für die ökonomische Eroberung der Welt, aber sie glauben naiverweise, daß dies im friedlichen Wettbewerb erledigt werden könne. Sie vergessen, daß die wirtschaftliche Konkurrenz der Völker in einem kritischen Stadium in das Ringen um die militärisch-politische Vorherrschaft übergeht, und daß daraus unturnotwendig das Streben aller aufsteigenden Staaten nach dem Imperialismus entspringt". Wir halten dem zwei andere Sätze entgegen, die derselbe Woltmann noch vor drei Jahren geschrieben hat: „Gewiß, es besteht eine Klassenmoral und auch eine Rassenmoral, und darüber ist nicht zu streiten; giebt es indes nicht auch eine Menschheitsmoral, zum mindesten die Idee einer Menschheitsmoral seit den ältesten Zeiten unsgeklärter Kultur?" (Der historische Materialismus, 1900, S. 391). Und endlich: „Zum Inhalt des Marxismus gehört auch eine normative Ethik, d. h. ein Bewußtsein von dem, was geschehen soll, das Bewußtsein einer menschlichen Ordnung, welche die Menschen unabhängig von Rasse, Klasse und Geschlecht einschließt" (ebd. S. 396). Karl Vorländer.

* * *

Emmanuel Vanderlier: **L'Evolution Economique au XIXe Siècle.** Bruxelles-Paris-Stuttgart (W. Kohlhammer) 1903. 246 Seiten.

So sehr es mich auch locken würde, diesem sich in wissenschaftlichem Gewande präsentierenden Buche des belgischen Großindustriellen Emanuel Vanderlier auch mit einer wissenschaftlichen Kritik entgegenzutreten, so muß ich doch leider darauf verzichten. Es kann sich für die „Ethi. K." nicht darum handeln, zu einem Tummelplatz nationalökonomischer Kontroversen zu werden. Aus diesem Grunde muß ich mich, so leid es mir auch thut, darauf beschränken, einige allgemeine Gesichtspunkte aus dem vor uns liegenden Buche herauszuheben und zu beleuchten.

Vanderliers „Evolution Economique" ist im Grunde genommen eine Streitschrift gegen die sozialistische Wissenschaft vom Entwicklungsgang unserer Volkswirtschaft. Vanderlier will beweisen — und glaubt es auch bewiesen zu haben —, daß alle Marx'schen Prämisse falsch sind. Er meint, die Löhne seien im steten Steigen, die Nahrungsmittelpreise im steten Sinken begriffen, ja selbst, die Fabrikarbeit der Frauen und Kinder werde durch die Arbeit der Männer allmählich verdrängt; er leugnet auch jeden Interessengegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, kurz, er steht auf dem krassesten Unternehmerstandpunkt, sodaß der Leser unwillkürlich das Gefühl nicht los wird, auch der unverwüstliche Optimismus in der sozialökonomischen Betrachtungsweise des Verfassers sei nicht so spontan, wie es nach den ersten drei Seiten Lesens den Anschein hat. In diesem Glauben wird man noch dadurch bestärkt, daß der Verfasser von ethischen Gefühlen offenbar ganz frei ist. Den Alkoholismus bekämpft er zwar, aber nur weil er die Muskelkraft der europäischen Arbeitstiere schwächt und die Industrieherren dadurch die . . . Konkurrenz des amerikanischen Warenmarktes zu befürchten haben könnten. Im übrigen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, wir herzlich gleichgiltig dem Verf. im Grunde genommen die an seinem geliebten Abstraktum „die Industrie" hängenden konkreten Industrienbetter sind. Ueberhaupt scheint der Verf. zu jenen „Satten" zu gehören, die mit den Dingen der Welt überaus zufrieden sind und die keinen größeren Wunsch kennen als den, in Ruhe gelassen zu werden. Deshalb empfindet er auch einen wahren Abscheu vor den sozialen Verbesserungen, die die Sozialisten seines belgischen Vaterlandes erstreben: Allgemeines Wahlrecht und Steuerreform. Die fidele Monarchie Leopold II. nennt er mit tiefer Rührung wiederholt „unsere friedliche Monarchie".

Die ökonomischen Studien des Verf. muß ich, wie gesagt, hier leider unwidersprochen lassen. Zur Kennzeichnung seines sozialen und historischen Sinnes, sei aber doch ein Beispiel angeführt. Als „Sozialisten", in dem Sinne von „Freunde und Helfer der Arbeiterklasse" genommen, nennt er . . . Bismarck und Leo XIII.!

Trotz alledem ist das Werk Vanderliers bei all seiner Einseitigkeit der Richtung und Trockenheit des Stiles als ein interessantes Dokument unserer Zeit zu betrachten.

Dr. Robert Michels.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind vom 1. Juli bis Ende August zu senden an Dr. R. Penzig, z. Z. Ostseebad Prerow, Haus Dankwarth.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19 jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Gesellschaft

Von

Ernst Victor Zenker

Band II.

Die Sociologische Theorie.

Oktav. Geheftet Mark 3.—.

Inhalt:

Sociologie als Wissenschaft.
Was ist eine Gesellschaft?
Sociale Kräfte und Gesetze.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin

Zeitschrift

für

Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°.
Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—. III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das führende Organ dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen zu gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehen.

Der
Grosse Stieler
für 30 Mark!

Hand-Atlas
in 100 Karten.
50 Lieferungen
zu je 60 Pfg.

Gotha: Justus Perthes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt. !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste n. 5512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 18. Juli 1903. | Nr. 29.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Gottes Stellvertreter. Vom Herausgeber.
Arbeiter-Selbstbiographie. Von Karl Vorländer (Solingen).
Der „Mißliebige" von Eisenach. Von Anna von Gottberg, Stuttgart.
Streiflichter:
Selbstmord und Kirche.
Die Erziehung des Proletariats zur Selbstbeherrschung.
Sprechsaal.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Gottes Stellvertreter.

In einem Augenblicke, da Millionen unserer Mitbürger und Mitmenschen um den Tod eines Greises trauern, der, auch abgesehen von seiner, wie es scheint, liebenswerten und klugen Persönlichkeit, durch die Macht seiner Stellung eine geheimnisvolle Verehrung und fast unbegrenzten Einfluß auf die Gewissen seiner Gläubigen genoß, könnte es taktlos erscheinen, wenn wir hier die grundsätzliche und natürlich gegensätzliche Stellung des Ethikers zu der Idee des Papsttums erörtern. Darum sei gleich vorausgeschickt, daß wir Niemandes Gefühle kränken wollen, daß uns einzig und allein die Institution als solche, abgesehen von allem Persönlichen, beschäftigt, ja, daß auch für uns der Papst eine „Heiligkeit" besitzt, solange und insofern nämlich, als er in den religiösen Vorstellungen unserer Menschenbrüder, die uns eben heilig sind, diese tiefe Verehrung genießt. Aber diese Ehrfurcht vor einem Glauben, den wir nicht teilen, verträgt sich sehr wohl mit ruhiger und sachlicher Kritik. In der völligen Nichtbeachtung aller Aeußerungen, die vom heiligen Stuhl ausgehen, sie seien nun Segen oder Fluch, wie sie bei den nichtkatholischen Zeitungen, auch bei uns, sonst üblich ist, liegt eine sehr viel herbere Kränkung eines Selbstbewußtseins, das nichts mehr und nichts weniger als die göttliche Verehrung selbst für sich in Anspruch nimmt.

Wie das Papsttum sich historisch entwickelt hat und welche weltliche und politische Folgen sein Bestehen noch heute immer hat, interessiert uns hier nicht. Auch die Stimmung fanatischer Bekämpfung des „Antichrists" im Luther'schen Sinne ist uns ganz und gar fremd geworden. Nur die Frage der Vereinbarkeit der katholischen Moral mit dem Geiste echter Sittlichkeit mag kurz gestreift werden. Und da klafft denn allerdings ein fast unüberbrückbarer Spalt auf zwischen den Worten Autorität und Gehorsam auf der einen, Selbstgesetzgebung und Freiheit auf der anderen Seite. Fast unüberbrückbarer; denn so wahr es ist, daß vom Standpunkte autonomer Sittlichkeit die rückhaltlose Unterwerfung des Gewissens unter menschliche Satzung, sie möge sich tausendemale durch die Jahrhunderte hin als Gottesstimme bezeichnet haben, als echter Sittlichkeit zuwider bezeichnet werden muß, so wahr ist es doch auch, daß der Weg zur Freiheit immer über den Gehorsam gegangen ist und noch geht. Hier also, wenn überhaupt irgendwo, ist die Möglichkeit, einen Weg von einem zum andern zu finden, vom Katholik zum Ethiker. So unbescheiden es klingen mag: die christliche, ja alle religiöse Moral ist der Puppen- oder Larvenzustand wahrer Sittlichkeit, wie der fröhliche Gehorsam des Kindes die Vorstufe der Selbstzucht und herrlichen Freiheit des Vollmenschen bedeutet.

Freilich, soll der Falter auferstehen, dann muß die Puppe gesprengt werden. Das Papsttum in seiner jetzigen Gestalt, die sich übrigens mindestens seit einem Jahrtausend nicht geändert hat — und wer möchte noch an eine organische Fortentwicklung glauben? — wird verschwinden müssen, wenn die Menschheit ihren Sonnenflug zur Reife vernünftiger Selbstbestimmung antreten soll. Eine Moral, die ihr eigenes Instrument, den Individualwillen, vernichtet, statt ihn zu läutern und zu stählen, verurteilt sich selbst zum Tode. „Kadavergehorsam", die Willens- und Fühllosigkeit der Leiche, ist kein Ideal der Lebenden. Urteilen wir zu streng? Schieben wir etwa die Kampfesdisziplin des streitbaren Jesuitenordens unberechtigt der katholischen Kirche unter?

Im „großen Katechismus der katholischen Religion" für das Erzbistum Freiburg heißt es:

„Worin besteht der vollkommene Gehorsam?"
„Darin, daß der Mensch seinen eigenen Willen entsagt, um desto sicherer unter einem Oberen, der die Stelle Gottes vertritt, den göttlichen Willen zu vollziehen."

Bekannt ist es, daß nach echter römisch-katholischen Lehre nicht etwa nur der Gläubige dem Richteramt des Papstes untersteht, sondern alles, was Menschenantlitz trägt, und zwar nicht nur in „geistlichen" Dingen, sondern überall und absolut. Von den Zeugnissen, wie sie uns eben zur Hand sind, seien nur noch erwähnt die von Bonifaz VIII. erlassene, vom fünften Lateranonzil bestätigte und 1870 trotz der Vorstellungen des deutschen und österreichischen Episcopats nicht widerrufene Bulle: Unam sanctam. Sie sagt wörtlich *):

„Die geistliche Gewalt hat die irdische einzusetzen und zu richten, wenn sie nicht gut gewesen ist . . . Folglich, wenn die weltliche Gewalt abweicht, wird sie abgeurteilt werden von der geist-

*) Vergl. die soeben erschienene Schrift von Oscar Mayer, Die Trennung von Staat und Kirche. Bamberg, Handelsdruckerei. S. 100 ff.

lichen Gewalt . . . . Und so erklären wir, sagen wir, entscheiden wir: dem römischen Pontifex unterworfen zu sein, ist für jedes menschliche Geschöpf zum Heile notwendig."

In einer Bulle von Papst Paul IV (im Jahre 1559) „Cum ex Apostolatus officio", gerichtet an die ganze Kirche und von den Kardinälen unterschrieben heißt es:

„Der römische Papst, der Gottes und unseres Herrn Jesu Christi Stelle auf Erden führt, besitzt über die Völker und die Reiche die Fülle der Gewalt und richtet über alle."

Daß mit dieser Auffassung einer direkten Stellvertretung Gottes durch Menschen — denn der heilige Vater ist nur der oberste und erste Vertreter neben dem ganzen Klerus bis zum letzten Kaplan herab — echte Sittlichkeit unvereinbar ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Sie ist aber auch die einzige mögliche Rechtfertigung für die Forderung des blinden Gehorsams; mit jener fällt dieser. Man sieht, mit welcher vollkommen logischen Konsequenz das Unfehlbarkeitsdogma das Gebäude katholischer Lehre krönen mußte: die Autorität, die über Leben, Tod und Seligkeit oder Verdammung entscheiden konnte, die das Opfer des Verstandes und Eigenwillens in Anspruch nahm, mußte wohl Gott gleich gesetzt werden.

Im letzten Grunde aber haben wir selbst in diesem äußersten Exzeß frommer Selbstbescheidung noch wenigstens den Keim wahrer Sittlichkeit. Es ist der Schrei des Menschenherzens nach völliger Sicherheit über das, was gethan werden soll. Die göttliche Ruhe und Selbstgewißheit des Menschen, der sich zu voller Klarheit durchgerungen hat über sein Ich, die Menschheit und die Welt, dessen Urteil über gut und böse nicht mehr schwankt, dessen Wille nicht mehr durch niedrige Leidenschaften von seinem Ziel abzulenken ist, sie wird nach altem religiösen Gebrauch antizipiert, vorweggenommen und unter dem Namen Gottes oder seines Stellvertreters auf Erden angebetet. Das ist's, was uns die Sicherheit giebt, daß der Weg der Menschheit über alle solche kindliche Konstruktionen, aus denen doch der Wille nach Vervollkommnung und Heiligung hervorleuchtet, zur echten Sittlichkeit des reifen Erwachsenen durchbrechen wird. Denn der wahre Stellvertreter Gottes auf Erden ist — der Mensch.

Eine Arbeiter-Selbstbiographie.

Von Karl Vorländer (Solingen).

Die Tieferdenkenden unter denjenigen Gebildeten, die heute ein weitergehendes, sei es theoretisches, sei es praktisches, soziales Interesse haben, werden sich in weitaus der Mehrzahl der Fälle eines Mangels bewußt werden, der ihnen nach der Natur der Dinge anklebt: des Mangels an eindringender, auf unmittelbarer Anschauung beruhender Kenntnis der Arbeiterseele. Es wäre ein Irrtum, wollte man annehmen, es genügten dazu die unleugbar zahlreichen Einzelberührungen, in die der Fabrikant, der Gutsherr, die Hausfrau, der Geistliche, der Arzt, der Volksschullehrer u. a. m. mit dem Arbeiter oder der Arbeiterin treten. Mögen sie noch so zahlreich sein: selten wird sich der Arbeiter vor dem Nicht-Arbeiter ganz so geben, wie er ist. Und immer nur einzelne von uns werden, um diesen Mangel zu ergänzen, den Weg einschlagen können, den Paul Göhre und die ihm folgende Frau Wettstein-Adelt zu betreten den Mut gehabt haben: mitten unter die Arbeiter zu gehen, ihre Freuden und Leiden als einer oder eine der Ihrigen zu teilen; oder, wie Hans Ostwald, freiwillig in die noch tiefere Schicht der Vagabunden und Bettler hinabzusteigen. Aber es giebt auch noch ein anderes Mittel, wodurch wir uns eine unmittelbare Kenntnis der Arbeiterseele verschaffen können: wenn wir die Arbeiter selbst in völlig ungeschminkter Weise von ihren Lebensbedingungen und Lebensanschauungen erzählen hören. Mit dauerndem Interesse lese ich auch heute noch die „Lebensbilder", die vor nunmehr fast schon einem Jahrzehnt auf Veranlassung Georg von Gizyckis in den beiden ersten Jahrgängen der „Ethischen Kultur" erschienen, in denen einfache Fabrikarbeiter, Buchbinder, Schriftsetzer, Schlosser, Schuster, Bergleute, Näherinnen uns von ihrem inneren und äußeren Leben erzählten. Und das waren nur kurze Skizzen. Jetzt ist zum ersten Male die ausführliche, beinahe vierhundert Seiten zählende Selbstbiographie eines Arbeiters erschienen,*) und zwar in einer Art, die sie in Form und Inhalt ganz besonders wertvoll und zuverlässig erscheinen läßt.

Der Verfasser ist, wie uns der Herausgeber P. Göhre gegen Schluß des Vorwortes erzählt, ein heute im Alter von 61 Jahren stehender einfacher Arbeiter, namens Karl Fischer, „Junggeselle, seit einigen Jahren halbinvalide, ohne Invalidengelb zu beziehen, im Anhaltischen bei armen Verwandten wohnend, bei denen er, dazwischen ihr Gärtchen und das kleine Feld bestellend, sein Buch in den letzten zwei Jahren geschrieben hat, ohne Anregung von außen, aus eigenem Drang und Wunsch." Es sind Erinnerungen aus den ersten vierundvierzig Jahren seines Lebens (1841—1885); weiter ist er nicht gekommen, und auch von ihnen hat (um des Buchumfanges willen) vorläufig nur die Hälfte abgedruckt werden können.

Das Wertvollste an dieser Lebensgeschichte eines einfachen Arbeiters ist der unbedingte Wahrheitston, mit dem sie zu uns redet. Wir können garnicht an der Wirklichkeit dieser Erzählungen zweifeln, so unmittelbar, so zum Greifen lebendig steht ihr Inhalt vor uns da. Und zwar, trotzdem oder vielleicht gerade weil jede geistreiche Bemerkung, jedes bewußte Eingehen auf das persönliche Innenleben fehlt. Der Stil mutet an wie der einer alten Chronik: oft unleugbar ins Breite und Eintönige gehend, aber immer wieder anziehend durch seine kunstlose Realistik; die Sprache ist offenbar von derjenigen der Lutherschen Bibelübersetzung beeinflußt, die für ihn, wie für so viele aus der älteren Generation des Volkes, der Lehrer im Stil gewesen ist. Daß der Herausgeber nur wenig daran geändert hat, würden wir merken, auch wenn er es uns nicht selber sagte.

Romanhafte Züge fehlen ganz; desgleichen bedeutende politische, religiöse, ethische oder künstlerische Gedanken. Und doch, in dieser treuen, rein objektiven Schilderung eines Menschenlebens welch' eine Fülle von ethischem, religiösem, politischem und vor allem natürlich sozialem Stoff! Und welche, nur noch ungewandte, völlig unroutinierte, künstlerische Fähigkeit in seiner Darstellung!

Da steigt zuerst ein kleines Stück Ahnengeschichte vor uns auf: Das Werden der Großeltern und der Eltern. Dann, in breitester Ausführung, das Aufwachsen im Elternhause selber (S. 21—94, 115—121). Der Erzähler hat keine schöne Kindheit genossen. Trotzdem er sich nicht in Gefühlsergüssen ergeht, sehen wir, wie schwer der zarte, in sich gekehrte Knabe unter der Brutalität des Vaters, eines finanziell und sozial immer mehr heruntergekommenen Bäckers, gelitten hat, der, äußerlich fromm, sein ganzes Haus „in der Zucht des Herrn" regiert und auch die aus gebildeter Familie stammende, sein empfindende Mutter völlig knechtet, ja schlägt.

„Sie war meinem Vater sein Geselle und sein Knecht und sein Lehrjunge und seine Laden- und Marktfrau und seine Dienst- und

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. Verlegt bei Engen Diederichs, Leipzig 1903. XII und 391 Seiten. Preis 4,50 Mk., eleg. geb. 5,50 Mk.

Kindermagd und seine Wasch- und Scheuerfrau und sein Flickschneider und was weiß ich noch; aber sie stand weit unter diesen allen in der Behandlung, und sie bekam weiter nichts dafür, als das bischen kärgliche Futter, und mehr als einmal wußte es mein Vater so einzurichten, daß sie das zu Mittag auch noch nicht bekam."

Sie kommt nicht aus dem Hause, außer um auf den Jahrmärkten Zuckerwaren und Pfefferkuchen zu verkaufen. Als sie einmal die Tyrannei durchbricht, um nur ein paar Stunden an der Hochzeit ihrer Schwester teilnehmen zu können, „da kriegte sie fürchterlich Schläge". Nur eines Sonntagnachmittags weiß sich der Verfasser zu erinnern, —

da „nahm mich meine Mutter an die Hand, als sie sich angezogen hatte, und ging mit mir nach dem Kirchhof raus. Da lag ein Brüderchen von mir begraben, das war ganz gesund gewesen, war aber bloß sechs Monate alt geworden; denn es war in der Wiege unruhig geworden und hatte sich dabei umgedreht und war auf das Gesicht zu liegen gekommen und war erstickt, während meine Mutter meinem Vater hatte in der Backstube helfen müssen. Da setzte sie sich neben das kleine Grab auf einen anderen Grabhügel und weinte sich aus, und dann sind wir wieder nach Hause gegangen."

Welche Tragik des Lebens liegt in diesen wenigen kunstlos, fast trocken hingeschriebenen Sätzen!

Und so erzählt er weiter in gleichmäßig fortlaufendem Flusse der Erzählung — selbst die Kapiteleinteilung und fast alle Absätze rühren von dem Herausgeber her — von seinem ersten Berufe (von seinem 10. Lebensjahre an mußte er an den Sonntagen, wo andere Jungen spielen durften, Brezeln verkaufen), seinem Schul-, seinem Konfirmandenunterricht: auch hier infolge seines stillen, schüchternen Wesens vielfach verkannt und gescholten. Alles wie selbstverständlich, selten erscheint einmal ein Vorwurf, obwohl manches, wie z. B. die Behandlung seitens zweier Geistlichen, nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf sein ganzes späteres Leben geblieben ist.

„Diese beiden Geistlichen . . . . sind die Ursache gewesen, daß ich immer und überall in meinem Leben aller Geistlichkeit weit aus dem Wege gegangen bin, und habe auch niemals in meinem Leben mit einem gesprochen oder einen gegrüßt oder umgekehrt" (53).

Und dabei war er ein innerlich frommer Knabe, dem die Bergpredigt, die er zum erstenmale kennen lernt, als er die drei Kapitel bei seinem Vater zur Strafe auswendig lernen muß (!), so den Sinn gefangen nimmt (man lese nur die prachtvoll-naive Schilderung S. 57 oben!), daß er alles Andere darüber vergißt und sich — die gewöhnlichen Schläge holt.

Wie vielen aus dem Volke mag es ähnlich ergangen sein!

Hier und da kommt auch der Humor zu seinem Rechte, freilich auch er trocken und still und nicht zu häufig in dieser ernsten Geschichte, so bei der Erzählung seiner Gesellenprüfung (115—121).

Ein Mangel des Buches, der bei einer Neuauflage oder einer Fortsetzung der „Erinnerungen" abgestellt werden müßte, ist es, daß an Stelle der von dem Herausgeber ausgelassenen Partien keine Ueberleitungen von dem einen zum anderen Hauptabschnitt getreten sind. So wissen wir nicht, wie unser Autobiograph von zu Hause weggekommen ist (oder sollte er das nicht erzählt haben?). Wir finden ihn erst nach Jahren wieder unter den Erdarbeitern an den verschiedensten deutschen Eisenbahnlinien, in Thüringen, Westfalen, der Eifel, an der Mosel, im Bergischen (Bohwinkel), bis er sich schließlich schwerkrank nach Hanau schleppt. Daß dies Kapitel von hohem sozialpolitischen und wirtschaftlichen Werte ist, brauchen wir nicht erst hervorzuheben (vgl. auch Göhres Vorwort S. VIII f.). Die ökonomische Lage und Umgebung zieht den so feinfühligen Knaben von einst immer mehr herab; er sieht sich einmal selbst zum heimlichen Verlassen seines Quartiers mit Hinterlassung von 12 Thlr. 3 Pf. Schulden genötigt.

„Denn ich dachte nicht mehr an die andere Welt, von der ich in der Schule gehört und von der Jesus Christus so viel gesprochen hat, und war so nicht mehr, wie ich in die Fremde ging, wo ich die zwei Thaler Reisegeld viel lieber meiner Mutter dalassen wollte". Und doch, wenn wir mit ihm durchleben, wie ihn nur die rauhe Art des Kampfes ums Dasein dazu getrieben, werden wir ihm beistimmen: „Das war eine schlechte Tour, . . . aber ich konnte selber nichts dafür" (142).

Die letzten sechzehn Jahre der „Erinnerungen" hat er in einer Steinfabrik zu Osnabrück gearbeitet. Es waren die Jahre der beginnenden Großindustrie in Deutschland (von 1869) ab), in der alle die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, in denen wir jetzt mitten inne stehen, noch in ihren Anfängen sich befanden. Die ausführlicheren Schilderungen sind deshalb nicht bloß für den Sozialpsychologen, sondern auch für den Wirtschaftshistoriker von Bedeutung: wenn sie natürlich neben dem Wichtigen auch vieles Unbedeutende, ja Kleinliche bringen und vielfach die eigentlich entscheidenden Gesichtspunkte nicht herausfinden.

Eins vermissen wir Menschen der Gegenwart überhaupt an dem Buche: den Zusammenhang mit der modernen Arbeiterbewegung. Der Leser meint, ein so elendes Leben, wie es der Verfasser trotz seiner Fähigkeiten durchlebt, müßte ihn endlich doch zur Auflehnung gegen die bestehenden Zustände im Anschluß an die Organisation seiner Arbeitsgenossen geführt haben. Aber der Durchschnittsarbeiter dieser älteren Generation „leidet noch einfach, er trägt, murrt, schreit . . . Man weiß noch nicht, woher die Hilfe kommt. Bis endlich die Idee der Organisation diese Hilfe von ferne zeigt." (So Göhre auf Seite XI seines überhaupt sehr lesenswerten Vorworts.) Und selbst wenn wir die Fortsetzung der „Erinnerungen" bis zur Gegenwart besäßen, würden wir kaum mehr derart entdecken: Karl Fischer ist, wie Göhre uns berichtet, „auch heute noch kein Sozialdemokrat, nimmt noch heute eine starke religiöse Gesinnung für sich in Anspruch und ist noch heute voller Ehrfurcht für den Kaiser". Um so schwerer wiegt, wie der Herausgeber mit Recht betont, der düstere Ernst der Darstellung, um so beredter die Sprache der Thatsachen.

Wir empfehlen daher, trotz gewisser Schwächen und trotz seiner Nichtvollendung, dies selbst in unserer schreibseligen Zeit einzig dastehende Buch, das unseres Erachtens für einen einfachen Arbeiter eine geradezu bewundernswerte Leistung darstellt, dem nachdrücklichen Studium aller derer, die sich ein genaueres Bild von der in dem Getriebe des öffentlichen Lebens doch immer nur nach einer Seite hin zum Vorschein kommenden Arbeiterseele und von dem wirklichen Arbeiterleben machen wollen. Und wir würden es dankbar begrüßen, wenn Göhre zu dem vorliegenden ersten Bande auch den zweiten Teil der „Erinnerungen", die namentlich die Erlebnisse auf den Handwerksburschenreisen und in den Krankenhäusern erzählen, hinzufügen wollte, oder wenn es ihm gar gelänge, unseren Autobiographen zur Weiterführung und Vollendung seines Werkes zu bewegen. Denn, wie Göhre zu Anfang seines Vorworts sagt:

Wie reich auch das 19. Jahrhundert an Lebenserinnerungen bedeutender Diplomaten, Parlamentarier, Gelehrten, Künstler u. s. w. sein mag, wie viele Gebiete menschlichen Schaffens, Denkens und Empfindens in ihnen wie in einem Spiegelbild, oft wunderbar anziehend beleuchtet, vor uns liegen: „sie sind nicht vollständig, denn sie stammen alle von Menschen, die über dem geistigen und gesellschaftlichen Durchschnitt standen, lebten und wirkten . . . Ein Mann aus dem Volke ist nicht unter ihnen."

Digitized by Google

Der „Mißliebige“ von Eisenach.

Von Anna von Gottberg, Stuttgart.

Die Bastille! — Wer hat nicht mit Schauder von ihr gelesen, dem Wohnsitz der Mißliebigen. Die Zeiten dieser finstern Gefängnisanstalt liegen nicht allzu lange hinter uns, nicht viel über ein Jahrhundert.

„Das Gemüt des Volkes war voll Entsetzen vor dieser Stätte, welche so viele Märtyrer des freien Gedankens beherbergt hatte,“ erzählt Kloro Tschudi.

Trotz dieser kurzen Spanne Zeit von nur 114 Jahren wäre es heute unmöglich, mißliebige Leute ungehört und unverurteilt verschwinden zu lassen, aber es giebt auch heute noch Mittel und Wege, Mißliebige nicht bloß um Amt und Würden, sondern hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Wie leicht läßt sich mit gutem Willen ein Verbrechen im Sinne des § 346 nachweisen. Die kleinste formelle Verletzung genügt, und der Strick kann gedreht werden.

Was sind formelle Verletzungen? Beispiele sprechen am deutlichsten. Die Bestimmungen über gefundene Gegenstände sind klar, und doch wird Niemand sie bei einem Pfennig, einem Groschen oder sonst einem Gegenstande von geringem Werte in Anwendung bringen. Thatsächlich macht man sich einer formellen Verletzung eines Paragraphen des Strafgesetzbuches schuldig, obgleich man die Ablieferung des Fundes nicht für der Mühe wert erachtet. Genau so ist es in vielen andern Fällen. Erst die Auffassung des Anklägers und der Wille des Angeklagten sind die Faktoren, die eine Schuld zur Frage stellen. Das Gesetz ist tot. —

Im Mai vorigen Jahres brachten die Zeitungen eine Notiz, daß der erste Bürgermeister von Eisenach, Herr Dr. von Jewson, seines Amtes enthoben und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Dieser Fall beansprucht das allgemeine Interesse in hohem Maße, da nach dem vorliegenden Material die öffentliche Meinung nicht unbedingt in Uebereinstimmung mit dem gefällten Urteil zu bringen ist; es ist sogar die Frage, ob nicht schon die Anklage an sich Mißbilligung hervorruft. In der That ist diese Angelegenheit geeignet, weit über die Stadt hinaus großes Aufsehen zu erregen, das auch schon deshalb begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß ein Mann von der Bildung des Angeklagten sich auf der Anklagebank befindet. —

Die Anklage ist erhoben wegen Nichtverfolgung von strafbaren Handlungen, die dem ersten Bürgermeister als Polizeileiter zur Anzeige gebracht worden waren, und zwar handelte es sich um Verfolgung sogenannter Dirnen.

Wiederholt erklärt der Angeklagte, daß er nicht beabsichtige, Dirnen der Strafe zu entziehen. Dagegen kennzeichnet sein Ausspruch, daß Prostituierte auch Menschen seien und man versuchen solle, diese zu ordentlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen, die Motive seiner Handlungsweise.

Bezüglich der Prostituierten G. und H. erklärt Oberwachtmeister Sch., daß er dem Angeklagten das Strafregister der beiden angegeben und dieser gesagt habe: „Dann wollen wir sie noch einmal verwarnen.“

Es sind die „sonderbaren humanen Ideen“, die Herrn von Jewson auf die Anklagebank gebracht haben. Die Thatsachen sprechen für sich selbst und bedürfen kaum eines Kommentars.

Unter anderem war gegen eine Schneiderin Anzeige erstattet worden. Der Angeklagte erklärt, daß er nach ihren Aussagen nicht habe auf eine strafbare Handlung schließen können. Darauf meint Wachtmeister K., daß er der Angeklagten einfach nicht geglaubt hat, da sie ihm gegenüber gegenteilige Angaben gemacht hat.

Herr Dr. von Jewson, gefragt, warum er anderer Meinung als seine Unterbeamten sei, erwidert: „Er könne doch nicht immer die Meinung seiner Unterbeamten teilen,“ eine Vorsicht, die man gut verstehen kann, wenn man sich erinnert, was Unterbeamte im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach Herrliches zu leisten verstehen. Der Fall Augspurg hat das klar bewiesen.

Belastend für den Angeklagten ist auch der Umstand, daß er durch ein gutes, persönliche Ueberzeugung darstellendes Zeugnis einem vorbestraften Menschen das Fortkommen in der vorurteilsvollsten aller Welten erleichtern wollte. Ja, er ist so verblendet, daß er auf die Frage des Vorsitzenden, ob ihm nicht klar sei, daß er dadurch die Stadt blamiere, nur trocken zur Antwort giebt: „Nicht im geringsten,“ worauf er dem Vorsitzenden nach dessen Aussage „leid thut“. Wohl niemals wurde Mitleid so überflüssigerweise verschwendet wie hier. —

In Anbetracht der Motive des Angeklagten zeigt der Herr Staatsanwalt B. ein ziemlich menschliches Rühren, und da er überdies gern zugeben muß, daß es sich um geringe Verfehlungen handelt, und zumal der Angeklagte gänzlich unbestraft ist, glaubt er, daß es zu hart sein würde, den Angeklagten ins Zuchthaus zu schicken. —

Der Verteidiger bestreitet, daß der Angeklagte die Prostitution begünstigt habe und beruft sich auf gegenteilige Handlungen desselben. Im übrigen führt der Verteidiger die Handlungsweise des Angeklagten auf die ganz sonderbare juristische Auffassung des letzteren zurück. Er erinnert daran, daß es demselben als schwerwiegend vorgehalten worden ist, daß er sein erstes Staatsexamen mit besonderer Auszeichnung bestanden habe. Er stehe indessen auf dem Standpunkt, daß nicht immer derjenige, der ein großes Wissen habe, dieses Wissen auch bei seinen Thaten anzuwenden imstande sei. Es sei dies nicht schmeichelhaft für den Angeklagten, aber er als Verteidiger könne sich nicht anders helfen! Diese Hilflosigkeit des Verteidigers ist besonders bedauerlich, da sie deutlich beweist, daß der gute Wille, der garnicht zu bezweifeln ist, allein nicht genügt. Hier kann nur eine von Jugend auf geübte humane Anschauungsweise im ethischen Sinne helfen.

Ein Zeuge bestätigt noch, daß der erste Bürgermeister ganz abweichende Ansichten, die besonders das Ortsgesetz betrafen, gehabt hätte, und daß er dieser Begriffsverwirrung wohl auch die Untersuchung zu verdanken hätte.

Angesichts dieses Thatsachenmaterials könnte ein Uebelwollender fast meinen: Unmöglich können die hier angeführten Umstände allein es sein, die auf die Anklagebank und von dieser ins Gefängnis führten. Aber was dann? Jede Verdächtigung der Richter liegt uns natürlich völlig fern. Aber sollte nicht etwas Menschliches dahinter stecken? Herr Dr. von Jewson hat sich bei den politischen Parteien mißliebig gemacht. Auch die Freisinnigen, die ihn gewählt haben, weshalb er der Bürgermeister von Freisinns Gnaden genannt wurde, lassen ihn fallen, da er sich nicht zu einem willenlosen Werkzeug irgend einer Partei hergab. Er war die Partei „Jewson“, das ist die Partei der Humanität und der Belebung des toten Buchstabens im Gesetz durch Geist.

Immerhin wäre das traurige Ergebnis dieser Gerichtsverhandlung nicht möglich gewesen, wenn die Rechtsgelehrten über mehr psychologische Kenntnisse verfügten. Sie sind nicht Parteimänner, dürfen es wenigstens nicht sein.

Herr Dr. von Jewson hat gegen das Urteil Berufung eingelegt, und mit Spannung kann man den neuen Verhandlungen entgegensehen, die hoffentlich, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus betrachtet, ein erfreulicheres Bild liefern werden. —

Digitized by Google

Streiflichter.

Selbstmord und Kirche. Es giebt nicht leicht eine ethische Vorschrift des neuen Testaments, die nicht gerade dort am stärksten mißachtet wird, wo man ihre Befolgung am ehesten erwarten sollte — bei den Kirchenoberen und Theologen. Zu diesen Vorschriften gehört auch das Wort „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet", ein Ausspruch, der, richtig verstanden, einen guten ethischen Sinn ergiebt und wohl zu den besten und an sich dauernd wertvollsten ethischen Aphorismen der Evangelien gehört. Einen drastischen Beweis der Mißachtung dieses Wortes hat kürzlich wieder das protestantische Konsistorium der Provinz Schlesien geliefert, indem es die Bestimmungen über das Verfahren bei der Beerdigung von Selbstmördern wieder in Erinnerung brachte:

„Bei dem Begräbnis von Selbstmördern bildet die Versagung der kirchlichen Mitwirkung die Regel. Die Beteiligung des Geistlichen hingegen ist nur als Ausnahme von dieser Regel bei allen Fällen notorischer Unzurechnungsfähigkeit zulässig.

Wird das kirchliche Begräbnis eines Selbstmörders verlangt, so hat der Geistliche sich eine eigene Ueberzeugung darüber zu verschaffen, ob die Selbstentleibung mit Bewußtsein oder in geistiger Umnachtung erfolgt ist.

Ob durch ein ärztliches Zeugnis über die Unzurechnungsfähigkeit des Selbstmörders die Bedenken gegen Gewährung eines kirchlichen Begräbnisses gehoben werden, bleibt Sache der pastoralen Entscheidung.

Ist die That nach Ueberzeugung des Geistlichen im Zustande der Zurechnungsfähigkeit geschehen, so hat er bei dem Begräbnis jeglicher Mitwirkung, sei es im Ornat, sei es ohne Ornat, sich zu enthalten, und sich auf den Trost zu beschränken, welchen er gemäß dem Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrates den Hinterbliebenen aus Gottes Wort zu bringen hat."

Aus diesen Vorschriften spricht Engherzigkeit und Lieblosigkeit zugleich aber auch eine erstaunliche Unkenntnis, namentlich auf psychologischem Gebiete. Vielleicht empfiehlt es sich, für das Breslauer Konsistorium einmal Spezialkurse über Psychalagie and Psychiatrie abzuhalten. Die Herren Konsistorialräte würden da z. B. lernen, daß eine mechanische Einteilung van Selbstmördern in solche, die „mit Bewußtsein" und in solche, die in „geistiger Umnachtung" sich entleibt haben, eine Unmöglichkeit ist, daß die psychopathischen Grenzen vollkommen fließende sind und daß zu den wenigen psychopathisch nicht beeinflußten Fällen am ehesten gerade die, wiewohl seltenen, Fälle von Selbstmord gehören, die aus edelen sittlichen Motiven entspringen — z. B. die heroischen Thaten der Selbstaufopferung.

Zur Ergänzung dieser Belehrung wäre es freilich nötig, daß die Herren Konsistorialräte auch eingeführt würden in den Geist einer von theologischen Einflüssen unberührten rein menschlich-natürlichen Ethik. Sie würden dann einsehen, daß deren Forderungen sich ganz im Einklang befinden mit den wissenschaftlichen Einsichten in die psychologischen Bedingnisse des Selbstmordes, und daß, wo das teilnehmende Verstehen nicht in alle Regionen des Menschlichen einzudringen sucht, wo eine gewisse Klasse von Menschen, welcher Art sie auch sei, nach eigener Bestimmung der Verdammnis übernnwortet wird, dies vielleicht pastoral, vielleicht konsistorial ist — sicher aber nicht ethisch und auch nicht evangelisch. K.

* * *

Daß auch bei Beerdigung van Selbstmördern van seiten der Kirche oft mit zweierlei Maß gemessen wird, dürfte aus den folgenden Geschehnissen erhellen; das eine bezieht sich auf die katholische, das andere auf die protestantische Kirche. —

Wie hart auch der österreichische katholische Klerus mit kaum nennenswerten Ausnahmen den Selbstmard verurteilt, ist zur Genüge bekannt. Um so überraschender war die in Nr. 3332 des Neuen Wiener Jonrnales enthaltene Mitteilung über den „Selbstmord eines Priesters". Dieselbe wurde aus Melk an der Donau gesandt nnd lautete wörtlich:

„Der hiesige Stiftspriester und Professor am Stiftsgymnasium P. Edmund Gattinger hat sich am 9. Januar 1903 mit seinem Jagdgewehr erschossen. Die Ursache des Selbstmordes ist unbekannt. Am 31. Januar wurde Gattinger mit allen priesterlichen Ehren in der Stiftskirche beigesetzt." —

Würde, was wir bezweifeln, von dieser Beerdigung des Selbstmörders Gattinger ein Umschwung der katholischen Kirche in Oesterreich hinsichtlich der Beerdigung der Selbstmörder zu verzeichnen sein, so wäre das gerade im Sinne des echten Christentnms überaus erfreulich und es müßten dann erst recht nuch in der protestantischen Kirche auch die letzten Spuren der mittelalterlichen Beurteilung nnd Verurteilung des Selbstmardes schwinden. Wie die Sachen aber gegenwärtig nach stehen, muß darin eine „für eigene Zwecke" zurechtgelegte Unfairgerichtigkeit gesehen werden. —

So müssen auch einige Geschehnisse in der protestantischen Kirche Siebenbürgens aus den letzten Jnhren aufgefaßt werden, also in der Kirche, welche früher in ihrer Freisinnigkeit oft mit der helvetischen Kirche verglichen worden ist. In der evangelischen Gemeinde H. starb ein tüchtiger Bauer, der Jnhre hindurch seine Gemeinde gefördert hatte, durch Selbstmord. Nur dem energischen Auftreten der Familie war es zu verdanken, daß der evangelische Pfarrer eine ordentliche, kirchliche Beerdigung vornahm. Der Verkünder „der Religion der Liebe" konnte es aber doch nicht unterlassen, nm Grabe des wackern sächsischen Bauern lieblose Bemerkungen zu machen, durch die er sich übrigeas selbst um die Achtang mancher Zuhörer gebracht hat. — Und sein Amtsbruder in der Gemeinde N. erhob ebenfalls Schwierigkeiten, als es sich nm die Beerdigang eines Selbstmörders handelte. Einige Monnte nachher später nahm sich die Frau des Pfarrers in N. infolge der Verzwiflung über ein unheilbares Leiden auch das Leben. Sie wurde ahne irgend einen Anstand mit allen Ehren bestattet und alle Geistlichen des betreffenden Kirchenbezirkes, auch der strenggläubige Pfarrer von H., waren zum Begräbnis in ihrer Amtstracht erschienen.

Zweifelsahne dürften ähaliche Fälle von derartiger Inkonsequenz der Geistlichkeit sich auch sonstwa und auch aus anderem Anlasse ergeben und sind mit ein Zeichen dafür, daß in nnserer Zeit, in welcher auch der gewöhnliche Bürger und Bauer nachzndenken gelernt hat, auch an dem geistlichen Stand Kritik geübt wird. —

Intolerenz und Inkonsequenz können nicht mehr so angesehen wie früher ihr Wesen treiben und werden, wasern die Kirche in der Achtung der Gebildeten wieder steigen soll, ganz verschwinden müssen. Für die dogmatisch-verknöcherten Geistlichen hat unsere Zeit kein Verständnis, noch viel weniger Achtung; diese bringt sie dagegen jenen Geistlichen gerne entgegen und dazu noch aufrichtige Liebe, welche unsere Zeit mit ihren vielen guten und schönen Bestrebungen verstehen, gerne werkthätig mithelfen und nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit ihrem Herzen die Botschaft der Menschenliebe verkündigen. — J. Römer.

* * *

Zu diesen Ausführnngen nnserer Freunde muß doch noch ein Wort hinzugefügt werden. So berechtigt ihr Unwille ist über taktloses Richten des im Lebenskampf Unterlegenen, so wenig darf doch verkannt werden, daß gerade in diesem Falle sich die Kirche ihrer ethischen und erzieherischen Aufgabe bewußt gewesen ist. Von ihrer Seite wenigstens wird der Vorwurf der Liedlosigkeit sicher zurückgewiesen werden mit dem Hinweis, daß es sich dabei um eine Handlung erziehender Liebe der ganzen Gemeinde gegenüber handele. Und es ist sicherlich nicht zu leugnen, daß gerade in kirchlich gesinnten Kreisen, wie früher, so auch heute noch, die Furcht vor der Bloßstellung des Selbstmörders und seiner Familie neben den Jenseitsfolgen des Fehlens einer ordnungsmäßigen Beerdigung Viele von der raschen Verzweiflungsthat zurückgehalten hat.

Ohne die Streitfrage nach der relativen Berechtigung oder Verwerflichkeit des Selbstmords hier anfzurollen, darf doch immerhin dies gesagt werden, daß auch eine menschlich-natürliche Sittenlehre ihn, soweit sie Normen für Normale nufstellt, verwirft als voreilige Flucht aus einem Pflichtenkreise, der selbst beim Krüppel nicht völlig geleugnet werden kann. Eine deutliche nnd dem einfachen Verstande einleuchtende sittliche Verurteilnng der That, nicht des Thäters, ist also an sich, der guten Absicht nach, nicht ohne Weiteres zu verwerfen. Ob freilich diese ganze auf Aeußerlichkeiten aufgebaute „Kirchenzucht" heute nicht viel mehr Aergernis weckt, als Gutes, bewirkt, ist eine Frage, deren Beantwortung wir zunächst den Geistlichen anheimgeben müssen.

D. Red.

* * *

Die Erziehung des Proletariats zur Selbstbeherrschung. In Italien hat wieder einmal ein politischer Wirtshausstreit stattgefunden, der mit blutigen Köpfen geendet hat. Diese politischen Reibereien haben sich nun zwar auch dort letzthin im Ganzen sehr verringert, aber die Dolchtradition eines Teils der dortigen Republikaner, sowie die

leicht zu allerhand Gewaltthätigkeiten neigende Gefolgschaft des Anarchismus bewirken dennoch bisweilen, zumal in den Köpfen der leidenschaftlichen Romagnolen, einen derartigen Haß gegen die Person des politischen Gegners, daß es ab und zu immer noch einmal zu Blutvergießen kommt. Gegen diesen Atavismus einzelner proletarischer Schichten Italiens wendet sich nun der auch als Belletrist bekannte alte Venetianer Carlo Monticelli, eine der vornehmsten Gestalten des italienischen Sozialismus, im sozialistischen Zentralorgan Italiens, dem römischen „Avanti“ (2344). Was er sagt, ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswert:

„Aber wollen sie es denn durchaus nicht verstehen, diese braven Leutchen, daß die Blutvergießer nach schlimmer sind als die Diebe? Denn wer stiehlt, der trifft nur ein Ding, während der, welcher einen Anderen verwundet oder tötet, Fleisch und Blut eines Menschen verletzt oder vernichtet, und das muß uns doch unendlich viel heiliger sein als bloßes Eigentum.

Glauben sie denn, daß sich mit einem Anderen schlagen, ihn verwunden, ihn töten ein Beweis für persönlichen Mut sei? In Wahrheit ist das doch nichts Anderes als die hirnlose Wut der im Menschen wieder die Oberhand gewinnenden Bestie. Ein Mensch überläßt sich doch nur seiner Wildheit, weil ihm das Licht der Vernunft und der Sinn seiner sozialen Erziehung abhanden gekommen sind. Kann man denn das Unrecht des Gegners mit Messerstichen, Revolverschüssen und Säbelhieben beweisen?

Das muß endlich anders werden! Es ist hohe Zeit, daß an Stelle der brutalen und blinden Gewalt die vornehme, gelassene und ehrliche Diskussion tritt.

Die eigenen Instinkte und Leidenschaften zu zähmen, auf ein böses Wort des Gegners mit der ruhigen Rede dessen zu antworten, der das Bewußtsein hat, das höhere Recht seiner Sache auf seiner Seite zu haben, das allein ist wahrhaft menschlicher Mut.

Revolver, Messer und Dolch mögen die Waffen der Kriegsfreunde und Militaristen sein, die Waffen freier Männer sind sie nicht.“

Gerade das Fehlen jeden pastoralen Tones in diesen herzhaften Worten der Venetianer Sozialisten dürfte dazu beitragen, auf die Leser einen heilsamen Einfluß auszuüben. Der Dolch ist nicht nur der Feind jeder „übernatürlichen Gewalt“, sondern überhaupt der jeder menschlichen Kultur. R. M.

Sprechsaal.

Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl.

Unter diesem Titel werden in einer der letzten Nummern dieser Blätter Gedanken entwickelt, welche unseres Erachtens nicht ohne Widerspruch hingenommen werden können. Diese mögen zuerst kurz wiedergegeben sein: Das Rechtsgefühl ist oft nur der Mantel des Vergeltungsdranges. Der Ethiker muß sich gegen das Rechtsgefühl und für die Milde und Straflosigkeit entscheiden. Eine Strafe, die wirklich erziehlich wirkte, ist im letzten Grunde keine Strafe mehr. Mit dem groben Vergeltungsdrange fällt auch das feinere Sühneprinzip, das im Namen eines Abstraktums, eben jenes „Rechtsgefühls“, das an die Stelle der beleidigten Gottheit getreten ist, geistige Lustration, Entsündigung forderte. Man soll entschlossen mit dem ganzen Strafgedanken brechen und die Gerechtigkeit durch die Güte ersetzen. Beim Rechtsgefühl setzt der anonyme Verfasser immer Gänsefüßchen bei. —

Man fühlt sich fast versucht, auszurufen, was ist Dir, armes Rechtsgefühl, geschehen? Als eitel Popanz, als eine imaginäre Größe wird es hingestellt, um dann wieder durch dasselbe andere Seelenzustände zu erklären, welche man mißbilligt. Man bemerkt nicht erst ein Jurist zu sein, um zu erkennen, daß der Versuch unternommen wird, uns auf Irrwege zu führen. Ein Versuch, welcher leicht gefährlich werden kann, weil er in sich die Möglichkeit birgt, dem Recht den Stempel des Künstlichen, des Gemachten aufzudrücken. Das Recht ist geworden, es entstand aus der Sitte. Und in der Sitte kommt das Rechtsgefühl zum Ausdruck. Mit dem Rechtsgefühl will man nichts moskieren, keinen Faschingsscherz aufführen, sondern damit nur die Triebfeder unseres Handelns ausdrücken. Es ist dem Menschen angeboren und muß von ihm gepflegt, gehütet werden. Es will nichts verschleiern, nichts verdecken. Am allerwenigsten soll sich hinter ihm der Vergeltungsdrang verstecken. Denn — wir sind einmal schon so terroristisch — die Vergeltung und der Wunsch, Vergeltung zu nehmen, ist durchaus nicht so verwerflich. Unrecht thun steht oft auf derselben Linie, wie Unrecht ruhig entgegennehmen. Es muß als ein auf der Ethik basierendes Postulat geendeyn aufgestellt werden, daß man sich Unrecht nicht gefallen lasse, daß man das Verlangen empfinde, Unrecht von sich abzuwehren und Sühne dafür zu verlangen.

Wir sind aber trotzdem weit davon entfernt, um dem mosaischen Grundsatze des „Auge um Auge — Zahn um Zahn“ das Wort zu reden. Hierin zeigt sich die Lustempfindung an dem Uebel, die Sucht, daß der Dritte leide, weil er Jemandem einen Schmerz beigebracht hat, der rohe, vielleicht naive Gedanke, ebensoviel als ich erlitten habe, soll der Thäter erleiden. In dem Vergeltungsdrange, welchen wir gutheißen, so als notwendig geradezu bezeichnen, prägt sich nur der Gedanke aus, daß hierin sich das ethisch zu billigende Gefühl kundgiebt, der Verletzte empfinde den Rechtsbruch, der begangen wurde. Es liegt unseres Erachtens ein großes Mißverständnis vor, wenn man es als eine Pflicht der Ethik aufstellt, Milde und Straflosigkeit eher walten zu lassen, als dem Vergeltungsdrange gerecht zu werden. Auf gut Deutsch heißt das: Der Ethiker darf nicht strafen, er muß verzeihen. Das ist aber doch damit gleichbedeutend, die Rechtsordnung auf den Kopf zu stellen. Wir übertreiben nicht, aber das ist der sicherste und schnellste Weg zur Anarchie. Und wie diese sich mit der Ethik in Einklang bringen läßt, können wir nicht gut einsehen. Treitschke bezeichnet einmal den Staat als eine sittliche Gemeinschaft. Doch mit dieser wäre es eigentümlich bestellt, wenn das herrschende Prinzip — die Gnade, die Nachsicht sind. Die Strafe scheidet die Individuen von einander. Solange deren Art und Gebahren weit auseinander liegen, solange Unrecht geübt wird, solange ist die Scheidung notwendig und kann auf jene Mittel nicht verzichtet werden, welche diese zu vollziehen hat.

Wir kommen damit allerdings recht unversehens auf den Zweck der Strafe zu sprechen, möchten aber doch der Versuchung, diesen alten Streit wieder zu entfachen, gerne aus dem Wege gehen. Allein der Trugschluß, der begangen wird, wenn man sagt, eine Strafe, die wirklich erziehlich wirke, sei im letzten Grunde keine Strafe mehr, liegt auf der Hand. Denn der Umstand, daß das angewandte Mittel psychisch und physisch Schmerzen verursacht, daß es gemischte Empfindungen erweckt, daß es mit einer gewissen Bitterkeit entgegengenommen wird — all das verhindert nicht, daß es in seiner letzten Wirkung doch heilsam ist. Die Operation schmerzt. Der Kranke, an den der Chirurg herantritt, um seine Schrecken einjagende Kunst auszuüben, erleidet nunmehr die größten Qualen. Und doch hat dieser operative Eingriff nur den Zweck, den Kranken gesund zu machen, was oft eben durch dieses schmerzhafte Mittel gelingt. Das eben ist das große Geheimnis, das der Strafe innewohnt, das Ziel, welches man anstrebt und eigentlich noch nicht erreicht hat: Demjenigen, der sich vergangen hat, einen Schmerz, einen Nachteil zuzufügen und ihn gleichzeitig hierdurch zu bessern. Ausgangspunkt für diese Erwägung ist, daß der Uebelthäter durch die Mahnung allein auf bessere Wege nicht gebracht werden kann, daß eben anderseits die große Oeffentlichkeit auch ein Recht darauf hat, daß, wenn ein Delikt begangen wurde, dieses gesühnt wird. Damit kommen wir auf das Rechtsgefühl, auf den Gerechtigkeitssinn zurück. Kein Ethiker darf auch nur einen Schritt thun, wodurch dieser Sinn vernichtet werden kann. Denn das führt — wir es auch thatsächlich in den von uns bemängelten Ausführungen geschieht — zur Aufforderung, mit dem Strafgedanken ganz zu brechen. Dieser Gedanke erscheint uns so irrig, so durch und durch verfehlt, so völlig verkehrt, daß wir fast glauben, es sei hier nach Romantiker Art mit der Ironie gespielt, nicht aber ernstlich eine Ansicht aufgestellt.

Wir gehören nicht zu den eingefleischten Formaljuristen, deren schönste Stunde naht, wenn aus der Gesetzgebungsmaschine ein neues Gesetz zu Tage gefördert wird. Wir schwärmen nicht für Gesetze, meinen nicht, daß es Aufgabe des Staates sei, jeden Schritt seiner Unterthanen gesetzlich zu bestimmen. Allein die Strafgewalt dem Staate zu entziehen, beziehungsweise ihn von seiner Pflicht, zu strafen, zu entheben und der Apostel der Milde und Straflosigkeit zu sein — nein, diesen Vorschlag können wir nicht einmal Thomas Morus für seine Utopien empfehlen, denn auch er will kein verkrüppeltes Staatswesen aufstellen. Dieses ist aber die unbedingte Folge von derartigen Bestrebungen.

Wir wollten im Vorstehenden nur davor warnen, allzu scheel auf die Rechtsordnung zu blicken, wir wollten den Versuch zurückweisen, in das geltende Recht Bresche zu legen, dieses durch „Milde und Straflosigkeit“ zu verwässern. Das Recht selbst braucht keine Verteidigung. Es ist keine käufliche Ware, die ausgepriesen werden muß. Es steht auf hohem Piedestal. Allerdings nicht Jeder vermag zu ihm emporzublicken. Kohlees Worte gelten: „Das Recht eines Volkes ist nur im Zusammenhang mit seiner ganzen Kultur zu verstehen, aber durchaus nicht etwa blaß im Zusammenhalt mit seiner materiellen ökonomischen Kultur: die ethischen und religiösen Anschauungen tauchen tief in das Rechtsleben hinein.“ Dr. Moriz Sterndeeg (Wien).

Bücherschau.

Epheu und Ulme (L'olmo e l'edera). Roman von Anton Giulio Barrili, deutsch von Thea Evelet. E. Pierson's Verlag. Dresden u. Leipzig 1902. 213 Seiten. — A. G. Barrili ist einer der vielgelesensten und auch zugleich einer der fruchtbarsten italienischen Romanschriftsteller. Seine Bücher sind schon mehrfach ins Deutsche übersetzt worden und genießen eine Verbreitung, die nicht im Einklang steht mit ihrem innerlichen Wert. Denn die Barrilischen Romane erheben sich durchaus nicht über die breite Masse der Gartenlaubenromane, seine Stoffe sind konventionell, seine Fabeln soll non echt „romanhaften“ Unwahrscheinlichkeiten, seine Gestalten farblos und ohne wahres Leben. Dazu gesellt sich ein unerträglich

Digitized by Google

gespreizter Stil, der vom Hunderisten ins Tausendste führt und den unmintereffanten Stoff durch endlose und unpiose Betrachtungen noch uninteressanter macht. — Alles dies trifft auch auf das vorliegende Buch zu. Wir finden darin den ganzen althergebrachten Apparat der Dutzendromane: Die blasse Witwe, die sich in Liebesgram verzehrt, der jugendliche Sonderling, welcher sich als Arzt ausgibt und die Sterbende durch seine Liebe heilt, die wunderbar schöne, aber eiskalte Marchesa, die mit Männerherzen Ball spielt, sie alle sind typische Figuren, die uns schon tausendmal aufgetischt worden sind. Kein Hauch modernen Geistes, geschweige denn sozialen oder ethischen Empfindens ist in dem Buche zu spüren, das Höchste, wozu sich der Schriftsteller versteigt, ist eine noch dazu ziemlich fruchtlose Abhandlung über die Frauenfrage, im Uebrigen bietet er uns nur in überreichlicher Menge verstreute Vorlesungen über Naturgeschichte und Astronomie, zu denen ihn ja sein Beruf als Professor der Astronomie in Genua verleitet haben mag.

Nun muß freilich zur Verteidigung des Schriftstellers gesagt werden, daß möglicherweise manche feinsinnige Bemerkung für uns Deutsche ungenießbar geworden ist durch die geradezu lächerlich schlechte Uebersetzung von Theo Goetek. Die Dame scheint sehr mangelhafte Kenntnisse der italienischen Sprache zu besitzen und ihre Uebersetzung nur aus dem Lexikon zurechtgeschustert zu haben, und dabei ist sie auch noch derartig leichtsinnig zu Werke gegangen, daß der Sinn vieler Sätze einfach unverständlich bleibt. Wer könnte z. B. die Bedeutung folgender Phrase ergründen, wo es sich um die bewußte herzlose Schönheit, die Marchesa Bianca, handelt: „Solche Frauen, lieber Freund, sind von Gott berufen, an der Liebe Gerechtigkeit zu üben. Sie lassen sich von gewissen Männern durch Seufzer, ängstlich und atemlos in jeder Art, in sehr vielen Fällen durch Revolverschüsse in die Schläfe, die Qualen und Schmerzen, welche sie unbewußt verursacht haben, reichlich bezahlen. Darum, denke ich, herrschen notwendige soziale Anordnungen, wie alles andere Uebel (?); ohne sie gäbe es keine Gerechtigkeit für die nervenlosen Frauen." — ? Auch wimmelt es von den wunderlichsten Stilblüten, so heißt es z. B.: „Sie hob und senkte in langsamem Takte die Hand, im Falle (!!) den Saum der Logenbrüstung mit dem an einem fadendünnen Goldkettchen befestigten Lorgnon berührend." Mit manchen italienischen Ausdrücken hat die Uebersetzerin nun vollends gar nichts anzufangen gewußt, so hält sie offenbar „orbene" („nun?") für einen Eigennamen, den schlichten Blumentopf verwundert sie in eine Vase, weil das betreffende italienische Wort zufällig „vaso" heißt, den Hausflur oder das Vorzimmer in einen Saal, weil da im Urtext so verlockend „sala" dagestanden haben mag. Kurz, es ist nicht gut möglich, aus dieser deutschen Verstümmelung sich ein abschließendes Urteil über das Buch selbst zu bilden, wenn auch freilich der wenig originelle Stoff und die leb- und kunstlosen Personen des Romans auch durch die vollendetste Uebersetzungskunst nicht interessanter und bedeutender gemacht werden dürften.

Gisela Michels-Lindner.

* * *

Wilhelm Stern: Das Wesen des Mitleids. Berlin, Ferd. Dümmler, 1903. 50 Seiten.

Wilhelm Stern, der Verfasser der „Kritischen Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft", behandelt in vorliegender Studie ein wichtiges ethisches Spezialproblem, das heute durch Schopenhauer und den Neu-Buddhismus auch weiteren Kreisen nahe gebracht ist. In dem ersten historischen Abschnitt wird naturgemäß vor allem Schopenhauers Theorie des Mitleids charakterisiert und kritisiert, aber auch Rousseaus Mitleids- und Adam Smiths Sympathiebegriff erwähnt, daneben mit besonderem Interesse die bei Lessing so viel besprochene aristotelische Definition der Tragödie erörtert (S. 3—15, vgl. 44—48). Der zweite Teil legt Sterns eigene Auffassung genauer dar, als sie in seinem Hauptwerk gegeben werden konnte. Danach entsteht das Mitleid im wahren Sinne noch nicht durch das bloße Sich-hinein-versetzen in die Lage des anderen, das vielmehr oft die ganz entgegengesetzten Gefühle des Neides oder der Schadenfreude in uns auslöst. Auch war es, abgesehen etwa von dem auf dem Gefühl der Wesensgleichheit beruhenden Mitleid mit nahen Blutsverwandten, im Anfange der Kultur noch nicht vorhanden, sondern ist erst allmählich „im Laufe sehr vieler Jahrtausende" entstanden. Nach des Verfassers oft wiederholter (S. 8, 16, 88 ff., 37, 39, 43, 46, 47) Definition haben wir das Mitleid anzusehen als das „verletzte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen (inkl. Tieren) gegenüber den schädlichen Eingriffen der gesamten objektiven Außenwelt ins psychische Leben". Gleichwohl ist auch dies, wir möchten sagen ethisierte, Mitleid an sich noch keine sittliche Handlung, sondern es führt erst dann zu einer solchen, wenn der dadurch angeregte „sittliche Trieb" stark genug ist, um das zu dem Mitleid hinzukommende „zweite Unlustgefühl" des „Opfers" (z. B. an Leben, Gesundheit oder auch nur Bequemlichkeit) in dem Mitleid Fühlenden zu überwinden (37 f.).

Als bewußte ethische Verfeinerung des natürlichen Mitgefühls betrachtet, könnten wir der von Stern gegebenen Definition des Mitleids zustimmen, hätten aber das Bewußthafte dieses individuell und geschichtlich aus dem ursprünglichen instinktiven Mitgefühl sich entwickelnden ethischen Mitleids noch deutlicher betont zu sehen gewünscht, was zu nach des Verfassers ausgesprochen „genetischer" Methode entsprochen hätte. Daß diese genetische, d. h. naturwissenschaftliche Methode freilich zu einer sicheren wissenschaftlichen Begründung der Ethik ausreicht, möchten wir bezweifeln, selbst wenn man die gesamte empirische Psychologie der Naturwissenschaft einordnet (S. 31). Auch einzelnen ethischen Aufstellungen des Verfassers vermögen wir nicht beizupflichten, z. B. der, daß das „allgemeine Kennzeichen jeder sittlichen Handlung" jenes mit einem Unlustgefühl verbundene „Opfer" sei (35 f., 38), und daß die sittliche Freude erst nach vollführter Handlung dazu komme. Das heißt egoistischer als Kant (auf den der Verf. S. 35 sich beruft) gedacht. Doch hindern uns solche kleinere Differenzen in Einzelfragen und die Verschiedenheit des methodischen Standpunkts keineswegs, anzuerkennen, daß Sterns Schrift der Psychologie des Mitleids neue Seiten abgewonnen, insbesondere dessen Begriff nach der ethischen Seite hin vertieft und verfeinert hat, und in diesem Sinne sei ihre Lektüre den Lesern dieser Blätter eigentlich empfohlen.

Karl Vorländer.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Harnack, Goethe, D. Strauß und L. Feuerbach über das Wesen des Christentums. Eine krit. Darlegung von Albrecht Rau. Delitzsch. C. A. Walter. 1 Mk.

The Nagen Problem: Is the nation going backward? By William M. Salter. Philadelphia, By J. Burns Weston. 5 cts. (Ethical Addresses).

„Everyman" a, the higher possibilities of the Drama. By William M. Salter. Philadelphia, J. Burns Weston 5 cts.

Goethes beste Rat. Von Dr. Wilhelm Bode. Berlin E. S. Mittler.

„Seele?" Die Moral- und Kraftpflege der Gegenwart zur Vereinigung der Lehren Jesu und der Philosophie. Bearb. von Alfred Wolf. Leipzig. Ernst Fiebier.

Gesellschaft und Einsamkeit. Von Rolf Waldo Emerson. Leipzig. Eugen Diederichs. Broch. 3 Mk.

Symbolik. Eine Betrachtung über ihre kulturelle Berechtigung im modernen Leben. Vortrag der ethischen Gesellschaft in Wien. Von Friedrich Gintz. Wien, Verl. der ethischen Gesellschaft (J. Eisenstein & Cie.).

Lebensgeschichte der Erde. Ein Ueberblick über die Metamorphosen des Erdensternes. Von Willy Pastor. Leipzig, Eugen Diederichs. Broch. 4 Mk.

Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. Von Paul Dahlke. Berlin C. A. Schwetschke & Sohn. Broch. 2,50 Mk.

Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Von Hermann Oldenberg. 4. Auflage. Stuttgart & Leipzig, J. G. Cotta. 9 Mk.

System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedrich Paulsen. 2 Bde. Sechste verbesserte Auflage. Stuttgart & Leipzig. J. G. Cotta. Mk. 14.

Hat das Menschenleben einen Zweck? Naturwissenschaftliche Betrachtungen von Dr. med. H. Leo. Verl. W. & S. Loewenthal, Berlin C. 1,50 Mk.

Die Gesellschaft. Von Ernst Victor Zenker. II. Bd. Die sociologische Theorie. Berlin, Georg Reimer. 3 Mk.

Aus der Tatra. Von K. Przerwa-Tetmajer. Nr. 2 der internat. Novellen-Bibl. Polnischer Autoren. Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München.

R. W. Emerson. Lebensführung. Leipzig. Eugen Diederichs. 3 Mk. broch; geb. 4 Mk.

Die Bekämpfung der Landstreicherei. Von Hans Ostwald. Stuttgart 1903. Verlag Robert Lutz.

Die Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Berlin, Alfred Unger 1903.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind vom 1. Juli bis Ende August zu senden an Dr. R. Penzig, z. Z. Ostseebad Petrow, Haus Dankwarth.

Moralpädagogischer Ferienkurs für Lehrer, Lehrerinnen, Eltern und Geistliche.

Veranstaltet vom 3—14. August in Zürich

von

Dr. Fr. W. Foerster.

Der angekündigte moralpädagogische Ferienkursus soll der Verbreitung der Ueberzeugung dienen, daß die ethische Beeinflussung der Jugend innerhalb des Schullebens nicht bloß dem zufälligen und improvisierten Eingreifen zu überlassen sei, sondern zu einem Gegenstande eingehenden Studiums und sorgfältiger Vorbereitung zu erheben sei.

Wie sich die Schuldisziplin moralpädagogisch vertiefen läßt — besonders gegenüber nervösen und anormalen Kindern —, ob und wie ein besonderer Moralunterricht möglich ist, welche Erfahrungen hier vorliegen, welche Methoden erprobt sind — dieser will der Vortragende auf Grund von Studien im Auslande und mehrjähriger eigener Praxis eine Reihe von Vorschlägen und Mitteilungen machen.

Der Kursus ist nicht nur für solche Lehrende bestimmt, die bereits in der Lage sind, Moralunterricht zu erteilen, sondern auch für diejenigen, welche heute Religionsunterricht geben und die pädagogische Schwierigkeit empfunden haben, die Lehren und Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes durch möglichste Anknüpfung an die eigenen Erfahrungen und Bedachtungen des Kindes verständlich und fruchtbar zu machen.

Endlich soll der Kursus auch den Lehrern der verschiedenen Wissensgebiete (speziell der Geschichte und der Litteratur) dienen, indem er ihnen Gesichtspunkte und Beispiele giebt, wie sie ihren besonderen Lehrstoff in Beziehung zu den Fragen der sittlichen Kultur setzen können, um damit nicht nur ihren Schülern menschlich näher zu treten, sondern auch den Lehrstoff selber zu beleben, indem sie ihn in Kontakt mit den Interessen und Aufgaben des persönlichen Lebens bringen.

Es werden u. a. folgende Punkte zur Behandlung kommen:

Die Moralpädagogik der französischen Staatsschule. — Moralpädagogische Bestrebungen in Amerika, England und in der Schweiz. — Prinzipielle Gesichtspunkte für die sittliche Jugenderziehung. — Pädagogische Gedanken bei Jeremias Gotthelf. — Möglichkeiten und Grenzen der Einwirkung auf den Charakter. — Die Lehre vom angeborenen Charakter. — Lombrosos Behauptung vom geborenen Verbrecher.

Die pädagogische Behandlung der häuslichen Beziehungen (mit besonderer Berücksichtigung schwierigerer Familienverhältnisse). — Wie man Heranwachsende für Pietät und freiwilligen Gehorsam gewinnen kann — Die Rolle der Autorität in der Jugenderziehung. — Gefahren der Autoritätslosigkeit in der amerikanischen Erziehung. — Die neue Schuldisziplin in Amerika. — Demokratie und Schuldisziplin.

Wie man die Kinder für Selbsterziehung interessieren kann. — Die Pädagogik der Selbstbeherrschung (Kampf gegen Neid, Rachsucht, Jähzorn, Launen, Begehrlichkeit). — Die ethische Einwirkung auf nervöse und anormale Kinder. — Pädagogische Aufgaben auf dem Gebiete der sexuellen Ethik. — Willensbildung beim Schreibunterricht. — Ethische Gesichtspunkte im Litteraturunterricht.

Die Behandlung der Lüge und des Diebstahls im Moralunterricht. — Der Starke und der Schwache (mit Beziehung auf Nietzsche). — Soziale Jugenderziehung. — Die Dienstbotenfrage im Moralunterricht. — Der Patriotismus in der Schule — Ethik und Geschichtsunterricht.

Religionsunterricht und Sittenlehre. — Beispiele für eine konkrete Erläuterung der zehn Gebote. — Die bleibende Bedeutung des alten Testamentes. — Wie der ethische Gehalt des Christentums in der Jugendlehre erläutert werden kann. — Die soziale Ethik kann und soll die religiöse Ethik nicht ersetzen, sondern nur ergänzen.

Die Schule im Kampfe gegen das Verbrechen. — Vorbeugung und Heilung. — Sozialethische Gesichtspunkte für die Lehre vom Verbrechen. Zurechnung und Strafe. — Die Behandlung jugendlicher Verbrecher. — Skizzierung eines Lehrganges im Moralunterricht für die verschiedenen Altersstufen.

Der Kursus kostet 10 Fr. pro Person und findet vom 3.—14. August (inkl.) abends von 5½—7 Uhr im Universitätsgebäude statt. Anmeldungen werden bis spätestens 20. Juli erbeten an Dr. Fr. W. Foerster, Zürich II, Grütlistr. 23, der auch alle weiteren Anfragen beantwortet.

Vom 3.—15. August findet ebenfalls in Zürich ein „Schweizerischer Ferienkurs für Lehrer" statt, von den Erziehungsdirektionen der verschiedenen Kantone veranstaltet. Es halten Cyklen ab u. a.: Prof. Neumann: Ergebnisse der Experimental-Psychologie und ihre Anwendung auf die Pädagogik; Prof. Boos: Kursus in französischer Sprache und Litteratur; Prof. Vetter, Englische Litteratur ꝛc., daneben naturwissenschaftliche Kurse; Ausflüge, Diskussionsabend.

Die Erziehungsdirektion Zürich hat die Frist der Anmeldung zu diesen Kursen für die ausländischen Teilnehmer an dem moralpädagogischen Kurse bis zum 5. Juli verlängert. Programm und Stundenplan versendet die „Kanzlei der Erziehungsdirektion Zürich".

Aufruf.

Eine um die ethische Kultur nicht unverdiente schwergeprüfte Frau und Mutter, durch mehrjährige schwere Krankheit gänzlich erwerbsunfähig, in drückende Notlage geraten, bittet für sich und ihr Kind edle Gesinnungsfreunde um Hilfe zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Ermöglichung ihrer Existenz.

Näheres brieflich. Gefäll. Zuschriften unter: „Y. X. Z." an die „Ethische Kultur."

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind vom 1. Juli bis Ende August zu senden an Dr. R. Penzig, z. Z. Ostseebad Prerow, Haus Vaterwarts

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin

Die Kölnische Zeitung
und ihre Wandlungen
im Wandel der Zeiten

von

Franz Dieudonné

(Ladenpreis M. 3,50)

bietet **jedem Zeitungsleser** einen interessanten Rückblick auf die vielfachen Schwenkungen, die zu machen eine politische Zeitung im Laufe eines Jahrhunderts für notwendig erachtet hat. Gerade „die Wetterfahne am Rhein" hat in dieser Beziehung Großes und Staunenswertes geleistet.

Die mit geistvollem Sarkasmus verfaßte Schrift wird jeder politisch Interessierte mit vielem Behagen und steigender Verwunderung in sich aufnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 25. Juli 1903. | Nr. 30.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Staatschimäre.
Die Wahrheit über den Kongostaat. Von Leopold Katscher.
Der Entwurf des neuen ungarischen Bürgerlichen Gesetzbuches und die Frauenfrage. Von Rosika Schwimmer.
Streiflichter:
Das Fremdwort „Ethische Kultur".
Die österreichische Volksschule.
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Die Staatschimäre.

Unsere Leitsätze bezeichnen als notwendige Vorbedingung für eine ausgedehntere Entwicklung ethischer Kultur in der menschlichen Gesellschaft einen Zustand dieser Gesellschaft, „in dem die Lebensgüter gerecht verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Erforderliche jedem ihrer Glieder gesichert ist."

Daß von einem solchen Zustande gesellschaftlicher Gerechtigkeit, Billigkeit und Güte unser Staatswesen, wie es thatsächlich besteht, noch recht weit entfernt ist, das leugnet wohl kein objektiv und einigermaßen ideal Denkender.

Wenn ich aber gerade in diesem Sinne unser Staatswesen eine Staatschimäre oder einen Chimärenstaat nenne, so wird das wohl zunächst einer verständnislosen und befremdeten Verwunderung begegnen. Hat ja doch das Wort Chimäre im herrschenden Sprachgebrauch die Bedeutung eines Ideals, und zwar eines etwas verstiegenen, von der Wirklichkeit recht weit abliegenden, in einem krankhaft phantastischen Hirne ausgebrüteten und daher niemals zu verwirklichenden Ideals angenommen, sodaß z. B. Mancher gleich bei der Hand sein möchte, gerade die Bestrebungen der D. G. E. K. nach allen ihren Teilen mit dem Titel einer „Chimäre" als einem wenig schmeichelhaften Ehrentitel zu versehen. Dieser Sprachgebrauch irrt in manchen Fällen so weit von dem wirklichen Ursprung des Wortes ab, daß er es sogar in französischer Aussprache als „Schimäre" wiedergiebt.

Wenn wir aber auf die meist in Vergessenheit geratene wirkliche Bedeutung des Wortes zurückgehen, so können wir den satten und zufriedenen Bewunderern der bestehenden Zustände gerade, wie vorstehend geschehen, den Vorwurf des Chimärischen mit Zinsen zurückerstatten.

Das Wort Chimäre kommt aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich „Ziege". Es wird aber mit diesem Namen bei Homer (Ilias VI, 181) ein seltsam zusammengesetztes, fabelhaftes Ungetüm bezeichnet. Dasselbe ist vorn ein Löwe, hinten eine Schlange und in der Mitte eine Ziege.

Das paßt nun zunächst generell ganz ausgezeichnet auf den unorganisch aus den entgegengesetztesten Bestandteilen, den Ueberlebseln und Erzeugnissen verschiedener Kulturperioden zusammengestückten Charakter unseres bestehenden Staatswesens überhaupt.

Aber auch die einzelnen Bestandteile der unorganischen Zusammensetzung passen frappant.

Vorn ein Löwe: Das ist die übermächtige Gewalt des Feudalismus, des mittelalterlichen Gewaltprinzips, das in zeitgemäßer Umbildung und Anpassung und in schöner Verbrämung mit religiösen Floskeln immer noch die eigentlich herrschende und ausschlaggebende Potenz in unserem Staatswesen bildet.

Die Ziege in der Mitte ferner ist keine gemeine, dünne, harmlose Ziege. Die würde sich an den gewaltigen Löwenkopf und Löwennacken mit der wallenden Mähne nur übel anschließen. Es ist eine ins Gigantische vergrößerte Riesenziege. Das ist der sozial mächtige, ebenfalls einen bedeutenden Anteil an der ausschlaggebenden Gewalt in Anspruch nehmende Großkapitalismus mit Allem, was drum und dran hängt, dem eine bevorzugte Stelle einnehmenden Beamtentum u. s. w.

Unter dem ganz besonders unorganisch angefügten Schlangenschwanze endlich werden wir unschwer das dem ungefügen Bau gar seltsam angehängte demokratische Prinzip erkennen, wie es insbesondere im allgemeinen gleichen Wahlrecht seinen Ausdruck gefunden hat. Daß dies in unserem Staatswesen ein recht unorganisch angehängtes Schwänzchen und weiter nichts als ein solches ist, braucht dem einigermaßen Kundigen nicht erst dargethan zu werden. Daß aber dies gegen das Uebrige seltsam kontrastierende Anhängselchen, wie die Verhältnisse einmal liegen, zur Zeit ein zwar nicht in jeder Beziehung, aber doch überwiegend erwünschtes Bestandstück des Ganzen ist, das wird auch der nicht leugnen, der im Prinzip und für normale Zustände das Schibboleth der Gerechtigkeit „Jedem das Seine!" nicht als „Allen das Gleiche!", sondern als „Jedem nach Wert und Bedeutung!" auszulegen geneigt sein möchte.

Man hat unseren Leitsätzen wohl den Vorwurf gemacht, sie enthielten fast nur theoretische Behauptungen und fast gar keine praktischen Forderungen, wie es doch für ein richtiges und brauchbares Programm schicklich sei. Nun, ich meine, wer nicht am äußeren Worte klebt und sich etwas darauf versteht, über die Tragweite ausge-

Digitized by Google

— wenn er den Kopf eben nicht mehr hoch halten kann; oder: „Es wird nicht so schlimm kommen" — wenn er schon so und so viele Fälle erlebt hat, in denen es noch schlimmer kam, als er selbst befürchtet hatte; oder: „Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten" — während sie doch gerade dann am fernsten ist. Und damit nur ja der Humor nicht fehle, bringen die Zeitungen manchmal Anweisungen langlebiger Menschen, wie man's macht, um alt zu werden, und gute Ratschläge von Millionären, wie man's macht, um reich zu werden, u. s. w. Man muß nur eben imstande sein, diese Weisungen und Ratschläge zu befolgen; dann geht die Sache leicht. In einem tieferen Sinn haben manche wahrhaft erfahrene Männer ihr Bestes niedergelegt, was sie über den Widerstand gegen die Lebensnot zu sagen wußten; ihre Werke haben gewiß Vielen viel Stärkung gegeben, und man hört oft eines oder das andere mit warmer Empfehlung nennen, wenn die Rede auf solche Lebensfragen kommt. Von Epiktet das „Handbüchlein" und anderes, von Marc Aurel die „Selbstbetrachtungen", von Boëthius die „Tröstung der Philosophie" — diese vorwiegend „stoischen" Werke antiker Philosophen kann man großenteils heute noch hochmodern nennen. Unter denen, die zeigen wollten, „wie man's macht", hat sich in einer wahrhaft klassischen Weise der große Staatsmann und Erfinder Benjamin Franklin ausgesprochen; seine Selbstbiographie enthält sozusagen eine Technik der Behandlung seiner selbst, die ganz einzig ist und auch in den verschiedensten Verhältnissen von jedem befolgt werden kann; wenigstens einen Versuch dazu kann man jedermann anraten. Im 19. Jahrhundert haben gewiß zahlreiche Geschlechter aus Feuchtersleben's „Zur Diätetik der Seele" oder aus Smiles' Charakterschriften Heilkraft gewonnen, andere in Gumprecht's „Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers" die heitere Ruhe gefunden, von der dies Büchlein getragen ist, und wieder andere mit R. W. Emerson's „Essays" einen Standpunkt über der Alltagswelt errungen, der allerdings eine fast rätselhafte Befreiung von dieser Welt voraussetzt. Bis schließlich Professor Hilty in seinem vielberufenen „Glück" den richtigsten Ton für mannigfaches Sehnen unserer Zeit getroffen haben dürfte — eine Art Erlösung für jeden, der dazu taugt. Und dem alten Epiktet hat Hilty hier eine würdige Auferweckung gewidmet.

Eines steht heute fest: die erste Frage bei all dem ist die nach der Gesundheit. „Gesunde Seele in gesundem Leib!" Die Willenskraft, die wir zur Ueberwindung unserer Leiden brauchen, hängt großenteils von unserer körperlichen Frische ab. Fehlt's einmal daran, so fehlt's auch dort. Was hier für das Altertum die Stoiker waren, das sind ungefähr die Hygieniker für unsere Zeit. So hört man heute viel von häuslicher und öffentlicher Gesundheitspflege im allgemeinen und im besonderen; es ist die Rede von „Hygiene der Arbeit" u. dgl. mehr. Werke wie Hufeland's „Makrobiotik" und Sonderegger's „Vorposten der Gesundheitspflege" haben in ihrer Weise sicher manchem manches Lebensjahr und manche Ueberwindung von Unglück eingebracht. Sie leisten in ihrer Weise, was ein Marc Aurel in seiner Weise geleistet hat.

Wenn aber nun der Leser unruhig wird und sich darüber enttäuscht fühlt, daß wir ihm statt Brotes nur Steine, statt eines Rezeptes gegen sein Leiden eine hochgespannte Gelehrsamkeit geben, so hat er durchaus nicht so unrecht. Es ist, wie wir's im Anfange gesagt: wer leidet, muß auch noch weise Lehren leiden. Der Mann, der auf der Höhe seines Lebenskampfes am Ende seiner Kräfte steht; das Familienglied, das in berufslosem Dasein dahintrauert, weil es seine Kräfte nicht bethätigen kann: sie fühlen unsere Worte wie Spott. Und worin liegt hauptsächlich dieser Widerstreit? Darin, daß niemand zaubern kann. Wenn wir kurz sein wollen, so läßt sich einfach sagen: Rezepte giebt es nicht. Weder gegen Krankheit, noch gegen andere Leiden. Am wenigsten kann ein Journalartikel den Menschen oder gar die Menschheit erlösen. Nur eine vielseitige und allmähliche Einwirkung, die dem Leidenden selbständige Kräfte giebt, kann ihn von Krankheit und Elend befreien. In diesem Sinne gilt auch hier das leicht mißverständliche Wort, jedermann sei seines Glückes Schmied. Gewiß geht's mit dem allein nicht ab, was man selber thut; doch alles, was einem zukommt, wird ein Segen erst dadurch, daß man sich's wirklich zu eigen macht. Wer's nicht glaubt, lese nicht weiter!

Wer jedoch weiterliest, muß sich sagen, daß auch der Lebensberater und Trostspender nur dort etwas fördern kann, wo überhaupt noch etwas zu fördern ist. Das weiß nicht nur der Finanzmann, der da Geld bloß auf vorhandene Sicherheiten giebt; das weiß auch jeder, der sich einmal die Wirklichkeit fest angeschaut hat. Ist alles verloren, dann kann auch der Schriftsteller — er am wenigsten — nicht mehr helfen. Ist aber nicht alles verloren, dann heißt es eben, die Reste möglichst gut verwenden, das Leben möglichst teuer verkaufen. Und da haben wir nun gleich eine der allerwichtigsten Hilfen, die sich einem Leidenden bieten lassen: er gebe sich nicht verloren. Irgendwo wird doch noch etwas sein, womit man das Leid überwinden kann. Zu spät ist's in der Regel gerade dann und gerade dadurch, daß man es für zu spät hält. Vollendete Thatsachen müssen wir freilich Thatsachen sein lassen. Und wenn wir 10 Mark endgiltig verloren haben, dann haben wir's eben verloren. Dann heißt es vielmehr, nicht um einen einzigen Pfennig auch noch Kummer dazu verlieren! Die 10 Mark sind nicht mehr zu retten; aber der eine Pfennig darüber ist noch zu retten. Es wird dann gerade früh genug sein, für neues zu sorgen. Der sicherste Weg, alles zu verlieren, ist der, alles für verloren zu halten; der sicherste Weg, von den Menschen aufgegeben zu werden, ist der, sich selber aufzugeben; der sicherste Weg, Schaden zu leiden, ist der, sich selber Schaden zuzufügen. Wie sagt doch Gottfried Keller im „Sinngedicht"? Es dauert nicht lange, sagt er, bis die Menschen, die sich selbst mißhandeln, auch von den anderen mißhandelt werden, sozusagen aus Nachahmungstrieb.

Noch einmal: wer da glaubt, wir könnten seinen Kampf gegen das Unglück ihm abnehmen und auf unsere Schultern laden, der lese nicht weiter! Gerade das Gegenteil: wir wollen ihn erst recht dazu leiten, daß er den Kampf selber führe. Hilf dir selbst! — das ist schließlich auch das eins und alles einer schriftstellerischen Rede, die sich „Selbsthilfe" nennt. Allein wie man es machen soll, darüber läßt sich nun allerdings manches sagen, was der Eine, der sich damit schon beschäftigt hat, besser weiß als der Andere, der daria Neuling ist. Gut leben ist auch eine Kunst, die sich lehren läßt, in der es Kunstfehler, Kunstgriffe, Kunstregeln giebt. Einige davon haben wir ja bereits kennen gelernt. Und versuchen wir, darin fortzufahren, so geraten wir in eine solche Verlegenheit des Reichtums hinein, daß garnicht abzusehen ist, wie lange sich darüber nach sprechen ließe, und wo am besten anzufangen sei.

Indessen ragt doch aus all dem Eines so sehr hervor, daß wir uns seiner sofort bemächtigen müssen. Das ist etwas, das sich sehr verschieden benennen läßt: Gleichmut oder Gleichmütigkeit nennen es die Einen, Seelenruhe die Andern, Standhaftigkeit die Dritten; wir möchten es nennen: „vornehme und heitere Ruhe." Es ist kaum zu fassen, wie schrecklich viel turbulente Aufregung bei uns verwendet wird gegenüber Dingen, die es nicht wert sind, und deren Ueberschätzung man in späterer Zeit belächelt.

Digitized by Google

Jede Unruhe, Aengstlichkeit, Düsterheit, Kleinlichkeit u. s. w., mit der man den kommenden Stürmen entgegengeht, verstärkt ja nicht den Widerstand, sondern nur die Wirkung des Anpralles. Will mir das „Schicksal“ — oder wie es heißt — 10 Mark wegnehmen, so brauche ich erst recht meine Kraft, um sie mir entweder nicht wegnehmen zu lassen, oder aber, wenn ich dies nicht hindern kann, nicht noch Agio zahlen zu müssen, d. h. zu den 10 Mark einen weiteren Verlust in irgend einer Form zu erleiden. Ja noch mehr: ich kann sogar den Verlust in Vorteil wenden. Neues Leid, neue Bewährung! Das heißt: überwinde ich den Verlust mit Ruhe, so stärkt dies meine Kraft und Einsicht um einen Betrag, der vielleicht den des Verlustes übersteigt. Ich kann auf diese Weise sogar jedem kommenden Leid mit Freude gegenübertreten. Was für einen Vorteil wird es mir wieder bringen? frage ich; welche Gelegenheit wird es mir schaffen, kräftiger und klüger zu werden? Jene 10 Mark sind auf diese Weise vielleicht ein auf viele hundert Prozent angelegtes Kapital. Oder Du hast von Deinem Tag, der Dir Zeit geben sollte viel zu thun, einen großen Teil gänzlich verloren. Jetzt kommt alles darauf an, wie Du seinen Rest verwendest. Vielleicht eifert Dich jener Verlust an, das Uebrige so gut zu verwerten, wie es Dir sonst nicht gelungen wäre; dann magst Du den Verlust segnen.

Aber das alles ist für Fischblut, nicht für warmes Menschenblut, wirst Du sagen. Dem Menschen hat doch die Natur sein heißes Gemüt, seine Gefühle und Affekte, seinen innigen Anteil an dem, was ihn trifft, gegeben; und besäße er das nicht, so würde es schließlich um seine Abwehr der Leiden gar schlimm bestellt sein. — Soweit ist dies ja ganz richtig. Weg mit einem Moralprediger, der uns Kälte und somit den Tod bringen will! Heiß soll unser Gemüt ganz gewiß sein, glühen sollen wir für unsere oder fremde Interessen jedenfalls. Allein wir dürfen gerade deshalb die Wärme, die wir so notwendig brauchen, nicht dort ausgeben, wo sie uns nichts einträgt, sondern nur noch Schaden bringt. Wenn wir uns mit dem Unglücklichsein abnützen und verbrauchen, dann bleibt nichts für das „Glück“ übrig. Der größte Vorrat und das größte Aufgebot von Wärme und Kraft nützt uns — gleich jedem Reichtum — nichts, wenn wir's verschwenden, zumal wenn wir's am unrechten Ort ausgeben, und wenn wir's also dort nicht haben, wo wir's brauchen.

Mit Kleinem läßt sich viel erreichen, wenn man's an der richtigen Stelle ansetzt. Welches die richtige Stelle bei jedem einzelnen Menschen ist, das kann freilich der Schreiber dieser Zeilen nicht wissen; dies zu wissen ist eben Sache des Einzelnen. Doch für Alle gilt in gleicher Weise und ganz sicher das Eine: wer seine Kraft nicht dorthin lenkt und zusammenhält, wo seine Persönlichkeit und seine Interessen sie brauchen, der erreicht so gut wie garnichts. Es kommt schließlich auf das hinaus, was die gemeine Rede den Egoismus nennt. Allein es muß durchaus kein solcher sein. Ob ich für mein oder für ein fremdes Wohl, für private oder öffentliche, für irdische oder überirdische Dinge sorge: stets ist die Hauptfrage die, ob ich mich auf das werfe, wozu ich tauge und was zu mir taugt, und meine Kraft nicht auf Andersartiges ablenke. Thu das Deine! Laß Dich nicht stören! Sei nicht fremden Unglückes Diener! Versplittere Dich nicht! — Das wären so etliche Formeln für das, was wir hier meinen. Darauf mögen wir unsere Glut und Hitze wenden; und je weiter etwas davon abliegt, desto größere Kälte verdient es von uns. Auf diesem und nur auf diesem Weg ist Großes zu erreichen; darin besteht der vielgerühmte wahre Fleiß und — wenn wirklich Genie so viel ist wie Fleiß — auch das Genie. Damit hätten wir dem Leser eine Kunstregel des Lebens gegeben, so wertvoll und inhaltsreich, wie kaum eine andere. Mit ihr kann er genial, reich, weise, berühmt und was nicht noch alles werden. Er bedarf jetzt nur noch der Mittel, um unsere Ratschläge zu befolgen, und ist dann ein gemachter Mann.

Und die Mittel? Das ist eben das Schlimme an allen Ratschlägen, daß sie — um es zum so und so vielten Mal zu sagen — nur nützen, wenn Kraft und Verhältnisse zureichen, um sie zu befolgen. Du kannst mir Konzentration auf's Eigene und Abwehr des Fremden noch so eifrig empfehlen; wenn ich die Störungen und Ablenkungen, die über mich kommen, nicht anders überwinden kann, als indem ich irgend ein Unrecht begehe, so hilft die Empfehlung schlechtweg nichts. Oder nein doch! Wir dürfen nicht immer nach Nichts und Allem fragen; wir müssen auch nach wenig und viel fragen. Daß jene Empfehlung garnichts helfen solle, glaube ich nicht; irgendwie wird sie schon immer noch frommen. Und damit muß ja Jeder rechnen, der sich solche Lehren wie die unseren geben läßt: daß sie ihm weniger einbringen, als er wünschen möchte. Doch wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert; wer Kleines nicht zu Kleinem fügt, gelangt nie zu Großem; und wer das nicht beobachten will, der lese wiederum nicht weiter und vergesse das Bisherigel

Wesentlich gleich ist es mit dem vielberufenen Benützen der Zeit. Kleine Zeiten, große Weiten! Wer immer nur danach strebt, viel Zeit für seine Dinge zu haben, wird schließlich weder mit langer noch mit kurzer Zeit etwas anfangen können. Nur Eine ist die Zahl der Tagesstunden: 24; doch unzählig sind die Weisen, wie wir sie anwenden können. Nur ein und derselbe ist der Raum meines Reisekoffers, nicht ein Quadratzentimeter mehr noch weniger als so viel, wie er eben faßt; doch undegrenzt ist die Möglichkeit, ihn mit dem oder jenem zu füllen, und kaum abschätzbar ist es, wie viel ich hineinbringen kann, wenn ich den Inhalt gut verteile, die Hauptstücke bevorzuge, die Kleinigkeiten dorthin gebe, wo sich für sie Platz findet. Für die große Lebensreise ist die Zeit unser Reisekoffer; es geht ungemein viel da hinein, wenn man's hübsch einteilt, das Wichtigste voran packt, das weniger Wichtige zwischen hinein thut, das Unwichtige draußen läßt. Wer diesen Koffer mit Tand füllt, mag sich daran erfreuen; nur klage er nicht, daß der Koffer zu klein ist! Es geht in den kleinsten Koffer unglaublich viel hinein — wie das Nibelungenlied in eine Nuß; und es bleibt im größten Koffer kein Platz mehr, wenn er schon voll ist.

Soll dies Weisheit sein? fragst Du. Es ist Weisheit, wenn Du es Dir Weisheit sein lässest, und Thorheit, wenn Du es Dir Thorheit sein lässest. Es soll ja garnicht Dir helfen; es will ja nur, daß Du Dir selber helfest; es heißt ja auch nur „Selbsthilfe“. Lässest Du Dir's in der That Weisheit sein, so wirst Du auch bald dahinterkommen, was wir mit all dem in letzter Linie meinen: es ist die erschreckend einfache Weisheit, daß zwar die Quantität unseres Lebens recht wenig in unserer Macht steht, seine Qualität aber desto mehr. Auf deutsch: geben wir unserem Leben einen möglichst hohen Inhalt — unserem ganzen Leben und jedem seiner Zeitteile! Das ist einer der Räte, die weniger als manche andere auf Mittel, sie durchzuführen, angewiesen sind; das läßt sich, zumal inmitten einer reichen und ziemlich allgemein zugänglichen Kultur, leichter machen, als man vielleicht glaubt. Erste Regel dazu ist eine schon im Vorigen angedeutete: weg mit allem Belanglosen! Wir ahnen kaum, wieviel wir alle, selbst die sozusagen virtuosesten Lebenstechniker unter uns, mit geringem Zeug, mit toter Zeit verlieren. Das heißt natürlich nicht, daß man immer

Digitized by Google

arbeiten soll; fröhliche Spaziergänge sind kein geringes Zeug und keine tote Zeit. Allein wir bereiten uns gar manche unnütze Thätigkeit, die uns entweder die Kraft zu Größerem nimmt oder uns am Auffrischen unserer Kraft hindert. Wenn jemand auch das Lesen dieser Zeilen zum Unnützen rechnet oder, anstatt sie zu Ende zu lesen, etwas Wichtigeres vornimmt, so hat er für sich durchaus Recht.

Woher aber die „großen Inhalte" nehmen, mit denen man das Leben füllen soll? Ja, wenn ich das hier sagte, ohne Kenntnis des einzelnen Lesers, ohne Gewähr, daß er meine Worte selbstthätig und so selbständig wie möglich benutzen wolle, dann würde ich der eigenen Lehre ins Gesicht schlagen. Auch hier ist des Reichtums so viel, daß man es schwer hat, einen Anfang zu machen. Allerdings leben wir trotz alles aufgespeicherten Ueberflusses in einer Welt, die noch nicht weit genug ist, jedem nach seiner Eigenart seinen zureichenden Inhalt zu geben. Eigentlich müßte niemals ein Mensch ganz verloren sein; nur findet das, was noch in ihm ist, nicht immer genug Bethätigung und Verwendung oder „Absatz". Doch wenigstens mag es eine Probe auf unsere Worte und auf ihre Aufnahme beim Leser sein, daß er selber daran gehe, für die „großen Inhalte" zu sorgen.

„Große" — vielleicht sagen wir besser: unverlierbare. Das, wodurch wir uns über das sogenannte Unglück am besten hinwegheben, sind ja eben solche Güter, denen es nichts anhaben kann, hinter deren Besitz sein Schaden weit zurückbleibt, an denen wir uns darüber trösten können und die uns niemand wegzunehmen vermag. Es ist schließlich, wie Epiktet so vielfältig wiederholt, alles nur dadurch ein Unglück für uns, daß wir es als ein solches aufnehmen. Und wir fühlen es umsomehr als ein solches, je mehr wir unsere Gefühle so unbeschäftigt lassen, daß sie nun, wann ein Leiden naht, sich gleichsam hungrig darauf stürzen, um nun endlich eine Bethätigung zu haben. Dazu kommt noch etwas: wir verschlimmern unsere Leiden häufig durch ein direktes Ankämpfen gegen sie, durch das wir uns sozusagen nur erst recht in sie hineinreiten. Verfolgt uns, wie es so häufig geschieht, eine Melodie in der Erinnerung, so wird, wenn wir mit ihr sozusagen einen Ringkampf beginnen, die Not nur noch schlimmer. Besser schau, wir setzen uns eine andere Melodie in den Kopf! Und noch besser, wir fesseln unsere Aufmerksamkeit durch etwas ganz Anderes, Großes, dahinter jene Melodie verschwindet! Ebenso kann man bemerken, daß nach dem Tod eines Menschen, dessen Angehörigen in tiefer Trauer zurückgeblieben sind, nichts so sehr über die Trauerschmerzen hinaushebt, wie diese und jene andere Sorge oder Arbeit oder Thätigkeit, die jene Menschen in Anspruch nimmt. Je mehr toir von dem haben, was uns immer wieder würdig zu thun giebt, desto unerschütterter können wir unserem Leiden entgegensehen. Und ist das ganze Leben anscheinend nicht mehr zu halten, dann bleibt uns noch jenes eine: es teuer verkaufen. Das thun wir, indem wir es teuer, wertvoll machen. Dann werden sich wohl auch Andere sehr überlegen, ob sie so achtlos seinem Hinschwinden zuschauen sollen.

Du treibst viel Lärm mit Deinen hohen Weisheiten und könntest Dich doch des Wortes de Maistre erinnern: „Das Gute macht keinen Lärm, und der Lärm macht nichts Gutes." Allein wenn ich Gewichtigeres sagen könnte und dürfte, als hier steht, so würde ich längst eilen, es zu sagen. Vielleicht sag' ich's nur deshalb nicht, um den Leser im Einhalten der Ruhe zu üben, die ich ihm empfehle. Er wird etwa ungeduldig, mißmutig, enttäuscht und böse sein, daß ich ihn mit allgemeinen Redensarten hinhalte. Seine Schuld, wenn er es wird! Wer hat ihn geheißen, auf Hilfe von mir rechnen, wo ich seine Selbsthilfe angerufen habe?! Zehn kostbare Minuten hat er bisher durch die Lektüre dieser Zeilen verloren, wie ein Anderer etwa zehn Mark. Nun hüte er sich wohl, auch nur um einen Pfennig Kummer dazu zu verlieren! Vielleicht bringt ihm dies Hunderte ein Vielleicht erkennt er es auch als eine gerade jetzt, angesichts dieses Falles, selbstgefundene Lebensweisheit, daß er gut thut, überhaupt niemals ungeduldig, nach mißmutig, noch enttäuscht, noch auch böse zu sein.

Das Aufwartemädchen.

Aus dem Leben eines erwerbsthätigen Kindes.

Von C. v. Eynatten, Freiburg i. B.

„Die Kleine leidet an hochgradiger Blutarmut. wie es bei ihrer Lebensweise und Beschäftigung nicht anders sein kann. Sie soll in ihrer freien Zeit mit den andern Kindern herumtollen, viel in der Luft sein und sich kräftig nähren, viel Milch und Eier." — „Das ist schon recht, Herr Doktor, aber man muß auch können, wie man möcht. Ich thät mich schon behelfen, aber der Mann —" Der Arzt, dessen Sprechzimmer voll Patienten saß, unterbrach die Frau: „Ihrem Manne kann ich keine Vorschriften machen, Frau Fröhlich. Bringen Sie das Kind in etlichen Wochen wieder zu mir, und merken Sie sich, was ich Ihnen sagte." — Das „Kind" war ein in der Entwicklung zurückgebliebenes Mädchen, dessen Gesichtsausdruck ein schon vorgeschritteneres Alter vermuten ließ. — Schweigend verließen Mutter und Tochter die Wohnung des Arztes, schweigend gingen sie nebeneinander her. Endlich fragte letztere: „Krieg ich jetzt eine andere Arbeit, Mutter?" — „Weiß noch nicht, muß erst was andres haben und mit dem Vater reden."

Fröhlichs wohnten in einem engen, düsteren Seitengäßchen der Altstadt, einem richtigen „Armeleutgäßchen". Die in einem Hinterhause gelegene Wohnung war ebenfalls enge, düster, dumpf. Zu Hause angekommen, bekam das Mädchen eine Tasse Milch und ein Stück Schwarzbrot, dann ging es wieder an das Zupfen der Wolle. Sanft hatte sie in der Stube gezupft, heute schickte die Mutter sie in den Hof hinaus. „Halt den Mund fest zu, Klara, damit mir nicht so arg viel Staub schluckst."

Als der Vater gegen Sieben aus der Eisengießerei heimkam, zupfte das Mädchen noch immer. — „Was ist das für eine neue Mode, daß Du hierhersitzest. die Woll soll wohl davonfliegen, damit ich's zahlen kann!" schrie er Clara an, während seine Hand auf ihren Kopf niedersauste. Clara weinte, Fröhlich ging in die Wohnung, um auch mit seiner Frau zu zanken. — „Ist alles Unsinn!" rief er, nachdem sie ihm den ärztlichen Ausspruch wiederholt. „So ein Doktor, der im dicksten Fett sitzt, hat gut reden. Vom Schaffen ist noch keins gestorben; hab' schon als kleiner Bub tüchtig zugreifen müssen, und 's Maidle ist bald Zwölf!" — „Wir haben's aber doch nicht so nötig, Vater. Du bist der älteste Gießer, verdienst ein schönes Stück Geld. ich schaff' auch, und die beiden Kind— —" „So, bildest Dir vielleicht ein, ich thät mich nur für die Bälger schinden! Da kennst mich schlecht! Die sollen auch wissen, wo's Brot herkommt!" — Clara wußte das seit Langem. Als fünfjähriges Kind schon hatte sie Knöpfe aufgenäht, jetzt zupfte sie Wolle. Fröhlich war aber kein Mann, der auf vernünftige Vorstellungen hörte; Clara mußte wie immer bis elf Uhr nachts die ungesunde Arbeit fortsetzen.

— — — — — — — — — — — — — —

„'s Holz und die Kohlen hab ich heraufgeschafft, Frau Rieger, und der Herd ist auch sauber. Kann ich jetzt gehen?" fragte Clara, die Schultasche in der Hand, in die Arbeitsstube einer Putzmacherin tretend. — „Und dem Logisherrn seine Kleider, sind die geputzt?" — „Ja, alles ist in Ordnung!" — Die Putzmacherin schaute auf die Uhr; es fehlten noch drei Minuten bis halb Zwei und sie hatte Claras Dienste bis Dreiviertel zu beanspruchen. „Ja, Du kannst gehen," sagte sie dann, „nimmst aber den Hut für die Frau Oberst Felsen mit und giebst ihn unterwegs ab." Dabei reichte sie dem Mädchen eine Hutschachtel. „Die Schachtel kannst nach der Schul bringen." — Das hatte noch gefehlt! Die Frau Oberst wohnte in der Schützenallee, bis wohin es ein Weg von mindestens zehn Minuten war; von dort

bis zur Schule aber hatte man eine gute Viertelstunde, und mußte abendrein wie toll laufen. Clara war sicher, wieder einmal zu spät zu kommen und von der Lehrerin einen Verweis, wenn nicht eine Strafe zu erhalten.

Sie nahm die Schachtel und schoß mit ihr durch die Straßen, daß sie öfter genötigt war, stehen zu bleiben und Atem zu holen. Das Wollezupfen lag nun hinter ihr, aber es gab Zeiten, wo sie sehnlichst wünschte, wieder bei ihren Säcken und Körben sitzen zu dürfen. Der Aufwarte- und Laufdienst bei der Putzmacherin Rieger, den die Mutter ihr ausgemacht, damit sie mehr ins Freie käme und weniger Staub schlucke, war noch anstrengender. Er nahm täglich nicht, mindestens aber sieben Stunden in Anspruch, denn sie mußte schon um Dreiviertelsechs morgens bei der Rieger sein und kam selten vor halb Zehn Uhr nachts heim. Und während dieser ganzen Zeit galt es, ohne jede Unterbrechung, in steter Hast, zu arbeiten, zu putzen, zu scheuern und allerlei Dinge zu verrichten, die Erwachsenen zukommen. Und gab es keine Hausarbeit, so wurden Hüte fortgetragen oder andere Besorgungen gemacht. Und Clara fühlte von Tag zu Tage stärkere Ermüdung und litt an Seitenstechen, zuweilen auch an Atembeklemmung.

An einem Winterabend, als sie todmüde, durchfället und durchnäßt heimkam und den Vater nirgends erblickte, sagte sie, auf einen Stuhl sinkend: „Mutter, das Schaffen und Rennen halt ich nimmer lang aus; lieber wollt ich wieder Wolle zupfen!" — Frau Fröhlich aber war schlechter Laune und erwiderte trocken: „Red' nicht so dumm, das ist das Schädlichste von allem, von wegen dem Staub. Du bist eben mit nichts zufrieden, und ich fang selber zu glauben an, daß der Vater recht hat, und Du ein faules Ding bist, das nicht schaffen will! 's Lamento hört aber auf!" — Von dieser Stunde an klagte Clara niemals wieder; der Arzt aber sagte bei jedem Besuch, den sie in Begleitung der Mutter machte: „Das Kind ist blutarm und wird überanstrengt." —

Der Winter ging herum. Clara versah noch immer ihren Dienst bei der Putzmacherin. Nach Weihnachten hatte sie es eine Weile ein wenig leichter gehabt, jetzt hatte sie es dafür nur umso strenger, denn es gab im Geschäft, und deshalb auch für sie, wieder sehr viel zu thun, und eine weitere Hilfskraft wurde nicht eingestellt. Das zwölfjährige Mädchen mußte alles allein besorgen. — „Clara," rief Frau Rieger von der Küchenschwelle aus, „spring' mit Fräulein Friedas Maschine schnell ins Geschäft; sie muß augenblicklich gemacht werden, 's sind nur ein paar Schräuble los. Sag' auch, den Abend kommst hin, sie holen, ich könnt' sie nicht länger entbehren. Mach aber rasch." — Das Mädchen, eben mit Geschirrspülen beschäftigt, trocknete die Hände, band die Schürze ab und wollte eben ihr Jäckchen anziehen, da es draußen noch ziemlich frisch war, als die Dienstfrau ungeduldig rief: „Kannst auch so gehen, bist kein vornehms Fräule! Und daß Du mir nicht herumstehst und schwatzest, das sag ich Dir! Bist in zwanzig Minuten nicht wieder da, so nimm ich mir ein andres Maidli, bist mir ohnehin nicht „wis" genug."

Clara machte sich mit der in ein Tuch gehüllten Nähmaschine auf den Weg. Es war zwar nur eine Handmaschine, ihr Gewicht aber doch ein recht bedeutendes. Das Mädchen mußte mehr als einmal den weiten Weg unterbrechen, um stehenbleibend ihr wild pochendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen und Atem zu holen. Dabei stand ihm die Stirne voll Schweiß.

Keuchend, mit dunkel gerötetem Gesichte und hervorquellenden Augen kam Clara nach mehr als vierteilstündigem eiligen Gange endlich in der Reparaturwerkstätte des Hartmann'schen Maschinenlagers an und setzte ihre Last auf die Werkbank. Tief aufatmend, trotz der stechenden Schmerzen in der Brust, wollte sie sich ihres Auftrages entledigen, wurde aber noch den ersten, kaum verständlichen Worten durch einen heftigen Stickhusten unterbrochen, der in einem aus ihrem Munde hervorschießenden Blutstrom endete.

Ein hinzuspringender Arbeiter fing das taumelnde Mädchen noch rechtzeitig in seinen Armen auf, ein andrer sprang nach Wasser, ein Dritter in den Laden des Nähmaschinenlagers, um dem Buchhalter von dem unliebsamen Vorfall Kenntnis zu geben, und dieser brummte etwas von „Arbeitsstörung und elenden Kindern, die jeder Wind umwirft".

Indessen lag Clara ohne rechtes Bewußtsein, aber ganz kurz atmend, auf einer schleunigst geräumten Werkbank, der Gegenstand freundlicher Fürsorge eines alten Arbeiters, der selber daheim „ein Häufle Kinder" hatte.

„Wie ist es gekommen?" fragte ein auf der Straße angehaltener Arzt, der die Patientin jetzt untersuchte. — „Bestimmt weiß ich's natürlich nicht, Herr Doktor, kenn's Mädle nicht, wohl aber die Nähmaschine, die's von der Karlsstraße hergeschleppt hat, denn der alte Kasten kommt alle paar Wochen in die Reparatur, und er, mein ich, ist für es zu schwer gewesen," erwiderte der Alte, auf die Handmaschine weisend. — Der Arzt hob sie hoch, wie um ihr Gewicht zu prüfen, dann sagte er: „Ihr werdet wohl recht haben, Mann. Es ist ganz unverzeihlich, diesem Kinde eine solche Last aufzubürden!" — „Die Leut' schlagen eben höchstens 's Alter an, und ich denk' 's Maidle ist nicht so jung wie's gering is. Schauen's ihm nur ins Gesicht, Herr Doktor, seine elf oder zwölf Jahr hat's gewiß". — Der Doktor nickte. „Wem gehört die Maschine?" fragte er gleichzeitig. — „Der Putzmacherin Frau Rieger in der Karlsstraße; die Kleine wird wohl ihr Laufmädel sein".

Es wurde eine Droschke geholt, die Kranke, die noch immer weder stehen noch sprechen konnte, hineingehoben und so gut es ging, auf des Arbeiters Schoß gebettet, der die Erlaubnis erhalten hatte, mit dem Arzte und der Patientin nach dem Hospitale zu fahren. —

Mehr als zwei Monate lag Clara im Krankenhause, beinahe vier Wochen lang zwischen Leben und Tod schwebend, und als sie es endlich verlassen durfte, geschah es nicht, um heimzukehren zu Eltern und Bruder. Die Aerzte hatten gefunden, daß sich am linken Lungenflügel ein leichter tuberkulöser Ansatz gebildet hatte und ihre Aufnahme in eine Lungenheilstätte tief drinnen im Gebirge bewirkt.

Dort erholte sich das Mädchen rasch und so vollständig, daß sie nach vier Monaten als „vollkommen geheilt" entlassen werden konnte. — „Hier hast Du meine Adresse, Clara," sagte der leitende Arzt, als diese sich von ihm verabschiedete, „und solltest Du Dich wieder einmal schlecht fühlen, müde und matt, oder andauernden Husten bekommen, so warte nicht lange, sondern schreibe mir ganz ungeniert. Ich werde dann dafür sorgen, daß Du wieder zu uns kommen darfst. Du warst doch gern hier?" — „O ja, Herr Doktor, so gut hab' ich's ja in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt!" erwiderte das Mädchen strahlend. — „No, dann mache so, wie ich Dir sage".

Nachdem Clara sich entfernt hatte, sagte der alte Herr zu seinem Assistenten: „Wenn das Kind jetzt nur eingermaßen vernünftig gehalten wird, kommt es bonan, aber das geschieht nicht, man wird es wieder überanstrengen, und es wird auch nicht nu uns schreiben, denn die Eltern werden es nicht dulden, wenigstens nicht eher, als bis jede Hilfe zu spät kommt! Nicht die Tuberkulose ist unheilbar, wohl aber scheint es die Thorheit der Menschen zu sein!"

Streiflichter.

Die „Einzige." Zu dem in Nr. 27 der Ethischen Kultur erschienenen Essay von Robert Michels: „Die Analyse einer Verlobungskarte", welcher in der „Frankfurter Zeitung" (No. 183) und anderwärts abgedruckt wurde, hat ein Leser dieser Zeitung eine treffliche Ergänzung gesandt (Nr. 186). Dieselbe lautet:

„In der scheinbar so bescheidenen Verlobungsanzeige findet sich ein bemerkenswertes Attribut; zutreffendenfalls kehrt es auf deutschen Verlobungskarten so regelmäßig wieder, daß kaum jemand mehr daran Anstoß nimmt und daß es sogar dem kritischen Auge des Herrn Verfassers entgangen ist. Es ist das harmlos klingende: „einzig". Welches Zweck, so frage ich mich jedesmal, verbindet eigentlich der glückliche Bräutigam damit, daß er besonders hervorhebt, er habe sich mit der einzigen Tochter des Herrn X. verlobt? Soll man glauben, es rege sich in ihm eine Art von Mitleid mit den armen Eltern, die ihr Ein und Alles an ihn verlieren sollen? Das wäre rührend, ist aber recht unwahrscheinlich. Dieses Attribut hat vielmehr als das Aequivalent für das Fehlen der anderen Attribute zu gelten, die man im kastenfrohen Deutschland auch an seinen Schwiegereltern nur höchst ungern vermißt. Wenn ein Mandarine sich zur Verlobung mit der Tochter eines Müller oder Schulze entschließt, dann ist er sich selbst wie den Angehörigen seiner Kaste eine Entschuldigung oder Erklärung für die Deklassierung seiner Person schuldig. Das Wort „einzig" giebt sie. Man begreift sofort, was den Herrn Grafen oder den Rittmeister der Landwehr-Kavallerie zu dieser Mesalliance bewogen hat. Das Wappenschild bedurfte deingend der Vergoldung. Nur eine „einzige Tochter" war dazu imstande. So ist die „einzige Tochter" auf der einen Seite das Korrelat zu dem Herrn „Ritter-

gutsbesitzer" auf der anderen, auch eine „Quantität", keine „Qualität". eins so geschmackvoll wie das andere, aber dem deutschen Ohre klingt es nicht mehr befremdlich. Wer in Frankreich seine Verlobung mit der fille unique anzeigen wollte, würde sich geradezu lächerlich machen. —

Diese Bemerkung ist umso treffender, als man bisher von dem „einzigen Sohn" noch nichts gehört hat. Vielleicht wäre es auch garnicht überflüssig zu fragen, ob denn eine Verlobungsanzeige überhaupt Daseinsberechtigung hat.

M.

* * *

„Gott sei Dank, nun stehlen sie nicht mehr!" Gegen die reichen Bauern und die adligen Grundbesitzer in ihrer engen Selbstzufriedenheit und ihrem gänzlichen Mangel an sozialem Sinn wendet sich ein gewisser Antenore Pedrazzoli aus S. Benedetto Po in dem Blatt der Mantuaner Sozialisten, der „Nuova Terra" (VI., 252). Die gewerkschaftliche Organisation mit ihren volkserzieherischen Prinzipien hat dort nämlich auf dem Lande die in armseligsten Verhältnissen lebenden, stark verschuldeten Kleinbauern und die geradezu jämmerlich entlohnten Landarbeiter dazu vermocht, sich ein altes böses Laster abzugewöhnen, welches darin bestand, zur Nachtzeit . . . auf Raub auszugehen, das heißt, auf dem Acker der Großbauern und Großgrundbesitzer zum eigenen Lebensbedarf kleinere Feldfrüchte zu „ernten". Diese moralische Gesundung hat aber auf die früher Beschädigten leider nur die eine Wirkung gehabt, daß sie sich nunmehr beruhigt sagten: „Gott sei Dank, nun stehlen sie nicht mehr!"

„An unserem Ort zum Beispiel", schreibt darüber unser Gewährsmann, „sind die Reichen jetzt sehr zufrieden, und zwar darum, weil mit dem Wachstum der Selbsterziehung und des Ehrgefühls der Landarbeiter die Felddiebstähle so gut wie verschwunden sind und „man jetzt des Nachts ja ruhig schlafen kann". O, ihr törichten Leutchen! Ihr lebt in Frieden . . . denn freilich, sie stehlen ja nicht mehr! Aber nicht deshalb, weil ihre Not geringer geworden wäre, sondern weil sie sich zu einem mächtigen Verbande zusammengethan haben. Ihre Forderung lautet nicht mehr: gebt uns Almosen oder wir bestehlen euch, sondern sie verlangen für geleistete Arbeit einen entsprechenden Lohn."

Wie viele Menschen trösten sich, wenn sie eine Verminderung der Verbrechen und Vergehen vor denen sie sonst erzitterten, durch die Kriminalstatistik zu Ohren bekommen, über alles Elend der Menschheit mit dem satten Bewußtsein: „Gott sei Dank, nun kann man ja ruhig schlafen!"

R. M.

* * *

Die Sozialisten haben Schuld. Zur Rechtfertigung der Zwangsgermanisation in unseren Grenzprovinzen pflegt angeführt zu werden, daß die widerspenstigen Nationalitäten, die Polen, die Dänen, die gegen sie angewandten harten Maßregeln selbst verschuldet haben. Es wird behauptet, daß ein Staat, der seine Oberhoheit wahren wolle, gezwungen sei, so zu verfahren.

Aus dieser Argumentation spricht Verkennung der Natur des Völkerlebens. Die Schuld jener Völkerschaften, vom deutschen Standpunkte aus angesehen, besteht darin, daß ihre Rechtsauffassung zu der deutschen im Gegensatz steht. Nach ihrer Ueberzeugung ist die Herrschaft der Deutschen über sie ein Unrecht. Und diese Ueberzeugung wird durch jede gegen sie angewandte Härte bestärkt. Das falsche Vertrauen auf die Wirksamkeit staatlicher Machtmittel verleitet zu immer neuen Fehlern, und dieser Irrtum wird noch bestärkt dadurch, daß man den Unterdrückten ihr Nationalitätsgefühl als Schuld anrechnet.

Die Sozialdemokratie hält die gegenwärtige Gesellschaftsordnung für ein Unrecht, weil dieselbe die in unseren Tagen zum Teil schroff hervortretende Ungleichheit des Besitzes für rechtsgiltig erklärt und durch ihre Gesetze schützt. Die Anhänger der bürgerlichen Parteien wollen diese Gesellschaftsordnung erhalten, und diejenigen von ihnen, die sich nicht von selbstsüchtigen Erwägungen leiten lassen, glauben bei dem Eintreten für diese Ordnung im Recht zu sein und zugleich im Interesse des Arbeiterstandes zu handeln. Sie glauben, daß jeder Versuch, Besitzgleichheit herzustellen, an der Unmöglichkeit der Ausführung scheitern müßte und das Experimentieren nach sozialistischen Vorschlägen die Lage des Volkes verschlechtern würde.

Aber man hat von Anfang der sozialistischen Bewegung an die Sozialisten für Irregeführte gehalten, die man zu belehren suchen müsse. Der Versuch, die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, war ein Fehler, was auch später eingesehen wurde. Aber zu gleicher Zeit wurde doch ein anderer Weg zur Bekämpfung der Bewegung eingeschlagen. Man gab zu, daß die sozialistischen Klagen eine gewisse Berechtigung haben. Man glaubte, daß es die Pflicht der oberen Gesellschaftsklassen und der Gesetzgebung sei, für die Hebung der unteren Volksklassen zu sorgen. Man hoffte durch Gerechtigkeit, durch Entgegenkommen, durch Fürsorge für die Armen den Klassenhaß zu entwaffnen.

Diese Bemühungen konnten nicht den erhofften Erfolg haben, weil in der Regierungspolitik längst Anschauungen und Bestrebungen, die zu den Grundsätzen der Sozialreform im schroffsten Gegensatz stehen, eine übergroße Macht gewonnen haben. Es ist öfter dargelegt worden, daß nicht nur die Schutzzollpolitik, sondern auch der Militarismus und unser ganzes durch und durch reaktionäres und dem Absolutismus nahe kommendes Regierungssystem die Sozialdemokratie gestärkt hat.

Davon wollen natürlich die eingefleischten Reaktionäre und Interessenpolitiker nichts wissen Sie erklären. daß man diese Politik beibehalten müsse. Es würde dann nur konsequent sein, wenn sie nach neuen Gewaltmaßregeln gegen die Sozialdemokratie riefen. Einige von ihnen thun das auch, und dieser Ruf würde gewiß viel lauter aus ihren Reihen erschallen, wenn bei der Regierung Neigung, auf solche Vorschläge einzugehen, zu merken wäre und wenn nicht nach den schlechten Erfahrungen, die wir mit dieser Kampfesart gemacht haben, auch der Mut zu neuem Vorgehen in dieser Richtung fehlte.

Ganz anders aber stehen diejenigen bürgerlichen Parteien da, welche bisher die Regierungspolitik bekämpften. Sie haben oft genug der Regierung und ihren Freunden den nur zu berechtigten Vorwurf gemacht, daß ihre Politik die Sozialdemokratie stärke. Sie müssen es daher auch wissen und dürfen sich frei zu der Ansicht bekennen, daß die Bestärkung des Klassenhasses und die damit zusammenhängende Verschärfung des von der Sozialdemokratie geführten Kampfes die Frucht eben jener Politik ist.

Wenn diese Politik die Schuld hat. so nützt es nichts, der Sozialdemokratie die Schuld aufbürden zu wollen. Während des Wahlkampfes aber haben die am weitesten nach links stehenden unter den bürgerlichen Parteien beständig die Sozialdemokratie mit Vorwürfen überhäuft und mit viel größerer Schärfe nach links gekämpft, als nach rechts. Das beweist entweder Mangel an politischer Einsicht oder eine bedauerliche Schwäche gegenüber der Reaktion. Unsere Chauvinisten glauben die Berechtigung der Gewaltpolitik am besten beweisen zu können, wenn sie aus polnischen oder dänischen Zeitungen Stellen zitieren, die von großer Gehässigkeit gegen die Deutschen zeugen. Die in der letzten Zeit so reichlich gegen die Sozialdemokratie erhobenen Vorwürfe zeugen von derselben staatsmännischen Weisheit. Diese Vorwürfe haben auch nicht die Leidenschaft der erregten Volksmassen besänftigt, sondern sie eher gesteigert, und, was eben so schlimm ist, man schwächt da-

Digitized by Google

durch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit an den Stellen, wo es ohnehin zu sehr daran fehlt. Durch Schelten und Anklagen wird die Sozialdemokratie nie aus der Welt geschafft werden. Nur ernstes Pflichtgefühl und Besonnenheit, gewissenhafte Prüfung der Gesetzgebung vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus kann dem Haß seine Schärfe nehmen.

Theodor Brix.

Sprechsaal.

Zur Neutralität der E. K.

Ich erlaube mir zu dem Artikel meines verehrten Freundes Penzig in Nr. 29 der E. K. über „Gottes Stellvertreter" Folgendes zu bemerken:

Da die E. K. unter meiner Mitwirkung herausgegeben wird, so ist es für mich unmöglich, repräsentative Artikel des Herausgebers über grundsätzliche Fragen ins Land gehen zu lassen, ohne in stark abweichenden Fällen meine eigene dissentierende Meinung zu Protokoll zu geben.

Der betreffende Artikel, welcher die grundsätzliche Stellung des Ethikers zum Papsttum erörtert, giebt mir wieder einmal Anlaß zu einer solchen Aeußerung. Nicht über meine persönliche Stellung, sondern über die Stellung des Ethikers will ich mich äußern — nicht um eine Polemik zu entfesseln, sondern nur, um durch die Kundgebung meines freundschaftlichen Widerspruches zu zeigen, daß die ethische Bewegung hier Komm hat für verschiedene Auffassungen in dieser Frage und nicht mit derjenigen des Herrn Herausgebers identifiziert werden kann.

Die Grundidee der ethischen Gesellschaft ist von Anfang an die gewesen, daß ein neutraler Boden für angewandte Ethik geschaffen werden sollte, auf dem Vertreter aller Weltanschauungen und Parteien sich zusammenfinden sollten. Die Bedingung für die Durchführung solcher Neutralität, welche also auch gläubigen Protestanten, Juden und Katholiken die Mitarbeit an unseren Bestrebungen möglich machen sollte, ist zweifellos die, daß auf diesem neutralen Boden keine fundamentalen Glaubensüberzeugungen zur Diskussion gestellt und vom ethischen Standpunkte angegriffen werden. Selbst wer solchen Kampf für kulturförderlich hält, sollte sich klar bleiben, daß die D. G. E. K. nicht der Boden dafür ist, da diese zur Pflege des Gemeinsamen begründet wurde, in der Hoffnung, daß eben diese Pflege des Gemeinsamen in allen Lagern weit tiefere ethische Wirkungen hervorbringen mußte, als alle Anklagen und Polemiken. Dementsprechend kann es für die ethische Bewegung als solche gegenüber der Idee des Papsttums keine andere prinzipielle Stellung geben, als die der absoluten Neutralität. Das einzelne Mitglied der D. G. E. K. kann je nach seiner Glaubensstellung, seiner Menschenbeurteilung und seinem ethischen Nachdenken für oder gegen die Idee des Papsttums sein — eine gemeinsame grundsätzliche Stellung der Anhänger der ethischen Bewegung zum Papsttum oder form es nicht geben, so wenig es eine grundsätzliche Stellung des Ethikers zum Protestantismus giebt.

Darum ist es wohl auch correct, daß der Herr Herausgeber in seinen diesbezüglichen persönlichen Meinungsäußerungen, die ihm natürlich ebenso wenig verwehrt werden sollen, wie einer ihrer entgegengesetzten Auffassung, nuss deutlichste den privaten Charakter seiner Kundgebung hervortreten läßt und alles „wir" und „uns" vermeidet, damit es nicht scheine, als gehöre es prinzipiell zum Wesen des Ethikers, die Idee des Papsttums, welcher eine große Reihe der reifsten und kraftvollsten sittlichen Persönlichkeiten gehuldigt haben, als Ausdruck eines kindlichen Puppenzustandes der ethischen Entwicklung zu betrachten.

Die ganze Zukunft der ethischen Bewegung gerade inmitten der großen Weltanschauungskämpfe beruht darauf, daß ihre Neutralität in diesen Fragen nicht nur in den Satzungen steht, sondern konsequent in allem offiziellen Auftreten durchgeführt wird.

Bleiben wir eine Sekte, so werden wir den Weg aller Sekten gehen; werden wir wahrhaft universell, so werden wir auch für die ethische Reinigung des Katholizismus unvergleichlich mehr leisten können, als durch direkte Angriffe auf das, was Anderen geheiligt ist.

Die strikte Neutralität in religiös-kirchlichen Fragen hat für uns auch den Vorzug, daß wir dadurch angeregt werden, Institutionen, die Jahrhunderte hindurch so vielen ernsthaften und tiefen Menschen heilig waren, ein wenig mehr abwartend gegenüberzutreten und die geistige Grundlegung und Durchprüfung unseres Urteils in das richtige Verhältnis zu setzen zu der Fülle von Menschenkenntnis, Lebenserfahrung und Nachdenken, welche in ihnen niedergelegt ist.

Zürich. Fr. W. Foerster.

* * *

Ich könnte, zumal mir an einer neuen Polemik mit meinem nahestehenden Freunde gewiß mindestens so wenig liegt, als ihm und den Lesern der Zeitschrift, seine hier ausgesprochene, im wesentlichen ja uns allen bekannte Auffassung der Stellungnahme des Ethikers zum Katholizismus einfach zu Protokoll nehmen, wenn nicht eine fruchtbarere Erörterung dadurch angeregt werden könnte, nämlich eben die über den Sinn der „Neutralität" der D. G. E. K. und dieser Zeitschrift. Dr. Foerster hat in dem besprochenen Artikel offenbar eine Verletzung dieser Neutralität und einen Angriff auf das Papsttum erblickt, trotz der von mir vorhergehend vorausgeschickten Verwahrung gegen diese Auffassung. Daß ich an sich mit der Forderung der Neutralität der D. G. E. K. gegenüber religiösen und politischen Parteikämpfen einverstanden bin, weiß Dr. F. Bleibt nur die Möglichkeit, daß wir unter Neutralität nicht dasselbe verstehen.

Ich behaupte nun, die Auslegung Dr. F.'s von der Neutralität als einer „absoluten," wonach es eine „gemeinsame grundsätzliche Stellung der Anhänger der ethischen Bewegung" beispielsweise zum Papsttum, aber natürlich auch zu anderen geistigen Strömungen (Protestantismus nennt F., ich füge beispielsweise weiter hinzu: Antisemitismus, Liberalismus, Sozialismus, Spiritismus u. a.) „nicht gebe" — diese Auslegung muß falsch sein, weil eine solche absolute Neutralität einfach den geistigen Tod unserer Bewegung bedeutete. Man kann neutral sein 1) aus nähliger Gleichgiltigkeit gegen das Kampfobjekt, 2) aus Schwäche, 3) aus Klugheit. Ich nehme ohne weiteres an, daß Dr. F. den Fall 3 in Anspruch nimmt. Ich nehme weiter an, daß er nicht die Schlangenklugheit der Kinder dieser Welt, die Opportunität, im Auge hat, wenn er die Möglichkeit der Mitarbeit von Angehörigen aller Bekenntnisse gewahrt wissen will. Sondern er will die Neutralität der ethischen Bewegung, weil er diese wahrhaft universell will, weil Weltanschauungskämpfe mit sittlicher Lebensführung nichts zu thun haben sollen, weil er eine „ethische Reinigung auch des Katholizismus" erhofft, endlich weil Neutralität uns zur Vorsicht und pietätvollen Prüfung ehrwürdigen Institutionen gegenüber erziehe.

Universell wird die ethische Bewegung dann sein, wenn jeder Mensch, er huldige einer Weltanschauung oder einem Glauben, wie er wolle, in der Gemeinde der das Gute Wollenden thätige Mitarbeiter und verstehende Freunde findet, die den Menschen nicht nach seinem Glauben, sondern allein nach seinem Handeln bewerten. Daß er dort keine Mißachtung, Verächtlichmachung oder gar Beschimpfung dessen, was ihm heilig ist, erfährt, ist ja gerade eine ethische, keine konfessionelle Konsequenz. Soviel darf er erwarten und fordern. Nicht mehr. Daß die Andern oder die ganze Gemeinschaft solche Menschheitsfragen, die ihm „tabu" sind, überhaupt nicht behandeln, darf er nicht verlangen, vorausgesetzt nur, daß der Kampf gegen abweichende Meinungen ein geistiger und sachlicher bleibt. Warum soll der Ethiker nicht mit dem Christen die Frage nach der Gottheit Jesu, mit dem Katholiken die nach der Zukunft des Papsttums, mit dem Spiritisten die nach der Thatsächlichkeit sog. occulten Kräfte diskutieren? Ja, der Ethiker persönlich, aber nicht die ethische Gesellschaft, sagt Dr. F. Ich kann trotz allem Bemühen dieser Unterscheidung nicht viel abgewinnen. Wie kann sich denn eine Gemeinschaft als solche überhaupt nur bethätigen? Offenbar in Form von Satzungen, Programmen, Leitsätzen, Dogmen, deren Annahme und Durchführung von jedem Mitglied verlangt wird. Hat denn nun je Jemand gefordert, daß die Verwerfung des Papsttums zum Dogma, zur unerläßlichen Vorbedingung für den Ethiker gemacht werde? Ich habe von der „natürlich gegensätzlichen Stellung des Ethikers zum Papsttum" gesprochen und glaubte damit eine einfache Thatsache festzustellen. Mir wenigstens ist es undenkbar, daß Jemand, der mit den Leitsätzen der D. G. E. K. „religiöse Vorstellungen jeder Art als alleinige Stütze des Sittlichen" für „unzuverlässig" und „für ungeeignet zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung" erklärt, das unfehlbare Lehramt der Kirche und die alleinige Autorität des Papstes in allen Glaubens- und Sittenfragen glaubt in die Zukunft einer echt sittlichen Gemeinschaft beeinbehmen zu können.

Und solcher stillschweigenden Voraussetzungen, nicht Dogmen, für die ethische Gesellschaft giebt es wahrlich noch hunderte, z. B. die, daß die nur religiös begründete Sittlichkeit den ethischen Aufgaben der Zeit nicht gerecht werde. Was sollte sonst eine E. G. neben den Kirchen? Gerade weil die Sittlichkeit überall noch in einer unheilvollen Verquickung mit der Weltanschauung steckt, suchen wir sie daraus zu lösen. Ist das mit „absoluter Neutralität" denkbar? Mutter Kirche hält ihre angebliche Tochter, die Erziehungsschule, unter engem Verschluß und verteidigt sie, wie die Löwin ihr Junges. Der Befreier naht — aber mit „absoluter Neutralität" bewaffnet! —

Warum stehen wir nicht Gewehr bei Fuß in dem Kampfe des Staates mit der Kirche um die Schule? Wohlverstanden: geistigem Kampfe; denn mit der Forderung des Moralunterrichts in der öffentlichen Staatsschule liefern wir ja dem Staate die einzig entscheidende Waffe!

Ich übergehe die beiden anderen Hoffnungen, die Dr. F. an die Neutralität knüpft, als minder wichtig, um meine Auffassung der, meinetwegen „relativen", Neutralität kurz zu skizzieren. Sie heißt einfach: Die ethische Gesellschaft darf weder „Sekte" noch „Partei" werden. Sie identifiziert sich also z. B. weder mit dem Freidenkerbund, noch mit der Sozialdemokratie. Sie macht herzhaft Ernst mit der Ablehnung jedes Dogmas und jedes Parteiprogramms. Sie verpflichtet ihre Glieder nicht auf eine Weltanschauung oder auf materiell bestimmte Handlungsweisen. Sie stößt keine Ketzer aus und exkommuniziert keine Genossen; darum schon ist sie als Parteiwerkzeug unbrauchbar. Sie fragt ihre Mitglieder weder nach Konfession noch nach Parteiangehörigkeit, denn in Parteikämpfe mischt sie sich

nicht. Mit einem parlamentarischen Bilde: Sie bleibt „wild“. Daß dies eine Stellungnahme, und zwar sehr bestimmte Stellung in den Geisteskämpfen der Zeit zu Tages- und Jahrhundertsfragen nicht aus-, sondern einschließt, scheint mir zweifellos. Wer diese Stellung nicht zusagt, der wird wegbleiben. Die Universalität des Urbreis ist kein wünschenswertes Ziel.

Auch eine Gemeinschaft muß doch schließlich auf eindeutige Fragen ja oder nein sagen können, und nicht nur: „gewissermaßen zwar — allerdings aber.“

Ich beteilige mich gern an der Rettung ungerecht Angegriffener und halte sie mit unserem Freund F. für eine eminent ethische Aufgabe. Mein Artikel war aber kein „Angriff“, sondern sehr vorsichtige und zurückhaltende Kritik nebst einem aufrichtigen Versuch, die rein sittlichen Motive des übertriebenen Autoritätsprinzips noch zu würdigen.

Peerow. Dr. R. Penzig.

Bücherschau.

Teresa Labriola: Le Persona, discussione etico-sociologica. Roma 1902. Ermanno Loescher e C. Editori. 100 Seiten. Preis 1,50 Lira.

Italien hat in mancher Beziehung Deutschland weit überflügelt. So auf kriminalistischem Gebiet, d. h. in der Strafrechtspflege, so in der Verwirklichung wahrer akademischer Freiheit, so endlich auf vielen Gebieten der sog. Frauenfrage. So kommt es denn, daß auf Katheder a italienischer Universitäten bereits mehrere Frauen sitzen, während bei uns in Deutschland — Baden ausgenommen — die Frauen noch nicht einmal den Titel „Studentinnen“ führen dürfen. Zu der Zahl italienischer Dozentinnen gehört auch Teresa Labriola, und zwar lehrt sie Rechtsphilosophie in Rom. Als Tochter des auch in Deutschland rühmlichst bekannten Morgenfarschers und Geschichtsphilosophen Professor Antonio Labriola und einer deutschen Mutter ist sie imstande gewesen, ihre Studien nach vielen Richtungen hin zu vertiefen, und schneller zu vertiefen, wie es anderen gelehrten Frauen möglich gewesen wäre. So beherrscht Teresa Labriola weite Gebiete der Wissenschaft, und nur der Mangel an speziell nationalökonomischen Kenntnissen verhindert es, daß man sie als eine Universalgelehrte bezeichnen könnte. In vor uns liegender Broschüre zeigt sich uns vor allem die Philosophin. Der Stoff, den sie durchaus wissenschaftlich, leider nur etwas schwerfällig und manchmal sogar etwas dreit, behandelt, ist äußerst anziehend: Die Frage nach der persönlichen Freiheit, deren Begriffsdefinition, Anwendbarkeit auf gegenwärtige Verhältnisse, sowie Durchführungsmöglichkeit ist von ihr einer sehr interessanten Untersuchung unterworfen werden. Trotzdem sie den sozialistisch-marxistischen Standpunkt nur mit einem Fuße betritt, während sie mit dem anderen wohl auf neukantianischem Boden steht, erwartet sie die ethische wie soziale Befreiung der „Persönlichkeit“ nur von einer vollständigen Umwandlung unserer Gesellschaft. Die hochinteressante Abhandlung ist wohl einer weiteren Besprechung wert. Vielleicht darf ich noch einmal auf sie zurückkommen. Heute möchte ich den Leserkreis dieser Zeitschrift nur auf diesen Beitrag zu einem ethischen Problem aufmerksam gemacht haben. Dr. R. Michels.

* * *

Anna Kulischaff: Il Monopolio dell' Uomo, Ufficio della Critica Sociale. Milano, Postici Galleria 23. 2. Auflage. 50 Seiten. (Preis 50 centesimi.)

Dieses Buch der tapferen russischen Emigrantin, Aerztin und Mitarbeiterin der „Critica Sociale“ in Mailand, welcher der italienische Sozialismus einen guten Teil seiner theoretischen Ausbildung verdankt, besteht aus einer Reihe von Vorträgen, welche dieselbe bereits im Jahre 1898 vor einem vorwiegend aus sozialdemokratischen Arbeiterinnen bestehenden Publikum gehalten hat. Dasselbe ist aber meines Wissens in Deutschland bisher ohne Beachtung geblieben. Sehr zu Unrecht, denn es enthält, wenn auch in leichter und nicht bis ins Tiefste durchgearbeiteten Form, immerhin sehr viel Wissenswertes. Anna Kulischoff bekennt sich im Monopolio dell' Uomo als Sozialistin, gleichzeitig aber auch als Feministin. Sie hat, glaube ich, in letzterem Punkt ihre Ansichten später etwas modifiziert. Klar, großzügig, scharf, wie es immer ihre Art ist, entwirft uns Anna Kulischoff in vorliegender Broschüre ein Bild von Verhältnissen, unter denen die Frau der einzelnen Stände in Italien lebt. Natürlich wird die Frauenfrage im Zusammenhang mit der sozialen Frage behandelt. Im Ganzen steht die italienische Frau in den besitzenden Ständen, wenn man ihre Stellung im Eherecht ausnimmt, bedeutend besser als die Frauen der meisten anderen Länder. Zumal die Berufsfrage ist für sie schon fast vollständig gelöst. Schlechter geht es der Proletarierin, welche im Vergleich mit ihren Schwestern einiger anderen Ländern, wie Spanien, Rußland, Oesterreich und Deutschland, zwar beruflich und politisch größere Bewegungsfreiheit besitzt, dafür aber eine sehr viel niedrigere Lebenshaltung gewöhnt ist, als jene. Die „Freiheit“ der italienischen Proletarierin hat also ihren Revers.

Das Buch sei allen denen wärmstens empfohlen, welche einen Einblick in die bei uns in der Regel vollständig unbekannten sozialen Zustände Italiens thun wollen. Dr. Robert Michels.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind vom 1. Juli bis Ende August zu senden an Dr. R. Penzig, z. Z. Ostseebad Prerow, Haus Dankwarth.

Eine **öffentliche Volksversammlung** findet am Mittwoch, den 5. August, abends 8½ Uhr im Königshof, Bülowstr. 37, statt. Herr Conrad wird über das Thema sprechen: „**Dienstbotenelend, eine soziale Gefahr**“.

Aufruf.

Einer um die ethische Kultur nicht unverdient schwergeprüfter Frau und Mutter, durch mehrjährige schwere Krankheit gänzlich erwerbsunfähig, in drückende Notlage geraten, bittet für sich und ihr Kind edle Gesinnungsfreunde um Hilfe zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Ermöglichung ihrer Existenz.

Näheres brieflich. Gefäll. Zuschriften unter: „Y. X. Z.“ an die „Ethische Kultur.“

Der **Verein Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellten** veranstaltet am Donnerstag, den 30. Juli, abends 8½ Uhr bei Marré-Mürich, Steglitzerstr. 34, einen Vortragsabend, an welchem Frl. Dr. med. Agnes Hacker über das Thema: „Alkohol, Dienstboten und Alkohol“ sprechen wird. Eintritt frei für jedermann.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin

Die Kölnische Zeitung

und ihre Wandlungen

im Wandel der Zeiten

von

Franz Diendonné

(Ladenpreis M. 1,50)

bietet **jedem Zeitungsleser** einen interessanten Rückblick auf die vielfachen Schwenkungen, die zu machen eine politische Zeitung im Laufe eines Jahrhunderts für notwendig erachtet hat. Gerade „die Weltersahne am Rhein“ hat in dieser Beziehung Großes und Staunenswertes geleistet.

Die mit geistvollem Sarkasmus verfaßte Schrift wird jeder politisch Interessierte mit vollem Behagen und steigender Verwunderung in sich aufnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 8. August 1903. | Nr. 32.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zum Falle Hüssener. Von Dr. med. E. Thesing, Leutnant a. D.
Eintagsfliegen. Von Laura Frost.
Streiflichter:
Tageserholungsstätten für Kinder.
„Die Lynchwut ist eine Krankheit."
Bethätigung des religiösen Bewußtseins.
Sprechsaal.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Zum Falle Hüssener.

Von Dr. med. E. Thesing, Leutnant a. D.

Das Urteil der Berufungsinstanz im Falle Hüssener hat überall tiefgehende Erregung gezeitigt. Die liberale bürgerliche Presse aller Schattierungen entrüstet sich, die Blätter der Rechten kommen wenigstens um eine starke Verwunderung nicht herum. Das unbehaglichste Gefühl verraten die Organe der Miltärfreundlichkeit. All die schönen Bestredungen, Militarismus und Fall Hüssener reinlich zu scheiden, scheinen vergeblich!

Das Oberkriegsgericht zu Kiel hat durchaus nicht jenen erwarteten und mit Bangen erhofften Abscheu dem „Mörder" Hüssener gegenüber bewiesen. Die tröstliche Behauptung von der gänzlich isolierten Bosheit eines einzelnen Unwürdigen scheint der Bekräftigung entraten zu müssen.

Was nun? Es bleibt, soll das System durchaus intakt erscheinen — und das soll es unter allen Umständen —, die Bekrittelung des Urteils als einziger Ausweg! Bürgerlich-Rechts und -Links in seltener Eintracht ergreift ihn mit Freuden. Hier giebt es noch Rettung aus dem qualvollen Dilemma. Das Urteil, noch nicht rechtskräftig geworden, kann kassiert werden, und unter dem Druck der öffentlichen Meinung ersteht beim drittenmal vielleicht und hoffentlich ein Spruch, der die oben vermißte Bekräftigung erbringt.

Es sei mir erlaubt, im Folgendem einem etwas abweichenden Standpunkte das Wort zu reden.

Ich vermag mich dem allgemeinen mit Entrüstung gemischten Staunen nicht anzuschließen. Für mich und für jeden Eingeweihten, wie ich glaube, stand es fest, daß — falls nicht unzulässige Beeinflussung durch die leidenschaftlich geäußerte Volksmeinung stattfände, das Berufungsurteil milder als das der ersten Instanz ausfallen mußte!

Man kann dem Oberkriegsgericht eine gewisse Hochachtung nicht versagen, daß es unbeirrt von dem „Kreuzige" der bürgerlichen Presse seinen Spruch gefällt hat, unbekümmert um die Auslegung, welcher dieser ausgesetzt sein könnte. Denn das ist zweifellos: eine wesentlich härtere Verurteilung Hüssenees hätte nicht Gerechtigkeit, sondern die opportunistische Opferung eines Einzelnen zum Wohle und zur Rettung einer Gemeinschaft bedeutet!

Gerichtsurteile können nur auf dem Boden des bestehenden Rechtes gefällt werden; dieses bestehende Recht aber hat in dem Spruche des Kieler Gerichtshofes seinen vollen und gerechten Ausdruck gefunden.

Um zwei Fragen dreht sich das gesamte Interesse:

1. War Hüssener berechtigt, den angetrunkenen Hartmann zu verhaften?

2. Durfte Hüssener dem sich Widersetzenden und Fliehenden gegenüber von der Waffe Gebrauch machen?

Die Beantwortung dieser Fragen darf selbstverständlich nur vom militärischen Standpunkte aus versucht werden.

Darnach würde sie für 1. unbedingt nein, für 2. ebenso unbedingt ja lauten!

Es ist zunächst ganz zweifellos, daß Hüssener im Falle 1 durchaus instruktionswidrig gehandelt hat. Darüber kann gar kein Streit sein. Und wenn sich der Angeklagte offensichtlich bemüht, die Trunkenheit des Hartmann als Veranlassung seines Einschreitens möglichst sicherzustellen, so leistet er seiner Sache durchaus keinen Dienst, sondern erhöht seine Strafbarkeit! Es giebt in der Armee über die Behandlung von Trunkenen genaue, klare, eindringliche und sehr vernünftige Anweisungen: Trunkenheit ist militärisch kein Milderungsgrund! Umsomehr ist es Sache des Vorgesetzten, alles das zu vermeiden, was Betrunkene zur Begehung militärischer Verbrechen veranlassen könnte. Nie soll ein Vorgesetzter einem sichtlich Trunkenen Befehle erteilen, und falls er die Entfernung eines solchen von der Straße oder aus dem Lokale für geboten hält, so ist er strenge angewiesen, niemals selber Hand anzulegen, sondern durch Kameraden des Betreffenden die Prozedur vornehmen zu lassen. So sollen sich auch Gemeine, welche sich in dienstlicher Eigenschaft und damit durch Dienstabzeichen kenntlich in der Rolle eines Vorgesetzten befinden, nicht ohne weiteres mit betrunkenen Kameraden einlassen. Vielmehr verlangt die Instruktion ausdrücklich, daß — falls ihr Einschreiten erforderlich würde — sie vorher sich ihrer Dienstabzeichen und damit ihrer Vorgesetztenwürde entledigen!

Auf diese Weise soll und kann die unnütze Schaffung schwerer militärischer Delikte erfolgreich vermieden werden.

Ganz zweifellos hat also Hüssener in diesem Falle

Digitized by Google

sehr klare Vorschriften völlig in den Wind geschlagen, und wegen dieses Vergehens gebührt ihm sicherlich eine hohe Strafe innerhalb der Grenzen des bezüglichen Gesetzes. Und angesichts der so überaus traurigen Folgen dieser Uebertretung, und in Erwägung, daß sie selber in kindischer Wichtigthuerei des Beklagten ihre wahrscheinliche Ursache hat, würde es sich empfehlen — ja müßte gefordert werden —, jene Strafe bis an das zulässige Maximum hinauf zu setzen.

Damit jedoch wäre meines Erachtens die Verantwortlichkeit des Hüssener völlig erschöpft!

Denn was nun folgt, stellt in streng militärischem Sinne keine neue Strafthat vor. Innerhalb der Frage 2 hat Hüssener durchaus korrekt, ja man könnte militärisch sagen: mit anerkennenswertem Schneid gehandelt. War der Befehl gegeben, war die Verhaftung vorgenommen, so mußte ihr auch unter allen Umständen Geltung verschafft werden, und auch die Thatsache der Trunkenheit Hartmanns konnte keinen Ausnahmefall begründen. In diesem Stadium der Begebenheit war die Frage nach der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Verhaftung völlig gegenstandslos.

Daß Hüssener, nachdem die Dinge — allerdings durch seine Schuld — so weit gediehen, berechtigt war, von der Waffe Gebrauch zu machen und seinem Befehl „durch Niederschlagen des Fliehenden" Gehorsam zu verschaffen, ist in der Begründung des Urteilsspruchs mit dürren Worten anerkannt worden.

Ich möchte dem hinzufügen: Bei so gegebener Situation bestand nach militärischer Anschauung nicht nur eine Berechtigung des Hüssener zum Waffengebrauch, sondern eine klare Verpflichtung!

Doch nur das Zugeständnis des Oberkriegsgerichts zur Grundlage genommen, wer will mit dem Angeklagten darüber rechten, ob seine quatitativ richtige That vielleicht quantitativ sich verstiegen habe? Man lasse dabei doch nicht aus den Augen, daß es sich um einen Vorgang handelte, der in wenigen Sekunden und unter dem Einfluß höchster Erregung spielte!

Es ist indes anzuerkennen, daß jene Situation bei 2 erst durch seine Schuld in 1 gegeben wurde, das bedeutet eine Verschärfung des Punktes 1 — keineswegs jedoch eine Straffälligkeit in 2. Hier handelte er — das muß durchaus betont werden — im wesentlichen instruktionsgemäß. Anders zu verfahren (die Tötung natürlich als undeabsichtigte Folge des Dolchstoßes gedacht) hätte, militärisch beurteilt, die Sachlage für ihn bedeutend verschärft.

Für den Offizier lag im entsprechenden Falle die Sache so: Verfahren à la Hüssener — Kriegsgericht!, Schonung des Hartmann nach gezogener Waffe ohne Durchsetzung der Verhaftung — Ehrengericht! Unter solchen Umständen konnte für ihn die Wahl nicht zweifelhaft sein! —

* * *

In der Presse, rechts und links, die sozialdemokratische ausgenommen — bekundet sich allgemein ein mehr oder minder leidenschaftliches Verlangen nach härterer Strafe!

Dieses Bestreben begreift sich menschlich, sachlich ist es durchaus unberechtigt.

Militärisches Recht zu Grunde gelegt — und nur dieses allein kann hier herangezogen werden — ist das milde Urteil durchaus logisch und gerecht.

Gänzlich unverständlich ist von diesem Standpunkte der Antrag des Anklägers. Es ist unmöglich, die zweifellos ohne bösen Willen erfolgte Außerachtlassung einer gegebenen Instruktion (Behandlung von Betrunkenen) mit Zuchthaus zu bestrafen, und fast noch unmöglicher, die erfolgte Tötung entehrend zu ahnden! Hier handelte es sich weder um „Mord" noch um „Mißhandlung eines Untergebenen mit tötlichem Ausgange", hier lag im schlimmsten Falle eine mißverständliche Anwendung gegebener Dienstanweisungen vor, deren Folge ein beklagenswertes Unglück, kein Verbrechen war.

Man muß sich nur das Eine vergegenwärtigen, daß dem Hüssener unmöglich der „gute Glaube" abgestritten werden kann.

Mit dieser Anerkennung aber erscheint der Angeklagte im Wesentlichen entlastet! Wie man den Fall auch wenden mag, er liefert militärisch keine Handhabe zu entehrender Bestrafung.

Es giebt, den guten Glauben vorausgesetzt, nur zwei Möglichkeiten: 1. Entweder schöpfte ihn Hüssener aus umnachtetem Zustande, oder aber 2. er stützte sich auf Vorschriften, die er a) entweder richtig oder b) falsch erfaßte.

Im Falle 1 und 2b würde es sich also um Fehler der Einsicht, im Falle 2a um noch zu prüfende Fehler eines Systems, in keinem Falle aber um Fehler der Absicht gehandelt haben.

Der Verteidiger befand sich demnach vollauf im Recht, wenn er den Gerichtshof zur Nichtachtung der Volksmeinung und Preßkritik aufforderte. Abgesehen davon, ob überhaupt Volksauffassung und Preßkritik begründende Instanzen sein können, eine Frage, die übrigens entschieden verneint werden muß, so könnte eine solche Rücksicht nur Verwirrung wirken und den klaren Weg des geltenden Rechtes vom Ziele lenken. Das Recht soll seinen leidenschaftslosen Gang gehen, unbekümmert um Einflüsterungen und Suggestionen aller Art, maßgeblich beeinflußt allein von seiner eigenen Gesetzlichkeit!

Sollten die Früchte nicht nach Geschmack sein, so pflanze man einen anderen Baum, der bessere zu bringen vermag, aber man schmähe nicht die mißliebigen Früchte, als könnten sie selbst für ihr elendes Dasein. Das wäre sinnlos; noch thörichter freilich würde es sein, dem schuldigen Baume zuzureden, doch nächstes Mal besseres Obst zu zeitigen!

* * *

Die gesamte bürgerliche Presse stellt sich an, als stünde ihr in dem Fähnrich Hüssener das frivolste Scheusal aller Zeiten gegenüber.

Zugegeben: Mag der Angeklagte immerhin ein eingebildeter, arroganter, unreifer Junge gewesen sein: als er den tötlichen Stoß führte, war er sicherlich kein Mörder! Vielleicht verleitete ihn jugendliche Wichtigthuerei zum anfänglichen Einschreiten gegen Hartmann, wir haben das sogar als wahrscheinlich angenommen; im weiteren Verlaufe der Tragödie treten aber diese Eigenschaften unbedingt in den Hintergrund. Da war ohne Zweifel das einzige Motiv, das sich klar im verwirrenden Strudel der überstürzenden Ereignisse erhielt, die „sittliche" Frage, „wie handele ich richtig?"

Dieser sittlichen Frage, sittlich, weil sie nicht aus Instinkten, sondern aus Prinzipien zu schöpfen suchte, ordnete sich völlig die andere „was wird?" unter.

„Der eine fragt: was kommt danach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht!"

Storm.

Das Prinzip aber, aus welchem Hüssener als für ihn maßgeblich die Beantwortung seiner Frage herleiten zu müssen glaubte, war das der militärischen Ehre und Disziplin. Diesem Gedanken fühlte er sich zum Dienste verpflichtet und vor der Majestät desselben schwanden die kleinlichen Rücksichten des eigenen und fremden Wohlergehens.

Digitized by Google

Er wie Hartmann waren nur Diener derselben Idee, ihrem Gebote zufolge opferte er sich und den Anderen! „Ich mußte es thun", diese stets in Briefen und mündlich wiederholte Antwort des Angeklagten beleuchtet die Situation.

Ob die Ableitung aus der zu Grunde gelegten Idee eine richtige war, noch wesentlicher: ob die zu Grunde gelegte Idee überhaupt zu Recht bestand und besteht, und ob an ihr nicht tiefe und vernichtende Kritik sich vollziehen läßt und vollzogen werden muß — das sind Fragen radikaler Art und von dringender Wichtigkeit — ihre Beantwortung hat jedoch mit der gegenwärtigen Beurteilung des isolierten Falles nichts zu schaffen.

Die That des Hüssener steht über dem gemeinen, aus Rachsucht oder materiellem Eigennutz hervorgegangenen Morde so hoch fast, als die That des tötenden Anarchisten!

Beide handeln im Dienste einer Idee, beide geben ihr eigenes Selbst in den Kauf. Daß sie in Verwirrung und somit aus sittlichen Motiven thatsächlich unsittlich handeln, ist freilich wahr. Aber das sind Fehler der Einsicht, nicht der Absicht.

Und im Falle Hüssener vollends fällt nach aller Wahrscheinlichkeit dieser Fehler nicht ihm selber zur Last, sondern dem System, als dessen Werkzeug er handelte. Dieser Zusammenhang mit dem System, die unleugbare Thatsache, daß jene Idee, welche ihn zum tötlichen Stoße trieb, auch in dem Geiste seiner Richter sich offenbart und offenbaren wird, muß Hüssener vor schändender Strafe bewahren. Ihn rettet die sichtbare Organisation seiner Idee im machthabenden Militarismus, aus dessen Urteilsgrenzen er niemals scheidet, selbst wenn er die Schranken seines eigentlichen Geltungsbereiches überschritten haben sollte.

Dem tötenden Anarchisten steht solche sichtbare machthabende Organisation seiner vermeintlich höheren Idee nicht zur Seite, und so muß er vor fremdem Richterstuhl neben der eigenen Verwirrung auch noch die Abweichungen seiner Idee von der richtenden verantworten.

* * *

Erheben sich Bedenken anläßlich dieser Sühne — und sie werden und sollen sich erheben, so darf nicht das Urteil als die bloße Folge, — es muß vielmehr ihr Grund, nämlich jene Gesetzlichkeit selbst, in Frage gestellt werden!

Keinesfalls ist es zulässig, die Sachlage so darzustellen — und alle Polemiken gegen das Urteil enthalten mehr oder minder bewußt diese Auffassung — als wäre ein verabscheuungswürdiges Subjekt durch absichtliche oder unabsichtliche Parteilichkeit seiner gerechten Strafe entzogen worden.

Die Verhandlungen haben den jungen Hüssener durchaus nicht als persönlich besonders verabscheuungswürdig dargethan. Sein Verhalten nach der That entbehrt nicht eines gewissen sympathischen Zuges. Auf der einen Seite das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, ein Standpunkt, den er mit Festigkeit und nicht ungeschickt vertritt, auf der anderen die Aeußerung menschlichen Mitgefühls den Opfern jener seiner Meinung nach notwendigen That gegenüber.

Ich finde weder Brutalität noch Schauspielerei in diesen Aeußerungen. Mag der persönliche Eindruck des Angeklagten solche ungünstigen Meinungen begründen — darüber kann ich natürlich nicht streiten — der bloße Inhalt seiner Worte macht jedenfalls den Schluß auf derartige Charaktereigenschaften nicht notwendig.

Auch jene schwere und unglückselige That braucht mit Brutalität durchaus nichts gemein zu haben. Ja, wirklich brutale Gesinnung würde sich wahrscheinlich nicht einmal bis zu dieser verirrten Höhe des Ehr- und Pflichtgefühls verstiegen haben.

Man glaube doch nicht, daß es so leicht sei, auf offener Straße, mit dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, einen Menschen, zudem noch einen Halb-Bekannten, niederzustechen! Brutalität allein giebt keinen zureichenden Erklärungsgrund. Dazu bedurfte es eines stärkeren Motivs — und dieses bot sich im kategorischen Imperativ militärischen Ehrgefühls:

„Einem gegebenen Befehle muß unter allen Umständen Gehorsam verschafft werden — eventuell mit der Waffe" —

und:

„Ist die Waffe gezogen, so muß sie mit Nachdruck bis zur Erreichung des Zweckes gebraucht werden" —

Das sind Regeln, die in jedem Kursus der Heeresorganisation dem jungen Fähnrich gelehrt werden; und unter dem Einfluß dieser Regeln stand auch Hüssener.

Ich weiß es aus eigener Erfahrung, mit welchem Gemisch von Stolz und verantwortlichem Bangen solche Lehre die Fähnrichsbrust erfüllt.

Man konstruiert sich Fälle, fragt, was müßte ich unter diesen oder jenen Umständen thun, prüft in Gedanken den eigenen Schneid — und — wünscht im innersten Herzen, vor solchen Konflikten bewahrt zu bleiben!

Und gerade jene Punkte, in welchen sich die Unbedingtheit des militärischen Anspruchs, sein Gegensatz zur bürgerlichen und religiösen Moral am klarsten ausspricht, beschäftigen naturgemäß am meisten die Erwägungen des Nachdenklichen. Menschliche Bedenken werden laut, aber das Gebot des Königs erscheint als höchste Instanz — und man bemüht sich, erfüllt von dem Gedanken dieser obersten Pflicht — allen Widerstreit der eigenen Meinung ans Märtyrerkreuz zu schlagen. Man opfert sich selber mit dieser oft gewaltsamen Unterdrückung der eigenen Ueberzeugung, aber man empfindet es mit Stolz, dem größeren Gedanken Großes opfern zu dürfen. —

Ich erinnere mich eines bezeichnenden Gespräches, das ich als Ober-Primaner der Hauptkadettenanstalt mit Kameraden aus der Selecta, also Kriegsschülern, führte. Im Kolleg war das Thema des unbedingten Gehorsams behandelt worden, im anschließenden Privatgespräch äußerten sich nun die Gedanken der Einzelnen. Man konstruierte Beispiele und suchte an ihnen die Durchführung jenes Prinzips zu erläutern.

In folgenden Worten eines Kameraden erreichte die Erörterung ihren Gipfel:

„Und wenn mein Vater oder meine Mutter hier stände und der König oder sein Stellvertreter befiehlt es, so schösse ich auf sie, denn der Fahneneid verpflichtet mich zu unbedingtem Gehorsam. Weigerung würde Eidbruch und somit Ehrlosigkeit bedeuten!"

Allerhand Für und Wider wurden laut, Einwendungen praktischer, religiöser und menschlich-sittlicher Natur erhoben sich. Zuletzt aber siegte die Meinung, daß, wolle man richtig handeln, der Befehl unweigerlich erfüllt werden müßte!

Ich selbst freilich — und vielleicht ging es Andern auch so —, vermochte mich im Innersten jenem Urteile nicht anzuschließen, aber ich empfand dieses Unvermögen durchaus als Schmach, als eine bedauerliche Unsähigkeit zu reinem, konsequent-sittlichem Denken! Ich dünkte mir unwürdig meines erwählten Berufes! —

Aller dieser Thatsachen und Erwägungen sollten sich diejenigen nicht entschlagen, welche im Falle Hüssener ihr Kreuzige, Kreuzige erschallen lassen. Sie werden dann erkennen, daß an dem gerichtlichen Schicksal dieses Knaben prinzipiell recht wenig gelegen ist. Sie werden aber auch hoffentlich einsehen lernen, daß, wenn ein Tadel am Platze ist, dieser an eine andere Adresse als bislang ge-

Digitized by Google

richtet werden muß. Die bisher geübte Praxis der Verdammung Hüffeners, verbunden mit ehrfürchtigen Verbeugungen gegen unser Militärsystem, widerspricht dem Zeugnis der Thatsachen!

Gerade der verhängnisvollste Punkt im Essener Drama, der Waffengebrauch, kann nicht ohne Weiteres und ganz ausschließlich als Fehler Hüffeners gewertet werden. Hier löst sich ein bedeutender Teil der Schuld von seiner Person und findet in bestimmten Aeußerungen des Systems seine veranlassende Grundlage.

Ob es sich dabei um Fehler des Systems handeln möge, und welcher Art dieselben seien, das sind Fragen, die nun erst weiter zu erwägen wären.

Ein Wort über dieses System.

Die Forderungen der liberalen Blätter auf die kürzeste Formel gebracht würden lauten: Militär aber ohne Militarismus! Man möchte ein Wunderding, ein Eisen, das seine Eisenart verleugnet, ein scharfes Messer, das aber nie in die Finger schneidet.

Begreifliche Wünsche, man sollte doch aber nichts Unsinniges wünschen! —

Das Wesen des Militarismus — sofern man unter einem Heer keine bewaffnete Horde, sondern ein vergleichsweise nützliches Institut verstehen will, beruht im Begriff der militärischen Ehre und der Disziplin. In ihnen liegt die Stärke der Armee, ihr Zusammenhalt und ihre Brauchbarkeit in chaotischen Zuständen, in ihnen aber auch die Möglichkeit zu Konflikten mit dem bürgerlichen Recht.

Beides aus gleichem Grunde.

Militärische Ehre und Disziplin sind Ueberbleibsel aus vorrechtlicher und interregnaler Zeit, in ihnen verewigen sich die Geister von Diktatur und Verschwörung.

Zwar haben sie im Fortgange der Entwicklung sittliche Elemente in sich aufgenommen, aber dieser Kompromiß mit der Sittlichkeit mußte zum Nachteil dieser selbst ausfallen.

Sie, die einzig legale Herrscherin wurde zur Dienerin erniedrigt, sie mußte in ihrem schimmernden Gefäße gehorsam einen erdenschweren, ihrem Wesen fremden Inhalt schleppen.

Diktatur und Verschwörung geboten im Namen der Macht, das Schwert war ihre Autorität; nur wer das Schwert nicht fürchtete, konnte sich ihrem Banne entziehen; jene modernen Abkömmlinge aber blutfinsterer Ahnen, militärische Disziplin und Ehre, sie geben vor, im Namen der Pflicht, im Namen der Sittlichkeit selbst gebieten zu dürfen, sie verwirren das Gewissen, auf daß es die Stimme seines wahren Herrschers nicht zu hören vermag, und sie bereiten sich aus diesem betrogenen, seiner selbst vergessenen Gewissen den gefügigen Korporal zur Vollstreckung ihrer Befehle!

Kein Geringerer als Tolstoj hat den Finger in diese klaffende Wunde gelegt. In einer kleinen Schrift, betitelt: eine russische Rekrutenvereidigung, findet sich folgende bemerkens- und beherzigenswerte Stelle:

„Und diese betrogenen jungen Leute glauben vertrauensvoll, daß die soeben von ihnen hergesagten albernen und unverständlichen Worte sie während ihrer ganzen Dienstzeit von jeglicher Menschenpflicht entbunden und ihnen dagegen neue und strengere Soldatenpflichten auferlegt haben!"

Nur unredliche, schönrednerische Sophistik, die sich selbst mit blendenden Schlagworten voller Drommetengeschmetter betäubt, nur tiefste Blindheit können den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem innersten Wesen des Militarismus auf der einen und den vereinigten Forderungen von Recht, Christentum und Sittlichkeit auf der anderen Seite übersehend ableugnen! Er ist da, hart und schneidend, und jenes durch den Fahneneid im Namen von Christentum und Sittlichkeit gelobte Betragen, „wie es einem pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt" — schließt Dinge als Möglichkeiten in sich, die unsittlich und widerchristlich sind! —

Was erregt man sich so sehr über die Bagatelle, genannt Fall Hüssener?

Jener tötliche Streich der abirrenden Kralle beweist doch nur, daß diese Kralle scharf, also tüchtig und brauchbar für ihren, auch von jenen Mordio-schreienden gewollten und anerkannten Zweck ist! Will mnn diesen Zweck, so muß man auch das Mittel, die Kralle, wollen, und man darf nicht jammern über gelegentliches Unglück! Ein wirkliches, radikales Aus-der-Welt-schaffen solcher Unglücksfälle wäre ja nur auf zwei Wegen möglich, die beide jenem Zwecke schnurstraks zuwiderlaufen: Beschneiden der Kralle — aber dann verwandelt man den Bluthund in einen unnützen, weichlichen Fresser, oder aber gänzliche Abschaffung dieses Tieres! — Das aber erscheint ja dem Verstande der Verständigen als die äußerste Thorheit! —

So lange es einen Militarismus giebt, das vergesse man nicht, und so lange dieser Militarismus sein innerstes Wesen, den Geist, welcher eine zügellose bewaffnete Horde erst zu einem vergleichsweise nützlichen Institut erheben kann, rein bewahrt — so lange werden sich auch Fälle, wie sie die Namen Brüsewitz, Hüssener und Abel der Erinnerung bezeichnen, immer von Zeit zu Zeit wiederholen.

Wer das Ganze will, der nehme auch solche unvermeidbaren Fehler, bedauernd zwar, aber gelassen in Kauf, der stelle sich nicht hin und erhebe ein Geschrei, als ginge die Welt aus den Fugen, als sei Unerhörtes geschehen, der bedenke, daß in dem geordneten Schlachten von Tausenden im gesetzmäßig befohlenen Kriege viel Grauenhafteres und Unerhörteres mit seiner eigenen Zustimmung geschieht! —

Wer aber durch den Blitzglanz des Falles Hüssener zum ersten Male (freilich auf falschem Wege) die tieferen Zusammenhänge und die unüberbrückbare Kluft zwischen Sittlichkeit und Militarismus erkannt hat — schade, daß erst Entgleisungen solche Erleuchtung zu bringen vermögen! — der sorge an seinem Teile, daß die Zeit nicht ferne sei, da diesem stolzen, weithinschimmernden, durch seinen Glanz und seine Mächtigkeit imponierenden Giftbaume die Axt an die Wurzel gelegt werde!

Eintagsfliegen.

Von Laura Frost.

Eintagsfliegen sind sie, diese modernen sensationellen Bücher; sie haben keine Dauer. Denn sie leben in dem Ungesunden, und das Ungesunde vergeht. Nur das Gesunde hat Lebenskraft und Lebensdauer.

Gewiß, es ist alles richtig, was sie sagen; oder wenigstens in verkleinertem Maßstabe ist es das; jeder differenzierte oder lieber jeder sein organisierte Mensch wird das bestätigen. Da werden Gefühle geschildert, die er selbst zwar nicht gewagt hätte, sich durch Aussprechen zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, die er aber auch schon empfunden hat; er muß dies zugeben, nun sie ihm so klar beschrieben werden. — Da sind Ansichten entwickelt, die er sich gescheut hat, sich selbst einzugestehen; und doch kamen ihm auch einmal solche Gedanken, wie sie ihm hier schwarz auf weiß entgegentreten. — Da sind Wünsche, gegen deren erstes Regen er, vor sich selbst errötend, mit Erfolg sich gewehrt hat, die er jetzt als vollständig berechtigt und natürlich hingestellt findet.

Ja, das Natürliche! Das wollen alle diese Bücher beleuchten und schildern und in seiner Berechtigung verherrlichen; und sie zerren es hervor aus den heimlichsten, verschwiegensten Ecken und vergrößern und sezieren es,

bis es als etwas ganz Unnatürliches und Widerwärtiges den noch gesund empfindenden Leser ansieht. Und doch wird es nur wenige unter diesen geben, die sich nicht im ersten Augenblick von der Wahrheit des Gesagten gefangen nehmen lassen. Gerade ihre unverdorbene Ehrlichkeit beeinflußt sie dazu. Aber dann wehrt sich etwas in ihnen. — Es ist doch nicht alles richtig dabei! Diese Werte sollten es sein, die zum berechtigten Dasein geführt werden sollen? — Diese Werte, die man bisher gewohnt war, als etwas ganz Wertloses, ja als etwas ganz Unangenehmes und Unrichtiges zurückzudrängen? — Als etwas, das unsere Natur fordern sollte und das doch unsere Natur gerade zurückweist? Denn sie erkennt es genau: durch ein Ausleben nach dieser Seite würde sie ihr bestes Teil unrettbar selbst vernichten.

So begiebt sich der gesunde Mensch auf ein Prüfen dieser Werte, und er fragt sich wohl zunächst, wie es gekommen, daß er selbst bisher so abwehrend darüber gedacht hat und es impulsiv auch noch thut, während ein Anderer alle diese Entdeckungen gemacht und eine solche Bedeutung darin gefunden hat, daß es ihn zwang, aus der Reserve zu treten und den Schleier von der Psyche zu heben, auch gegen seinen, gegen ihren Willen. Welch ein Vertiefen in diese feinsten Regungen des Empfindens und des Denkens! Welch ein konsequentes Fortschreiten oft bis zur Katastrophe, auf Wegen, die er seinerseits nie gegangen ist, die er vermied, weil es ihm dünkte, sie führten in einen lichtlosen Sumpf! Und nun giebt's dort Blumen? — Lebensvolle, lebensberechtigte Blumen?

Doch der gesund Empfindende schüttelt den Kopf. Sumpfblumen sind's! — Giftige Blüten! — Wenn er sie nicht sah, — jetzt weiß er's — so geschah es, weil er in Luft und Sonne ging, weil sein helles Auge weit schweifte über das lebendige Leben und weil seine Kraft sich in den Dienst dieses Lebens gestellt hatte. Da lag seine Arbeit, da war sein Glück! Und beides erfüllte ihn so und beschäftigte seine Kraft derart, daß für die schmalen Seitenwege, die in die Sümpfe führten, keine Zeit mehr übrig blieb. Nun hatte er den Wertmesser gefunden: Was sich behaupten konnte neben der Arbeit im Licht der Sonne, das war gut und richtig; denn es brauchte keine Zeit, um durch Sinnen und Grübeln zum Bewußtsein zu kommen, und es hatte nicht nötig, das Licht zu scheuen.

Gesund sein heißt fleißig sein. Gesund sein heißt froh sein, heißt mit liebevollem Herzen allem Lebendigen entgegenkommen.

Alle die Frauen, die in den modernen Romanen diese feinsten Schwingungen ihrer Natur entdecken und ihnen nachsinnen, anstatt sie zurückzuweisen, leiden an unbeschreiblicher Thatenlosigkeit. Keine Pflichten gebieten ihnen, von ihren Vorstellungen abzulassen, keine kräftige Bewegung ihres Körpers im Dienste nutzbringender Arbeit bringt ihnen neue Kraft in die verweichlichten Nerven. Sie haben nichts zu thun, als sich selbst zu ergründen, und so lauschen sie allen den feinen Stimmen ihrer Seele, allen den leisen Regungen ihres Körpers. Und anstatt das Edle von dem Unedlen zu sondern, züchten sie auch das letztere und verstärken es; ja, in ihrem naturwidrigen, jeder nützlichen Thätigkeit abholden Schmarotzertum findet gerade dieses, das Unedle, den günstigern Boden und wächst zusehends.

Die Kultur von Jahrtausenden hat Gesetze geschaffen, die in das sittliche Bewußtsein des Menschen übergegangen sind und untrennbar von ihm sind, wie sein Fleisch und Blut. Als einst mit der Erkenntnis der Sünde auch der Kampf gegen sie begann, galt neben der Liebe zu einem höchsten Wesen die Liebe zum Nächsten als das oberste Gesetz; das gilt auch heute noch bei allen zivilisierten Völkern. Schon von diesem Gesichtspunkt aus beleuchtet, wird ein großer Teil natürlicher Regungen und Wünsche zurückgewiesen werden müssen. Denn Ziel alles Wünschens und Strebens ist, durch Befriedigung desselben zum Glück zu kommen, und es giebt kein Glück, das auf den Thränen Anderer aufgebaut ist. Wenigstens nicht für den edel empfindenden Menschen, und an diesen wendet sich das Leben als an den Träger einer vorwärts schreitenden Kultur.

Den Widerstand, den die rücksichtslos sich den Weg erzwingenden Naturforderungen bei einem solchen Menschen finden, zeichnet Björnson in dem dritten Akt des „Laboremus", in der Szene zwischen Lydia und Langfred. Langfred versteht wohl das unbefriedigte Sehnen Lydias, ihren Schmerz über das Dasein, ihre Sehnsucht hinauf zu dem, was sie nicht erreichen kann, ihr Trachten nach einer höhern Lebensform — aber er erklärt es als zurückzuweisen, „weil es durch ein Verbrechen erreicht werden sollte. Weil die höhere Weltordnung dadurch verletzt worden wäre, — weil die große Liebe zu dem, was über ihr ist, was erlöst, es möge kosten, was es wolle, — die große Naturſehnsucht — nur ein Traum ist." Und „ein Traum erlöst Keinen". Und weil sich alles dagegen auflehnt, was der Mensch heutzutage fühlt und weiß Langfred erkennt, daß Tausende von Jahren zwischen ihnen Beiden in der Art ihres Fühlens liegen; für seine Phantasie und für seine Arbeit braucht er reine Luft und Seelenfrieden. Seinem eigenen Gefühl untreu zu werden bedeutet für ihn den Verzicht auf alles Große, was er sonst hätte erreichen können. So trennt er sich von Lydia, um sich der Arbeit wieder zuzuwenden. An einer andern Stelle läßt Björnson Wisby sagen: „Ich habe in meinem Leben nicht gearbeitet. Das giebt ungesunde Instinkte".

Es läßt sich trotz alledem nichts dagegen sagen, wenn der Schriftsteller nicht das Normale schildern will, sondern das Krankhafte; es ist dies sein gutes Recht. Eines wäre aber unseres Erachtens durchaus notwendig: daß nämlich der Leser auch immer sich dessen bewußt ist, daß es krankhafte Zustände sind, die da geschildert werden, und daß er die Persönlichkeit des Verfassers als über dem Krankhaften stehend empfindet. Diesen Eindruck machen die meisten der sensationellen, modernen Bücher nicht; dadurch erhält scheinbar das Gesagte volle Berechtigung.

Für einen großen Teil solcher Litteratur würden als kraftvolles, wegweisendes Motto Ada Christens Verse dienen können:

„All euer girrendes Herzeleid
Thut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein".

Die sittliche Forderung für jeden Menschen ist es, die ungesunden natürlichen Instinkte durch die gesunden zu unterdrücken: „Von dem Gesunden in Dir sollst Du leben," sagt Jacobsen in Niels Lyhne; „das Gesunde ist es, aus dem das Große wird." Darum wird alle Litteratur, die in diesem Sinne nicht die Kultur fördert, sondern die den bewußt wollenden Menschen hinabziehen möchte zu dem Anfangsstadium des instinktiv wollenden Menschen keine Dauer haben. Dem Schriftsteller, der der geistigen Elite der Nation angehört, kommt die hohe Aufgabe zu, den Weg aufwärts zu weisen. Wo uns seine Persönlichkeit in diesem Sinne entgegentritt, da hat er das sittlich Höchste in seiner Kunst geleistet. Denn da ist er ein Pfadweiser geworden, aufwärts, höheren Kulturwerten entgegen.

Digitized by Google

Streiflichter.

Tageserholungsstätten für Kinder. Der gewaltige Nutzen der Ferienkolonien ist bekannt. Nicht minder die Unzulänglichkeit der aus privaten und öffentlichen Quellen fließenden Mittel, die diesen wichtigen Institutionen leider nur zur Verfügung stehen. Die elenden Wohnungsverhältnisse der proletarischen Kreise aller Großstädte, die unzureichende Nahrung der Kinder aus der dichtesten Volksschichte, die spärliche und schlechte Luft, die ihnen zur Verfügung steht, bilden eine ernste Zukunftsgefahr. Wie soll aus degenerierten, schwachen Kindern ein starkes, kräftiges Geschlecht heranwachsen? Wie soll aus Geschöpfen, die nie ein menschenwürdiges Dasein geführt, die oft entsittlichenden, rohen Vorgängen beigewohnt, ein edler und seelisch gesunder Menschenschlag heranreifen? Die Ferienkolonien haben sich das schöne und doppelte Ziel gesteckt, die ganz armen, kranken und sich selbst überlassenen Gassenkinder einmal, für eine kurze Zeit wenigstens, satt essen und frische Luft einatmen zu lassen, ihnen aber gleichzeitig ein reinliches, geordnetes, vernünftiges Leben vor Augen zu führen; die Kranken zu heilen, die Schwachen zu stärken, die Strauchelnden zu stützen, die Bedürfnislosen Bedürfnisse lehren, das wollen sie, freilich können sie es nur einem sehr geringen Bruchteile gegenüber. Und so sieht sich das Surrogat, das ja auch die Ferienkolonien darstellen, genötigt, zu noch schwächeren Surrogaten zu greifen. Es entstehen die Ferienspiel- und Stadtkolonien, die Ausflüge und Wanderungen, die Tagesheilstätten. Obenan in der Bewegung steht Deutschland. Mannheim, Rixdorf, Berlin, Charlottenburg und Breslau haben versuchsweise Ferienspielkolonien eingeführt, die den Kindern auch während der Ferien gestatten, unter Leitung von Lehrpersonen im Freien zu spielen und zu turnen. Die Ausflüge erstrecken sich von halben Tagen bis auf 12tägige Wanderungen. Berlin entsandte im Juli 1900 zum erstenmale 15 gesunde, arme und fleißige Schulknaben auf zwölf Tage in den Harz und das Riesengebirge. Die durchschnittlichen Kosten beliefen sich täglich auf 50 Mark. Die Verpflegungskosten der Stadtkolonien sind sehr ungleich; sie variieren von 1,05 Mk. bis 0,03 Mk. auf Kopf und Tag; doch bildet die Hauptnahrung der deutschen Kolonien überall Milch; Obstessen und Wassertrinken ist untersagt; (!) hie und da werden Eier verabreicht. —

Der niederösterreichische Landesausschuß hat soeben in Wiens Umgebung die erste Tageserholungsstätte für Kinder errichtet, welche vor den Berliner Stadtkolonien einige Vorzüge aufweist. Vor allem ist die Nahrung reichlicher; ein Frühstück, bestehend aus Milchspeise oder Kneippkaffee mit Weißbrot, als zweites Frühstück Milch, mittags wenigstens viermal in der Woche Rindsuppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten oder Selchfleisch, die übrigen dreimal eine salzige Suppe, Mehlspeise und gekochtes Obst, nachmittags Milch oder Butterbrot, abends Milchspeise, Obst oder Käse und Brot. Die Tageserholungsstätten werden täglich von einem Arzt besucht, der die Kinder untersucht, ihnen Diät vorschreibt und durch regelmäßige Wägungen den Fortschritt ihrer Kur verfolgt. Den Wiener Kindern wird auch etwas mehr Bequemlichkeit und Freiheit geboten werden. Die Berliner Kinder haben eine Menge Gebote und Verbote zu beachten, sie dürfen kein Blatt abreißen, keine Schaukel, keine Hängematte mitbringen; für die Wiener Kinder stehen Strecksauteuils, Turnapparate, Beschäftigungsgeräte und der ganze, eingefriedete Wald zur freien Verfügung. Auch ein Wasch- und Badekabinett, sowie ein Erholungsraum finden sich vor.

Diese Erholungsstätten, eine für Knaben, eine für Mädchen, sind in Pötzleinsdorf errichtet, einem anmutig gelegenen Ort, der von Wien aus mit der elektrischen Straßenbahn in einer halben Stunde zu erreichen ist. Falls dieser erste Versuch von Erfolg begleitet ist, sollen weitere derartige Institutionen ins Leben gerufen werden. Ein Tröpflein nur — aber doch erquickend!

Else Spiegel, Wien.

* * *

„Die Lynchwut ist eine Krankheit, eine Art Massenwahnsinn, dem im Namen der Humanität, der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes Einhalt gethan werden sollte." Diesen Ausspruch der „New York Sun" kommentiert R. Steiner in der Buffaloer „Arbeiterzeitung" recht treffend, wie folgt: Gewiß, aber wodurch? Die verschämten Anhänger des Richters Lynch, denen blos der moralische Mut fehlt, offen und ehrlich für diese Bestialität einzutreten, meinen, wenn der gesetzliche Henker fleißiger wäre, würde der ungesetzliche seinen Eifer zügeln.

Das heißt, sie verlangen, daß die Gesellschaft ihre christlichen Prätensionen über den Haufen werfe und gegen alle nichtprivilegierten Verbrecher nach dem Grundsatz verfahre: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Sie verlangen, daß die Gesellschaft die Pflicht der Blutrache gewissenhaft ausübe und auf jeden ungesetzlichen Mord einen gesetzlichen folgen lasse. Sie erwarten die sittliche Veredlung der Gesellschaft von der Bestialisierung ihrer Rechtsanschauungen und ihrer Rechtspflege.

Wir stehen auf einem anderen Standpunkt. Wir erwarten eine fortschreitende Schwächung der bestialischen Triebe im Einzelnen sowohl wie in den Massen von der fortschreitenden Vermenschlichung unserer gesellschaftlichen Institutionen und von einer Verallgemeinerung gesunden Wissens und echter Bildung.

Setzt dem industriellen und militärischen Massenmorde ein Ziel, hört auf, im Interesse des Geldsacks Menschenblut zu vergießen, und ihr grabt der Bestialität eine ihrer ergiebigsten Quellen ab.

Lehrt die jungen Menschen einsehen, daß das Causalgesetz nicht blos die Bewegungen von Sonnen und Planeten, sondern auch das Wollen und Thun des Menschen beherrscht, und sie werden sich mit Abscheu von dem Gedanken abwenden, vergossenes Blut mit Blut sühnen, einen Mord durch einen Mord rächen, Bestialität durch Bestialität ausrotten zu können.

Einer logischen Schlußfolgerung können die offenen und die verschämten Anhänger der Lynch-Justiz nicht entgehen: Wenn sie einem Mob das moralische Recht zusprechen, ein Verbrechen zu rächen, rechtfertigen sie jedes Verbrechen, das dem Bedürfnis nach Rache entspringt. Denn wenn ein Mob befugt ist, Rache zu üben, läßt sich schwer einsehen, warum einem Einzelnen nicht dieselbe Befugnis zustehen sollte.

Also weit entfernt, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, trägt jedes Lynchverbrechen mächtig dazu bei, die Achtung vor dem Gesetze zu untergraben. Und die praktische Erfahrung liefert den Beweis, daß mit der Zahl der Lynchmorde auch die Zahl der Verbrechen zunimmt, die am häufigsten zu Lynchmorden Veranlassung bieten.

* * *

Bethätigung des religiösen Bewußtseins. In einer „Die Entstehung der verschiedenen Religionen" betitelten Broschüre*) hat der bekannte Prediger der Wiesbadener Freireligiösen Gemeinde, Georg Welker, wieder einmal ein paar schöne, kräftige Worte gesprochen. Seine Ausführungen, in denen er u. a. auch die Babel-Bibelfrage erörtert, klingen in die programmatischen Sätze aus:

*) Ludwigshafen am Rhein, 1903. Hofbuchdruckerei von August Lauterborn. 10 Seiten.

„Wir lenken die religiöse Empfindung von den uferlosen Pfaden der Unendlichkeit auf Wirklichkeitsbahnen, lehren sie, dem Gotte der Wahrheit, der Schönheit, der Tugend und Liebe zu dienen in einem Leben, das diesen Idealen geweiht. Dann trägt das religiöse Fühlen seine herrlichste Frucht, nicht im Schauen der absoluten Wahrheit, nicht im Glauben, nicht im Wissen, sondern in der That!"

Beherzigenswerte Worte, die auf viele Menschen befreiend wirken könnten! Die Anhänger unserer überkommenen Religion begnügen sich meist mit einer rein kontemplativen Bethätigung dessen, was sie „religiöses Gefühl" nennen. Die engen Gedanken ihres Hirns machen das Herz nicht weiter, und selbst wenn das „religiöse Gefühl", welches sie besitzen, seine Entstehung nicht der egoistischen Angst um sich selbst und ihre Zukunft nach dem Tode verdankt, sondern dem altruistischen Gefühl der Liebe zu den Mitmenschen, bleibt ihr warmes Herz zumeist dennoch nur ein verschlossener Kasten, in dem zwar viele Kleinodien aufgespeichert sein mögen, welches aber niemandem zu gute kommt, und selbst die Besten unter ihnen, die, welche ihr religiöses Gefühl in Thaten „barmherziger Nächstenliebe" offenbaren, kommen in der Mehrzahl der Fälle über die Improduktivität dieser Handlung nicht hinaus. — All diesen Menschen gegenüber bedeutet der Mahnruf Welkers zweifellos einen Anstoß zur Erlösung ihrer selbst. Die bedingungslose Hingabe an ein menschheitliches Ideal, der unermüdliche Kampf für eine als gerecht erkannte Idee, das rückhaltlose Einsetzen seiner selbst zum Besten der Menschheit bedeuten fraglos eine höhere und vornehmere Art „religiöses Gefühl" als die nur zu oft selbstgerechte und scheinheilige Religiosität bei verschlossenen Thüren, die religiöse Weltfremdheit, aber, die schlimmste dieser Species, die religiöse . . . . Gefühlsduselei.

Robert Michels.

Sprechsaal.

Weiteres zur Frage unserer Neutralität.

Ich begrüße es sehr, daß durch die Entgegnung meines verehrten Freundes Dr. Penzig im Sprechsaal der letzten Nummer einmal eine Diskussion eingeleitet wird über eine taktische Kernfrage unserer ganzen Bewegung — eine Diskussion, die sehr geeignet sein wird, auch die Verhandlungen des demnächstigen Gesellschaftstages über diesen Gegenstand vorzubereiten.

Dr. Penzigs Bedenken gegen meine Auffassung der Neutralität sind gewiß sehr ernst zu nehmen. Sie können jedenfalls dazu dienen, Wesen und Grenze unserer Neutralität recht klar herauszustellen.

Es ist sicher, daß es eine Art von Neutralität giebt, die der Tod jeder Bewegung ist — und ganz speziell einer ethischen Bewegung. Will man nach einer Richtung hin Ja oder Nein sagen — wozu ist man dann überhaupt gekommen? Ist nicht der ethische Standpunkt im Grunde sogar der diametrale Gegensatz zur Neutralität, gerade weil er das Urteil „Gut oder Böse" über Zustände und Handlungen ausspricht? Sind wir in diesem Sinne nicht sogar eigentlich eine Gesellschaft zur Bekämpfung der Neutralität? Zur Bekämpfung der Lauheit und Charakterlosigkeit? Und kann diese ethische Prüfung von Parteien, Institutionen und Weltanschauungen hell machen? Ist z. B. die Idee des Papsttums, die Idee der Autorität in Glauben und Sitten wirklich eine reine Privatsache, die mit der Ethik nichts zu thun hat, oder greift sie nicht mitten hinein in die Frage, wie Ethik im Leben verwirklicht werden soll? Soll hier unantastbarer Boden sein?

Gewiß nicht prinzipiell. Ja, ich könnte mir sogar vorstellen, daß einst auch eine ethische Gesellschaft einmal zur Idee des Papsttums in corpore Stellung nehmen könnte. Aber ich sage ausdrücklich: „Einst". Denn die Frage nach der Notwendigkeit und den Grenzen der Autonität auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte ist noch so sehr am Anfang aller tieferen sozialwissenschaftlichen, psychologischen und ethischen Untersuchung, daß mir sogar kein einziges neueres Buch bekannt ist, in welchem diese Frage in wirklich umfassender Weise durchdacht und behandelt worden ist. Einzig und allein vielleicht Auguste Comte, der Begründer des Positivismus (ein Feind der Kirche), hat darüber eingehend geschrieben — und ist auf ethischem Gebiete zu einer Würdigung des Autoritätsprinzipes zurückgekehrt, die noch weit über das hinausgeht, was die Kirche verlangt.

Wir haben also keine Berechtigung, weder im Einzelnen noch in corpore, mit diesem Problem schon „fertig" zu sein und zu sagen: Es steht ein für allemal fest, daß der Ethiker, der Förderer echten ethischen Lebens, das Papsttum als ein Hemmnis der sittlichen Kultur zu betrachten habe. Und hier liegt auch der tiefere Grund dafür, daß wir uns als Körperschaft nicht nur gegenüber dem religiösen, sondern auch gegenüber dem ethischen Werte solcher großen und bis in die neueste Zeit von zahlreichen ernsten und denkfähigen Menschen bestätigten Glaubensinstitutionen vorläufig durchaus neutral verhalten. Die Vertreter des Wahrheitsdienstes in unserer Zeit vergessen nur zu oft, daß es vielleicht die größte und wichtigste Forderung eines ausgebildeten Wahrheitsgewissens ist, nicht vorschnell über Dinge abzuurteilen, deren Wurzeln in so große Tiefen der sozialen und individuellen Lebensbedingungen und Bedürfnisse hinabführen, daß ihre Feststellung und Würdigung die Arbeit und Erfahrung eines ganzen Menschenlebens verlangt.

Um über das in Rede stehende Problem zu urteilen, dazu genügt es nicht nur, die Bedeutung der Selbstbestimmung theoretisch durchzudenken, sondern auch die Frage zu studieren: Wie weit können die Menschen auf ethischem und religiösem Gebiete das Tiefste und Reifste allein durch „Selbstbestimmung" erfassen und erhalten? Dieses aber ist keine philosophische Frage, sondern eine Frage der Lebens- und Menschenkenntnis und bedarf darum noch weit vorsichtigerer und umfangreicherer Untersuchungen, als rein logische Probleme.

Der Einzelne mag die Ergebnisse seines Denkens schriftweise den Freunden und Gesinnungsgenossen vorlegen, wie dies unser Freund Dr. Penzig hat thun wollen — aber er darf dann nicht repräsentativ und abschließend sprechen: denn eben eine Gemeinschaft muß neutral bleiben, so lange das betreffende Problem noch unter dem Zeichen des „non liquet" steht.

Da nun aber die unter uns bestehenden Meinungsverschiedenheiten über den ethischen Wert des Papsttums wohl durch tiefgehende Einzeluntersuchungen, nicht aber durch Diskussionen in der E. K. ausgeglichen werden können, so ist es taktisch — nämlich im Interesse unseres Zusammenarbeitens in näherliegenden und gesicherten Fragen — durchaus wünschenswert, daß überhaupt nicht nur keine repräsentativen Artikel über diese Dinge erscheinen, sondern daß auch nicht von Einzelnen — in ihrer bloßen Eigenschaft als Mitglieder — beständig wieder die unfruchtbaren Diskussionen über Religion und Kirche angeschnitten werden.*)

Das Voraussehen solcher zwecklosen Diskussionen und der dadurch verursachten Abtönung von positiven Arbeiten war es, was die Begründer der ethischen Bewegung in Amerika einst dazu bestimmte, die strikte Neutralität in religiösen und kirchlichen Fragen zum Grundprinzip einer praktisch wirksamen ethischen Bewegung zu machen.

Es giebt noch einen anderen Weg: Man formuliert das Programm der ethischen Gemeinschaft so, daß Vertreter oder Verteidiger bestimmter Glaubenslehren und Glaubensinstitutionen ein für allemal grundsätzlich als minderwertige kindliche und veraltete Ethiker bezeichnet und beurteilt und damit ausgeschieden werden. Das wäre konsequent.

Welcher Weg gegangen werden soll, darüber wird ja nun der nächste Gesellschaftstag entscheiden.

Meine eigene Meinungsäußerung schließe ich mit Vorstehendem ab.

Zürich. Fr. W. Foerster.

*) Dr. Penzig aber wird mir gewiß zugeben, daß in dem betreffenden Artikel „die grundsätzliche und natürlich gegensätzliche Stellung des Ethikers zur Idee des Papsttums" in repräsentativer Weise durch „wir" und „uns" fixiert worden ist — ja daß daneben sogar ebenso repräsentativ alle religiöse Moral als Puppenzustand wahrer Sittlichkeit festgestellt worden ist. Welcher religiös fühlende Ethiker kann gerade das Letztere unwidersprochen lassen? Und führen dann wieder solche unabweislichen Proteste nicht zu den unfruchtbarsten Diskussionen?

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Motoch Ehre. Ein freies Wort gegen das Duellunwesen. Von Curt Müller. 2. Auflage. Freiburg i. B. & Leipzig. Paul Waetzel. 1 Mk.

Die bisherigen Ergebnisse der im Jahre 1902 durchgeführten Organisation der Fiehkinderfürsorge in Danzig. Von Dr. med. Elster. Leipzig. F. Leineweber.

Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild von Joh. Gottfr. Herder. Nebst einem Vorwort v. Dr. Ludw. Keller. Berlin, Weidmann. 0,40 Mk.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19 jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Gesellschaft

Von

Ernst Victor Zenker

Band II
DIE SOZIOLOGISCHE THEORIE
Oktav. Geheftet Mk 5.—.

Inhalt:
Soziologie als Wissenschaft.
Was ist eine Gesellschaft?
Soziale Kräfte und Gesetze.

Im Jahre 1899 erschien:

Band I:
NATÜRLICHE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER GESELLSCHAFT
Oktav. Geheftet Mk 5.—.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Kölnische Zeitung

und ihre Wandlungen im Wandel der Zeiten

von

Franz Diendonné

(Ladenpreis M. 1,50)

bietet **jedem Zeitungsleser** einen interessanten Rückblick auf die vielfachen Schwenkungen, die zu machen eine politische Zeitung im Laufe eines Jahrhunderts für notwendig erachtet hat. Gerade „die Wetterfahne am Rhein" hat in dieser Beziehung Großes und Staunenswertes geleistet.

Die mit geistvollem Sarkasmus verfaßte Schrift wird jeder politisch Interessierte mit vielem Behagen und steigender Verwunderung in sich aufnehmen.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Soeben erschien:

Tage in südlicher Sonne.

Von **Katharina von Pommer-Esche.**

Mit 6 Abbildungen.

Mk. 1.50.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Zeitschrift
für
Pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene.

Herausgegeben von

Ferdinand Kemsies und **Leo Hirschlaff.**

Jährlich erscheinen 6 Hefte à 5—6 Bogen gr. 8°.
Preis I. und II. Jahrgang à Mk. 8.—. III. Jahrgang u. ff. à Mk. 10.—.

Bei der Herausgabe der Zeitschrift, die das **führende Organ** dieser neuen Richtung geworden ist, thaten sich Psychologen vom Fach, Schulmänner und Aerzte zusammen, um die verschiedenen Disciplinen zu gemeinsamer Wirkung auf Erziehung und Unterricht heranzuziehen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen ! - - - und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Wiebe in Berlin SW. 19 Kommandantenstr. 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition SW. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 15. August 1903. | Nr. 33.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der sittliche Wert der Askese und Armut. Von William James.
Unsere Sklavenfrage. Von J. Engell-Günther.
Individuelle und soziale Interessen. Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko.
Streiflichter:
Erziehung zum Sozialismus.
Wissenschaft und Fetischismus am Sterbelager Leo XIII.
Sprechsaal. — Bücherschau.
Druckfehlerberichtigung.

Der sittliche Wert der Askese und Armut.

Von William James.*)

In einem jeden von uns lebt ein tiefer und unzerstörbarer Instinkt, der uns hindert, das Leben als einen thörichten Spaß oder als ein glänzendes Lustspiel anzusehen; nein, das Leben ist ein herbes Trauerspiel und das Süßeste in ihm ist zugleich sein Bitterstes. Auf der Weltbühne spielt der Heroismus, und er allein, die größte Rolle. Im Heroismus birgt sich — wir empfinden das deutlich — das höchste Geheimnis des Lebens. Ein Mensch, der unfähig wäre, irgend ein Opfer für irgend einen Zweck zu bringen, ein solcher Mensch zählt nicht mit. Und andrerseits, was auch die Schwächen eines Menschen sein mögen, wenn er bereit ist, sein Leben für die Sache einzusetzen, die ihm am Herzen liegt, so adelt ihn sein Heroismus in unsern Augen so, daß wir über alles Uebrige hinwegsehen. Mag er selbst in vielen anderen Punkten unter uns stehen, — wenn wir uns ans Leben klammern, während er es wie eine welke Blume von sich wirft, dann fühlen wir, daß er uns unermeßlich überlegen ist. Jeder von uns ist im innersten Herzen davon überzeugt, er würde gern alle jene Fehler mit in den Kauf nehmen, wenn er sein eigenes Leben mit dieser großherzigen Gleichgiltigkeit behandeln könnte.

Es ist ein metaphysisches Geheimnis, von dem freilich auch der gesunde Menschenverstand eine gewisse Ahnung hat, daß man das höchste, gesteigertste und vollkommenste Leben lebt in dem Augenblick, da man sich dem Tode hingiebt; für diese Wahrheit ist der Asketismus stets in der Welt aufs treueste eingetreten. Die „Thorheit des Kreuzes", die der Vernunft unverständlich bleibt, hat für immer ihre tiefe und lebendige Bedeutung.

*) Aus seinem neuesten Werk über „die verschiedenen Formen religiöser Erfahrung". Da mir das englische Werk nicht zur Hand war, übersetzte ich aus der französischen Uebersetzung von M. F. Abauzit in „Union pour l'action morale" XI. Jahrg. Nr. 16. D. H.

Bei Seite sollen hier bleiben alle jene Verirrungen, zu denen die Askese die Menschen in der Vergangenheit zu verleiten vermochte, als der menschliche Verstand noch in Dunkel gehüllt war. Nimmt man aber die Uebertreibungen weg, die ihn mitunter verunstalteten, so muß anerkannt werden, daß für das Verständnis des Lebens und für ein gutes Leben der Asketismus seinem Gegenpol unendlich überlegen ist. Große tönende Worte, die kaum die Gedankenleere verdecken — so wirkt auf uns der natürliche Optimismus im Vergleich zur Askese. Soweit wir wenigstens noch religiöses Gefühl besitzen, würden wir meines Erachtens sehr unrecht thun, die Askese ganz einfach in die Rumpelkammer zu verweisen, wie die meisten von uns gewiß geneigt sind; vielmehr müßten wir versuchen, diese Entbehrungen und Leiden, die bei den alten Asketen nur zu pathetischer Kinderei oder zu dem naiven und menschenscheuen Egoismus eines einzig an der eigenen Vervollkommnung arbeitenden Individuums führten, auf ein gegenständliches und praktisches Ziel zu lenken. Können wir denn nicht alle diese veralteten Formen der Abtötung fallen lassen und doch durch eine besser der Vernunft angepaßte Thätigkeit den Geist heroischer Verzichtleistung aufrecht erhalten, der sie beseelte?

Hier ein Beispiel für das, was ich sagen will. Bildet nicht die Verehrung des Reichtums und des Luxus in allen seinen Formen, der für so Viele den Geist unserer Zeit bedeutet, die offene Pforte für alle Weichlichkeit und den Mangel an Mannhaftigkeit? Wenn wir unsere Kinder mit der heute so verbreiteten lächelnden Nachsicht erziehen, die von der vor etwa 100 Jahren, besonders bei Ernstreligiösen, entfalteten Strenge so sehr abstickt, laufen wir nicht Gefahr, in unsern Kindern schwächliche Charaktere ohne jede Widerstandskraft zu erziehen? (Wohl verstanden, ich sage dies, ohne etwa den hohen Wert intimer und zärtlicher Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu unterschätzen!) Nun wohl, sollte sich nicht auf diesem Gebiet die Gelegenheit zu einem neuen Asketismus finden lassen, der nicht absolut wäre, wie der alte, sondern umgestaltet und mit neuem Leben erfüllt?

Manche unserer Zeitgenossen erkennen wohl das Bestehen einer solchen Gefahr an, aber sie finden das Heilmittel dagegen im athletischen Sport, im Militarismus, in tollkühnen Unternehmungen und Abenteuern für Individuen und Völker. Diese zeitgenössischen Ideale sind ebenso energische Reizmittel zu heroischer Lebensführung, als die derzeitige Religion im allgemeinen wenig mehr in diesem Sinne wirkt. Ohne Zweifel hindern der Krieg und ferne Kolonialabenteuer diejenigen, die sich in sie

stürzen, an zu großer Verzärtelung. Sie verlangen eine solche Fülle von Anstrengungen und eine solche Entfaltung von stets bereiter und stets sich erneuernder Energie, daß die ganze Skala der Motive davon umgestaltet wird. Entbehrungen und Unruhe, Hunger und Regengüsse, Schmerz und Kälte, Schmutz und Gestank hören auf, ihre gewöhnlichen Gegenwirkungen in uns hervorzurufen. Der Tod wird eine Banalität und die ganze Macht, mit der er sonst im allgemeinen unsern Geist am Handeln lähmt, verflüchtigt sich wie ein Traum. Neue Kräfte erschließen sich, es scheint, als ob das Leben sich zu einem höheren Niveau der Stärke und Seelengröße erhebe.

Was in dieser Hinsicht die „Schönheit" des Krieges ausmacht, das ist der Umstand, daß er der Durchschnittsnatur der Menschen so gut entspricht. Der Atavismus macht aus uns allen Krieger der Anlage nach, so daß das harmloseste Menschenkind, einmal auf das Schlachtfeld geworfen, bald von aller übertriebenen Zärtlichkeit hinsichtlich seiner eigenen kostbaren Person entwöhnt wird und ohne große Mühe ein wahres Ungeheuer an Unempfindlichkeit werden kann.

Vergleichen wir aber das militärische Ideal der Strenge gegen sich selbst mit dem des frommen Asketen, so entdecken wir einen grundsätzlichen Unterschied zwischen diesen beiden entsprechenden Geistesrichtungen.

Ein in diesem Punkte scharfsichtiger österreichischer Offizier schreibt:

„Leben und leben lassen ist nicht etwa der Wahlspruch einer Armee. Verachtung für seine Waffengefährten, Verachtung für die Feindestruppen und vor allem eine trotzige Verachtung der eigenen Person, das verlangt der Krieg von jedem der Unseren. Zu brutal, zu grausam, zu unmenschlich kann ist für das Heer wertvoller, als zu große Empfindlichkeit und zuviel Gutmütigkeit. Wenn man wünscht, daß der Soldat als solcher etwas tauge, dann muß er genau das Gegenteil eines überlegenden und denkenden Menschen sein. Seine Tüchtigkeit mißt sich an seiner Brauchbarkeit für den Krieg. In Kriegs- und selbst in Friedenszeiten muß der Soldat eine ganz besondere Moral haben. Der Rekrut bringt Begriffe aus der gemeinen Moral mit, von denen er sich unmittelbar frei machen muß. Für ihn müssen Sieg und Erfolg Alles sein; die barbarischsten Neigungen, die im Menschen schlummern, erwachen wieder im Kriege und haben gerade für seine eigentümlichen Zwecke unberechenbaren Wert."

Man glaube nicht, daß das Uebertreibung ist. Das unmittelbare Ziel des Soldatenlebens ist, nach Moltkes Ausspruch, Zerstörung und nichts als Zerstörung; alle scheinbaren positiven Resultate des Krieges sind nur indirekte Folgen und haben nichts Militärisches. Demnach kann der Soldat niemals zuviel daran thun, in sich alle die gewöhnlichen Gefühle zu ersticken, deren Tendenz auf Erhalten geht, d. h. alle Gefühle der Sympathie und Achtung für Personen oder für Sachen. Dennoch bleibt die Thatsache bestehen, daß der Krieg eine Schule hochgespannten Lebens und des Heroismus ist; Fortsetzung eines allgemeinen primitiven Instinktes, ist er noch heute die einzige Schule, die Allen ohne Ausnahme zugänglich ist. Dies aber einmal anerkannt, so erhebt sich vor uns eine schwierige Frage: Ist also der Krieg, diese ungeheuerliche Organisation der Unvernunft und des Verbrechens, die einzige Schutzwehr gegen Verweichlichung und Feigheit? Dieser Gedanke entsetzt uns und flößt uns größere Nachsicht ein gegen die religiöse Askese. In der Physik spricht man von dem mechanischen Aequivalent der Wärme; was wir jetzt auf sozialem Gebiete zu entdecken haben, ist das sittliche Aequivalent des Krieges. Etwas Heroisches, das zur Seele der Menschen, aller Menschen, so laut spricht, wie der Krieg, und was doch gleichzeitig vollkommen in Uebereinstimmung mit ihrem geistigen Leben wäre, statt ihm, wie der Krieg, so augenscheinlich zu widersprechen. Ich habe oft daran gedacht, daß es im Kultus der Armut, diesem alten Mönchsideal, trotz aller Pedanterie, die ihn einst verunstaltete, so etwas geben könnte, wie es das moralische Aequivalent des Krieges ist, das wir suchen. Könnte sich nicht ein hochfliegendes und heroisches Leben verwirklichen lassen eben durch freiwillig gewählte Armut, ohne daß man die Schwachen vernichten müßte?

Keine glänzende Uniformen, keine Trommeln und Trompeten, keine verzückten Beifallsrufe der Menge, keine Lügen und keine Phrasen — ja, der wahre Heroismus liegt in der Armut! Wenn man sieht, bis zu welchem Grade die Jagd nach dem Reichtum das einzige Ideal ist, das unsere Generation nach seinem Bilde formt und bis ins Mark verderbt, so fragt man sich, ob nicht die Wiederherstellung des alten Glaubens an die wahre religiöse Berufung zur Armut die Umgestaltung des kriegerischen Mutes und die geistige Reform leisten könnte, deren unsere Epoche mehr als alles Anderen bedarf.

Vornehmlich unter uns, den Völkern englischer Zunge, dürfte es notwendig sein, kühn immer wieder den Lobgesang auf die Armut anzustimmen. Man kann buchstäblich sagen, wir haben jetzt Furcht, arm zu sein. Wir verachten Jeden, der ein armseliges Leben wählt, um seine Erziehung zu vereinfachen und sein inneres Leben zu retten. Weil er sich nicht unter das Gewühl der atemlosen Renner mischt, die nur dem Gelde nachjagen, halten wir ihn für apathisch und bar alles Ehrgeizes. Wir machen uns gar kein Bild mehr von der Bedeutung des alten Armutsideals: Befreiung von allen materiellen Banden, vollkommene seelische Unbestechlichkeit, mannhafter Verzicht auf die Dinge dieser Welt, das Recht, sein Leben in jedem beliebigen Augenblick zu verschenken, ohne irgend welche Verantwortlichkeit, kurz: die Haltung eines Athleten, die Seele immer spannkräftig und immer bereit ist für den Lebenskampf. Wenn wir, die wir den sogenannten höheren Klassen angehören, uns heute, wie noch nie in der Vergangenheit, einschüchtern lassen durch die Häßlichkeit materiellen Elends, wenn wir, um uns zu verheiraten, erst darauf warten, bis unser Heim auch künstlerisch ausgestattet sein könnte, wenn wir bei dem Gedanken zittern, ein Kind in die Welt zu setzen, das nicht gleich auf seinen Namen Geld beim Bankier stehen hätte und das dazu verurteilt wäre, von seiner Hände Arbeit zu leben: dann ist es hohe Zeit, daß alle Denkenden gegen einen so wenig männlichen und so wenig frommen Gemütszustand Protest einlegen.

Eine Einschränkung muß hier gemacht werden. Soweit uns der Reichtum die Muße verschafft, an der Erreichung höherer Ziele zu arbeiten, und uns Gelegenheit bietet, unsere höchste Energie zu entfalten, ist er besser als Armut und vorzuziehen. Aber das ist nicht immer der Fall. Oft genug passiert es, daß der Wunsch, Geld zu gewinnen, und die Furcht, es zu verlieren, die stärksten Antriebe zur Feigheit und gründlichen Verderbnis werden. Tausende von Lagen giebt es, wo ein an seinen Reichtum gefetteter Mensch ein Galeerensklave ist gegenüber dem freien Mann, für den die Armut nichts Erschreckendes hat. Welche Kraft ziehen wir nicht aus der absoluten Gleichgiltigkeit gegen unser persönliches Ergehen, wenn wir Dinge verteidigen, die man hier oder da nicht gern sieht! Wir haben es nicht nötig, zu schweigen, wir haben keine Furcht mehr, für solche Reformen oder Revolutionen zu stimmen, die uns heilsam erscheinen. Unsere Börsenpapiere können ruhig fallen, unsere Hoffnungen auf Beförderung in Rauch aufgehen, man kann uns unser Gehalt sperren, alle Thore mögen sich vor uns schließen: solange das Leben uns noch nicht verlassen hat, werden wir, ohne einen Augenblick zu zögern, unser Zeugnis ablegen für die geistige Wahrheit, und durch unser Beispiel werden wir unserer Generation zur Freiheit helfen. Sicherlich, jede große Sache braucht heute Geld, viel Geld, aber für

Digitized by Google

uns, die wir dieser Sache dienen, bemißt sich unsere Macht nach unserer Loslösung von jeder Rücksicht auf Reichtum.

Mir scheint, es lohnte sich wohl der Mühe, einmal darüber nachzudenken. Die Furcht vor der Armut, die unter den gebildeten Klassen herrscht, ist ohne Widerrede die schlimmste aller moralischen Krankheiten, an denen unsere derzeitige Zivilisation leidet.

Unsere Sklavenfrage.

Von J. Engelt-Günther.

Vielleicht dürfte es nicht überflüssig, sein jetzt (im zwanzigsten Jahrhundert) einmal ernstlich zu prüfen, ob wir wirklich (in den sogenannten zivilisierten Staaten) einen Begriff von wahrer Ethik haben? — Oder — fragen wir, ob es keine thatsachliche Sklaverei mehr giebt? und ob kein Mensch gezwungen wird, ohne Nutzen für sich und die Allgemeinheit, sich zum schädlichen Vergnügen Einiger hinopfern zu lassen? — Die Antwort dürfte schwer fallen, weil die sogenannte „öffentliche Meinung" seit undenklichen Zeiten das menschliche Weib als nur zum Vergnügen und Dienst des Mannes bestimmt angesehen hat. — Daneben hat man freilich anerkannt, daß die Frau von der Natur zur Mutterschaft berufen ist; aber sie sollte trotzdem nur Pflichten und keinerlei Rechte beanspruchen dürfen. Folglich wurde der Mann auch zum Herrn über das Kind erklärt; d. h. nämlich darüber, ob er es für ein „rechtmäßiges" gelten lassen wollte oder nicht. Es wurde daher festgestellt, daß, wenn er die Mutter nicht geheiratet hatte, um deswillen nicht allein sie, sondern auch das Kind mit ewiger Schande gebrandmarkt sein muß; und nicht er ist der Schuldige (in Aller Augen), sondern sie (obgleich sie gewiß gern dem Gesetz genügt hätte) wird hart bestraft, weil er die Heirat nicht gesetzlich vollziehen wollte! — So unlogisch, erbärmlich und abscheulich das Alles nun sein mag, giebt es aber leider noch viel Schlimmeres, Unsinnigeres und Abscheulicheres, sofern man nur das geringste Rechtsgefühl anerkennen will. Oder — welch' ein Urteil verdient es, wenn man Jemanden verhindert, in ehrlicher Weise seinen Unterhalt zu erwerben, ihn zwingt, es in unehrenhafter, schädlicher Weise zu thun, um ihn dann als völlig rechtlos und aller Menschenrechte verlustig zu behandeln? — Und — geschieht dies Alles nicht mit den sogenannten Prostituierten?! — Man behauptet zwar (um sich zu entschuldigen), daß einenteils diese Frauenzimmer ihrem eigenen freien Willen gefolgt seien und sich also nicht beklagen dürften, sowie daß andrerseits ihre schmähliche Hinopferung notwendig sei und deshalb nicht verboten werden könne!

Was für ein Urteil müßte man indes über die sogenannte Gerechtigkeit fällen, wenn bewiesen wäre, daß die beiden erwähnten Behauptungen durchaus falsch sind und gar keine Wahrheit enthalten? — wie es sich in der That unwiderleglich darstellt! — Was nämlich den „freien Willen" der Prostituierten betrifft, so haben es die größten ärztlichen Autoritäten längst für unbestreitbar erklärt, daß unter etwa tausend weiblichen Personen vielleicht eine vorkommen mag, deren geschlechtliche Neigungen nicht leicht in Schranken zu halten wären; daß aber eine solche Krankheit eben nur als solche behandelt werden dürfte; — während alle Uebrigen entweder durch Hunger oder durch sonstige Gewalt zu ihrem lasterhaften Lebenswandel gezwungen worden sind. Ja, die Mehrzahl von ihnen ist schon als Kind, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf die Bahn des Verderbens getrieben; und — nicht allein, daß Niemand ihnen die Hand zur Rettung gereicht hat, so sind sie auch (wenn sie sich gern haben herausarbeiten wollen) im Sumpf der Schande mit Gewalt festgehalten und behördlich zurückgestoßen worden. — Ist es da nicht ein Hohn aller Vernunft, wenn von „freiem Willen" gesprochen wird? — Als ob der Vogel, dem man einen Stein von doppelter Größe an den Hals gehängt und ihn so in den Fluß geworfen hat, dennoch aus eigener Kraft davon fliegen könnte! —

Indessen — das Opfer wird für notwendig erklärt! — Nur fragt es sich doch: „Wozu und weshalb ist es notwendig? — Dient es dem Einzelnen oder der Gesamtheit zur Gesundheit und zum Wohlergehen? Wiegt der dadurch erzeugte Nutzen das Opfer so vieler junger Menschenleben auf?! — Hat es für die Zukunft, für die künftige Generation einen bestimmten Vorteil?" — Die Antworten könnten sicherlich nur sehr niederschmetternd lauten, da von Nutzen, Wohlergehen, Gesundheit und Segen in keiner Art die Rede sein kann; statt dessen aber die furchtbarste Krankheit gerade durch die Prostitution fortwährend überall hin verbreitet wird; der nicht etwa nur die Schuldigen, sondern viel mehr noch die ganz Unschuldigen (und Unwissenden) massenhaft zum Opfer fallen. —

Trotz alledem erachten nun die Behörden sich für verpflichtet, die Sittlichkeit und die Gesundheit durch Unsittlichkeit und stete Pflege der schlimmsten Krankheit zu schützen!!! — und — die „öffentliche Meinung" (als Ausdruck der herrschenden Religion, Gerechtigkeit und Ethik!) schweigt dazu! —

Die Polizei sagt nämlich: „es sei ihre Pflicht, die Prostitution zu regeln, um die betreffenden Männer vor Ansteckung zu schützen, weil diese berechtigt sind, solches zu fordern." — Wer hat aber diese polizeiliche Pflicht ausgesonnen? — Erinnert das nicht an die mittelalterlichen Blutopfer, die man dem Teufel darbrachte, ohne ihn doch beseitigen zu können? — Die Schlauheit ist so himmelschreiend, daß gewiß niemand sie sich zuschreiben möchte. — Man unterwirft ein menschliches Wesen der schändlichsten Behandlung, um es einem Andern hinzuwerfen, damit er es (ohne Gefahr für sich) schmachvoll mißbrauchen kann! — Und hieran nicht genug, wird dieser Andere auch noch betrogen, weil es thatsächlich niemals möglich ist, alle Gefahren der Prostitution fern zu halten, und weil im Gegenteil diese nur um so größer sind, wenn man vor ihnen geschützt zu sein glaubt. — Nun ist sogar im Rate der Männer beantragt worden, die Prostituierten zu einer besonderen Kleidung zu zwingen, damit nicht ehrbare Frauen mit ihnen verwechselt werden könnten; also — sie noch mehr zu brandmarken, ohne ihre Schuld! — Und das nennt man eine „christliche Civilisation"! — Schämt man sich nicht des Jahrhunderts? — Sollte man nicht endlich die Prostitution abschaffen?! —

Gewiß soll und kann man das; wie es gewiß auch eines Tages geschehen wird, weil der Mensch nur durch den „ethischen" Fortschritt von seinen schlimmsten Fehlern befreit werden kann. — Das unfehlbare Mittel zur schnelleren „ethischen Kultur" besteht in der Selbständigkeit der Frau! — Man erziehe die Mädchen nicht mehr einzig, um dem Mann zu gefallen, sondern um sich und ihre Kinder selbständig zu versorgen. Die höchste Ehre der Frau soll nicht darin gesehen werden, von einem möglichst angesehenen Mann geheiratet zu werden, sondern in der richtigen Erfüllung ihrer Mutterpflichten. Die Prostitution wird verschwinden, sobald die Frau gelernt hat, sich nur aus wirklicher Liebe hinzugeben, und sobald sie versteht, sowohl Eigentum zu erwerben als zu verwalten. — Da über die Mutterschaft nie ein Zweifel bestehen kann, hat sie natürlich die erste Pflicht, für die Nachkommenschaft zu sorgen, muß aber dazu auch freie

Digitized by Google

Bahn zum Erwerbe ihres Unterhalts haben. — Will dann der Mann als wahrer Freund ihr und den Kindern hilfreich zur Seite stehen und zu ihrer Wohlfahrt helfen, — um so besser! — Nur soll er nicht mehr über das Vermögen und den Erwerb der Frau ohne weiteres Herr sein dürfen, — und ebensowenig soll er verpflichtet scheinen, die Familie zu ernähren, da man ihn dazu doch niemals zwingen könnte. — Geldheiraten bedingen die Prostitution, die mit einander wegfallen müssen. —

Individuelle und soziale Interessen.

Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko.

I.

In einem im Jahre 1894 erschienenen Buche von Benjamin Kidd, Social Evolution, las ich folgende Stelle:

„Die Interessen des sozialen Organismus und die der Individuen, die ihn zu einer bestimmten Zeit zusammensetzen, sind thatsächlich einander widersprechend; sie lassen sich nun und nimmer vereinigen und sind ihrem innersten Wesen nach unversöhnlich."

Diese emphatische These wird durch zwei oder drei Kapitel vorbereitet; sie wird sorgfältig begründet, und auf ihr baut sich der ganze fernere Inhalt des Buches auf. Diesem letzteren nahezutreten, fühle ich mich nicht berufen. Dagegen hat obige These mir einigermaßen zu denken gegeben, und es scheint mir lange nicht bewiesen, daß wirklich die Interessen eines sozialen Organismus den Interessen des Individuums so unversöhnlich gegenüberstehen.

Kidd begründet seine These durch die immerhin unbestreitbare Thatsache, daß im Kampfe ums Dasein und durch die natürliche Zuchtwahl eine Anzahl Individuen — und sogar die Mehrzahl — mit Füßen getreten werden, vernichtet, als unbrauchbar ausgeschieden — und daß freilich die dadurch bedingte Wohlfahrt der ganzen Rasse diesen Untergehenden kein Trost sein kann für das eigene Elend. Es läßt sich nicht leugnen, daß, nach Kidds Worten „für die große Masse des Volkes die Zukunft der Rasse ein Gegenstand absoluter Gleichgiltigkeit sei, angesichts der eigenen gegenwärtigen Leiden und Unterdrückungen," und daß für einen sehr in Betracht fallenden Teil der Menschheit die Entwickelung der Rasse auf Kosten des Individuums „der Sanktion der Vernunft" entbehrt. No rational sanction for progress, hat Kidd über eines seiner stärksten Kapitel geschrieben, und er beruft sich darin auf Männer wie Huxley, Henry Georges, Karl Marx, J. Stuart Mill und andere Wissende. Er führt in diesem Kapitel auch aus, daß der Gedanke an die Zukunft und Erhaltung der Rasse keine einzige unserer Handlungen auch nur im geringsten beeinflusse, und illustriert diese Thatsache durch ein — freilich etwas kindliches — Bild aus einem Aufsatze von W. G. Mallock:

„Versagt sich irgend Jemand auch nur eine einzige Schaufel Kohlen in der Absicht, unsere Kohlenbergwerke für eine Generation mehr vorhalten zu lassen?"

Nun, es ist wahr: wir zerbrechen uns nicht den Kopf darüber, für wie viele Generationen der Kohlenvorrat der Erde noch vorhalten mag. Aber wir haben einen ausgiebigen Wild- und Forstschutz, wir schließen Geisteskranke von der Ehe aus, und wir haben auch sonst schon gelernt, in vielen kleinen Dingen das Interesse wenigstens der nächsten Generation ins Auge zu fassen.

Es ist freilich wahr: wenn die Entwickelung der Menschheit von dem freien Willen und Bewußtsein des Individuums abhinge, so wäre es schlimm darum bestellt. Kidd hat ganz Recht, wenn er von absoluter Gleichgiltigkeit gegen die Zukunft der Rasse spricht. Aber die Natur oder das geheimnisvolle Etwas, das diese Zukunft kennt und will, hat zum Glück seine Absichten nicht dem kleinen Werkzeuge anvertraut, das, selber blind, nur in der großen Meisterhand zweckdienlich geführt wird. Und mehr noch: die Natur gestattet dem kleinen Werkzeuge die unschuldige Einbildung, seine eigenen Wege zu gehen, so leise liegt die führende Hand auf. Die weise Lenkerin schmeichelt ihren Zweck den Neigungen des Individuums ab, ohne daß dieses selbst eine Ahnung davon hat. Und hier ist es, wo Benjamin Kidd meiner Ansicht nach irrt: nicht nur, daß die Interessen des Individuums den Interessen der Gesamtheit nicht entgegenstehen, sie müssen vielmehr, freilich dem Einzelnen unbewußt, analog sein. Sonst hätte die Gesellschaft nie bestehen können. Hätte Kidd nicht von individuellen und sozialen Interessen, sondern von individuellen und sozialen Instinkten gesprochen, so käme er der Wahrheit näher. Denn wenn wir sagen, daß in einem Menschen sich ein Kampf zwischen seinen Neigungen und seinem Gewissen vollzieht, so bezeichnen wir mit „Neigung" die primitiven Instinkte des Einzelwesens, mit „Gewissen" aber die Summe der sozialen Erfahrungen und Errungenschaften, und diese sind freilich antagonistisch. Aber es steht ganz außer Zweifel, daß der Mensch seine „Interessen" weit sicherer fördert, wenn er seine „Individualität" zu unterdrücken sucht und seinem „Gewissen" gehorcht.

Das ist nun freilich eine sehr unmoderne Anschauung von der Sache. Denn auf dem Banner der Modernen steht „Individualität" und „Ausleben der Individualität" und wieder und immer wieder „Individualität" in flammenden Lettern geschrieben. Nun, es ist eine Geistesströmung wie eine andere, und sie wird ihre Früchte tragen wie jede andere. Unterdessen aber vertohnt es sich wohl, eine Bannerinschrift, der so viele blindlings folgen, auf ihren moralischen Wert zu prüfen.

„Individuelle Instinkte nenne ich diejenigen natürlichen Anlagen, die der Mensch mit seinen Vorläufern, dem Tier, gemein hat, von diesen übertommen hat — und diejenigen, die er in seinem primitiven Dasein als Einzelwesen sich angeeignet hat. Also in erster Linie den Selbsterhaltungs- und den Fortpflanzungstrieb, die ersten, in jeder organischen Daseinsform verkörperten Gebote der Natur. Diesen untergeordnet, etwa als sekundäre Instinkte zu bezeichnen, Gestaltungs- oder Nachahmungsgabe, die jedenfalls ursprünglich im Dienst des Jägers gestanden, der durch nachgeahmte Tierstimmen oder Tierbilder das Wild anzulocken oder abzuschrecken bemüht war, oder in seiner nächsten Entfaltung als Kunstsinn den Erwerb und das Werben zu unterstützen berufen war. Die Eitelkeit, soweit sie im Dienste der Liebe steht, ist ein ganz primitiver Instinkt, gleichfalls vom Tiere überkommen. Ferner Furcht, Haß, Mordlust, welch letztere sich in den feinstorganisierten Kulturmenschen noch als Jagdlust geltend macht, alles Errungenschaften eines Daseins, in welchem der Mensch allein einer ganzen feindseligen Natur gegenüberstand.

Diese primitiven Instinkte sind in uns Allen, und es ist nicht abzusehen, noch vielleicht zu wünschen, daß sie verschwinden. Wohin es kommt, wenn der individuelle Instinkt zu Gunsten des sozialen verkümmert, zeigt deutlich der Bienenstaat, der seit allen bekannten Zeiten derselbe ist und eine Entwicklung nur dem Eingreifen des Menschen verdankt. Vielmehr beruht beim Menschen die ganze Kulturentfaltung auf einer fortgesetzten Reibung der individuellen Instinkte gegen die sozialen oder, wie die Theologie es ausdrücken würde, der Sünde gegen das Gewissen.

„Soziale Instinkte" nenne ich das Resultat fortgesetzter, durch Generationen wiederholter Erfahrung, daß

die individuellen Bedürfnisse leichter und sicherer durch ein gemeinsames Vorgehen zu befriedigen waren, als im Einzelkampfe. Die Grenze ist schwer zu ziehen: denn jede Erfahrung, oft genug wiederholt und vererbt, kann sich zum Instinkt entwickeln, und jede Art von Instinkt beruht auf Erfahrung. Auch die primitivsten Regungen sind nicht als ein Gottesgebot vom Himmel gefallen, wenn wir auch heute die Verhältnisse nicht feststellen können, welche das Infusorium lehrten, sich auf diesen seiner kleinen Mitbürger in der Welt des Winzigen zu stürzen und ihn zu verzehren, Jenem aber behende aus dem Wege zu gehen. Klarer wird die Sache vielleicht, wenn wir von bewußten Erfahrungen reden oder von Erkenntnis. Die Erkenntnis, daß das Individuum durch Anschluß an seinesgleichen an Lebensleichtigkeit gewinnt, und der aus derselben geborene Herdeninstinkt ist gleichfalls nicht eine Errungenschaft des Menschen; auch sie ist vom höheren Tier überkommen und mit ihr eine Reihe von Gesetzen, die das Herdenleben bedingt. Diese Gesetze, die sich durch generationenlange Uebung so einprägen und so mit dem Individuum verwachsen, daß es einen Verstoß dagegen als persönliche Unannehmlichkeit empfindet, bilden das Gewissen. Sehr bezeichnend drückt die Silbe „Ge“ (dem lateinischen con in conscience entsprechend) eine Gesamtheit von Wissen aus, also die Erfahrungen zahlreicher Individuen, in einem einzigen verkörpert oder angesammelt. Das beliebte Steckenpferd der Theologen, daß sich der Mensch vom Tiere durch das Gewissen unterscheide, fällt hin; denn auch das Herdentier hat einen sehr ausgeprägten sozialen Instinkt, also Gewissen, und die Biene hat dessen sogar bedeutend mehr als der Mensch, denn sie wird sich nie gegen die Gesamtheit auflehnen. Kein Gewissen hat zum Beispiel die Drohne, die nur der Befriedigung individueller Bedürfnisse lebt. Sie wird geduldet, solange diese individuellen Bedürfnisse dem Gesamtwohle dienen: zur Zeugung einer neuen Generation, und dann abgetan.

Maudsley nennt in seiner Physiology of Mind die Liebe den Anfang aller sozialen Instinkte beim Menschen, den Anfang des Altruismus. Das ist allerdings der Punkt, wo die selbständige bewußte Erfahrung des Menschen beginnt, wo er nicht mehr den Ueberlieferungen aus dem Tierreiche folgt.*) Hier liegt schon ein gemeinsames Wollen vor, das Individuum ist zur Erreichung seines Zweckes bereits auf die Zustimmung eines zweiten Individuums angewiesen. Es ist anzunehmen, daß beim Urmenschen, wie beim Tier, die Liebe in einem erbitterten Kampfe zwischen den Geschlechtern bestanden habe, in einem gewaltsamen Besitzergreifen und Wiederfahrenlassen; dem Weibe mochte die Erhaltung und der Schutz der Jungen allein zufallen, und dies sogar innerhalb eines Gemeinwesens, dessen Gesetze den Geboten einer Affen- oder Renntierherde entsprachen. Erst durch generationenlange Erfahrung mochten die Individuen zu der Erkenntnis gelangt sein, daß ein gemeinsames Wollen in ihrem beiderseitigen Interesse lag. Das Weibchen verkaufte nun seine Zustimmung um den Preis des Schutzes und der Lebenserhaltung, und so gliederte sich die Herde mit ihrem ziemlich mittelmäßig entwickelten Zusammengehörigkeitsgefühl in Familien mit einer scharf definierten, erhöhten Pflicht um den Preis größerer Vorteile. Aus der Familie hat sich dann naturgemäß der Stamm, das Volk, die Nation entwickelt.

Es muß angenommen werden, daß die Interessen des Individuums durch Anschluß und Zusammenwirken ganz gewaltig gefördert wurden, denn die Individuen haben sich zu aller Zeit bemüht, in die jeweilen bestehenden Schutzgemeinden aufgenommen zu werden, haben dies sogar mit Opfern erkauft oder wenigstens die auferlegten Pflichten bereitwillig in Tausch genommen. Diese Vorteile springen auch in die Augen. Kidd selbst giebt zu, daß der Mensch als Einzelwesen ein Nichts ist, als Glied einer sozialen Gesamtheit eine Macht, vor der selbst die Natur sich zu beugen scheint. Wo bleibt also der Antagonismus der individuellen und sozialen Interessen?

*) Wenn die Verfasserin den prächtigen dritten Band von Wilhelm Bölsche, das Liebesleben in der Natur, Leipzig, Eugen Diederichs, kännte, würde sie die nachstehenden Ausführungen wohl sicher etwas korrigieren
D. Red.

Streiflichter.

Erziehung zum Sozialismus. Wer noch daran zweifeln wollte, daß der Sozialismus für eine große Anzahl unserer Volksgenossen geradezu den Charakter einer das ganze Denken, Fühlen und Wollen beherrschenden Weltanschauung, ja einer neuen Religion angenommen hat, der lese die Ausführungen, die der gewesene Pfarrer Göhre, M. d. R., in der „Chemnitzer Volksstimme“ über die Erziehung der Kinder zum Sozialismus macht. (Uns liegt ein Abdruck davon vor in der Wiener Arbeiterinnen-Zeitung, 12. Jahrg. Nr. 16.) Göhre schreibt:

„Wie erziehen wir unsere Kinder zum Sozialismus? Daß wir es thun müssen, darüber besteht unter uns wohl kein Zweifel, denn der Sozialismus, der als Gesinnung, Hoffnung, Wille, That uns erfüllt, ist ja mit das Beste, was wir auf Erden haben: wie hoben nichts unseren Kindern zu vererben, was dem an Kostbarkeit gliche. So ist es ganz selbstverständlich, daß wir aufs innigste wünschen, unsere Kinder möchten echte, aufrechte, nackenfeste Sozialisten und Sozialistinnen werden, möchten unser Werk fortsetzen mit zehnfachem Erfolg und möchten schließlich ernten, was wir gesäet haben.

Aber — stets und immer waren die Hindernisse groß, die sich in der Erziehung unserer Kinder zum Sozialismus uns entgegenstemmten, bis heute. Und zwei von ihnen sind die größten von allen: die Erziehung unserer Kinder in der heutigen Schule und der nur für reife Menschen leicht verständliche Sinn unseres Sozialismus.“

Drei Hilfsmittel zur Ueberwindung dieser Hindernisse werden genannt:

„Das erste von ihnen ist die Not, die materielle und die geistige Not des Lebens, die uns Sozialisten rings umgiebt und durch alle Tage des Daseins begleitet. Von ihr erzählt unsere Kleidung, unsere enge, niedrige Wohnung, unser armseliger Hausrat, unsere schmale Kost, unsere freudelosen Festtage, das blasse, abgezehrte Gesicht der Mutter, die Runzeln und Falten im Antlitz des Vaters — kurz die ganze Atmosphäre, in der unser Dasein dahin sich quält. Wenn ihr, Eltern, noch ungewandt, wie ihr seid (auch eine Begleiterscheinung des Proletarierelends), hilflos schweigt und schmerzlich darauf verzichtet, euren Kindern die Grundgedanken und Grundsätze des Sozialismus zu lehren: seid getrost, diese Not tritt an euer Stelle, nimmt für euch das Wort, wird die harte Erzieherin eurer Kinder zum Sozialismus.....

Seid getrost: so bitter das Bewußtsein des verlorenen Jugendglückes unserer Kinder auch ist, so sicher ist es, das Empfinden solcher Not ist die beste Erziehung auch der Kinder zum Sozialismus.

Liegt es nicht oder nur sehr wenig in unserer Gewalt, solche Noterziehung für unsere Kinder zu beeinflussen und zu lindern, so hängt die Wirkung des zweiten Erziehungsmittels ganz von uns ab; es ist das Beispiel in Wort und That, das wir unseren Kindern als zukünftigen Sozialisten geben sollen. Die Schule hat eine große Macht über unsere Kinder. Sie versetzt sie in eine geistige, sittliche, seelische Atmosphäre, die in vielen Beziehungen innerlich unwahr und brüchig ist, — sie zu zerstören, ist die Atmosphäre der Entbehrung berufen, in die die Kinder nach jedem Schulunterricht nach Hause zurückkehren. Sie überschüttet sie voreilig mit einer Flut von Lehren, die immer von neuem, fast täglich, durch acht lange Jahre wiederholt, die tiefsten Wurzeln zu schlagen in Gefahr wären, wenn — hinter diesen Lehren auch zugleich Beispiele der That ständen. Aber die fehlen. Der Lehrer bietet sie nicht — könnte sie vielleicht gar nicht bieten, wenn er auch wollte: denn er ist selber heutzutage oft sehr zwiespältigen Herzens. Und die Herren der Schule erscheinen auch nicht, um zu den guten Lehren die guten Beispiele zu fügen. Aber die Eltern und erwachsenen Geschwister daheim, die haben, was die Schule nicht hat: die That, das gute Vorbild. Und darum, wem es ernst ist mit der Erziehung seiner Kinder zum Sozialismus — der soll jede Stunde leben, wie es eines Sozialisten

würdig ist, der eine neuere, höhere und edlere Kultur für alle Menschen mit heraufführen soll . . .

Das dritte starke Hilfsmittel zur sozialistischen Erziehung unserer Kinder ist die sozialistische Zeitung. Kinder sollen nicht alles, was Erwachsene haben, in die Hände bekommen; die sozialdemokratischen Blätter sollen sie ruhig haben, wenn sie sie wollen. Nichts steht in ihnen, was ein Kindesherz vergiften könnte; das gilt nur von manchen gegnerischen Zeitungen. Aber alles steht in ihnen, was schon Knaben- und Mädchenherzen begeistern kann für Charakterfestigkeit, Wahrheitsmut, Solidarität, Selbstzucht und Hoffnungsfreudigkeit. Und wenn sie vieles darin auch lesen, was ihnen zunächst unverständlich bleibt — manches bleibt doch hängen und wird viel, viel später wieder in ihnen lebendig. Geweckte Kinder treten dann wohl auch mit Fragen an die Eltern heran, geben damit leichter Gelegenheit zu sozialistischen Gesprächen zwischen ihnen. Und in jedem Falle umgiebt die Lektüre den Geist der Kinder mit einem Leuchten, das wie aus weiten Zukunftsscenen zu ihnen kommt: in dieses Licht sollen auch sie kommen, wenn sie erwachsen sind. Das fühlen sie; daran halten sie sich dann, so werden sie an den Sozialismus geschmiedet, der dann auch ihnen dasselbe Kleinod ihres Lebens wird wie — ihren Eltern."

Es war wohl keine glückliche Stunde, als Paul Göhre diese Anweisung schrieb. So begreiflich es auch ist, daß der überzeugte Sozialist auch seine Kinder zu Fortsetzern und Mithelfern seines Lebenswerkes erziehen möchte, — die pädagogische Weisheit, daß Kinder in voller menschlicher Freiheit und nicht in den engen Schranken einer vorhinein festgelegten Parteilehre erzogen werden sollten, hätte dem früheren Volkserzieher die Feder hemmen müssen. Vielleicht, daß aber gerade die Gewöhnung des Pastors, unmündige Kinder in eine feste Weltanschauung, wie das Christentum, hineinzuzwingen, unbewußt nachgewirkt hat.

Wohl wird Göhre den Sozialismus, den er lehren möchte, das Beste an „Gesinnung, Hoffnung, Wille, That", das ihn erfüllt, nicht im Sinne der bloßen Parteilehre verstehen — aber er mußte sich sagen, daß die, zu denen er spricht, es so auffassen mußten. Die allgemeine menschliche Neigung, die eigene schwer erkämpfte Meinung zu dogmatisieren und der neuen Generation einzuimpfen, brauchte diese Ermunterung wahrlich nicht mehr. Wollte er aber nur sagen, daß Kinder, wie auch wir meinen, zu sozialem Mitgefühl, zu sozialem Denken und thatkräftigem Gemeinsinn erzogen werden sollen, dann sind seine Mittel, mit Ausnahme des zweiten, verfehlt.

Das starke Empfinden der eigenen Not erzieht noch lange nicht zum Sozialismus. Vielleicht zum Klassenhaß, zum Neid, zur Empörung, zur Gewaltthat. Aber das ist kein Sozialismus. Auch empfundene und erfahrene Unbill weckt nicht etwa das Gerechtigkeitsgefühl, sondern wo das Gerechtigkeitsgefühl stark und lebendig ist, da wird Ungerechtigkeit als unerträglich empfunden. Das soziale Empfinden, das erst von der eigenen Not geweckt und angeblasen wird, ist noch nicht rein und stark; mit dem bloßen Platzwechsel von Unterdrückten und Unterdrücker ist es meist zu Ende. Göhre meint zweifellos den echten Sozialismus, der, unbekümmert um das eigne kleine Wohl und Wehe, alle Menschen im Interesse der großen Kulturaufgaben der Menschheit gleich tüchtig und leistungsfähig machen will (wozu natürlich auch ein gewisses gleichmäßiges Minimum von „Glück" gehört) — aber er will ihn rekrutieren aus den Kreisen der Enterbten und Verbitterten, die erst ihre persönliche Not vergessen müssen, um echte Sozialisten zu werden. Mag — wir geben das zu — für Viele, ja die Meisten, der unmittelbare Anlaß zu sozialem Denken die eigene Not gewesen sein und noch sein: als Lehrer des Sozialismus würde ich mich hüten, diese Not als Quelle des Sozialismus anzugeben; er würde mir zu hoch dafür stehen.

Einverstanden kann man mit dem zweiten Motiv sein und nur hoffen, daß dieses Beispiel in Wort und That immer häufiger werde. Aber unbegreiflich fast ist der Optimismus, der aus der Aufführung der „sozialistischen Zeitung als Erzieher" spricht. Ich wünschte herzlich, Göhre hätte Recht. Aber so willig anerkannt werden soll, daß die sozialistische Presse in mancher Hinsicht die andere Presse an Aufrichtigkeit, sittlicher Grundgesinnung und Mut übertrifft, so notwendig ist es auch, mit allem Ernst es auszusprechen, daß wir noch weit, weit davon entfernt sind, die sozialistische Zeitung unsern Kindern ruhig in die Hand geben zu können. Dazu steckt denn doch noch zuviel Parteihaß, Verblendung und alter gährender Sauerteig in ihnen, abgesehen davon, daß die Zeitung, sowenig sie für Kinder geschrieben wird, sowenig auch vor Kinderaugen gehört. Wir nehmen z. B. die „Arbeiterinnenzeitung für Frauen und Mädchen", die uns den Artikel Göhres brachte, zur Hand und lesen unter der Spitzmarke: Nichtsthun und Reichtum: „Das Leben des Arbeiters zu versüßen, fällt wahrlich keinem Arbeitgeber ein, und gäbe es einen solchen, als Idioten, als Narren würde man ihn verlachen und verspatten." Gleich darauf wird zur Beleuchtung der Wiener Wohnungsverhältnisse von Verführung und Schändung eines dreizehnjährigen Mädchens, und der Selbstmord eines Buchbinders, der „der Geliebte erst der Mutter, dann der Tochter" gewesen ist, erzählt unter der Frage: Ist dies die von Gott gewollte Gesellschaftsordnung?

Wir fragen, ob Paul Göhre diese Lektüre seinen Kindern zur sozialistischen Erziehung in die Hand geben würde. „Nichts steht in diesen Zeitungen," sagt er, „was ein Kindesherz vergiften könnte." Nein, Herr Göhre, keine Schwarzfärberei, aber auch keine Mahrenwäsche!

Der ganze Gedanke einer besonderen Erziehung der Sozialistenkinder zum Sozialismus ist schief und bedenklich. Erziehen wir insgesamt unsere Kinder in wahrhaft menschlicher Sittlichkeit — dann brauchen wir nicht besonders dafür zu sorgen, daß sie später auch echte „Sozialisten" im besten Sinne des Wortes werden werden.

* * *

Wissenschaft und Fetischismus am Sterbelager Leos XIII. Unter dieser Ueberschrift schreibt „Das freie Wort" (Neuer Frankfurter Verlag, 3. Jahrg. Nr. 9.):

„Abgezehrt vom Alter und Krankheit ruht auf ihrem Lager, bereits von der Hand des Todes gekennzeichnet, die verfallene Gestalt des siebenundneunzigjährigen Pontifex; drei Aerzte, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und Hilfsmitteln ihrer Wissenschaft, bemühen sich um den Sterbenden, das langsam verglimmende Licht vor dem Verlöschen mit Aufbietung all ihrer Kräfte, so lange es nur möglich ist, zu behüten. Und wieder! Das Unglaubliche wird wahrheit. Staunend vernimmt die aufhorchende Welt von Tag zu Tag die Kunde: „Er lebt! Noch immer lebt er!" Welch' ein Triumph für die Kunst der Aerzte, für die Wissenschaft, für den Menschengeist!

Da plötzlich öffnen sich die Thüren zum Sterbezimmer. Feierlich wird ein schimmernder Gegenstand, ähnlich einer Krone — eine Mitra — an das Lager des Kranken getragen, der sie verzückten Auges küßt. In demselben Augenblick sind Vernunft und Wissenschaft abgethan und müssen dienend beiseite stehen. Die „Religion" tritt an ihrer Stelle ans Krankenlager, der „Wunderglaube" übernimmt das Werk des Arztes, die „Reliquie", das katholische Mittelalter triumphiert über Jahrhunderte, Jahrtausende geringer Entwickelung. Ach, wenn es wenigstens nur eine Reliquie gewesen wäre, die als „Einrichtung der katholischen Kirche" durch den § 166 so herrlich vor Angriffen geschützt ist, auch wenn sie sich als ebenso echt erweise, wie die Tinta des Sanktuarium, beide ein Produkt der Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und Liebhaberei der jeweiligen Zeiten. Aber die Mitra des heiligen Januarius, des Schutzheiligen von Neapel, dessen berüchtigtes Blutwunder zur Stärkung der Kirchenmacht Hunderttausende verdummt, und das selbst von der jesuitischen „Germania" in Berlin in einer Anwandlung von Scham vor ihrem eigenen Namen neuerdings nur schüchtern als ein „sogenanntes" erwähnt wurde, — diese Mitra des heiligen Januarius kann nicht einmal den zweifelhaften Titel einer Reliquie in Anspruch nehmen, da sie nur ein Fetisch ist; ja, noch weniger als ein Fetisch, nur der Kopfputz eines Fetisches, der Kopfschmuck einer silbernen Büste des Heiligen, die nach dem von der Geistlichkeit im Volke gezüchteten Aberglauben Wunderkräfte besitzt und diese natürlich auch der sie krönenden Mitra mitgeteilt hat . . .

Und wiederum öffnen sich die Thüren zum Sterbezimmer und die französische Konkurrenz der heiligen Mitra tritt in Gestalt eines

Digitized by Google

Dutzend Fläschchen Lourdeswasser auf den Plan, während zu gleicher Zeit die Glocken läuten und tausende von Bittgebeten zur Mutter Gottes vom Berge Karmel erschallen, der Spenderin des Karmeliter-Skapuliers, dessen Nachbildung der Papst von der ersten Jugendzeit an trägt, da es Gewähr giebt für Befreiung von der Hölle und Verschauung vom Fegefeuer. Wahrlich, aus den finstersten Tiefen des Aberglaubens steigen im hellen Lichte des zwanzigsten Jahrhunderts verzerrte Spukgebilde auf und tanzen mit den wahnwitzig-grotesken Teufelsfratzen aus der Taxiliade um das Sterbelager des Oberhauptes der katholischen Kirche einen tollen Hexenreigen, während der Genius der Menschheit vor diesem Schauspiel trauernd sein Haupt verhüllt."

Wenn ein armes, altes Bauerweibchen aus Tirol oder Bayern den Unterschied zwischen heiligen Gedanken und heiligen Gegenständen nicht begreift, so daß ihm der Rosenkranz, das hölzerne Cruzifix oder der Zipfel des Kaplansrockes fromme Gefühle auslöst, dann treten wir verstehend zur Seite und ehren den frommen Glauben auch in dieser fetischistischen Gestalt. Ja, man kann selbst solche Reliquienverehrung, wie sie z. B. in der Ausstellung des Trierer heiligen Rockes zu Tage tritt, vielleicht mit herzlicher Rücksichtnahme auf die Gefühle von Tausenden unserer Mitbürger und den konfessionellen Frieden unangefochten lassen. Aergernis nehmen an dem, was andere verehren, gehört zu den überflüssigsten Gemütserregungen. Aber gegenüber dieser offiziellen Sanktionierung eines krassen Aberglaubens an der höchsten Stelle der römisch-katholischen Christenheit, unter gelehrten und weitschauenden Männern, deren persönliche Gedanken über die Wirksamkeit der angewandten Wundermittel sich nur mutmaßen lassen, darf wohl die Frage aufgeworfen werden, ob das sein mußte, und ob diese grobe Form des Glaubens an wunderthätige Wirkungen toter Gegenstände zur exoterischen (für's Volk) oder esoterischen (für Eingeweihte) Lehre der katholischen Kirche gehört.

Gegen die konsequente Durchführung der Weltanschauung, die die sichtbare Welt mit unbegreiflichen Heilkräften durchtränkt glaubt, wäre aus obengenannten Gründen an sich nichts einzuwenden. Nur hätte dann eben auf die „weltliche" Wissenschaft der Aerzte Verzicht geleistet werden müssen. Niemand wird daran zweifeln, daß ein so erhabenes Beispiel gläubigen Vertrauens auf unmittelbare göttliche Hilfe oder doch der frommen Ergebung in Gottes Willen des tiefsten Eindruckes auf die Gläubigen sicher gewesen wäre. Der übliche Einwand, daß, wie der Bauer zwar sein Haus unter den Schutz des hlg. Florian stelle, aber doch auch den Eintritt in eine Feuerversicherung nicht versäume, so auch der Gläubige Gottes Hilfe ebenso auf natürlichem wie übernatürlichem Wege erhoffen dürfe, ist doch ein zu lahmes Kompromiß zwischen bergeversetzendem Glauben und Unglauben, als daß man derartiges beim Oberhaupt der Kirche voraussetzen dürfte. So wird man unwillkürlich zu der Vorstellung gedrängt, daß der ärztliche Beistand die Hauptsache war, die Mitra des hlg. Januarius aber und was drum und dran hängt, das Schaustück für die große Masse. Natürlich träfe die Verantwortung in diesem besonderen Falle nicht den Papst selbst, sondern seine Umgebung. Gegen solche Augurentaktik aber hätte unseres Erachtens niemand energischer zu protestieren, als eben der fromme Katholik selbst und — der Ethiker. Jener, um seinen religiösen Glauben nicht spalten zu lassen in eine Geheimlehre für die Wissenden und eine abergläubische Praxis für den ungebildeten großen Haufen, dieser als Gegner jeder doppelten Moral. Wer die ultramontane Presse kennt, wird keinen Augenblick zweifeln, wie übrigens die Anfänge dieser Legendenbildung schon jetzt zu verfolgen sind, daß die lange Verzögerung des Endes ausschließlich den Gebeten und der Wunderheilkraft jener Reliquien, der schließliche Tod aber der ohnmächtigen weltlichen Wissenschaft zugeschrieben werden wird. Und der Gedanke, dem Volke müsse der Aberglaube erhalten werden, unbeschadet der höheren Kenntnis der Wenigen erinnert auf's Bedenklichste an die schlimmste sittliche Verderbnis des Papsttums in vergangenen Zeiten. Wir wissen, daß vielen frommen Katholiken Deutschlands solche Gedanken gekommen sind — in ihrem Interesse seien sie daher hier ausgesprochen.

Sprechsaal.

Zur Neutralitätsfrage nur die kurze Bemerkung: Da Dr. Foerster prinzipielle Einwendungen gegen eine feste Stellungnahme der ethischen Gesellschaften kirchlichen Institutionen gegenüber nicht mehr macht und nur Opportunitätsgründe, der Zeit und der Persönlichkeit des Protestierenden entnommen, zur Geltung bringt, entfällt auch für mich die Notwendigkeit weiterer Erörterung. Das Letzte anlangend nur noch die Versicherung, daß ich noch niemals ein „fertig" unter irgend ein Weltanschauungs- oder Sittlichkeitsproblem gesetzt habe und daß mir ferner der Größenwahn, „exprä-sentatio" für die ethische Bewegung vortreten zu wollen, noch nie gekommen ist. Ich ziehe also gern die Schriftsteller-Unart des „Wir" und „Uns" zurück, obwohl ich noch wie vor der Meinung bin, daß ein ausdrücklich „vom Herausgeber" gezeichneter Artikel eben die Ansicht des Herausgebers und nicht die einer vielköpfigen Gesellschaft, nicht einmal die der Leser des Blattes zu vertreten beansprucht.

Ueber das „Einst" meines lieben Freundes wird er wohl auch, ungeachts der dringenden Notwendigkeit, daß die ethische Gesellschaft ihre Boten zu Tagesfragen nicht ad calendas graecas vertagt, mit sich reden lassen. Dr. Penzig.

Bücherschau.

Die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. (Berlin, Alfred Unger, 1903.) Wir so vielen in unsere Zeit, ist auch die Ausübung der Wohlthätigkeit in einem Wandel begriffen. Einmal genügen für die Millionenstadt, zu der Berlin so schnell emporgewachsen ist, die alten, für ganz andere Verhältnisse geschaffenen Institutionen vielfach nicht mehr, anderseits verlangen unser feineres soziales Empfinden und das an volkswirtschaftlichen Kenntnissen geschärfte Denken eine wirksamere Hilfe, als sie das bloße Almosengeben bringt. Immer mehr strebt man danach, die Wohlthätigkeit in Wohlfahrt umzuwandeln. An die Stelle des Gebens soll die wirkliche Hilfe treten. Als eine der ersten Einrichtungen, die diesen grundlegenden Leitsatz der modernen Armenpflege in die Praxis umgesetzt hat, ist die „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur", Unter den Linden 16 in Berlin, zu nennen. Im Jahre 1893 von Frau Jeannette Schwerin begründet, hat sie sich in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens bereits zu einem bedeutsamen Faktor in der sozialen Hilfsarbeit entwickelt. Sie war, wie ihr Name sagt, ursprünglich nur zur Erteilung von Auskunft bestimmt; Auskunft in doppelter Richtung, für Hilfesuchende über die Vereine und Wohlfahrtseinrichtungen, an die sie sich zweckmäßigerweise wenden können; für Helfenwollende über die Persönlichkeiten derer, die ihre Hilfe gesucht, über die Mittel und Wege, Hilfe zu schaffen. Zur Erreichung dieses Zweckes stellte die Auskunftsstelle eine Liste aller vorhandenen Hilfsstellen zusammen, die sie in dem Werke: „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte" einem weiteren Publikum zur Kenntnis brachte.

So war nun wenigstens ein Mittelpunkt geschaffen, von wo aus man die Hilfesuchenden dirigieren konnte. Aber bald sah man ein, daß zur wirksamen Hilfe mehr gehört als ein guter Rat, mit dem nun einer verwickelten Notlage nicht beizukommen konnte, oder den zu benutzen die Bedürftigen vielfach zu unbeholfen waren. So trat denn die Auskunftsstelle selber helfend ein. Nach eingehenden, durch die helfenden Mitglieder ausgeführten Recherchen, in denen man sich genau vom Stande der Verhältnisse überzeugt hatte, wurde oft eine ganze Hilfsaktion durch Inanspruchnahme verschiedener Stellen organisiert. Man setzte sich mit verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen in Verbindung, führte Besprechungen mit Familienangehörigen herbei, hielt Nachfragen bei Arbeitgebern, Gläubigern und Schuldnern; man beurlaubte Kinder und Kranke in geeigneten Anstalten unter, verschaffte Speise- und Milchmarken, suchte Stundung oder Nachlaß drückender Schuldforderungen bei Wirten und Gläubigern zu erlangen und suchte vor allem Arbeit und Erwerb zu verschaffen. Bei all dieser Hilfsthätigkeit tritt aber die Auskunftsstelle fast stets nur als Vermittlerin auf. Freilich bleiben immer noch genug Fälle übrig, für die bei keinem der zahllosen Vereine, noch bei der städtischen oder kirchlichen Armenpflege Hilfe zu finden ist. Hier tritt zuletzt die Auskunftsstelle auch mit materieller Hilfe ein.

Digitized by Google

Neben dieser pflegerischen und aufbauenden Thätigkeit der Auskunftsstelle läuft die bewahrende einher, die in der Ausmerzung unwürdiger Personen aus der Privatwohlthätigkeit besteht. Durch ihre genauen Recherchen und vielen Verbindungen hat die Auskunftsstelle schon viele Betrüger und professionelle Bettler entlarvt und so manche Bettelbriefadelei entdeckt. In krassen Fällen hat sie vor solchen Schwindlern in den Zeitungen gewarnt.

Diese genaue Kenntnisnahme von den Verhältnissen der Hilfesuchenden befähigt die Auskunftsstelle, auf Grund ihres umfangreichen Aktenmaterials sehr genaue Auskunft über die einzelnen Bittsteller zu erteilen. Nicht allein Wohlthätigkeitsvereine wenden sich um Auskunft an diese Stelle, auch die Gerichtsbehörden ziehen in Vormundschaftssachen oft Erkundigungen ein, und viele Private, die gewohnt sind, eine reiche Wohlthätigkeit zu üben, geben jedes Bittgesuch zur Prüfung hierher. Da die Prüfung stets mit einer zwanglosen Unterhaltung unter vier Augen mit dem Betreffenden im Bureau des Vereins beginnt und die Erkundigungen mit zarter Rücksicht eingezogen werden, so fällt jedes verletzende Moment dabei fort. Natürlich erwächst der Auskunftsstelle dadurch eine ungeheure Arbeitslast, aber sie will das Publikum zu einer planmäßigen Wohlthätigkeit erziehen, zu der Erkenntnis, daß zum rechten Wohlthun nicht nur Geld und Gutmütigkeit, sondern auch Arbeit und soziales Verständnis gehören. (Berliner Tageblatt.)

* * *

Der „Esel" als Erzieher, vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof von *.*. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1903. 62 Seiten. Preis 1 Mk.

Das humoristische Blatt der italienischen Sozialdemokraten, der von dem bekannten Kunstschriftsteller und Wagnerianer Guido Podrecca und dem aus einem alten vornehmen Adelsgeschlecht entsprossenen Karikaturisten Gabriele Galantara redigierte „Asino", hat neben der Vertretung der übrigen proletarischen Interessen vor allem den Kampf gegen den Klerikalismus auf seine Fahne geschrieben. Dieser Kampf ist schonungslos, ein Kampf bis aufs Messer. Doch das ist es nicht, was dem „Asino" seine eigentliche Bedeutung verleiht. Er bildet auch ein historisch überaus wertvolles Dokument antiklerikaler Wissenschaft, und zwar insofern, als er den Klerikalismus nicht nur mit Spott und Hohn, sondern auch auf akademisch-polemische Weise durch wissenschaftliche Kritiken und dokumentarische Veröffentlichungen befehdet. Das ist es, was den „Asino" — gegen den sich sonst manches sagen ließe — weit über alle satyrischen Blätter der Welt heraushebt.

In der vor uns liegenden Broschüre hat es der bekanntlich ultraantiklerikale Neue Frankfurter Verlag nun übernommen, einige der neueren Enthüllungen des „Asino" in Form von Briefen auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Die Form, in der er es gethan hat, ist freilich etwas sehr leicht. Als „Kampfschrift" dürfte die Broschüre, die man, wenn man die Berechtigung des innersten Kernes bedenkt, auch vom ethischen Standpunkt aus schätzen muß, jedoch zweifellos von nicht zu unterschätzendem Gebrauchswert sein.

R. Michels.

Druckfehler-Berichtigung.

Die Kürze der Zeit und die Entfernung des Herausgebers vom Erscheinungsort haben im letzten Sprechsaal-Artikel der Nr. 32 einige störende Druckfehler stehen lassen. Auf Seite 255, Spalte 1, Zeile 25 von unten soll es natürlich heißen: „Will man nach keiner Richtung hin Ja oder Nein sagen", und Zeile 17/19 von unten: „Kann diese ethische Prüfung vor Parteien, Institutionen und Weltanschauungen halt machen?

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind bis Ende August zu senden an Dr. R. Penzig, z. Z. Ostseebad Prerow, Haus Donkwortß

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hält ihre diesjährige Hauptversammlung am Sonnabend, den 3. und Sonntag, den 4. Oktober in Berlin ab. Die Verhandlungsgegenstände sind folgende:

1. Die Volkslektüre, ihre Bedeutung für das Volksleben und die Lesehallen in größeren, mittleren und kleinen Ortschaften. Referenten: Dr. Zaeschke, Stadtbibliothekar in Elberfeld, Lehrer Seichow in Strasburg i. U. und Pfarrer Hörnlein in Premslin.
2. Fortbildungsschulen für Mädchen. Referent: Schulrat Dr. Zwick, Berlin
3. Freiwillige Bildungsveranstaltungen in der Reichshauptstadt. Referent: J. Tews, Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Entwickelung des Berliner Fortbildungsschulwesens und der obligatorische Fortbildungsunterricht.

Nach einem Vortrage dargestellt von

Professor Dr. Glatzel,
Stadtverordneter in Berlin.

Preis: 60 Pfg.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Der Toleranzantrag des Zentrums im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche.

Von

Graf Paul von Hoensbroech.

81 Seiten 8°. Preis: 1,50 Mk.

Das neue Buch des bekannten Autors ist eine neue, scharfe Waffe im Kampf gegen den Ultramontanismus. Es liefert ein vorzügliches Material zur Kennzeichnung der geschichtlich feststehenden katholischen Toleranzlehre und -Praxis, die hinter dem Zentrumsantrag steht.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2513.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 22. August 1903. | Nr. 34.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein englischer Freidenker und Ethiker. Von Leopold Katscher.
Individuelle und soziale Interessen. Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko. II.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Der griechische Tempel. Von F. W. Foerster.
Glossen zur Tagesgeschichte.
Streiflichter:
Pius X. und die ethische Bewegung.
Wer hat angefangen?
Bücherschau.

Ein englischer Freidenker und Ethiker.

Von Leopold Katscher.

Von all den Bahnbrechern der englischen „co-operation", die das neue lohnsklavereiwidrige Evangelium des geschäftlichen Zusammenschlusses der Arbeiter vor sechzig Jahren zu predigen begonnen, lebt nur noch ein einziger: George Jacob Holyoake. In seinem 86. Jahre stehend, ist er der letzte in unsere Zeit hineinragende Jünger Robert Owen's. Das heilige Feuer, das der Gründer von Neu-Lonark ihm einst anvertraute, brennt in ihm noch heute mit der alten Helle fort. Hochbetagt, ist er den freiheitlichen Gerechtigkeitsidealen seiner Jugend treu geblieben. Freilich, geboren wurde er nicht mit diesen Idealen, sondern mit kirchlich-theologischen; aber als Jüngling rang er sich zum Freisinn, zum Freidenkertum, zum vernünftigen Radikalismus durch.

Er war von so armer Herkunft, daß er schon als kleiner Knabe nach den Schulstunden Geld verdienen mußte, indem er gegen einen Wochenlohn von 3—3½ sh. bei einem Klempner Griffe an Laternen lötete. Viel größeres Vergnügen machte es ihm, in einer Eisengießerei zu arbeiten, in welcher er, aus der Schule genommen, untergebracht wurde. Für diese Beschäftigung hatte er besondere Begabung; er sagt in seinen fesselnden Denkwürdigkeiten („Sechzig Jahre aus dem Leben eines Agitators", London, Unwin's Verlag, 3. Auflage 1896): „Ein Blick genügte mir zur Bestimmung der Qualität von Stahl und anderen Metallen. Als junger Bursche konnte ich besser Stahlarbeiten machen als Männer, die doppelt so alt waren und doppelt so viel Lohn erhielten." Noch mit siebzig Jahren zog er das Hammerschwingen jeder anderen Leibesübung vor. Die gründliche Beherrschung des Handwerks verlieh ihm jederzeit ein Unabhängigkeitsgefühl; denn wenn das Sprechen, das Unterrichten, das Schreiben versagten, war er immer für die Werkbank bereit.

In seinem 21. Jahre verheiratete er sich mit einer Kirchenchorsängerin, der Tochter eines Soldaten. Diese prächtige Frau besaß starken Charakter und soldatischen Mut. In den vierzig Jahren ihrer Ehe äußerte sie nie ein Wort des Vorwurfs, obgleich gar oft Schmalhans Küchenmeister war; im Gegenteil, sie bestärkte ihren Mann stets in seinen ernsten Ueberzeugungen und in seinem festen Entschluß, unter allen Umständen seine Pflicht zu thun. Und die Umstände waren oft recht widrig. Holyoake, der ein tüchtiger Autodidakt geworden war und das Handwerk teilweise aufgegeben hatte, um sich der Laufbahn eines Vortragenden zu widmen, verdiente oft so wenig, daß sie kaum das Nötigste zu essen hatten; in solchen Fällen lebten sie von Senf und Brunnenkresse, die die junge Gattin in einem kleinen Beet zog. „Mit seiner Willenskraft und seinen Fähigkeiten", schreibt W. T. Stead, „hätte er, wenn er dazu geneigt gewesen wäre, reich werden können; aber er zog dem Reichtum das Bewußtsein vor, das zu thun, was er thun zu sollen glaubte." Wenn er etwas für unrecht hielt, ruhte er nicht, bis es nach Möglichkeit in Ordnung gebracht war. Dabei half ihm seine Frau nach Kräften. Er sagt, daß er nur selten gegen ihren Rat handelte, ohne es zu bedauern. „Sie hatte drei bei Frauen ungewöhnliche Eigenschaften: Menschenliebe, Wahrheitsliebe, Stolz. Ihr Stolz äußerte sich nicht bloß in Selbstachtung, sondern auch in Freiheit von jeder Abhängigkeit von Andren. Sie borgte sich nie Geld, hatte daher nie auch die kleinste Schuld. Der Gedanke, daß ihr Mann öffentlich über Reformen sprechen und dabei Jemandem Geld schulden solle, war ihr undenkbar."

Die Bekanntschaft mit dem Sozialreformer Owen sollte unserem Manne Richtung geben und seine Anschauungen gründlich verändern. Bis dahin war er ein gewöhnlicher Kirchengläubiger gewesen — so sehr, daß er, als Owen zum erstenmal nach Birmingham, Holyoakes Vaterstadt, kam, vor der Gefahr zurückschrak, sich dem Einfluß der Owen'schen Lehren auszusetzen; denn dieser Reformpediger galt für einen Ungläubigen. Wenn er dennoch zu einem Vortrag desselben ging, so geschah es nur, weil er in seiner Fabrik arg auf ihn schimpfen hörte und er sich ein eigenes Urteil bilden wollte. Er fand, daß seine Angst vergeblich war und daß die Darlegungen Owen's sehr vernünftig und in ethischer Hinsicht einwandsfrei waren. Ohne sich für dessen Anhänger zu halten, berichtete er den Genossen in der Werkstätte über seine Eindrücke. Die Genossen betrachteten ihn von nun an mit scheelen Blicken und erklärten eines Tages ihn

Digitized by Google

selbst für gottlos, weil er Owen angehört habe. Damals noch strenggläubig, war er über diese falsche Beschuldigung empört und hielt es für geboten, die gegen Owen erhobenen Beschuldigungen genauer zu untersuchen. Er studierte daher Owen's Lehren gründlich — mit dem Ergebnis, daß sie ihm völlig einleuchteten. Bei seinem Naturell konnte die Folge dieser Erkenntnis nur sein, daß er sich mit Leib und Seele auf die Verbreitung der neuen Wahrheiten verlegte, deren Kern die sittliche Hebung der Menschheit durch die Besserung ihrer sozialen Lage war, und zwar auf genossenschaftlichen Grundlagen; „Bildung, Erholung und ein genügendes Einkommen sollten Allen zuteil werden."

Owen war ein großer und rastloser Agitator dabei ein liebenswerter, reizender Mensch, allein ihm fehlte die nötige Vielseitigkeit oder Abwechslung in der Darbietung seiner Ansichten. Er erkannte, daß Holyoake diesen Mangel nicht besitze und stellte ihn deshalb als einen der Vortragenden in dem von ihm gegründeten bedeutenden „Sozialistenverein" an. Holyoake verlieh der Sache einen freidenkerischen Grundzug: „Gutes thun, heißt gut sein; es ist gut, Gutes zu thun; wenn es einen guten Gott giebt, so kann es nichts Besseres geben, als die Güte." Keine Religion könne höher stehen als die Wahrheit; und es sei möglich, die Gesellschaft in vernünftiger Weise umzugestalten — dazu bedürfe es nicht der Vorbedingung der bindenden Anerkennung dieser oder jener Lehre vom künftigen Leben. Mit Feuereifer warf er sich auf die Förderung der jungen Genossenschaftsbewegung; in diesem Gebiet hat er sechzig Jahre lang Großes geleistet, und noch heute leistet er darin Bedeutendes. Trotz allen Enttäuschungen, die er bezüglich des Tempos der Bewegung erleben mußte, sieht er sehr hoffnungsvoll in die Zukunft; er ist fest überzeugt geblieben, daß die Zeit kommen werde, da „jeder Arbeiter an den Geschäften der Unternehmung ein unmittelbares persönliches Interesse" haben dürfte.

Neben seiner Thätigkeit als Genossenschaftsapostel entfaltete er allmählich eine immer intensivere im Interesse des Freidenkertums. Gleich seinem berühmten Freund Bradlaugh, dem „Eidverweigerer", hielt er zahlreiche „gottlose" Vorträge; wegen eines solchen kam er vor Gericht und wurde trotz seiner einstündigen glänzenden Verteidigungsrede — er war damals 24 Jahre alt — zu halbjährigem Kerker verurteilt. Es war dies die letzte Verurteilung wegen Religionsvergehen in England; im Gegensatz zu Deutschland und Oesterreich hat man dort längst erkannt, daß sich religiöse oder religionswidrige Meinungen nicht mit Polizei, Gericht und Gefängnis bekämpfen lassen. Während der Gefangenschaft legte er Proben seiner Energie und Gesinnungstüchtigkeit an den Tag. Vor allem weigerte er sich, Sträflingskleider anzulegen. Er sagte, das sei die Gewandung von Verbrechern, aber er sei kein Verbrecher; wenn man darauf beharre, daß er sie trage, müsse man ihn täglich ankleiden. Sodann lehnte er es ab, den Morgengottesdienst in der Hauskapelle zu besuchen, weil er kein Heuchler sein wolle; sei seine Anwesenheit unerläßlich, so müsse man ihn gewaltsam hinschleppen. Da die Kerkerleitung wußte, daß das Ministerium des Innern die Verfolgung und Verurteilung Holyoakes mißbilligt hatte, ließ sie also fünf grade sein und erlaubte dem Widerspenstigen sogar, in dem gemeinsamen Saal eine Anzahl von Sträflingen in allerlei nützlichen Dingen zu unterrichten. Auf seinen Wunsch gestattete ihm die Regierung, bis 9 Uhr abends aufzubleiben; da aber der gerichtliche Ueberwachungsausschuß ihm weder Beleuchtung noch Heizung lieferte und es schon um 4 Uhr finster war, nützte ihm jene Erlaubnis wenig. „Ich begann damals, meinen Unglauben an eine jenseitige Verdammnis zu bedauern, denn ich konnte diese Richter an keinen angemessenen Platz wünschen." Um die Zeit aber auch im Dunkeln wenigstens einigermaßen auszunutzen, ersann er mit Hilfe eines verborgenen Buchdeckels eine Vorrichtung, die ihm das Schreiben von Artikeln für das „Orakel der Vernunft" im Finstern schlecht und recht ermöglichte. Zwei Monate lang fror er unablässig.

Um zu zeigen, daß die Kerkerstrafe ihn nicht kirre gemacht, wiederholte er fast unmittelbar nach seiner Freilassung in Gegenwart einer großen Zuhörerschaft die Worte, wegen deren er verurteilt worden war. Diesmal ließ man ihn in Ruhe und, wie gesagt, auch später. Uebrigens schließt seine Atheismus-Schattierung „eine sehnsüchtige Hoffnung auf Unsterblichkeit sowie eine dankbare Verehrung der Bibel nicht aus", wie Stead bemerkt. Er hat sehr oft die Abfassung einer neuartigen Bibelausgabe geplant, welche sich auf das für die Gegenwart Wichtige beschränken und alles wertlos Gewordene ausmerzen würde. Er meint: „Man könnte der Menschheit kaum einen größeren Dienst erweisen als durch das allgemeinste Zugänglichmachen des Kernes der Bibel, denn sie enthält den besten Ausdruck unsrer edelsten Ideale und hat seit zahllosen Generationen die Bestrebungen der Menschheit nach besseren sozialen Zuständen inspiriert." In den Worten Jesaias': „Meine Leute werden Häuser bauen und sie bewohnen, Weingärten pflanzen und deren Früchte essen; sie werden nicht dauen, damit Andere wohnen. nicht pflanzen, damit Andere essen; sie werden nicht vergebens arbeiten" sieht er eine Vorahnung der Genossenschaftsbewegung.

Eine Person und ein Autor habea ihn, von Robert Owen abgesehen, ganz besonders beeinflußt: seine Mutter und Euklid. „Meine Mutter war eine puritanisch gesinnte Frau mit klaren, entschiedenen Ideen; sie wollte ihre Kinder ehrenhaft, wahrheitsliebend und fromm sehen und war ihnen stets ein Vorbild." Sie erzog alle elf Kinder zur Gottesfurcht, während ihr Gatte mehr heidnisch und menschlich gesinnt war. George Jacob hat von ihr die puritanische Sittenstrenge, von ihm den Freisinn geerbt. Und was Euklid betrifft, so fesselten dessen Schriften ihn stets außerordentlich infolge der Klarheit, Mäßigung und Unwiderstehlichkeit der Argumentation. Als Knabe schrieb er alle sechs Bücher ab — erstaunlicherweise ohne einen einzigen Klecks oder eine einzige Radierung. Dabei waren alle Figuren und Diagramme an ihrem richtigen Platz. Freilich — „es war eine schwierige Arbeit, denn ich war zu arm, um das nötige Zeichenwerkzeug kaufen zu können; aber ich machte mir aus Eisenblechstücken eigene Instrumente."

Unser Held ist in Wahrheit eigentlich ein Individualist. Die Vergenossenschaftung betrachtet er als einen auf Individualismus beruhenden Sozialismus, als einen „freiwilligen" Kollektivismus mit den Vorzügen des Individualismus und ohne die Nachteile des Marxismus. Daher tritt er gegen die Staatseinmischung auf. Ein strammer Verfechter der sozialen Gerechtigkeit, will er in allen Fällen die persönliche Freiheit unangetastet wissen. Darum hat er sich immer für die Redefreiheit ins Zeug gelegt, hat er an der Abschaffung der Papiersteuer, der Zeitungskaution und des Zeitungsstempels in hervorragender Weise mitgewirkt. Auch die Aufhebung der Transportsteuer auf Eisenbahnfahrkarten dritter Klasse war größtenteils ihm zu verdanken; die Benutzung des britischen Diplomaten- und Konsulardienstes zur Sammlung der für die Arbeitswelt wichtigen Mitteilungen über ausländische Lohn- und andere einschlägigen Verhältnisse ist sogar ausschließlich ein Ergebnis der Bemühungen Holyoakes.

Nach vierzigjähriger Ehe mit seiner ersten Frau verheiratete er sich als Sechziger zum zweitenmal, und die

Digitized by Google

Thatsache, daß er ein so hohes und angenehmes Alter erreicht hat, beweist am besten, wie gut für ihn gesorgt ist. Er lebt in der prächtigen Seestadt Brighton, dem berühmten Badeort, macht aber noch immer viele Reisen, um Vorträge zu halten oder Versammlungen beizuwohnen. Ueberhaupt entfaltet er noch eine erstaunliche Thätigkeit. Jüngst nach dem Geheimnis seiner wunderbaren Elastizität befragt, antwortete er: „Sehr einfach! Ich war stets in allem mäßig, sogar in der Mäßigkeit." Als Gladstone ihm ein Gnadengehalt anbot, lehnte er dieses mit der Begründung ab, er habe genügend zum Leben, auch könne er als alter Reformer sich nicht aus Steuergeldern erhalten lassen. So hat er sich denn seine Gesinnungstüchtigkeit und Konsequenz dauernd bewahrt — ein Umstand, der ihm die allgemeinste Achtung und Verehrung gesichert hat. Zu seinen besten Freunden gehörten Garibaldi, Mazzini und John Bright, während er mit Herbert Spencer noch jetzt intim ist. Außer seinen bereits erwähnten Memoiren, die eine spannende Lektüre bilden, hat er 1878 eine zweibändige, berühmt gewordene „Geschichte des englischen Genossenschaftswesens" und 1892 ein ausgezeichnetes Buch über „Die heutige Genossenschaftsbewegung" herausgegeben.

Individuelle und soziale Interessen.

Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko.

II.

Wenn Maudsley die Liebe den Anfang aller sozialen Instinkte nennt, so hat er damit eine herrliche Wahrheit ahnungsvoll verkündet, aber nicht erschöpft: Liebe ist an und für sich überhaupt sozialer Instinkt; sei es nun die Liebe zum Weibe, zur Familie, zum Stamm, zur Nation oder zur ganzen Menschheit selbst, immer ist es die im tiefsten Empfinden wurzelnde, also zum Instinkte gewordene Erkenntnis, daß die Wohlfahrt des betreffenden Einzelnea in der Wohlfahrt des Anderen, resp. der Gesamtheit begründet ist. Was nicht auf dieser Erkenntnis basiert, sollte nicht mit dem Namen Liebe bezeichnet werden: der rohe Geschlechtstrieb, so wie die unbewußte, tierische Mutterliebe, die sich auch zu unserer Zeit noch so stark in verfehlter Erziehung geltend macht, sind primitive Instinkte, verdienen deshalb nicht, Liebe genannt zu werden.

Liebe beruht auf einem wohlberechneten Tausche von Rechten und Pflichten. Der natürliche Trieb des Individuums läuft selbstverständlich darauf hin, möglichst viel zu nehmen uad möglichst wenig dafür zu geben, während die sozialen Gesetze jeden Vorteil mit einer Pflicht belegen. Darauf gründet sich die Ehe; hier muß die Befriedigung eines individuellen Bedürfnisses mit einem Tribut an die Gesamtheit bezahlt werden: mit der Erzeugung und Erziehung einer lebensfähigen Generation. Wo das unterbleibt und Liebe als Selbstzweck auftritt, ist sie antisozial und also unmoralisch, mag sie auch durch die holdeste poetische Auslegung verklärt sein. Es ist ein gefährlicher Irrtum gewisser moderner Autoren, von der „Heiligkeit des Naturtriebes" zu reden und eine Verletzung desselben als ein „Verbrechen gegen die Individualität" zu bezeichnen. Das Individuum kann kein Gesetz geben — Gesetz ist immer ein Abkommen zwischen mehreren Individuen — Moral in diesem wie in jedem Punkte nur, was der Gesellschaft dient: also kann es gegen die Individualität kein Verbrechen geben. Ein Mann, der liebt, ohne zu heiraten und die Zukunft seiner Nachkommen nach Möglichkeit zu sichern, genießt Vorteile, ohne Pflichten zu erfüllen, ist ein Feind der sozialen Gesetze. Ganz unnütz aber ist es, den Erweis zu führen, daß der Mann seinen eigenen Interessen besser dienen würde, wenn er sich auch hier den Geboten der Gesellschaft fügen würde, die ihm die Ehe und die Gründung einer Familie auferlegen. Denn in diesem speziellen Falle ist die Gesellschaftsmoral, als aus dem Instinkt der Rassenerhaltung geboren, die Hüterin der Gesundheit und des physischen Wohlergehens des Einzelnen und es braucht keiner weiteren Illustration dazu. Ganz anders steht jedoch der Fall, wenn die Ehe selbst in trügerischer Absicht, nicht allein den Geboten der Rassenerhaltung entsprechend, geschlossen ist. Ein allzureger Erwerbstrieb, der zu einer Geldheirat führt, so wie ein blinder, toller Geschlechtstrieb, der zu kopflosea Ehen mit unwürdigen Personen führt, sind beides primitive Instinkte, und in beiden Fällen hat sich das Individuam zur Befriedigung derselben nur zu einer Konzession an die Gesellschaftsmoral bequemt, da es die Ehe schloß. Da die Ehe in solchem Falle also Mittel zu einem anderen Zwecke war, als zur Erfüllung ihres einzig natürlichen: der Rassenerhaltung — so mußte sie natürlich übel ausfallen, und in diesem Punkte ist sie verdammenswert.

Wir sagen dagegen, eine Ehe sei wohlgeraten, wenn der Rasseninstinkt (s. Schopenhauer) zwei Individuen zusammengeführt hat, deren Eigenschaften, einander ergänzend und ausgleichend, der Grüadung und Entwicklung einer folgeaden Generation am besten dienen. Dieser Rasseninstinkt äußert sich in jedem normalen Menschen als „monogamistischer Instinkt" oder „Familiensinn" und bethätigt sich unbewußt in der Liebe dieses Mannes zu einer „anständigen" oder „tugendhaften" Frau, d. h. einer solchen Frau, welche die soziale Moral ihrer Zeit verkörpert.

Soweit der Selbsterhaltangstrieb in Frage tritt, hat die Gesellschaftsmoral den Austausch zwischen Geben und Nehmen durch bestimmte Gesetze reguliert — Gesetze freilich, die noch nicht stark genug sind, einzelne böse and listige, d. h. mit besonders stark entwickeltem Selbsterhaltungstriebe begabte Individuen an der Uebervorteilung schwächerer Brüder zu hindern. Immerhin bezeichnet die Gesellschaft eine öffentliche oder heimliche Bethätigung dieses Triebes über die vorgesteckten Grenzen hinaus als „unanständig" oder „unmoralisch" und, sowie er mit geschriebenen Gesetzen in Konflikt kommt, als „Verbrechen". Diebstahl, Raab, Wucher, Betrug in jeder Gestalt, marktschreierische Reklame für minderwertige Ware sind Triumphe des primitiven Selbsterhaltungstriebes über den sozialen Instinkt. Wo aber die Tauschgesetze so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß sie zum Instinkt geworden und sich als unbewußte Gerechtigkeit äußern, nennen wir sie Menschenliebe.

Menschenliebe wird immer aus der Erwägung geboren: „Wie kommst Du dazu, bei geringer Arbeit so viel mehr zu besitzen, als Dein hart schaffender Bruder? Welches Recht hast Du, ihn auszunützen?" Sie wird, aus einem unbewußten Gefühl der Zusammengehörigkeit heraus, die Leiden des Nächsten als eigene Leiden empfinden, wird sich bemühen, sie zu lindern, und selber Erleichterung dabei finden. Wie tief dieser Instinkt heute schon in unserem Naturell begründet ist, beweist der Umstand, daß uns der Anblick des Leidens eines Mitgeschöpfes irritiert und wehthut, etwa wie an einem Körper ein Auge oder ein Arm höchst empfindlich in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn das korrespondierende Körperglied verletzt ist. Wilde oder Verbrecher haben diese Empfindlichkeit nicht, das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit mangelt ihnen oder erstreckt sich höchstens auf einen kleinen Kreis: ihre Familie, bei Wilden: ihr Stamm. Man kann in überseeischen Kolonien oft genug beobachten, daß anständige und gegen ihresgleichen sogar wohlthätige und wohlwollende Europäer eine absolute Gefühlslosigkeit und Skrupellosigkeit gegen Eingeborene an den Tag legen. Bei diesen Leuten erstreckt sich der soziale Instinkt, das

Digitized by Google

Zusammengehörigkeitsgefühl nur auf ihre Rasse. Derselben Erscheinung entspringt die Roheit der Wilden gegen Europäer, über welche sie Macht gewinnen.

Wenn ein Europäer sich Eingeborenen oder Wilden gegenüber skrupellos, betrügerisch und habgierig zeigt, so stellt auch das einen Atavismus (wie jedes Verbrechen!) dar, d. h. einen Rückfall in die Instinkte einer früheren Zeit, wo die einzelnen Rassen und Stämme in erbittertem Kampfe miteinander lagen. Unsere Kultur gebietet uns gleiche Liebe gegen alle Menschen ohne Rassenunterschied, ja, sie schließt selbst das Tier in diesen Moralkreis ein, indem sie es vor brutaler Ausnützung schützt. Der civilisierte Mensch „liebt" auch das Tier, d. h. er bezahlt die Dienste, die es ihm leistet, mit Nahrung und Pflege und oft mit einer grenzenlos mühsamen Sorgfalt der Behandlung. Diese „Liebe" entspringt natürlich auch der Erkenntnis, daß aus einem wohlgepflegten Tier mehr Vorteil zu holen ist, als aus einem mißhandelten, also aus einem — erweiterten — sozialen Interesse. Baumschutz und Pflanzenschonung verkörpern die Moral, auf das Pflanzenreich erstreckt, d. h. immer den Austausch von Pflichten gegen Vorteile. Niemand wird behaupten, daß ein Gärtner oder Viehzüchter nur von seinen Gärten, von seinen Herden lebt: er lebt ebensosehr für dieselben, er arbeitet für sie, wie sie für ihn; er giebt und nimmt in gleichem Maße. Hier äußert sich der soziale Instinkt als Fleiß, Sorgfalt, Geschicklichkeit der Behandlung, während der primitive Instinkt als Faulheit und Nachlässigkeit, die bei möglichst wenig Arbeit möglichst viel genießen will, zu Tage tritt.

Es ist selbstverständlich, daß unter „Liebe" auch hier nicht ein absolutes Verkümmern des Selbsterhaltungstriebes, ein vernunftloses Aufopfern verstanden wird. Ein Mensch, der blindlings wohlthut und über jeden Jammer Thränen vergießt, leidet an einer krankhaften Uebertreibung des sozialen Instinktes, ebenso wie ein Mensch, der aus Tierliebe Mäuse und Insekten in seinem Hause ungestört ihr Spiel treiben ließe. Die Liebe ist in einem solchen Menschen zu einer ungesunden Empfindsamkeit ausgeartet, wie die Empfindlichkeit der Nerven in Hyperästhesie ausarten kann. Die höchste Moral wird nie ein vollständiges Unterdrücken des Selbsterhaltungstriebes verlangen, so wenig wie ein Unterdrücken des Fortpflanzungstriebes — sie wird ihre Bethätigung nur regeln, und die Wage, die sie dabei anwendet, wird Vernunft genannt. In dieses Gebiet gehört z. B. auch die Jagd, die zum Schutze und zur Ernährung des Menschen berechtigt und notwendig ist. Die Jagd aber als Selbstzweck, zum Vergnügen zu betreiben, ist genau so unmoralisch,*) wie Liebe als Selbstzweck zu üben. Daß Beides in unserer Gesellschaft unangefochten geschieht, ist noch keine Gewähr für seine Berechtigung.

Wenn aber eine krankhafte Ausartung des sozialen Instinktes nicht im Interesse des Individuums liegt — was ohne Weiteres einleuchtet —, so wäre eine einseitige Entwickelung der primitiven Instinkte noch viel verderblicher. Faulmann sagt in seiner Kulturgeschichte, daß sich in gewissen Gewohnheiten zivilisierter Völker „die Natur selbst vernichten zu wollen scheine." Er meint damit den Genuß des Alkohols, der in gewissem Maße, zu gewissen Zeiten und Zwecken schon bei den primitivsten Völkern vorkam, also ohne Zweifel naturgemäß und lebenfördernd gedacht werden muß, wie auch das Rauchen. Sobald aber diese primitiven Lebensbedürfnisse Selbstzweck und also Gewohnheit geworden sind, zeigen sie sich von furchtbar zerstörender Wirkung. Dieselbe Regel läßt sich von jedem Bedürfnisse aufstellen, das den ihm angewiesenen Dienst der Rassenerhaltung aufgiebt und sich als Alleinherrscher aufspielt. Wenn der Selbsterhaltungstrieb zum Geiz ausartet, vernichtet er die Lebensfähigkeit seines Trägers, anstatt sie zu fördern. Wohin es kommt, wenn der Fortpflanzungstrieb ausartet und wuchert, braucht keiner weiteren Erörterung. Es hat auch Zeiten gegeben und giebt jetzt noch Individuen und Kreise, wo das Essen zum Selbstzweck wurde: Gicht und Magenleiden folgen unvermeidlich, und, wenn man alten Völkerglauben zur Bürgschaft nehmen kann, Anlage zu Krebsleiden und Empfänglichkeit für Gifte.

Niemand soll einwenden, das diese Bedürfnisse, als vorhanden, respektiert werden müssen. Bedürfnisse, primitive Instinkte können ausgebildet und entwickelt werden, wie alles andere. Wie man die Kuh, die ursprünglich nur zur Kälberzeit Milch gab, in Europa durch anhaltendes Melken zu fortgesetzter Milchproduktion gebracht hat, so hat eine verderbliche Ueberkultur auch den Alkoholgenuß, das Rauchen und den Geschlechtstrieb durch fortgesetzte Uebung bei ganzen Kreisen zu einem dauernden Bedürfnis gestaltet. Sehr richtig bezeichnet man diesen Zustand mit Degeneration. Der eine individuelle Instinkt hat in solchen Menschen jeden anderen, und natürlich auch alle sozialen Instinkte vollkommen überwuchert; der Trieb der Rassenerhaltung, im normalen Menschen so stark, ist abgestorben, der Familiensinn verloren. Daß ein Staat, der zahlreiche solche Individuen enthält, sich auflösen muß, liegt auf der Hand, denn jede Ausartung eines individuellen Instinktes ist anti-sozial, also gesellschaftzerstörend.

Bis zu welchem Maße ein Instinkt ausarten kann, zeigt z. B. die Eitelkeit mancher Frauen, die ihr Kind nicht selbst nähren, um ihre Schönheit nicht zu gefährden. Hier hat also ein ursprünglich ganz harmloser, dem Fortpflanzungstrieb untergeordneter, also sekundärer Instinkt die Herrschaft über den gewaltigen, primären Instinkt der Mutterschaft gewonnen. Andererseits kann aber auch der soziale Instinkt über die Stränge schlagen und Wunderliches produzieren: so ist die Ehelosigkeit oder das Keuschheitsgelübde des katholischen Priesters auf ein Verkümmern des individuellen Fortpflanzungstriebes zu Gunsten eines — wenn auch beschränkten — sozialen Instinktes gegründet, denn es war jedenfalls die Einsicht, daß das Zusammenhalten und damit die Macht einer Priestergemeinschaft durch Familieninteressen gefährdet werden müsse, die diese Verirrung geboren hat. Die Soldatenehre, wie sie in Kriegszeiten verstanden wird, stellt ein Verkümmern des Selbsterhaltungstriebes im Dienste des — sozialen — Nationalgefühles dar.

Man kann, wenn man genau zusieht, in jeder krankhaften oder wunderlichen Erscheinung des Lebens ein Ueberwuchern oder Ausarten des einen oder des anderen Instinktes wahrnehmen — wobei ich mich aber beeile, hinzuzufügen, daß obige Adjektive „krankhaft" und „wunderlich", so wie etwa „gut" oder „böse" nur von unserm momentan noch sehr beschränkten, rein menschlichen Standpunkte aus gegeben sind. Es scheint in der That eine gewisse Absicht darin zu legen, daß jeder dem Menschen innewohnende Instinkt in eine Art Uebertreibung ausarten muß, um die Reaktion zu wecken, in welcher der Fortschritt liegt. Wenn wir aber auch ahnen, daß derartige Uebertreibungen und Auswüchse von der Natur zu irgend einem Zwecke gewollt sind — so lange wir den Zweck nicht erfassen, müssen wir gegen die

*) Bei dieser heute üblich gewordenen summarischen Verurteilung der Jagd wird unseres Erachtens ganz der vortreffliche erziehliche Charakter der Jagd vergessen. Der waidgerechte Jäger ist zunächst mindestens ebenso Heger und Pfleger des Wildes, als der Viehzüchter. Und die fast unersetzliche Ausbildung von Kraft, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart, Beobachtungsgabe u. s. w., wie sie die Jagd fördert, läßt doch auch dieses „Vergnügen" in wesentlich anderem Lichte erscheinen.

Die Red.

Digitized by Google

unser augenblickliches persönliches und individuelles Wohl gefährdenden Mittel Front nehmen. Wir müssen allen in uns thätigen Eigenschaften und Instinkten ihren, der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung entsprechenden Platz anweisen, sei es auch in der Ueberzeugung, daß die ganze Gesellschaft und alles Sein augenblicklich in ein großes gähnendes Nirvana versinken würde, wenn diese im Ideale angestrebte Ordnung plötzlich Realität werde würde. Wir können uns ganz klar darüber sein, daß die Natur uns grimmig narrt, wenn sie uns Frieden, Harmonie, Gleichgewicht aller Kräfte, Kampf- und Leidlosigkeit anstreben und erflehen läßt — da doch Leben nur im Kampfe begründet ist und die Idee eines absoluten Friedens so unfaßbar furchtbar ist, daß man die Gehirne beneiden könnte, die nie dazu gekommen sind, sie sich auszumalen: das hilft uns nichts! Wir sind Glieder der menschlichen Gesellschaft und ihren Instinkten unterworfen, und müssen, wohl oder übel, ihre Ideale fördern, wenn wir glücklich sein wollen. Denn was wir Glück nennen, ist eben Befriedigung all dieser durch Tausende und Tausende von Jahren in uns etablierten Instinkte, und wir empfinden die Vernachlässigung eines einzigen davon als Leid oder Mangel, wie wir seine Uebertreibung oder Ausartung als Leidenschaft empfinden. Wir haben zu gegebener Zeit Hunger, nicht allein nach Fleisch und Brot oder nach Liebe, sondern auch nach menschlichem Verkehr, Erfolg, Geselligkeit, ästhetischen Genüssen, eventuell sogar Hunger nach Arbeit, heftiger Bewegung und Thätigkeit. In der Befriedigung all dieser Triebe liegt Glück, und dieses endet, sobald der Trieb andauernd vorherrscht, d. h. zur Leidenschaft wird, eben weil dann Sättigung nicht mehr möglich ist.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Der griechische Tempel.

Ihr habt gewiß schon gelesen von dem berühmten Apollotempel in Delphi, wo die Wahrsagerin in heißen Erddämpfen auf dem Dreifuß sitzt und die Zukunft weissagt. Dieser Tempel trug die Inschrift: „Erkenne dich selbst". Das war das Wichtigste und Erste, was der Gott Jedem zurief, der ihn um die Zukunft befragen wollte. Nun könnte man sagen: Giebt es nicht viele Dinge, die noch weit wichtiger sind und noch eher an den Giebel des Tempels gehört hätten? Z. B. der Spruch: „Liebe deinen Nächsten" oder „Beherrsche dich selbst"? Warum war wohl die Selbsterkenntnis gewählt als das Dringendste und Weiseste? Nun gewiß, weil man weder seinen Nächsten wirklich lieben, noch sich selbst beherrschen kann, wenn man sich nicht selbst erkennt. Wer z. B. garnicht weiß, daß er jähzornig oder gierig oder klatschsüchtig ist, der wird auch garnicht auf den Gedanken kommen, sich Zügel anzulegen und auf sich acht zu geben. Er denkt, an ihm sei überhaupt nichts zu verbessern. Er sei ein Prachtkerl. Das Wort hat neulich Tante Anna von ihm gebraucht, er hat es gehört und verläßt sich nun auf diese Censur — obwohl er ganz gut weiß, daß Tante Anna keine Ahnung davon hat, wie es in ihm aussieht. Solche Menschen ohne Kenntnis ihres eigenen Innern nennt man — eingebildet; sie sind wie stehengebliebene Uhren; denn da sie sich für vollkommen halten und ihre Fehler nicht sehen können, so wachsen sie natürlich auch nicht weiter, sondern bleiben einfach stehen. Habt Ihr einmal einen Mann mit einer Knabenstimme gehört? Das klingt so komisch, daß man sich garnicht daran gewöhnen kann. Genau so komisch aber ist's, wenn der Körper eines Menschen immer weiter wächst, während der inwendige Mensch sein Knabenbenehmen behält und ein eitler und ungezogener Flegel bleibt. Denkt Euch, ein Flegel mit einem Barte, der womöglich sogar „Herr Doktor" angeredet wird! Und das kommt alles von der mangelnden Selbsterkenntnis. Nur wer sich kennt, kann sich beherrschen — genau so, wie ein Zugführer eine Lokomotive nur beherrschen kann, wenn er alle ihre Teile genau kennt und weiß, wieviel Heizung der Kessel verträgt und welche Ventile er öffnen und schließen muß und welche Teile besonders vorsichtig geölt werden müssen.

Mit der Nächstenliebe ist es genau so. Ohne Selbsterkenntnis ist sie nicht möglich. Stellt Euch vor, Ihr kämet mit irgend jemand in Zank und Unfrieden z. B. mit Eurer Schwester oder Eurem Bruder. Die Ursache davon liegt vielleicht darin, daß in Eurem Tone etwas Barsches und Aufreizendes liegt, oder auch etwas Hochmütiges. Ihr aber wißt das garnicht, sondern sucht die Schuld immer nur beim Andern. Oder Ihr verwundet ihn durch Eure Behandlung an einer empfindlichen Stelle, sodaß er außer sich gerät. Ihr habt ihn lieb und wünschtet, es ließe sich ein anderer Ton des Verkehrs finden — aber immer wieder geht's in das Geleise des Haders. So giebt's viele Menschen, die allmählich ganz verbittert werden und sich in die Einsamkeit zurückziehen, weil sie entdecken, daß keiner sie gern mag, jeder ihnen aus dem Wege geht und Hilfe und Teilnahme versagt. Hätten sie rechtzeitig eine Entdeckungsreise in ihr eigenes Innere angetreten, so hätten sie dort vielleicht allerhand häßliche und abstoßende Eigenschaften gefunden, die schuld waren an ihrer Vereinsamung. Darum hat es einen tiefen Sinn, wenn über dem Tempel, wo den Menschen eine Zukunft geweissagt wird, der Spruch steht: Erkenne dich selbst. Denn der Mensch, der sich selber durchschaut, der hat seine Zukunft zu einem großen Teil in der Hand, weil er sich rechtzeitig ändern kann, ehe es zu spät ist, und weil er seine Fehler und Irrtümer erkennt und sie in Zukunft vermeiden kann — während der Verblendete niemals etwas lernt, weil er die Ursachen seines Schicksals immer nur in den Fehlern der Andern sucht.

Stellt Euch z. B. einen Fabrikanten vor, der seinen Arbeitern allerlei Wohlthätigkeitseinrichtungen schenkt und sich dann darüber beklagt, daß die Leute so undankbar seien. Nun giebt es gewiß in allen Klassen undankbare Menschen — aber zuerst sollte sich der Fabrikant doch einmal fragen, ob er nicht vielleicht selber daran schuld ist, daß seine Arbeiter nicht recht froh werden über das Geschenkte — ob er vielleicht zu sehr den gnädigen Herrn gespielt und zu wenig daran gedacht hat, daß das Schenken eine sehr schwere Kunst ist. Oder stellt Euch vor, daß jemand in seinem Geschäft keinen Erfolg hat. Das Richtige ist denn doch, daß er zuerst einmal fragt: welche Fehler habe ich gemacht? War ich unordentlich, bin ich nicht arbeitsam genug gewesen, war ich nicht aufmerksam und höflich genug gegen die Kunden, oder habe ich vielleicht für diesen Arbeitszweig nicht genug Gaben und Kenntnisse? Wenn er alle diese Fragen ehrlich beantwortet, kann er vielleicht noch sein Glück machen. Schiebt er aber alles auf die schlechten Zeiten ꝛc., so wird er es nie zu etwas bringen, denn für den, der keine Selbsterkenntnis hat, sind alle Zeiten schlechte Zeiten.

F. W. F.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Das Ende des Nationalsoziolismus.

Die Auflösung der nationalsozialen Partei und ihr Anschluß an die Freisinnige Vereinigung hat Anlaß zu vielen Erörterungen in der Presse gegeben. Es wird mit Recht bezweifelt, daß diese Verschmelzung das bewirken wird, was ihre Befürworter und Förderer hoffen, eine Stärkung des Gesamtliberalismus. Es sind zu ungleichartige Elemente, die hier zusammenkommen, und nach den bisherigen Erfahrungen ist nicht anzunehmen, daß die Nationalsozialen eine wertvolle Zugabe bilden werden für Parteien, die den Anspruch erheben, auf die Politik noch einen, ob auch nicht sehr bedeutenden Einfluß auszuüben, die aber bei diesem Bemühen bisher schon mit immer wachsenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Die Nationalsozialen haben sich seit 7 Jahren vergeblich bemüht, eine bedeutende politische Partei zu werden. Es ist ihnen bei den letzten Wahlen zum ersten Mal gelungen, einen Kandidaten ihrer Partei in den Reichstag zu bringen. Aber dieser kleine Erfolg bedeutet gegenüber dem Mißerfolg, den die Partei im ganzen wieder bei dieser Wahl hatte, so wenig, daß der Führer, Herr Naumann, selbst die Fruchtlosigkeit weiterer Bemühungen, den Nationalsoziolismus als selbständige Partei aufrecht zu erhalten, einsieht. Man hat ihm die Offenherzigkeit, mit der er dies erklärte, hoch angerechnet, suchen doch meistens geschlagene Parteien durch allerlei Ausflüchte ihre Niederlage zu verbergen oder wenigstens die Bedeutung derselben abzuschwächen.

Digitized by Google

Aber Herr Naumann ist auch durch seine Niederlage keineswegs über seinen Irrtum belehrt worden. Er giebt die Hoffnung nicht auf, daß in Zukunft einmal das werden wird, was er lange erstrebt hat, was aber zur Zeit nicht durchzuführen ist, die Aussöhnung zwischen Demokratie und Kaisertum.

Worum hat der Nationalsozialismus erfolglos gekämpft? Weil die große Mehrzahl des Volkes für seine Bestrebungen kein Verständnis hat, weil diese Partei den kühnen Versuch unternahm, politische Bestrebungen von ganz entgegengesetzter Art, deren Vertreter einander im politischen Leben feindselig gegenüberstehen, zu einem Parteiprogramm zu verschmelzen und dies als das einzig wahre fruchtbare Programm dem Volke aufzuhängen. Dies Programm konnte niemals die Zustimmung weiter Volkskreise gewinnen. Es sagte weder denen auf der Rechten, noch denen auf der Linken zu; es entspricht nur der Denkart einer kleinen Minderzahl, die zwar Wissen und Intelligenz besitzt, aber an einer seltsamen Unklarheit der politischen Begriffe leidet.

Auf der einen Seite das Bemühen, ein nahe an Absolutismus grenzendes Regierungssystem aufrecht zu erhalten, der Anspruch auf eine Verehrung der Monarchie, die der Denkart der modernen Völker nicht natürlich ist, der Militarismus und das Streben nach einer Weltmachtstellung, die zu erreichen nach dem Urteil vieler besonnenerer Politiker für Deutschland unmöglich ist, die damit verbundene, überaus schwere Belastung des Volkes durch kostspielige Rüstungen; auf der anderen Seite das Aufwärtsstreben der Massen, das heiße Verlangen nach mehr Freiheit und Rechten, nach höherem Einkommen und besserer Lebenshaltung, die tiefe Abneigung gegen eine Politik, die als eine Politik der Vornehmen und als Haupthindernis dieser Bestrebungen betrachtet wird, dies sind die schärfsten Gegensätze in unserem politischen Leben; giebt es zwischen ihnen einen Weg der Verständigung? Herr Naumann suchte die Sozialdemokratie für ein Programm zu gewinnen, dessen Hauptbestandteile Weltpolitik und Kaiserverehrung bildeten. Der Lohn der Arbeiter für dies Einschwenken zur Regierungspolitik sollte eine kräftige Sozialpolitik und überhaupt eine mehr volkstümliche Richtung der Regierungspolitik sein. Die Sozialdemokratie hat mehr politische Einsicht, als Herr Naumann. Sie weiß, daß mit der Weltpolitik die reaktionäre Richtung unserer Regierungspolitik eng zusammenhängt, daß, je mehr Anstrengungen auf die Durchführung der Weltpolitik verwandt werden, umsomehr der Ernst und Eifer für eine kräftige Förderung der Arbeiterinteressen, wie auch die materiellen Mittel dazu fehlen. Sie weiß auch, daß der Kaiser nie der volkstümlich denkende Monarch werden wird, zu dem Herr Naumann ihn machen möchte.

Vor Jahren schien zwischen den Naumann'schen Bestrebungen und denen der Ethiker eine gewisse Verwandtschaft zu bestehen. Die Entwicklung des Nationalsozialismus zu einer Partei unbedingter Kaiserverehrer und Flottenschwärmer mußte den Gegensatz zwischen beiden Richtungen immer schärfer hervortreten lassen. Der Geist, der zur Zeit in unserer Regierungspolitik vorherrscht, hat, je ausschließlicher er zur Geltung gelangt ist, umsomehr die Herstellung des sozialen Friedens erschwert. Ihm darf man nicht so weitgehende und bedenkliche Einräumungen machen, wie es der Nationalsozialismus thut. Damit ist eine wahre und kräftige Volksfürsorge, wozu auch geistiges Emporheben und politische Erziehung der Massen, Wahrung der Rechte und Freiheiten des Volkes gehören, unvereinbar. Der volkstümliche Anstrich des Nationalsozialismus kann nicht verbergen, daß die Partei durch ihre anderen Tendenzen nach rechts gezogen wird. Darum halte ich es auch für ein bedenkliches Zeichen, daß die Freisinnige Vereinigung sie mit Freuden aufnimmt. Diese Parteigruppe giebt dadurch zu erkennen, daß sie gegen die Weltpolitik und die Rüstungspläne der Regierung keinen ernsten Widerstand mehr leisten will. Dadurch wird auch ihre Widerstandskraft gegen die absolutistischen und reaktionären Neigungen unseres Regierungssystems, mag sie immerhin ihre liberale Gesinnung betonen, geschwächt werden. Je mehr aber die bürgerlichen Parteien den Kampf gegen die verderblichen Einflüsse in unserer Politik aufgeben, desto mehr wird ihre Werbekraft nach links hin abnehmen, wird die schärfere radikale Opposition erstarken.

Theodor Brix.

Streiflichter.

Pius X. und die ethische Bewegung. Der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 218 v. 8. August d. J.) entnehmen wir folgende Notiz:

„Bei dem Interesse, welches dem neugewählten Papste Pius X. entgegengebracht wird, ist jede Mitteilung von Wert, die Licht auf seinen Charakter werfen kann. Darum ist es vielleicht angezeigt, daran zu erinnern, daß auf dem Internationalen Kongreß der „Gesellschaften für ethische Kultur" zu Zürich, im September 1896, bittere Klage über den Patriarchen Sarto von Venedig geführt wurde. Die Società di Coltura etica-sociale" zu Venedig hatte nämlich eine Einrichtung geschaffen, welche es sich zur Aufgabe machte, die Kinder von Arbeiterinnen, welche in venetianischen Fabriken (Tabakfabriken, Glasfabriken ꝛc.) tagsüber beschäftigt waren, zu beaufsichtigen, damit sie dem entsittlichenden Einfluß der Straße entzogen würden. Diese Einrichtung der Ethischen Gesellschaft von Venedig hatte einen überraschenden Erfolg, und die arbeitende Bevölkerung machte starken Gebrauch von derselben. Dieser Erfolg erregte aber eine förmliche Wut unter der klerikalen Partei in Venedig. In den Kirchen wurde derartig gegen die „Società di Coltura etica-sociale" geeifert, daß die Frauen es aus Angst vor den ewigen Höllenstrafen nicht mehr wagten, ihre Kinder in das Kinderheim zu bringen. Der Patriarch von Venedig verschmähte es nicht, persönlich gegen dieses Wohlthätigkeitsinstitut zu predigen, und er hatte auch die Genugthuung, es eingehen zu sehen. Die Blätter, die von den glorreichen Thaten Pius X. berichten, sollten auch diese nicht vergessen."

Wenn es überhaupt ein Gebiet giebt, auf dem verschiedene Weltanschauungen friedlich zusammenwirken könnten, und wäre es nicht anders, als wie kriegführende Parteien gemeinsam mitten im blutigen Kampf den Frieden des roten Kreuzes anerkennen, so sollte man meinen, es sei das Feld der Wohlfahrtsbestrebungen. Der neue Papst meint anders, und, das Schlimmste – er kann gar nicht anders meinen. Wer ist nun der Angreifer?

* * *

Wer hat angefangen? Wenn Kinder zanken, dann pflegt es nicht lange zu dauern, bis die Frage, wer nun eigentlich mit Prügeln angefangen habe, der Mittelpunkt erbitterter neuer Zänkereien wird. Man sollte denken, daß erwachsene Leute über diese kindische Manier hinausgekommen wären und ein für allemal, wenn von beiden Seiten die Verwerflichkeit der Kampfesart eingesehen wird, die Frage nach dem „Karnickel" ablehnen würden. Leider ist das selten der Fall. So hat der Boykott, der bei dem letzten Bauarbeiterstreik in Hannover von den Streikenden über alle Geschäfte verhängt war, die an Streikbrecher Ware verkauften, wiederum der bürgerlichen Presse Anlaß gegeben, über den „Terrorismus" der Sozialdemokraten zu klagen, der es unmöglich mache, ihnen anders, als auch mit Gewalt, entgegenzutreten. Der „Vorwärts" bemerkte dazu wieder seinerseits:

„Der geschäftliche Boykott ist gewiß kein schönes Mittel, besonders in diesem Zusammenhange; schließlich ist der ganze wirtschaftliche Kampf vom Standpunkt einer gewissen Ethik eine unbehagliche Sache. Wir empfinden das in Stunden beschaulicher Betrachtung stark genug; erstreben wir ja doch auch einen Zustand, in dem die wirtschaftlichen Kämpfe aus dem Leben der menschlichen Gesellschaft ausgeschaltet sein werden. Aber man muß solche Erscheinungen aus sich heraus begreifen. Wo die Arbeiter um ihre Existenz kämpfen, um Brot für sich und ihre Kinder einen Kampf führen, in dem sie auf nichts als die passive Waffe der Verweigerung der Arbeit und der Verweigerung ihrer Kundschaft angewiesen sind, während ihnen ein kapitalkräftiges Unternehmertum mit sehr aktiven Waffen, unterstützt von der öffentlichen Gewalt, gegenübersteht, da gewinnt auch der Boykott ein anderes Gesicht. Wer da über Terrorismus schreit, der soll doch bedenken, wer die Arbeiter den Terrorismus gelehrt hat. Werden die Arbeiter doch aller Orten noch heut in zahlreichen Fällen in ihrer Existenz bedroht für die Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte, für Ausübung des Koalitionsrechtes, für Ausübung des Wahlrechtes, für Ausübung des Versammlungsrechtes. „Was Brot ich ess, was Lied ich sing," dies Rezept gilt noch heut bei Tausenden von Unternehmern als die einzige Moral, der die Arbeiter zu folgen hätten, und wo es nicht mehr gilt, dort haben die Arbeiter die Anerkennung ihrer Freiheit, außerhalb der Arbeitsstätte und des Arbeitsverhältnisses zu thun und zu lassen, was ihnen gefällt, erst in schweren Kämpfen erringen müssen. Wir nennen als Beispiele

aus der jüngsten Zeit, die sich beliebig vermehren lassen, nur das Vorgehen des Norddeutschen Lloyd gegen die Gewerkschaftsorganisation, das Auftreten des pennsylvanischen Eisenbahnmillionärs gegen die Zugehörigkeit der Eisenbahner zur Gewerkschaftsorganisation, das Verbot des Besuchs sozialdemokratischer Versammlungen gegenüber den fiskalischen Bergarbeitern des Saarreviers, die massenhaften Boykottierungen der Gastwirte, die ihre Lokale zu sozialdemokratischen Versammlungen hergeben u. s. w. u. s. w. Das ist eine treffliche Schule des Terrorismus, der sich auch die Arbeiter nicht entziehen können. An diesem Terrorismus haben die Blätter, die jetzt eben wieder über Arbeiterterrorismus schreien, noch niemals etwas auszusetzen gehabt."

Man wird, stellt man sich überhaupt einmal auf den Boden dieser Nachforschung nach der ersten Sünde, die fortzeugend immer Böses gebären muß, diesen Ausführungen eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten können. Wie aber antwortet die volksparteiliche Charlottenburger „Neue Zeit"? Sie schreibt:

„Mit diesem mildem Tadel setzt sich das Zentralorgan der sozialdemokratischen Poetel über den Gewaltakt ihrer Parteigenossen gegen völlig unbeteiligte Dritte hinweg, um alsdann jede wirtschaftliche Gewalttat, die von seiten der Sozialdemokratie noch geplant wird, mit dem Glorienschein der erzwungenen Notwehr zu verklären. Wir erkennen an, daß von seiten des Unternehmertums häufig unberechtigte Eingriffe in die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit der Arbeiter gemacht werden, und tadeln diese Gewalttaten, wo sie geschehen, auf das allerschärfste, weil sie die Grundlagen der freien bürgerlichen Existenz und somit auch die Grundlagen unseres Staatswesens zu untergraben geeignet sind. Genau so verwerflich muß es dann auch erscheinen, wenn die Arbeitnehmer sich dieser Mittel bedienen. Das Unternehmertum, soweit es politisch reaktionär ist, ist sozusagen nicht einmal seiner bürgerlichen Anschauung nach zur Gerechtigkeit gegen die minder bemittelten Bürger verpflichtet, denn es steht auf dem Standpunkte seiner Heerenmoral, wonach es seine Macht gegen jeden gebrauchen kann, der schwächer ist als es selbst. Eine demokratisch gesinnte Arbeiterschaft dagegen muß sich auch im Augenblicke schoefen Kampfes an ihre Grundsätze gebunden halten, wonach jede Gewalt gegen die Schwachen verwerflich bleibt, gleichviel ob sie im Augenblicke zweckmäßig erscheint oder nicht".

Besonders die beiden letzten Sätze erinnern doch sehr bedenklich an die berüchtigte jesuitische Forderung: der demokratische Staat habe der Kirche die vollste Toleranz nach seinen eigenen Freiheitsgrundsätzen zuzubilligen, während sie den staatlichen Schulen diese kraft ihrer eigenen Prinzipien versagen müßte. Solange das Unternehmertum wirklich auf dem Standpunkt der „Herrenmoral" steht, darf es sich nicht darüber beklagen, wenn es Sklavenuntugenden, wie den Terrorismus der Auflehnung, züchtet. Wer aber die müßige Frage: wer hat den Streit angefangen? mit der anderen Frage: wer soll nun zuerst mit einer vernünftigen Praxis anfangen? vertauscht, der muß vernünftigerweise beiden Parteien, und nicht nur der einen, den Rat geben, energisch mit der bisherigen Kampfesweise zu brechen, während hier die Berufung auf den Standpunkt der Herrenmoral verdächtig einer Entschuldigung gleichsieht.

Bücherschau.

Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechtes. Ein Lebensbild von Herder. Herausgegeben von Dr. L. Keller. Preis 40 Pf.

Herder hat in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" eine Beschreibung vom Leben und Wirken des böhmischen Bischofs Comenius gegeben. Er hat dadurch den Namen dieses merkwürdigen Mannes der Vergessenheit entrissen. Die alle Weltweisen, so hat auch Comenius uralte Weisheit von ewigem Bestand gepredigt, und zwar in einer Zeit, die durch die Greuelthaten des dreißigjährigen Krieges erfüllt war. Der Bischof sprach zu der gesamten Menschheit wie zu seiner Gemeinde. Die menschlichen Dinge, die er für verderbt hält, sind Wissenschaft, Religion und Staatseinrichtung. Sie müssen sich ändern, um ihrem höchsten Zweck gerecht zu werden. Wissenschaft soll den Bestand, Religion den Willen, und Regierung unsere Fähigkeit zu wirken bestimmen und bessern. Edle Seelen sind nach der wahren Wissenschaft und einer unzerstörbaren Glückseligkeit begierig. Philosophie soll uns Weisheit, politische Einrichtung den Frieden, Religion die innere Seligkeit geben. Die Menschenregierung ist die Kunst der Künste; ihr Zweck ist Friede! Comenius war auch ein Lehrer der Jugend. Seine Pädagogik gipfelt in dem Ausspruch: Kinder müssen mit Worten zugleich Begriffe lernen; nicht das Gedächtnis allein, sondern auch der Verstand und der Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müssen von Kindheit auf gebessert werden; hierzu ist Klugheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit im Umgang vor allem nötig." Li.

* * *

Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. Aufsatz von Dr. Ziehen, Weidmannsche Buchhandlung. Comenius-Blätter. I. Stück. Preis 40 Pf.

Der Aufsatz befaßt sich damit, praktische Vorschläge im Interesse einer systematischen Organisation der Volkserziehung zu machen. Verf. weist darauf hin, daß sich an die sozial-wirtschaftlichen Fortschritte der letzten Jahrzehnte, welche die materiellen Bedürfnisse des Volkes geregelt haben, notwendig eine sozial-ethische Erziehung anreihen muß, um die ideellen Güter zu pflegen und weiter zu entwickeln. Die Erkenntnis von dem intimen Zusammenhang der körperlichen und seelischen Gesundheit, sowohl beim Einzelmenschen wie bei der Gesamtheit, durchdringt immer weitere Kreise und weist energisch auf die Notwendigkeit hin, eine übersichtliche Organisation zu schaffen, welche alle Gebiete der Volkserziehung — in des Wortes weitester Bedeutung — einheitlich zusammenfaßt, ohne sie jedoch in ihren Spezialbestrebungen zu beeinträchtigen. Wie lebhaft im Allgemeinbewußtsein das Bedürfnis nach erziehlicher Beeinflussung ausgeprägt ist, ersehen wir aus den zahllosen Fortbildungsschulen, Lesehallen, Volkskonzerten und Vereinen, die letzter Hand — trotz aller äußerlichen Verschiedenheit — doch alle dasselbe Ziel verfolgen, nämlich, im Menschen ein höheres Lebensbewußtsein zu erzeugen. Der erste praktische Vorschlag des Verfassers fußt auf diesem gemeinsamen Grundgedanken des Vereinswesens und zielt darauf hin, einen engeren Zusammenschluß aller derartiger Bestrebungen herbeizuführen. In sämtlichen Punkten, wo die Interessen der Vereine sich berühren, wird gemeinsames Vorgehen empfohlen; der Verf. giebt verschiedene Wege an, welche geeignet wären, zu dauernder Verständigung zu führen. Der zweite Vorschlag besteht in der Forderung eines Reichsamtes für Volkserziehung, dessen Thätigkeit sich der Verf. vorbedingend und beratend denkt. Die Behörde würde an der Hand umfassenden statistischen Materials als Auskunftsstelle großen Stils ihren Platz ausfüllen. Im Anschluß an dieselbe müßte ein Erziehungsrat zusammentreten, dem die Bearbeitung und Klärung der schwierigen Fragen des Fortbildungswesens im Anschluß an die Schule zufallen würde. Einer Zentralstelle, wie sie durch ein Reichsamt gegeben wäre, würde es jedenfalls am besten gelingen, planmäßig die Fülle des Materials zu ordnen, welche das vielgestaltige Vereinswesen bietet; dadurch würde ein Ueberblick über alle volkserzieherischen Bestrebungen ermöglicht werden. Nur ein solcher Ueberblick gestattet es, zielbewußt weiter zu arbeiten und vorhandene Lücken auszufüllen. Verf. weist darauf hin, in welcher Weise sich ein solches Reichsamt an bereits vorhandene Behörden, wie etwa das Reichsgesundheitsamt, angliedern würde. Die Volkserziehung würde durch eine solche Behörde als ein wichtiger Faktor unseres nationalen Lebens hervorgehoben und ihre Pflege als ein bedeutsamer Punkt im Programm unserer Politik behandelt werden. Eine weitere wichtige Aufgabe, die diesem Amt zufallen würde, wäre die aufmerksame Verfolgung aller volkserzieherischen Veranstaltungen des Auslandes, sowie aller darauf bezüglichen Litterarerzeugnisse. Auch die Organisation von Wanderausstellungen der Länder- und Völkerkunde, der Hygiene ꝛc. ꝛc. müßte von dort ausgehen. Eine Maßregel, die im Interesse der kleineren Provinzstädte besonders zu begrüßen wäre. — Die dritte Forderung des Verf. besteht in der Errichtung sozial-pädagogischer Lehrstühle. Die sozial-pädagogische Forschung muß sich auf der Grenze zwischen allgemeiner Pädagogik und Staatswissenschaft bewegen und bald in das eine, bald in das andere Gebiet übergreifen. Es wird darauf hingewiesen, daß seit den Tagen der griechischen Philosophen, die zuerst die Pädagogik in den Rahmen ihrer politischen Schriften hineingezogen haben, nur ganz vereinzelte Versuche gemacht worden sind, diese Gebiete, die doch so eng zusammenhängen, wieder zu verschmelzen. Es gilt vor allem, gemeinsame Grundgedanken über die Aufgaben der Volkserziehung zu verbreiten, denn nur auf diesem Wege ist es möglich, ein einmütiges Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren des öffentlichen Lebens zu erzielen. Verf. betont, daß speziell die Frankfurter Akademie für Handel und Sozialwissenschaften ihrem ganzen Wesen nach berufen sei, eine Pflegestätte der sozialen Pädagogik zu werden. — Das großzügige Programm, welches der Verf. im Interesse einer volkserziehlichen Organisation entwirft, verdient eingehende Beachtung. Es bietet auch in seinen Details eine Fülle von Anregungen. Wir empfehlen es daher jedem, der sich für diese Kardinalfragen der Zukunft interessiert. Wenn auch vorläufig noch manches dem enthaltene Vorschlag utopisch erscheint, so können wir uns doch in diesem Falle mit der uralten Erfahrung trösten, daß die Utopieen von heute schon sehr häufig die Wahrheiten von morgen gewesen sind.

Li.

Digitized by Google

Aufruf an die zivilisierte Welt!!

Wir sollten alle miteinander Mitleid haben.
Goethe an F. H. Jacobi 21. März 1794.

Noch während des südafrikanischen Krieges ist wiederholt durch verschiedene Burenkomitees darauf hingewiesen worden, daß die **Burco noch Beendigung des Krieges erst recht der Hilfe der zivilisierten Welt bedürftig sein würden.** Und es ist so gekommen, wie man vorausgesehen. Das Elend, die Not unter den Buren ist seit Beendigung des Krieges keine geringere geworden, als sie während des Krieges war. Nicht allein die Nachrichten, die aus Burenkreisen in die Oeffentlichkeit gelangen, sondern auch Berichte, die wir in den englischen Zeitungen finden, lassen keinen Zweifel an der traurigen Tatsache, daß die Buren, ihre Frauen und Kinder zum größten Teil noch jetzt abhanden, was allen Mitteln entblößt, der größten Not preisgegeben sind.

Die englische Zeitung „The New Age", die für „Menschlichkeit, politische Freiheit und ökonomische Gerechtigkeit" eintritt, schildert in einem Beiblatt zum 30. April 1903 **die Not, in der sich die Buren noch befinden.** Die Tatsachen werden von Mitarbeitern der „Westminster Gazette", der „Daily News" und der „Times" bestätigt. Ein Herr, der vor dem Kriege eine sehr hohe Stellung bekleidete, schreibt in einem vom 14. Januar 1903 datierten Briefe, daß in dem Distrikt Heidelberg Städte und Dörfer von Weibern und Kindern überschwemmt sind, die freiwillig oder gezwungen die Konzentrationslager verlassen haben und nun nicht ein noch aus wissen; denn in diesem Distrikt sind **alle 90 Prozent der Farmhäuser zerstört. Alles in allem gibt es in Transvaal 2000 Vollwaisen, 12000 Halbwaisen, 2000 Witwen und 6000 Witwer.**

Ebenso lassen zuverlässige Nachrichten, die der deutschen Buren-Zentrale in München zugegangen sind, keine Zweifel daran, **daß die Not dort noch so groß ist, daß jeder Pfennig dringend gebraucht wird.**

Mit dem 1. Juni d. Js. haben auf Anordnung des Vorsitzenden Milner, des Gouverneurs der neuen Provinzen, alle Unterstützungen der britischen Regierung aufgehört!

Einem solchen Elend, einer solchen Not gegenüber, die gen Himmel schreit, darf die Mildtätigkeit der Menschheit nicht aufhören.

Leider haben sich die verschiedenen Burenkomitees im Vertrauen auf eine menschenwürdige Lösung dieser Frage, im Vertrauen auf die Beseitigung des entsetzlichen Notstandes durch die englische Regierung, aufgelöst.

Es geschah dies viel zu früh.

Darum tritt der Wiesbadener Burenhilfsbund vor die Oeffentlichkeit mit der herzlichen Bitte an alle Burenfreunde, nicht vergessen zu wollen, daß, **wie schon während des südafrikanischen Krieges betont wurde,** die Hilfe **nach Beendigung** desselben ebenso notwendig ist, wie sie es während des Krieges war.

Die Menschheit darf diesem entsetzlichen Elende gegenüber noch nicht mit ihrer Liebesarbeit aufhören.

Zwar sind die Buren britische Untertanen geworden, doch hat diese Tatsache ihre Not noch nicht gelindert.

Die Aermsten bedürfen leider der außerordentlichen Hilfe der Menschheit jetzt im Frieden ebenso sehr, wie früher im Kriege.

Um Mittel zu beschaffen, bitten wir Sie:

1. sich als Mitglied des Bundes anzumelden,
2. neue Mitglieder anzuwerben,
3. Barmittel zu sammeln.

Wir werden Sorge dafür tragen, daß alle Gelder nur für die Buren verwandt und daß sie an eine zuverlässige Adresse gesandt werden.

Alle Mitteilungen rc. wolle man lediglich an den

Vorstand des Wiesbadener Burenhilfsbundes,
Neudorferstraße 2, III, **Wiesbaden,**

senden, Geldsendungen aber an den

Vorschuß-Verein zu Wiesbaden E. V.,
Friedrichstraße 20

Quittungen über eingegangene Beiträge werden in dem früheren „Burenfreund", jetzigen Blatte „Südafrika" veröffentlicht werden.

Schließlich bitten wir um möglichste Verbreitung dieses Aufrufes. Derselbe kann kostenlos von uns bezogen werden.

Anfang Juli 1903.

Wiesbadener Burenhilfsbund.

Dr. E. Coester, Vorsitzender. — Graf A. von Bothmer, Schriftführer. — A. Weddingen, Kassierer.

E. Bartling, Kommerzienrat, M. d. R. — Gräfin A. von Bothmer, — Dr. Fr. Cuntz — E. Dieudonné — Th. Wilh. Fresenius, Professor.

E. Götz, Rittmeister-Jeb. Major a. D. — Frl. B. Gall, — Frau Oberlehrer Hochhuth, — Baron W. von Korff. — von Meyerinck, Major a. D.

Frau Dr. Schweigel, — K. Spamer, Professor. — Heinr. Staudt, — Frau Dr. Wochendorff.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Soeben erschien:

Die Revision des Liberalismus.

Mit einem Anhange:

Selbstinteresse und Gemeinwohl.

Von **Julianus.**

61 Seiten 8°. Preis: 1,20 Mk. Motto: Bahn frei den Tüchtigen.

Der Verfasser, ein überzeugter liberaler Politiker, macht die Wahlniederlage der liberalen Parteien zum Ausgangspunkt einer Untersuchung darüber, ob die ethischen Grundnormen des echten Liberalismus sich noch überall im Einklang befinden mit dem Verhalten der liberalen Männer und Parteien. Er macht keinen Unterschied zwischen den liberalen Fraktionen, sondern weist die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die im Konservatismus und Ultramontanismus verkörperte Reaktion nach.

Den zweiten Teil der Schrift bildet eine durch praktische Beispiele erläuterte philosophische Erörterung, die sich mit dem vom Liberalismus proklamierten „Selbstinteresse" (Egoismus) befasst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf Beilagen billig nach freier Vereinbarung Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 29. August 1903. | Nr. 35.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Methodik des Moralunterrichts. Von Prof. Felix Adler.
Die religiöse Bewegung der Gegenwart. Von Dr. O. Kiefer.
's Fanneel. Von C. v. Eynatten.
Streiflichter:
Rücksichtslosigkeiten gegen Arbeitslose.
Das Verprügeln ertappter Diebe.
Selbstmord und Konvention.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Zur Methodik des Moralunterrichts.*)

Von Prof. Felix Adler (New-York).

Die Vertreter einer nur gelegentlich zu erteilenden moralischen Unterweisung (die also die Einfügung einer Moralstunde in den Stundenplan unserer Schulen grundsätzlich verwerfen) bringen für ihre Ansicht zwei verschiedene Gründe vor. Der erste beruht auf der psychologischen Lehre vom Einfluß des persönlichen Interesses und läßt sich etwa folgendermaßen wiedergeben: „Gieb Deinem Kinde nur dann zu essen, wenn es Hunger hat. Wenn das Kind mit dem Moralgesetz in Widerstreit gerät, wenn sich seine Beziehungen zum Nächsten getrübt haben, wenn es unzufrieden, geärgert, verwirrt, verletzt ist, dann zeige ihm die Ursache, wodurch es in diesen Zustand geraten, nimm es bei der Hand und führe es wieder auf den rechten Weg.“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Lektion unter diesen Bedingungen den Aufrichtigkeitston der Wahrheit haben und bleibenden Eindruck auf den kindlichen Geist machen wird. Das ist vielleicht die Hauptstütze der genannten Ansicht.

Der zweite Grund fließt zwar aus derselben Quelle, geht aber auf ein anderes Gebiet über; man behauptet: das abstrakte Wissen um die Moral kann in dem Augenblicke von gar keinem Nutzen für das Kind sein, als dieses nicht persönlich danach Verlangen hat. Es sei zu fürchten, daß die systematische Moralunterweisung, die sich doch im Ganzen dann an den Verstand des Kindes wendet, wann sein Interesse dem Gegenstande nicht von selbst zugewandt ist, und die sich ihrem ganzen Wesen nach nicht unmittelbar in Praxis übersetzen läßt, die einzige Wirkung habe, das Band zwischen Gewissen und Handlung, zwischen sittlicher Erkenntnis und ihrer praktischen Anwendung zu lockern und so den moralischen Sinn des Schülers in seiner wesentlichsten Aeußerung zu schwächen, um nicht zu sagen ganz zu zerstören. Auf dem Herrschaftsgebiet der Moral scheine es ein Gesetz zu geben, ähnlich dem Satze der Physik, nach dem sich eine gegebene Größe an Wärme stets in eine entsprechende Größe mechanischer Kraft umsetzen lasse; so müsse in der Mechanik der Moral eine gewisse Wärme erst einmal vorhanden sein, und diese, dem persönlich geweckten Interesse entsprungen, müsse dann in Handlung umgewandelt werden. Sonst sei sie wertlos. Bedeute sie nichts weiter als eine Erhöhung der Innentemperatur, dann sei sie nur eine Art Fieber, viel mehr ein Merkmal des Uebelbefindens als der Gesundheit.

Ich habe möglichst unparteiisch die beiden Gründe gegen die systematische Moralunterweisung vorgetragen und will nun den Nachweis versuchen, erstens, daß die gelegentliche Moralunterweisung nicht zweckentsprechend ist, und zweitens, wie man systematisch Moral lehren kann unter Vermeidung der bedenklichen hier erwähnten Folgen.

I.

Der gelegentliche Moralunterricht ermangelt der Weite und deckt nicht den ganzen Lehrstoff. Wo er möglich ist, da ist er überaus wertvoll. Aber die Gelegenheiten dazu bieten sich viel zu selten und sind nicht mannigfaltig genug. Denken Sie einmal an Ihr eigenes vergangenes Leben, zumal das Schulleben, zurück, wieviel Gelegenheiten gab es da wohl, wo Ihr Handeln ein moralisches Einschreiten des Lehrers oder auch der älteren Kameraden möglich, wichtig und wirksam gemacht hätten? Solche Krisen bieten sich selten, und wenn sie sich bieten, dann haben sie allermeistens einen Zug nach der negativen Seite der Moral hin.

Für gewöhnlich findet der Lehrer gar keine Gelegenheit, in ausreichender Weise über die Pflicht der Achtung vor den Eltern, die Geschwisterpflichten, die Pflichten gegen unsere Untergebenen und die gegenseitigen Pflichten der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu sprechen. Will sagen, die natürliche oder von selbst gegebene Gelegenheit zur Besprechung solcher Gegenstände wird sich nicht einstellen; man wird sie künstlich schaffen müssen. Nun, in dem Maße, als dies eintritt, ist es klar, daß man wohl oder übel in das Reich des systematischen Moralunterrichts gerät. Erheben wir ferner den Einwand gegen die Gelegenheitsmethodik, sie beschäftige sich meist

*) Wir entnehmen diese Ausführungen einem Vortrage, den der Leiter der seit mehr als zwanzig Jahren blühenden freien Schule der ethischen Gesellschaft in New-York über Ziel und Methode seiner Schule gehalten; er ist in englischer Sprache in der Juli-Nummer 1902 von The Ethical Record (48 East 58th street New-York) wiedergegeben; französisch abgedruckt in Union pour l'action morale (Paris Impasse Rousin), XI. Jahrg. Nr. 17 v. 1. Juli d. J. D. H.

nur mit der negativen Moralität und lehre die Kinder kein positives Ideal kennen, so erwidert man: alles hange vom Lehrer selbst ab. Dieser werde, sofern er seine Sache verstehe, sich niemals damit begnügen, nur die negative Seite der Pflicht hervorzuheben, sozusagen nur die eine Seite der Münze zu weisen; vielmehr werde er sich beeilen, sie umzuwenden, um gleichzeitig die rechte Aufschrift zu zeigen. Sei z. B. Schulbetrug vorgekommen, so habe der Moallehrer zunächst die Häßlichkeit aller absichtlichen Täuschung und dann die Vorzüglichkeit der Rechtschaffenheit zu zeigen; habe der Schüler gelogen, so werde man ihm nicht nur die Verwerflichkeit der Lüge, sondern auch die Gründe, warum Wahrhaftigkeit nachahmenswert sei, nachweisen u. s. s.

All dies sei gern zugegeben; aber dies Verfahren scheint mir doch nur die Anwendung jener höheren Wahrheit, daß alle Wahrheiten von einem einzigen Tugendprinzip abzuleiten sind und daß sie ihre wesentliche Kraft ihren gegenseitigen Beziehungen verdanken. Das ist ja gerade das Einheitsprinzip, das alle die verschiedenen Ausgestaltungen der Wahrheit untereinander verbindet, jenes Allgemeinideal, was ich eben ein positives sittliches Ideal nenne, dessen systematische Lehre ich verlange. So nur werden die verschiedenen Bausteine der Tugend, einer vom anderen gehalten und gegen den Schlußstein gestützt, das feste Gewölbe der Pflicht bilden. Sittliche Wahrheiten dagegen, die dem Kinde nur gelegentlich beigebracht sind, erscheinen wie Bruchstücke eines Ganzen, das es selber aufzubauen unfähig ist, und die Sittlichkeit, die es daraus entnimmt, bildet gewissermaßen in seinem Bewußtsein nur isolierte Inseln.

Einer meiner Freunde, ein Künstler, der wie alle Künstler ein Feind der Regel und jedes Zwanges ist, der die individuelle Freiheit einschränken könnte, hat den Versuch gemacht, die Gelegenheitsmethode in der Erziehung seiner Kinder zur Anwendung zu bringen, im Lese- und Schreibunterricht, Geschichte, Geographie, kurz in allen üblichen Zweigen des Schulunterrichts.

Will das Kind mit einem abwesenden Freunde in Verbindung treten, so teilt man ihm mit, das bequemste Mittel dazu sei das Schreiben eines Briefes, und wenn nun sein Wunsch stark genug ist, so wird es eben schreiben lernen. Geschichten werden ihm vorgelesen, aber der Schluß bleibt weg (wenigstens glaube ich, daß er so vorgeht) und man sagt ihm, wenn es den Schluß der Geschichte wissen wolle, so müsse es lesen lernen. Hat es dann erst einmal lesen gelernt, so mag es ein Buch nehmen, wie es ihm gefällt, und versuchen es zu verstehen. Mit einem Wort, es steht ihm frei zu lernen, was ihm gutdünkt. Was kann nun aus einer so unzusammenhängenden Methodik Gutes werden? Entweder wird das so behandelte Kind ein Wirrkopf, der unter einer oberflächlichen Tünche von Kenntnissen keine einzige tiefere Kenntnis besitzt, aber aber, falls man zufällig an einen außergewöhnlich ausdauernden Charakter gerät, so wird es in manchen Punkten ein ins überaus Kleinste gehendes Sonderwissen besitzen und in vielen anderen nicht minder wichtigen Gegenständen die gröbste Unwissenheit aufzeigen.

Uebrigens wird man, wenn das Kind wirklich lernbegierig ist, sehr bald gezwungen sein, die unzusammenhängende Lehrweise aufzugeben und wiederum zur systematischen Unterweisung zurückzukommen. Angenommen, das Kind des genannten Künstlers werde von einem Buche über Astronomie oder Nationalökonomie angezogen — mein eigener Sohn von etwa 12 Jahren wollte einmal durchaus wissen, wie die Astronomen die Entfernung der Erde von den Gestirnen hätten messen können; er interessierte sich auch lebhaft für die damals vielbesprochene Frage der Silberwährung und wollte durchaus alles Für und Wider dabei kennen lernen —, in einem solchen Falle stehen wir vielfach vor dem grundlegenden pädagogischen Satze, daß man wissen muß: es giebt eine bestimmte Ordnung, in der die Begriffe des menschlichen Geistes aufgebaut werden müssen und es ist unmöglich, die Begriffe höherer Ordnung in sich aufzunehmen, so lange man nicht klar und deutlich die der einfachsten Ordnung verdaut hat.

Das gilt natürlich ebenso für die moralische Erziehung, wie für die intellektuelle, und hier liegt der entscheidende Grund, warum die Gelegenheitsmethodik unzureichend ist und die systematische vorzuziehen.

Die höchsten sittlichen Begriffe ruhen auf der einfachsten Grundlage. Sie können garnicht recht erfaßt werden, ehe die einfachsten in Fleisch und Blut übergegangen sind. Und der Lehrer, der sich auf die Gelegenheitsmethodik verließe, wird sich plötzlich vor der Unmöglichkeit finden, die Fragen seines Schülers zu beantworten, ganz wie ein Professor, der versuchen wollte, ein schwieriges Problem der Astronomie oder Gesellschaftswissenschaft zu erklären, ehe er die Grundprinzipien, auf denen das Ganze ruht, erläutert hätte.

Versucht er aber im gegebenen Falle die Lücke auszufüllen, indem er noch rasch das ganze liegen gelassene Gebiet durchläuft, so heißt das in Wahrheit nichts anderes, als eilig und unvollkommen eine Aufgabe lösen wollen, die, um gut gemacht zu sein, die Arbeit ganzer Jahre erfordert.

In Summa: Die Gelegenheitsmethodik umfaßt den Gegenstand nicht in seiner ganzen Ausdehnung, giebt der Unterweisung keine Einheitlichkeit und gestattet nicht, beim Aufbau des sittlichen Ideals der logischen Ordnung zu folgen. Aus all diesen Gründen ist sie zu verwerfen.

Die religiöse Bewegung der Gegenwart.*)

Von Dr. O. Kiefer (Stuttgart).

Als vor mehreren Jahren E. v. Hartmanns umfassendes Werk „Die Religion des Geistes“ erschien, da begnügte man sich, dies Buch zu besprechen, zu registrieren und seiner nicht mehr weiter zu gedenken. Und doch lag hier ein sehr bemerkenswerter Versuch vor, auf Grund der modern wissenschaftlichen Weltanschauung den Kern der Religion nicht nur zu erhalten, nein, ihn sozusagen neu herauszuschälen aus all den Irrtümern, mit welchen Gläubige und Ungläubige aller Art das Wesen des Religiösen verdunkelt hatten. Es war ein Buch, das freilich nicht, wie Nietzsches Werke, Brillantfeuerwerk und berauschenden Wein enthielt, es war das streng systematisch gehaltene, von Idee zu Idee aufsteigende Gedankengebäude eines Gelehrten, dessen Sprache, mit der Nietzsches verglichen, nüchtern, ja fast trocken und unsern Zeitgenossen „langweilig“ erscheinen mußte. Aber noch mehr: die Kirchlichen aller Färbung mußte dies Buch abstoßen wegen seiner durchaus unkirchlichen Gedanken, die Freigeister aber nicht weniger wegen der an die Kirchensprache angelehnten Form, in welche die modernen Gedanken gegossen waren. Die im rohen Materialismus versunkenen „führenden“ Geister mußten hinter einem Werk, das von „Heiligungsgnade“, „praktischem Glauben“, „Schuldgefühl“, „Buße“ u. dgl. redete unwillkürlich eine neue Schalaftik wittern, die den verhaßten

*) Angesichts der jedesmal zahlreich uns zugehenden abweichenden Meinungen, die jede Erörterung religiöser Probleme leider gewohnheitsmäßig hervor ruft und für die selbst in unserem Sprechsaal der Raum uns zu knapp ist, möchten wir wieder einmal darauf hinweisen, daß für jeden gezeichneten Artikel zunächst der Verfasser verantwortet, wir nur soweit, als wir die Erörterung in den Spalten der „E. K.“ als ersprießlich erachteten.

D. Red.

Digitized by Google

Inhalt der alten Scholaſtik nur mit einem neuen Mäntelchen aufputzen wollte; man ſoll aber auch „neuen Wein“ nie in „alte Schläuche“ gießen, ſonſt kann es einem ergehen wie dem genannten Buch; man hält es für „alten Wein“ und wendet ſich davon ab. (? d. R.) Hatte ja das bedeutendſte Werk auf dem Gebiete religiöſen Fortſchrittes innerhalb der letzten 30 Jahre faſt gar keinen Einfluß gewonnen. ſo begann man ſeit etwa 10 Jahren in weiten Kreiſen an dem bereits totgeglaubten Chriſtentum liberaler Färbung wieder mehr und mehr Intereſſe zu nehmen. Nicht unmöglich, daß die wiederholten Maßregelungen ſelbſt gemäßigt liberaler Geiſtlicher der Mitwelt allmählich die Augen öffneten, möglich auch, daß die heillaſen Zuſtände, die der Klerikalismus in den romaniſchen Ländern hervorrief und die allmählich auch den konſervativſten Elementen zu denken geben mußten, das Intereſſe für Religion wieder belebten. Bald erſchien auch ein für weite Kreiſe beſtimmtes Buch, Harnacks „Weſen des Chriſtentums“, ein wiſſenſchaftlich mindeſtens anfechtbares, philoſophiſch geradezu oberflächliches Werk, — und machte ſozuſagen Senſation: das Intereſſe für religiöſe Fragen war erwacht, das kannte jetzt Niemand mehr beſtreiten. Und als vollends Delitzſch mit ſeinen Vorträgen über „Babel und Bibel“ ſelbſt bei Hofe Anklang gefunden zu haben ſchien, als Wilhelm II. das kühne Wort von der „Fortentwicklung der Religion“ ausgeſprochen hatte, ſchien es da nicht, als ob eine neue Reformation die freier denkenden, dem Buchſtabenglauben längſt ſchon abhold geſinnten Geiſter zu neuem Bekenntnis, zu einer Art „Religion der Zukunft einen wollte? Es folgten aber bald einige recht ernüchternde Begebniſſe: Wilhelms II. „Glaubensbekenntnis,“ gegen das Friedrich der Große als ungeheuer modern erſcheint, und die geplante Wiederzulaſſung der Jeſuiten! Sollten die etwa für die Fortentwicklung der Religion ſorgen? Man täuſche ſich doch nicht: Haſgunſt hat weder eine Kunſt je „geſchaffen“, noch eine neue Religion; an uns Einzelnen liegt es und lag es von Anbeginn der Kultur an, für Beides zu wirken. Und da iſt es denn ein recht erfreuliches Zeichen, daß eine ſich von Monat zu Monat vermehrende Schar von aufrichtig „religiös“ geſinnten Geiſtern ſich unter der Führung des verdienten Diederichsſchen Verlages in Leipzigs eint, um die Richtung zu pflegen, die, echt germaniſch, allein eine wirkliche religiöſe Regeneration hervorrufen kann und hervorrufen wird: die gefühlsmäßige Verſenkung ins All, den „Myſtizismus“. Wohin wir unſere Blicke wenden im Lauf der Religionsgeſchichte, iſt es dieſer Seite des Religiöſen beſtimmt geweſen, eine religiöſe Regeneration vorzubereiten und einzuleiten; man denke nur an die Myſtik des Platonismus, die das Chriſtentum vorbereitete, aber an die deutſche des Meiſters Eckart und ſeines Kreiſes, die der Reformation den Boden ebnete. Und iſt es denn ſo verwunderlich, daß neue Religion, d. h. doch neues Erleben des „Religiöſen“, gerade in dem Element des Religiöſen wurzelt, das, wie das Gefühl, dem innerſten Erlebnis des Einzelnen entſpringt? Kann man nicht vielmehr von vornherein ſchon ſagen, daß eine religiöſe Regeneration, die ſich an einen wiſſenſchaftlichen Streit oder an ein neues Syſtem anknüpfen will, eine eitle Selbſttäuſchung ſein muß und über kurz oder lang ſich als ſolche auch erweiſen wird? Nein, ſeien wir ehrlich, von dieſer Seite aus haben wir beſtenfalls eine Anregung zur Beſchäftigung mit religiöſen Fragen zu erwarten, niemals aber eine religiöſe Regeneration. Laſſen wir darum die Theologen und Gelehrten ſich um ihre alten Bücher herumſtreiten, die Toten ihre Toten begraben, und wenden uns zum Morgenrot der religiöſen Neukultur, zum modernen Myſtizismus. Er iſt, wie es alle Myſtik immer war und konſequenterweiſe ſein muß, einſeitig, inſofern er das ganze Weſen der Religion im Gefühl ſucht. Schleiermacher war der erſte Pfadfinder auf dieſem Weg, und mit durchaus richtigem Empfinden knüpft daher einer*) der Schriftſteller dieſer Richtung an Schleiermacher an, deſſen Gefühlspantheismus er mit Maeterlincks relativem Individualismus, der bekanntlich E. v. Hartmanns Lehre ſehr nahe kommt, zu vereinen ſucht, ohne freilich über einen religiöſen Aeſthetizismus hinauszukommen. Damit iſt die Kernfrage des modern religiöſen Myſtizismus geſtreift: wird er nicht am Ende wie der Myſtizismus' der Romantik in äſthetiſche Spielerei und damit weiter in ſchrankenloſen Subjektivismus auslaufen, dem eine ſittliche Degeneration notwendigerweiſe auf dem Fuße folgen muß? Nicht laut genug kann man dieſe Bedenken ausrufen, ſolange es noch Zeit iſt; denn eine „Religion“, die ſchließlich in der Vergötterung des Sinnengenuſſes endet, iſt eben keine Religion. Alles echte religiöſe Leben muß ſeine koſtbaren Früchte in einer geſteigerten Hingabe ſelbſtloſeſter Art an die großen Zwecke des Kulturfortſchrittes tragen, ſollen nicht wieder die Dunkelmänner aller Art den Sieg gewinnen, die mit dem Betäubungsmittel eines vorgeſpiegelten Jenſeits und ſeiner Wonnen den Maſſen die Augen darüber verſchließen, daß ſie nur ihre eigenen höchſt ſchädlichen Ziele verfolgen. Dieſer ungeheuren Macht gegenüber können die ſchönen Traumgebilde religiöſen Aeſthetizismus' gar nichts ausrichten. Und es wäre recht ſehr zu wünſchen, daß gleich von Anfang an in Allen, die es mit religiöſer Neukultur ernſt nehmen, die Ueberzeugung lebendig erhalten wird: Religion wurzelt zwar im Gefühl, iſt aber viel mehr als nur Gefühl!

*) Meyer-Benfey in „Moderne Religion“ (Verlag Diederichs in Leipzig).

's Fannerl.

Aus dem Leben eines Haltekindes.

Von E. v. Eynatten, Freiburg i. B.

„Entweder Sie erklären ſich bereit, die Fanny Munkler fernerhin unentgeltlich zu verpflegen und erziehen zu wollen, oder Sie ſtellen ſie uns wieder zur Verfügung; ein Drittes giebt es nicht, Frau Berger.“

Dieſe ziemlich kalegoriſch gehaltene Erklärung eines Kreisbeamten galt einer äußerſt einfach, beinahe ärmlich gekleideten Frau der arbeitenden Stände, die ein etwa fünfjähriges, hübſches und äußerſt reinlich gehaltenes Mädchen an der Hand hielt. — Die Berger ſchaute den jungen Mann, dann wieder das Kind an und ſchien offenbar nicht zu begreifen, daß eine ſo wichtige Angelegenheit mit dieſen wenigen bündigen Worten unwiderruflich erledigt ſein ſollte. Es war doch wohl nur ein Verſuch. „Herr Sekretär,“ begann ſie deshalb von neuem, „wir ſind ſchon letztes Jahr um dreißig Mark 'runter, und ganz umſonſt können wir's Kind halt doch nicht haben. Fünfzig Mark ſind ohnehin ſo gut wie nichts, aber eine kleine Beihilf für die Schuh und Kleider ſind's trotzdem. Der Kreis muß ja für alle Kinder ein bißle was zahlen —“ — „Durchaus nicht; für ſo hübſche, wie die Fanny Munkler, finden ſich ſtets Pflegeeltern, die keine Entſchädigung beanſpruchen, hat das Kind erſt ein gewiſſes Alter erreicht, und gegenwärtig iſt die Nachfrage nach Unehelichen gerade ſehr groß. Es liegen uns mindeſtens zehn Angebote vor.“ — „Wir ſind halt ſelber arm, Herr Sekretär, der Mann hat nur zwei Mark zwanzig Taglohn —“ — „Sie geben die Kleine alſo ab?“ unterbrach der Beamte ungeduldig. — Wieder zögerte die Berger. Sie hatte die Fanny in Pflege bekommen, als ſie kaum zwei Wochen alt war, ſie liebte ſie in ihrer Art und hatte ſich volle fünf Jahre mit ihr 'rumgeplagt! Sollte alle ihre Mühe verloren ſein, ſollte ſie die Kleine, die nun „bald ein wenig leiſten konnte“, jetzt obgeben, damit „andere 'n Nutzen von ihr hätten und ſie 's Nachſehen?“ — „Das hab' ich nicht gerade ſagen wollen, daß ich's Fannerl abgieb —“ — „No, dann entſchließen Sie ſich endlich, ſo oder ſo und ſagen, was ſie eigentlich wollen! Dieſes lange Herumdrücken und La-

mentieren ist zwecklos," rief der Sekretär höchst ungnädig. „Ich behalt's um 'n Gotteswillen!" erklärte jetzt die Berger entschlossen.

Der Beamte suchte ein gedrucktes Vertragsformular, schrieb einige Zeilen hinein, strich Gedrucktes durch und ließ es dann die Frau unterschreiben. Als das geschehen war, konnte sie mit ihrem Pflegling wieder gehen.

Bergers waren thatsächlich arme Leute, und da es selbst bei den bescheidensten Ansprüchen unmöglich war, mit dem, was der Mann als einfacher Bahnarbeiter verdiente, in einer größeren Stadt auszureichen, hielt die Frau sogenannte Armen- und Kostkinder. Zur Zeit hatte sie außer Fanny noch einen Säugling, das Töchterchen eines „reichen Herrn, der nicht gern wollte, daß es auskäme" und deshalb eine monatliche Pension von 25 Mark bezahlte, und ein elfjähriges Mädchen, welches eine benachbarte Kleingemeinde „verstellt" hatte. Rosa war Halbwaise, während der vier Jahre, die sie sich in Gemeindepflege befand, durch die verschiedensten Hände gegangen, gleichgiltig gegen alles, verlogen, faul und eine schlechte Schülerin, trotzdem sie gute Anlagen besaß. Zu Bergers war sie erst vor einigen Wochen gekommen, nachdem zwei alte Schwestern, bei denen sie mehr als Magd, denn als Pflegekind gehalten worden, sie den einen Tag zum andern fortgeschickt, weil sie von eingemachten Früchten genascht und „wahrscheinlich auch gestohlen hatte". Ihr Vater lebte als Maurer in einer Nachbarstadt und „ging mit einer", die ihm bereits einige Sprößlinge geschenkt; um das Mädel bekümmerte er sich nicht. Da nun das, was an den Kindern verdient wurde, nicht genügte, um die Wirtschaft im Gange zu halten, vermieteten die Leute jeweils das eine der beiden Mansardenzimmer an stellenlose Kellnerinnen und gaben vorübergehend auch Arbeiterinnen und Personen, von denen man nicht wußte, was sie trieben, Unterkunft, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Rosa besorgte einen Ausgang, der Säugling schlief und Fanny saß, mit Holzscheitchen spielend, am Küchenboden, während die Berger das Nachtessen vorrichtete.

„Daß Du mir jetzt nur ordentlich bist, Fannerle," begann die Frau plötzlich, „der Vater wird ohnehin nicht wüst schelten, wenn er hört, daß 's nix mehr für Dich zahlen! — Verrat Dich nicht, ich sag' Dir's!" — „Warum zahlen 's denn nix mehr? — Gelt, Mama, der schwarze Mann will nicht, bei dem wir heute gewesen sind?" plapperte das in manchen Dingen frühreife Mädchen. — „Weil Deine Mutter ein Lumperlies is und alleweil im Käfig hockt!" belehrte sie die Pflegemutter. — „Sie hat gestohlen, gelt, Mutter?" — „Und sonst noch allerlei treiben, was Gott verboten hat", —

Die Vorhersage der Frau traf zu. Berger, ein beschränkter, ziemlich gemütsroher und recht berechnender Mensch, schalt und tobte allerdings nicht wüst, als er vernahm, wie es beim „Kreis" gegangen war und daß er „'s Maidle ganz umsonst füttern solle!" —

„Hätt'st ihnen den Freßsack hingeschmissen!" schrie er, „Ich leid's nicht, 's Maidle muß 'naus, von seiner Mutter ist auch nix zu kriegen. Wenn's im Spätjahr aus 'm Käfig kammt, hat's selber nix und einen Dienst findet's auch nicht so leicht!"

„Still sollst sein! Wenn ich nicht wär', könntest Du sehen, wie's Dir gehen thät. Du hast eben kein Herz für so ein arm's Ding. Du denkst alleweil nur an's Geldl 's Fannerl bleibt, der liebe Gott wird's uns schon lohnen, und ich kann 's gut brauchen zum Kleinen!" — „Wozu is denn die Groß' da! — „Die is zu nix, als um mich zu ärgern, und wer weiß, wie lang 's noch da is! Sie is noch an kei'm Ort lang gewesen." — „So jag's fort mitsamt 'm andern!" — „Bist vielleicht noch einmal froh um's Faanerl; in einige Jahr kann's uns schon behilflich sein!" — „Kann's einmal was, so fragt's nix mehr nach uns! — Und was wird's geben! Ein schlechtes Mensch und eine Diebin, wie sein' Mutter!" — „Wart's ab!" — „Ja wart's ab!" höhnte der Mann.

Während die Eheleute sich zankten, lachte Rosa; die Fünfjährige aber kauerte in ihre Ecke gedrückt und hörte alles mit an, ohne daß es ihr tieferen Eindruck machte. Einmal war sie gewöhnt an derlei Reden, dann aber verstand sie ihre Bedeutung doch kaum zur Hälfte. Sie wußte nur, daß auch sie einmal ein „schlechtes Mensch und eine Diebin" werden würde, das erschien ihr ganz selbstverständlich, denn der Vater sagte es jeden Tag; und sie wußte auch, daß eine Diebin heimlich solche Dinge fortnahm, die zu Andern gehörten. Uebrigens äußerten auch die Frauen, die zu Mutter Berger kamen, ähnliche Vermutungen in ähnlichen Worten.

Trotz alles Schettens und Tadens aber blieb Fanny doch im Hause, denn der eigentliche „Meister" war die Frau, und Berger konnte seinem Unmut über den Stand der Dinge nur dadurch Ausdruck geben, daß er stets von neuem schimpfte, wenn die Kleine ihm vor Augen kam, gleichviel, ob sie artig oder unartig war. Erregte sie aber sein Mißfallen in besonderem Maße, und das geschah sehr oft, so machte er ihr das mit Hilfe eines zu diesem Zwecke bereitgehaltenen Riemens klar, bis sich die Mutter ins Mittel legte. Uebrigens verfuhr sie selber auch nicht gerade gelinde mit der Kleinen und ließ sie bald wegen diesem, bald wegen jenem auf einem Erdsensäckchen knieen, beide Arme weit ausgespannt und in jeder Hand einen Arbeitsstiefel des Vaters. Diese „Bußen" dauerten je nach dem Vergehen von 10 Minuten bis zu einer Stunde. Das Kind mußte „gezogen" werden, und da es bei dieser Zucht allerlei Untugenden annahm, lügenhaft, eigensinnig, verstockt und boshaft wurde, so „zog" es die Berger immer nachdrücklicher. Dem Kind von „so ei'm schlechten Maidle" durfte nichts nachgesehen werden.

Kurze Zeit nach dem Besuche beim Kreissekretär durchdrang an einem Abend gellendes Geschrei das Haus. Die Bewohner waren an derlei Konzerte zwar gewöhnt, denn Fanny, die viele und „gehörige" Prügel bekam, schrie natürlich auch viel und ebenfalls gehörig. Diesmal aber war das Gezeter ein so furchtbares, daß es bis in den ersten Stock hineindrang und eine Dame veranlaßte, die Mansarde aufzusuchen, um zu sehen, was mit der Kleinen geschähe.

Fanny hatte, bereits zu Bette gebracht, bei ihrem Nachtgebete das Glaubensbekenntnis nicht fließend und fehlerlos hersagen können, und weil „alles Reden und Abstrafen nichts half", besonders kräftige Prügel bekommen! — Die Berger glühte noch infolge der Anstrengung und war dem Weinen nahe, doch unzugänglich für alle Vorstellungen der Dame. „Ein Kind muß doch beten können, 's is ja kein Heid'! Und ich mein's gewiß gut mit ihm, wenn ich's recht zieh'. — 's is um jeden Streich schade, der daneben geht!" verteidigte sich die bitter gekränkte Pflegemutter. — „Das ist aber doch kein Grund, liebe Frau Berger; ein fünfjähriges Kind braucht das Glaubensbekenntnis noch nicht zu sagen, ja, es hat nicht einmal Sinn, es das sagen zu lassen!" — „Lernt's es jetzt nicht, so kann's es in zehn Jahr auch nicht!" — Bald darnach zogen die Leute in einen anderen Stadtteil und die Fanny mit ihnen, trotzdem jetzt auch die Frau immer davon sprach, „das schlechte Mensch fortzuthun". Sie habe den beständigen Aerger mit dem Kinde und den ewigen Verdruß mit dem Manne satt und es würde doch nichts Recht's aus dem Kinde. Die Mutter thue auch gar nichts — sie war dem „Käfig" inzwischen entronnen —, frage nicht einmal nach der Fanny, die auch nicht lernen wolle.

Die Zeit verging, die Fanny war noch immer bei Bergers, wurde noch immer „tüchtig gezogen" und machte immer weitere Rückschritte in Bezug auf kindliche Tugend. So wurde sie endlich 8 Jahre alt, und nun machte sich des Pflegevaters Prophezeiung wahr — sie beging ihren ersten Diebstahl bei einem Kaufmanne der Nachbarschaft, zu welchem sie einhalten ging. Das entwendete Objekt war allerdings nur eine Orange für 10 Pfennig. Der Bestohlene nahm aber die Sache ernst, zeigte sie der Polizei an, und da Fanny sich trotz der „fürchterlichen Prügel" ein zweites Mal von ihren Gelüsten zu dem gleichen Vergehen hinreißen ließ, wurde sie einer Besserungsanstalt überwiesen. — Niemand weinte ihr eine Thräne nach; „wir sind froh, daß wir's ab haben!" sagten die Pflegeeltern.

Wird Fanny in der Besserungsanstalt wirklich besser werden, wird es gelingen, die Folgen der wohlmeinenden Zucht auszuebnen und sie gegen neue Versuchungen zu feien, oder wird sie gleich ihrer Mutter eingehendere Bekanntschaft mit dem „Käfig" machen?

Streiflichter.

Rücksichtslosigkeiten gegen Arbeitslose. Die Aermsten von den Armen sind die Arbeitslosen, diejenigen, die bei voller Gesundheit an Körper und Geist der Gelegenheit ermangeln, sich das zum Leben notwendige tägliche Brot zu verdienen.

Digitized by Google

Dies ist so selbstverständlich und einleuchtend, daß man glauben sollte, jedem Arbeitgeber seien diese Verhältnisse jederzeit gegenwärtig, wenn er an die Neubesetzung einer Stelle geht. Gleichwohl begegnet der Stellungsuchende häufig genug den allergröbsten Rücksichtslosigkeiten von seiten der Arbeitgeber, sodaß es angebracht erscheint, doch einmal die Gedankenlosen — denn nur um solche kann es sich handeln — ein wenig zu belehren und ihnen das Gewissen zu schärfen.

Der Arbeitgeber schreibt die zu besetzende Stelle aus. — Da es sich um einen wichtigen Posten handelt und er auch Anforderungen an die Repräsentationsfähigkeit des Kandidaten zu stellen hat, so verlangt er in seinem Inserat die Einsendung von Zeugnissen und Photographie, sowie einen Lebenslauf und die Angabe von Referenzen. Es melden sich auf die Ausschreibung 100 Bewerber. Jeder von diesen hat zum Niederschreiben seiner Bewerbungsschrift und seines Lebenslaufs, sowie zur Anfertigung der Zeugnis-Abschriften etwa 2 Arbeitsstunden gebraucht, deren jede wir nur mit 50 Pfg. veranschlagen wollen; ferner hat er für wenigstens 5 Pfg. Papier, eine Photographie für 50 Pfg. und für 20 Pfg. Briefmarken gebraucht; das sind zusammen 1,75 Mk. Also alle 100 Bewerbungen zusammen stellen einen Arbeits- und Vermögenswert von 175 Mark dar, den die Stellungsuchenden dafür haben opfern müssen, daß ein Einziger von ihnen wieder ein Unterkommen findet. So groß die Anzahl der Bewerber ist, ebenso oft muß selbstverständlich auch jeder derselben durchschnittlich sich bewerben, bis an ihn die Reihe kommt, auserwählt zu werden; jene 175 M. geben also auch das Opfer jedes Einzelnen für Bewerbungen an, bis er wieder einen Posten gefunden hat.

Das sollten doch diejenigen Arbeitgeber — und das sind leider bei weitem die meisten —, die alle nicht beachtlichen Bewerbungen einfach in den Papierkorb zu werfen pflegen, sich zu Herzen nehmen und künftig sämtlichen Bewerbern wenigstens ihre Einsendungen wieder zugehen lassen. Kann man doch die Photographie offen als Drucksache und Zeugnis-Abschriften u. dergl. als Geschäftspapiere senden. Und das Porto dafür ist doch so billig!

Aber wir möchten noch weiter gehen und die Arbeitgeber bitten, nach Möglichkeit die Anforderungen, die sie stellen, und das Gehalt, das sie gewähren wollen, von vornherein schon in ihrem Inserate recht genau anzugeben, damit die Bewerbung Ungeeigneter unterbleiben kann. Sparen die Arbeitgeber sich doch auch selbst dadurch viele Mühe, indem sie dann nicht so viele Bewerbungsschriften unnötigerweise durchzulesen brauchen!

Einen weiteren und noch bedeutend schwereren Schaden fügen aber zuweilen die Arbeitgeber den Stellungsuchenden zu, indem sie sich sogleich bei den angegebenen Referenzen nach dem Kandidaten erkundigen, ohne überhaupt schon die ernste Absicht zu haben, denselben anzustellen, und ohne zu wissen, ob der Bewerber mit dem ausgeworfenen Gehalte zufrieden sein wird. Als Referenzen nennt man meistens Persönlichkeiten, die weit über einem selber stehen, und man freut sich, deren Wohlwollen zu genießen. Das erste Mal schreiben diese Herren wohl gern einen ausführlichen Brief über den Bewerber; wenn dergleichen Anfragen aber alle paar Wochen kommen, fühlen sie sich belästigt und verlieren die Lust zur Beantwortung aller der Erkundigungsbriefe. Was soll da aber der arme Stellungsuchende thun, wenn ihm infolge der Gedankenlosigkeit der Arbeitgeber auch noch seine Referenzen entzogen werden! Sind die Referenzen doch oft sein einziges Vermögen und seine letzte Hoffnung!

Kommt ein Bewerber zur engeren Wahl, so wird häufig eine persönliche Vorstellung gewünscht. Natürlich verursacht ihm diese mehr oder weniger Kosten. Zunächst hat der Bewerber einen Verlust an Zeit; auch für den Stellungsuchenden bedeutet die Zeit einen Geldwert, insofern als er sie zur Aufsuchung einer anderen Arbeitsgelegenheit verwenden kann. Weiter aber kauft er sich vielleicht mit seinen letzten Pfennigen zu dem Vorstellungsbesuch einen neuen Shlips und neue Handschuhe, um doch ja einen guten Eindruck auf seinen neuen Brotherrn zu machen. Wie er nun darthin kommt, wird er garnicht erst vorgelassen, sondern man erklärt ihm einfach, die Stelle sei schon besetzt. Der Arbeitgeber hatte mehrere Bewerber auf einmal um persönliche Vorstellung ersucht, dann aber dem zuerst Erschienenen die Stelle sogleich gegeben, ohne den Besuch der übrigen überhaupt erst abzuwarten. Auch hier sind wieder den Aermsten Verluste beigebracht worden, die, wenn sie auch vielleicht nicht groß sind, doch von ihnen schwer getragen werden. In den meisten Fällen läßt sich das vermeiden. Sollte der Arbeitgeber aber einmal einer Arbeitskraft so schleunig bedürfen, daß er aus diesem Grunde sogleich den Ersten, der sich vorstellt, meint annehmen zu müssen, so sollte er doch auch die Anderen, die er ebenfalls zu sich befahlen hat, wenigstens mit einer kleinen Summe Geldes entschädigen!

Noch bedrückender wird die Sache für den Stellungsuchenden, wenn die Vorstellung in einem anderen Orte stattzufinden hat. Dann kommen noch Reisekosten und teure Zehrkosten hinzu. Und es sind uns Fälle genug bekannt, in denen der Arbeitgeber auch diese nicht einmal vergütet hat, wenn ein Engagement nicht zustande kam.

Also, Ihr Arbeitgeber, wenn Ihr mit Stellungsuchenden zu thun habt, setzt stets voraus, daß ein großer Teil derselben zur Zeit ohne Stellung ist, und haltet Euch gegenwärtig, daß diese die Aermsten von den Armen sind. Vermeidet deshalb, denselben mehr Kosten zu verursachen, als unbedingt notwendig ist! Vor allem beachtet stets Folgendes:

1. Faßt Eure öffentlichen Stellen-Ausschreibungen so, daß sich darauf nur solche Bewerber melden, die Euren Anforderungen nach allen Richtungen genügen und daher wirklich Aussicht haben, bei Euch beschäftigt zu werden!

2. Gebt auch sogleich von vornherein die Höhe der Entlohnung an oder teilt dieselbe wenigstens den zur engeren Wahl Gestellten vor ihrem Vorstellungsbesuch mit!

3. Erkundigt Euch nach den Bewerbern nur dann, wenn sie Euch auch wirklich geeignet erscheinen und nachdem sie sich mit der Höhe der Entlohnung einverstanden erklärt haben!

4. Ersucht nicht mehr Bewerber, als notwendig ist, um persönliche Vorstellung!

5. Entschädigt alle Bewerber, die sich bei Euch vorgestellt haben, ohne darauf zur Anstellung zu gelangen, voll für ihre Mühewaltung und ihre Kosten!

6. Sendet an sämtliche Bewerber alle eingesandten Originale und Abschriften von Zeugnissen, die Photographien und sonstigen Beilagen zurück!

Noblesse oblige!

* * *

Das Verprügeln ertappter Diebe. Gegen das beliebte Verprügeln auf frischer That ertappter Diebe wendet sich der „Vorwärts“ (XX, 183, Beilage) mit folgenden Ausführungen:

„Wiederholt schon haben wir mißbilligend auf die wüste Prügelmanie hingewiesen, die gerade in der Hauptstadt der Intelligenz grassiert. Man kann es ja täglich beobachten, wie sich, sobald es einmal eine Menschenjagd gilt, sofort eine ganze Menge von Unbeteiligten, die garnicht wissen, worum es sich überhaupt handelt, gleich einer Meute von Hetzrüden an die Fersen des Ver-

folgten heftet. Wird der Verfolgte dann erreicht, so hagelt es Hiebe. Selbst Leute, die sich jederzeit als Gegner der Prügelstrafe im Strafanstalten bekennen würden, beteiligen sich an den ekelhaften Exzessen einem Wehrlosen gegenüber. Welches Recht hat solch' ein Durchschnittsberliner, sich über die Lynch-Greuel der Amerikaner zu entrüsten, wenn er sich selbst mit sürmlicher Wollust an dem Niederknüppeln wehrloser Menschen beteiligt? Dabei handelt es sich oftmals um einen armen Teufel, den die Not dazu trieb, irgend einen kleinen Diebstahl zu begehen. Glaubt man denn, daß die kapitalistische (also auf der besonderen „Heiligkeit" des Vermögens basierte — A. d. L.) Gesellschaft zu milde mit dieser Art von Verbrechern umspringt? . . . Dergleichen Prügeleien sind einfach feige Niederträchtigkeiten, die jedem erusthaft zivilisierten Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben müßten!"

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese extralegale Art von Bestrafung kleiner und großer Delinquenten, wie sie der Vorwärts mit so markigen Worten an den Pranger gestellt hat, nicht nur vom sozialistischen sowie vom juristischen, sondern auch, und zwar ganz besonders, vom ethischen Standpunkt aus streng zu verurteilen sein dürfte. Die alten atavistischen Reste tierischer Brutalität, welche, aus den alten nomadischen Krieger- und Jägerzeiten der Menschheit herstammend, in jedem Menschen liegen, mögen bei der Verfolgung von Dieben, als einem geächteten Objekt, an dem sie sich straflos schadlos halten können, wohl besonders stark zum Vorschein kommen. Immerhin mag aber auch mancher von denen, die dem auf frischer That ertappten Diebe gnadelos eine Tracht Prügel erteilen, hierbei von einem zwar mißleiteten, aber doch aus der Quelle der Sittlichkeit fließenden Gefühle geleitet werden: nämlich dem der, je nach den Sonder-Umständen, mehr oder weniger gerechtfertigten Wut des Guten über eine That des Bösen, eine Wut, die ja freilich bisweilen mit der des Satten über eine That des Hungrigen zusammenfallen mag.

Die Prügelstrafe als Volksverdikt ohne vorhergegangene Untersuchung mag aber manchmal noch so sehr einem sittlichen Gefühl der Entrüstung entstammen, sie ist selbst stets unsittlich, weil sie einen Menschen trifft, bevor man ihn gehört hat, und sie wird dndurch noch unsittlicher, daß sie nicht die alleinige Bestrafung des Thäters darstellt — dann hätte sie wenigstens noch eine gewisse Berechtigung und manchmal vielleicht sogar eine ganz gute Wirkung auf den Betroffenen selbst —, sondern daß sie der ihr auf dem Fuße folgenden gerichtlichen Aburteilung des Thäters nach fremden Ermessen noch eine ungesetzliche Zusatzstrafe hinzufügt. Dr. Michels.

* * *

Selbstmord und Konvention. In Rom haben, entgegen dem überall, nicht nur in Italien, üblichen Brauch in solchen Fällen, die Tramwaykutscher in einem Nekrolog eines ihrer Kollegen als Todesursache die Wahrheit angegeben: Selbstmord.

Diese Thatsache veranlaßt den Kriminalisten und Anthropologen Enrico Ferri zu einem im Avanti (Nr. 2394) erschienenen Essay, in welchem er, nachdem er den Selbstmord als eine den freien Willen ausschließende Krankheitserscheinung kennzeichnen zu müssen glaubt, folgende Ausführungen macht:

„Ja der Todesanzeige für Euren armen Kollegen O. L. habt Ihr die Ehelichkeit desselben, offen heraus zu erklären, daß er durch Selbstmord geendet hat. Und mit Recht, denn Ihr habt den Erweis dafür gebracht, daß Ihr über jenen alten Barurteilen steht, welche noch vor wenigen Jahren die Priester veranlaßten, den Selbstmördern die Beerdigung auf den Kirchhöfen zu verweigern, und die Gesetzgeber dazu brachten, sie in ihren Gesetzen zu bestrafen, wenigstens im Bilde, und ihre Testamente zu annullieren. Bestraft doch selbst heute noch — im zivilisierten England! — das Strafrecht den, der einen Selbstmord versucht hat, mit Gefängnis, geradeso, als ob der, welcher selbst vor dem Tode keine Furcht mehr hat, vor zwei oder drei Monaten Gefängnis Angst empfinden würde."

Ferri hätte auch das beinah noch kindliche Verfahren erwähnen können, das bis vor 6 Jahren in Paris praktiziert wurde, wo nämlich der Versuchs-Selbstmörder sofort nach seiner Entdeckung aufs Polizeibureau geschleppt wurde, um dort hoch und feierlich das Versprechen zu Papier zu geben, sich nie wieder selbst zu töten. Wenn er es aber doch that, was für eine Strafe hätte ihn dann ereilt?

Die Behandlung des Selbstmörders als eines Verbrechers entspricht in keiner Weise mehr unseren juristischen und ethischen Begriffen. Darum muß auch die konventionelle Lüge, den Selbstmörder öffentlich nicht als solchen zu „brandmarken", als ein atavistischer Rest betrachtet werden. Ueber die Frage, ob der Selbstmörder als Geisteskranker — der als solcher für seine That nicht verantwortlich zu machen wäre — oder als moralischer Feigling — dessen Feigheit in vielen Fällen, z. B. in all denen, in welchen eine schwere unheilbare Krankheit vorliegen würde, als durchaus menschlich verständlich und zumeist sogar berechtigt anzusehen wäre — zu betrachten ist, darüber sind die Akten der exakten Wissenschaft ja wohl noch nicht völlig geschlossen. In keinem Falle aber erscheint, gerade angesichts des Todes, eine lügenhafte Verbreitung seitens der Anverwandten über die letzte Handlung eines ihrer Lieben als sittlich gerechtfertigt, ganz besonders wenn, wie das in meistens der Fall ist, die Geheimhaltung nur eine offizielle ist, während die Wahrheit dennoch von allen Spatzen auf den Dächern gepfiffen wird. Die Scheu vor einer That, die eigentlich im Munde der Lebenden ja nicht einmal als schimpflich gilt — wie oft hört man nicht in renommistischem oder auch in halb ernsthaftem Tone die Worte: Wenn dies oder jenes nicht eintrifft, schieße ich mir einfach eine Kugel vor den Kopf!? — ist im Grunde nichts weiter als einer unserer thörichtesten Konventionalismen, mit welchen unsere Zeit endlich einmal aufräumen dürfte. R. M.

Sprechsaal.

An den kritischen Bemerkungen, die in Nr. 33 der Eth. K. unter der Ueberschrift „Erziehung zum Sozialismus" an einen Artikel Paul Göhre's geknüpft worden sind, sei es mir als Mitarbeiter gestattet, nun meinerseits wieder eine kurze Kritik zu üben.

1) Es ist Göhre vorgeworfen worden, er habe durch seinen Artikel die Absicht verfolgt, daß die sozialistischen Kinder „in den engen Schranken einer parteimein festgelegten Parteilehre erzogen werden" sollten. Dagegen möchte ich folgendes bemerken: Wenn eine Partei in ihrer Aufklärungsarbeit und ihren Zielen keine „engen Schranken" kennt, so ist es gerade die sozialdemokratische, die sich bekanntlich das Feld ihrer Arbeit und ihres Studiums so weit gesteckt hat, wie die Menschheit überhaupt schaffens- und wissensfähig ist. Kein Gebiet bleibt außerhalb des Bereiches ihrer Untersuchung. Außerdem ist Sozialismus aber nicht ohne Weiteres als eine Partei, und seine Lehre also auch nicht als Parteilehre aufzufassen, und zwar deshalb, weil er eine Weltanschauung, und zwar eine sozial-ethische Weltanschauung, darstellt, deren Bekenner sich nur zu gewissen Zwecken für das praktische Leben der Politik zu einer Partei zusammengeschlossen haben. Endlich kann m. E. aber heute nur einer einseitigen Erziehung zum Sozialismus — falls es eine solche überhaupt abstrakt geben könnte — garnicht die Rede sein. Selbst vorausgesetzt, das Kind keime im Elternhause bloß sozialistische Schriften im engsten Sinne des Wortes kennen, so bewahren es doch allein Schule, Konfirmandenunterricht und Umgang sicherlich vor jeder Einseitigkeit, zum mindesten so lange, als sich die ersteren beiden Faktoren noch regelmäßig in den Händen von Leuten befinden, die der von dem Kinde und seinen Eltern vertretenen Weltanschauung feindlich oder, im besten Falle, fremd gegenüberstehen. Die Mahnung Göhre's an die sozialdemokratischen Eltern, ihre Kinder sozialistisch zu erziehen, dürfte also vom ethischen Standpunkte aus nicht gemißbilligt werden.

2) Eigene Not treibt allerdings nicht unmittelbar zum Sozialismus, sondern nur auf Umwegen. Ein Mensch, der nur die eigene Not empfindet, wird nicht Sozialdemokrat, sondern höchstens ein Mitläufer der Sozialdemokratie, selbst wenn es ihm gelungen sein sollte, sich in ihre Reihen einzuschleichen. Denn derselbe besitzt erst einen Instinkt, der ihn freilich zum Sozialismus, aber unter Umständen auch zum Anarchismus und zum Kapitolismus weiterführen kann. Was in der Eth. K. über diesen Punkt geschrieben ist, findet meine völlige Billigung. Auch Paul Göhre wird damit Wort für Wort einverstanden sein. Aber warum soll ein Sozialist „sich schämen, die Not als eine Quelle des Sozialismus anzugeben"? Da müßte man sich ja auch schämen, die körperliche Gesundheit als Quelle der geistigen Gesund-

heit anzuerkennen!" Ist nicht im Grunde unser ganzes Vorwärtsstreben eine idealistische Form von Unzufriedenheit? Ist nicht die Unzufriedenheit die Mutter alles Fortschritts, die Zufriedenheit hingegen die Mutter alles kulturellen Stillstandes?

Robert Michels.

* * *

Unser verehrter Mitarbeiter wird es nicht übel nehmen, wenn wir ihn bitten, den betreffenden Artikel *nochmals* zu lesen. Da wird er finden, daß auch wir den Sozialismus nicht als Parteilehre, sondern als Weltanschauung auffaßten; er wird ferner sehen, daß wir die Göhre'sche Auffassung (also jetzt auch die Michels'sche) ausdrücklich von der engen Auffassung seiner Leser trennten und nur gegen diese den Vorwurf „enger Schranken" erhoben. Will Herr M. leugnen, daß es einen gutgemeinten, aber recht beschränkten Sozialismus gibt?

Endlich in Punkt 2, mit dem unser Kritiker ja einverstanden ist, wird er finden, daß wir nicht schrieben: „*ein Sozialist* solle sich *schämen*, die Not als *eine* Quelle des Sozialismus anzugeben", sondern: „*als* Lehrer des Sozialismus würde *ich mich hüten*, diese Not *als Quelle* d. S. anzugeben". Sollte das nicht ein Unterschied sein? Die Pascalle: Not — Sozialismus körperliche und geistige Gesundheit ist wohl auch nicht ganz scharf gezogen.

Daß unser Kritiker am dritten Punkt (Beurteilung der sozialdemokratischen Presse) wie es scheint, nichts auszusetzen gefunden hat, freut uns.

D. Red.

Bücherschau.

Huberl Röck, der unverfälschte Sokrates, der Atheist und „Sophist", und das Wesen aller Philosophie und Religion gemeinfaßlich dargestellt. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, 1903 (312 S.)

Es kann einigermaßen wundernehmen, daß diese Schrift der „E. K." zur Besprechung übergeben worden ist. Zwar ist Sokrates als Stammvater der ethischen Kultur stets unseres Interesses sicher, und auch über das eigentliche Wesen aller Philosophie und Religion wollen wir uns gern belehren lassen, zumal wir im Verfasser bald einen originellen Kopf von Geist, Scharfsinn und universeller Belesenheit erkennen und er seine Belehrungen in gemeinfaßlicher Form in Aussicht stellt. Aber da haperl's! Bei den oft verwickelten und rein fachmännisches Urteil voraussetzenden Untersuchungen und den teilweise höchst paradoxen Resultaten der Schrift, bei ihrem oft verwickelten Satzbau und der weitschweifigen, eine umfassende Litteratur mehr als nötig berücksichtigenden, dabei oft geradezu auf gänzlich fremde Gebiete abschweifenden und so selbst den Fachmann ermüdenden Schreibart kann das Prädikat der Gemeinfaßlichkeit auch im weitesten Wortsinne wohl kaum aufrecht erhalten werden.

Da sie jedoch einmal zur Besprechung vorliegt und da überdies ich persönlich wegen Berücksichtigung — teilweise allerdings auch Nichtberücksichtigung! — meiner Schriften an der Sache stark beteiligt bin, so sei wenigstens in dem für die Zwecke der „E. K." zulässigen Umfange, d. h. unter ausdrücklichem Ausschluß des Fachmäßigen, auch an dieser Stelle eine Kennzeichnung und Beurteilung versucht. Ein Eingehen auf die fast unzähligen Einzelkontroversen, muß dabei unterbleiben, wie andrerseits auch mancher vom Verf. beigebrachte anregende und belehrende Einzelpunkt hier außer Acht bleiben muß.

Wer, was, wo eigentlich der Verf. ist, bleibt uns verborgen. Eine Vorrede fehlt. Daß er einer sehr radikalen Denkrichtung huldigt, nehmen wir bald wahr. Am nächsten scheint er E. *Dühring* zu stehen, an dessen Art auch seine Darstellungsweise bisweilen erinnert und zu dem er auch, wie die Schrift zeigt, in persönliche Beziehungen getreten ist. Dabei muß es uns billig in Erstaunen setzen, daß eine solche Schrift *im Lande der Glaubenseinheit* und unter den Auspizien der *Innsbrucker Universitätsbuchhandlung* das Licht der Welt erblicken konnte!

Der Verfasser gesteht, daß er erst durch die Frage nach dem Wesen der Philosophie auf die Sokratesfrage geführt worden ist. Er verwirft die Fassung der Philosophie als Universalwissenschaft und verbindet mit dieser Ablehnung allerlei Ausfälle gegen die metaphysischen Verirrungen der bisherigen Philosophie, für die er mit besonderem Behagen den überaus geschmacklosen Namen „Doxosophistik" einführt. Er will damit die Gesamtheit dieser Verirrungen als wirkliche Krankheitserscheinungen, beruhend auf einem pathologischen Zustand des Nervensystems, kennzeichnen und proklamiert mit einer nur komisch wirkenden Uebertreibung Sokrates, der dadurch zum Psychiater avanziert, als den eigentlichen Entdecker dieser spezifischen Form von Geistesstörung.

Er selbst bestimmt die Philosophie als Weisheit, d. h. als Lebens- und Glückseligkeitslehre. Wenn er in dieser Beziehung eine von mir im Jahre 1878, also vor einem Vierteljahrhundert, veröffentlichte Schrift (Der Begriff der Philosophie) überwiegend beifällig, teilweise aber auch mit Ausstellungen heranzieht, so muß ich erklären, daß ich heute diese Ausstellungen im Wesentlichen selbst als berechtigt anerkenne. Dagegen könnte ich seine Identifikation der Philosophie mit einem unberechtigt erweiterten Begriff der Religion — er kennt atheistische Religionen! — sowie mit der populären Lebensweisheit der sogenannten „sieben Weisen" nicht mitmachen. Die Philosophie nach der hier mit Recht ihr zugewiesenen Eigenart ist, was ich emphatisch zugestehe, mit diesen beiden Formen des Denkens wesensverwandt, unterscheidet sich aber von ihnen radikal durch das ihr zukommende Merkmal der *Wissenschaftlichkeit*. Ich bestimme sie heute als *axiologische Ethik*, d. h. als Wissenschaft von den wahren Lebenswerten mit Anwendung auf die Lebensführung oder als Kunstlehre der Lebensführung (ars vitae) behufs Realisierung der wissenschaftlich festgestellten wahren Lebenswerte.

Daß nun von dieser Auffassung der Philosophie aus Sokrates noch nicht eigentlich als der endgültige Norm- und Musterphilosoph gelten kann (wie der Verf. annimmt), habe ich in meiner vom Verf. mehrfach mit lebhafter Zustimmung ungezogenen „Lehre des Sokrates" nachdrücklich genug betont. Noch entschiedener ist die hier in Betracht kommende Differenz zwischen dem Verf. und mir, soweit überhaupt die Stellung des Sokrates im Entwicklungsgange der griechischen Philosophie in meiner soeben erschienenen „Geschichte der griechischen Philosophie" (gemeinverständlich nach den Quellen, 2 Bände) ins Licht gestellt, auf welche Schrift ich daher den Verf. hinsichtlich dieses Punktes verweisen muß.

Für den Verf. freilich ist Sokrates ohne Einschränkung der Ur- und Musterphilosoph. Und zwar legt er ihm im Zusammenhange mit dieser Fassung eine Anzahl Züge bei, die wenigstens teilweise eine ganz unerhörte Neugestaltung des Sokratesbildes ergeben. Der arme Sokrates! Unter allen historischen Persönlichkeiten, deren Charakterbild in der Geschichte schwankt, hat er wohl schon ohnedies nach Schwingungsweite und Mannigfaltigkeit dieser Schwankungen den Rekord erreicht! Und nun noch dies! Aber es geschieht ihm eigentlich ganz recht! Warum hat er uns auch nichts Schriftliches hinterlassen!

Was zunächst das Verhältnis des Verfassers zu den bekanntlich nicht in Einklang zu bringenden Quellen unserer Kunde von Sokrates betrifft, so ist dies ein völlig regelloses, eklektisches. Dadurch ist von jeher der Willkür und der Konstruktion ganz subjektiver Sokratesbilder Thür und Thor geöffnet worden. Jeder sucht sich eben die ihm konvenierenden Züge heraus und man kann auf diese Weise kaleidoskopartig Sokratesbilder in beliebiger Zahl entstehen lassen.

Bei unserem Autor freilich ist das Verhältnis zu den hauptsächlich in Frage kommenden Quellen ein überwiegend negatives. Sein Sokrates besitzt folgende *vier Hauptmerkmale*:

1. *Er ist Utilitarier* oder Sozialeudämonist, d. h. er leitet die sittlichen Forderungen aus dem Prinzip der allgemeinen Wohlfahrt ab. Einverstanden! Nur kommt der Verf. hier infolge seiner nicht genügend präzisen Fassung der Philosophie als Lebensweisheit in Ungelegenheiten hinsichtlich der selbstischen Motive des gemeinnützigen Handelns. Doch kann auf diesen Punkt hier nicht weiter eingegangen werden.

2. Sokrates ist *metaphysikfreier Atheist*. Die Metaphysikfreiheit kann zugegeben werden. Die überraschende Paradoxie des sokratischen Atheismus aber wird schon durch das Zeugnis, auf das sich der Verf. hauptsächlich beruft, die Anklageformel seines Prozesses, ad absurdum geführt. Sokrates wird nicht als Atheist angeklagt, sondern weil er die *Staatsgötter* verwirft (d. h. die ganze Mythologie des Polytheismus; er glaubt weder an Zeus, noch an Here, weder an Poseidon und Apollon, noch an Pallas und Aphrodite, nebst Allem, was dran und dran hängt), sondern „neuer Götterwesen" einführt. Leider nur zu wahr! Aber mit seinem Atheismus ist es nichts!

3. War Sokrates Atheist, so mußte auch seine „Götterstimme" (das Daimonion, sein vermeintliches inneres Orakel) aus der Welt geschafft werden. Dies wird mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit besorgt, und bei dieser Gelegenheit fallen auch die störenden „neuen Götterwesen" der Anklageformel unter dem kritischen Messer.

4. Sokrates ist nicht *Erfinder der Begriffsphilosophie*, sondern nur Erfinder einer einfachen Methode der Argumentation, von deren Wesen der Verf. sich vergeblich bemüht, uns eine deutliche Vorstellung beizubringen. Hinsichtlich der „Begriffsphilosophie" ereifert er sich hier ganz ohne Grund und kämpft gegen einen selbstgeschaffenen Popanz. Die von ihm weitschweifig herumlegerissenen Gewährsmänner besagen ausdrücklich, daß Sokrates die Begriffe nicht als Wesenheiten und als übersinnliche Erkenntnismittel betrachtet habe. Er ist ihnen (in der Sprache des Mittelalters) nicht Realist, sondern Nominalist oder Konzeptualist. Wozu also der Lärm? In Bezug auf diesen Punkt, wie auf mehrere andere hat übrigens der Verf. es unterlassen, meine sonst von ihm sympathisch begrüßte Sokratesschrift zu Rate zu ziehen. Er hätte da mehrfach in völlig sachlicher, nicht voreingenommener Darstellung das Erforderliche finden können.

Aus diesen Ingredienzien nun ein glaubhaftes Bild der eigenartigen Denkerpersönlichkeit zusammenzusetzen, das der Größe und den epochemachenden Wirkungen dieser Persönlichkeit Genüge thäte, wird vom Verf. schließlich zwar versucht, aber durchaus nicht geleistet. Sollte es nicht durch eine eigentümliche Ironie des Schicksals selbst ein Opfer der von ihm so stark perhorreszierten „Doxosophistik" geworden sein?

A. Döring.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Leiden und Leidenschaften.

Seelenskizzen

von

Theodor Wolff-Thüring.

Preis: Mk. 1.20.

Inhalt:

In psychologisch fein beobachteten Bildern, zum größten Teil aus dem Leben der Reichshauptstadt, gestattet dieser glänzende Erzähler einen fesselnden Einblick in die Verirrungen und Bedrängnisse der menschlichen Psyche. Die Feinheit der Seelenmalerei und die meisterhafte Behandlung des großstädtischen Milieus in seinem neuen Buche wird dem jungen Novellisten viele neue Freunde zuführen.

Was ist uns Goethe?

Ein Vortrag

von

Wilhelm Bode (Weimar)

ist im 6./7. Heft des laufenden Jahrgangs der

Volksunterhaltung

Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung

enthalten. Der Artikel erregt wegen seiner prägnanten und treffenden Würdigung der Bedeutung Goethes berechtigtes Aufsehen.

Preis des einzelnen Heftes 30 Pf.

Der Jahrgang von 12 Heften kostet 3.— Mk.

Modernes Märtyrertum.

Ein Lebensbild

von

S. Dornen.

Preis broschiert 3 Mark.

Die **Börsenzeitung** schreibt darüber: Dieses Lebensbild liest sich wie ein Roman, aber es ist bei weitem mehr. In diesem Buche liegt Niederschlag des Geistes unserer Zeit. Das Ringen eines freigeistigen Mädchens gegen die Ueberlieferungen, die wir Religion zu nennen gewöhnt sind, wird hier mit hoher dramatischer Kraft vor Augen geführt und bewiesen, daß der inneren Wahrhaftigkeit ein erhabenerer Wert innewohnt, als dem äußeren auf Unwahrheit aufgebauten Glück. In diesem Buche sind in Betreff der „christlichen Religion der Zukunft" Gedanken von fast weltheroller Schönheit enthalten. Und dabei ist die eigentliche „Geschichte" mit großem Erzählertalent überaus anschaulich vor Augen gemalt. Wir wünschen dem aufklärenden Buche — gegen das die Zeloten eifern werden — die weiteste Verbreitung.

Die Entwickelung

der

Pädagogischen Psychologie

im 19. Jahrhundert.

Von

Dr. Ferd. Kemsies.

Preis M. 1.—.

Soeben erschien:

Die Revision des Liberalismus.

Mit einem Anhange:

Selbstinteresse und Gemeinwohl.

Von **Julianus.**

61 Seiten 8°. Preis: 1,20 Mk. Motto: Bahn frei den Tüchtigen.

Der Verfasser, ein überzeugter liberaler Politiker, macht die Wahlniederlage der liberalen Parteien zum Ausgangspunkt einer Untersuchung darüber, ob die ethischen Grundnormen des echten Liberalismus sich noch überall im Einklang befinden mit dem Verhalten der liberalen Männer und Parteien. Er macht keinen Unterschied zwischen den liberalen Fraktionen, sondern weist die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die im Konservativismus und Ultramontanismus verkörperte Reaktion nach.

Den zweiten Teil der Schrift bildet eine durch praktische Beispiele erläuterte philosophische Erörterung, die sich mit dem vom Liberalismus proklamierten „Selbstinteresse" (Egoismus) befasst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Insertate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 5. September 1903. | Nr. 36.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Aristokratie der Demokratie. Von Politicus.
Zur Methodik das Moralunterrichts. Von Prof. Felix Adler.
Individuelle und soziale Interessen. Von Grethe Auer. Mazagan, Marokko.
Streiflichter:
Die Kritik am Guten.
Die Verrohung eine Begleiterscheinung des Krieges.
Bücherschau.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Die Aristokratie der Demokratie.

Von Politicus.

Die schon seit geraumer Zeit im Stillen betriebene Agitation zur Beseitigung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts im Reiche erregt in der politisch stillen Saison wohl mehr Aufmerksamkeit, als sie, wenigstens nach der politischen Seite hin, verdient. Denn die innere politische Gesamtsituation im Deutschen Reiche ist doch gegenwärtig so beschaffen, daß so leicht kein Staatsmann von nur einigem Verantwortlichkeitsgefühl den Mut finden wird, eine solche Beseitigung durchzusetzen, die geradezu eine Revolution bedeuten würde und leicht zu einer Katastrophe führen könnte.

Dagegen ist die Befürchtung nicht ganz unbegründet, daß die einflußreichen reaktionären Kreise, welche das Reichstagswahlrecht so gern beseitigt sehen möchten, alles aufbieten werden, zum mindesten seine Verschlechterung herbeizuführen und die Rechte, welche man dem Volke nicht mehr entreißen kann, ihm wenigstens nach Möglichkeit zu verkümmern, sie auf allerlei Nebenwegen unwirksam zu machen: z. B. durch Einführung des Pluralvotums, Erschwerung der Freizügigkeit, Einführung eines, wenn auch geringen Census, und wie alle die Rezepte heißen mögen, die in letzter Zeit wieder in vielfachen Variationen in der Oeffentlichkeit vorgetragen wurden.

Es liegt freilich Anlaß genug vor, alle solche Agitationen möglichst im Stillen zu betreiben und dabei mehr der Ueberredungskunst als der Ueberzeugungskraft zu vertrauen, mehr an das egoistische Interesse als an die vernünftige Einsicht sich zu wenden. Denn es giebt kaum ernsthafte Argumente, welche sich einigermaßen wirksam zu Gunsten der Verschlechterung des Reichstagswahlrechts verwerten lassen. Dasjenige Argument, welches am häufigsten variiert wird und am meisten zur Begründung herhalten muß, ist das fadenscheinigste: daß die allgemeine und geheime Wahl jedem Menschen, auch dem Rohsten und Ungebildetsten, Gelegenheit gebe, seiner Unzufriedenheit und seinem Ingrimm mit Hilfe des Stimmzettels Luft zu machen, und daß die Thatsachen lehrten, wie bei der geheimen Wahl eben nur die Partei der Unzufriedenen prosperiere, die „staatserhaltenden" Parteien aber immer mehr ins Gedränge kämen. Dieses Argument zur Begründung der Beseitigung des Reichstagswahlrechts heranziehen, heißt nichts Anderes, als das Barometer deshalb zerschlagen wollen, weil es so hartnäckig schlechtes Wetter anzeigt. Es gäbe gar keine größere Thorheit, als dieses vortreffliche politische Barometer, als welches das Reichstagswahlrecht sich darstellt, zertrümmern wollen, weil bei den letzten Wahlen die Wählermassen ihre heftigste Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen zum Ausdruck gebracht haben. Wir sollten uns im Gegenteil Glück dazu wünschen, gerade vom Standpunkte der „staatserhaltenden" Parteien aus, daß wir in diesem entwickelten demokratischen Wahlrecht ein Mittel besitzen, drohende Katastrophen lange voraus zu erkennen, so daß man ihnen vorbeugen kann. Das Deutsche Reich besitzt allerdings gegenwärtig in Europa vielleicht die demokratischste Wahlverfassung, aber man kann sagen, daß sie auch nirgends nötiger ist wie hier, daß sie in unseren öffentlichen Zuständen vielleicht das einzige wirksame Gegengewicht bildet zu so vielem, was mit dem Geiste eines demokratischen und eines Rechtsstaates ganz unvereinbar ist.

Nun wird man allerdings, wenn man gerecht urteilen will, zugeben müssen: es giebt auch manche ehrlichen und überzeugten Gegner des Reichstagswahlrechts, die vor allem davon durchdrungen sind, daß bei solchen Wahlen, bei denen die ziffernmäßige Masse entscheidet, die gereiftere Einsicht eben nicht zu ihrem Recht kommen könne und die wahren dauernden Interessen des Landes verkümmern müßten. Wenn auch nicht alle so weit gehen, den Worten des extremen Aristokraten Nietzsche beizupflichten: „die Massen hole der Teufel und die Statistik", so giebt es doch viele, die einen heftigen Widerwillen dagegen empfinden, daß, während überall sonst die größere Intelligenz den Vorrang hat, sie bescheiden gerade da zurücktreten müsse, wo sie am dringendsten benötigt wäre: bei der Entscheidung und Regulierung der öffentlichen Angelegenheiten.

Es giebt ja auch nicht wenige Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die dieser Ansicht ein erhebliches Gewicht geben. Man denke nur an die Zustände in unserer Presse. Da es sich darum handelt, nicht die Einsichtigen zu gewinnen, sondern die Massen irgendwie zu sich herüber zu ziehen, so kennt auch die politische Presse — von

der Geschäftspresse, den Generalanzeigern u. dgl. ganz zu schweigen — zum guten Teil kein eifrigeres Bestreben, als sich dem Massenstandpunkte so viel als möglich anzupassen, d. h. sie sucht Masseninstinkten zu schmeicheln, Leidenschaften anzustacheln u. s. w., so daß das wichtigste Organ der Volksaufklärung zum guten Teil ein Mittel der Volksverdummung geworden ist.

Man darf aus solchen und vielen ähnlichen Erscheinungen ohne weiteres schließen, daß wohl in der That eine Fehlerquelle in unseren demokratischen Institutionen vorhanden ist. Aber, um dies gleich zu sagen: sie liegt nicht dort, wo die reaktionären Gegner des allgemeinen und geheimen Wahlrechts sie suchen, sie besteht nicht darin, daß unsere Institutionen zu demokratisch sind, sondern daß sie es zu *wenig* sind.

In Frankreich hat man sich, eifriger als bei uns, schon seit einer Reihe von Jahren mit dieser Frage beschäftigt, angeregt vor allem durch die Erscheinungen der Dreyfus-Affaire, welche in so deutlicher Weise gezeigt hatte, wie wenig die Form schon den Inhalt verbürgen kann, wie wenig eine freie, demokratische Verfassung auch schon Gewähr leistet für die Entwicklung eines freien demokratischen Geistes.

Es erschien damals über dieses Thema u. a. eine kleine Schrift unseres Freundes, Prof. Buisson, „Le devoir présent de la jeunesse“, die Wiedergabe einer Conférence, welche er im Collège für Sozialwissenschaften gehalten hat. Buisson gehört ganz der älteren Schule des Liberalismus an, in welcher die Verehrung der demokratischen Institutionen als solcher traditionell ist Um so wertvoller wird unter solchen Umständen das Zeugnis, welches er in jener Schrift ablegt: die schweren Uebel, welche man mit unseren demokratischen Institutionen verknüpft, sind in der That vorhanden; sie sind nicht nur vorhanden, sondern müssen auch notgedrungen vorhanden sein. Aber — etwa darum, weil wir eine Demokratie haben? Nein, deshalb, weil wir noch *keine* haben. Was wir vor uns sehen, ist vorerst nur eine Schein-Demokratie, eine rein äußere Konstitution, der alle innere fehlt. Es giebt in Wahrheit noch keine Demokratie; die bisher so genannte *kann* erst eine werden. Dazu aber ist nach Buisson's Meinung nicht mehr und nicht weniger erforderlich, als eine Art von neuer Revolution, eine Revolution, die keine blutigen Opfer zu fordern braucht, wie die von 1789 oder 1848, diese aber an Kühnheit der Ideen und Bedeutung ihrer positiven Leistungen noch übertreffen wird und muß.

Revolutionen treten im Völkerleben ebenso wie in der Natur immer dann notwendig ein, wenn eine Spannung entgegengesetzter Kräfte, namentlich die Spannung zwischen dem Seienden und Seinsollenden, zwischen dem, was wirklich ist und dem, was in den Vorstellungen der Menschen lebt, allzu groß geworden ist. Es ist nicht nötig, daß diese Spannung immer auf gewaltsamem Wege ausgeglichen wird, daß heftige Eruptionen erfolgen: kluge Voraussicht und vor allem interesselose Hingabe an die allgemeine Wohlfahrt sind fast immer imstande, dem vorzubeugen, es sei denn, daß die Spannung bereits einen so hohen Grad erreichte, daß die gewaltsame Entladung mit der Notwendigkeit der Natur unmittelbar folgen muß. So war die Revolution von 1789 entstanden aus der unerträglichen Spannung zwischen der Rechtsstellung des dritten Standes und seiner thatsächlichen Bedeutung, dieser Spannung, welcher der Abbé Sièyes die klassische Formulierung gegeben hat, daß der dritte Stand faktisch alles und politisch nichts war. Aber während in Frankreich diese ungeheure Spannung gewaltsam ausgeglichen wurde, geschah es in Deutschland auf dem Wege friedlicher Reform, durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung, die auch nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution bedeutete.

Welcher Art und welchen Charakters ist die Spannung, welche sich im politischen und sozialen Leben der *Gegenwart* zeigt? Daß diese Spannung da und nicht eine Fiktion pessimistischer Beobachter ist, bezeugt deutlich das Gefühl des Mißbehagens, welches alle empfinden, die Heftigkeit der Gegensätze, und vor allem eben auch die Lehren, welche sich aus einer Erscheinung wie der Dreyfus-Affaire ergeben. Buisson beantwortet diese Frage in der angeführten Schrift mit den Worten:

„Es existiert ein Zwiespalt und ein Mißverhältnis zwischen unseren Gesetzen und unseren Sitten, zwischen den Einrichtungen, welche den gesetzlichen Zustand des Landes ausmachen, und dem Geiste, welcher die Nation ausmacht, zwischen unserem politischen Regime und unserem sozialen und moralischen Zustand.“ Und zwar, fügt er hinzu, ist das eine, das politische Regime, schneller vorwärts geschritten als das andere, der sozial-ethische Zustand.

In der That, scheint mir, ist damit zunächst in allgemeiner Weise der Zwiespalt, an dem unser ganzes öffentliches und politisch-staatliches Leben krankt, zutreffend bezeichnet, zutreffend für Deutschland ebensogut wie für Frankreich.

Dieser Zwiespalt zwischen den äußeren Institutionen und dem inneren Geiste unserer Demokratie findet zunächst eine zureichende Erklärung in einem allgemeinen historischen Gesetz. Es wird gerade in unserer von realistischen Vorstellungen erfüllten Zeit überaus häufig verkannt, daß nicht das Konkrete, sondern das Abstrakte das Erste ist. Immer wird erst aus bestimmten und allgemein umrissenen Ideen heraus etwas Neues geschaffen, und damit tritt dann die Idee ihre Weltfahrt an, sie hat, wie Faust, nun erst im Gebiete der Wirklichkeit ihre Wahrheit zu zeigen oder ihre Unwahrheit und ihre Fehler offenbar zu machen. Auf diesem langen Wege der fortschreitenden Konkretisierung ist jede Idee fortwährenden Hemmungen und Trübungen ausgesetzt; sie unterliegt, wie der einzelne Mensch, sobald er in den Weltlauf einmal verstrickt ist, fortdauernden Versuchungen, und wie jeder Mensch, so hat auch jede Idee eine besondere Passionsgeschichte, innerhalb deren es dann wieder besondere Wendepunkte giebt.

Ein solcher Wendepunkt ist jetzt für unsere Demokratien da. Wenn man für all die oben angeführten und die ähnlichen Erscheinungen den gemeinsamen Koeffizienten sucht, so findet man, er liegt in einem Punkte: daß unserer Demokratie die richtige *Aristokratie* fehlt. Das klingt zunächst natürlich sehr paradox, wenn man daran denkt, daß beide Begriffe ja sich ausschließende Gegensätze bezeichnen. Aber in Wahrheit schließen sie sich *nicht* aus. Es hat noch nie weder eine reine Aristokratie noch eine reine Demokratie gegeben, und es kann auch keine geben. Was man gemeinhin als Aristokratie bezeichnet, ist nur eine besondere *Art* derselben, nämlich die Aristokratie der Geburt, allenfalls auch des Besitzes. Die sogen. Demokratie ist auch nur eine besondere Art von Aristokratie — aber was für eine? Nun, die *moderne* Demokratie, mit der wir es hier allein zu thun haben, geht zurück auf die Aufklärung, die es feststellte: Geburt und Besitz sind etwas Aeußerliches, das Wesen des Menschen nicht Berührendes, also auch niemanden wahrhaft Auszeichnendes, sodaß niemand auf Grund von Geburt und Besitz den „Besten“, d. h. Aristokraten, zugerechnet werden darf. Was das Wesen des Menschen trifft, was allein essentielle Unterschiede unter den Menschen schafft und schaffen kann, ist allein der Geist und im speziellen der sittliche Charakter, von dem aus alle übrigen geistigen Funktionen erst ihre Bedeutung erhalten. Also, könnte man sagen, wäre die moderne Demokratie eine *solche* Aristokratie, welche nur die intellektuell und sittlich Besten *als* Beste und darum auch als Führende gelten läßt oder wenigstens gelten lassen will.

Nun wird sich hier natürlich sogleich der Einwand

erheben: haben wir nicht bereits in unserem modernen Staatsleben eine derartige Aristokratie? Giebt es nicht unter uns eine große Zahl von geistig und sittlich Hochstehenden, die als Führende angesehen werden können? Niemand wird dies bestreiten wollen, aber zu bestreiten ist, daß sie wirklich Führer sind. Wir haben das Material für eine geistige Aristokratie, aber nicht diese selbst. Einst, in der Entstehungszeit der modernen Demokratie war es anders. Damals waren in Wahrheit diejenigen, welche z. B. in Deutschland ihren Geist an dem Idealismus deutscher Philosophie und Wissenschaft genährt hatten, auch die Führer des Volkes, die Probleme des öffentlichen Lebens drangen mitten in die Hörsäle hinein, und von ihnen aus wurden unaufhörlich Ergebnisse theoretischer Prüfung in Praxis, Ueberzeugungen und Gesinnungen in Thaten umgesetzt. Daher die Fülle der Talente und hervorragenden Charaktere, durch welche das damalige politische Leben durchgeistigt wurde. Als aber nun die neuen Errungenschaften dieses idealistischen Geistes, das konstitutionelle Verfassungsleben, Preßfreiheit, Wahlrecht u. s. w. ihre Wirksamkeit in die Breite, auch auf die Massen ausübten, auch hier die Aufklärung einsetzte, und zwar mit all den Krisen und Absonderlichkeiten und schmerzhaften Erschütterungen und Verirrungen, welche damit unweigerlich verknüpft sind, da stahl sich einer der Führer nach dem anderen hinweg, zurückgestoßen durch alle jene unangenehmen und schlimmen Erscheinungen, welche die Aufklärung der unteren Volksmassen begleitete, zurückgescheucht auch wohl durch all das Fremdartige und Eigenartige der neuen Aufklärung, das er nicht mehr zu deuten wußte. Und dieser Rückzug der geistigen Aristokratie aus unserem öffentlichen Leben hat beständig bis zum heutigen Tage weitere Fortschritte gemacht. Wie weit dabei noch andere Ursachen, namentlich die Ausbreitung einer materialistischen Denkweise, beigetragen haben, das zu untersuchen würde hier zu weit führen. Genug: als Resultat ergiebt sich, daß die modernen Demokratien immer mehr im Begriff sind, Demokratien im schlechten Sinne des Wortes zu werden, in denen die geistlose Demagogie im Bunde mit der raffinierten Politik des Egoismus den Ton angiebt, in welcher die noch unverdorbenen Volksmassen, die nach erleuchteter Führung verlangen, in die Hände des Demogogentums aller Art geraten, während diejenigen, die zu einer solchen Führung berufen wären, vom Leben des Volkes, seinen Bedürfnissen, seiner besonderen Aufklärung nichts wissen, hören und verstehen.

Darf man sich unter solchen Umständen wundern, daß sich immer wieder in den Tiefen des Volksbewußtseins Entwickelungen vollziehen, von denen die Höherstehenden nichts ahnen, und durch die sie denn auch immer wieder plötzlich erschreckt werden; und ebenso, daß umgekehrt im Bewußtsein der unteren Volksschichten, zugleich mit der großen Idee der Aufklärung, die aus ihr hervorgegangene Demokratie heillos diskreditiert wird, wenn sie sehen, wie in deren Vordergrunde überwiegend Demagogen und gierige Beutepolitiker agieren, solche, die auch auf dem Forum nichts als geriebene Geschäftsleute sein wollen? Denen es nichts ausmacht, zur Erreichung ihrer Ziele bald sich den wildesten Demagogen zuzugesellen, bald bei den Mächtigen demütig zu antichambrieren? Ist es wunderbar, daß unter solchen Umständen von unten wie von oben her viele ungeduldig die Revolution bezw. den Staatsstreich erwarten? Eben darin aber, in diesem Bewußtsein, liegt das Bedrohliche, in dieser sittlichen Aversion gegenüber der Pseudo-Aristokratie, die statt der wahren — da es eben stets eine führende Schicht geben muß — im Vordergrunde des öffentlichen Lebens am breitesten hervortritt. Die hervorragendsten Historiker der Revolution von 1789, Taine und namentlich Toqueville, haben überzeugend nachgewiesen: nicht die Thatsache, daß es überhaupt eine privilegierte Bevölkerungsklasse, eine Aristokratie der Geburt in Frankreich gab, hätte die Revolution herbeiführen können — diese konnte erst eintreten, als jene Aristokratie aufhörte, wirklich Aristokratie zu sein, ihre Funktion als Führer und Berater des Volkes zu erfüllen, als die großen Feudalherren und hohen Geistlichen, statt auf ihren Gütern und in ihren Diözesen mit dem Volke zu leben, am Hofe in Versailles schmarutzten und in Paris den Becher der Freude leerten, dabei aber noch immer alle Ansprüche ihrer aristokratischen Stellung aufrecht erhielten. Um wie viel schärfer und gefährlicher muß aber der sittliche Unwille gegen die falsche Aristokratie in unseren Tagen sich regen, in denen das sittliche Empfinden so sehr viel verfeinert worden ist.

Wie soll die neue, wahre Aristokratie sich bilden; und wenn, wie wir ja schon sahen, ihre Elemente bereits durchaus vorhanden sind, welche Funktionen soll sie übernehmen? Der französische Schriftsteller Henri Berenger giebt in seinem Buche „L'aristocratie intellectuelle" dafür folgende allgemeine Vorschrift: „Es sollen die Besten des Landes sich zwischen das höhere Gewissen und die Seele der großen Menge stellen und so die letztere mit der Erleuchtung ihres Bewußtseins ihrer Bestimmung entgegenführen".

In der That darum handelt es sich. Die alten Aristokratien haben ihre Geltung und Autorität eingebüßt. Weder die Feudalherren noch die Aristokraten des Besitzes können wirkliche Führer sein. Die neue Aristokratie ist jetzt erst in allmählicher Bildung begriffen, und in ihr allein wird das Korrektiv liegen für die Uebelstände, welche demokratische Institutionen mit sich bringen, nicht aber in der Beseitigung dieser demokratischen Grundlagen unseres öffentlichen Lebens oder auch nur in der Verkümmerung ihrer wesentlichsten Grundgedanken.

Zur Methodik des Moralunterrichts.

Von Prof. Felix Adler (New-York).

II.

Wenden wir uns nun wieder der systematischen Lehrmethode zu und sehen wir zu, ob sich die Einwände, die man gegen sie erhebt, beseitigen lassen und, falls dies zutrifft, wodurch?

Der Haupteinwand ist, wie Sie sich erinnern, daß sie einen engen Intellektualismus, ein Vorherrschen des Verstandes, entwickle, das sittliche Ideal zu einer kalten Abstraktion mache und das Band zwischen Grundsatz und Handlung lockere. Diese Fehler können fast vollständig vermieden werden, und zwar zunächst durch die der Sache angemessene Haltung des Lehrers selbst.

Er wird seinen Unterricht nicht nur mit viel Wärme und Ueberzeugung erteilen, sondern auch mit dem vollen Bewußtsein seines heiligen Charakters, indem er sich auf seine Moralstunde vorbereitet, wie der Geistliche auf seine Predigt. Vor allem wird er versuchen, seinen Schülern den Eindruck zu geben, daß die Pflichterfüllung das Wichtigste im ganzen Leben ist und daß, ist der Grund erst einmal gelegt, der Zweck der Moralstunde keineswegs die Untersuchung ist, ob das Gute gethan werden soll, sondern eine Hilfsleistung dazu, klarer zu erkennen, worin es besteht und wie wir es am besten erfüllen können.

Wenn ein Schiff auf dem Meere treibt, so wird sich die Besatzung offenbar nicht fragen, ob es angezeigt sei, das Land zu erreichen, sondern einzig, in welcher Richtung es liegt und mit welchen Mitteln, Boot oder Floß, man die größte Aussicht hat, hinzukommen. Ebenso ist, wenn

wir angesichts einer sittlichen Schwierigkeit Gefahr laufen, uns in dem Ozean unserer Lüste und Leidenschaften zu verlieren, die Frage nicht die, ob wir wünschen, festes Land zu gewinnen, sondern wa liegt es und wie können wir es erreichen? Das allgemeinste Postulat jeder ethischen Unterweisung, ein Postulat, das der Lehrer nicht aufhören darf laut zu betanen, ist: Es giebt ein Ziel, das wir aufs allerlebhafteste ersehnen, und wir studieren Maral einzig und allein zu dem Zwecke, ausfindig zu machen, wie man dies Ziel erreicht. Es ist sa unendtich wichtig, das Gute zu erfüllen! Unser ganzer Wert als menschliche Wesen, der Erfolg aber Mißerfalg unseres Lebens, sie hängen ganz und gar davan ab! Warum sollte man erst den Beweis versuchea, daß das Gute die Norm unseres Haudelns sein muß?

Ist dies nicht ahne weiteres einleuchtend? Das Gewissen des Lehrers spricht. Das Gewissen des Schülers antwortet. (Sa gesehen, ist zwischen der Ethik und den anderen Fächern, z. B. der Mathematik, der Unterschied nicht sa graß, wie man mitunter meint. Die mathematische Wahrheit kommt, so wenig wie das ethische Gesetz, auf pädagagischem Gebiet um die dogmatische Behauptung herum. Der Schüler steht vor Sätzen, deren Wahrheit in erster Linie auf der Autarität des Erwachsenen ruht. Er ist nicht imstande, einen schwierigen geametrischen Beweis zu Ende zu führen und, saweit er sich auf sein eigenes Urteil verläßt, zu entscheiden, waelches die richtige Lösung ist. Das Ideal ist fertig vor ihn hingestellt, die Wahrheit beglaubigt durch den überlegenen Geist, der var ihm das Gebiet durchlaufen hat. Wenn er die Dinge nicht ebenfa sieht, nun, dann ist das die Schuld des Schülers; er hat sich zu aerbessern — ganz ebensa in der Moral. Die dogmatische Behauptung kommt zuerst, dann erst der Beweis. Der Unterschied zwischen Ethik und Naturwissenschaft liegt einzig in der Art und Weise der Beweisführung.)

Das Zweite, was bei der Verteidigung der systematischen Lehrmethade hervarzuheben ist, besteht darin, daß ein gut Teil dieser Unterweisung, was man auch sagea mag, unmittelbare Anwendung erfahren kann. Wenn der Lehrer z. B. von den Pflichten gegen die Eltern spricht, von Achtung, Gehorsam u. s. w., wenn er zeigt, wie der geringste kleine Dienst, den ein Saha aus Liebe seinen Eltern erweist, labenswerte Empfindungen bezeugt, sa kann er, ist er in Wahrheit auf der Höhe seiner Aufgabe, es erreichen, daß seine Schüler mit dem festen Entschluß ia ihr Heim zurückkehren, diese selben Pflichten zu erfüllen und ähnliche Dienste zu leisten.

Ebensa ist es mit den Belehrungen über die Freundschaft, die den Kaaben ein Muster liefern, mit dem sie ihre eigenea Empfindungea vergleichen können.

Weiter desgleichen, richtig verstanden, mit den brüderlichen Pflichten, den Pflichten der Güte gegen die Armen, der vernünftigea sittlichen Wohlthätigkeit, alles Fragen, die eine nach der anderen aufgewarfen und durchgesprochen werden.

Ein graßer Teil alsa der Stoffe, die den Maralstundea zu Grunde liegen, findet sich im Bereich der täglichen Erfahrung des Schülers, und für sie ist die Furcht, man lackere durch die Herausschälung der maralischen Prinzipien und ihre thearetische Behandlung das Band zwischen Gebat und Ausjührung, weder gerechtfertigt nach überhaupt zu rechtfertigen.

An dritter Stelle muß allerdings anerkannt werden, daß gewisse Pflichten, wie die des Bürgers gegen den Staat, die Berufspflichten u. dgl., außerhalb der unmittelbaren Handelnssphäre des Schülers liegen und doch eine sehr wichtige Stelle im Vardergrund ethischer Unterweisung einnehmen. Hier aber nirgends scheint die Stelle zu sein für die Anklage auf Mißbrauch der thearetischen Belehrung und reinen Intellektualismus, auf Scheidung der Lehre van der Handlung. Denn der Schüler ist nach nicht Bürger und hat keine seiner Pflichten zu erfüllen; er hat noch keinen Beruf und weiß mit Berufspflichten nichts anzufangen. Wenn er auch individuelle Wahlthätigkeit üben kann, sa kann er sich dach weder gegen die großen sozialen Uebel auflehnen, noch dem Fartschritt der arbeitenden Klassen widmen, nach das Los der Gefangenen bessern, nach auch die Schrecken des Krieges helfen minder grausam zu machen.

Und dach legen wir in unseren Maralstunden, mindestens in den oberen Klassen, ein Hauptgewicht auf diese großen sozialen Mißstände; wir behandeln den Lebenslauf eines John Hawarb, Rabert Owen ader einer Florence Nightingale; wir lassen uns reichlich über die staatsbürgerlichen und beruflichen Pflichten aus. Schaden wir damit dem Zögling, wenn wir ihn sa mit den Pflichten vertraut machen, die zu üben er nach nicht imstande ist? Das wäre möglich, falls das warme und lebendige Interesse, die Flamme der Begeisterung erlöschen müßte, ahne irgend welchen Nutzen gebracht zu haben, falls es gar keine Aussicht und Möglichkeit eines Handelns gäbe. Aber diese Aussicht ist varhanden.

Unsere Arbeit besteht darin, daß wir in unserem Schüler, man könnte sagen, hypathetische Entschlüsse wecken, nämlich die Absicht, wenn gewisse Umstände eintreten, in einer gewissen Art zu handeln. Wir ziehen so varweg bereits die Verhaltungslinien, denen der künftige Bürger und künftige Gewerbetreibende wird nachgehen müssen, und früh festgelegt, werden sie um sa eher befalgt werden. Wie sich in der Natur patentielle Energie aufgehäuft findet, d. h. eine verbargene Kraftquelle für später, die aber deshalb nicht weniger wirklich und bereit ist, im gegebenen Augenblick die mächtigsten Wirkungen auszulösen, sa sammeln wir in unseren Maralstunden einen Varrat sittlicher potentieller Energie, die sich nicht unmittelbar in Handlung umzusetzen braucht, sandern eiae gegebene Zeit lang verbargen bleiben kann, und die dach im entscheidenden Mament ihr Varhandenseia und ihre Wirksamkeit zu beweisen aermag.

Aber noch besser. Wir dürfen ohne Uebertreibung sagen: selbst in den Fällen, wa die Pflicht noch jenseits der Handlungssphäre des Schülers liegt, besteht doch vom ersten Augenblicke an die Möglichkeit einer nützlichen Handlungsweise, nämlich die der Varbereitung für die Erfüllung der künftigen Pflichten. Handelt es sich um die Berufspflichten, sa wird der Trieb zur Handlung die Gestalt größeren Fleißes annehmen, einer beharrlicheren Ausdauer des Schülers bei den Studien, die ihn zu dem erwählten Beruf befähigen sallen, so daß er später dem Idealtypus eines Arztes, Geistlichen ɔc., das ihm vor Augen schwebt, näherkommen wird. Handelt es sich um die Bürgerpflichten, so wird der Trieb zur Handlung den Schüler vernnlassen, unmittelbar in der kleineren Schulgemeinschaft, der er angehört, die gleichen Tugenden der Achtung var dem Gesetz, der Unterwerfung unter das allgemeine Wohlfahrtsprinzip u. s. w. zu zeigen, die auch auf dem größeren Gebiete des nationalea Lebens die Grundlage aller ethischen Beziehungen ausmachen.

Man sieht alsa: es giebt keine Pflicht, deren Lehre nicht auch namittetbare Anwendung mit sich bringt, wenn nicht direkt, sa doch iadirekt unter der Farm eiaer Vorbereitung für die Erfüllung des künftigen Gesetzes. Und sa fällt denn der Haupteinwand gegen die systematische und theoretische Marallehre in sich zusammen, varausgesetzt, daß diese nach guter Methade und im gewünschten Geiste erteilt wird.

Digitized by Google

Individuelle und soziale Interessen.

Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko.

III.

Das Ausarten irgend eines Instinktes wird juristisch Verbrechen genannt, medizinisch Wahnsinn, und beruht immer auf einer krankhaften Empfänglichkeit oder Ueberbildung einer gewissen Gehirnporzelle. Ich berufe mich hierbei auf die sehr feinen Beobachtungen in Maudsley's Physiology of Mind. Die Gehirnteilchen, die irgend ein Eindruck von außen in Thätigkeit versetzt, sollen wie eine Saite eine bestimmte Zeit vibrieren und dann von selbst in Ruhe treten, um anderen Eindrücken in den umgebenden Nervencentren das gleiche Spiel in gleichem Maße zu gönnen. In einem normalen, d. h. gleichmäßig entwickelten Gehirne sollen die Eindrücke einander rasch und gleichmäßig ablösen, keiner soll unbemerkt abgleiten, keiner soll unverhältnismäßig tief eingreifen. Ein lange vorherrschender Eindruck (ein Affekt, eine fixe Idee) läßt eine Schwäche der in Aktion getretenen Gehirnparzelle voraussetzen, derzufolge das betreffende Nervencentrum, unverhältnismäßig stark erschüttert, länger vibriert und seine Schwingungen, wie Kreise eines Steinwurfs auf einer Wasserfläche, weiter ausbreitet als ihm zukommt. Die Intensität und Ausdehnung einer solchen Vibration stört naturgemäß, oder vernichtet wohl gar, die Kreise der Thätigkeit der anstoßenden Gehirnporzellen. Diese größere, eventuell krankhafte Empfänglichkeit einzelner Nervencentren ist angeboren, aus der Thätigkeit der Vorfahren vererbt, kann aber auch durch eine einseitige Erziehung in einem Gehirne gebildet oder mindestens entwickelt werden — während eine rationelle, vielseitige Erziehung, das Einwirken zahlreicher entgegengesetzter Eindrücke, wodurch die Gehirnteile in regelmäßiger Folge von ihrer Thätigkeit abgelöst werden, einer solchen Prädisposition erfolgreich entgegenarbeiten kann. Eigenwille, Zorn, jede Art von Leidenschaft, jedes Vorurteil, jedes träge Sichgehenlassen in sinnlosen Gewohnheiten stellt eine solche krankhafte Empfänglichkeit oder Reizbarkeit eines einzelnen Molekelkreises im Gehirn dar, der bei dem geringsten Anlaß in Vibration gerät und, wie ein irritierter Muskel, fort und fort zuckt, fort und fort also denselben Eindruck reproduziert, dieselben Gedanken auslöst, dieselbe Muskelthätigkeit bewirkt. Natürlich gewinnt die Thätigkeit eines Organes durch Wiederholung an Leichtigkeit und Intensität, und wenn keine Gegenreizung eingreift, so genügt schließlich der unbedeutendste Anlaß, das Phänomen hervorzurufen, den Zorn, die Leidenschaft, die fixe Idee zu reproduzieren. Und schließlich, wenn das Phänomen aus langer Gewohnheit überhaupt sich ohne jeden Anlaß produziert, dann nennt man's Anfall oder Wahnsinn, dann ist es eben eine fast permanente Thätigkeit der betreffenden Gehirnparzelle, die garnicht mehr zur Ruhe kommen will und alle anderen Teile des vielgliedrigen Organes an ihrem Rechte auf Thätigkeit verkürzt, ja, vielleicht sogar durch die eigene wuchernde Ausbreitung die Entwicklung der anderen Nervencentren gehemmt hat. Jeder Affekt, jede Leidenschaft, jede allzu einseitig entwickelte geistige Anlage (Genie) kann Wahnsinn werden, und Wahnsinn — ist vollkommene, uneingeschränkte Individualität, die auf keinen Eindruck der Außenwelt mehr reagiert, sondern die eigenen, ererbten Instinkte, respektive einen speziellen unter ihnen, allein herrschen läßt.

Das Gegenteil von diesem Gehirne wäre also ein solches, das möglichst wenig oder gar keine Prädisposition zu einer bestimmten Thätigkeit zeigt, sondern, treu wie weiches Wachs und elastisch wie ein kräftiger Muskel zugleich, jeden Eindruck genau mit solcher Stärke aufnimmt und zurückwirft, wie er gegeben wird. Ein schwacher Eindruck wird in einem solchen Gehirne nie eine heftige und anhaltende Vibration hervorrufen, d. h. ein nichtiger Anlaß nie einen gewaltigen Affekt. Andererseits wird aber auch kein Eindruck spurlos an ihm vorübergehen; gleichmäßig kräftig, gleichmäßig aufnahmefähig würde jedes winzigste Teilchen dieses Gehirnes genau so lange reagieren als die Reizung dauerte, genau so stark als die Art der Reizung es bestimmte. Man sagt von einem solchen Gehirne: es wäge seine Eindrücke richtig gegen einander ab. Wägen wäre aber bewußte Thätigkeit, und hier haben wir es vielmehr mit einer unbewußten Eigenschaft zu thun (un cerveau bien équilibré). Nichtsdestoweniger ist dem so: das normale Gehirn giebt jedem Dinge seinen richtigen Wert.

Unnütz zu sagen, daß ein Gehirn von solcher Vollkommenheit vielleicht nie existiert hat, Gehirne von annähernd solcher Vollkommenheit sehr selten. Das vollkommenste in diesem Sinne wäre das von Jesus, der wahrlich eine weitgehende Schätzung der umgebenden Dinge bewiesen hat, da die meisten seiner Gedanken heute noch ihren vollen Wert haben. Spinoza, Goethe, Darwin und in weiten Abständen Andere, deren Erkenntnis sich auf beschränktere Kreise erstreckte, folgen ihm. Aber natürlich liegt auch in dem gleichmäßigst organisierten Gehirne eine Prädisposition in einer oder der andern Richtung vor, ein Erbe von der Thätigkeit der Vorfahren, das durch die Erziehung, den Zeitgeist, die umgebende äußere Welt entwickelt oder niedergehalten werden mochte, immer aber den Grund einer leichten Einseitigkeit darstellte. Und diese vorherrschende Anlage ist das, was man landläufig die Individualität eines Menschen nennt.

Das Wort wird leichtfertig und blindlings gebraucht, wie viele moderne Worte; es wird als charakteristisches Merkzeichen des Genies vorausgesetzt und kindisch dabei übersehen, daß Individualität gerade eine seiner Schwächen darstellt. Das wahre Genie ist das genaue Gegenteil von Individualität, es ist die Verkörperung der Ideale seiner Zeit und Gesellschaft, also die Blüte eines sozialen Organismus. Nur der Künstler, der den Geist seiner Zeit getreulich wiederspiegelt, wird unsterblich werden, und zwar liegt das natürlich nicht in der Willensmacht des Einzelnen, sondern muß ein unbewußtes, unendlich selbstloses und liebevolles Aufgehen in den Interessen der Allgemeinheit zur Ursache haben. Nur ein Künstler, der von den Bedürfnissen seiner Zeit so durchdrungen ist, daß er sie, unbekümmert um persönlichen Erfolg, fast unbewußt zum Ausdruck bringt, ist ein echter Künstler. Er arbeitet, das bestätigt sein eigenes Wort, wie auf Gebot einer höheren Macht. Und es ist in der That eine solche, es ist der Geist der Gesamtheit, der sich in ihm verkörpert, der ihm diktiert. Die Größe eines Künstlers hängt ab von dem Umfange des Gesellschaftskreises, der ihn beeinflußt. Ein Künstler kann die Interessen einer bestimmten Gesellschaftsklasse zum Ausdruck bringen, diejenigen eines Volksbezirkes, eines ganzen Volkes, einer Nation. Er wird aber am größten sein, wenn er das rein Menschliche, d. h. die Interessen der ganzen Rasse vertritt.

Was für den Künstler gilt, gilt für den Philosophen und Denker. Jesus war wahrhaftig keine „Individualität", sondern eine Verkörperung der Weisheit aller Völker, die sein fein organisiertes Gehirn in jenen von allen Völkern betretenen Landen aufgenommen und verarbeitet hatte. Er selbst empfand deutlich, wie wenig von seiner gnadenvollen Thätigkeit eigentlich ihm selbst zugehörte, wenn er verkündete, daß „Gott" aus seinem Munde spräche. Was er naiv und echt orientalisch als „Gott" personifizierte, war der in ihm bis zur höchsten Potenz verfeinerte soziale Instinkt, der mit einer unendlichen Klarheit und Sicherheit die Bedürfnisse der Menschheit erfaßt

Digitized by Google

hatte und sie mit unwiderleglicher Notwendigkeit zum Ausdruck brachte. Jesus war ganz Liebe, also ganz sozialer Instinkt. Aus seinem Leben geht deutlich genug hervor, wie siegreich er über die individuellen Instinkte triumphierte, und es wird keiner groß werden wie er, der nicht selbstvergessen wie er die wahren Interessen seiner „Brüder" vertritt.

Es wirkt daher mehr traurig als lächerlich, wenn sich der moderne Genius prahlerisch mit „Individualität" breit macht, sich mit Menschenverachtung drapiert und in souveräner Selbstverhimmelung auf diejenigen herabdonnert, denen er helfen sollte. Dem Unverstandenen geschieht immer Recht! Die Gesellschaft weiß sehr schnell, was ihr nützt, und wer ihren Interessen dient, wird immer verstanden werden. Und die verhungerten Genies? Wer der Zukunft dienen will, muß seinen Lohn von der Zukunft erwarten. Man pflanzt nicht Palmen in der Hoffnung, sich selbst von ihren Früchten zu nähren! Die Dichter, die unerkannt starben, wie die gekreuzigten Propheten, haben dem Instinkt der Rasse gehorcht, der sie Palmen für die kommenden Völker pflanzen ließ.

Streiflichter.

Die Kritik am Guten. In der in Mailand erscheinenden Monatsschrift „Unione Femminile" (III. fasc. 4) macht die erst zwanzigjährige Studentin Carlotta Majno, übrigens die Tochter eines berühmten Vaters, nämlich des Zivilrechtlers und Sozialisten Professor Luigi Majno, und einer nicht minder bekannten Mutter, der Frauenkämpferin Ersilia Majno-Bronzini, einige sehr feine Bemerkungen über die relative soziale Bedeutungslosigkeit der Wohlthätigkeit. Bei Besprechung einer neuen barmherzigen Stiftung in Rom glaubt sie auf die Thatsache aufmerksam machen zu müssen, daß auch in Krankenhäusern und sonstigen wohlthätigen Anstalten die christliche Nächstenliebe vielfach nach der Klassenangehörigkeit der einzelnen „Bewohlthateten" verschieden bemessen wird. Denn auch dort giebt es ja, meint sie mit Recht Stuben, Bäder ic. I. und II. Klasse. Carlotta Majno fährt fort:

„Vielleicht ist es nicht gut, sich hierüber ein Urteil anzumaßen, wenn man die Welt noch nicht genügend kennt. Vielleicht aber auch giebt gerade der erste Blick den richtigsten Eindruck, der dann später nur durch eine Reihe von „Erklärungen", die allen edlen Schmerz ersticken sollen, um auch uns zu Vertretern der bequemen Theorie von der Unmöglichkeit des Besseren zu machen, verwischt wird."

Und zum Schluß ihres Essays kommt die warmherzige junge Schriftstellerin zu folgender Frage:

„Ist es böse, wenn man von einem Versuch, Gutes zu stiften, schlecht spricht? Ich glaube es nicht. Jenes entsetzliche Geschick, welches uns immer vor die Thatsache von der Zweiteilung der Menschheit in „wir" und in „ihr" stellt, hängt nicht von einer einzelnen Persönlichkeit ab. . . . Wer arbeitet, muß wissen, daß das Schlechte nicht aufgedeckt werden darf, um es zu verurteilen, sondern um dem höchsten Ideal der Sittlichkeit als ein Ansporn zum Besseren zu dienen".

Carlotta Majno hat recht. Ihr Gedanke ließe sich aber noch weiter denken. Auch der Traurigkeit, die den Ernsten beschleicht, wenn er an einer Einrichtung, einer Bewegung, einer Partei u. s. w., mit deren Dasein er selbst auf das innigste verknüpft ist, tiefe Schäden entdeckt, nachzugeben, wäre eine unberechtigte Sentimentalität. Denn sie muß der kraftvollen Kritik, die man an den entdeckten Schaden legt, weichen. Nur durch beständigen Kampf gegen das Böse, wo immer es auch sei, kommt die Menschheit ihren letzten Zielen näher. Dr. Michels.

* * *

Die Verrohung eine Begleiterscheinung des Krieges. Es ist von dem Standpunkt aller militaristisch gesinnten Parteigruppen aus begreiflich, wenn sie auf die Erhaltung des „kriegerischen Instinktes" im deutschen Volke einen großen Wert legen. Auf diese Erhaltung ist es wohl zurückzuführen, wenn das in Marburg in Hessen erscheinende nationalsoziale Organ, die „Hessische Landeszeitung", einen sonst historisch wie stilistisch gleich wertlosen Bericht eines Herrn Andreas Scharff über „Kriegserlebnisse von anno 1866" veröffentlicht. Diese Thatsache allein wäre jedoch nicht wert, daß man von ihr Notiz nehme. Aber es befindet sich in dem durch 2 Nummern fortgesetzten Kriegsbericht (XVIII, Nr. 81 und 86) eine Stelle, die es verdient, angenagelt und womöglich verewigt zu werden. Von der Schlacht bei Königgrätz weiß nämlich der Kriegsveteran folgendes zu berichten:

„Die unzähligen Leichen, die überall, und so auch hier, massenhaft auf der Straße umherlagen, besonders die vielen, von den Granaten zerrissenen Pferde, von welchen Ströme von Blut geflossen waren, alles das lag unter den brennenden Trümmern begraben und verbreitete einen eigentümlichen Bratengeruch, der mich daran erinnerte, daß ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte."

Der in diesem Satz enthaltene Gedanke — oder sollen wir ihn ein Geständnis nennen? — ist grauenhaft genug, um mit ihm allein die furchtbare Verrohung des Krieges auch dem größten Molochverehrer, sollte man meinen, klar machen zu können. Daß dem ausgehungerten Kriegee diese entsetzenerregende Empfindung des Hungers beim „Bratengeruch" der Menschenleichen und Pferde kommen konnte, ist psychologisch verständlich. Daß er sie niederschrieb, ist schon schwerer begreiflich. Daß er sie drucken ließ, zeugt jedoch von einer etwas sonderbaren Gemütsverfassung. Daß endlich die „Hess. Landeszeitung" diese grausamen Memoiren veröffentlicht, ohne gleichzeitig ihrem Abscheu über die Entsetzlichkeit des Krieges im allgemeinen und dieses barbarischen Hungergefühls im besonderen Ausdruck zu verleihen, das ist eine schwere Sünde gegen die Leser der Zeitung. Ohne Kommentar muß eine solche Stelle unendlich verrohend wirken.

Dr. R. Michels.

Bücherschau.

Gesundheit und Erziehung. Eine Vorschule der Ehe von Georg Sticker, Prof. Dr. med. Verlag von J. Ricker, Gießen. 1903.

In seiner Einführung sagt's der Verfasser selber: seit Rousseau sei auch den unabhängigsten Geistern nichts Neues, Wesentliches in punkto körperliche Erziehung mehr eingefallen. Man begreift also nicht recht, warum er dann diesen ziemlich dickleibigen Band geschrieben, da er auch nach seinem eigenen Ermessen Basedow, Kant, Pestalozzi, Goethe oder Jean Paul kaum übertreffen dürfte. Der Grundsatz mens sana in corpore sano ist bereits selbstverständlich und somit zur Trivialität geworden und selbst einer Ellen Key ist es fast nicht gelungen, daraus neue Erziehungsformeln abzuleiten. Jeder intelligente, gebildete Mensch weiß es heutzutage schon, daß das Kind vor allem zu Kraft und Gesundheit herangezogen werden muß, daß Hygiene ein wichtigerer Faktor ist als Medizin und daß das Schaffen neuer Generationen eine schwere Verantwortung in sich schließt. Ungebildete Leute werden aber schwerlich zur pädagogischen Litteratur greifen. Die Frage, die Rousseau nicht in Betracht zieht, wie nämlich schwache, kränkliche Kinder zu behandeln seien, wirft Sticker zu wiederholten Malen auf, aber die Beantwortung schenkt er sich. Im ersten Teile des Buches, der von der Erziehung handelt, steckt überhaupt viel Verworrenes, Unbeholfenes in der Anordnung des Stoffes. Man hat die Empfindung, daß der Schreiber sich etwas unklar Gefühltes von der Seele schreiben wollte, um durch die Niederschrift Klärung in sein Gedankenoch zu bringen. Schwerfällig und mit weitschweifiger Pedanterie will er den Staff vor uns ausrollen, verwickelt ihn aber stets dort, wo es sich um nicht steife und greifbare Dinge handelt. Trotzdem ist das Buch nicht schlecht, denn es bleibt ja doch bestehen, daß eine Wahrheit nicht weniger wahr ist, weil sie durch ewige Wiederholung zum Gemeinplatz geworden. Mit seiner Forderung,

Digitized by Google

daß „die Bedingungen unseres Daseins: Geburt, Wachstum, Ernährung, Körperpflege, Zeugung nicht länger Fachgeheimnisse des Arztes und der Gegenstand lüsterner Neugierde der anderen Leute bleiben, sondern die wichtigsten, die heiligsten Lehrgegenstände werden für Jünglinge und Jungfrauen, welche sich zu ihrem Lebensberuf vorbereiten", trifft er den Nagel auf den Kopf. Und nun erwarten wir, daß diese „Vorschule der Ehe", für die das Buch sich ausgiebt, jetzt all diese Aufklärungen den jungen Menschenkindern in wissenschaftlicher, sittlicher und schöner Form bieten werde. Aber gefehlt. Und wir müssen uns an dem genügen lassen, was wir schon früher gewußt, daß es nämlich die Pflicht der Eltern ist, ihre heranwachsenden Kinder mit liebevollem, keuschem Ernst über den letzten, heiligsten Zusammenhang zwischen Mensch und Mensch aufzuklären, wie es Aufgabe der Schule wäre, den Unterricht so zu gestalten, daß neben dem abstrakten Wissen auch praktische Normen für das Leben des Menschen fließen.

Dagegen hat mir das Urteil, welches Sticker über die beliebte und berühmte Erziehungsfaem des Beispiels fällt, sehr gut gefallen. „Was ist denn schließlich die Feucht einer Erziehung durch Beispiel?" fragt er und giebt die Antwort: „Doch nichts anderes als eine mehr oder minder stark befestigte Angewöhnung, die keinen Anspruch auf die Bezeichnung einer sittlichen hat. Wir sind nicht sittlich, wenn wir mit unserer Umgebung gut und hilfreich und edel sind, sondern nur weil wir es trotz ihr sind, soweit wir in uns den unverbrüchlichen, eingefleischten Willen haben, selbst dann das Gute, Wahre und Schöne zu verfolgen, wenn es uns auch in einer argen Umgebung nie verwirklicht erscheint". (Diesem hohen Flug ethischer Ansprüche widerspricht allerdings der Rat, den der Verfasser auf Seite 197 giebt, die drei Hauptlugenden Reinlichkeit, Nüchternheit, Keuschheit jedem Kind zur notwendigen Gewohnheit anzuerziehen.)

Sicherlich falsch und überwunden ist auch die Theorie vom Niedergange der Familien und Völker, in welchen „die Menschen aufhören, die Zeugung der Kinder willkürlich zu betreiben und nach ihrem kurzen Bestande künstlich zu beschränken". Denn viel Leid und Elend, fast die gesamte Generation der Jetztzeit rührt von dem Leichtsinn der Eltern her, mit dem sie Kinder in die Welt setzen, ohne ihr Gewissen zu befragen, ob sie diesen auch alle Prämissen zu einem gesunden, menschenwürdigen Dasein mit auf den Lebensweg geben können. Und wie falsch — könnte ein Spaßvogel fragen — ein Geschlecht degeneriert sein, das nie geboren wurde?

Der zweite Teil des Buches, der sich an Krankheiten hält, ist ungleich besser. Er handelt von den drei großen Uebeln: Trunksucht, Syphilis und Tuberkulose, und hier kommt sachgemäß auch der Arzt zum Wort, welcher — der Herr Professor, verzeihe! — den Pädagogen rasch erschlägt. Der leichteste zu bezwingende Feind dieser drei ist die Lungenschwindsucht. Denn sie ist nicht erblich von den Eltern auf die Kinder, nur ist die Infektion im ersten Lebensjahr sehr leicht möglich, wenn nicht peinliche Reinlichkeit und große Sorgfalt beobachtet wird. Als das ärgste Erdübel gilt dem Autor der unmäßige Alkoholgenuß, und interessant sind viele der im Anhange angeführten statistischen Daten.

Und so kommt Professor Sticker schließlich zu seinem Prinzip und Postulat, dem wir vollinhaltlich beistimmen: „Reinlichkeit, Nüchternheit, Keuschheit sind die Tugenden, in welchen jeder leben muß, dessen Wunsch es ist, sich in körperlich gesunden Kindern fortleben zu sehen". Oder, wie Diderot sagte: „Alles, was die Gesundheitslehre angeht, geht auch die Sittlichkeitslehre an".

Else Spiegel, Wien.

* * *

Willy Pastar, Lebensgeschichte der Erde. Ein Ueberblick über die Metamorphasen des Erdentums. Eugen Diederichs, Leipzig 1903. 4 Mk.

Der alte Fechner würde seine Freude daran haben. Immer deutlicher und immer mutiger schlägt die neuzeitliche Naturforschung und Naturphilosophie die Bahnen ein, die er einst, der Halberblindete, träumend und doch mit so sicherer Hand in den Atlas der Weltenentwickelung zeichnete. Die Sterne — organische Wesen, lebendige Individuen, Engel, wenn auch nun den himmlischen Engeln, die nicht freien und sich nicht freien lassen, scharf unterschieden durch ihre fruchtbare Mutterschaft, aus deren Schoß alles Tote und Lebendige hervorgeht. Haben wir überhaupt noch ein Recht, von Toten zu sprechen? Willy Pastor versucht, mit dem ganzen Rüstzeug paläontologischer und dialogischer Forschung angethan, den oft schon gedachten, selten aber ernst genommenen Gedanken wissenschaftlich zu erweisen, daß unsere Erde — bezw. das Universum, dessen Leben sie teilt, — thatsächlich ein Lebendiges ist, das in seiner eigenen Entwicklung unser Mineral-, Pflanzen- und Tierreich als bloße Funktionen des Erdlebens hervorgetrieben hat. Metaphysik wird dabei soviel als möglich ausgeschaltet, von Analogien oder natürlich hie und da Gebrauch gemacht, wo die Induktionsschlüsse nicht ganz ausreichen. Mechanische und organische Kraft seien im Grunde Einunddasselbe, und die naturwissenschaftlichen Hypothesen, die alle Gestaltung des Anorganischen auf die schnürende Kälte des Weltraums zurückführen, für die die organische Welt aber das Gesetz von der Auslese der Passenderen im Daseinskampf verantwortlich machen, werden heftig bekämpft. Offen gestanden, die scharfe Zuspitzung, die der Autor seinen Gedanken für und gegen den Darwinismus giebt, scheint uns nicht recht motiviert. Sowohl die Annahme der riesigen Minustemperatur des Weltäthers, wie die der Selektion lassen sich u. E. sehr wohl mit einer Fechner-Perzer'schen Allbeseelung vereinigen. Die Definition des Lebens als der Anpassung an die Außenwelt verlangt ja gerade ein Außen und ein lebendiges Innen; Aetherkälte und Daseinskampf sind also zwar nicht die einzigen, aber doch zwei recht erhebliche Motive für den Lebenswillen der Erde und ihrer Organe, die viele Anpassungsäußerungen erklären. Aber diese Ausstellung ist unerheblich; die ganze Darstellung des allmählichen Werdeprozesses unserer Erdoberfläche ist sehr lichtvoll und überzeugend. Ob die Fachgelehrten nicht hie und da Einwendungen werden zu machen haben, müssen wir natgedrungen ihnen überlassen; an kühnen und vom bisherigen wissenschaftlichen Consensus abweichenden Behauptungen fehlt es nicht; es sei aber auch gleich hinzugefügt, daß der Autor die Beweislast nicht auf die leichte Achsel genommen hat. So wird das erste Entstehen des Protoplasma's nicht in die purpurnen Tiefen der Meere, sondern an die Küsten verlegt*); die Atmosphäre ist erst ein Erzeugnis der Pflanzenwelt, nicht umgekehrt ihre Vorbedingung — daher denn auch der atmosphärenlose Mond nicht als ausgebrannte Schlacke ein Zukunftsbild der Erde, sondern vielmehr ihr Vergangenheitsporträt darstellt; entgegen dem orthodoxen Häckel'schen Stammbaum werden die Fische nicht über den Amphioxus von den Würmern, sondern von den Krebsen hergeleitet u. a. m. Sollten aber in solchen Einzelheiten selbst Fehler nachgewiesen werden können, so wird doch der Grundgedanke davon kaum berührt, eben die graphartige Auffassung der Erdphasen als Lebensäußerungen eines Wesens, die Ausfüllung der Kluft zwischen Organischem und Unorganischem durch Heranziehung des Kristallisationsvorganges und die definitive Einordnung der Menschheitsgeschichte in die Weltgeschichte. Willy Pastar verspricht uns zu dem vorliegenden Werke, das uns nur bis zum Auftreten der Menschengattung als neuester Funktion des Erdlebens führt, noch einen weiteren Band, der „die Erde in der Zeit des Menschen" behandeln wird. Wir freuen uns dieser Zusage; denn in der Reihe der Werke, die der rühmigen Diederichs'schen Verlag einer geist- und geschmackvollen Popularisierung der Naturphilosophie widmet, nimmt das Pastar'sche Buch eine ehrenvolle Stelle ein.

— nz —

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit und die kriminal. Anthropologie. Für Juristen, Aerzte und gebildete Laien. Von Dr. Hans Kurella. Halle a. S., Verl. Gebauer u. Schwetschke. 3 Mk.

Das neue Welteich. Ein Beitrag zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Mehemed Emin Efendi. II. Teil. Von der Erbauung Konstantinopels bis zum Ende Oesterreich Ungarns. Berlin-Leipzig. Friedrich Luckhardt. 2 Mk.

Von Bismarck bis Bülow. Ein Wort zu den Reichstagswahlen. Von Heinrich Nicolai. Berlin, Max Hafftschläger. 0,40 Mk.

Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen Von Dr. Jul. Ziehen. Berlin, Weidmann. 1 Mk.

Silberfibel für Schule und Haus. Von Ernst Lehmann. Selbstverlag des Verfassers. Weimar-Jena. 1 Mk.

Sonne und Seele. Von Dr. Carl Peters. Leipzig, Aug. Pries 1903.

Grundriß der Religionsphilosophie. Von D. Dr. A. Darner. Leipzig, Dürr'sche Verlagsbuchhdl. 1903. 7 Mk.

Friedrich Nietzsche, Sein Leben und sein Werk. Von Raoul Richter. Leipzig, Dürr'sche Verlagsbuchhdl. 1903. 4 Mk.

Gesammelte Aufsätze. Von W. Encken. Leipzig, Dürr'sche Verlagsbuchhdl. 4,20 Mk.

Moderne Erziehungsfragen. Briefe einer Mutter. Von Johanna Thimm. Berlin, Leonh. Simion. 1903.

Die Lage der Aerzte und ihr Verhältnis zu den Krankenkassen. Von Dr. G. Zepler. Berlin, Eugen Großer. 1903

*) S. 86, doch vgl. dagegen den Widerspruch S. 78 „am Grunde des Meeres bilden die ersten Arten sich aus".

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmannstr. 15.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Ch. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die **„NATION"** als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Die Gesellschaft

Von

Ernst Victor Zenker

Band II
DIE SOZIOLOGISCHE THEORIE
Oktav. Geheftet Mk 5.—.

Inhalt:
Soziologie als Wissenschaft.
Was ist eine Gesellschaft?
Soziale Kräfte und Gesetze.

Im Jahre 1899 erschien:

Band I:
NATÜRLICHE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER GESELLSCHAFT
Oktav. Geheftet Mk 5.—.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Volksunterhaltung.

Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung.

Unter Mitwirkung des Schiller-Theaters

herausgegeben von

Raphael Löwenfeld.

Jährlich 12 Hefte. — Preis für den Jahrgang 3 Mark.

Probenummern gratis und franco.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen - - - und Zeitschriften der Welt. - - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Soeben erschien:

Die Revision des Liberalismus.

Mit einem Anhange:

Selbstinteresse und Gemeinwohl.

Von **Julianus.**

61 Seiten 8°. Preis: 1,20 Mk. Motto: Bahn frei den Tüchtigen.

Der Verfasser, ein überzeugter liberaler Politiker, macht die Wahlniederlage der liberalen Parteien zum Ausgangspunkt einer Untersuchung darüber, ob die ethischen Grundnormen des echten Liberalismus sich noch überall im Einklang befinden mit dem Verhalten der liberalen Männer und Parteien. Er macht keinen Unterschied zwischen den liberalen Fraktionen, sondern weist die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die im Konservatismus und Ultramontanismus verkörperte Reaktion nach.

Den zweiten Teil der Schrift bildet eine durch praktische Beispiele erläuterte philosophische Erörterung, die sich mit dem vom Liberalismus proklamierten „Selbstinteresse" (Egoismus) befasst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Wrebert in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 12. September 1903. | Nr. 37.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Stellung der ethischen Bewegung zu den kirchlichen Einrichtungen. Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.
Zur Methodik das Moralunterrichts. III. Von Prof. Felix Adler.
Streiflichter:
Der jüdische Nationalismus.
Maschinentechnik und Menschenbildung.
Der gute Familienvater.
Zur Beachtung.
Sprechsaal.
Bücherschau.

Die Stellung der ethischen Bewegung zu den kirchlichen Einrichtungen.

Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.

Im Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift habe ich unter der Ueberschrift „Gerechtigkeit in Sachen von Religion und Kirche“ (siehe auch meine „Lebensfragen und Lebensbilder“) eine Betrachtung veröffentlicht, deren Inhalt vielleicht etwas dazu beitragen könnte, die seitdem eingetretene Verschärfung der Meinungsverschiedenheiten über unsere Stellungnahme zu den kirchlichen Einrichtungen zu mildern.

Ich will es heute versuchen, im Anschluß an jene Betrachtung und mit einigen Entlehnungen aus derselben, meine Auffassung in Betreff jener für unsere ganze künftige Aktion so höchst wichtigen Frage in thunlichster Kürze darzulegen. In den letzten Jahren habe ich es vermieden, mich in die bezüglichen polemischen Erörterungen in dieser Zeitschrift direkt einzumischen, weil ich meine Thätigkeit auf eine allmähliche Befreiung von einer übergroßen amtlichen Belastung und Gebundenheit zu konzentrieren hatte. Da der Zeitpunkt dieser Befreiung jetzt nahe herangekommen ist, halte ich es, als einer der Mitbegründer der deutschen ethischen Bewegung, für meine nächste Pflicht und mein Recht, in der vorliegenden Frage auch ein Wort zur Verständigung beizutragen.

An die Spitze der oben erwähnten Betrachtung hatte ich die folgende Erklärung gestellt: „Es erscheint erforderlich, immer und immer wieder, sowohl nach der Seite der eifrigen Anhängerschaft religiösen Glaubens, als nach der Seite der ebenso eifrigen Verneinung und Herabsetzung jeglichen religiösen Glaubens, hervorzuheben, daß die ethische Bewegung keine Freidenkerbewegung in dem Sinne ist, daß sie religiöse Vorstellungen und religiöse Bedürfnisse an sich bekämpft und etwa durchweg Wissenschaft oder Analogieen mit sogenanntem streng wissenschaftlichen Denken an die Stelle von sogenannten Glaubensvorstellungen gesetzt wissen will.“

Eine Ergänzung findet diese Erklärung in einer repräsentativen Aeußerung, welche im Jahre 1893 von Herrn Professor Jodl (siehe auch die „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung“) veröffentlicht worden war, folgenden Inhalts: „Und darum giebt es nur einen Wahn, welchen die ethische Bewegung zu bekämpfen bemüht ist, den Wahn, daß der sittliche Wert des Menschen von der Form der religiösen oder metaphysischen Vorstellungen abhängig sei, zu welchen er sich bekennt, und daß es irgend Jemandem gestattet sei, sich der Mitwirkung an den allgemeinen Aufgaben ethischer Kultur versagend, die Pflege seines lieben Ich über Wohlfahrt und Gedeihen des Ganzen zu stellen.“

Unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen, stellt auch der § 1 unserer Satzungen als den Zweck unserer Gesellschaft hin.

Ethische Kultur, nach unseren Satzungen ein Zustand, in welchem Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, will eine solche individuelle und soziale Kultur sein, welche auf dem festen Grunde der gemeinsamsten, einleuchtendsten, objektiv erweisbarsten Menschen-Erfahrung ruht und durch diesen mächtigen, unablässig in der Erziehung erneuten und vervollkommneten Konsensus des Denkens und Erfahrens aller gesunden Menschennaturen, sowie durch die Bestätigung desselben in dem von dem Wähnen des Menschen unabhängigen Fortgange der Welt-Entwickelung gegen jede Erschütterung durch leidenschaftlichen oder launischen Einspruch gesichert ist.

Diese Sicherheit, diese Unabhängigkeit ihrer Grundlagen vom lediglich Individuellen ermöglicht aber einer solchen Kultur auch die höchste Duldsamkeit, die feinste Gerechtigkeit, die liebevollste Würdigung gegenüber allen Gestaltungen, die, aus individuellsten Seelenbedürfnissen hervorgehend, dem sittlichen Leben die schönste Weihe geben können.

Im Interesse der Aufrechterhaltung der größtmöglichen Fülle und Reinheit der Wohlthaten, welche die ethische Kultur für die Gesamtheit zu verwirklichen vermag, wird allerdings bei allen Einrichtungen, welche den erzieherischen Aufgaben der Gemeinschaft dienen, ein sorgliches Augenmerk auf die sozial-hygienischen Fragen zu richten sein, welche in dem Reiche jener Freiheit individuellster Ge-

Digitized by Google

staltungen des Seelenlebens auftauchen können. Aber auch diese Fürsorge wird die Freiheit und Mannigfaltigkeit als eine wesentliche Bedingung der sozialen Gesundheit zu respektieren haben.

Zum Teil aus dieser Fürsorgepflicht des Gemeinschaftslebens, zum Teil aus dem starken sympathischen Bedürfnis, welches alle über die Grenzen des Erfahrens und Wissens hinausgehenden Gestaltungen des einzelnen Seelenlebens danach drängt, Anschluß und Bestätigung bei andern Seelen zu suchen, sind aber von den frühesten Zeiten bis hinauf zu hohen Entwicklungsstufen der Kultur die umfassendsten und mächtigsten Gemeinschaftsbildungen auf der Grundlage der nahen Verwandtschaft solcher individuellen Gestaltungen und entsprechenden Stimmungen des Seelenlebens entstanden.

Gegenüber solchen Gemeinschaftsbildungen, mit andern Worten gegenüber den religiös-konfessionellen aber kirchlichen Einrichtungen und Lehren, ob sie nun mit einer bestimmten Volks- oder Rassengemeinschaft sich decken oder mehr oder minder internationalen Charakters sind, werden nun aber die Aufgaben und Pflichten der ethischen Kulturarbeit sehr viel verwickelter und schwieriger, als auf dem Gebiete der bloßen Pflege individuellen Zusammenwirkens im Sinne der Duldung oder Verständigung und der gemeinsamen Bekämpfung der Uebel und Nöte des Lebens.

Was hilft uns das redlichste Bemühen, unsererseits unabhängig von den Verschiedenheiten der religiösen Anschauungen ethische Kultur zu pflegen, wenn uns daminierende kirchliche Gemeinschaften gegenüberstehen, welche die Unabhängigkeit des sittlichen Wertes des Menschen von seinen religiösen Vorstellungen nicht anerkennen, oder welche ihre Lehren und Dogmen für „alleinseligmachend" erklären, und danach gebunden sind, unser Wirken, wo und wie sie nur können, herabzusetzen, zu hemmen, zu verfolgen aber, wie anscheinend in der Schule, bis auf weiteres ganz unmöglich zu machen.

Nach allen, aus vorangegangenen Stufen der Menschheits-Entwicklung auch uns noch tief in die Seele gepflanzten Regungen kriegerischer Art fühlen wir uns wahrhaft empört, wenn uns da jemand zuruft: Halt, auch diesen Lehren und Einrichtungen gegenüber, aber wenigstens der ihnen zu Grunde liegenden Idee gegenüber, haben wir die Unparteilichkeit oder, wie es in der Sprache der Kriegführungen ausgedrückt wird, „die Neutralität" zu wahren. Wir wissen zunächst kaum, worüber wir hierbei mehr erstaunen sollen, über die Schwäche, die sich anscheinend in einer solchen Nachsicht, aber über die sittliche Stärke, die sich in einer solchen Zumutung an uns ausspricht. Und dennoch, wenn wir im echten Geiste ethischer Kultur diese ganze Sachlage näher betrachten, müssen wir, obwohl in keinem anderen Lande der Welt für die ethische Bewegung und insbesondere für ihre erzieherische Wirksamkeit so große Schwierigkeiten obwalten wie jetzt in Deutschland, uns wirklich dahin bescheiden, daß unsere Aktion trotz aller sittlichen Entrüstung, die jene Lage momentan in uns hervorrufen darf, sich absolut jedes kriegerischen Charakters zu entschlagen hat, wie er dem Wirken der politischen Taktik und Publizistik zur Zeit nach anstehen mag. Die wahren Mittel und Wege unsers Wirkens, sowie die wahren Ziele und Erfolge desselben liegen doch weitab von den groben, äußerlichen Weltvorgängen, weitab von den Kurzsichtigkeiten, Selbsttäuschungen und Schein-Erfolgen, mit denen noch so vielfach in den Bewegungen des Gemeinschaftslebens gearbeitet wird.

Wir dürfen jedenfalls sicher sein, daß jegliches direkte Anstürmen von unserer Seite gegen kirchliche Einrichtungen und Lehren auch die vielen nachdenklichen und nach Wahrhaftigkeit strebenden Mitglieder jener Gemeinschaften in ihrer Anhänglichkeit an dieselben nur bestärken würde.

Die Macht des Gemeinschafts-Rausches, durch welchen so oft die Gewissenhaftigkeit eingeschläfert, so viel Ungerechtigkeit und Härte beschönigt wird, ist nirgends stärker, als in den Gemeinschaften, welche überwiegend durch die Lehren einer gemeinsamen religiösen oder philosophischen Weltanschauung zusammengehalten werden. Es ist deshalb eines der wichtigsten der großen Ziele der ethischen Bewegung, dahin zu wirken, daß allmählich die Tragweite und die Bethätigungsgrenzen der religiösen Kultgemeinschaften, welche an sich die Befriedigung eines wirklichen kollektiven Seelenbedürfnisses darstellen, gehörig eingeschränkt werden in solchem Sinne, daß sie nicht zugleich politisch-soziale Organisationen bilden aber beherrschen. Natürlich wird dies nicht durch rohen Zwang oder Kampf zu bewirken sein, welcher nach allen bisher zu Ende gelangten Erfahrungen der Menschheit nichts dauernd zu heilen vermag, sondern schließlich nur größere und tiefere Uebel erzeugt.

Es läßt sich aber auch trotz aller Selbstgewißheit und geschlossenen Einigkeit, mit welcher zur Zeit die kathalische Organisatian politisch-sozial in Deutschland auftritt, aus mannigfachen Zeichen erkennen, daß die machtvalle Gemeinschafts-Begeisterung doch nicht stark genug ist, um den Wahrheits-Ernst vieler ausgezeichneten Katholiken gegenüber allen ihren traditionellen Einrichtungen und Lehren ganz in Fesseln zu schlagen. Aus vielen Aeußerungen, die aus ihren Reihen über die Pflege der Wissenschaft und über die sogenannte kathalische Wissenschaft varliegen, läßt sich immer deutlicher folgern, daß die Tage der absaluten Unterordung des Intellektes unter das Dogma auch in dieser Institutian gezählt sind. Je maßvoller auch van unserer Seite an dieser, auch durch eine reiche und liebevalle sozial-ethische Thätigkeit der kathalischen Kirche geförderten Läuterung ihrer Lehren und Einrichtungen sympathisch und ohne drückenden Radikalismus der Kritik mitgewirkt wird, desto sicherer wird auch dasjenige, was wir im Sinne des Friedens und der Gemeinsamkeit der Grundlagen ethischer Kultur ihnen und überhaupt den kirchlichen Organisatianen bringen werden, zur vollen nnd baldigen Wirkung im Gemeinschaftsleben gelangen.

Sehr charakteristisch ist es in obiger Hinsicht (worauf auch Herr Prof. Paulsen schon aufmerksam gemacht hat), daß die pokizistische Ausnahme-Behandlung des Jesuitenardens eine Gemeinschaftsbegeisterung für denselben erweckt hat, welche früher unter den deutschen Katholiken, selbst in der katholischen Geistlichkeit Deutschlands keineswegs vorhanden war.

Eines aber sollten wir im Interesse der inneren Läuterung der kirchlichen Lehren und Einrichtungen und im Interesse der Verständigung unbedingt vermeiden, nämlich die Bezeigung einer zu weit gehenden Großmut in Gestalt einer allzusehr entgegenkommenden idealisierenden Würdigung und symbolisierenden Ausdeutung derjenigen katholischen Lehren und Einrichtungen, welche stets die stillen aber lauten Bedenken oder sogar tiefste Seelen-Bedrängnisse vieler der edelsten Geister innerhalb der Kirchen-Gemeinschaft selber erregt haben. Es hieße geradezu die Wirksamkeit der ethischen Kulturarbeit gefährden, wenn man die gewissenhafte Kritik innerhalb der Kirche durch solche Beschönigungen, oder gelinder gesagt, Verschönungen schwächen wollte. — Bekanntlich haben auf dem letzten Konzil zu Rom (1869—70) eine namhafte Reihe von Kardinälen, unter ihnen mehrere der bedeutendsten deutschen Kirchenfürsten, gegen die erneute und gesteigerte Formulierung und Verkündung gewisser Dogmen gestimmt, die in der Vergangenheit eine gewisse Bedeutung gehabt haben, aber

dem schlichteren Empfinden und klareren Erkennen der neueren wissenschaftlichen Kultue allzusehr widersprechen.

Diese Einsprüche sind einstweilen von der Mehrheit überwunden worden. Die zeitweise Entscheidenden in allen großen Gemeinschaften sind in der Regel nicht die weisesten und bedeutendsten Seelen, sondern meistens die temperamentvolleren, leidenschaftlich energischen Naturen, was wir auch fast in allen Gebieten der sozialen und politischen Organisation, ja sogar der technischen und wissenschaftlichen Arbeit bestätigt sehen Die nachgiebigeren ebleren Elemente haben auch dazu die Neigung, die Fehler und Fehlgriffe der anderen aus sozialer Feinheit und Treue, unter Vernachlässigung der doch noch höher stehenden allgemeinen Menschenpflicht der Wahrhaftigkeit, zu beschönigen und auch dadurch zur Hemmung der gesamten Entwickelung beizutragen.

Die ethische Bewegung wird jedoch auch in dieser Beziehung nicht sowohl durch laute Anklagen, als durch unablässige treue Mahnung ohne Schärfe und Bitterkeit, zur Geltendmachung der rechten und echten Einflüsse klarer Erkenntnis und geläuterten festen Wollens zu helfen vermögen.

An die letzteren Ausblicke möchte ich noch ein Wort knüpfen hinsichtlich unserer Stellungnahme zu der „Idee des Papsttums", und zwar im Besonderen zu dem Dogma der Unfehlbarkeit. Es ist von einer Seite gemahnt worden, man möge überhaupt nicht vorschnell kritische Stellung nehmen zu solchen Lehren, über deren ethische Bedeutung die Akten noch nicht geschlossen seien. Ich finde es nun zwar echt ethisch, daß solche Vorbehalte überhaupt gemacht werden, auch in solchen Fällen, in denen anscheinend ein einmütiges Verdikt der gesunden Vernunft vorliegt aus allen Kreisen, welche nicht durch die oben erwähnte Gemeinschafts-Treue in ihrem Urteil gebunden sind, und sogar von seiten einer großen Zahl von katholischen Laien aus den letzten Jahrhunderten.

Man kann sich denken, daß die Frage nach sittlich entscheidenden Instanzen auch in der sozial-ethischen Entwickelung der Zukunft einmal sehr ernstlich zur Sprache kommt; aber man kann wohl mit einer absoluten Sicherheit sagen, daß dies Problem im Bereich der Geltung vernünftiger Erkenntnis und sittlicher Freiheit niemals durch die Einsetzung einer Autorität gelöst werden wird, welche schlechtweg für unfehlbar erklärt ist. Anders ist dies in engeren Gemeinschafts-Bereichen, wo für gewisse spezielle Fragen, z. B. subjektive Glaubens- oder Kultusfragen, etwa verteagsmäßig eine definitiv den Streit schlichtende Instanz eingesetzt wird. Aber so eng begrenzt wird doch die Autorität des Papstes nicht angesehen. Zur Zeit wirkt daher das Unfehlbarkeits-Dogma überwiegend in dee ganzen Welt als eine Schwächung des so wichtigen nnd bedeutsamen Autoritäts-Gedankens, weil es denselben in einer seiner machtvollsten Ausgestaltungen mit einem Anschein von Ueberhebung umgiebt, ja in gewissem Grade leichtfertiger Ironie aussetzt. Die Idee des Papsttums mit diesem Attribut kann also keinesfalls als ein „Noli me tangere" für die ethische Bewegung gelten, ebensowenig wie der persönliche Kultus, mit dem das Papsttum umgeben wird. Derselbe fordert überwiegend den Spott heraus und hat durch die persönlichen Erniedrigungen, die er auferlegt, eine Wirkung, welche auch dem monarchischen Gedanken Eintrag thut

Wenn ich zum Schlusse meine Ansichten über das Verhalten der ethischen Bewegung gegenüber den kirchlichen Einrichtungen in Kürze zusammenfassen darf, so ist mein Rat der folgende: Gegenwirkungen gegen alles dasjenige, was in diesen Einrichtungen und den ihnen zu Grunde liegenden Lehren die Entwickelung der ethischen Kultur und ihrer erzieherischen Wirksamkeit zu höherem sozialen Frieden und Glück hemmt, sind ein unumgänglicher und wichtiger Teil unserer Aktion. Aber das Unumgänglichste und Wichtigste ist auch hierbei nicht nur die Einhaltung der hohen Form und der liebevollen Menschlichkeit, durch die unser ganzes Denken und Thun läuternd und überzeugend wirken soll, sondern auch die Vermeidung jeglicher Herabsetzung des religiösen Inhaltes jener Lehren und ihrer individuellen nnd kollektiven Berechtigung als eine der Formen, in denen sich die gemeinsamen Grundlagen der menschlichen Sittigung die wirksamste und freudigste Geltung in den Seelen sichern. Die Respektierung jener Lehren schließt dabei keineswegs den Fortgang sorglichster Untersuchung über den sittlichen und sozialen Wert der verschiedenen Erscheinungsformen und Bedingtheiten religiösen Vorstellungslebens aus. — Am allermeisten aber wird es gerade von unserer Seite zu vermeiden sein, unsere Aktion gegenüber den kirchlichen Einrichtungen beeinflussen zu lassen von den so sehr erklärlichen und relativ berechtigten Härten und Bitterkeiten der Stimmung, wie sie sich da entwickeln, wo der politisch-soziale Kampf zwischen den verschiedenen Kirchen-Gemeinschaften oder insbesondere gegen die politisch-sozialen Ansprüche der katholischen Kirche am stärksten entbrannt ist. Dort ist man natürlich auf beiden Seiten von der Gerechtigkeit am weitesten entfernt, gerade so, wie der Patriotismus seine am wenigsten zu billigenden Formen an denjenigen Stellen annimmt, wo die Konflikte der Nationalitäten am heißesten entbrannt sind. Ethische Kultur will ja allmählich auch dort Hilfe und Heilung bringen, was ihr aber nur gelingen wird, wenn sie stets und überall, ihren Satzungen getreu, der feineren Menschlichkeit dient nnd die Ehre giebt.

Zur Methodik des Moralunterrichts.

Von Prof. Fettz Adtee (New-York).

III.

(Schluß.)

Die Hauptpunkte unseres Systems ethischer Unterweisung.

In den unteren Klassen ist das Ganze, was wir zu erreichen suchen, daß der Schüler vertraut werde mit den wesentlichsten sittlichen Wahrheiten. Wir bringen sie ihm in der Form moralischer Thatsachen, die wie ohne große Erörterung vor ihn hinstellen. So setzen wir ihn gewissermaßen in den Stand, auf Umwegen von der moralischen Erfahrung Anderer Nutzen zu ziehen, seien diese Anderen nun geschichtliche Persönlichkeiten oder Gestalten der Legende. Ebenso wird mit Hilfe der biblischen Erzählungen die sittliche Erfahrung der Kinder bemerkenswert bereichert, insbesondere rücksichtlich der Familienbeziehungen. Die Geschichten von Cain und Abel, Jacob und Esau, Joseph und seinen Brüdern, zeigen ihm an treffenden Beispielen das Wesen der Eifersucht zwischen Brüdern, ihre geheimen Ursachen und verhängnisvollen Folgen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, der Geist der Kinder sei einfach. Im Gegenteil, ihre Urteile sind oft recht verwickelt; und so finden sie in der Verwicklung der ihnen erzählten Geschichten nur das Bild ihres eigenen Wesens nnd können darum die für Andere angegebenen Lösungen gleich auf sich selbst anwenden.

Das Kind erkennt beispielsweise in der Geschichte Mose's sehr gut den Fall des starken Mannes, der die Schwachen gegen ihre Unterdrücker zu verteidigen sucht, eine Situation, die ihm im Hinblick auf die eigene Schwäche besonders sympathisch ist. Aus der Geschichte von Saul und David in der Höhle lernt es die Ergebenheit des Niedriger- gegen den Höhergestellten, eine Ergebenheit, die um so verdienstvoller ist, als der Höher

gestellte gleichzeitig der Verfolger ist. Es lernt das Verdienst freiwilligen Opfers schätzen an der Geschichte von Ruth und Noëmi, oder an der von der großherzigen Freundschaft, die den Thronerben mit dem Manne verbindet, der bestimmt ist, ihn zu verdrängen. Es ermißt die Tiefe, Zartheit und Kraft der Vaterliebe, wenn es sieht, welche Verzweiflung David die Auflehnung des eigenen Sohnes verursacht. So eignet sich der Schüler durch die ihm mitgeteilten Erzählungen gerade das Wertvollste aus der menschlichen Erfahrung an, während ihm, hielte man sich nur an gelegentliche Unterweisungen, diese Erfahrung fremd bleiben würde, mangels der Gelegenheiten, die geeignet wären, sie hervorzurufen.

Aber auch neben diesen wesentlichen Gesichtspunkten der Moralität bietet die hebräische Gesetzgebung im Hinblick auf zahlreiche sekundäre Pflichten noch nützliche Winke; sekundäre Pflichten nenne ich sie, weil sie sich zwar nicht auf die Hauptgebote beziehen, aber doch von großer Wichtigkeit dadurch werden, daß sie eine gute Willensorientierung, eine gute sittliche Führungsnorm, eine gute Geistesverfassung bewirken. Um Beispiele zu nennen: die Pflicht, mit Eifer nach dem Eigentümer eines verlorenen Gegenstandes zu forschen, die weitere, mit aller Anstrengung das Gut des Feindes vor Gefahren zu bewahren, die, sich sorgfältig aller Handlungen zu enthalten, die in ihrem ferneren Verfolg einem Anderen Unrecht zufügen könnten ꝛc.

In den höheren Elementarklassen vertauschen wir das Studium der Familienpflichten mit dem der Tugenden, deren natürlichea Rahmen der Staat bildet. Und hier nehmen wir zur Grundlage unserer Lektionen Episoden aus der griechischen und römischen Geschichte. Der Schüler wird veranlaßt, über den Kampf der Griechen mit den Persern nachzudenken, zu sehen, wie diese Handvoll Menschen über ihren riesigen Feind triumphierte, zu erkennen, welche schweren und aufregenden Probleme sich hier stellten, deren Lösung vom Waffenglück abhing, hier Demokratie, dort Imperialismus, hier individuelle Freiheit, dort Verwaltungszentralisation, hier freie Entwickelung von Wissenschaft und Kunst in einem freien Lande, dort ein System, das den Einzelnen erdrückt und jede Wunschregung nach mehr Wahrheit und Schönheit eindämmt.

Gleichzeitig hilft man dem Schüler zur Einsicht in die Mittel, durch die der Sieg der Griechen herbeigeführt wurde. Hier ist der Ort, zu zeigen, wie eng persönliche Tüchtigkeit mit der Wohlfahrt des Staates verknüpft ist. Bei Erwähnung des Kampfes an den Thermopylen wird man die Rolle der Selbstbeherrschung hervorheben; beim Jahrhundert des Perikles und seiner wunderbaren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen wird man von den intellektuellen Tugenden sprechen; der Gehorsam gegen die Staatsgesetze, d. h. die freiwillige Unterwerfung des Bürgers unter das Gesetz, wird durch die Erzählung vom Leben des Sokrates erläutert; man wird hier bei diesem großen Menschen die enge Verbindung zwischen persönlicher Würde und Einfachheit hervortreten lassen.

In der römischen Geschichte treten zwei neue Ideen ans Licht. Nicht wie in Griechenland die der patriotischen Begeisterung, die den Bürger drängt, freiwillig das Opfer seines Lebens und Eigentums für das Staatswohl zu bringen, sondern die zwei folgenden. Erstens: das Uebergewicht der Rechte des Staates über alle ihn zusammensetzenden sekundären Gruppen: also das Recht des Staates, jedes Band verwandtschaftlicher Neigung zu zerreißen, alles individuelle Glück der Sicherung der eigenen Erhaltung zu opfern, wie z. B. im Falle des Brutus, der seinen eigenen Sohn verurteilt, des Coriolan, des Horatius u. s. w., und zweitens, wie das Bürgerrecht allen zugestanden wird, die sich den Forderungen des Staates anzupassen willig sind.

Nirgends erscheint das Recht des Staates, individuelle Opfer nicht nur zu erwarten, sondern zu fordern, so absolut wie in Rom. Und andrerseits, im geraden Gegenteil zu Griechenland, wo das Bürgerrecht stets das Vorrecht einiger Weniger war, wird die Geschichte Roms gekennzeichnet durch die fortschreitende Ausdehnung dieses Rechtes von den Patriziern auf die Plebejer, den Römern auf die Italer, von diesen auf die Provinzen, so daß schließlich der größte Teil der zivilisierten Welt damit beglückt war.

Kommen wir nun zu den Oberklassen (High School) so ändert sich unsere Lehrmethode vollkommen. Das Ziel ist nicht mehr einfach, das Erfahrungsgebiet des Schülers zu erweitern, seinen moralischen Horizont auszudehnen, seine Empfindungen zu verfeinern: wir wollen ihm vielmehr eine Gesamtansicht bieten, ein einheitliches Prinzip, von dem sich jede Sondertugend logisch ableiten läßt und das so die Harmonie seines sittlichen Lebens sichert. Da nun bei der heranwachsenden Jugend das innere persönliche Leben des Zöglings eine früher nicht vorhandene Wichtigkeit gewinnt, so nehmen wir unsern Ausgangspunkt von diesem inneren Leben, um dem Schüler das ethische Fundamentalgesetz verständlich zu machen. Wir zeigen ihm, wie die rein persönlichen Pflichten von diesem Gesetz abzuleiten sind, und wie dana auf der Grundlage dieser persönlichen Pflichten sich der ganze Oberbau der sozialen Pflichten erhebt.

Mit andern Worten: wir nehmen die Sehnsucht des Individualbewußtseins nach Vollkommenheit zum Ausgangspunkt, um daaa zu zeigen, daß diese Sehnsucht nicht erfüllt, die volle sittliche Entwicklung des Individuums nicht erreicht werden kann, als mit und durch Vervollkommnung unserer Beziehungen zu unserm Nächsten.

Auf das Prinzip der Vervollkommnung, auf den Fortschritt überhaupt, führen wir so das ganze sittliche Leben zurück. Nachdem wir durch die oben beschriebene Methode in dem Schüler den brennenden Wunsch nach Fortschritt geweckt, nachdem wir ihm an der Hand der Thatsachen die Etappen des menschlichen Fortschrittes gezeigt haben, suchen wir im höheren Kursus eine genaue Formel für das begriffene Ideal zu geben, mindestens anzugeben, in welcher Richtung dieser Fortschritt gehen muß. Wir versuchen den Nachweis, daß er nicht besteht im Anwachsen des Komforts oder der materiellen Güter, noch im Wissen und in technischer Geschicklichkeit, noch auch einfach in der Leichtigkeit und Freudigkeit des Lebens. Im Gegenteil zeigen wir, daß er im Wesentlichen auf ein Anwachsen der sittlichen Thatkraft zurückgeht, einer Thatkraft, die sich den Kampf gegen die gesellschaftsfeindlichen Neigungen zum Ziel nimmt, gegen die Uebel der Welt, Armut, Unwissenheit a. dgl., und deren Resultat es ist, in den Anderen die ganze Geisteskraft zu wecken, deren sie fähig sind. Nach der Stärke dieser Wirkung bemißt sich geaau der Wert unseres eigenen Handelns.

Auf diese Weise wird die Jugend dahin gebracht, ihr sittliches Ideal vollständig auszubauen, die Familien-, Berufs- uad Bürgerpflichten, wie die der Völker untereinander, als ebensoviele Mittel anzusehen, die dazu beitragen, die versteckten Möglichkeiten eines intensiveren geistigen Lebens in Handlung umzusetzen, und endlich ihre eigene Persönlichkeit zu entwickeln, bis sie das volle Bewußtsein der edlen geistigen Gemeiaschaft gewinat, zu der sie gehört.

Der Endbegriff, auf den wir losgehen, ist ebenfalls der einer vollkommenen Gesellschaft, einer idealen Gemeinde geistiger Wesen, ein Himmelreich und eine Stadt des Lichtes.

Um diese künftige Stadt zu bauen, gilt es Männer und Frauen zu formen, die den Fortschritt der Menschheit nicht nur dunkel empfinden und sich seiner freuen, die

Digitized by Google

nicht nur wissen, wie sich dieser Fortschritt faktisch bis jetzt verwirklicht hat, sondern die auch einen festumrissenen Begriff von dem Endziel haben, nach dem sich dieser Fortschritt richten muß, und die das höchste Ideal, wie wir es eben entwickelt, vor Augen haben.

Um ein solches Programm in die Wirklichkeit überzuführen, ist es augenscheinlich notwendige Vorbedingung, daß die Lehrer selbst von diesem nämlichen Ideal voll erfüllt seien. Die Schule der Gesellschaft für ethische Kultur kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn ihre Lehrer von einem tiefen Glauben an die Sittlichkeit beseelt sind, ihr Verstand von einer ganz festumrissenen Vorstellung des Ideals erleuchtet ist, wenn sie am Horizont ihrer Träume die Idee eines Himmelsreiches aufgehen sehen, einer Lichtstadt und eines Tempels der Humanität, dessen festeste Grundlage die Seelen der Kinder sind, deren Erziehung ihnen anvertraut ist.

Hüten wir uns bei der mühseligen Kleinarbeit der täglichen Aufgabe, daß wir uns nicht in Einzelheiten verlieren und von handwerksmäßiger Technik von unserem Endziel abdrängen lassen. Gewiß; wir müssen auch Mathematik und Naturwissenschaft, Grammatik und Aufsatz ꝛc. lehren. Sorgsam muß jeder Stein des Gebäudes darauf angesehen werden, ob er auch wohlgeformt, wohlgeglättet und vollendet sei. Aber unsere ganze Mühe wird umsonst sein, wenn wir uns nicht beständig den Platz gegenwärtig halten, wo sich diese Sandersteine in den großen Bau einfügen sollen, wenn wir nicht beständig den hehren Anblick des Tempels der Schönheit und des Lichts vor Augen haben, der dank diesen Steinen und anderen, die ihm gleichen, sich langsam der Vollendung nähern wird.

Streiflichter.

Der jüdische Nationalismus. Es giebt heute nicht leicht eine Spezies von Nationalismus aber, genauer gesagt, nationalistischem Fanatismus, der abstoßendere Züge aufwiese als der jüdische Nationalismus, der die sogenannte zionistische Bewegung, wenn nicht ganz, doch zum größten Teil, beherrscht. Wenn im Anfang noch einige wohlmeinende und praktisch zweckmäßige Tendenzen, wie das Bemühen, bedrängten Glaubensgenossen — nach zionistischer Theorie heißt es freilich „Rassegenossen“ — zu Hilfe zu kommen, die jüdische Auswanderung von Osteuropa verständig zu organisieren u. dergl. mehrere in den Vordergrund traten, so sind diese allmählich in immer stärkerem Grade von der rein nationalistischen Tendenz überschattet worden.

Der Zionismus ist ja in dieser Rücksicht nur ein Faktor mehr in dem Reigen der Bestrebungen, die Schranken zwischen Mensch und Mensch so stark und so hoch als möglich aufzurichten, sich in einer engeren aber weiteren Gemeinschaft anderen Gemeinschaften mit feindlicher oder doch mindestens unduldsamer Spannung gegenüberzustellen und auf diese Weise geistig das Chinesentum, moralisch Gemeinschaftsdünkel und -Hochmut immer mehr groß zu ziehen. Wie verhängnisvoll dieser Nationalismus für alle ethische Kultur ist und sein muß, braucht kaum gesagt zu werden und ist an dieser Stelle ja früher schon oft genug dargelegt worden.

Was diesen zionistischen Nationalismus noch besonders abstoßend macht, ist der besondere ethische Pessimismus, auf den er sich gründet. Denn er geht von der Voraussetzung aus, daß nicht Gerechtigkeit und menschliches Solidaritätsbewußtsein immer mehr den Sieg davontragen werden, daß da, wo die Juden gegenwärtig noch unter Ungerechtigkeit und Bedrückung leiden, dereinst Humanität und feinere Gesittung ebenso zum Durchbruch kommen werden, wie es schon innerhalb anderer vorgeschrittener Völker geschehen ist — nein, diese Ungerechtigkeit, diese Bedrückung und Verfolgung werden als etwas Unausweichliches, Notwendiges, ja Berechtigtes hingestellt und — man verabschiedet nun ebenfalls die Ethik und will den Rassenantagonismus ebenfalls zum Ausdruck bringen, man will Gewalt mit Gewalt (die ja nicht immer physische Gewalt zu sein braucht) bekämpfen aber doch zum mindesten ebenfalls die feindselige Spannung in Permanenz erklären. Man kann diese anti-ethische Tendenz der „Machtpolitik“ des Zionismus nicht deutlicher zum Ausdruck bringen, als es z. B. im Anschluß an den eben in Basel stattgefundenen Zionistenkongreß in den Warten des „Israelit. Familienblatt“ geschieht:

„Es mag ja für manche Politiker und diplomatische Leisetreter unbequem sein, einen nicht zu unterschätzenden neuen Machtfaktor zu dem durch den gemeinsamen Feind zusammen geschweißten Judenkum aller Länder erstehen zu sehen, aber die Juden haben keinen Grund, sich solchen Leuten zu Liebe ihres geeinten Einflusses freiwillig zu entäußern, weil man ihnen vermeintliche Gefahren vorspiegelt oder sie nur „auf Ethik“ lahmlegen will.“

Das ist ganz die Sprache des Nationalismus gewöhnlichster Observanz, der auf nichts verächtlicher herabzublicken pflegt, als auf die „schwächliche“ und „lahmlegende“ Ethik, der nur die äußere Macht im brutalsten Wortsinne als „realen Faktor“ gelten läßt und das Allerreellste, was es im Gemeinschaftsleben giebt, die beherrschenden Kulturideen, vor allem die ethischen, für nichts achtet. Im Verlaufe der Dreyfus-Affaire hat einmal ein „Anti-Dreyfusard“ dieser Ansicht die klassische Formulierung gegeben: Ich bin für die Gewalt und gegen den Gedanken. So sagen auch die zionistischen Fanatiker, wenn sie auch natürlich meinen, ihre Behauptung, die sie mit einer der konfusen Rassentheorien in Verbindung bringen, die jüdische Rasse werde immer als etwas Fremdartiges den anderen Rassen gegenüber stehen und ein Ausgleich sei unmöglich, sei ebenfalls so etwas wie ein Gedanke.

Wie unklug all diese Bestrebungen sind, liegt auf der Hand. Wie gefährlich vom rein politischen Standpunkte sie gerade für die Juden werden können, beweist die Freude, welche die Antisemiten aller Orten einmütig über die zionistische Bewegung empfinden und der Beifall, den sie ihr spenden. Man könnte auch hier von dem fanatischen jüdischen Nationalismus sagen: c'est plus qu'un crime, c'est une faute. In diesen Tagen hat der russische Minister des Innern, von Plehwe, in einem Schreiben, das er an einen der zionistischen Hauptführer, Theodor Herzl, richtete, diesen darüber belehrt, daß die russische Regierung in keiner Weise die neue Richtung des Zionismus dulden werde, die nur den Effekt haben werde, „Gruppen von Individuen zu schaffen, die den vaterländischen Gefühlen, welche die Stärke eines jeden Staates ausmachen, vollkommen fremd und sogar feindlich gegenüberstehen würden.“ Und man kann solche Worte, wie sie hier der russische Minister ausspricht, keineswegs mißbilligen; sie würden auch von jedem anderen national, aber nicht nationalistisch, gesinnten Staatsmann eines jeden anderen auch kulturell höher stehenden Staates wiederholt werden.

Wichtiger aber als dies alles sind die rein ethischen Gesichtspunkte, unter denen der nationalistisch gerichtete Zionismus sich als eine so beklagenswerte Erscheinung darstellt. Es ist eine Art Rückfall in längst überwundene Barbarei, der in dieser Pflege des Rassenegoismus zum Vorschein kommt. Glücklicherweise findet er ja in den eigentlichen Kulturstaaten nur geringen Anhang und man kann geradezu sagen, je mehr kulturell rückständig ein Volk ist, desto mehr Boden finden die zionistischen Bestrebungen unter seinen jüdischen Bürgern, und ebenso umgekehrt. Aber dieser offenbare Zusammenhang mit

Digitized by Google

kultureller Rückständigkeit sollte namentlich die freidenkenden Juden nicht abhalten, energischer noch als bisher dagegen zu protestieren — vor allem im Namen der Ethik, um deren Pflege gerade das jüdische Volk in seiner geschichtlichen Entwickelung sich so große Verdienste erworben hat.

* * *

Maschinentechnik und Menschenbildung. Auf der Hauptversammlung des Vereins „Deutscher Ingenieure" in München hielt Professor Gustav Schmoller einen Vortrag über: „Das Maschinenzeitalter in seinem Zusammenhang mit dem Volkswohlstand und der sozialen Verfassung der Volkswirtschaft."*)

Aus dem sehr interessanten Vortrag dürften die nachfolgenden Betrachtungen für das allgemeine Interesse von Bedeutung sein.

„Es wird sicher resultatlos bleiben, heute dem Sozialdemokraten, dem organisierten Arbeiter seine Ideale und seine Führer nehmen zu wollen, ihn zuerst aus innen herauszudrehren zu wollen. Er ist nur zu versöhnen, wenn man ihm zunächst seine Utopieen läßt, aber praktisch mit ihm paktiert und verhandelt, mit ihm seine Rebellsverfassung, seine tägliche Arbeitszeit, die Frauen- und Kinderarbeit, die Lohnzahlungsmethoden, die Erziehung seiner Kinder zu verbessern sucht; wenn man ihm seine Rebellenberufsvereine, sein Koalitionsrecht anerkennt, aber durch Ausbildung von Schiedsgerichten, durch Tarifverträge, durch ein gerechtes Gesetz über die Arbeitsberufsvereine die Schattenseiten des Koalitionsrechtes einschränkt. Nur langsam, Schritt für Schritt kann man wieder zu normalen Arbeiterverhältnissen kommen. Aber es ist doch nicht so schwer und es ist die Bedingung, unter der wir allein den Sieg auf dem Weltmarkt erringen können. Wenn wir den Engländern und Amerikanern den Vorsprung in der sozialen Versöhnung überlassen, so werden wir von ihnen geschlagen werden."

Schließlich faßt er seine gesamten Ausführungen in dem folgenden Bilde zusammen:

„Das Zeitalter der Maschinentechnik hat der Menschheit ein neues, unendlich viel besseres und sehr viel schöneres Wohnhaus geschenkt und wird dasselbe in Zukunft noch ganz anders ausbauen. Aber die Menschen, die Parteien, die Klassen haben die neuen Lebensordnungen für die richtige Benutzung dieses Hauses noch nicht gefunden; sie streiten sich um die Räume, während sie einsehen sollten, daß sie in erster Linie zugleich besser, gesitteter, klüger werden müssen, um die neuen Einrichtungen richtig zu benutzen. Sprechen wir unsern Dank und unsere Verehrung den Männern aus, die uns das Haus bauten. Aber vergessen wir nicht, daß wir Regierungen, Beamte, Gelehrte, Parteiführer, Schriftsteller, Künstler, Priester und Geistliche brauchen, die den Frieden und die Mäßigung predigen, die das neue Geschlecht für das neue Wohnhaus erziehen. Die Sozialpolitiker, zu denen ich mich rechne, wollen an ihrem Teil nur dazu beitragen, daß die richtige Benutzungsordnung dieses Hauses gefunden und gerecht gehandhabt werde. Die großen Techniker sind uns unentbehrlich, aber auch der Kräfte bedürfen wir, die zu dem technischen den sozialen, den sittlichen, den politischen Fortschritt, die neuen besseren Institutionen fügen."

Etwas anderes hat die Gesellschaft der Ethiker nie verlangt. Für jeden, der die Entwicklung unserer öffentlichen Meinung in diesem Punkte aufmerksam verfolgt, ist es eine Herzensfreude, zu sehen, wie immer deutlicher rechts und links von uns die Parteiführer sich mit den Gedanken durchdringen, deren laute Verkündung unserer Gesellschaft die eigentliche Existenzberechtigung und -Notwendigkeit gab. Maschinen, nicht mehr Menschen, für die grobe und „schwarze" Kulturarbeit! Menschen, nicht Maschinen, zum Ausbau geistiger und sittlicher Kultur!

* * *

„Der gute Familienvater". Auf Todesanzeigen kehrt ziemlich regelmäßig die alte Phrase wieder, daß der Verstorbene „ein guter Vater" gewesen sei. Nun ist dieses Wort in sehr vielen Fällen sicherlich ehrlich gemeint und in vielen anderen auch der Wahrheit entsprechend, obgleich sich wohl kein Prädikat nach so unsicheren Kriterien richten wird, so schwer bestimmbar und andererseits so dehnbar ist, als jenes. Aber das alleinige häufige Wiederkehren jenes Prädikats, das doch sicherlich nur wenige Menschen vollauf verdienen und dessen Anwendung wohl auch nicht immer als eine Folge der innigen Kindesliebe zu betrachten ist, die dem Verstorbenen entgegengebracht worden, läßt doch schon darauf schließen, daß wir es auch hier wieder mit einem flachen Konventionalismus zu thun haben, einer gewohnheitsmäßigen Gedankenlosigkeit, die mit heiligen Gefühlen frevelnd spielt.

Noch mehr aber als das konventionelle Niederschreiben einer Floskel, deren Inhalt, gerade wenn er wahr ist, so zarter und intimer Natur ist, daß er durchaus nicht orbi et urbi mitgeteilt zu werden braucht — man druckt doch auch nicht von einem verstorbenen Lieben, daß er etwa gewandt, geistreich, schön oder sonst Inhaber einer schätzenswerten Eigenschaft war in der Todesanzeige der Familie, — ist dieselbe bei den öffentlichen Nachrufen angebracht, welche Freunde oder Berufsgenossen dem Verstorbenen widmen. Denn was bei jenen immerhin unter Umständen als ein Lobestitel für den Verstorbenen gelten kann, wird bei diesen bisweilen selbst zu einem Tadel. Enrico Ferri bemerkt mit Recht hierüber („Al Tramvieri di Roma" Avanti! Nr 2394) folgendes:

„Wenn ich so von jemandem nur sagen höre, er sei ein „guter Familienvater", dann denke ich oft, daß das nur die Umschreibung für die Tatsache sein soll, daß der Betreffende neben der leidlich verständlich löblichen und schönen Eigenschaft des Familienvaters kein Solidaritätsgefühl für seine Mitbrüder besitzt, daß also die Eigenschaft des „guten Familienvaters" nichts anderes bedeute, als die des Egoisten."

Es giebt eine Reihe von „Familienvätern", denen es sehr gleichgültig ist, ob ihre Mitmenschen leiden, hungern oder frieren, und die nur darauf bedacht sind, daß es dem Mikrokosmos, den sie ihre Familie nennen, gut geht. Dieses Familiengefühl in seiner exclusiven Engigkeit ist zweifellos — wenn auch vielleicht in erweitertem Sinne — egoistisch. Es ertötet jenen Sinn für die Menschheit, aus dem stets alles Große hervorgegangen ist und hervorgehen wird. Je mehr die „Familienliebe" sich erweitert, desto wertvoller wird sie für die Menschheit sein. Der Familienegoismus konserviert, aber er baut nicht auf.

R. Michels.

Zur Beachtung!

Rücksichtslosigkeiten gegen Arbeitslose.

Unter obigem Titel brachten wir in unserer Nummer 35 einen Artikel, bei welchem versehentlich der vom Verfasser gewünschte Vermerk „Nachdruck verboten" fortgelassen wurde. Die Folge dieses Versehens ist, daß der Artikel zunächst von der „Frankfurter Zeitung" in ihrer Nummer 239 unter der Ueberschrift

„Schutz den Arbeitslosen",

freilich völlig loyal unter Quellenangabe, abgedruckt worden ist und nun ungeschützt weiter durch die Tagespresse geht.

Da der Verfasser vom Ertrage seiner Feder leben muß, so bitten wir alle Blätter, welche den Artikel abgedruckt haben, dem Verfasser, Bruno Wolff-Beckh in Berlin-Steglitz, das darauf entfallende Honorar zu übermitteln und auch diese unsere Mitteilung abzudrucken.

Blätter, die den Artikel erst noch zum Abdruck zu bringen gedenken, werden ferner gebeten, den Namen und den Wohnort des Verfassers, sowie den Vermerk „Nachdruck nur gegen Honorar gestattet" dem Artikel hinzufügen zu wollen.

Redaktion und Verlag der „Ethischen Kultur".

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande. Sitzung vom 30. August 1903. Nach vertraulichen Mitteilungen des Vorsitzenden, die internationale Ausgestaltung der Beziehungen der Ethiker betreffend, wird der Bericht der Abteilung Wiesbaden für die Zeit vom April 1902 bis April 1903 verlesen. Die daraus ersichtliche rege und erfolgreiche Vereinsthätigkeit wird allerseits beifällig beurteilt. Hinsichtlich des Beitrages aus dem Wanderrednerfonds zu dem Vortragszyklus des

*) Der ganze Aufsatz ist in Nr. 38 der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure" enthalten.

Digitized by Google

Winters 1903/04 wird auf den bezüglichen Beschluß in der Sitzung des Hauptvorstandes vom 7. Juni 1903 verwiesen. (cfr. Prot. vom 7./6. Pt. 7.)

Der Bericht der Abt. München für die Zeit vom März bis Mai 1903 wird angetragen. Die darin enthaltenen finanziellen Daten sollen nach Rückkehr des zur Zeit abwesenden Kassenführers nachmals besprochen werden.

II. Gesellschaftstag.

Im Anschluß an den im Protokolle vom 8. Juli Pt. 3 niedergelegten Beschluß, den Gesellschaftstag am 10., 11., 12. Oktober 1903 in München abzuhalten, wird beschlossen, die Abteilungsvorstände durch besondere Anschreiben aufzufordern, die Wahl der Bevollmächtigten zum Gesellschaftstage mit thunlichster Beschleunigung vorzunehmen, und die Wahlergebnisse, ebenso wie etwaige Anträge zur Tagesordnung des Gesellschaftstages unter möglichster Berücksichtigung der statutarischen Fristen, spätestens aber bis zum 19. September d. J. dem Hauptvorstande mitzuteilen. —

Demnächst wird in eine Vorbesprechung der Tagesordnung des Gesellschaftstages eingetreten. — Als vornehmster Gegenstand der Beratung wird allerseits „die Stellung der D. G. E. K. zu den Religionsgesellschaften“ anerkannt. Das Ersuchen, Referate zu diesem Punkte zu übernehmen, soll gerichtet werden an Dr. Friedrich Wilh. Foerster-Zürich und Dr. Pfungst-Frankfurt a. M.; zu einem dritten Referat erbietet sich Prof. Dr. Döring.

Mehrfach wird der Wunsch geäußert, es möchten die Herren Referenten den wesentlichen Inhalt ihrer Vorträge in wenigen kurzen Thesen zusammenfassen.

Sprechsaal.

Zu der nun einmal angeregten Frage: „Beziehung zur Sozialdemokratie“ möchte ich nach kurz Folgendes bemerken: Dem Rate der Redaktion (s. Sprechsaal in Nr. 85) folgend, habe ich das betreffende Streiflicht nochmals gelesen und gefunden, daß in ihm der Sozialismus zwar zunächst als Weltanschauung, dann aber auch als Parteilehre, und sogar eine „mit engen Schranken“, aufgefaßt wurde; und zwar soll er als erstere von einigen Führern, als letztere aber den „Lesern“ empfunden werden, und die verehrte Redaktion wird mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich das für unproduktive Spitzfindereien halte. (Nein! Ohne Ihre Ansicht zu teilen. D. Red.) Davon, daß sie und ich im großen und ganzen in dieser Frage uns nahe stehen, bin ich übrigens überzeugt. Was uns hauptsächlich trennt, ist wohl die Phraseologie oder, klarer gesagt, Terminologie. Für mich ist Parteilehre allerdings Weltanschauung. Was die Red. aber als Parteilehre bezeichnet, ist für mich . . . Abirrung von der Parteilehre.

Und nun zu Punkt 2! Sollte ich wirklich so ungenau zitiert und nicht der Setzer, sondern ich die Gänsefüßchen gemacht haben, so muß ich zwar natürlich zugeben, daß ich die Worte jener Notiz falsch wiedergab, muß aber selbst dann darauf bestehen, daß meine Interpretation die richtige war, zumal die Stelle „als Lehrer des Sozialismus würde ich mich hüten, diese Not als Quelle des Sozialismus anzugeben“ nun den Worten gefolgt ist: „er würde mir zu hoch dafür stehn!“ Abgesehen davon, daß Paul Göhre die Not keineswegs als Quelle, sondern nur als eine Quelle des Sozialismus angegeben hat, wüßte ich eben nicht, aus welchem Motiv man sich je „hüten“ sollte, die wahre und dazu noch selbstverständliche Ursache auch dann zu nennen, wenn sie uns der großen Folgeerscheinung, die sie zeitigte, gegenüber, sagen wir einmal, trivial vorkommt. Auch die Genesis des homo sapiens, dieses „Herrn der Schöpfung“, ist recht „trivial“!

Zum Punkt 3 möchte ich — da die Redaktion durch ihre letzte Bemerkung mich zur Aufgabe meiner Reserve nötigt — noch bemerken, daß die sozialdemokratische Presse als Menschenwerk allerdings nicht unfehlbar ist — die beanstandeten Notizen der Wirner „Arbeiterinnenzeitung“ empfindr ich allerdings aus bestimmten Gründen nicht als so verderblich, wie die verehrte Red. es zu thun scheint — und daß mir das ehrliche Bekenntnis, daß die sozialdemokratische Presse die übrige „an Aufrichtigkeit, sittlicher Grundgesinnung und Mut“ übertreffe, diese Frage nach dem ethischen Wert dieser Presse schon allein erschöpfend beantwortet zu haben scheint.

Zum Schluß noch die Bemerkung der an mich gestellten Frage: „Will Herr M. leugnen, daß es einen gutgemeinten, aber recht beschränkten Sozialismus giebt?“ Er natürlich will er das! Es kann Sozialdemokraten geben — und es giebt deren natürlich auch —, die es allerdings zwar herzlich gut meinen, aber dennoch recht beschränkte Leute sind. Diese ihre persönlichen Eigenschaften berühren aber doch wohl nicht den Gedanken, die Weltanschauung! Wenn ein Jude buckelig ist, aber ein Muhammedaner verleumderisch veranlagt, kann man da von einem buckligen Judentum oder einem von Natur verleumderisch veranlagten Muhammedanismus sprechen? Der Sozialismus als Gedanke ist entweder groß oder beschränkt. Die Red. selbst giebt implicite zu, daß er groß ist. Also kann er nicht beschränkt sein. Wenn sie aber unter Sozialismus nur das jedesmalige Bild, als welches es sich in den Köpfen seiner einzelnen Anhänger malt, verstehen sollte, dann erhält sie eine „inkonstante“ Größe, mit welcher sich exakt überhaupt nichts machen läßt. Also . . . .

Und hiermit begrabe ich meine Streitaxt.

Robert Michels.

Bücherschau.

Jakob Beyhl, Lehrer in Würzburg: „Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft“. 2. Auflage. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. 1903. 59 Seiten.

Der Titel des Buches verspricht mehr, als der Verfasser in ihm hält. Man erwartet eine großzügige, klardurchdachte Kampfesschrift und man findet eine in pastoralem Tone gehaltene, ziemlich breit und wehmütige Art von Bittschrift, noch dazu in phrasenreicher, sprunghafter Darstellung. Das Ziel, das Verfasser erstrebt, die Befreiung der Volksschullehrer aus der „furchtbar drückenden“ geistlichen Herrschaft, verdient unsere vollste Anerkennung, ebenso wie auch die andere, vom Verf. nicht benannte Seite, nämlich die Befreiung desselben Standes von der staatlichen Gewissensherrschaft unsere vollste Anerkennung gefunden hätte. Aber die Art und Weise, in welcher der Verfasser sein Ziel zu erreichen strebt, erscheint mir durchaus falsch. Herr Beyhl liebäugelt mit der Geistlichkeit, er will sie offenbar, wenn ich mich so ausdrücken darf, in des Wortes ursprünglichster Bedeutung aus der Schule herauskomplimentieren. Ja, er geht sogar noch weiter. Zum Schluß stellt er die überaus naive Frage: „Wann entäußert sie (die Kirche) sich freiwillig aller äußeren Gewalt über die Schule?“ (p. 38). — Weiß Herr Beyhl denn nicht, daß ein privilegierter Stand noch nie auf vermeintlich „historische Rechte“ freiwillig verzichtet hat? Glaubt er wirklich, es gebe im geschichtlichen Leben eine Selbstentleidung? Offenbar! Diese naive Geschichtsauffassung des Verf. berührt aber um so wundersamer, als seine Schrift in einem Verlag erschienen ist, welchen man sonst als den Vertreter der gerade umgekehrten Theorie zu betrachten gewohnt ist, nämlich der auf die Spitze getriebenen Theorie von den die Geschichte bestimmenden großen realen Machtkämpfen! Nicht, daß wir die Kunst der Ueberredung als Mavens gering einschätzten. Gewiß haben gute Gründe, vor allem die Wirkung der besseren Gefühle im Menschen, im einzelnen manchen Machtkampf zu ersetzen verstanden. Aber eben doch nur im Einzelnen! Einen Stand in seiner Kollektivität genommen kann selbst ein Orpheus nicht zur Herausgabe des einmal Gewonnenen bewegen. Wollen die Lehrer nur ihre guten Gründe sprechen lassen, so werden sie auf ihre Befreiung lange warten. Hier hilft nur das geeinigste Zusammenstehen der Einzelnen zu einer kompakten Masse und das Eingreifen als solche in Staat und Gesellschaft mittels politischer oder berufslicher Agitation. Nur kein halb angstvolles, halb aarnehmhuerisches Abschließen nach „unten“, keine verschlechterte Auflage des Reaktionärtums der Juristen! In Italien haben sich die Lehrer in den meisten großen Städten zu Gewerkschaften zusammengeschlossen und arbeiten nun, gemeinsam mit den handarbeitenden Proletariern, in den Camere del Lavoro (Arbeiterkammern) kraftvoll zur Erreichung menschenwürdiger Existenzbedingungen und Erstrebung wahrer und echter, unabhängiger Volksbildung. — Der Verfasser denkt sich leider die Weiterentwicklung des Lehrerstandes auf anderem Wege. Es hastet an ihm sehr viel kleinbürgerlicher Respekt vor allerhand Aeußerlichkeiten. Mit Genugthuung zitiert er eine Stelle aus Thirsch, in welcher die soziale „Hebung“ des Lehrerstandes dadurch bewirken wird, daß Heiraten zwischen seinen Angehörigen und Töchtern aus den vorgesehensten Familien im Staatsdienst, Generalen, Staatsräten, Regierungspräsidenten u. s. w. nicht mehr zu den Seltenheiten gehörten! (p. 18) Von demselben Geiste zeugt auch der Satz: „Die Hochschulen gehen in diesem Befreiungskampfe, wir billig, voran.“ (p. 15.) Worum „wie billig“? Sollte diesen zwei Wörtchen nicht am Ende der Gedanke zu Grunde liegen: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand und Billigkeit? Auch die langen Perioden, die Verf. an dieses Sätzchen knüpft und in denen er die Freiheit und Herrlichkeit der „nur dem aufrichtigen Ringen nach Wahrheit dienstbaren, freien Forschung“ auf Universitäten preist, zeugen nicht gerade von einem mehr als oberflächlichen Eindringen des Verfassers in das in Frage stehende Argument. Daß große aälkerbewegende Gedankenrichtungen auf deutschen Hochschulen ausgeschlossen sind, weiß Herr Beyhl offenbar nicht. Nach dem Gesagten scheint er den Begriff der „Befreiung“ überhaupt äußerst eng zu umgrenzen. — Daß sich in der Broschüre auch manches Richtige befindet, ist schon aus der Absicht, aus welcher sie geschrieben, heraus erklärlich. Dr. Robert Michels.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III, ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. Dr. Penzig.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Mitteilung

für September, Oktober, November, Dezember 1903.

Versammlungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Straße 12,

hinten auf dem Hofe links 1. Etage,

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, vormittags 10½ Uhr.

A. Vorträge

des Herrn Dr. Penzig.

Sonntag, den 6. September: „Die Sozialreform Jesu von Nazareth".
Des Freidenkerkongresses wegen ist der nächste Vortrag auf Sonntag, den 27. September verlegt.
Sonntag, den 27. September: „Freies Denken und Jugenderziehung".

Vortragszyklus „Die Predigt Zarathustra's".

Sonntag, den 4. Oktober: „Vom Uebermenschen".
„ „ 18. „ „Vom Schaffenden".
„ „ 1. November: „Von Hinterweltlern und Predigern des Todes".
„ „ 15. November: „Von den Taranteln der Gleichmacherei".
„ „ 6. Dezember: „Von den Tugendhaften".
Freitag, „ 25. „ (erster Feiertag): „Von Kind und Ehe".

B. Der Jugendunterricht

wird, wie bisher, von Herrn Dr. Penzig erteilt, und zwar Sonnabends von 3—4 Uhr Nachmittag, Unter den Linden 16, III. Wiederbeginn am 5. September. Kinder im Alter von 10—16 Jahren sind willkommen.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 83.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

Soeben erschien:

Anarchismus und Kirche

oder

Wissenschaft und Monarchie.

Unabhängige Gedanken

von

A. von der Landeck.

79 Seiten 8°. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift versucht den Entwickelungsgedanken in das praktische Leben des Einzelnen und damit der Gesamtheit hinüberzutragen. In der bewährten Form eines Dialogs zwischen Freunden wird die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur umschrieben und aus ihr die ethische Forderung unseres privaten, wie gesellschaftlichen Lebens im Dienste der Zweckmäßigkeit abgeleitet, sowie der Nutzen erörtert, der aus solchem Kultus des Gottes der Gesetzmäßigkeit quillt. Der Dialog der Freunde bringt den Beweis dafür, daß das kirchliche Dogma einer normalen Kulturentwickelung ebensowenig förderlich ist als der Anarchismus, indem beide in der Freizügigkeit gegenüber der gesetzmäßigen Entwickelung wurzeln. Dem Gott des Anarchismus wird der Gott der Gesetzmäßigkeit gegenübergestellt, der eines ist mit dem gesetzmäßigen Naturgeschehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Insertate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kranenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 19. September 1903. | Nr. 38.

Nachdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Neues vom Zukunftsstaat. Von Dr. Nelter, Karlsruhe.
Dürfen Sozialdemokraten an bürgerlichen Blättern mitarbeiten? Von Max Cohen, Frankfurt a. M.
Individuelle und soziale Interessen. Von Goethe-Auer. IV. (Schluß)
Streiflichter:
Berechtigter und unberechtigter Royalismus.
Einführung des Moralunterrichtes in Neuseeland.
Disciplin?
Aus der ethischen Bewegung
Briefkasten.

Neues vom Zukunftsstaat.

Von Dr. Nelter (Karlsruhe).

Dem Siege, den die deutsche Sozialdemokratie am 16. Juni d. Js. erfochten hat, ist zur rechten Zeit das litterarische Monument gefolgt, das „gegenwärtig, wo die sozialistische Weltanschauung sich allmählich ihrer Verwirklichung nähert, ihre positive, organisatorische Seite mehr als bisher auszugestalten sucht". Mit seiner „Neuen Staatslehre" (Jena, Gustav Fischer) hat Anton Menger, ein Wiener Rechtsgelehrter, es unternommen, die „praktischen Vorschläge des Sozialismus zur Neugestaltung unserer Gesellschaft in einem engbegrenzten Gesamtbild zusammenzufassen." Zu welchem Urteile man auch über Professor Mengers Werk gelangen mag, jedenfalls verdient das, was er gewollt, ernste Beachtung auch in unsern Kreisen. Darüber besteht ja unter den Anhängern der ethischen Bewegung keine Meinungsverschiedenheit, daß die von ihr erstrebten sozialethischen Reformen sowohl ethische wie soziale Neugestaltungen des Gemeinschaftslebens zum Ziele und zur Voraussetzung haben. Es ist ebenso einseitig, eine allmähliche Lösung der sozialen Probleme nur und ausschließlich von ethischen Mitteln, also etwa von der Erziehung, Aufklärung, Propaganda in Rede und Schrift zu erwarten, wie im Banne der fatalistischen ökonomischen Geschichtstheorie der wirtschaftlichen Entwicklung die Lösung aus eigener Kraft und ohne Ergänzung durch die ethischen Mittel zuzutrauen. So selbstverständlich dies ist und so häufig und unzweideutig auch in diesen Blättern dieser Standpunkt dargelegt wurde, überflüssig ist es nicht, ihn immer wieder zu betonen. Hat doch erst in der allerjüngsten Zeit Hellpach in einer Kritik der Försterschen „Lebensfragen und Lebensbilder" in den „Sozialistischen Monatsheften" (S. 473) behauptet, die eminente wirtschaftspolitische Zuspitzung unserer Tage habe wohl überall die Illusion zurückgedrängt, daß mit ethischer Predigt der Menschheitsfortschritt gefördert werden könnte; so sei, sagt Hellpach, die Gesellschaft für Ethische Kultur, deren Geist in Försters Buch lebe, vor der Gewalt der realen sozialen Entwicklung längst (wann, sagt Hellpach nicht) in Trümmer gegangen. Damit ist der Maßstab unserer Kritik an dem Werke Mengers zum Teil schon klargelegt. Es wird zunächst das Werk rein aus sich und nach den Intentionen seines Verfassers und dann zu erörtern sein, inwieweit diese Ziele berechtigt und wünschenswert, inwieweit die thatsächliche Leistung wert- und bedeutungsvoll ist für die Weitergestaltung dieser Probleme. Diese Kritik kann weder voraussetzungslos noch erschöpfend sein. Ihre wesentlichste Voraussetzung ist jedenfalls, daß man sich willig dem Gedankengehalte des Werkes hingiebt und sich nicht scheut, Vorurteile zu läutern, deren Unrichtigkeit überzeugend vom Verfasser klargelegt wird, aber sich ebensowenig scheut, unbewiesene Dogmen zu kritisieren und in ihrer Unzulänglichkeit bloßzustellen. Vorausgesetzt bleibt also eine bestimmte Auffassung des Rezensenten über Wesen und Aufgabe der Kritik sowohl wie über das kritische Objekt. Weder diese noch jene kann hier eingehend zur Diskussion gestellt werden. Gegenüber einer so scharf profilierten Persönlichkeit und Weltanschauung, wie in Mengers Buch, ist aber jedenfalls eine klare und ehrliche Festlegung des Maßes, mit dem man mißt, Gebot der litterarischen Reinlichkeit.

Es könnte wohl am Platze sein, mit einem der ersten Sätze Mengers auch hier zu beginnen, „weil wenige Klugheitsregeln so allgemein anerkannt sind, wie das alte Sprichwort, daß Kritisieren leicht, Bessermachen schwer ist." Damit wäre eine Motivenreihe bloßgelegt, aus der die „Neue Staatslehre" entsprang, um nämlich bis zu einem gewissen Grade die Verwirklichung des sozialistischen Ideals auf theoretischem Wege zu erreichen, in der Erkenntnis, daß die thatsächliche, praktische und entscheidende Bewährung nur durch seine Verwirklichung in einem der großen modernen Kulturstaaten erfolgen kann. Gegenüber der rein kritischen Erörterung soll also hier ein rein positiver Bau errichtet werden, von dem sich sagen läßt: Dies ist unser, der Sozialisten, neuer Staat, dies seine Institutionen, seine Rechtssätze, und dies der Weg, auf dem er sich allmählich durchsetzen wird. Dies immer wiederkehrende utopistische Bedürfnis ist eine der besonderen Erscheinungsformen des allgemeinen Charakters unserer Geistesverfassung. Wir bedürfen eines einheitlichen, geschlossenen Weltbildes, in sich gefestigter und ineinandergreifender Lebensüberzeugungen. Soweit sie unser

Digitized by Google

Denken nicht ausbildet, entspringen sie dem Gefühl. Das „objektive" Weltbild weist dann also immer subjektive Bestandteile in beträchtlichem Maße auf. Das Bedürfnis klärt und vertieft sich aber in dem Maße, als wir es dem Wahrheitstriebe unterstellen und in ihn das Einheitsbedürfnis hineinarbeiten. Nur wo dies völlig durchgeführt ist, werden jene Gefühlsmomente nicht mehr störend auf die Erkenntnisthätigkeit einwirken. Wer zum Beispiel seiner Individualität nach wesentlich demokratische Sympathieen hat, wird leicht geneigt sein, die demokratische Richtigkeit einer Institution mit ihrer wissenschaftlichen zu verwechseln. Und wenn er die Bedeutung und damit die Grenze des demokratischen Prinzipes in einer Gesamterkenntnis der Prinzipien menschheitlicher Entwicklung geklärt und gefestigt hat, wird er auch demokratischen Dogmen gegenüber sicher immer noch sympathisch, aber doch bewußt und kritisch, nicht nur rein gefühlsmäßig Stellung nehmen. Das Gleiche gilt umgekehrt natürlich vom aristokratischen, es gilt ebenso vom sozialistischen wie vom individualistischen Prinzip. Sie alle sind Elemente, bald mehr bald weniger zeitlich und sachlich begrenzte Entwicklungsstadien und Strömungen im Menschheitsleben. Es kann also sehr bezweifelt werden, ob gegenüber dem kritischen Sozialismus ein „Bessermachen" überhaupt am Platze ist. Jedenfalls werden für solche Utopieen immer zwei Momente entscheidend sein: die persönlichen Idealvorstellungen ihres Erzeugers und — im gewissen Sinne dasselbe, von einer andern Seite gesehen — seine psychologische und ethische Eigenart. Von dem Wert dieser beiden subjektiven Momente hinwiederum wird der objektive Wert der Utopie, soweit ein solcher überhaupt denkbar ist, abhängen. In dieser Beziehung ist an Mengers Werk dreierlei charakteristisch: Seine Auffassung des Sozialismus, des Staats- und Gemeinschaftszwecks und seine Methode.

Menger steht auf dem Standpunkt, daß Individualismus und Sozialismus kontradiktorische Gegensätze sind. Die individualistische Staatsordnung definiert er als den herrschenden und gebietenden oder als den Machtstaat, die sozialistische Staatsordnung dagegen als den Staat der arbeitenden Volksmassen oder als den volkstümlichen Arbeitsstaat. Der herrschende Rechts- und Gesellschaftszustand ist ursprünglich zu Gunsten enger Lebenskreise durch die Gewalt entstanden und beruht noch heute in seinen wesentlichen Teilen auf Machtverhältnissen. Sowohl die historische wie die naturrechtliche Staatstheorie sind vorwiegend vom Standpunkt der herrschenden Klassen ausgebildet. Dem wird der sozialistische Staat entgegengesetzt, für dessen Thätigkeit die individuellen Interessen der großen Volksmassen das Hauptziel bilden. Das öffentliche oder allgemeine Wohl ist darin eingeschlossen, daß die Erhaltung und Förderung des individuellen Daseins, die Fortpflanzung der Gattung, endlich die Sicherheit von Leben und Gesundheit, also hinreichende Nahrung, Wohnung und Bekleidung, die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, ein geordnetes Familienleben und die Unversehrtheit des körperlichen Daseins als oberste Staatszwecke anerkannt werden. Im zweiten und dritten Buche seines Werkes führt Menger diese seine sozialistische Theorie vom Staatszweck im Einzelnen durch. Der beherrschende Gesichtspunkt für die Ordnung und Organisation des Gemeinschaftslebens im Sinne des Mengerschen Sozialismus ist die Eroberung der Macht durch die besitzlosen Volksklassen. Das Rechtssystem des Zukunftsstaates wird in seinen einzelnen Zweigen (Sachenrecht, Familienrecht, Obligationenrecht, Erbrecht, Straf-, Prozeß- und Staatsrecht) ebenso wie natürlich die Formen der sozialistischen Volkswirtschaft skizziert.

Dabei soll grundsätzlich die Anforderung an die Theorie gestellt werden, ihre Folgerungen lediglich aus den Thatsachen, nicht etwa mit Rücksicht auf irgendwelche Interessen zu ziehen. Die prinzipielle Stellungnahme zu Gunsten der besitzlosen Volksklassen ist nach Mengers Ueberzeugung keine Interessenvertretung, da die von ihm dargelegte Theorie den einzig richtigen Begriff des Allgemeinwohls zu Grunde legt. Diese Orientierung an den Thatsachen der Erfahrung bedingt das Charakteristische der Mengerschen Methode: Sie ist die Anwendung der Macht, wie sie im heutigen Staate als Ausfluß der Autorität der Reichen über die Armen dargestellt wird, im umgekehrten Verhältnis als Macht der Armen über die derzeit Reichen, mit dem Ziele, die Durchführung der von ihm als Staatszweck bezeichneten Thätigkeit zu erreichen. Von diesem rein realpolitischen Standpunkt aus bezeichnet Menger im vierten Buche dann die einzelnen Wege, auf denen sich der Uebergang zum volkstümlichen Arbeitsstaat vollzieht, die allgemeinen Grundsätze, die hierfür maßgebend sein müssen, die Einlösung des Großbesitzes und den Wettbewerb zwischen sozialistischer und privatrechtlicher Ordnung, wie auch die Mittel der allmählichen Ueberleitung der letzten privatrechtlichen Elemente in sozialistische Formen.

Diesen allgemeinen Ueberblick über Mengers Lehre möchte ich nun ergänzen durch Anführung einiger weniger Einzelheiten, an denen das Charakteristische an diesem Staatsideal wie auch der persönlichen Eigenart seines Trägers sich klarer beleuchten läßt. Auf eine allgemeine Form gebracht, läßt es sich bezeichnen als sozialistischer Realismus, der philosophisch durch scharf ausgeprägten Gegensatz gegen den Idealismus, insbesondere erkenntnistheoretisch als reiner Empirismus, politisch und sozialpolitisch als Realpolitik sich charakterisiert.

Die Methodik Mengers tritt besonders klar hervor in seiner Stellung gegenüber der geschichtlichen und der naturrechtlichen Theorie. Nach seiner Auffassung sind beide vorwiegend vom Standpunkt der herrschenden Klassen ausgebildet; sie sind, wie alle anderen Theorieen, lediglich Ausdruck der Willkür und Eigenmacht. Denn, wofür die Gelehrten schreiben und die Gerichte sprechen, das ist der Mächtige im Land. Da nun die Rechtsordnung nichts ist, als der Inbegriff der in einem Lande dauernd anerkannten Machtverhältnisse, handelt es sich darum, an Stelle des naturwüchsigen Rechts das reflektierte Recht treten und dabei als Leitstern der Reflexion das Wohl der breiten Massen dienen zu lassen.

Dieselbe ausschließliche Berücksichtigung des rein Thatsächlichen im engsten Wortsinn unter entschiedener Ablehnung jeder idealistischen Wertung tritt in der Behandlung des Prablems zu Tage, das Ihering, der bekannte Rechtsphilosoph, mit Fug und Recht das Cap Harn der Rechtsphilosophie nennt und das wie kein anderes typisch ist für die Grundtendenz einer rechtsphilosophischen Theorie. Die Lösung, die Menger der Frage des Verhältnisses von Recht und Moral giebt, ist nun, man kann nicht anders sagen, verblüffend einfach. Man ahnt nicht entfernt, wenn man sie kennen lernt, daß an diesem Problem sich die tiefsten Denker aller Zeiten und Völker, von den Saphisten bis Kant, gewaltig abgemüht haben, indem sie freilich in Tiefen drangen, die für Mengers Standpunkt nicht vorhanden sind. Nach ihm beruht die Sittlichkeit ebenso wie das Recht auf Machtverhältnissen, nur daß diese hier nicht so einheitlich und so sichtbar wie im Staate organisiert sind. Die Sanktion der sittlichen Vorschriften ist eine doppelte, zuvörderst eine religiöse, insofern die Gottheit Strafe und Lohn austeilt, sodann aber auch die in der öffentlichen Meinung begründete, indem sich an unsittliche Handlungen der öffentliche Tadel und die damit für das Wohl des Einzelnen verbundenen Folgen knüpfen. Sowohl der kategorische Imperativ Kants und die auf ihm fußende Sittenlehre, wie alle übrigen Systeme autonamer Sittlich-

keit sind nichts wie ein moralischer Anarchismus und können ebenso wenig wie der politische Anarchismus ein harmonisches Zusammenleben aller Menschen gewährleisten. Nun ist unverkennbar, daß die religiösen Triebfedern der Sittlichkeit in den breitesten Volksmassen immer mehr an Tragkraft verlieren. Es muß also die Sanktion des Sittlichen im volkstümlichen Arbeitsstaat durch die zweite Triebfeder, die Organisation der öffentlichen Meinung, versucht werden. Das geschieht nun ganz einfach durch Schaffung unabhängiger Organe, die offizielle Zeitungen von lokalem Charakter herausgeben, auf deren Benutzung bei unsittlichen Handlungen, die gegen das öffentliche Wohl gerichtet sind, jeder Staatsbürger, sonst aber nur der Beschädigte einen Anspruch hat. Natürlich könnte neben diesen Einrichtungen auch eine moralische Unterweisung der Jugend einhergehen, welche die Uebung der Tugend um ihrer selbst willen empfiehlt, ohne daß jedoch der volkstümliche Arbeitsstaat von sittlichen Vorschriften, die wie die kategorischen Imperative Kants jeder Sanktion entbehren, einen großen Vorteil für die praktische Sittlichkeit erwarten darf.

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß für die Gesundheit des Volkslebens und die Sicherheit des Staates große Volksideale unerläßlich sind, da die den Menschen eigentümliche Unzufriedenheit die geltenden Einrichtungen gar oft zertrümmern würde, wenn dieses Gefühl nicht durch erstrebenswerte Ideale auf die Zukunft gelenkt und dadurch zu einer nützlichen Triebfeder der fortschreitenden Entwicklung gemacht wird. Das Ideal des volkstümlichen Arbeitsstaates kann kein anderes sein, als die Vollkommenheit des Denkens, Handelns und Empfindens der breiten Volksmassen, ihre intellektuelle, sittliche und ästhetische Erziehung. Die letztere bleibt von Menger unerörtert, denn die Kunst schmückt zwar unser Leben, aber auf die sozialen Verhältnisse hat sie keinen erheblichen Einfluß. Die richtige Verteilung der Bildungsgüter im volkstümlichen Arbeitsstaate geschieht nun möglichst so, daß der Entstehung von Bildungsmillionären entgegengewirkt wird; denn sie sind für ein demokratisches Gemeinwesen kaum minder gefährlich, als materieller Reichtum. Die Ausbreitung der allgemeinen Bildung erfolgt dann auf zwei Wegen, einmal, indem der Stoff der allgemeinen Bildung durch Beseitigung aller unnützen oder gar schädlichen Bestandteile vereinfacht wird, also vor allem durch Ausscheidung des Studiums der antiken Sprachen und Litteraturen und ähnlicher Kenntnisse, welche nur die Tradition und das Interesse der Mächtigen zu Bestandteilen der allgemeinen Bildung stempelt. Die Tendenz der Organisation des Erziehungswesens muß jedenfalls dieselbe sein, wie die der Besitzverhältnisse: Zwar nicht vollständige Gleichheit, wohl aber eine Annäherung aller Staatsgenossen, Ausgleichung der bestehenden Unterschiede. Dieses Ziel, sagt Menger, ist gewiß als das schönste Ideal, aber gleichzeitig auch als die sicherste Bürgschaft eines wahrhaft demokratischen Gemeinwesens zu betrachten.

Es würde nun hier zu weit führen, die soeben angeführten Einzelheiten der Mengerschen Lehre noch aus seinen Ausführungen über die Organisation der Besitzverhältnisse zu ergänzen, etwa darzustellen, wie er sich die Beseitigung des Privateigentums bezw. dessen Beschränkung auf die verbrauchbaren Sachen denkt; oder auf die Gründe einzugehen, aus denen er an der gegenwärtigen Form der Ehe und — im Großen und Ganzen — der Familie festhält. Ebenso muß ich mir hier versagen, die seltsame Mischung von Autorität und Freiheit näher zu erörtern, die in der Staatsverfassung zu Tage tritt. Nur beiläufig möge als eine Anschauung, die in der gegenwärtigen Sterbestunde der nationalsozialen Partei nicht ohne pikanten Reiz ist, erwähnt werden, daß Menger davon überzeugt ist, der volkstümliche Arbeitsstaat werde der Aufrechterhaltung der Monarchie zustimmen. Und diese Ansicht findet sich in einem Werke, das der „Vorwärts" bei seinem Erscheinen als eine Renaissance des utopistischen Sozialismus bezeichnete.

(Schluß folgt.)

Dürfen Sozialdemokraten an bürgerlichen Blättern mitarbeiten?

Von Max Cohen, Frankfurt a. M.

Im März dieses Jahres veröffentlichte der „Vorwärts" eine Erklärung des sozialdemokratischen Parteivorstandes, in der es den Parteimitgliedern zur Pflicht gemacht wurde, schriftstellerische Thätigkeit nur in sozialdemokratischen Organen auszuüben.

Diese Aeußerung des Vorstandes ist für und wider besprochen worden; die ganze Angelegenheit soll ja auf dem in Dresden stattfindenden Parteitag der deutschen Sozialdemokratie verhandelt und ausgiebig diskutiert werden.*)

Wie der Abgeordnete Auer in den „Sozialdemokratischen Monatsheften" mitteilt, haben die Mitglieder des zweiten hamburgischen Wahlkreises beschlossen, den Parteitag zu ersuchen, eine Norm zu schaffen, nach der man in Zukunft in dieser Frage sich zu richten habe. Auer streift dann die Sache nach mit wenigen Worten und meint, daß es schwer sein dürfe, eine Formel zu finden, die dem Einzelnen das Recht der freien Meinungsäußerung sichert und zugleich als Vorschrift für den Ort zu gelten habe, an dem die Veröffentlichung der Arbeit zulässig sei. —

Mir scheint die Frage wichtig und von einiger Bedeutung zu sein; sie geht viele Angehörige der Partei nahe an und hat für jeden Interesse, den die Kulturbewegung des Proletariats interessiert. Die Sache muß von zwei Seiten angesehen werden: von der der einfachen Praxis und der der Moral; beide sollen hier kurz erörtert werden.

Es ist unmöglich, von sozialistischen Schriftstellern und Journalisten zu verlangen, bürgerliche Zeitungen und Zeitschriften absolut zu meiden; das praktische, alltägliche Leben beweist die Unausführbarkeit solchen Ansinnens; denn zumindest müßte die Sozialdemokratie für die Unterbringung der schriftlichen Arbeiten der Parteigenossen in die Parteiorgane garantieren und für ihre auskömmliche Bezahlung Sorge tragen.

Man braucht nicht besonders eingeweiht zu sein, um zu wissen, daß dies undurchführbar ist. Die generelle Forderung müßte hiernach ohne weiteres fallen gelassen werden; es wird in Dresden auch sicherlich geschehen, da man den Kopfarbeitern der Partei (selbst wenn sie zu zahlreich wären) nicht zumuten kann, ihren Unterhalt als Fabrikarbeiter zu erwerben, weil die Partei über eine hinreichende Zahl schreibender Genossen verfügt. Es ist auch garnicht einzusehen, weshalb den Geistesarbeitern der Sozialdemokratie ein Recht beschnitten werden soll, das für die Handarbeiter selbstverständlich ist: seinen Lebensunterhalt so gut es geht — auch bei bürgerlichen Unternehmungen — zu erwerben. Wollte man das Verbot in seinen Konsequenzen verfolgen, so würde man zu den absurdesten Resultaten gelangen, besonders absurd für eine Partei, die nicht Personen bekämpft, sondern Dinge und Verhältnisse dieser Welt, die eine geschworene Feindin nicht nur der Knechtschaft des Körpers sondern auch des Geistes ist. Wenn in der „Neuen Zeit" vom 22. August dieses Jahres Franz Mehring auch ironisch schreibt, daß die Kundgebung des Vorstandes „als ein Attentat auf das

*) Ist inzwischen geschehen. Leider ging uns der Aufsatz so spät zu, daß wir ihn erst post festum bringen können. Die hier vorgetragenen Erwägungen werden indessen durch einen Mehrheitsbeschluß ja nicht entwertet. D. Red.

Digitized by Google

Recht der freien Meinungsäußerung und sonstiger unantastbarer Menschenrechte" hingestellt worden sei: man mag die Sache drehen wie man will, ein Verbot muß naturgemäß die freie Meinungsäußerung vieler Sozialdemokraten beschränken, und gerade solcher, die, ohne hervorragende Führer oder sonstwie weiter bekannt zu sein, oft Gutes und Eigenes zu sagen haben. Wenn Mehring die Forderung vertritt, daß Sozialdemokraten nicht Mitarbeiter eines Organs sein dürfen, das die Partei verunglimpft, beschimpft oder gehässig beurteilt, so ist diese Forderung eigentlich selbstverständlich, und kein Mensch, der etwas auf sich hält, wird es thun. Aber auch in solchen Fällen ist die Entscheidung nicht immer leicht und, trotz Mehring, nicht immer ohne weiteres festzustellen, wo die Grenze der berechtigten Kritik aufhört und die der Gehässigkeit beginnt, die nach der subjektiven Auffassung des Individuums bald weiter, bald enger zu ziehen wäre; eine objektive Feststellung ist dabei schwerer, als es beim ersten Blick erscheinen mag.*) Ebensowenig wird ein tüchtiger Mensch und Sozialdemokrat Mitarbeiter einer Zeitung sein wollen, die ausgesprochene Gegnerin seiner Partei ist, auch wenn er nicht einmal gezwungen würde, gegen sie zu schreiben. Das ist so klar, daß es keinen Streit darüber geben kann. Anders aber liegt die Sache bei einer Gruppe von Tageszeitungen, als deren Typus ich die „Frankfurter Zeitung" nennen möchte. Deren Gegnerschaft ist so wenig grundsätzlich und so rein sachlicher Natur, daß kein Sozialist sich zu scheuen braucht, sozialpolitische und andere Aufsätze in ihr zu veröffentlichen, sofern man sie ohne Streichung acceptiert. Eine regelmäßige, tägliche Mitarbeiterschaft als Redakteur kommt aber auch bei dieser Gruppe nicht in Betracht; sie wäre auch nicht zu empfehlen, da sie aufrichtige und ehrliche Männer oft in eine unangenehme Lage bringen müßte. Der wichtigste Punkt der ganzen Frage ist die Thätigkeit sozialistischer Schriftsteller an mehr oder minder wissenschaftlich gehaltenen Revuen und Zeitschriften. Wenn diese sich auch meist in bürgerlichen Händen befinden, so sind sie doch fast immer freie Diskussionsorgane jeglicher Weltanschauung und verdienen keineswegs die einen häßlichen Beigeschmack besitzende Bezeichnung „parteilose Presse".

Zu dieser Gruppe zähle ich beispielsweise: „Die Kultur", „Frauenrundschau", „Politisch-Anthropologische Revue", „Ethische Kultur" und (trotz Mehring) auch die „Zukunft". In solchen Zeitschriften soziale und sozialistische Ideen zu vertreten, kann dem Sozialdemokraten nimmermehr zur Schande gereichen; er leistet dabei für den bürgerlichen Leser ein gutes Stück Aufklärungsarbeit, und er wird mehr als einen zu sozialem Denken und Verstehen dadurch angeregt haben, daß er ihm auch die andere Seite der Sache vor Augen führte. Wenn Mehring in der „Neuen Zeit" hierzu sagt, daß es nicht nur ein „auf einem, sondern auf beiden Beinen hinkender Vergleich sei, solchen Schriftsteller mit dem in der gegnerischen Versammlung redenden Sozialdemokraten zu vergleichen, da dieser das Konzept seiner Rede nicht erst dem gegnerischen Vorsitzenden zur Prüfung einreiche", so geht Mehring von einer absolut falschen Voraussetzung aus. Gewiß, der sozialistische Schriftsteller reicht seine Arbeit dem bürgerlichen Herausgeber vorher ein, meinethalben auch zur Prüfung ein, aber welcher Tüchtige würde es sich gefallen lassen, daß man ihm wesentliche oder wichtige Stellen seiner Abhandlung striche? Jeder auch nur halbwegs Aufrechte wird bei einer solchen Zumutung seinen Aufsatz zurückverlangen, und ich darf an die Redaktion der „Neuen Zeit" wohl die Frage richten, mit welchem Rechte sie die eigenen Parteigenossen, zu denen auch ich mich zähle, so niedrig einschätzt? Auch handelt es sich häufig garnicht um Fragen, die die starke Hervorhebung politisch-sozialdemokratischer Grundsätze notwendig machen, aber dennoch durch die — selbstverständlich — radikale soziale Auffassung der Schreibenden ihre gute Wirkung nicht verfehlen und in weiten Kreisen soziales Nachdenken und Verständnis wachrufen.

Ich erinnere an die Artikel, die Plutus in der vielgeschmähten „Zukunft" als Entgegnung auf Hardens Auffassung über den Zolltarif und auf Herrn Mumms Aufsatz über „Kaufmannsgerichte" schrieb. — Es ist wirklich kaum mehr als ein Witz, wenn Mehring in der „Neuen Zeit" schreibt:

„Sonst könnte ja nach dem Rechte der freien Meinungsäußerung ein Parteischriftsteller in der „Germania" ultramontane, oder in der „Kreuzzeitung" feudale Ansichten veröffentlichen."

So etwas thut kein anständiger Mensch, mag er sich zur sozialistischen oder bürgerlichen Lebensauffassung bekennen. Diesen Satz hätte sich Mehring sparen können, um so eher, als er selbst etwas vorher schrieb:

„Wer sich einer Partei anschließt, verzichtet auf das Recht der freien Meinungsäußerung, soweit es der Disziplin und dem Programm dieser Partei widerstreitet: nicht weil die Partei ihn dazu zwänge, sondern weil er sich selbst durch den Eintritt in die Partei diese Schranke auferlegt." —

Natürlich, die Redakteure, die in fester Anstellung an sozialdemokratischen Zeitungen thätig sind, haben es leicht, als Ketzerrichter jenen gegenüber aufzutreten, die eine solche Stellung nicht inne haben, durch journalistische Arbeiten indes ihre und ihrer Familie Lebenshaltung erhöhen, ja oft ganz bestreiten. —

Eine Bestätigung der Kundgebung des Parteivorstandes durch den Parteitag müßte üble Folgen zeitigen und würde keineswegs die Aufrichtigkeit fördern. Es ist meist üblich, in Tageszeitungen seine Ansichten nicht mit dem Namen zu vertreten, und auch in Zeitschriften wird häufig ein Pseudonym gewählt. Ein Verbot des Parteitages würde daher manchen Heuchler großziehen, der heimlich für bürgerliche Organe arbeitet, weil seine Existenz es verlangt, offiziell es aber leugnen müßte, da es ja verboten ist, während andere den Ausschluß über sich ergehen lassen müßten, ohne schlechtere Sozialdemokraten, als bisher, geworden zu sein.

Nein, nach wie vor muß es dem Takt und dem Ehrgefühl der Parteigenossen überlassen bleiben, hier gerade Wege zu wandeln. Und sollte es notwendig werden, irgend jemanden auf diesen geraden Weg aufmerksam zu machen, so darf, so muß es geschehen. Bis zur Stunde hat man sich innerhalb der Sozialdemokratie nicht gescheut, unrichtiges Thun kräftig zu tadeln. So mag es bleiben, auch in dieser Sache: ein allgemeines Verbot wäre durchaus unsozialistisch.

*) Hierfür ein Beispiel. Für mein Empfinden, das von vielen Parteigenossen geteilt wird, war die Art der Kritik, die Bebel an Bernstein in der Vizepräsidenten-Angelegenheit in der „Neuen Zeit" übte, recht verletzend; vielleicht lag sie schon jenseits der Grenze.

Individuelle und soziale Interessen.

Von Grethe Auer, Mazagan, Marokko.

IV. (Schluß.)

Es erscheint selbstverständlich, daß eine organische Prädisposition zu irgend einer besonderen Thätigkeit immer sehr schnell zu ihrem Rechte kommt. Der betreffende Gehirnteil, empfänglicher als alle anderen, wird durch die leiseste Reizung von außen weit öfter und leichter in Aktion versetzt, als alle anderen. So wird z. B. der Anblick einer Person bei einem sinnlichen Menschen zuerst angenehm oder unangenehm auf dasjenige Nervenzentrum wirken, das den Geschlechtstrieb regiert;

Digitized by Google

bei einem künſtleriſch Veranlagten wird in erſter Linie das Reproduktionsvermögen ausgelöſt; der zu Reflexionen Geneigte wird zu Vergleichen und Beobachtungen angeregt; der Erwerbsgierige, der Streber zieht materielle Vorteile, welche jene Perſon ihm etwa bringen könnte, zuerſt in Betracht; dem Arzte gilt ſie als Studienobjekt, dem Geſelligen als brauchbare Zierde ſeines Salons, dem Politiker als Parteigänger oder -gegner — und ſo fort! Ein und derſelbe Gegenſtand wirkt alſo als ein Reiz, der bei verſchiedenen Individuen die verſchiedenartigſten Reaktionen auslöſt. Immer wird in dem Beſchauer das am meiſten ausgebildete Nervenzentrum zuerſt aſſiziert. Keine Gefahr deshalb, daß die ſpezielle Thätigkeit dieſes Zentrums je zu kurz kommen könnte, daß alſo je im Ernſte, wie man ſagt, eine Individualität unterdrückt werden könnte. Die Gefahr liegt ganz und einzig auf der andern Seite: daß die Individualität, die angeborene, ererbte Prädisposition überhand nehmen könne, in eine krankhafte Einſeitigkeit ausarten, die vielleicht als Genie, vielleicht aber auch in Geſtalt einer Leidenſchaft oder einer fixen Idee zu Tage treten und, fort und fort geſteigert, im Wahnſinn enden kann.

Es ſcheint mir deshalb weit eher die Aufgabe eines Erziehers, der Individualität entgegenzuarbeiten und mit Bedacht und Wahl auf ſolche Gehirnteile einzuwirken, deren Thätigkeit nicht von Natur ſchon beſtändig unterhalten iſt. Mit einem Worte: eine möglichſt vielſeitige Erziehung! Daß ein Menſch, der in ſeiner Jugend ausgeſprochen kaufmänniſche oder techniſche Anlagen zeigt, mit Muſik oder Humaniora „gequält“ wird; daß ein ſchöngeiſtiges Mädchen geradezu zum Kochen und Flicken gezwungen oder ein ganz talentloſes in einem Penſionat zu kleinen künſtleriſchen Fertigkeiten gedrillt wird; daß eine hervorragend geniale Anlage in einem Kinde nach Möglichkeit „unterdrückt“ werde — iſt garnicht ſo thöricht, wie es den Anſchein hat. Mag die betreffende Fähigkeit des Individuums dadurch an ihrer Entwickelung leiden, mag es der Kaufmann nicht bis zum Millionär, der Künſtler nicht bis zum Virtuoſen erſten Ranges bringen — die Raſſe aber gewinnt dadurch, daß einer einſeitigen Gehirnentwickelung vorgebeugt wird, die in der nächſten oder übernächſten Generation als rächender Wahnſinn auftreten würde. Es iſt gewiß kein Zufall, daß Söhne großer Finanzmänner meiſt Verſchwender, Söhne eines Genies ſo oft perfekte Idioten ſind, und es läßt ſich ſehr wohl annehmen, daß in dieſem Falle Gehirnzentren, die in einer Generation bis zur Erſchöpfung in Thätigkeit gehalten, getrieben und entwickelt wurden, in der nächſten überhaupt verſagen, wie ein Acker, der beſtändig mit derſelben Frucht bebaut geweſen, in gegebener Zeit ertragsunfähig wird.

Hier ſcheint es nun, als ob Kidd Recht hätte mit ſeinem Antagonismus der ſozialen und individuellen Intereſſen. Denn das Individuum hat ein unbeſtreitbares Recht, zu ſagen: „Was geht mich die Raſſe, was die folgende Generation an? Ich will meine Fähigkeiten bis zur höchſtmöglichen Potenz entwickeln und ſpezialiſieren, das ſichert mir Gewinn, hebt mich über die Konkurrenz, bringt Erfolg.“ In den gegenwärtig herrſchenden Verhältniſſen ſcheint es in der That im Intereſſe des Individuums zu liegen, es in einer ſpeziellen Fähigkeit beſonders weit zu bringen — und ſo hat z. B. eine generationenlange einſeitige Entwicklung des individuellen Erwerbstriebes den Kapitalismus geboren, dieſes allerantiſozialſte Phänomen aller Zeiten. Der Kapitaliſt iſt der wahre Bannerträger des Individualismus; die ſozialen Inſtinkte müſſen in ihm auf das kläglichſte verkümmert ſein, und zweifellos iſt dieſe Art von einſeitiger Entwicklung ebenſo unmoraliſch, unhaltbar, ja krankhaft, wie jede andere Art von Ueberhandnahme eines individuellen Inſtinktes. Der Gelderwerb iſt auch hier Selbſtzweck geworden und dient nicht mehr der Erhaltung des Individuums, vielmehr dient das Individuum ihm. Ueber das „Intereſſe“ ließe ſich hier ſtreiten. Man kann mit gleichem Rechte behaupten, daß irgend eine andere Inſtinktbefriedigung im Intereſſe des Individuums liege, und der Mann, in dem die ſozialen Inſtinkte mächtig ſind, wird eben kein Intereſſe an dieſer Art von Erfolg finden. Spinoza hat ein Vermögen ohne Bedauern von der Hand gewieſen, und Jeſus hat wirklich nicht poſiert, wenn er von der Wertloſigkeit der irdiſchen Güter ſprach; für ſolche Männer liegt das Intereſſe eben anderswo.

Was nun die unſere Zeit charakteriſierende einſeitige Entwicklung einer ſpeziellen künſtleriſchen Anlage betrifft, ſo verdanken wir ihr das Virtuoſentum und — den Mangel an echt ſchaffenden Künſtlern. Zola war ein Virtuoſe in ſeiner Spezialität; das geht aus ſeinen geſchriebenen Bekenntniſſen hervor, daß er ſeit Jahren nichts mehr geleſen habe, um ſeine geiſtige Richtung nicht zu beirren; aber ein echter Künſtler, ein Seelenkünder war Zola nicht. Das war dagegen in hohem Maße der Stadtſchreiber von Zürich, der herrliche Keller, der einen Beruf neben ſeiner Kunſt ausübte und obendrein in der Zeit ſeiner geiſtigen Entwicklung Maler war. Michelangelo, Lionardo, Raffael, Goethe haben ſich nicht in ihrer Kunſt ſpezialiſiert, haben nie gefürchtet, in ihrer individuellen Richtung beirrt zu werden, wenn ſie das Leben von allen Seiten auf ſich einwirken ließen. Ihre Größe liegt vielleicht darin. Man ſagt nicht umſonſt, daß das Genie an Hemmungen wachſe. Es läßt ſich gar wohl erklären, daß die Ruhepauſen, die den am meiſten arbeitenden Gehirnzentren durch das Inaktionſetzen anderer Parzellen aufgezwungen werden, erſteren weit eher zur Kräftigung und einer geſunden Entfaltung dienen, als daß ſie ihnen ſchaden ſollten. Das Seitenſtück dazu bildet das traurige Beiſpiel junger Talente, die aus lauter Schonung und Förderung in die abſoluteſte Unfruchtbarkeit hineingedrängt worden ſind und als tägliche Poſeure geendet haben. Das Wachstum eines Baumes wird durch Beſchneiden nie unterdrückt, weit eher verſtärkt, nur krankhafte Wucherungen werden verhindert. Und wenn die Theorie ſich beſtätigt, daß Gedankenproduktion in der Bildung neuer Gehirnzellen beſteht, ſo haben wir es ja buchſtäblich mit krankhaften Wucherungen zu thun, überall wo ein Gedanke eine unverhältnismäßige Intenſität zeigt.

Platon läßt Sokrates in einer etwas naiven Manier demonſtrieren, daß Tugend auf Kenntniſſen beruhe. Obgleich der griechiſche Weiſe eigentlich nur die Kardinaltugend der Griechen, die Tapferkeit, im Auge gehabt hat, ſo hat der Satz doch allgemeine Geltung, und es wäre richtig, zu ſagen, daß Dummheit aller Laſter Anfang ſei. In einem nach allen Seiten hin entwickelten Gehirn wird das Laſter kaum einen Halt finden, weil die Thätigkeit jedes einzelnen Nervenzentrums durch die Thätigkeit aller anderen umgrenzt und eingedämmt wird. Fauſt, der beim Klange der Oſterglocken den Giftbecher ſinken läßt, beweiſt ein wohltrainiertes Gehirn, das auf die leiſe Regung prompt reagiert und eine Reihe von Bewußtſeinszentren in Bewegung ſetzt, welche die Thätigkeit des einen, von einer Schmerzvorſtellung affizierten Zentrums paralyſieren. Dasſelbe Mittel liegt jedem „empfänglichen“ Menſchen zur Hand, d. h. jedem Menſchen mit vielſeitig entwickeltem Gehirne, jedem Menſchen mit ſozialen Inſtinkten. Denn wir ſind beſtändig von Reizungen umgeben, die mindeſtens ebenſo ſtark ſind wie jenes Oſtergeläute, wenn wir nur darauf reagieren wollen. Und das Mittel dazu? Bildung,

Digitized by Google

Wissen, möglichst vielseitiges Wissen, sei es auch nur ein bescheidenes In-die-Türe-gucken in die diversen allerheiligsten Kammern der Wissenschaft. Es ist oft beklagt worden und wird noch beklagt, daß die Volksschulen in ihrem heutigen Zustande den Kindern des Volkes eine Ahnung von allerhand Wissen geben, das sie nie erschöpfen können, das ihre Zeit und Fähigkeiten zersplittere und ihnen bei späterem Erwerbszwange mehr hinderlich als nützlich sei. Mit Unrecht! Jedes leiseste Interesse, das da geweckt wird an den Geheimnissen der Natur, an den großen Schicksalen der Menschheit, jeder noch so flüchtige Einblick in die gewaltige Werklammer Welt etabliert sich in diesen jungen Gehirnen als eine erhöhte Empfänglichkeit für Eindrücke von außen. Zorn, Eigenwille, Trägheit, Furcht, sowie jede Art von Leidenschaft, die alle ein beharrliches Vibrieren einer spezifischen Gehirnparzelle darstellen, werden durch das Inthätigkeittreten anderer Gehirnteile rasch paralysiert. Vorstellungen, Ermahnungen, Beispiel von anderen Menschen wirken erfolgreich auf ein solches Gehirn ein, während sie von einseitig entwickelten zwar registriert, d. h. verstanden werden, aber nicht genügend starke Reaktion wachrufen, um die gerade vorherrschende Nerventhätigkeit zu entkräften. Es ist deshalb der soziale Instinkt, der gleiches Wissen für Alle fordert, sehr auf dem rechten Wege. Wenn irgendwie und irgendwann, kann das „soziale Elend" nur durch allgemeine Bildung gehoben werden. Denn es ist abzusehen, daß Trunksucht und Liederlichkeit edleren Genüssen Platz machen, und Genüssen, welche die Arbeitsfähigkeit und die Gesundheit nicht untergraben, sobald die betreffenden Individuen nur zu solchen Genüssen befähigt sind. Andererseits wird aber ein vielseitiges Wissen auch die Entwicklung solcher individuellen Anlagen hindern, welche die großen Finanzgenies erzeugt hat. Solche Genies gehen natürlich auch aus den ärmeren Klassen hervor, wo Hunger und Not den Erwerbsinstinkt auf eine Weise geschärft und gespitzt hat, daß alle andern Instinkte dabei zu Grunde gehen mußten. Es ist schwer zu sagen, ob der Pauperismus den Kapitalismus geboren hat, oder umgekehrt; sicher ist, daß sie untrennbar sind, sicher ist, daß das Finanzgenie vom Trunkenbold und Straßenräuber nur durch eine Stufe getrennt ist. Stellt ersteres die krankhaft gesteigerte, bis zur Ausartung potenzierte Entwicklung des individuellen Selbsterhaltungstriebes dar, so stellt letzteres seine Degeneration, sein teilweises oder absolutes Versagen (Arbeitsscheu) vor. Es ist — Polarismus, wie auf allen anderen Gebieten. Der Ausartung und Degeneration eines Instinktes haben wir aber nichts anderes entgegenzusetzen, als die Entwicklung möglichst vieler anderer.

Ich weiß nicht, ob der angestrebte Ausgleich der Kräfte im Willen der lenkenden Weisheit liegt ob er das Ziel menschlichen Strebens darstellt. Das zu erforschen giebt's keine Mittel. Die Frage: „Was aber, wenn der Ausgleich wirklich erreicht ist?" hat noch keine Gelehrsamkeit erschöpft. Aber unser Ideal und Hoffen ist dieser Ausgleich, unsere gegenwärtigen sozialen Instinkte leiten darauf zu. Und da wir unter einem normalen Menschen nur einen Menschen verstehen können, in welchem soziale und individuelle Instinkte dem gleichen Ziele zustreben, so müssen wir sagen, daß es im Interesse des normalen Menschen liegt, diese Ideale zu fördern, im Interesse des Individuums, der Gesamtheit zu dienen.

Streiflichter.

„Berechtigter" und „unberechtigter" Royalismus. Die „Saale-Zeitung" in Halle (XXXVII, 316) berichtet von einer Rede, welche ein gewisser Geheimer Regierungsrat Hage in Lüneburg vor Kurzem gehalten hat, um die Welfen — ich zitiere wörtlich —

„zur Aufgabe ihrer unerfüllbaren Hoffnungen" zu bewegen. In der Rede heißt es unter anderem: „Es ist deutsche Art, die Heimat und ihre Geschichte zu lieben, aber deutsche Unart, eigensinnig und jahrzehntelang auf seinem vermeintlichen Recht zu bestehen . . . . . Doch unsere Gegner begehen noch eine Torheit. Sie wollen auch die Jugend, die das Königreich Hannover und sein Herrschergeschlecht garnicht gekannt hat, zu einer Anhänglichkeit an ein untergegangenes Staatswesen erziehen . . . Da rufen wir der Jugend zu: Laßt doch endlich die Toten ihre Toten begraben . . . ."

Mit schmunzelnder Genugthuung bemerkt die „Saale-Zeitung zu diesen Ausführungen: „Man kann den verständigen Worten nur reiche Nachachtung in welfischen Kreisen wünschen", und kommt sich dabei sicherlich ebenso „patriotisch" vor als der welfenbelehrende Festredner in Lüneburg.

In den kurzen zitierten Sätzen offenbart sich uns ein wahrer Rattenschwanz von Begriffsverwirrungen und unethischen Gefühlsregungen. Also es soll deutsche Art sein, die Heimat und ihre Geschichte zu lieben, dagegen aber deutsche Unart, „eigensinnig und jahrzehntelang auf einem vermeintlichen Recht" zu bestehen? Abgesehen davon, daß es wohl auch französische, englische, italienische u. s. w. „Art" ist, die Heimat zu lieben und keineswegs deutsches Monopol, abgesehen ferner davon, daß die Liebe zur heimatlichen Geschichte in die Praxis übersetzt nur zu oft bedingungsloses Festhalten an allem sogenannt „historisch gewordenen" und somit die schlimmste Gegnerschaft zu jedem Fortschritt bedeutet, abgesehen endlich auch davon, daß das „vermeintliche Recht", wenn man überhaupt die Völker an Verfassungen, an deren Entstehung sie keinen Teil hatten, für gebunden erachten will, in diesem Falle allerdings ein recht „legales Recht" ist, auch abgesehen also von all diesen Widersprüchen und Fehlern, die jener kleine Satz beherbergt, fällt es jedem aufmerksamen Leser selbst auf, daß die im ersten Satz aufgestellte Thesis jeglicher Antithesis entbehrt. Jahrzehntelang auf einem Recht bestehen, ist eine Unart? Köstlich! Man sollte meinen, durch Dick und Dünn auf einem Recht zu bestehen, sollte immer anerkennenswert sein, und desto anerkennenswerter, um so länger diejenigen, die an dasselbe glauben, auf diesem Recht bestehen, selbst wenn man dieses Recht selber garnicht für zu Recht bestehend erachtet. Aber der Festredner hat geglaubt, für die Tugend eine Grenze setzen zu müssen! Treue bis zu dem so und so vielten Jahre, meint er, sei Treue, Treue über dieses so und sovielte Jahr hinaus aber sei . . . Untreue.

Derselbe Redner ereifert sich aber auch darüber, daß selbst der Jugend die „Anhänglichkeit an ein untergegangenes Staatswesen" anerzogen werde, und giebt ihr dazu noch überdies den recht geschmacklosen Rat, sie möge doch „die Toten die Toten begraben" lassen. Ja, weiß er denn nicht, daß in der heutigen Schule auch die nichtwelfische Jugend in Anhänglichkeit an die dem Untergang geweihten Staatsformen des Feudalstaates, des Dynastismus und Chauvinismus überall — und wahrscheinlich mit seiner vollstea Zustimmung — erzogen wird?

Die Frage liegt doch furchtbar einfach. Entweder der Royalismus hat keine Existenzberechtigung, dann aber hat auch der preußisch-deutsche keine Berechtigung, oder aber er ist eine „deutsche Art", und dann ist auch die welfische Anhänglichkeit eine solche. Das durch und durch Unethische in der — übrigens in Preußen-Deutschland bis tief in die Kreise des bürgerlichen Freisinns hinein üblichen — Betrachtungsweise der Königstreue besteht darin, daß nur diejenige Königstreue für berechtigt gehalten wird, die einem Mächtigen entgegengebracht wird, daß die Königstreue nicht gewertet wird als eine etwaige abstrakte Tugend,

sondern als ein konkretes Anhängsel zum Erfolg. Dieselben Leute, welche das Wachstum der Welfen belächeln, wenn nicht gar beschimpfen, sind stets bei der Hand, jede, auch noch so berechtigte oppositionelle Regung gegen das Hohenzollerntum als „Vaterlandslosigkeit" zu brandmarken. — Man könnte vor dem Royalismus mehr Achtung empfinden, wenn er, frei von jeder Erfolgsanbeterei, wenigstens in prinzipieller Klarheit und Ueberzeugungstreue bedingungslos wäre.

Dr. Robert Michels.

* * *

Einführung des Moralunterrichtes in Neuseeland. In der Jahresversammlung des Nationalrates für Frauen in Neuseeland ist die Präsidentin, Mrs. Sievwright, für die Einführung des Moralunterrichtes mit folgenden Worten eingetreten:

„Ein großer Teil der Anhänger des National-Rates vertritt die Ansicht, daß die Einführung des systematischen konfessionslosen Moralunterrichtes niemals notwendiger war, als in unserer Zeit. Seien Sie sicher, der Gedanke wird sich über kurz oder lang Bahn brechen. Lassen Sie mich daher näher darauf eingehen.

Die meisten Menschen glauben, daß der Gedanke an das Sühneopfer, das allsonntäglich von den Kanzeln gepredigt, das unsern Kindern in der Sonntagsschule eingeprägt wird, die Mehrzahl der Christenheit auf der Bahn des Guten erhölt. Ich wage zu zweifeln; meine Erfahrung lehrt mich das Gegenteil. Der Koplan Horrigton, der jahrelang in Minaesota gewirkt hat, meint in einer Rede, die er in Milwaukee gehalten hat: „die theologische Lehre vom Sühneopfer, das heißt der Gedanke, daß des Sünders Sünde durch den bloßen Glauben an Christus weggewaschen wird, ist Schulb an einer Unzahl von Verbrechen. Der Gedonke blendet den Geist, führt das Gewissen irre und giebt denen, die ihre Schuld gern voa sich abwälzen, die beste Entschuldigung für ihr Unrecht; der Gedanke des Sühneopfers spricht allen Gesetzen von Ursache und Wirkung Hohn und steht im Widerspruch zu dem Satz, was der Mensch säet, dos wird er ernten."

Dies ist auch meine Ueberzeugung, aber ba ich nicht gezwungen sein will, und auch niemand zwingen möchte, so rate ich: überlassen wir den Religionsunterricht den Eltern und Postoren, geben wir dem Kaiser, was des Kaisers ist; der Kaiser — das heißt der Staat — fordert Gehorsam seinen Gesetzen. Wenn Ihr Kind, oder mein Kind — selbst wenn es noch im zarten Alter ist — dem Gesetze zuwider handelt, wird es vor den Richterstuhl gebracht, von dem es vielleicht niemals vorher gehört hat, außer durch eine unbestimmte Furcht vor dem Schutzmann, und wird wegen dieses oder jenes Vergehens verurteilt. Wenn der Staat dies thut, ist er meiner Ansicht nach auch verpflichtet, die Kinder über bie bestehenden Gesetze zu belehren, ihnen zu erklären, daß das Lond Bürger braucht, die ein moralisches Leben führen und die sich an die Gesetze holten, unb deshalb müßten den Kindern von klein auf die hohen Ideole der Pflicht und Verantwortlichkeit der Allgemeinheit gegenüber gelehrt werden. Diese Knoben und Mädchen, bie künftigen Mütter und Väter, müssen lernen, daß nicht nur lügen, stehlen, morden unb rohe Gewaltthoten gegen Andere unmönnlich und unweiblich sind und in einem zivilisierten Staate nicht geduldet werden können, sonbern auch, daß nur gerechte, ehrliche, mäßige und ehrenhafte Menschen geachtet werden und daß Rechtschaffenheit, Rechtschaffenheit eines jeden, den Staat zur Blüte bringt." (Ethics, 29. Aug. 1903.)

* * *

Disciplin! In einem ostpreußischen Infanterie-Regiaent wurde kürzlich von den Mannschaften des älteren Jahrganges, den sogenannten „alten Leuten", in der Kantine ein Bierabend gefeiert, bei welchem der übermäßige Biergenuß zu einer Rauferei Veranlossung gab. Diese Angelegenheit wäre nun zwar aicht ohne gerichtliches Nachspiel geblieben, aber sie hätte doch wohl kaum ia weiteren Kreisen von sich sprechen zu lassen brauchen, wenn bei der Rauferei zwischen betrunkenen Soldaten nicht auch ein Unteroffizier beschädigt worden wöre. Ein Unteroffizier ist aber bekanntlich ein sogenannter Vorgesetzter. Diese Thatsache allein genügte, um die Folgen der Kantinenvergnügsaakeit sofort zu einer Trogödie zu stempeln. Die im Rausch begaagene „Disciplinlosigkeit" mußte mit Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren gerochen werben.

Sehr feinsinnig bemerkt hierzu der „Vorwärts" (XX, 205):

„Es liegt nßenmi ein tragisches Moment darin, wenn Lustbarkeit so mit Leide endet. Der vorliegende Faß nber wirkt gerndezu erschütternd, wenn mnn dazu erfährt, daß die Verurteilten zusammengekommen waren, um den zweihunderlsten Tag vor ihrer Entlassung festlich zu begehen. Es ist ein Stoff für einen großen Dichter: Diese armen Burschen, die der Gedanke an die nahende Freiheit schwärmen macht und zum Rausche verleitet, die Eltern, Bräuten und der gewohnten Arbeit — die wahrlich auch kein Leichtes ist! — ein Willkommen zutrinken, um des anderen Morgens vor den Thoren des Zuchthauses zu erwachen. In diesem einfach menschlichen Ereignis symbolisiert sich das Schicksal einer ganzen Menschenklasse, der der Drang nach Glück und Freiheit noch unter der Schwelle des Bewußtseins liegt, und die der erste Taumel des Instinkts in noch tiefere Knechtschaft hinabschleudert."

Ein Fehltritt muß bestraft werden, auch wenn er wie hier offenbar mit der berechtigten Sehnsucht aus dem mit vielen Schädigungen und Unzuträglichkeiten verbundenen Militärdienste — gehindertes Erwerbsleben, Aufzehren der gemachten Ersparnisse, Trennung von Hous und Hof, von Eltern, Geschwistern und von den Liebsten, Ueberanstrengungen im Dienst, barsche Behandlung, vielfach selbst Mißhandlungen herauszukommen in einem gewissen Zusammenhong stehen mag. Die Bestrafung des Fehltritts liegt schon allein im Interesse der menschlichen Gemeinschaft überhaupt. Daß dieselbe aber durch das reine Zufallsmoment, daß sich unter den Verletzten in der Schlägerei der Betrunkenen auch ein „Vorgesetzter" befand, centupliziert werden muß, ist doch nur in einem Staatsleben möglich, in welchem die äußere militärische Disciplin höher steht als Logik und Menschlichkeit.

Dr. Robert Michels.

Aus der ethischen Bewegung.

Der moralpädagogische Ferienkurs in Zürich.

Es sei mir gestattet, ganz kurz über das Gelingen und den Verlauf des von mir in Zürich vom 3. - 11. August veranstalteten Ferienkurses zu berichten.

Die Zahl der angemeldeten Teilnehmer betrug 85, zum Schlusse stieg die Zahl der Teilnehmer auf 120. Es wurden 10 Vorträge abgehalten, jeder $1^1/_2$ Stunde dauernd. Die Zusammensetzung der Zuhörerschaft entsprach dem interkonfessionellen Ideal der ethischen Bewegung. Es waren drei protestantische Geistliche verschiedener Richtungen anwesend, zwei Oberinnen von protestantischen Pflegerinnenschulen, sowie Leiterinnen von Haushaltungsschulen. Daneben eine ganze Reihe von Lehrerinnen und Lehrern aus dem positiven Lager, u. a. die Lehrerin der deutschen Schule in Kairo. Ferner nahmen teil drei Ordensschwestern aus der katholischen Erziehungsanstalt Menzingen aus dem Kanton Zug. Dann eine größere Reihe radikal gesinnter Lehrer. Ferner hatte die freie jüdische Gemeinde aus Nagyoárad (Ungarn) einen Lehrer gesandt, welcher zum Leiter einer von der Gemeinde zu gründenden Privatschule ausersehen ist und dort speziell reinen ethischen Unterricht erteilen soll. In den letzten Stunden erschien auch ein schweizerischer Oberst der Infanterie aus Basel, der gerade Uebungen in der Nähe von Zürich hatte und die freien Abende benutzen wollte, um „Menschenbehandlung" zu lernen. Es kam mir dabei der Gedanke, ob nicht moralpädagogische Ferienkurse für deutsche Unteroffiziere eine recht wünschenswerte Veranstaltung wären.

Es fanden auch zwei Diskussionsabende statt. An dem ersten wurden hauptsächlich Fragen der Schuldisziplin besprochen. Ein

rheinischer Lehrer erzählte mir dabei, welch erhabenen Moment es für ihn und seine Klasse gewesen sei, als er eines Tages (zum Teil auf Grund von Anregungen der F. K.) verkündet habe: Er wolle jetzt nicht mehr prügeln, und sie möchten ihm helfen, daß ihm das nicht zu schwer würde. Er und sie würden schlechter durch das Prügeln, er fühle es. Am zweiten Diskussionsabend trat hauptsächlich in den Vordergrund die ethische Behandlung der That Tells im Jugendunterrichte. Ein Züricher Lehrer berichtete davon, daß er Schwierigkeit mit den Kindern gehabt habe, die gemeint hätten, ob denn das nicht doch Mord sei, genau wie bei den Anarchisten. In der Debatte trat eine starke Nervosität schweizerischer Patrioten bezüglich der ganzen Tell-Gestalt hervor; der oben erwähnte Oberst meinte, er würde bedauern, wenn diese That in einer schweizerischen Schule irgendwie verkleinert werde. Von anderer Seite wurde darauf hingewiesen, daß es denn doch nicht ginge, die That so einfach unter die Rubrik Notwehr zu bringen — denn da könnte man eben jede blutige Auflehnung gegen Unterdrückung und Verfolgung als Notwehr bezeichnen und Anarchisten und Nihilisten seien gerechtfertigt. Schiller selber sei seiner Sache nicht sicher gewesen, er selbst habe darum die Episode mit Parricida eingeführt und niemand könne sagen, daß die Bedenken durch befriedigend gelöst seien. Der Vortragende betonte, daß man gewiß alle Pietät vor der Gestalt Tells haben müsse, denn sie sei für die Schweizer mehr als der Schillersche Tell, es sei die Symbolisierung dieses wortkargen aber thatkräftigen Freiheitsdranges des Schweizerischen Volkes; aus diesem Freiheitsdrange seien die Institutionen dieses Landes hervorgegangen, die der Stolz der Schweiz und das Gewissen Europas seien — aber man dürfe deshalb doch nie verschweigen, auch bei aller Würdigung der Wildheit der damaligen Zeiten, daß das Große auch im Volksleben nie durch die Gewalt, sondern durch andere ideale Kräfte trotz der Gewalt erreicht werde und daß die Gewalt stets irgendwo und irgendwann ihr Gericht finde. Gerade weil einer der Redner auf den Königsmord in Serbien hingewiesen und gesagt hatte, daß man doch sehe, wie nötig solche Tellsthaten auch heute noch seien, konnte der Vortragende noch darauf hinweisen, wie gerade hier schon immer deutlicher der Fluch der Gewaltthat hervortrete und jeder Leidenschaft und Ungeduld die Sanktion gäbe, im Namen der Freiheit das Messer zu gebrauchen.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Briefkasten.

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Toepelmann), Gießen. Sie teilen uns in einem Briefe, der Ihrer Unzufriedenheit über die in No. 36 d. Z. abgedruckte Kritik eines Ihrer Verlagswerke einen ebenso deutlichen wie wenig höflichen Ausdruck giebt, u. a.: zwei uns bisher unbekannte Thatsachen mit: nämlich daß unsere Mitarbeiterin vierundzwanzig Jahre alt ist und daß das besprochene Werk die zweite Auflage erlebt hat. Beides freut uns, das erste für sie, das zweite für Sie. Wir bitten Sie aber freundlich zu verzeihen, daß wir weder aus jener Thatsache auf Idiotismus, noch aus dieser auf Vortrefflichkeit zu schließen vermögen.

Dr. H. E. Ihre ohne nähere Adresse uns erst jetzt zugegangene Replik auf den in No. 28 unter „Vergeltungsdrang und Rechtsgefühl" veröffentlichten Artikel möchten wir, auch abgesehen von ihrer Länge und der inzwischen verstrichenen Zeit, deshalb nicht gern aufnehmen, weil sich der Verfasser des ersten Artikels offenbar nicht veranlaßt gesehen hat, auch auf die erste, in No. 29 erschienene Erwiderung, einzugehen. Es genügt wiederum, eine Frage von zwei Seiten beleuchtet zu sehen; der Leser mag selbst entscheiden. Das Manuskript steht zu Ihrer Verfügung.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III, ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von $10^1/_2$—$12^1/_2$ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. Dr. Penzig.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Mitteilung

für September, Oktober, November, Dezember 1903.

Versammlungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Straße 12,

hinten auf dem Hofe links 1. Etage,

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, vormittags $10^1/_2$ Uhr.

A. Vorträge

des Herrn Dr. Penzig.

Sonntag, den 6. September: „Die Sozialreform Jesu von Nazareth".
Des Freidenkerkongresses wegen ist der nächste Vortrag auf Sonntag, den 27. September verlegt.
Sonntag, den 27. September: „Freies Denken und Jugenderziehung".

Vortragszyklus „Die Predigt Zarathustra's".

Sonntag, den 4. Oktober: „Vom Uebermenschen".
„ „ 18. „ „Vom Schaffenden".
„ „ 1. November: „Von Hinterweltlern und Predigern des Todes".
„ „ 15. November: „Von den Taranteln der Gleichmacherei".
„ „ 6. Dezember: „Von den Tugendhaften".
Freitag, „ 25. „ (erster Feiertag): „Von Kind und Ehe".

B. Der Jugendunterricht

wird, wie bisher, von Herrn Dr. Penzig erteilt, und zwar Sonnabends von 3—4 Uhr Nachmittag, Unter den Linden 16, III. Wiederbeginn am 5. September. Kinder im Alter von 10—16 Jahren sind willkommen.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Herbstprogramm.

(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten.)

Dienstag, den 22. September, $8^1/_2$ Uhr abends, Unter den Linden 16, III: Außerordentlicher Abteilungstag. a) Wahl der Delegierten (nach § 19, Abs. 2 der Satzungen) zu dem am 10., 11., 12. Oktober d. J. in München abzuhaltenden Gesellschaftstag. b) Vorbesprechung der Traktanden des Gesellschaftstages.

Sonnabend, den 26. September, $8^1/_4$ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Vortrag Prof. Dr. Döring über: „Unsere Leitsätze ein praktisches Programm." Diskussion.

Freitag, den 23. Oktober, $8^1/_4$ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses; Monatsversammlung. Lehrer J. Lews: „Der Kampf zwischen Volksbildung und Kirche in Frankreich." Diskussion.

Freitag, den 13. November, $8^1/_4$ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses Monatsversammlung. Redner und Thema noch zu bestimmen.

Mittwoch, den 30. Dezember, $8^1/_4$ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft."

Das Programm der monatlichen Versammlungen in engerem Kreise, z. T. in unserem Lesesaal Unter den Linden 16, am 27. Oktober und 27. November aber in Saal 109 des Rathauses, wird noch bekannt gegeben werden.

NB. Laut Vorstandsbeschluß vom 29. Juni d. J. wird unseren Mitgliedern mitgeteilt:

1) In Zukunft wird bei unseren Monatsversammlungen von Nichtmitgliedern in der Regel ein Eintrittsgeld von 0,50 bis 1,00 Mk. erhoben werden. Die Ausnahmen bestimmt der Vorstand. Das einkommende Geld ist zu verwenden zur Honorierung der Redner und zum Inserieren der Vorträge.

2) Alle Mitglieder haben sich am Eingang des Versammlungssaales durch Vorweisung ihrer Mitgliedskarte zu legitimieren.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag Greiner & Pfeiffer „Der Türmer" bei, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 16. Kommandantenstr. 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,50 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 26. September 1903. | Nr. 39.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ethische Kultur und Genauigkeit. Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.
Was wollen wir? Von F. Staudinger
Neues vom Zukunftsstaat. (Schluß.) Von Dr. Netter, Karlsruhe.
Streiflichter:
Militarismus
Die öffentliche Sicherheit der Frauen auf der Straße.
Bücherschau
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Ethische Kultur und Genauigkeit.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Daß Genauigkeit etwas besonders Wichtiges in der Ethik ist, wird Vielen auf den ersten Blick nicht einleuchtend erscheinen. Wenn man im gewöhnlichen Leben von jemand sagt, er sei genau, so meint man beinahe damit, er sei geizig und engherzig, also gerade den weicheren und liebevolleren Regungen weniger geneigt, deren Pflege man als eine der wichtigsten Aufgaben der Sozial-Ethik betrachtet. Bei näherer Erwägung wird man indessen finden, daß die Genauigkeit auch bloß im wirtschaftlichen Sinne, d. h. die Ordnung, Sorgfalt und Nachdenklichkeit im Erwerbsleben, weit überwiegend menschenfreundlich und verbindend wirkt, während die Ungenauigkeit, nämlich die Unordnung und Leichtfertigkeit, auch wenn sie mit Menschenliebe und Großmut verbunden ist, überwiegend Verwirrung, Trennung und Feindschaft zur Folge hat. Der Geiz darf wohl mit der Genauigkeit nicht in einem Atem genannt werden, denn er ist in seiner kurzsichtigen Enge und Einseitigkeit geradezu das Gegenteil von genauer Sorgfalt und nachdenklicher Gerechtigkeit.

Die Genauigkeit hat aber auch außerhalb des wirtschaftlichen Lebens für die sittliche Kultur und das Glück sowohl des Einzelnen als auch der Lebensgemeinschaften eine fundamentale Bedeutung, die noch viel nachdrücklicher, als es im allgemeinen bis jetzt geschehen ist, zum Bewußtsein der Menschheit gebracht werden sollte.

Schon vor längerer Zeit habe ich in zwei kleinen Aufsätzen, die in der Sammlung meiner Vorträge und Abhandlungen, und zwar unter dem Titel „Ueber Genauigkeit“ (im 2. Bande) und „Ueber Denkfehler“ (im 4. Bande) veröffentlicht worden sind, auf die ethische Seite der Genauigkeitspflege die Aufmerksamkeit in stärkerem Grade hinzulenken gesucht. Das Publikum dieser Veröffentlichungen ist aber bis jetzt sehr klein gewesen. Nur die zweitgenannte hat durch Abdruck in einigen Zeitschriften etwas mehr Verbreitung gefunden. Ich möchte deshalb in dieser Zeitschrift auf das Thema zurückkommen und dabei aus dem ersterwähnten Aufsatz über den sittlichen Wert der Genauigkeit die wesentlichsten Darlegungen entlehnen.

Offenbar macht die Kulturwelt jetzt nur sehr langsame Fortschritte in der Gewissenhaftigkeit des Denkens und in der davon abhängenden Gerechtigkeit des Redens und Thuns, auf vielen Gebieten sogar deutliche Rückschritte.

Die jähe naturwissenschaftliche und technisch-wirtschaftliche Entwickelung des letzten halben Jahrhunderts und die ganze damit verbundene Steigerung der sozialen Konflikte trägt offenbar eine erhebliche Mitschuld an diesen schmerzlichen Rückgängen. Es ist daher in der Ordnung, daß die Heilung der aus denselben hervorgehenden Uebel auch für die, wesentlich auf naturwissenschaftlicher Grundlage empargekommene, neue Lebens- und Erziehungslehre einen Gegenstand besonderer ernster Erwägung und Bemühung bilde, umsomehr, als es sich in der That erweisen läßt, daß das wissenschaftliche Denken auch für die Nöte dieser Entwicklungs- und Uebergangs-Zustände die besten Heilmittel besitzt. Es wird nur darauf ankommen, die pädagogische Seite gerade der naturwissenschaftlichen Methoden tiefer und besonnener in Erziehung und Schule zur Geltung zu bringen, um nicht nur die obenerwähnten, sondern überhaupt viele schmerzliche und gefährliche Irrungen in der Menschenwelt baldigst zu mildern und allmählich immer mehr zu verhüten.

Es ist die in der Naturforschung vor aller Augen liegende hohe kritische Durchbildung und erfolgreiche Bewährung der fruchtbarsten Prozesse des Denkens und Urteilens, es ist die den grandiosen äußeren Erfolg dieser Forschung belebende und zusammenhaltende Genauigkeits-Disziplin, welche wie eine Sonne langsam über dem Horizonte der Menschheit emporsteigt, zur Zeit noch mit den Nebeln der Vergangenheit kämpft, auch selber noch neue Wolkenbildungen hervorruft, aber allmählich den großen Welttag des geistigen Wirkens der Erdenbewohner mit Licht und Wärme segensvoll zu erfüllen verspricht.

Wie ist es denn zu verstehen, wird man sofort fragen, daß eine Forschungs-Entwickelung, welche so Herrliches bringt oder verheißt, eine wesentliche Mitschuld an dem Wiederaufleben schmerzlichster Irrungen haben solle?

Eine längere historische Erörterung dieser Frage würde von dem praktischen Ziele der hier beabsichtigten Darlegung ablenken. Ich will also versuchen, die Antwort, obwohl sie nicht einfach ist, in möglichst kurzer Fassung zu geben.

Digitized by Google

Die charakteristische Methode der Naturforschung, der sogenannte induktive Prozeß — in den „exakten" Naturwissenschaften in besonderer Weise verstärkt und gesichert durch die Einordnung der bezüglichen Wahrnehmungen in systematische Maßbestimmungen, sodann durch mathematische Deduktionen und Berechnungen, endlich durch stets erneuerte Befragungen der Natur mit Hilfe unablässig aufgesuchter weiterer Erfahrungen und kontrollierender Maßbestimmungen — dieser wohlgeordnete, lichtvolle Gedanken-Prozeß erfordert, wenn er wahrhaft fruchtbar werden soll, neben aller Strenge und Besonnenheit die entscheidende Mitwirkung eines loseren und leichtmütigeren Gedanken-Elementes, nämlich der leichtbeschwingten, ja der spielerischen Hypothese, eines Kindes der in der Welt des Schönen herrschenden

. . . . ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamen Tochter Jovis,
Seines Schoßkindes,
Der Phantasie.

In dem Ganzen und Großen des induktiven Forschungs-Prozesses ist die Stellung und die Verwertung der Hypothese eine so wohlbedachte und gesicherte, zugleich eine so fundamental bedeutungsvolle, daß man selbst den gewagtesten Schöpfungen der Einbildungskraft, auch wenn dieselben von wenig legitimierten Mitarbeitern ausgehen, einen bedingten, immerhin vorsichtig zu bemessenden Wert einräumen darf, auf der andern Seite aber solche Forscher, welche etwa in eingebildeter Strenge Hypothesen scheuen und vermeiden, um ihrer Person Widerlegungen oder Einschränkungen hypothetischer Behauptungen bei dem unweigerlichen weiteren Fortgange des Prüfungs-Prozesses zu ersparen, nicht als vollkommen gewissenhaft anerkennen darf. Die Disziplin des Ganzen verlangt es nämlich, daß der Einzelne jederzeit auch zu dem Wagnis und dem Opfer des Selbstgefühls bereit sei, sich selber für eine sich ihm darbietende Hypothese einzusetzen, wenn er auch deren Erprobung persönlich noch nicht zu leisten vermöchte, sondern dieselbe der weiteren Gesamt-Entwickelung methodischen Verfahrens überlassen müßte.

Aus diesem ganzen Sachverhalt entwickelt sich aber innerhalb der Naturforschung überhaupt eine sehr zuversichtliche Behandlung von hypothetischen Annahmen, ja von sehr weitgehenden Verallgemeinerungen, selbst wenn dieselben an den Grenzen der Leistungsfähigkeit des induktiven Prozesses stehen, das heißt, wenn schon aus einem sehr begrenzten oder vereinzelten Erfahrungs-Material Schlüsse gezogen werden, die sich auf unverhältnismäßig weite Gebiete von Erscheinungen in Raum und Zeit ausdehnen. Die Möglichkeit, für übermäßige Expansionen solcher Schlußfolgerungen verhältnismäßig leicht und schnell Widerlegung oder Bestätigung durch fortgesetzte und verschärfte Maßbestimmungen oder Experimente in der Natur selber zu erlangen, läßt eben in den Naturwissenschaften Gedankenverbindungen als zulässig, ja sogar förderlich erscheinen, welche man in denjenigen Gebieten geistiger Arbeit, in denen der Mangel oder die Schwierigkeit erfahrungsmäßiger Kontrollen größere Vorsicht und Strenge persönlichen Urteilens erforderlich macht, als leichtfertig und überwiegend schädlich bezeichnen müßte.

Natürlich hat man sich innerhalb der an der Spitze naturwissenschaftlicher Erkenntnis-Arbeit stehenden Gemeinschaften mit allem Ernst bemüht, die Unsicherheiten und Gefahren dieses Sachverhaltes auf jede Weise einzuschränken.

In der Astronomie, welche infolge der relativen Einfachheit ihrer Probleme und der hierdurch bedingten Leichtigkeit zahlenmäßiger Bestimmungen am frühesten zu einer vollständigen Durchbildung des exakten Forschungsprozesses gelangt war, ist man bereits seit dem achtzehnten Jahrhundert bis zu gewissen kritischen Maßbestimmungen des jeweiligen Wahrscheinlichkeits-Wertes von Hypothesen oder Erklärungsversuchen vorgeschritten. Man hat in Gemeinschaft mit der Mathematik eine kritische Theorie der Irrungen und Störungs-Erscheinungen, eine sogenannte Fehlertheorie, geschaffen und dieselbe in vielen erfolgreichen Untersuchungen erprobt. Illusionen, Verwickelungen und Trübungen auf dem Gebiete der Wahrnehmung, der Maßbestimmung und der Schlußfolgerung hat man bis in die feinsten psychischen Prozesse hinein mit immer schärferer Kritik verfolgt und dabei auch so fruchtbare Gesichtspunkte für die vorsichtige Schätzung des relativen Wertes menschlicher Wahrnehmung und menschlichen Urteils überhaupt gewonnen, daß man im Ganzen und Großen das astronomische Forschungsgebiet trotz der in demselben ebenfalls zugelassenen Leichtigkeit des Hypothesenbaues als eine Fundgrube und als eine Schule solider und erfolgreicher Forschungsarbeit betrachten darf.

Gewagte Hirngespinnste, die auch in diesem Gebiete sehr wohl vorübergehende Geltung finden können, werden jedenfalls als solche nach ihrem relativen oder Wahrscheinlichkeits-Werte sehr bald gebührend abgeschätzt und innerhalb der Forschung keineswegs als Wahrheiten verkündet.

In der Physik und Chemie, welche sich als exakte Naturwissenschaften mit jedem Tage ebenbürtiger und größer neben die Astronomie stellen, ist die Disziplin kritischer Maßbestimmung des jeweiligen Genauigkeitswertes der Erfahrungs- und der Urteils-Ergebnisse noch nicht in solchem Grade zur Herrschaft durchgedrungen, wie in der Astronomie; indessen gewährt im Großen und Ganzen auch in jenen Wissenschaften die Solidität ihrer Gesamt-Arbeit genügenden Schutz gegen die Leichtmütigkeiten der unentbehrlichen Gedankenflüge, mit denen mitunter zu deutlichem Schaden, oftmals aber mit schönstem Erfolge viele Stufen strengster Gedankenfolge übersprungen werden.

Alle diese Entwicklung besonnenster geistiger Disziplin hat es indessen noch nicht zu verhindern vermocht, daß, zumal in den schwierigsten Grenzgebieten der naturwissenschaftlichen Arbeit, z. B. in der Biologie, doch selbst von bedeutenden Männern innerhalb der strengsten Forschung, geschweige denn von Adepten und Jüngern, manche Fehlgriffe und Uebertreibungen begangen werden. Die Gesundheit und Folgerichtigkeit des Zusammenwirkens auf diesen Gebieten gewährt aber hierfür innerhalb der Wissenschaft selber genügende Abhilfe und Gegenwirkung.

(Schluß folgt.)

Was wollen wir?

Von F. Staudinger.

Selten befand ich mich in einem ähnlichen inneren Widerstreite, als in dem Augenblick, wo auf dem Gesellschaftstage in Berlin (1897) der ehrwürdige, wohlmeinende, mit Recht allverehrte, nun verstorbene Geheimrat Kristeller sich erhob und die in der Erörterung lautgewordenen Meinungsverschiedenheiten etwa mit den Worten niederzuschlagen suchte: Seid nur gut! Das ist alles, was wir wollen und brauchen. Was streitet ihr um andere Dinge, statt dies Ziel allein fest ins Auge zu fassen?

„Welch herrlicher Mensch!" „Welch fabelhafte Verirrung!" — In diese Ausrufe hätte ich den Widerstreit meines Empfindens kleiden müssen, wenn ich ihm unmittelbaren Ausdruck hätte geben wollen. Mittelbar gab ich ihn nachher in einer kleinen Novelle „Gut", die ich an Frau Schwerin sandte und die dann in der E. K. veröffentlicht wurde. Ich zeigte darin an drastischen

Digitized by Google

Gegensätzen, daß es eben die verschiedenen Auffassungen des objektiv Guten von seiten subjektiv gleich wohlmeinender Menschen sind, die den Streit erregen. Daraus sollte doch unmittelbar hervorgehen, daß man in einer Gesellschaft f. E. K. zunächst eine gemeinsame objektive Grundlage sichern muß, wenn man gemeinsam etwas erreichen will, was über die bisherige zerfahrene Ethik hinausgehen soll.

Dieses Streben nach einer objektiven Grundlage des Guten schien dann allerdings in den ersten Jahren des Bestandes der G. f. E. K. ziemlich kräftig zu sein. Die Enquête, die G. v. Gizicky in dem ersten Jahrgang der E. K. über die verschiedenen ethischen Grundanschauungen veranstaltete, das freilich etwas sehr verfrühte Konkurrenzausschreiben für ein Handbuch der humanen Ethik schienen wenigstens darauf hinzuweisen, daß man in dieser Richtung zu arbeiten gewillt sei. Freilich so etwas kostet Arbeit, theoretische Vertiefung und gründliches Nachdenken. Und dafür ist nicht Jedermann zu haben. Viele Leser der E. K. wollen etwas Fertiges haben in populärer, erbaulicher, anregender, nicht theoretisierender Form. Gut! Möchte das immerhin sein, wenn die erbauliche und anregende Nahrung — nicht etwa in einem Kessel gekocht — nein, nur aus einer gemeinsamen Grundanschauung darüber hervorgegangen wäre, was denn eigentlich als wirklich ethische Nahrung gelten kann.

Man darf heute manchen Kreisen gegenüber nicht mehr auf Kant hinweisen, sonst ist man gerade von den Gegnern des Apriori schon apriori gerichtet. Immerhin hat Kant wenigstens einen ernstlichen Versuch gemacht, das in Frage stehende Problem zu bewältigen. Er geht ja ebenfalls von dem subjektiv Guten aus und sagt im ersten Teil seiner Metaphysik der Sitten: „Es ist überall nichts in der Welt, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Aber nun bleibt er nicht stehen, sondern erörtert, wie denn dieser Wille beschaffen sein muß, um im eigentlichen, im objektiven Sinn für gut gehalten zu werden. Und da kommt er zum Beschluß, nur derjenige Wille sei objektiv gut, welcher sich als Glied eines Reichs der Zwecke betrachte, welcher also derart wolle, daß die Handlungen einer widerspruchslosen Ordnung freier, sich selbst bestimmender Menschen gemäß seien.

Man hat diesem Gedankengange, den man ja meist nicht verstand, vorgeworfen, er sei rationalistisch. Ich weiß zwar nicht, was das für ein Vorwurf ist; denn „rationalistisch“ ist die Bezeichnung für ein bestimmtes Verfahren. Deren giebt es aber bei vielen Dingen mehrere. Will man z. B. wissen, wieviel Wasser in einen Eimer geht, so kann man dessen Inhalt ebensowohl „rationalistisch“ berechnen, als durch „empirisches“ Ausfüllen bestimmen. So kann man bei Erforschung der Moralgrundlagen gewiß auch von den wirklichen Begierden und Handlungen ausgehen, deren Widerstreit, und die Bestrebungen, diesen Widerstreit aufzuheben, behandeln, und man wird bei richtigem Verfahren auf dasselbe hinauskommen wie bei „rationalistischem“ Verfahren. Oder man kann entwicklungsgeschichtlich vorgehen: dann wird man zeigen, wie die anfangs (schon beim Tier) in Familien und Gruppengemeinschaften verbundenen Wesen ihre Ordnungen allmählich immer mehr differenzieren und ausweiten, und man kommt zum Schlusse zwar nicht zur logischen Begründung, aber zur Hoffnung, daß endlich freie Menschen eine Ordnung schaffen werden, die jenen Ansprüchen genüge.

Das Wesentliche aber ist, daß man bei all diesen Untersuchungsmethoden keinen Augenblick als Ziel die Korrelation zwischen freiem Individuum und deren Gesamtzusammenhang außer Acht läßt und nicht wie der Individualismus die Gesamtheit aus einer Organisation zu einer bloßen Summe der Individuen herabsetzt, oder umgekehrt wie der Autoritarismus die Gesamtheit zu einem starren, von den Individuen losgelösten Rechtszusammenhang verabsolutiert. Die letzte Entgleisung bedeutet praktisch die Herrschaft einer geistlichen oder weltlichen Herrenklasse, die erste bedeutet die Herrschaft irgend einer unpersönlichen Macht, z. B. der des Goldes über die Menschen.

Dem gegenüber muß, so sollte ich denken, eine Gesellschaft für E. K., von welchen Methoden aus sie ihre Arbeit beginnt und welche Unterschiede sie auch im Einzelnen enthalten mag, doch die grundlegenden Merkmale betonen, die sie von der autoritären Weltanschauung einerseits, von der individualistisch-anarchischen andererseits scheiden.

In diesem Sinne hatte ich vor Aufstellung unseres revidierten Programms vor zwei Jahren im Einverständnis mit einigen süddeutschen Abteilungen einen Programmvorschlag gemacht, der zeigen sollte, welch diametral entgegengesetzte Auffassungen von Wahrheit und Gerechtigkeit die humane und die autoritäre Ethik vertreten.

Dieser Vorschlag, den ich leider nicht persönlich vertreten konnte, hat keine Zustimmung gefunden; ja, wie ich zu meinem Bedauern hörte, bei einigen maßgebenden Mitgliedern lebhafte Mißstimmung erregt. Warum? ist mir unbekannt geblieben.

Und nun sind wir beim neuen Gesellschaftstage in München, wie es scheint, weiter vom Ziele einer grundsätzlichen Einigung entfernt, als jemals. Und zwar scheint bezeichnenderweise nicht etwa die grundlegende Frage als solche, sondern ein von der Wurzel entspringender Zweig, die religiöse Frage, Anlaß zu schweren Erörterungen geben zu sollen. Nach einem im Jahre 1893 (Freiburg, Wagner) von der Gesellschaft herausgegebenen Agitationsschriftchen hatte sie in dieser Hinsicht in richtiger, wenn auch gerade dem Autoritarismus gegenüber nicht scharf formulierter Weise gesagt, sie verwerfe den Parteikampf, der die abweichenden Meinungen „vernichten“ will, also ebensowohl die „intoleranten Freigeister“ wie den autoritären Konfessionalismus. Heute wird als vornehmster Diskussionsgegenstand in München die Stellung zu den Religionsgesellschaften, die längst erledigt sein sollte, aufgestellt. Da kann es vorkommen, daß ein Referent, der über dem „fortiter in re“ vielleicht das „suaviter in modo“ zuweilen vergißt, einem andern gegenübersteht, der, den Wert der subjektiven Religiosität betonend, der Widerstand gegen die Herrschaftsansprüche des unduldsamen Konfessionalismus ganz in den Hintergrund treten lassen möchte.

Ob die feinsinnige Vermittelung von Geheimrat Foerster (E. K. Nr. 37) da genügt? Ich bezweifle es, wenn ich auch gerne hier irren möchte. Denn wir leben in einer Zeit, die gerade darauf hindrängt, den Gegensatz zwischen dem starren Autoritarismus und dem Gedanken menschlicher Freiheit in menschlicher Genossenschaft immer schärfer zu entwickeln. — Das ist nicht unsere Schuld; aber wir müssen damit rechnen und — wählen; denn beide Zielrichtungen sind unvereinbar. Auch der Autoritarier ruft wohl „Freiheit“, aber er meint die Freiheit, Andere zu unterdrücken. Dieselben Leute, welche das Bild des gemarterten Jesus an allen Straßenecken vor die Augen derer pflanzen, die im Anblick solcher Marter kein erziehliches Moment sehen: sie wüten über Unterdrückung, wenn Andere auch einem Giordano Bruno oder einem Renan ein öffentliches Standbild setzen wollen. Ihre Freiheit ist die Wolfsfreiheit, und diese Wolfsfreiheit bestehen lassen, heißt intolerant sein gegen sich und die Seinen.

Aber freilich nur gegen die Wolfsgelüste dürfen wir zu Felde ziehen. Die religiösen Vorstellungen als solche müssen wir, wie auch obengenanntes Programm fordert,

Digitized by Google

unangefochten laſſen; umſomehr, als in ihnen in ſymboliſcher Form viel wirklich religiöſer Inhalt ſteckt. Gegen ſie wütend als gegen Aberglauben loszufahren iſt nicht bloß unrecht, ſondern angeſichts der heute wenigſtens hier und da hervortretenden humaneren Auffaſſung der Religion auch höchſt unklug.

Ebenſowenig wie dieſe Vorſtellungen dürfen wir natürlich auch die damit verbundenen religiöſen Empfindungen verletzen. Aber freilich, wenn dieſe Empfindungen ſich mit intolerantem Gebahren verquicken, ſo iſt ihre Schonung unmöglich. Der lebendigſte Hinweis auf die ſchönen zarten Blumen, die auf abſturzdrohenden Felſen wachſen, kann uns nicht hindern, die Gefahr zu beſeitigen, die uns bedroht.

Damit ſind die Markſteine wohl gegeben — freilich nur in der einen Hinſicht. Wir ſollten ſie allerſeits ſo beſtimmt und ſicher aufrichten, als das möglich iſt. Ob das geſchehen wird, bleibe dahingeſtellt. Wenn nicht, ſo giebt es nur den alten Troſt: Dixi et animam meam salvavi.

Neues vom Zukunftsſtaat.

Von Dr. Retter (Karlsruhe).

(Schluß.)

Die obige Darſtellung des Mengerſchen Gedankenkreiſes wurde, ſoweit thunlich, mit ſeinen eigenen Worten gegeben, um möglichſt ſinngetreu zu ſein. Es frägt ſich nun, welche Bedeutung hat das Werk als ſolches und welche hat es für die Löſung oder Weitergeſtaltung der in ihm behandelten Probleme, dadurch alſo zugleich für die Entwicklung des Sozialismus. Bei Beantwortung dieſer Frage wird zunächſt das perſönliche Moment zu erörtern ſein, durch deſſen Ausſchaltung erſt ſich ein objektiv-wiſſenſchaftliches Werturteil fällen läßt. Dabei zeigt ſich indeſſen, daß die Individualität des Sozialiſten Menger ſo ſtark in den Vordergrund tritt, daß nur ſchwer eine Trennung des perſönlichen und ſachlichen Gedankengehalts durchführbar iſt. Mengers ſoziales Ideal iſt nüchtern und philiſtrös, ſeine Durchführung einſeitig und ohne Verſtändnis für die tieferen Fragen. Man kann dieſem Urteil entgegenhalten, daß dieſe Stellung der ſelbſtverſtändliche Ausfluß prinzipiell realpolitiſcher Auffaſſung der betreffenden Frage iſt. Das beträfe die wiſſenſchaftlich-objektive Seite; hier ſoll zunächſt nur das ſubjektive Moment hervorgehoben werden. Eine Lehre, die nur zu der kärglichen Auffaſſung der oberſten Staatszwecke hinreicht, wie ſie in Erhaltung des Daſeins, Fortpflanzung der Gattung und Sicherheit von Leben und Geſundheit beſchloſſen ſind und die als Mittel zur Erreichung dieſes Zieles einzig die Machteroberung durch die beſitzloſen Volksklaſſen kennt, wird aber weder nach ihrem Gehalt, noch nach der Weite ihres Horizontes günſtiger beurteilt werden können.

Unabhängig von dieſem geiſtig-ſeeliſchen Gehalte iſt die Bedeutung des Werkes in objektiv-wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Hier kommt es zunächſt darauf an, welche Ziele ſich Menger ſetzt, und dann, welche Bedeutung ihnen beiwohnt. Menger will nach der Vorrede dieſes Buches „durch die Neue Staatslehre den ſozialiſtiſchen Gedankenkreis, der in ſolcher Vollſtändigkeit noch niemals dargeboten wurde, den herrſchenden und den gebildeten Klaſſen in Deutſchland und in anderen Ländern näher bringen.“ Drei Gruppen innerhalb dieſes Kreiſes können da in Betracht kommen, einmal diejenigen, die dem Sozialismus ſchroff ablehnend gegenüberſtehen, ſei es aus engherzigem Eigennutz, ſei es aus Verſtändnisloſigkeit, ſei es endlich aus grundſätzlicher Ueberzeugung, dann diejenigen, die der ſozialiſtiſchen Bewegung, insbeſondere dem Emanzipationskampf des vierten Standes — beides iſt nicht durchaus identiſch — mit aufrichtig-warmer Sympathie und lebhaftem Intereſſe, aber doch mit ruhiger und vorurteilsloſer Kritik gegenüberſtehen; endlich jene — quantitativ und qualitativ nicht gering zu ſchätzenden — bürgerlichen Idealiſten, die in ſchönem Opfermut und mit voller Begeiſterung für den Sozialismus eintreten, weil ſie in ihm das triebkräftigſte und hoffnungsvollſte Zeitideal ſehen. Keinem aus dieſen drei Gruppen wird die „Neue Staatslehre“ den ſozialiſtiſchen Gedankenkreis „näher bringen.“ Unter den konſervativen Antiſozialiſten werden die Grundſätzlichen reichliche Gegenargumente gegen Mengers Lehre unſchwer finden, die Verſtändnisloſen und für ihre eigene Taſche Beſorgten aber gewiß weder an Verſtändnis noch an Selbſtloſigkeit reicher werden. Das iſt bei einer ſozialiſtiſchen Utopie freilich die natürliche Wirkung. Immerhin wird dieſe durch doktrinäre Dogmen und mangelndes Verſtändnis für das Berechtigte an abweichenden Anſchauungen nicht unweſentlich verſtärkt werden. Die Kritiſchen werden an einem ins Einzelne durchgeführten theoretiſchen Neubau mindeſtens ebenſo viel Einzelheiten anders wünſchen, als Einzelheiten lediglich den perſönlichen Sympathieen des Baumeiſters entſtammen. Iſt es ſelbſtverſtändlich, daß bei einer Utopie die Gedanken und Wünſche ihres Verfaſſers einen ſtarken perſönlichen Einſchlag bilden, ſo iſt es ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß alle Kritiker des Baues gerade dieſen perſönlichen Einſchlag beſonders kritiſch behandeln werden und da und dort ihn durch Anderes erſetzen möchten. Auch dieſen gegenüber kann eine ſchroffe Einſeitigkeit alſo gewiß nicht fördernd auf ihre ſozialiſtiſchen Sympathieen wirken. Die Idealiſten endlich werden bitter enttäuſcht ſein, wenn ihnen das innig erſtrebte ſoziale Ideal nichts anderes bringt, als eine Machtverſchiebung, die Herrſchaft der Beſitzloſen. Je tiefer ihre Ueberzeugung von dem Siege der Idee im Entwicklungsgang der Geſchichte iſt, je rückhaltloſer daher ihre Hingabe an das Ideal, deſto ſicherer werden ſie ſich abwenden von Lehren, die nichts Tieferes zu geben wiſſen, als die arme Weisheit unſerer Tages-, Real- und Machtpolitiker, die keine tiefere Bedeutung in der ſozialiſtiſchen Bewegung zu ſehen vermögen, als ein Ringen um die engen Ideale der Exiſtenzerhaltung und -Sicherung.

Damit iſt aber ausgeſprochen, daß Mengers Neue Staatslehre nicht nur gegenüber den Kreiſen verſagt, auf die ſie vorzüglich wirken will. Sie bedeutet vielmehr auch weder wiſſenſchaftlich einen Ausbau der ſozialiſtiſchen Theorie, noch iſt ſie praktiſch ein neues Rüſtzeug im Siegesringen der ſozialiſtiſchen Ideen. Es iſt etwas vollſtändig anderes, eine praktiſch-politiſche Kampf- und Agitationsſchrift oder eine theoretiſch-politiſche Unterſuchung über das Weſen und die Ziele menſchlicher Gemeinſchaftsentwicklung zu ſchreiben. Es iſt gewiß richtig, daß das hauptſächlichſte Mittel der ſozialen Emanzipation in der Machteroberung durch den Sozialismus gegeben iſt. In dieſer Richtung kommt es vor allem darauf an, die wirtſchaftliche Lage der arbeitenden und Mittelſtandsklaſſen zu heben, in erſter Linie eine Frage der nüchternen Thätigkeit für die Organiſation und die politiſche Erſtarkung. Fehlerhaft aber iſt es, in dieſem durch die Verhältniſſe notwendig gebotenen Mittel zum Zweck den Zweck ſchlechthin zu ſehen oder gar dieſe rein taktiſche, praktiſch-politiſche Frage in ein theoretiſches Gewand zu hüllen und ſie in der Verkleidung der ſozialiſtiſchen Theorie ſchlechthin erſcheinen zu laſſen. Die Macht, die der Sozialismus erſtrebt, iſt nicht nur eine politiſche, mag dieſe als notwendige Vorbedingung noch ſo hoch gewertet werden; ſie iſt in weſentlicher Hinſicht eine geiſtige Macht,

eine Herrschaft der Gerechtigkeit im menschlichen Gemeinschaftsleben. Man nimmt der sozialen Bewegung ihr wert- und kraftvollstes Element, wenn man sie nur als rein wirtschaftliche Bewegung auffassen wollte. Nicht einmal historisch, geschweige denn psychologisch ist diese Auffassung richtig. Bei den Vätern des modernen Sozialismus, einem Rousseau, St. Simon, Owen und vollends bei Marx und Lassalle entwickelte sich die sozialistische Theorie von vornherein aus einer geschlossenen geschichtsphilosophischen Auffassung. Vollends unsere deutsche Arbeiterbewegung hieße es im tiefsten Kern ihres Wesens mißverstehen, wollte man in ihr nur das Streben nach wirtschaftlicher Befreiung erblicken und übersehen, daß diese in ihrem Ideenkreis nur die, allerdings notwendige und unumgängliche, Voraussetzung zur geistigen Freiheit, zu einer tieferen Entwicklung der Persönlichkeit, einer Vertiefung und Ausdehnung der spezifisch menschlichen Qualitäten in der Allgemeinheit unseres Volkstums bedeutet. Diese tiefere Kulturströmung in der sozialen Bewegung ist von Kant mit philosophischem Seherblick erfaßt und in seiner Lehre begrifflich ausgestaltet worden. Es ist dies einer der Gründe, die eine wachsende Annäherung des Sozialismus an Kantsche Ideenkreise bewirken, wie dies namentlich Vorländer überzeugend nachgewiesen hat. Auf der anderen Seite muß dies auch die wachsende Gemeinde der Anhänger Kant'scher Philosophie in immer engere und bewußt ernste Fühlung mit dem Sozialismus bringen. Diese flüchtige Bemerkung allein genügt zur Erklärung dafür, daß die Machttheorie weder eine Grundlage noch die Möglichkeit einer Fortentwicklung der sozialistischen Weltanschauung giebt. Eine wissenschaftliche Grundlegung des Sozialismus wird nicht anders möglich sein — mindestens für den heutigen Stand unserer Erkenntnis — als auf dem Boden des kritischen Idealismus. Sie wird die einseitige und kurzsichtige Beschränkung auf die reine Empirie nicht verwerten können, weil es im Gesamtgebiet der Geisteswissenschaft, zu dem ja die Wissenschaft des Menschen und der menschlichen Gemeinschaftsformen gehört, eine reine Erfahrung ohne Werturteil nicht giebt, weil hier die Ideen gleichfalls „Wirklichkeit" sind. Die geisteswissenschaftliche Erkenntnis ist nicht kausal, sondern teleologisch vermittelt. Damit ist gesagt, daß sie ausgeht von den Grundgesetzen der menschlichen Geistesverfassung und dem hier herrschenden obersten Zweck die Thatsachen der Erfahrung in kritischer Sichtung unterordnet. Durch diese Bindung an die Erfahrung scheidet sich der kritische Idealismus vom absoluten, dem „Idealismus" im üblichen, vulgären Sinn, der als reine Gedankendichtung und Umbildung subjektiver Gefühle und Wünsche in utopistische Ideale eine wissenschaftliche Bedeutung nicht für sich in Anspruch nehmen kann. Jede Idealbildung, die über diese psychologisch-empirische Begrenzung hinweggeht, verliert im Maße ihrer Abweichung an objektiver, allgemeingiltiger Notwendigkeit: Sie gerät aus der Wissenschaft in die Utopie.

Dies wesentliche Bedenken erhebt sich gegen Mengers Methode in erkenntnistheoretischer Hinsicht. Die schroffen Einseitigkeiten im Einzelnen, wie sein Urteil über den Einfluß der Macht auf die Wissenschaft, über die Sanktion der Moral u. s. w. sind logische und psychologische Konsequenzen des unrichtigen Ausgangspunkts. Gleiche Gründe bedingen die ungenügende Grundlegung im eigentlichen Kardinalpunkt jeder politischen Theorie, in der Lehre vom Staats- und Gemeinschaftszweck. Hier vertreten die demokratischen Sympathieen die Stelle der wissenschaftlichen Erkenntnis. Gewiß ist es ein großer und schöner Gedanke, das „Pathos der Distanz" zwischen den Bildungsextremen des Proletariats und des Menschen auf der relativen Höhe unserer Kultur zu verringern. Nimmermehr kann dies aber dadurch geschehen, daß wir das Bildungsniveau der „Wenigen" erniedrigen, um es dem der „Vielen" anzupassen. Vernünftigerweise kann die Ausgleichung doch nur durch Erhöhung des Niveaus derer erfolgen, die von den tieferen geistigen Genüssen unser Kultur derzeit so gut wie ausgeschlossen sind. Hier hilft das Schlagwort von der Demokratisierung der Bildung so wenig wie das von der Herrenmoral. Die Wenigen können sich eben zu dem Ideal des harmonisch durchgebildeten, geistig und gemütlich nach dem Maß seiner Fähigkeiten vertieften Menschen nur durch die Hingabe an die Allgemeinheit, durch die aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Gemeinschaftsidee entwickeln; und die „Vielen" würden über den engen Kreis unseres heutigen Philistertums nie hinauskommen, wenn die großen Persönlichkeiten ihnen nicht Kraft, Schwung und Fähigkeit zur Entwicklung und Vertiefung ihrer Anlagen gäben. So gewiß Goethe's Wort richtig ist, daß das Glück nur in der Persönlichkeit ist, und so gewiß Goethe die Seele aller Menschheitsentwicklung damit ahnend erschaut hat, so gewiß ist es, daß wir diesem Ideal der Persönlichkeit weder mit individualistischen noch mit sozialistischen, weder mit demokratischen noch mit aristokratischen Schlagworten gerecht werden. Richtig ist freilich, daß die vorurteilslose Erkenntnis uns weithin die wirtschaftlichen Hindernisse der Durchsetzung dieses Ideals zeigt; und so führt ein klarer und konsequenter Weg hinüber in das sozialistische Lager und in die Mitarbeit an der Beseitigung der ökonomischen Ursachen der Charakterlosigkeit und Idealloſigkeit. Dies ist der Gesichtspunkt, unter dem die einzelnen wirtschaftlichen Reformen eine objektive Würdigung erfahren können; und da wird freilich ein nicht unbeträchtlicher Teil der Mengerschen Lehren, die insoweit nur die Einzelforderungen des sozialistischen Programms erörtern, zu ernstem Nachdenken und vielfach zu bedingungsloser Anerkennung führen. Besondere Hervorhebung verdient an dieser Stelle die gute Uebersicht über die verschiedenen sozialen Theorieen, die das Verständnis für die sozialistischen Gedankenkreise, aber freilich auch ihre Kritik, namentlich für solche erleichtert, denen die sozialistische Litteratur nicht zugänglich ist. Gerade die werden aber das Buch mit Vorsicht genießen müssen und die kritische Sonde nicht aus der Hand lassen dürfen. Denn wie der Zukunftsstaat aussehen wird, darüber können wir kein wissenschaftliches Urteil abgeben. Unsere Aufgabe kann es nur sein, mit treuer Hingabe zu arbeiten an der seelischen Verständigung der getrennten Volksklassen, an der Schaffung und Verbreitung gemeinsamer und umfassender Lebensideale und ihrer praktischen Durchführung. Nicht in der „Machteroberung durch die besitzlosen Volksklassen", sondern in der Höherbildung unseres Menschtums liegt die tiefste Triebfeder und das gewaltigste Ziel des Sozialismus.

Streiflichter.

Militarismus. Vor kurzem hat im preußischen Ministerium ebenso wie in der Reichsregierung eine Veränderung stattgefunden, welche beide zugleich im wesentlichen eine und dieselbe Ursache haben: daß nämlich eine neue Militärvorlage im Reichsparlament in Aussicht steht. In Preußen ist der bisherige Kriegsminister von Goßler entlassen und durch den General von Einem ersetzt worden, weil man jenem nicht die nötige Energie und Gewandtheit zugetraut hat, um diese neue Militärvorlage vertreten zu können, während man sie von diesem erwartet; und im Reiche ist der bisherige Schatzsekretär Freiherr von Thielemann durch den Freiherrn von Stengel ersetzt worden, weil man nicht von jenem, wohl aber von diesem eine energische Durchführung der sogenannten Finanzreform

erworten zu können glaubt. Das Wort „Finanzreform“ ist aber weiter nichts, als ein Euphemismus; es bedeutet in Wirklichkeit nur Vermehrung der Steuern, und diese Vermehrung der Steuern wiederum ist fast ausschließlich zur Deckung der Kosten für die Militär-Vorloge notwendig.

Man fragt sich, welchem Zwecke diese neue Militärvorloge dienen soll. Soviel ist schon bekannt geworden: es handelt sich nicht um irgend welche technische Verbesserungen, welche etwa für die Schlagfertigkeit des Heeres notwendig wären, sondern vor allen Dingen um eine Erhöhung der Präsenzstärke. Wöhrend also andere Stooten, neuerdings sogar auch Frankreich, dorauf sinnen, wie sie die Präsenzstörke des stehenden Heeres etwas herabmindern könnten, um höchstens die Codres für den Kriegsfall zu erhöhen, so bildet Deutschland eine Ausnahme und schickt sich von neuem an, nach den so vielfachen, unter schweren Kämpfen erreichten Erhöhungen des Präsenzstandes, auch weiter das stehende Heer noch zu vermehren, und zu dem Zwecke schreckt die Regierung nicht dovor zurück, ouf neue Steuern zu sinnen, welche zu den schon drückenden Steuerlasten hinzukommen.

Mit welchen Gründen diese neue Verstärkung der schon so schwer drückenden Militärlost motiviert werden soll, das ist vorläufig noch in keiner Weise zu ersehen; es ist wie gewöhnlich noch Geheimnis der Regierung oder genauer der Militörkreise. So viel aber ist doch schon erkennbar, daß, selbst *wenn* einstweilen noch verborgene militärische Notwendigkeiten hier in Frage kämen, doneben doch auch der bloße Militarismus wieder seine Rolle spielt.

Was ist Militorismus? Man könnte sogen: es ist diejenige Anschauungsweise, für welche das Heerwesen und die kriegerischen Vorbereitungen vollständig *Selbstzweck* geworden sind, und für welche es ganz aus dem Auge gelossen wird, daß dies doch alles nur als *Mittel* dienen soll, die Integrität eines Londes im Notfalle zu verteidigen. Dieser militaristische Geist ist also vollständig blind gegen die Möglichkeit, es könne die Kroft eines Volkes in so hohem Moße ouf die militärische Verteidigung konzentriert werden, daß schließlich das Lond selbst on Erschöpfung zu Grunde gehen muß und hernoch om Ende garnichts mehr zur Verteidigung übrig bleibt. Man erzöhlt von einem übervorsichtigen Kapitolbesitzer, der sich lauter feuersichere Geldschränke kaufte und schließlich nur noch geringe Kopitalien übrig behielt, um sie hineinzulegen. So konn es auch leicht den vom Militarismus beherrschten Ländern ergehen. Schon heute hoben die Militärousgaben eine Höhe erreicht, daß die bedenklichsten wirtschaftlichen Störungen dadurch herbeigeführt werden.

Solche Störungen zeigen sich aber nicht nur auf wirtschaftlichen, sondern auch ouf rein geistigem und ethischem Gebiete.

Der rein mechanische Drill und der stumme Gehorsam, den mon wohl ouch Kodavergehorsam nennt, mögen eine Notwendigkeit sein, um die Heeresmoschine zu möglichst todelloser Funktion zu bringen. Wenn dies alles aber mehr als Mittel zum Zweck ist, wenn es schließlich Selbstzweck wird, und in der militärischen Erziehung wohl gar dos Höchste gesehen wird, dann kann es leicht geschehen, doß von hier ous die Geistlosigkeit und sittliche Stumpfheit ouch in dos bürgerliche Leben hinübergreifen, und doß dieses selbst durch den militaristischen Geist mitbeeinflußt und mindestens in hohem Maße beunruhigt wird.

In Deutschland wird dies alles durch besondere Umstände noch verschärft. Hier, wo eine Militär-Monorchie an der Spitze steht, in der schon seit Jahrhunderten auf militärische Einrichtungen in immer höherem Grade alles zugespitzt worden ist, wo, im Gegensatz zu andern Ländern, der Militärstand geradezu als der höchste gilt und allerlei geschriebene und ungeschriebene Privilegien genießt, hier muß gerodezu eine Art von Prätorianerhochmut entstehen, der mit Verochtung auf die nicht privilegierten „Bürger“ herabsieht. Immer wieder von neuem erzeugt ja auch dieser Prätorianerhochmut neue „Fölle“, welche die Bürgerschaft beunruhigen und aufs Tiefste erregen. Der letzte und im Augenblick noch nicht vollständig erledigte Fall dieser Art war der Fall Hüssener. Wos die besondere Erregung hier hervorgerufen hat, ist ziemlich deutlich zu erkennen: es wor nicht die einzelne Thot, nicht, doß ein unreifer junger Offizier einen Menschen niedergestochen hat, sondern daß diese That nur ein sichtbares Ergebnis derjenigen Richtung des gonzen militaristischen Geistes war, die im Prötorionerhochmut zur Erscheinung kommt. Nicht nur dem Einzelnen fällt diese That zur Last, sondern dem ganzen Erziehungssystem und dem Militarismus.

Indessen haben gerade solche und ähnliche Fälle in weiten deutschen Volksschichten eine merkbare Wandlung hervorgerufen. Mon hat allmählich einsehen gelernt, wie sehr das Heer, das ursprünglich bloßes Instrument der Verteidigung wor und sein sollte, ein gefährliches Werkzeug werden konn, gefährlich nicht bloß in den Hönden der Machthaber zur Unterdrückung der Volksfreiheit, sondern auch gefährlich on sich, durch den eigentümlichen Geist, der hier großgezogen wird. Und so hot sich allmählich eine hierin vornehmlich begründete, immer mehr wachsende Opposition zum mindesten *dagegen* erhoben, daß dieses stehende Heer noch weiter über Gebühr ausgedehnt werde. Letzten Endes ist jo doch auch diese Zahlenwut, über welche schon der frühere Reichskanzler Graf Caprivi spottete, etwas überaus Kindliches. Denn Zahlen können nur in gewissen Grenzen entscheidend sein, im übrigen aber entscheiden außerdem noch zahlreiche andere Faktoren, vor ollen Dingen der Geist einer Armee, die wirtschoftliche und sittliche Kraft der Nation, also namentlich ouch der Grad der Ausopferungs- und Begeisterungsföhigkeit des ganzen Volkes.

Diese Erkenntnis hat umsomehr an Boden gewonnen, je mehr mon ollgemach sich überzeugt hat, daß es zwor in anderen Ländern ebenso wie in Deutschlond auch einen gewissen Prozentsatz von Chauvinisten giebt, im übrigen aber die anderen Völker ebenso friedlich gesinnt sind, wie das deutsche, und nicht daran denken, über es herzusollen. Die wachsende Propaganda der Friedensbestrebungen, der Eindruck, welchen die Hooger Friedenskonferenz und die Begründung des Haager Schiedsgerichtshofes auch bei uns in Deutschland gemocht haben, trugen das Ihrige dozu bei, um diese Stimmung zu befestigen. Nicht zuletzt hat ja auch die sozialdemokratische Bewegung mit ihrem schorfen Gegensotz zum Militorismus und Nationalismus diese Strömung gefördert. Schon die eine Thotsache, daß bei den letzten Wohlen drei Millionen deutsche Wähler für die Sozioldemokratie votiert hoben, zeigt deutlich, wie wenig der militaristische Geist im deutschen Volke selbst seine Wurzel hat.

Ob die Opposition gegen den Militarismus freilich imstonde sein wird, dos gonze militaristische System schon jetzt oder in ollernächster Zeit zu ändern, das ist noch zweifelhaft. Aber sicher sind wir nicht mehr allzuweit von dem Zeitpunkt entfernt. Die Empfindung, daß es so wie bisher nicht mehr weiter gehen konn, ist weit verbreitet. Umsomehr sollten die Förderer des Militarismus sich hüten, den Bogen zu überspannen.

* * *

Die öffentliche Sicherheit der Frauen auf der Straße. Wie die „Post“ berichtet, hat der Minister des Innern den Berliner Polizeipräsidenten angewiesen, seine besondere Aufmerksomkeit auf den vielgerügten Uebelstand, daß die Frauen in Berlin steten Zudringlichkeiten sich an sie heranddrängender unzüchtiger Männer auf der Straße aus-

gesetzt sind, hinzulenken und durch verstärkte Schutzmannschaft möglichst zu eliminieren. Diese Maßregel ist natürlich durchaus willkommen zu heißen. Trotzdem hat der „Vorwärts“ Recht, wenn er hierzu bemerkt (XX, 207, 1. Beilage):

Allerdings ist mit Polizeimaßregeln allein nerdommt wenig zu erreichen, wenn nicht der Sinn für weibliche Ehre in der Bevölkerung mehr als bisher geweckt wird. Rüpel, die anständigen Frauen unfläitig kommen, giebt es feldstverständlich in allen Kreisen, unter Arbeitern so gut wie in bourgeoisen Schichten. Man braucht den ethischen Gewinn, der aus der Beschäftigung mit den sozialen Fragen erwächst, nicht zu hoch anzuschlagen, um aber doch zu der Einsicht zu kommen, daß das ernste Streben, das durch die Sozialdemokratie in der Arbeiterschaft geweckt wird, sowie die eindringliche Lehre, daß die Frau dem Manne politisch gleichstehen soll, außerordentlich viel zur Respektierung des weiblichen Geschlechtes beiträgt.“

Die lascive Geschlechtlichkeit der Männer, die nicht einmal auf offener Straße im Zaum gehalten zu werden vermag, ist hauptsächlich eine Frucht der vollständig perversen Jugenderziehung, wie sie heute in Schule und Haus gang und gäbe ist. Anstatt die natürlichen Unterschiede zwischen Mann und Weib auf sich beruhen zu lassen, und zwischen beiden Geschlechtern durch ungezwungenen gemeinsamen Verkehr jene verbindenden Eigenschaften freudigen Zusammenarbeitens und gesunder kameradschaftlichen Gefühle aufkommen zu lassen, welche im Interesse sowohl der privaten als auch der sozialen Ethik liegen, thut man heutzutage alles, um die bestehenden Gegensätze zwischen Männlich und Weiblich noch künstlich zu erweitern, indem man den Knaben sowohl wie den Mädchen das andere Geschlecht lediglich eben als „Geschlecht“ vor Augen führt, mit welchem jede Berührung in Schule und Haus ausgeschlossen ist bis zum erlaubten plötzlichen Ausleben der Geschlechtlichkeit für das Weib in, für den Mann in und außer der Ehe. Der soziale Grundsatz von der Gleichberechtigung zwischen Mann und Weib, in Verbindung mit einer juridischen und ökonomischen Evolution, kann hier allein Wandel schaffen. Dr. R. Michels.

Bücherschau.

Katechismus der Frauenbewegung von Irma v. Troll-Borostyáni. Leipzig 1903. Verlag der Frauenrundschau.

Frau Irma Troll-Borostyáni hat da eine sehr gute Idee gehabt. Die Form des Katechismus gewährt alle Vorteile und Vorzüge, die ein Nachschlagebuch besitzen kann: Uebersichtlichkeit der Anordnung, Klarheit des Ausdrucks, Verhütung jeder Weitschweifigkeit, Ausschluß jedes Widerspruchs, Handlichkeit. Jede „Bewegung“ birgt zweierlei Gefahren. Einerseits erstarrt sie leicht zu einer dunkelnären Masse, die nicht mehr erkennen läßt, daß warmes, zuckendes Menschenleben hinter ihr pulsiert, daß Sehnsuchtsschreie nach Erlösung aus Hunger und Knechtschaft in sie gebannt wurden. Andererseits ist die Gefahr vorhanden, daß sie in ein Meer von Phrasen, die Allgemeinheit oder fascinierenden Phrasen mündet, die die Wirklichkeit vergessen und welchen jeder ernste Mensch, jeder tiefe Denker verächtlich ausweicht. Diese beiden Entartungen jeder Bewegung, die der Entwicklung derer, um die es sich gerade handelt, natürlich stark entgegen arbeiten, entstehen nur allem durch Mißverständnisse der Grundbegriffe. Und deshalb hat die scharfe Denkerin und kluge Verfasserin vorliegender Broschüre recht gethan, vor allem den Begriff der Frauenbewegung klar niederzulegen.

„Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die Bestrebungen der Frauen nach Befreiung aus ihrer rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Abhängigkeit, d. h. nach Erringung der Gleichberechtigung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht auf sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet.“

Der „Katechismus der Frauenbewegung“ gliedert sich in sechs Teile, die folgende Ueberschriften trugen:

1. Wesen und Ursprung der Frauenbewegung.
2. Stellung der Frau im öffentlichen Recht.
3. Privatrechtliche Stellung der Frau.
4. Die Erwerbsstellung der Frau.
   a) Die Arbeiterin.
   b) Frauenbildungsanstalten und Frauenstudium; gelehrte Berufe.
5. Geschichtliche Entwicklung der Frauenbewegung.
6. Die sozial-ethische Bedeutung der Frauenbewegung.

Aus dieser Gliederung, die in knappen Auseinandersetzungen vollinhaltlich hält, was die Titel versprechen, erhellt schon der Fehler des Buches, der seinen Ursprung im Standpunkte der Verfasserin hat. Man brachte nur die eingangs citierte Erklärung des Wortes „Frauenbewegung“. Frau v. Troll-Borostyáni spricht dort von der rechtlichen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Unterdrückung der Frau, aber sie bedenkt mit keiner Silbe der so lange getretenen Frauenpsyche, der verschüchterten und geschwächten Weibesseele, die sich genau so innig nach Kräftigung und Gesundheit sehnt, wie der soziale Körper des weiblichen Geschlechts. Ja man kann mit Recht behaupten, daß erst die Seele erlöst werden muß, ehe der Kampf beginnt, daß nicht nur der Gedanke der öffentlichen Unterdrückung in den Frauen geweckt sein muß, sondern daß sie früher noch das Gefühl der fast jeder von ihnen privat angethanen Schmach empfinden lernen müssen. Denn alle großen Thaten — und die Befreiung der Frau wird eine große That sein! — hat den besten Mitkämpfer des Verstandes stets im Gefühl gehabt; insbesondere dort, wo Frauen gekämpft haben. Frau von Troll-Borostyáni gehört eben jener älteren, heuen Partei der Frauenbewegung an, die das häßliche Wort „Emanzipation“ geprägt, nicht jener frohen, jungen, die das Wort „Individualismus“ auf ihre Fahne geschrieben.

Und so gewährt dieser Katechismus wohl Belehrung und Mitteilung über konkretes Wissen, über den momentanen Stand der Frauenbewegung, soweit es sich um öffentliche Dinge handelt, aber er giebt uns nicht Befriedigung, nichts Persönliches. Er ist kein Erbauungsbuch, nur ein dürres Nachschlagebuch. Und das ist eigentlich auch etwas. Else Spiegel, Wien.

* * *

Skitalez. „Spießruthen.“ Deutsch von August Scholz. München 1903, Dr. J. Marchlewski & Cie. Nr. 1 der internationalen Novellen-Bibliothek. Russische Autoren. Preis 1,50 M. broschiert.

Kein übles Debüt für die Verlagsbuchhandlung. Wer es heute unternimmt, dem deutschen Publikum neue russische Autoren vorzustellen, der muß, wohl oder übel, auf den Vergleich seiner Schützlinge mit den Modeschriftstellern russischer Zunge gefaßt sein, einem Tolstoi, Tschechow und Gorki. Das mag oft genug unbillig sein, in diesem Falle hält Skitalez den Vergleich aus. Mindestens mit Gorki und Tschechow, von dem letzterer sehr überschätzt zu werden pflegt. Die anspruchslose Erzählung, die dem Büchlein den Titel gegeben hat, ist ein Meisterwerk einfacher Darstellung des Wirklichen. Zudem ist dies Wirkliche bedeutend, im Goethe'schen Sinne. Es giebt nur allen denen, die den slawisch-russischen Volkscharakter noch nicht kennen sollten, ein vorzügliches Bild von dem Reichtum, den die gesunde Menschheitskultur noch zu erwarten hat, wenn diese gedrückten und künstlich zurückgehaltenen Volkskräfte sich einmal ihrem Drange entsprechend werden ausdehnen und austoben können. Eine prächtige Gestalt, dieser steifbeinige Schunkmirt, Volkssänger, Tischler und Volksonwolt, die man, hat man sie einmal, stückweise, im wirklichen Leben oder aus einem Guß in der dichterischen Darstellung gesehen, niemals wieder vergißt. Und das ist doch eigentlich der Wertmesser dichterischer Kraft, zumal in der zerstreuenden Fülle der Eindrücke unserer Zeit, wenn es einem Autor gelingt, mit starker greifender Hand all das Dünne, Schemenhafte, Verfliegende und Vergängliche der vorüberstehenden Bilder zu „dichten.“

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Ueber die Notwendigkeit einer Krankenunterstützung für Prostituierte. Von Dr. G. Zepler. Berlin, O. Coblentz. 1903.

Neue Bahnen der Polenpolitik. Von Dr. jur. E. Herr, Reg.-Assessor. Berlin, O. Liebermann. 1,50 Mk.

Jesus Christus und die soziale Frage. Von F. G. Peabody. Aut. Uebersetzung von E. Müllenhoff. Gießen, J. Ricker. 5 Mk.

Ein gewöhnlicher Fall. Von W. Korolenko. Internat. Nov.-Bibl. Russ. Autoren. Bd. 3. München, Dr. J. Marchlewski & Cie. 1903.

Ludwig Feuerbachs sämtliche Werke. Neu herausgeg von Wilh. Bolin. & Friedr. Jodl. Bd. 1. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Stuttgart, Fr. Frommann, 1903. 4. Mk.

Die Trennung von Staat und Kirche. Der badische Klosterstreit. Die Erziehungs- und Schulfrage. Von Oscar Meyer, Bad. Landtagsabg. Bamberg, Handelsdruckerei.

Die letzten drei Päpste in ihrem Kampf gegen den Fortschritt. Von Karl Scholl. Frankfurt a. M., Neuer Frankf. Verlag. 1903.

Bibel und Bibel. Resultate der neuesten Bibelforschung. Von Reinhrus jun. Leipzig, Blumberg & Cie. 0,50 Mk.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin S.W. 12 erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Gedichte

von

Arthur Pfungst.

Dritte vermehrte Auflage. Elegant broschiert Mk. 2,—. Elegant gebunden Mk. 3,—.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
Abteilung Berlin.

Herbstprogramm.
(Aenderungen und Ergänzungen vorbehalten.)

Sonnabend, den 26. September, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Vortrag Prof. Dr. Döring über: „Unsere Leitsätze ein praktisches Programm." Diskussion. Eintritt frei.

Freitag, den 23. Oktober, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Lehrer J. Lews: „Der Kampf zwischen Volksbildung und Kirche in Frankreich." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Dienstag, den 27. Oktober, 8¼ Uhr abends, Saal 109 im städt. Rathause: Berichterstattung der Delegierten über den Münchener Gesellschaftstag.

Freitag, den 13. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses Monatsversammlung. Geh. Rat Prof. Dr. v. Liszt: „Tolstoi als Kriminalist." Gastkarten 50 Pf.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geheimrat Prof. Dr. Forster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei.

Das Programm der Versammlung vom 27. November im Saal 109 des Rathauses, wird noch bekannt gegeben werden.

NB. Laut Vorstandsbeschluß vom 29. Juni d. J. wird unseren Mitgliedern mitgeteilt:

1) In Zukunft wird bei unseren Monatsversammlungen von Nichtmitgliedern in der Regel ein Eintrittsgeld von 0,50 bis 1,00 Mk. erhoben werden. Die Ausnahmen bestimmt der Vorstand. Das einkommende Geld ist zu verwenden zur Honorierung der Redner und zum Inserieren der Vorträge.

2) Alle Mitglieder haben sich am Eingang des Versammlungssaales durch Vorweisung ihrer Mitgliedskarte zu legitimieren.

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Die Entwickelung
der
Pädagogischen Psychologie
im 19. Jahrhundert.

Von

Dr. Ferd. Kemsies.

Preis M. 1.—.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Mitteilung
für September, Oktober, November, Dezember 1903.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, vormittags 10½ Uhr.

A. Vorträge
des Herrn Dr. Penzig.

Sonntag, den 27. September: „Freies Denken und Jugenderziehung".

Vortragszyklus „Die Predigt Zarathustra's".

Sonntag, den 4. Oktober: „Vom Uebermenschen".
„ „ 18. „ „Vom Schaffenden".
„ „ 1. November: „Von Hinterweltlern und Predigern des Todes".
„ „ 15. November: „Von den Taranteln der Gleichmacherei".
„ „ 6. Dezember: „Von den Tugendhaften".
Freitag, „ 25. „ (erster Feiertag): „Von Kind und Ehe".

B. Der Jugendunterricht
wird, wie bisher, von Herrn Dr. Penzig erteilt, und zwar Sonnabends von 3—4 Uhr Nachmittag, Unter den Linden 16, III. Wiederbeginn am 5. September. Kinder im Alter von 10—16 Jahren sind willkommen.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Schule oder Familie, nicht konfessionell, gesucht in Süddeutschland für 14 jährigen, sehr talentvollen, aber schwer erziehbaren Knaben. Gef. Off. ganz ausführlich an die Red. unter A. B. erbeten.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III., ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm.,
Sonnabend von 4—5 Nachm. **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste 8. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebee, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 3. Oktober 1903. | Nr. 40.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Mit der vorliegenden Nummer beginnt das vierte Quartal Wir bitten unsere Freunde und Lesee, uns auch in diesem Quartal nicht nue selbst treu zu bleiben, soudern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kuttur" uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wie bereitwilligst zur Verfügung.

Inhalt:

Dee sozialdemokratische Parteitag. Von Dr. Fr. W Foerster-Zürich.
Ethische Kultne und Genauigkeit. Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.
Der Mensch und die Gemeinschaft. Von F. Staudinger.
Steriftlichter:
Soldatenmißhandlungen.
Sündengefühl und Hygiene.
Aus der ethischen Bewegung.
Vermischtes.
Büchee schau

Der sozialdemokratische Parteitag.

Man giebt wohl einem allgemeinen Empfinden Ausdruck, wenn man den letzten sozialdemokratischen Parteitag als die größte moralische Niederlage bezeichnet, welche die Partei seit ihrem Bestehen erlitten hat. Bis weit hinein in die Kreise der Wortführer ist der deprimierende Eindeuck des leidenschaftlichen und häßlichen Gezänkes zu spüeen.

Wohl hat es nicht an tröstenden Stimmen gefehlt, die darauf hingewiesen haben, daß es gerade ein Beweis für die Stärke der Sozialdemokratie sei, daß sie durch derartige Debatten nicht auseinandergesprengt werde. Ganz gewiß, es ist ein Beweis füe ihre politische Stärke — die auf den Fehlern der Gegner beruht und mit ihnen fällt. Eine politische Partei kann noch weit schlimmere Szenen ertragen. Zweifellos.

Aber hier kommen wir an den Kernpunkt. Die Sozialdemokratie ist viel mehr als eine beliebige politische Paetei. Ihre Hauptstärke ruht garnicht auf ihrer Existenz als parlamentarische Fraktion, sondern auf dem Glauben von Tausenden, daß sie die Vollstreckerin der sozialen Zukunftshoffnungen der Menschheit sein werde, daß einst auf solchen Vertreterversammlungen das Proletariat die neue Ordnung der Dinge in die Hand nehmen werde.

Dieser Glaube hat diesmal den denkbar schwersten Schlag erlitten — wenn es den Menschen auch erst allmählich zum Bewußtsein kommen wird. Wie wied es erst auf dem Parteitag dee Zukunft aussehen, an welchem man über große praktische Dinge von weittragenden Konsequenzen uneins werden wied? Muß da nicht ein Haß, eine Leidenschaft und Erditterung entstehen, die weit hinausgeht über alles, was heute die Angehörigen der entgegengesetzten Parteien von einander trennt? Diese unabweisbare Vorstellung muß sich als ein zeesetzendes Gift in die Seele aller Gläubigen und Mitläufer senken — wenn es anch immee noch große Kindee giebt, die vor lautee Abstraktionen nicht mehr fähig sind, Leben und Menschen zu sehen, wie sie wirklich sind.

Eine solche Ernüchterung aber wied von wohlthuender Wirkung auf die ganze Entwicklung sein. Es werden sich doch Viele, die im Tone überlegener politischer Weisheit übee die Ideologen gelächelt haben, im stillen Kämmerchen gestehen müssen, daß die politische Technik ohne ethische Technik völlig ohnmächtig ist gegenüder dem wirklichen Menschenmaterial — daß sie nicht einmal zum Pläne-Machen genügt, geschweige denn zum Ausführen.

An der Sozialdemokratie wird sich die prinzipielle und doktrinäre Nonchalance und Selbstzufriedenheit gegenüber den Fragen der ethischen Vorbereitung von Führern und Massen auf die organisatorischen Aufgaben der Zukunft mit jedem Jahr schwerer rächen.

Der letzte Parteitag war ein wahres jüngstes Gericht für die hiee begangenen Vernachlässigungen. In welche innere Verfassung dieses völlige Aufgehen im Aberglauben an das Politische die Beteiligten dringt! Es war zu tragisch, als daß man das Komische darin genießen konnte: die unvergleichliche Konteastwirkung zwischen „Endziel" und „Bewegung".

Wir meinen nun nicht, daß die Sozialdemokratie als politische Partei verschwinden wird. Sie ist die Erbin zu dringender und mannigfacher Aufgaben. Aber es werden eine wachsende Reihe von Köpfen von dem Banne frei werden, als seien alle anderen Kulturwirkungen neben der gewaltigen Dynamik der Massenbewegung eigentlich nur überflüssige Spieleeien, die für die Verwirklichung des eigentlichen Zieles keinerlei Bedeutung haben. Die Idee dee geistig-sittlichen Erneueeung wird und muß mehr in den Vordergrund treten.

Noch ein anderer Eindruck wäre festzuhalten. Und zwar die merkwürdige Auffassung Bedels von dem Verhältnis des Führers zu den Massen. Der Führer aufgefaßt nur als Sprecher, nicht als Erzieher des Volksempfindens! Bernstein entgegnete einiges darauf, aber er ließ sich das entscheidende Argument entgehen, was sich gerade vom orthodoxen Standpunkt darauf entgegnen ließ: daß doch die Volksbewegung alles vom „wissenschaftlichen" Sozia-

Digitized by Google

lismus erwartet, also von der geistigen Durcharbeitung und Vertiefung der elementaren Tendenzen, und nicht von der Diktatur der Instinkte! War es nicht die große That des Marx, daß er die Massen, die bisher immer nur als entfesselte Dämonen in den Dienst großer Umwälzungen gestellt worden waren, nun selber zu Trägern einer wissenschaftlich erleuchteten Vorwärtsbewegung machte?

Bebels Auffassung von der Rolle des Führers enthält die stärkste Revision der Grundlagen des Sozialismus, die bisher vorgeschlagen worden ist. Und um mich auf Bebels Standpunkt zu stellen: Sie widerspricht dem tieferen Volksempfinden. Wie schon Friedrich Albert Lange bemerkt hat, herrscht gerade in den Arbeitermassen der unzerstörbare und rührende Glaube, daß es der unbestechlichen Wissenschaft allein gelingen werde, den Weg der Befreiung zu finden. Es ist immer das Alte: diejenigen welche selber noch stark im Instinktiven leben, wissen aus eigener Erfahrung, wohin die bloßen Instinkte führen, kennen am besten die Beschränktheit ihrer Lebensübersicht, fühlen am lebhaftesten das Bedürfnis nach geistiger Führung: der Kultus des Proletariates geht immer von den Gebildeten aus und verdirbt gerade denjenigen Volksinstinkt, welcher von allen der gesundeste ist: das Verlangen nach geistiger Leitung.

Bebels merkwürdige Auffassung entspringt vielleicht einer richtigen Beobachtung: Nirgends giebt es so viel akademische Sozialisten wie in Deutschland, die ganz im Abstrakten leben und das wirkliche Volk garnicht kennen; die englischen und amerikanischen Volksfreunde machen es anders. Sie leben jahrelang mit dem Volke, sie pflegen persönliche Freundschaften mit dem Einfachsten — das erweitert die konkrete Menschenkenntnis, es weckt tiefe Liebe und Hochachtung vor der Seelengesundheit, die im Volke lebt, aber es heilt gänzlich von dem abstrakten Kultus der Massen, der das Kennzeichen unserer akademischen Sozialdemokraten ist und Führer und Geführte gleichermaßen verdirbt und verblendet. F.

Ethische Kultur und Genauigkeit.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

(Schluß.)

Anders verhält es sich mit der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf philosophische und historische Fragen oder auf Fragen der Ethik, der Pädagogik, der Politik u. s. w. Es ist schon eine alte Erfahrung, daß es kaum etwas Bedenklicheres giebt, als streng mathematische Anschauungen auf solche Gebiete geistiger Thätigkeit zu übertragen, in denen es an hinreichend strengen Maßbestimmungen fehlt, wie sie allein die sichere Grundlage zutreffenden mathematischen Schließens bilden können. Gewiß wäre es unrichtig, eminent mathematischen Köpfen überhaupt die Fähigkeit zu angemessener und vorsichtiger Behandlung auch ganz unmathematischer Fragen absprechen zu wollen. Die Erfahrung zeigt, daß unter ihnen Männer von reifster Weisheit und feinster universaler Unterscheidungsgabe sind. Aber nicht selten ergeht es den Männern der exakten Forschung doch ähnlich wie dem großen Mathematiker und Astronomen Laplace, den einst Bonaparte zu seinem Minister des Innern gemacht hatte, dessen er aber bald müde wurde, weil, wie der geniale Politiker von seinem Minister behauptete, Laplace ne saisissait aucune question sous son vrai point de vue et portait enfin l'esprit des infiniment petits dans l'administration.

Noch viel gefährlicher ist es aber, wenn nicht bloß mathematische Anschauungen, sondern zugleich die ganze, in der Naturforschung berechtigte und regulierte, derbe Zuversicht der Hypothesen- und Theorien-Bildung auf solche Gebiete geistiger Tätigkeit übertragen wird, in denen eine entscheidende Regulierung des Urteilens durch kontrollierende Maßbestimmungen und Experimente oder überhaupt durch systematische Erfahrungen fehlt.

Die mannigfaltigen Uebergriffe und Irrungen des Urteils, welche nicht selten auch den Männern der naturwissenschaftlichen Methode, aber noch mehr vielen andern, der Naturforschung selber fremden und nur von dem allgemeinen geistigen Zuge der letzteren beeinflußten Leuten zur Last fallen, wird man milder beurteilen, wenn man sich erinnert, wie viel stärker und gefährlicher die Irrungen und Uebelstände waren, welche in vergangenen Zeiten aus den eben so wenig zutreffenden Verallgemeinerungen philosophischer und dogmatischer Lehrmeinungen und Schlußfolgerungen gegenüber den Natur-Erscheinungen und auch gegenüber den Fragen des Menschenlebens hervorgegangen sind.

Die individuellere Vorsicht und Urteilszucht, welche auf dem Gebiete philologischer und historischer Forschung, ethischer Erkenntnis und Bethätigung — mit einem Worte auf dem Gebiete der sogenannten Kulturwissenschaften — erforderlich ist, und welche auch den vergangenen Jahrhunderten auf manchen Gebieten des Denkens und des Lebens schon zu eigen war, hat es durchaus nicht zu verhindern vermocht, daß sich nach der Seite der Natur-Erkenntnis hin, wo die Kontrollen und die Lenkungen des Denkens durch die Erfahrungen und Bedingungen menschlichen Zusammenlebens fehlten, die seltsamsten Wahngebilde des Denkens ausdehnten und die allmählich in dem stillen Zusammenwirken einzelner großer Köpfe schon heranreifenden methodischen Ergebnisse der Naturforschung noch gänzlich überwucherten. Ja es kam so weit, daß die ersten Anfänge der Macht, welche diese letzteren methodischen Arbeiten einzelnen hochbedeutenden Menschen allmählich gegenüber den Naturkräften schon in die Hände gaben, als Magie betrachtet und schließlich sogar Ausgangspunkte einer wahnwitzigen Verschärfung des uralten Dämonenglaubens wurden. Unter der Wirkung dieser phantastischen Auffassung der Naturkräfte sind dann die Theologie und die Jurisprudenz in der Zeit der Hexenprozesse, indem sie ihre sonstige besonnene und menschenfreundliche Haltung auch auf ihren eigensten Gebieten gänzlich vergaßen, einer an Geisteskrankheit grenzenden Gewissenlosigkeit und Verworrenheit des Urteils verfallen.

Man braucht mit den Gedanken bloß einen Augenblick in dieser Schreckenszeit, gegen welche die Schreckenszeiten der revolutionären Bewegungen der Neuzeit sich relativ harmlos ausnehmen, zu verweilen, um sich mit einem dankbaren Blick auf die Wohlthaten der Naturforschung zu dem, einer verwandten Stimmung Goethe's entsprossenen, Ausrufe getrieben zu fühlen:

> . . . . Preis und Wonne,
> Es leuchtet uns die wahre Sonne,
> Es lebt uns eine schön're Welt;
> Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen. . . .

Es ist eine der verhängnisvollsten und in starkbewegten Zeiten am meisten gesteigerten Schwächen der Menschennatur, daß die geistige Disziplin, in welche sich der Mensch in den Gebieten seiner eigenen strengsten Gedankenarbeit, in dem Allerheiligsten seiner Berufsthätigkeit unter dem Eindruck großer Vorbilder und einleuchtender Erfolge einlebt, daß diese Genauigkeits- und Wahrhaftigkeitszucht in den weiten Umkreisen seiner allgemeinen geistigen und praktischen Bethätigung nur in seltenen Fällen standhält gegenüber den Konflikten mit den Interessen oder mit den Leidenschaften, die sich aus partiellen Bedingtheiten seines leiblichen Wesens oder überhaupt aus dem Kampfe ums Dasein entwickeln. Und zwar gilt dies offenbar von jeg-

Digitized by Google

licher geistigen Zucht, nicht bloß von der Genauigkeitsdisziplin der exakten Naturforschung, sondern noch viel mehr von der philosophisch-kritischen und der dogmatischen Zucht. — Auffallende Beispiele hierfür findet man ja im täglichen Leben jederzeit und überall.

Wie oft sieht man es mit Schmerzen, daß sich ein Naturforscher den Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens gegenüber aller Vorteile seiner hochentwickelten Kritik der Wahrnehmungen begiebt, daß er, der alle Fehlerquellen, welche seine Messungea trüben könnten, aufs gewissenhafteste studiert und nicht den kleinsten Schlußprozeß wagt, ohne sich womöglich des Wahrscheinlichkeitswertes aller Elemente desselben peinlichst versichert zu haben, daß selbst ein solcher Mann sich durch den bloßen Wind einiger ihm aus zweiter, dritter Hand zugetragenen Redewendungen zu einer leidenschaftlichen Aktion fortreißen läßt. Wie oft geschieht dies, ohne daß auch nur der leiseste Anlauf zu einem Prüfungsprozeß hinsichtlich jenes höchst trüben und verworrenen Erfahrungsmaterials genommen wird, während doch den größeren Schwierigkeiten eines solchen Prüfungsprozesses gegenüber noch viel mehr Vorsicht in der Schlußfolgerung und gar in der Aktion walten sollte, als in den geistigen Prozessen im stillen Arbeitszimmer.

Wie oft muß man es erfahren, daß Lehrer, welche als feinsinnige Philologen oder als weitblickende Historiker oder als durchgebildete Mathematiker und Naturforscher ein wohldisziplinliertes Urteil innerhalb ihres Forschungskreises erkennen lassen, und welche der Jugend gegenüber in besonders hohem Maße die Verpflichtung hätten, Selbstbeschränkung und Vorsicht des Urteils in allen Dingen zu bewähren, Unglaubliches an monologischen Streitreden maßlosester und verwirrendster Art gegen religiös und politisch Andersdenkende der hochaufhorchenden Jugead zum Besten geben!

Wie unheilvoll wirkt es ferner, wenn Männer, die innerhalb der strengen Logik der Jurisprudenz sich nicht bloß mit reifer Vorsicht, sondern auch mit besonnener Gesundheit des Urteils bewegen, entweder den leidenschaftlich erregenden Problemen der politischen Entwicklung gegenüber ihre Haltung verlieren oder bei gerichtlichen Untersuchungen die elementarsten erfahrungsmäßigen Grundsätze der Kritik menschlicher Wahrnehmungen oder menschlichen Redens und Fabuliereas gänzlich aus den Augen setzen und dadurch auch zweifellos Erhebliches zu dem Verfall der Zuverlässigkeit der auf den Eid begründeten gerichtlichen Ermittelungen beitragen.

In dasselbe Kapitel gehört auch die große Leichtgläubigkeit, mit welcher gerade die geistig leitenden Kreise fast aller Kulturländer der Tagespresse und ihren in so erklärlicher Weise unvollkommenen und unvollständigen Ermittelungen und Raisonnements gegenüberstehen. Ein Hauch von derjenigen Kritik, mit welcher eine große Anzahl der betreffenden Leser auf ihren eigensten Gebieten vertraut ist, gegenüber der Tagespresse und ihren Arbeitsbedingungen geübt, würde die bezüglichen Uebelstände des öffentlichen Urteilens, zumal auch seine klägliche Ruhelosigkeit, wesentlich vermindern, ohne daß die dankenswerten und aufopferungsvollen Funktionen der Tagespresse, welche im allgemeinen um so zuverlässiger, nämlich mit um so besseren Kräften, arbeitet, je freier sie ist, irgend angetastet zu werden brauchten.

Auch die unsägliche Kritiklosigkeit und Leichtgläubigkeit, mit welcher der politische und soziale Nihilismus, und zwar sowohl der reaktionäre als der radikale Nihilismus, der erstere mit den Schlagwörtern der Religion, der letztere vielfach mit den Schlagwörtern der Wissenschaft, operiert, gehört wesentlich in dasselbe Gebiet von Uebelständen.

Wie sehr ist auch das ganze Erwerbsleben, sowie das Familien- und Erziehungs-Leben aller Stände und auch das Verhalten der sogenannten „besseren Gesellschaft" noch verbitternd durchtränkt mit Erregungen durch bloße Ungenauigkeiten der Wahrnehmung und durch entsprechende Uebereilungen des Urteilens, Redens und Handelns!

Wie ich oben schon andeutete, treten alle Erscheinungen vorerwähnter Art trotz aller sonstigen Kulturfortschritte in stark bewegten, geistig hoch erregten Zeiten im allgemeinen mit gesteigerter Intensität und Ausdehnung hervor.

In dieser Beziehung ist es besonders lehrreich zu sehen, in welcher Weise auch alter Wahnglauben sich in gewissen Grenzgebieten der Naturforschung seit dem gesteigerten Emporkommen dieser Forschungszweige wieder eingenistet hat. Mit uralten „Zauber"-Kunststücken genarrt, läßt man sich von Deutungen derselben blenden, welche den Jargon gewisser Grenzgebiete der Forschung mit großer Geschicklichkeit annehmen, aber von ihrer Genauigkeitsdisziplin und Kritik nichts wissen oder gänzlich absehen. Erst in allerneuster Zeit hat die Naturforschung endlich selber angefangen, mit ernster Kritik der Wahrnehmungen und der Folgerungen auch in diese Nester von Täuschungen, Einbildungen und wirklichen psychischen Störungea hineinzuleuchten, während sie sich vorher allzu lange mit bloßer vornehmer Abweisung derselben begnügt hatte.

Mitunter wird jetzt darauf hingewiesen, auch die sogenannten Kultur- oder Geisteswissenschaften müßtea sich zu ihrer Verjüngung und Kräftigung mit der naturwissenschaftlichen Methode befreunden. Das ist gewiß in mancher Beziehung irrig. Eines schickt sich nicht für alle. Der naturwissenschaftliche Forschungsprozeß gipfelt in den exakten Methoden der Maßbestimmung u. s. w. Dieselbe Art von Genauigkeit in Gebieten der geistigen Arbeit anzustreben, ia denen das Erfahrungsmaterial nur zum kleinsten Teil exakten Bestimmungen im Sinne der Naturforschung unterworfen werden kann, wäre durchaus mißverständlich. Aber jene an die „Geisteswissenschaften" gestellte Forderung ist doch insofern berechtigt, als sie im Grunde nur besagen will, daß das Prinzip der hochentwickelten Kritik und Kontrolle, mit welcher die Naturwissenschaft sich im ganzen uad großen gegen die zahllosen Quellen menschlichen Irrens zu schützen gelernt hat, daß dieser innere Sinn aller Genauigkeitszucht auch in allen andern Forschungsgebieten sehr hohe Bedeutung zu erlangen bestimmt ist, während andererseits auch die ältere philologische Zucht dauernd von großer, mindestens formaler Bedeutung für jede Erkenntnisarbeit, einschließlich derjenigen der Naturforschung, sein wird.

Planvolle Steigerung der Vorsicht, mit welcher das Erfahrungsmaterial zu behandeln ist, unter Benutzung aller Gesichtspunkte, welche der Naturforschung bei dem kritischen Reinigungsprozeß ihrer Erfahrungen aufgegangen sind;

eingehendes Studium der Einflüsse, mit welchen die Subjektivität und die Tendenz nicht bloß in die Aufnahme der Erfahrung, sondern in den ganzen Fortgang des Erkenntnisprozesses hiaeinspielt;

Unschädlichmachung dieser Einflüsse darch die Pflege geordneten sozialen Zusammenwirkens und möglichst unabhängiger Wiederholuagen der wesentlichsten Untersuchungsstadien;

überhaupt unermüdliche Aufsuchung aller Kontrollen, welche durch neues Erfahrungsmaterial im Sinne der Bestätigung oder der Widerlegung auch der plausibelsten Schlüsse dargeboten werden können;

endlich unbedingte Offenhaltuag der Verbesserungsfähigkeit aller Forschungsergebnisse mit umsichtiger Abschätzung ihres jeweiligen Genauigkeits- oder Sicherheitsgrades und mit unbedingter Vermeidung aller dogmatischen oder absolut autoritativen Formulierung;

dies sind die an sich nicht neuen, aber in der neueren

Naturforschung am bewußtesten und planmäßigsten zur Geltung gebrachten und mit dem schönsten Erfolge gekrönten Forderungen, welche immer mehr überhaupt an alles wissenschaftliche Arbeiten zu stellen sind.

Aber nicht bloß alles wissenschaftliche Arbeiten, sondern alle Erziehungskunst und Lebenskunst soll sich immer tiefer mit jenem Genauigkeitssinn durchdringen. Zunächst handelt es sich darum, die vorerwähnte menschliche Schwäche, zufolge welcher in den Konflikten des Lebens von der sonst erworbenen geistigen Zucht wenig oder gar kein Gebrauch gemacht wird, energisch zu bekämpfen; denn die edle Genauigkeit ist auch die sicherste Grundlage aller Treue, Gerechtigkeit und Liebe im Zusammenleben.

Auf den ersten Blick erscheint diese letztere Behauptung übertrieben. Legt man sich aber die Grundelemente der Treue und Gerechtigkeit deutlicher auseinander, und bedenkt man, daß der innerste Kern der Gewissenhaftigkeit, dieser Wurzel der Treue und Gerechtigkeit, nichts anderes ist als Vollständigkeit und Genauigkeit auch der ethischen Erfahrungs- und Schlußprozesse, bedenkt man endlich auch, daß ohne Gerechtigkeit und Maß keine wahrhaft liebevolle Gesinnung besteht, während Liebe ohne Gerechtigkeit bloß ein gefährliches Zerrbild der himmlischen Liebe ist, so wird man jenem Ausspruch auch ohne noch eingehenderen Nachweis nicht die Zustimmung verweigern.

Wie soll nun der Genauigkeitssinn in dieser tiefsten und weitesten Bedeutung des Wortes gepflegt werden? Soll man Kritik und Disziplin des menschlichen Erkennens und Urteilens in besonderen Lehrstunden predigen? Gewiß nicht, obwohl die Darstellung der Logik in der obersten Stufe der Schule auf diese Dinge, insbesondere auf die Lehre von den Denkfehlern, noch in ganz anderer Weise eingehen sollte, als bis jetzt vielfach geschieht.

In der gesamten Erziehung und in dem ganzen Schulleben aller Stufen soll aber in humorvollen Beispielen und Anwendungen die Genauigkeitsliebe kultiviert und ihr Gegenteil bekämpft werden. Insbesondere soll die Darstellung der Naturwissenschaften in jeder Art von Unterricht sich viel stärker als bisher der Methode derselben und der vorsichtigen Abschätzung ihrer jeweiligen Ergebnisse und nicht bloß dem materiellen Inhalt dieser Ergebnisse zuwenden. Mit Recht hat man vielfach der Forderung einer Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts von streng pädagogischer Seite entgegengehalten, daß die Naturwissenschaften in der starken und schnellen Veränderlichkeit vieler in ihnen angenommener Ergebnisse und Lehrmeinungen ein Element enthalten, welches pädagogisch höchst bedenklich sei. In der That giebt es manche, dem allgemeinen Interesse gerade besonders naheliegende Kapitel der Physiologie und der biologischen Entwicklungslehre, aber auch der Physik und der Astronomie (z. B. viele Fragen der Meteorologie, die ganze Gewitterlehre, die Ansichten über den Erdmagnetismus, über die Sonnenzustände u. a. m.), hinsichtlich deren die Lehrmeinungen noch sehr im Werden begriffen sind. Es kann daher zu einer Pein für einen kundigen Lehrer und zur lähmenden Enttäuschung für einen intelligenten Schüler gereichen, wenn über diese Dinge in dogmatischer Weise bestimmte Formulierungen, die vielleicht sogar dem augenblicklichen Stande der Forschung garnicht mehr entsprechen, vorgetragen werden müssen. Hiergegen ist aber zu sagen, daß gerade Kapitel dieser Art wahre Fundgruben der förderlichsten und anziehendsten Darlegungen über das Wesen und die Geschichte naturwissenschaftlicher Erkenntnis, über die Irrungen und Schwierigkeiten derselben (Wahrnehmungs- und Urteilstäuschungen), sowie über die Schätzung des Wahrscheinlichkeitswertes der Ergebnisse, kurzum über alle diejenigen Fragen des Erkenntnisprozesses bilden können, deren Erörterung gerade für das jugendliche Alter eine so entscheidend erziehliche Bedeutung gewinnen wird.

Natürlich ist nicht daran zu denken, diese wichtigen Erörterungen in die Schulen zu bringen, so lange nicht die Lehrerwelt sich mit denselben in ausreichend kundiger und überzeugter Weise erfüllt hat, und so lange sie nicht selber ein Beispiel derjenigen kritischen Vorsicht, Solidität und Gerechtigkeit des Urteils giebt, zu welcher die Jugend endlich erzogen werden soll.

Die gegenwärtige Geistesverfassung eines großen Teils der Deutschen ist ruhigen Erwägungen dieser Fragen abgeneigt. Ein Teil unserer Volksgenossen achtet zur Zeit kritische Strenge und Genauigkeit gering, weil er von enthusiastischem Streben nach Macht und Erfolg des Gemeinwesens erfüllt ist; ein anderer Teil ist der Genauigkeit und Gerechtigkeit des Urteils zur Zeit noch fremder geworden, weil er von Erbitterung ergriffen ist. —

Mancher wird auch vielleicht sagen, es sei lächerlich, die Genauigkeit als Universalmittel anzupreisen. Ihr Kultus laufe darauf hinaus, alle Begeisterung und alle Leidenschaft zu bekämpfen, mit einem Worte, auch die Menschennatur zu nivellieren.

Welcher Irrtum! Ganz im Gegenteil ist der glückselige Frieden, den die Klärung und Reinigung unserer Denkprozesse sowohl in unserm Innern, als im Gemeinschaftsleben im Gefolge hat, die sicherste Stätte der Begeisterung für alles Hohe und Schöne.

Ich brauche zum Schlusse kaum darauf hinzuweisen, daß die Läuterung und Festigung der Gewissenhaftigkeit des Denkens, auf welche der obige Aufruf hinzielt, uns auch die entscheidende Hilfe bringen wird für die Erfüllung der zentralen Aufgabe der ethischen Bewegung, nämlich für die Anerkennung und Durchführung der vollen Gemeinsamkeit der moralischen Grundanschauungen und Lehren in Unterricht und Erziehung.

Die Kultivierung der Genauigkeit des Denkens wird es auch sein, welche fast unvermerkt und ganz friedlich zahllose Seelen von dem übermäßigen Drucke der Gedankenmächte der Vergangenheit befreit.

Der Mensch und die Gemeinschaft.

Ethische Bilder von F. Staudinger.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wärd' er in Ketten geboren."

Dies Wort rauscht begeisternd an manches Jünglings Ohren vorüber, und wer wäre, der es nicht im Alter von 14—16 Jahren gläubig nachgesprochen hätte. Anders lernt man schon denken, wenn man dann in Schillers „Wallenstein" liest, daß Wallenstein den Abfall vom Kaiser vollzieht, weil die Gräfin ihn zu bethören wußte; wenn man nachher merkt, wie gerne er nach dem Gespräche mit Max die erteilten Befehle zurückgenommen hätte; und wenn man nun darauf aufmerksam wird, daß ja Max sich bereits während des Gesprächs mit der Gräfin gemeldet hatte und sicher gesiegt hätte, falls er vorgelassen worden, oder gar falls er eine Minute vor der Gräfin erschienen wäre. — Oder hätte Moor das Räuberhandwerk ergriffen, wenn ihm nicht gerade in dem Augenblicke, wo er an des Vaters Verzeihung verzweifelte, Spiegelberg sein Sirenenlied trällerte? — Oder hätte Elisabeth die königliche Schwester enthaupten lassen, wenn ihr nicht von der eigenen Todesangst „fer aut feri, ne feriare feri" in die Seele gelispelt worden wäre?

Nein! Der Mensch ist vielleicht zur Freiheit geschaffen, aber er „ist" nicht frei. Hätte der Kaiser nicht zu Regensburg den ersten Treubruch an seinem Feldherrn begangen, nie wären die Verhältnisse entstanden,

die dieſen zum zweiten Treubruch trieben. Ohne Franz Maars Satanismus ward Karl Maar kein Räuber. Ohne den religiöſen Gegenſatz in England kam der Mordgedanke nicht in Eliſabeths Seele. Jene erſtgenannten Motive ruhen auf Lebensbeziehungen, die weit entlegen ſind, die den Handelnden im Momente des Handelns beſtimmen, ohne daß er ſie recht gewahr wird. Unſichtbare, aber reale Fäden umſpinnen uns alle, und dieſes Unſichtbare iſt der Grund des Sichtbaren, das Thaten ſo gerne für allein „wirklich“ halten.

„Es formt unſer Finger — Aus ewigem Vorrat
Den Faden des Lebens — Das einzelne Loos.
Wir ſpinnen und ſpulen, — Und weben und weben
Den Teppich der Thaten — Am Webſtuhl der Welt.
Gezogen von Zeiten — Von uns iſt der Zettel,
Dein eigen der Einſchlag — Das Muſter, o Menſch“.

So ſingen die Nornen in Jordans Nibelungen dem ungetreuen Siegfried zu. Aber auch ſie ſagen zu viel. Nicht ſtets iſt auch nur der Einſchlag des Menſchen eigen, d. h. die aus ſeinem Weſen und Charakter herausgebarene That.

Da kenne ich einen Mann, brav und ehrlich wie einen: aber er hat ein Weib und ſieben Kinder und ſteht im Dienſte eines reichen Herrn. Nun mutete ihm dieſer reiche Herr einmal zu, er ſolle eine Geſellſchaft meiden, die dem Herrn nicht bequem war, eine ganz unſchuldige Geſellſchaft, nebenbei bemerkt, keine Geſellſchaft mit religiöſen oder politiſchen oder ſozialen Zielen. Dem Manne war das ſehr leid, aber er ſagte, er müſſe gehorchen, und mied die Geſellſchaft. Nach Jahren ward einmal, nicht einmal im Tone des Vorwurfs, von dem bedauerlichen Austritt geſprochen. Der Herr erfuhr das, und einer ſeiner Untergebenen verlangte nun, jener Mann ſollte den, der das behauptet hatte, öffentlich in der Zeitung der Unwahrheit bezichtigen. Da dieſer Untergebene den anderen Mann hart anließ, ſo unterſchrieb dieſer in Angſt das ſchon bereitgehaltene Schriftſtück. Hier das Wohl der Frau und der Kinder, dort die Unwahrheit, die freilich einem Anderen den Vorwurf der Unwahrheit aufheften ſollte. Jener Mann hatte tiefe Gewiſſensbiſſe, aber die That war gethan, obwohl ſie glücklicherweiſe den Erfolg verfehlte.

War der Mann frei? hatte er auch nur den Einſchlag zum Zettel gemacht? Hatte er aber der andere Untergebene die Lüge begangen? Oder hatte es nicht im Grunde der Herr gethan, ſelbſt wenn er letzteren nicht direkt beauftragt haben ſollte? Denn er widerrief es nicht, obwohl er die Unwahrheit kannte. Fäden von Macht und Reichtum, Fäden der Abhängigkeit von dieſen, geiſtige, moraliſche Fäden, die den Herrn banden, zwangen ihn, lügen zu laſſen; Fäden, die den Mann mit dem Herrn, geiſtige, gemütliche, moraliſche Fäden, die ihn mit ſeiner Familie verknüpften, ſie nötigten dieſen, den Einſchlag ſo und nicht anders zu machen. Sein eigen war der Einſchlag nicht.

Warum aber war er nicht ſtärker, nicht mannhafter? Warum ſprach er nicht: „Was ſcheert mich Weib, was ſcheert mich Kind? Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind!“? — Sollte nicht etwas wie Moralpfäfferei darin ſtecken, wenn man ſolche Forderung ſo ausnahmslos ſtellen will? Was hat den Mann nicht ſtärker entwickelt? Er ſelber? Kann ein kümmerlich genährter Leib aushalten, was ein kräftiger beſteht? Und iſt's nicht ſo auch mit der moraliſchen Kraft? So wär's, wenn er zu ſchwach war.

Aber ſelbſt wenn er die Kraft fühlte: Durfte, mußte er nicht fragen, ob in ſolchem Falle die Sorge für die Angehörigen nicht höher ſtehe, als die Erfüllung der Wahrheitspflicht? Eine Pflicht mußte er ja verletzen, ob er ſo handelte oder ſo. Einem Thoas kann Iphigenie die Wahrheit bekennen. Stand ſie einem erbarmungsloſen Polyphem gegenüber wie Odyſſeus, ſo war es Unrecht und Wahnſinn, die Wahrheit zu ſagen. Denn auch das Wahrheit reden iſt nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Menſchen willen da. Sie iſt da, weil ſie das Zuſammenbeſtehen freier Menſchen fördert, Unwahrheit aber dies hemmt. Wo aber der Menſch, wie im obigen Falle, nicht frei iſt, da iſt vielleicht gerade die Unwahrheit fördernd. Sklaverei iſt die Mutter der Lüge, Lüge die Waffe der Sklaven. Und iſt der arme reiche Herr, der da lügen laſſend lag, nicht ſchließlich auch Sklave? Sklave ſeiner durch den Mammon erzeugten Herreninſtinkte?

Was iſt am Ende ſchuld an alledem? Die Verhältniſſe, die beide in eine Lage brachten, daß der Eine zur Aufrechterhaltung ſeiner Autarität lügen ließ, der Andere um der Seinen Exiſtenz willen lag. Die unſichtbaren Fäden, welche ſie und mit ihnen den verläumdeten Dritten verknüpften, ſie waren ſchuld an dem Unrecht. Sie erzogen die böſen Inſtinkte, daß ſie den böſen Einſchlag ins Lebensgewebe machten. —

Man verknüpfe die unſichtbaren Fäden zwiſchen Menſch und Menſchen ſo, daß ſie frei ſein können, und ſie werden zu lügen verlernen. Denn der Freie braucht Wahrheit. Freilich, wer ſoll das thun? Gute Menſchen? Aber die Menſchen, die wir haben, ſind ja nach nicht gut; ſie ſind von Fäden umſponnen, die nicht freier Genoſſenſchaft Fäden ſind. Wie ſollten dieſe Menſchen zum Guten erzogen werden? Nur freie Menſchen können freie Gemeinſchaft weben. Und nur freie Gemeinſchaft erzeugt freie Menſchen. Jenes weiſt uns auf dieſe, und dieſe werden nur in jenem. Wie kann das werden, was nach nicht iſt?

Geht die Entwicklung abwärts, ſo daß ſich die Kräfte des Haſſes und der Herrengewalt mehren: dann iſt alles umſonſt, und wir ſinken, wie das Römerreich ſank. Mehren ſich aber die Kräfte der Gemeinſchaft in Staat, Gemeinde und freier Genoſſenſchaft, dann kann das Beſſere langſam werden. Die gehobenere Menſchheit knüpft ſtärkere, reinere, engere Fäden der freien Gemeinſchaft; und ſie erzieht wieder neu gehobene Menſchen zu neuem beſſerem Thun.

Wir haſſen, daß es ſo ſein werde. Aber vergeſſen wir nicht, daß alle Arbeit umſonſt iſt, welche den Menſchen zum Menſchen erziehen will, unabhängig vom Gewebe der Menſchheit. Nur wenige weltfremde Treibhauspflanzen möchten ſo gedeihen. Wer die Welt gar verläßt, wird leicht zum vertierten Heiligen. Wer aber in ihr in Ketten geboren iſt, als Sklave erzogen, vor dem zittert, ihr anderen, wenn er die Kette bricht. Damit er es nicht brauche, nehmt ihm die Feſſeln ab und erzieht ihn zur Freiheit. Ihr? Ihr der heutigen Entwicklung Kinder, in Hoffnung auf künftige Entwicklung zum Guten. Aber gebt nicht Erziehung für ſich, ſondern zur Arbeit an jenem Gewebe, dem unſichtbaren, das allein Freiheit verbürgt und Menſchen zur Menſchlichkeit leitet.

Streiflichter.

Soldatenmißhandlungen. Der Fall Breidenbach hat ſogar den Anhängern der konſervativen Richtung zu denken gegeben und bei ihnen offenbar einige Beſtürzung hervorgerufen. Sie werden aber darum doch ſchwerlich mit den alten Anſchauungen brechen wollen, welche die Urſache des Uebels ſind. Und an den „maßgebenden Stellen“ wird erſt recht ein Umſchwung der Anſchauungen nicht ſtattfinden. Denn nichts deutet darauf hin, daß die Wogen der Volks-

entrüstung, die immer in solchen Fällen kräftig schlagen, bis zu diesen Stellen hindringen. Als vor einiger Zeit der Schwager des Kaisers durch einen Erlaß den Beschwerdeweg für das Militär zu erleichtern suchte, mußte er abgehen. Welchen Eindruck dies machen mußte, braucht nicht erst erörtert zu werden.

Es ist das alte immer wiederkehrende Uebel, daß die Folgen schwerer geistiger Verirrungen eines Volkes meistens erst dann erkannt werden, wenn es zu spät ist, wenn die falschen Vorstellungen sich tief in den Geist des Volkes eingenistet haben. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel leuchtet ab und zu den Lobrednern unseres Staatswesens und seiner Einrichtungen die Wahrheit auf, daß dies Staatswesen krank ist gerade an den Stellen, wo es am stärksten sein sollte. Die Armee, das verhätschelte Lieblingskind unserer Patrioten, leidet an tiefen Schäden, und mitunter kommt ihnen wohl auch die Befürchtung, daß diese üblen Anzeichen eine schlimme Vorbedeutung sein könnten. Aber woher sollte ihnen die Kraft kommen, eine geistige Entwickelung von Jahrzehnten, die Verseuchung des Volksgeistes durch den Militarismus rückgängig zu machen? Sollten sie mit ihren Lieblingsvorstellungen brechen wollen? Sie bringen es nicht fertig. Diese armen verschüchterten, bedrückten Wesen, die eine menschenunwürdige Behandlung mit stummer Ergebung tragen, die den Mund nicht aufzuthun wagen aus Furcht, sich noch schlimmere Strafen zuzuziehen, diese Vorgesetzten, die van den vargefallenen Vergehen nichts zu wissen behaupten, obgleich es unbegreiflich erscheint, daß sie nichts davon bemerkt haben, sie sind eine Anklage wider das System, das eine falsch verstandene Vaterlandsliebe graßgezogen hat.

Die Ertötung der geistigen Selbständigkeit des Einzelnen, die sklavische Unterordnung unter die Befehle der Vorgesetzten, das dadurch diesen Vorgesetzten bis zum Unteroffizier und Schutzmann hinunter eingeprägte Bewußtsein ihrer hohen Würde, das sind die Uebelstände, auf die wir in der Politik, im bürgerlichen Leben bei den Berührungen mit der Amtsgewalt, in unseren Heereseinrichtungen stoßen. Verschwunden ist aus den führenden Kreisen des Valkes der mannhafte Freiheitssinn, man begiebt sich freiwillig des selbständigen politischen Urteils. Die Erinnerung an die Kriege, an die führende Stellung, welche die Monarchie darin einnahm, später die fortwährende Kriegsfurcht, haben bewirkt, daß man eine in ihren Entschließungen vam Volkswillen möglichst unabhängige Manarchie als die beste Bürgschaft für die Sicherheit des Staates ansah, ihr die Entscheidung über Krieg und Frieden und über die ganze auswärtige Politik überließ, sawie auch die Entscheidung darüber, wie schwere Lasten das Volk für Zwecke der Kriegsbereitschaft tragen müsse. Diese geistige Unselbständigkeit erstreckt sich auf die ganze Politik. Wie ein Albdruck liegt auf dem Volke ein System, das nachgerade Vielen, die zu der Herbeiführung desselben mitgeholfen haben, starke Bedenken erregt und das man doch nicht mehr beseitigen kann.

Die Sozialdemakratie kündigt der Manarchie den Vernichtungskampf an. Sie spricht affen die Absicht aus, die erste sich ihr bietende Gelegenheit zur Ausführung ihrer Pläne zu benutzen, und taenn etwa Deutschland in einen Krieg verwickelt würde, sa würde mancher vielleicht auch darin ein Mittel sehen, zum Ziele zu gelangen. Glaubt man nun wirklich, daß der sozialistisch gesinnte Soldat, der den Heerdienst als einen lästigen Zwang ansieht und durch die ihm zu Teil werdende Behandlung nach mehr erbittert wird, unter allen Umständen der Fahne treu bleiben, für eine Sache, die er nicht als seine eigene betrachtet, für einen Kriegsherrn, den zu hassen seine Parteifreunde ihn lehren, in den Tod gehen wird? Die Soldatenmißhandlungen sind vernaerflich vom moralischen Standpunkt. Aber geradezu undegreiflich ist die Verblendung, welche die darin für den Staat liegende Gefahr nicht sieht.

Theadar Brix.

* * *

Sündengefühl und Hygiene. Der preußische Kultusminister hat an die Universitätskuratoren den folgenden Erlaß über Warnung der Studierenden var den Gefahren der Geschlechtskrankheiten gerichtet:

„Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten für die Gesundheit und die Verbreitung, welche die Erkrankungen, glaubwüedigen Nachrichten zufolge, unter der studierenden Jugend erlangt haben, lassen es in hohem Grade erwünscht erscheinen, daß die Studierenden in größerer Ausdehnung als bisher vor diesen Gefahren gewarnt und mit den Maßregeln zu ihrer Bekämpfung in eindringlicher, gemeinverständlicher Weise bekannt gemacht, wie auch auf die ethische Seite der Frage nachdrücklich hingewiesen werden. Dies hätte am zweckmäßigsten in kurzen öffentlichen Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten zu geschehen, wo neben Dozenten der medizinischen Fakultät auch geeignete Vertreter der Philosophie oder Theologie beteiligt werden könnten. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst um baldige Vorschläge zu einer möglichst zweckentsprechenden Gestaltung dieser Vorlesungen."

So dankenswert dieser Erlaß nach Einsicht und Absicht auch ist, wir fürchten, diese Vorlesungen kommen für die, die sie am nötigsten brauchten, zu spät, denn wer unsere Großstadt-„Jugend" kennt, der weiß, daß nicht Vorlesungen über „die Gefahren der Geschlechtskrankheiten", sondern vor allem ausreichende sittliche und hygienische Belehrung über die allerwichtigste Lebensfrage in der Erziehungsschule nötig wären. Das Gefühl dieser Seite der Frage kommt in dem Erlaß in der Heranziehung der Philosophen und Thealogen zu bescheidenem Ausdruck. Nun würden wir auch die Theologen sehr gern als Mitarbeiter an diesem Werke begrüßen — wissen wir doch aus Erfahrung, wie gewaltig der Einfluß eines verehrten und geliebten Hochschullehrers auf die studierende Jugend und ihre ganze Lebensführung sein kann. Nur so kurzsichtig wünschten wir uns die Theologen nicht, die in dieser Frage das Wort ergreifen wallen, wie es die Ausführungen sind, die das „Pastarenblatt" par excellence, der Reichsbate, an den kultusministeriellen Erlaß knüpft. Er schreibt:

Möge man immerhin warnen, so viel und so gut man kann; nach ärztlicher Statistik sollen über 20 pCt. der Studiereuden an Geschlechtskrankheiten leiden, und über ihre physische und sittliche Zerrüttung besteht kein Zweifel. Wir fürchten nur, daß dieses Vorgehen wenig nützen, vielleicht eher schaden wird; denn gewarnt sind die jungen Leute ohnehin und werden es täglich durch ihr Gewissen und die Scham; die letztere aber dürfte mit dem Gefühl der Sünde leiden, wenn öffentliche Vorlesungen darüber gehalten werden. Man wird dann wohl vorsichtiger werden und Schutzmittel anwenden — aber die Sünde wird dann eher zu- als abnehmen. Wo das in der Religion und Gottesfurcht gebundene Gewissen nicht mehr schützt, da werden es solche Belehrungen über schlimme Folgen der Sünde erst recht nicht thun. Wird die naturalistische Anschauung auf unseren Schulen und in der Litteratur weiter gelehrt, dann wird nichts imstande sein, dem Umsichgreifen der Unsittlichkeit zu steuern.

Ein übermäßiges Vertrauen in den Takt und die Gewissenhaftigkeit der Hochschuldozenten, einschließlich der thealogischen, spricht aus diesen Worten gerade nicht, wenn der „Reichsbate" varaussetzt, daß schon die „öffentliche Besprechung" einer Sünde genügt, um das Gefühl dafür abzustumpfen. Ahnt man denn auf jener Seite garnicht, wie stark das Sündengefühl und der Erlösungsdrang in jugendlichen Herzen mit dem Augenblick vertieft und erhöht wird, als sie die Sünde gegen Autoritätsgebote als Sünde wider Naturgesetze, die Sünde gegen den heiligen Geist als Sünde gegen den in Natur und Menschheit lebendigen Schöpfungsgeist erkennen? Aber es giebt nun einmal Menschen, die sich ihrer „Natürlichkeit" schämen; sie werden wahl taissen, warum.

Digitized by Google

Aus der ethischen Bewegung.

Sitzung des Hauptvorstandes vom 22. September 1903.

A. Mitteilungen.

Ein Bericht des Zweiges Leipzig wird verlesen.

B. Gesellschaftstag.

Im Anschluß an eine Anfrage des Dr. Bergemann (Jena) wird beschlossen, den stimmfähigen Mitgliedern des Gesellschaftstages lediglich eine Rückfahrkarte zweiter Klasse nach München zu vergüten. Doch wird die Erwartung ausgesprochen, daß angesichts der obwaltenden finanziellen Verhältnisse der Hauptkasse diejenigen Mitglieder, deren Verhältnisse es gestatten, auf die Vergütung verzichten werden.

Als Delegierte des Hauptvorstandes werden gewählt:

1. Prof. Döring, 2. Dr. Bieber, 3. Dr. Levy, 4. Dr. Penzig, 5. Dr. Kronenberg.

Die Tagesordnung des Gesellschaftstages wird wie folgt festgestellt:

1. Rechenschaftsbericht des Vorstandes.
2. Kassenbericht und Entlastung des Hauptvorstandes.
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
4. Bestimmung des Orts, an dem der neue Gesellschaftstag stattfinden soll.
5. Stellung der D. G. E. K. zu den Religionsgemeinschaften. Referenten: Dr. Pfungst, Frankfurt a. M., Dr. Fr. W. Foerster, Zürich, Prof. Dr. Döring, Berlin.
6. Das Verhältnis der D. G. E. K. zur Zeitschrift „Ethische Kultur". Antrag Bieber-Josse, die Zeitschrift sämtlichen Mitgliedern gegen Pauschalvergütung seitens der Abteilungen zu liefern.
7. Berichte der Abteilungen.

Die endgiltige Festsetzung der Reihenfolge der Beratungsgegenstände bleibt dem Gesellschaftstag überlassen. Ferner werden die eingegangenen Vorschläge, betr. die weitere Ausgestaltung der Zusammenkunft in München, diskutiert. Der definitive Beschluß wird zur nächsten Sitzung, Dienstag, den 29. September vertagt. Auch die nähere Feststellung der Redner für die öffentliche Versammlung wird vorbehalten.

Vermischtes.

Das Elend in Südafrika, ganz besonders aber in den annektierten Staaten, Transvaal und Oranje, ist wohl noch schlimmer wie zur Zeit des Krieges. Der „Volksstem" vom 25. Juli d. J. berichtet darüber Folgendes: „Viele Leute haben nicht einmal Decken, um sich nachts zuzudecken; sie sind am Rande des Verhungerns und gehen in Lumpen herum. Was nützt es, auf Hilfe zu warten, bis das Kalb ertrunken ist? Wenn die Regierung überhaupt Lust hat, diesen Leuten durch Geld oder durch andere Mittel zu helfen, um sie für ihr Hab und Gut zu entschädigen, welches im letzten Kriege zerstört wurde, dann sollte das je eher je lieber geschehen. Während des Sommers hat es keinen Regen gegeben, die Ernte ist ruiniert, und die Saat, welche seitdem gesäet worden ist, wird von Läusen bedroht . . . .

Gott allein weiß, was aus diesen Leuten werden soll, wenn ihnen nicht bald Hilfe zuteil wird."

Wir verfehlen nicht, daran zu erinnern, daß der Wiesbadener Burenhilfsbund noch wie vor Gelder für die Frauen und Kinder in Empfang nimmt und dafür unbedingt Garantie leistet, daß alle Beträge in die richtigen Hände gelangen. Gelder wolle man an den Vorschuß-Verein zu Wiesboden, Friedrichstraße 20, senden. Weitere Auskunft erteilt gern der Schriftführer des Vereins, Genf A. van Bothmer, Neudorfer Straße 2. Quittung wird im Blatte „Südafrika" veröffentlicht werden.

Bücherschau.

Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung von Rudolf Eucken. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903. 242 Seiten. Preis 4,20 M.

Eucken gehört zu denjenigen Philosophen der Gegenwart, die ihre Lebensaufgabe weniger in wissenschaftlichen Spezialforschungen, als in der Beschäftigung mit den großen geistigen, sittlichen und religiösen Problemen der Zeit sehen. Das zeigt schon ein Blick auf die Titel seiner Hauptwerke: Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart (1878), Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit (1888), Die Lebensanschauungen der großen Denker, von Plato bis zur Gegenwart (1890, 8. Aufl. 1899), Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (1896), Der Wahrheitsgehalt der Religion (1901). Wer nun Euckens Grundanschauungen kennen lernen will, ohne die Muße für die Lektüre seiner größeren Werke zu besitzen, der hat jetzt die beste Gelegenheit dazu, durch die von der rührigen Dürrschen Buchhandlung soeben herausgegebenen, in populärer, ansprechender Form geschriebenen „Gesammelten Aufsätze" des Philosophen. Für den Ethiker bieten sie insofern ein besonderes Interesse, als sie sämtlich zur Moral, Lebensanschauung aber religionsphilosophischen Problemen in Beziehung stehen. Vor allem möchten in Betracht kommen: „Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral", „Die moralischen Triebkräfte der Gegenwart", „Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart", „Der moderne Mensch und die Religion". Aber auch Aufsätze, die sich auf die Lebensauffassung einzelner bedeutender Persönlichkeiten beziehen, wie: „Goethe und die Philosophie" (Weimarer Festvortrag 1900), „Fichte und die Aufgaben unserer Zeit", „Pierre Bayle, der große Skeptiker" u. a. dürfen auf das Interesse weitester Kreise rechnen. Die Schreibweise und die geistige Art Euckens hat uns einigermaßen an unseren verehrten W. Foerster erinnert: dieselbe wahlthuende Klarheit, Milde, Besonnenheit, gepaart mit Idealismus und Wärme des Herzens. Jedoch Euckens Weltanschauung trägt, im Unterschiede von derjenigen Försters, eine merklich religiöse Färbung. Religion freilich im weitesten Sinne genommen. Sie besteht ihm darin, daß des Menschen Innenleben „in großen unsichtbaren Zusammenhängen steht", wonach das Einzelwesen „keinen vereinzelten Punkt bildet, sondern einen unmittelbaren Anteil an dem Ganzen hat." Von diesem Gesichtspunkt aus fordert Eucken eine „gegenseitige Verständigung" von Religion und moderner Kultur, die er zur „Belebung jener" für ebenso notwendig hält als zur „Vertiefung dieser". Auf seine Persönlichkeit trifft das zu, was er in dem Lebensbild Moritz Seebecks von diesem sagt: er gehört nicht zu den Männern „schöpfender That", sondern zu den „ordnenden, fördernden, vermittelnden Geistern". Wer sich an solcher geistigen Vermittlerthätigkeit nicht stößt, der wird manche Belehrung und Anregung aus den „Gesammelten Aufsätzen" des Jenaer Philosophen davontragen. Karl Vorländer.

* * *

R. W. Emersons gesammelte Werke, übers. v. Heinrich Conrad. Verlag Diederichs, Leipzig. (1. Reihe, enth. 4 Bd., sind ersch., 2. Reihe ersch. im Herbst.)

„Gesänge an die Menschheit", so möchte ich die Werke dieses Großen nennen, der gleich den Vorden der vergangenen Zeiten die Sehnsucht und Freudigkeit seines Zeitalters in ganzer Größe erfaßt hat und den Menschen neue Wege weist! — Emerson ist der Pionier, der die Brücke über den Abgrund geschlagen hat, der das ideelle Streben und das materielle Sein des modernen Lebens feindlich trennte. Seine Lehre war sein Leben und sein Leben war seine Lehre! In seinen Werken findet unsere vielgestaltige Kultur ihren höchsten, einheitlichen Ausdruck. Er giebt uns darin, als echter Sohn seiner Zeit und seines Landes, das, was uns am allermeisten Not thut: „Die Weisheit des täglichen Lebens." Er stellt kein philosophisches System auf, keine seiner Schriften ist abstrakt, sie wurzeln alle im menschlichen Tagewerk, mit dem Bestreben, dieses zu adeln, und darin liegt ihre eminente Bedeutung für die heutige Kultur. Kein Gebiet des Denkens und Fühlens ist Emerson fremd. Er dringt bis an die Grenzen der Erkenntnis und führt alle Einzelheiten der Erscheinungswelt zurück auf ihr gemeinsames Quellgebiet. Er steht über dem Leben als ein Betrachtender und Wägender und im Leben als ein Mitfühlender. — In einem kameradschaftlichen Verhältnis der Menschen zur Natur und in der Umkehr zu einfacheren Sitten und Gewohnheiten erblickt Emerson das rettende Element unserer Kultur. Trotzdem wird er aber allen neuzeitlichen Entdeckungen und Erfindungen im höchsten Grade gerecht und sieht in ihnen nicht eine Entseelung der Natur, sondern im Gegenteil eine Bestätigung ihrer Verehrungswürdigkeit. Die tiefe Lebenssymbolik der Naturreligionen der Antike, die Andacht vor der Schönheit und Größe der Welt erweckt er zu neuem Leben. Unsere ganze alte Kultur spiegelt sich in Emerson in neuer Form wieder, als eine erkannte Gesamtheit. Es ist, als hätte Amerika durch diesen großen Sohn seinem Lehrmeister Europa den schuldigen Dank ab. In Emersons Werken kehrt unser altes Wissen und Können — dem ewigen Gesetze des Kreislaufes folgend — über die neue Welt zu uns zurück in verjüngter, verschönter Form. — Es verbietet sich von selbst, einzelne von seinen Schriften zu näherer Besprechung aus ihrem Zusammenhang herauszureißen, da sie alle wie die Glieder einer Kette als Ganzes empfunden worden sind und auch als Ganzes verstanden sein wollen. Emerson ist der Barde der Zukunft und des Lebens! Seine Schriften werden dank ihrer Kraft, Fülle und Freudigkeit, wandern von Ort zu Ort und zum Herzen dringen, wie die Stimmen jener alten Volkssänger, die als Freunde und Berater der Menschheit im Epos unsterblich geworden sind! — Lilli Jannasch.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Seelowallee 15.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die **„NATION"** als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit.

Eine psychologische und soziologische Studie auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung

von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5 —, geb. M. 6.—.

Einteilung:

I. Teil: Die körperliche Natur der Frau, der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.

II. Teil: Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.

III. Teil: Gesamtergebnisse.

Das **„Seminar für Musik"**, welches unter der Leitung des Veranstalters der bekannten Jugend-Konzerte, Max Battke, steht, beginnt am 5. Oktober seinen vierten Jahrgang. Die Anstalt verfügt über vorzügliche Lehrkräfte und hat sich die Aufgabe gestellt, den Unterbau einer jeden musikalischen Erziehung dem Schüler durch das Ohr zu vermitteln, statt, wie es bisher zumeist geschah, durch das Auge. Besonders beachtenswert sind die Kurse in Gehörsübungen, Primavista-Singen, Harmonielehre, Aesthetik, Kritik, Dramaturgie, Instrumentation (mit Vorführung sämtlicher Instrumente) u. s. w. Dem Beratungs- und Prüfungsausschuß des Seminars (das übrigens auch für Dilettanten und Laien besondere Kurse hat) gehören die bedeutendsten Musiker Berlins an, so z. B. die Herren Professoren Ochs, Rüfer, Gustav Hollaender, Jedliczka; ferner Dr. Muck u. A.

Schule oder Familie, nicht konfessionell, gesucht in Süddeutschland für 14 jährigen, sehr talentvollen, aber schwer erziehbaren Knaben. Gef. Off. ganz ausführlich an die Red. unter **A. B.** erbeten.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Modernes Märtyrertum.

Ein Lebensbild

von

S. Dornen.

Preis broschiert 3 Mark.

Die **Börsenzeitung** schreibt darüber: Dieses Lebensbild liest sich wie ein Roman, aber es ist bei weitem mehr. In diesem Buche liegt Niederschlag des Geistes unserer Zeit. Das Ringen eines freigeistigen Mädchens gegen die Ueberlieferungen, die wir Religion zu nennen gewöhnt sind, wird hier mit hoher dramatischer Kraft vor Augen geführt und beweisen, daß der inneren Wahrhaftigkeit ein erhabenerer Wert innewohnt, als dem äußeren auf Unwahrheit aufgebauten Glück. In diesem Buche sind in Betreff der „christlichen Religion der Zukunft" Gedanken von tief weihevoller Schönheit enthalten. Und dabei ist die eigentliche „Geschichte" mit großem Erzählertalente überaus anschaulich vor Augen gestellt. Wir wünschen dem aufklärenden Buche — gegen das die Zeloten eifern werden — die weiteste Verbreitung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin

Herbstprogramm 1903.

In München findet am 10.—12. Oktober d. J. der Gesellschaftstag der D. G. E. K. statt. Neben den üblichen geschäftlichen Punkten der Tagesordnung wird vor allem: die Stellung der D. G. E. K. zu den religiösen Gemeinschaften besprochen werden. (Ref. Dr. Pfungst-Frankfurt, Dr. F. W. Foerster-Zürich, Prof. Döring-Berlin.) Da satzungsmäßig alle Mitglieder dem Gesellschaftstage beiwohnen dürfen, laden wir freundlich zu möglichst zahlreicher Beteiligung ein.

Freitag, den 23. Oktober, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Lehrer J. Tews: „Der Kampf zwischen Volksbildung und Kirche in Frankreich." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Dienstag, den 27. Oktober, 8¼ Uhr abends, Saal 109 im städt. Rathause: Berichterstattung der Delegierten über den Münchener Gesellschaftstag.

Freitag, den 13. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses Monatsversammlung. Geh. Rat Prof. Dr. v. Liszt: „Tolstoi als Kriminalist." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei.

Das Programm der Versammlung vom 27. November im Saal 109 des Rathauses, wird noch bekannt gegeben werden.

NB Laut Vorstandsbeschluß vom 29. Juni d. J. wird unseren Mitgliedern mitgeteilt:

1) In Zukunft wird bei unseren Monatsversammlungen von Nichtmitgliedern in der Regel ein Eintrittsgeld von 0,50 bis 1,00 Mk. erhoben werden. Die Ausnahmen bestimmt der Vorstand. Das einkommende Geld ist zu verwenden zur Honorierung der Redner und zum Inserieren der Vorträge.

2) Alle Mitglieder haben sich am Eingang des Versammlungssaales durch Vorweisung ihrer Mitgliedskarte zu legitimieren.

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III, ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste n. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 10. Oktober 1903. | Nr. 41.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Sozialdemokratie und Sozialismus. Vom Herausgeber.
Gefahren des Monismus. Von Else Hasse.
Zur Physiognomik der Salzburger Hochschulkurse. Von Dr. Hubert Röck (Innsbruck).
Streiflichter:
Gegen den Gewissenszwang.
Plakatpädagogik.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau

Sozialdemokratie und Sozialismus.

„Die Partei war nie uneiniger als jetzt!" Es wird, nachdem man den Nachhall der großen Worte und des Entrüstungslärms des Dresdener Parteitags innerlich überwunden hat, nicht viele Politiker mehr geben, die August Bebel's Urteil bestreiten möchten, trotz der fast vollständigen Einstimmigkeit bei den Schlußabstimmungen des Parteitages. Bebel selbst wird sich heute keiner Täuschung darüber hingeben, daß der große angekündigte Reinigungs- und Einigungsprozeß, zunächst wenigstens, mißlungen ist: die Revisionisten bleiben in der Partei; kein Ketzer ist bekehrt und keiner, selbst Genosse Mehring nicht, hinausgeflogen.

In der Presse aber tobt die Männerschlacht weiter; persönliche Abrechnungen auf dem Hintergrund sachlicher Differenzen, schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten über Taktik und Endziel, Bestreitung der Vertrauenswürdigkeit hier und Mandatsniederlegung dort, — ja, wenn dies selbst, wie die offizielle Darstellung will, ein Gesundungsprozeß ist, den sich nur ein starker Organismus leisten kann, so sieht es doch einem schweren Krankheitsanfall verzweifelt ähnlich. Jedenfalls bleibt noch die Frage, was gesund und was krank ist.

Daß die Diagnosen der verschiedenen Gesellschaftsärzte auseinandergehen werden, ist selbstverständlich. Das entbindet aber den, der ehrlich helfen will, nicht von der Pflicht, sein Sprüchlein zu sagen, niemand zu liebe, niemand zu leide. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß mit dem Dresdener Parteitag nicht der Gegensatz der Radikalen und Revisionisten, sondern der von Sozialdemokratie und Sozialismus ans scharfe Tageslicht getreten ist. Das ist nicht etwa nur ein andrer Name für jenen Gegensatz. Ein linker und ein rechter Flügel ein und derselben Partei mag in der Taktik, im Tempo des Fortschreitens, im Paktieren mit dem Gegner u. ä. verschiedene Grade und Abstufungen eines einheitlichen Willens aufweisen: es ist dann immer nur ein Mehr oder Weniger derselben Grundtendenz, kein spezifischer Gegensatz. Sozialdemokratie und Sozialismus aber trennen sich heute auf's schärfste mit den Leitworten: Klassenbewußtsein, Klassenkampf und Eroberung der politischen Macht hier, Menschheitskultur, Solidaritätsgefühl und Sieg des Ideals der Menschenliebe über jeden persönlichen, Klassen- und Völker-Egoismus dort.

Wohl weiß ich, daß im Sinne der weitestschauenden Führer der Sozialdemokratie der politische Sieg des Proletariats ebenfalls als Vorstufe, als Mittel zu jenem weiteren Ziele gedacht wird, aber ebenso sicher scheint es mir auch, daß der Versuch, eine Aera der Menschenliebe durch Entfesselung von Haß vorzubereiten, die Herrschaft der Gewalt durch Uebergewalt zu brechen und das Glück der Menschheit durch Aufzwingung einer neuen Gesellschaftsordnung von oben, statt von innen durch Aenderung der Menschen selbst den neuen Geist den neuen Körper bauen zu lassen — daß dieser Versuch ein Versuch mit untauglichen Mitteln ist, mit Mitteln, die eben dem Ideal des Sozialismus direkt entgegengesetzt sind. Es ist dieselbe Taktik, die durch Anhäufung ungeheurer, zu bedingungslosem Gehorsam und rücksichtsloser Vernichtung des Feindes gedrillter Heeresmassen den Weltfrieden zu sichern wähnte, die Politik des Welteroberers, der über die Rechte der Völker und über die natürlichen Grenzen der Länder hinweg ein Weltreich der Gerechtigkeit zu schaffen gedachte, die Despotie der Menschheitsbeglückung wider Willen. Sozialismus aber ist die Weltanschauung, die mit hellen Sinnen den Urbeginn der Kulturgeschichte im Zusammenschluß der Menschen untereinander zu gemeinsamem Trutz und Schutz erkennt, die in der Werkzeugschöpfung das Wachsen eigner Organe am Menschheitskörper begrüßt, die in jeder Steigerung der menschlichen Herrschaft über die Natur das Fallen einer Schranke zwischen Mensch und Mensch erblickt, die den Jahrtausendeprozeß der Ausschaltung tierischer Gewaltherrschaft durch Gerechtigkeit und Güte innerhalb der Gattung bewußt fördert, die kein Barbaren- und Helotentum mehr duldet, die keine Kultur und kein Glück für voll ansieht, so lange noch jemand, der Menschenantlitz trägt, davon ausgeschlossen ist, die die Idealvorstellungen vom Wahren, Guten und Schönen hundertmal durchsiebt, bis sie Gemeingut Aller geworden sind, und die mit dem Begriffe Menschheitskultur allen Rassen- und Klassen-Hochmut und Haß, aber auch alle Gewaltthat und allen Machtdünkel, kurz alle Nur-Tierheit im Menschen beseitigen möchte.

Aus diesem Grundgegensatze ergeben sich nun ohne

Weiteres die jetzt an die Oberfläche gekommenen Differenzen. Dort liebäugelt man mit der Katastrophentheorie, mit der Revolution; hier weiß man, daß auch die Kultur, die Natur in höherer Potenz, keine Sprünge macht, und daß Evolution, langsame Entwicklung des Neuen aus dem Alten, der gerade Weg zum Fortschritt ist. Die Sozialdemokratie braucht, als Kämpferin um die Macht, wohldisziplinierte Wählermassen, Arbeiterbataillone und Heere, die auf das Kommando des Führers einschwenken. Autorität mit einem Worte, sei es auch die wohlerworbene und ursprünglich freiwillig zuerkannte Autorität — der Sozialismus vertraut auf die zwar langsamere, aber unvergleichlich sicherer wirkende Macht des freien Gedankens in jedem Einzelnen, er verzichtet auf Majorisierung und vermag keine Autorität, auch nicht die der Partei, über seinem besten Wissen und Wollen anzuerkennen. Um die Massen in Bewegung zu bringen, bedarf es dort gewissermaßen eines Dogmas, einer Art Jenseitigkeitslehre im Diesseits, des lockenden Bildes vom Zukunftsstaat, der wenigstens die Kinder und Kindeskinder aus dem trüben Grau des Heute herausführen soll in ein Reich reinsten Glückes und vollsten Friedens — während der Kenner sozialer Entwicklung weiß, daß jedes winzige Stückchen Paradies mit saurer Arbeit und nie ermattendem Fleiß von Generationen erobert werden muß, und daß Glück und Frieden nur zum kleineren Teil abhängig sind von den äußeren Lebensbedingungen. Gewiß ist es aufs kräftigste zu fördern, daß dem gewaltigen Zusammenschluß von Kapitalkraft und Maschinentechnik, die zunächst den Arbeiter zur „Hand" erniedrigt und in die geistlose Oede hoffnungslosen Elends hinabgedrückt hat, ein Gegengewicht die Wage halte: die Vereinigung und Genossenschaftsbildung der Arbeiter selbst, damit der Aufstieg immer breiterer Massen zu menschenwürdiger Lebenshaltung und zur thätigen Teilnahme an der großen Kulturarbeit der Menschheit gesichert werde, und alle hierauf zielenden Pläne, von der Bodenreform bis zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel, bedürfen der ernstesten Beachtung und Prüfung — und doch wird der Sozialist in jeder Dogmatisierung bestimmter Theorien ein Hindernis für die freie Fortentwicklung unserer Erkenntnis auf diesem schwierigen Gebiet befürchten dürfen. Zumal wenn diese dogmatische Versteinerung bei allem Optimismus und aller enthusiastischen Siegeshoffnung in Beziehung auf den endlichen Ausgang des Kampfes schwer pessimistische Elemente in sich einschließt: die Theorie von der vollkommenen Besserungsunfähigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung, außer durch Umsturz, die mit dem Kirchendogma von der allgemeinen Sündhaftigkeit korrespondierende Lehre von der totalen sittlichen Unverbesserlichkeit der „reaktionären Masse" der Bourgeoisie und der herrschenden Klassen und den Glauben an die alleinseligmachende Kraft des Klassenbewußtseins.

Bei alledem darf zugegeben werden, daß es das unvergängliche Verdienst gerade der politisch organisierten und einseitig entwickelten Sozialdemokratie gewesen ist, daß sich überhaupt ein Sozialismus in dem eben gekennzeichneten Sinne in weiten Kreisen des nichtproletarischen Volkes entwickeln konnte. Ja selbst die parlamentarische Machteroberung, wie sie mit so beispiellosem Erfolge in den letzten Jahrzehnten begonnen worden ist, wird, wie die Verhältnisse in unserem politischen Leben nun einmal liegen, wo noch vorwiegend der mechanische Kräftestoß von Macht zu Macht entscheidet, auch vom Sozialisten hoffnungsfreudig als Beginn einer neuen Ordnung der Gesellschaft begrüßt werden dürfen — nur darf dabei nicht vergessen werden, daß jede einseitige Zuspitzung und Beschränkung des Endzieles der ganzen Bewegung auf solche politische Machtstellung eine Versündigung an dem hehren Ideal einer in allen ihren Teilen sozialisierten Gesellschaft bedeutet und daß nichts diesem Ideal stärkeren Abbruch zu thun geeignet ist, als die einseitige Pflege der gewaltthätigen Kampfinstinkte der großen Masse.

Mit einander, nicht gegen einander ist die Formel jedes menschlichen Kulturfortschritts; es war der Streit um diese Erkenntnis, der auf dem letzten Parteitage die längst in der Tiefe der Dreimillionenpartei wühlenden Gegensätze aufeinanderprallen ließ, vom Streit um die Beteiligung der Genossen an bürgerlichen Blättern bis zur Frage, ob Höflichkeit gegen Fürsten notwendig Höflinge züchten müsse.

Noch hat die Sozialdemokratie über den Sozialismus gesiegt, vielleicht selbst nicht zum letzten Male. Wer aber sich gewöhnt hat, die Zeitgeschichte ein wenig aus der Ewigkeitsschau anzusehen, der setzt, soll schon gewettet werden, auf den Sozialismus. P.

Gefahren des Monismus.

Von Else Hasse.

Der Monismus behauptet bekanntlich die einheitliche Natur und den einheitlichen Ursprung alles dessen, was da ist. Alle vorhandenen Differenzierungen des Monon sind nur Wegmarken und bezeichnen nur die Straße der ins Unendliche hineinschreitenden Entwicklung. Alles was wir unterscheiden, alle scheinbar unversöhnlichen Gegensätze sind nur Darlebungsweisen des Ureinen, in die es sich allmählich oder gleichzeitig auseinanderlegte, so zwar, daß das Unfertige, Elementare, Negative immer neben dem Vollkommeneren, Positiven fortbesteht. Was wir als Polarität bezeichnen und was Goethe das „eine große Triebrad der lebendigen Natur" nennt, welches in Schwung kommen müsse, damit das andere: Steigerung, sich langsam in Bewegnng setze — auch das sind nur verschiedene Thätigkeitsformen des Monon; Polarität und Steigerung bezeichnen dasselbe wie Differenzierung und Entwicklung, und der Kampf aller Doppelenergien und Gegensätze bewirkt nur, daß aus niederen Ordnungen höhere werden, daß der Stoff seine geistige Natur in immer feineren Formen ausdrückt und daß aus aller Wesen Tiefe langsam, in ewigem Flusse, unter unaufhörlichen Kämpfen, die Vollkommenheit hervorwächst.

In dieser Form erhebt sich der Monismus vor uns wie ein Riesenbildnis von wahrhaft religiöser Pracht und Herrlichkeit, auf dem krystallen Piedestal wissenschaftlicher Grundsätze und Erkenntnisse. Aber der hymnische Schwung der Urworte des Monismus: Alles ist Eines, alles ist Natur — alles ist Geist! hat doch bei Vielen einen Rausch erzeugt ähnlich dem, womit Rousseau's Sturmwort „Rücklehr zur Natur!" die Geister betäubte. Alles ist Natur — alles ist Geist: — das Rätsel der Sphinx des Lebens scheint gelöst und der Mensch stürzt mit ihr sich hinein in den blumenreichen Abgrund der Allnatur, um dort Ruhe zu finden vor den uralten Quälgeistern Gut und Böse, Gemein und Erhaben, Schön und Häßlich, Rein und Unrein, Wert und Unwert. Im kulturfernen Paradies der Natur vergißt er, daß es Schlangen giebt, die ihn in die Fersen stechen könnten, vergißt er, daß die „gütige Allmutter" nicht nur schafft, sondern auch grausam zerstört, daß sie dem Tode tägtich neue Saaten sät, kurze Freuden mit langen Schmerzen straft und Geschöpfe entstehen läßt, die einander zerfleischen.

Aus der schwärmerischen und gedankenlosen Hingebung an die Einheitsnatur, aus solchem unterschiedslosen Kultus des Natürlichen sind Gefahren erwachsen, die einerseits dem Monismus selbst mit Verflachung drohen und andrerseits der ethischen Kultur ans Leben gehen.

Digitized by Google

Diejenigen, denen der Monismus das große Ja ist, mit welchem sie alle Erscheinungen der Welt, auch sämtliche Mängel, Triebe, Leidenschaften begrüßen, haben zweierlei vergessen und übersehen. Ihr Hauptfehler liegt erstens in einer Verwechslung des Begriffs der Einheit mit dem der Gleichheit, und zweitens in dem mangelhaften Ernst, mit welchem sie den Entwicklungsgedanken betrachten. Der Monismus braucht die Entwicklungslehre, sowie dereinst die Lehre Anaximanders von der Einheit des Weltganzen den großen Gedanken Heraklit's „Alles fließt!" gebrauchte: er wird ein Sumpf, wenn er nicht den Fluß des Werdens durch sich hindurchleitet — jenen wunderbaren Fluß, der nicht die Tiefen aufsucht, sondern nach unzähligen Windungen und Wendungen die Höhen erklimmt. Und der Mensch, in dessen Bewußtsein sich dieser Steigerungsprozeß spiegelt und der sich als Ausläufer einer äonenlangen Entwicklung des Ureinen betrachtet, der Mensch hat das herrliche Recht und die Pflicht, durch seine schöpferische Hilfe die Entwicklung über sich hinauszuheben und also ein dem kosmischen Geist verwandter Mitarbeiter am großen Weltzweck zu werden.

Zu solchem erhabenen Thun aber macht ihn jene Art von Naturvergötterung ungeschickt, die ihn veranlaßt, alle Lebensäußerungen, Darlebnngsweisen und Schöpfungsthaten des Alleinen einander gleichzusetzen. Keine Entwicklung, keine Steigerung ohne Unterscheidung. Das Weltganze, als ein Erzeugnis der Entwicklung betrachtet und mit dem Maße der Zeit gemessen, stellt sich uns als zeitlich dreidimensional, als ein Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges dar und wir sind gewöhnt, über Vorstufen der Entwicklung, über Halb- und Minderentwickeltes andere Werturteile abzugeben wie über das Werdende und Sichvollendende. Wir sagen uns: wenn auch alles Seiende Geist sein mag, selbst das, was wir Materie nennen, so doch in sich unterschiedener, stufenweis sich verstärkender Geist. Hier gewahren wir noch Urformen des Geistes, dort ist das Elementar-Geistige schon zu mächtiger Geistentfaltung gelangt. All diese Entwicklungsformen des einen Geistes aber, indem wir sie unterscheiden, bewerten wir zugleich verschieden.

Es giebt Monisten, die das Werturteil als ein eigenwilliges Parteiergreifen für diese oder jene Seite der Natur betrachten, als eine krankhafte Ueberhebung, durch welche der kampfeslüsterne Mensch sich der Möglichkeit beraube, am Busen der Natur in Frieden zu genesen. Aber das Werten ist nicht nur nichts Willkürliches, sondern sogar „ein nicht weiter auflösbares psychologisches Urgeschehen,"*) dessen dunklen Ursprung man doch ein wenig aufhellen kann, wenn man die teleologische Erklärung zu Hilfe nimmt, daß die Werturteile im Menschengeist nur Mittel sind, welche die Natur anwendet, um die Entwicklung vorwärts zu schieben, über den Tiermenschen hinaus. Denn all die Unterscheidungen und Normen, auf welchen sich die Welt der Werte aufbaut, sind Bezeichnungen für das in hohem Sinne Lebensteigernde und das Lebenvermindernde, sind Aufklärungen über das, was vergangenen, rückständigen Entwicklungsperioden angehört und was neue Entwicklungen einleiten helfen könnte, sind Führer zu einem höheren, geistigeren Leben.

Ihr enger Zusammenhang mit dem Entwicklungsgedanken giebt vor allem der Ethik eine kosmische Bedeutung und zeigt, daß sie mehr ist als eine Sammlung von Ordnungsregeln der menschlichen Kulturgemeinschaft. Wenn denn der große Weltzweck der aufsteigenden Entwicklung sich nur durch Polarität verwirklicht, so sind auch die Denk- und Urteilspole „Gut und Böse" kosmisch unentbehrlich. Sittlich sein heißt dann eben das große Naturwerk der Entwicklung durch persönliche Kraft fördern, durch klares Urteilen und zielsicheres Handeln; die sittlichen Unterscheidungen wollen das natürliche Leben nicht lästern und unterdrücken, sondern das reine, starke, anstrebende Leben vom schwachen, kranken, niedergehenden Leben sondern. So ist die Wertlehre und sind die Unterscheidungsformen der Ethik nichts als der Ausdruck einer echten Lebensbejahung, eines echten Naturdienstes. Ruskin hat das Gleiche im Sinn gehabt, wenn er sagt: „An Stelle der Worte „Gut und Böse", welche die Menschen gebrauchen, darf man getrost die Worte „Erzeuger und Zerstörer" setzen", und Emerson meint, der sittliche Held sei groß „durch das starke Hervortreten der Universalnatur in ihm; er braucht nur die Lippen zu öffnen nnd sie spricht aus ihm; er braucht nur zum Handeln getrieben werden und sie handelt durch ihn."

Diejenigen flach denkenden Monisten nun, denen die alten, praktisch erprobten Normen nichts gelten, weil sie angeblich der Heiligkeit des Natürlichen zn nahe treten, und die sich darin gefallen, durch eine Gleichsetzung von Trieben, welche wir sonst nach ihrem verschiedenen Wert zu unterscheiden gewohnt sind, Grenzen zu verwischen, die eine Jahrtausende alte Erfahrung der Menschheit gezogen, — diese falschen Bekenner des Monismus sind Schädlinge, deren zersetzende Wirkungen wir in unserm Gesellschaftsleben genugsam spüren. Warum fehlt es uns z. B. heute so sehr an wahren Persönlichkeiten und starken Charakteren? Doch wohl auch darum, weil der Mangel an festen Unterscheidungen und Begriffen, weil das Ineinanderfließen der Wertbestimmungen es ausschließt, daß der Mensch tiefwurzelnde Ueberzeugungen und unerschütterliche Grundsätze der Sittlichkeit haben kann. Wer nicht gut unterscheidet, dem eben fehlt die Festigkeit in den Linien der Lebensauffassung nnd im Umriß der Persönlichkeit, dem fehlt der erzene Glaube und das sichere Bewußtsein des Sollens.

Keine Erkenntnis ist der Erhaltung so wert als die, daß es nichts Wichtigeres im Leben giebt, als den Wert der Dinge richtig zu unterscheiden. Und kein Grundsatz richtet so arge praktische Verwüstungen an als derjenige, daß alle Triebe des Menschen, weil sie dem Urgrund der einen großen Natur entstammen, als gleichberechtigt anzusehen seien. Seit „Natur" für weiteste Kreise ein Schlagwort geworden ist, das jeden Kontrastbegriff — Gott oder Geist — ersetzen und ausschließen soll, scheinen Viele es vergessen zu haben, daß mit dem Wegfall solcher Kontrastierungen das Doppelleben, der Zwist und Zwiespalt nicht aufgehoben ist, weil ja Natur überall mit sich selber kämpft, sich selber Widerstand leistet, sich selber beschränkt und zügelt, und immer wieder ein Stück Natur um des andern willen aufgeopfert wird. Man hält das Aufopfern für eine menschliche Erfindung und nennt es Askese nnd nimmt Anstoß an dem Verwesungsgeruch dieses Wortes; man will dem Leben nirgends zu Leibe gehen und es nur dadurch in jeder Form annehmbar machen, daß man ihm ein ästhetisches Mäntelchen umhängt und jeden Tanmelkelch mit Rosen umkränzt; man hält die Worte „höhere und niedere Natur" für eine blasphemische Beleidigung der mona natura; man schwört mit dem alten Aristipp von Kyrene auf die Souveränetät des Augenblicks und fragt: „Warum soll der eine Augenblick dem andern geopfert werden? Der Impuls jedes Augenblicks hat ein ebenso großes Recht zu existieren wie der andere!" Was aber schließlich bei solcher Gleichmacherei, solchem falschen Naturverständnis herauskommt, ist die Heiligsprechung des Niedergangs und der Entartung, nicht des Aufschwungs und der Entwicklung. —

Wir müssen mit unserer Hingabe an den Einheits-

*) Vgl. Prof. Simmel: „Einleitung in die Moralphilosophie".

gedanken doch einigermaßen vorsichtig sein, obwohl es der erhabenste und friedvollste Gedanke des Menschenhirns ist. Wir dürfen diesem Gedanken das Urteilen und Denken — (das ja ein Unterscheiden, Trennen, ein Aufstellen von Verhältnissen, Vorstellen von Sonderexistenzen ist) — nicht vollständig ausliefern, sonst verkümmert leicht die edelste Fähigkeit des Menschen, die auf dem rechten Unterscheiden beruht: die Fähigkeit des Werteansetzens und Werteerstrebens, durch welche wir in das quirlende Durcheinander des Naturlebens Ordnung und Sinn hineindringen. Nicht umsonst belegte die Weisheit des alten Testaments Gott mit dem Namen Hammabdil, der Scheidungmachende, als welcher er die ganze Welt mit Linien der Ordnung, Begrenzung, Unterscheidung und des Gegensatzes überzieht. Mit dieser Bezeichnung stempelte sie ihn zu einem Gott des Lebens, der den Kampf, das Vorwärts! das Empor! will; zu einem Gott der Entwicklung, der seine Einheit zur Vielheit auseinanderfaltet, um sich zu höherer Einheit emporzuleben.

Indem wir uns aus der Unruhe der ungleichartigen, vieldeutigen Wirklichkeiten hineinsehnen in die Ruhe des Einheitsgedankens, vergessen wir oft, daß Einheit eben keine sinnliche Erfahrung, sondern eine Ahnung, ein Gefühl, eine Idee ist. Die Einheit der Welt und aller Dinge tritt nie wahrhaft und wirklich ein in unsern Geist; die bunte, krause, widerspruchsvolle Wirklichkeit zeigt uns keine mona natura, kein unterschiedsloses, einheitliches Ganze; die Einheitsempfindung beruht also auf einer rein innerlichen Erfahrung und die Einheitslehre, so getreu wie sie auch das Ursein der Welt widerspiegeln mag, ist doch eben ein Ergebnis des reinen Denkens. Unsre gewöhnlichen äußeren Erfahrungen reden von den Unterschieden der Dinge.

Daß alles, was wir sonst unterscheiden, eins und gleich ist, das Materielle und Geistige, das Sinnliche und Seelische, das Kleine und Große, das ist eine Erfahrung, die nur auf den höchsten Höhen und in den untersten Niederungen des geistig-sinnlichen Erlebens gedeiht. Alles ist eins und gleich: so darf nur die höchste Unschuld und Reinheit, die höchste Schönheit, die höchste Liebe, die höchste geistige Erhabenheit sprechen; so spricht andrerseits freilich auch, indem sie alles Hohe herabzieht, die größte Gleichgiltigkeit und Niedrigkeit. Im Guten sind eben alle Gegensätze aufgehoben und ausgeglichen, und der Schlechte begreift sie überhaupt nicht. Und das eben ist die Gefahr, welche der Alleinslehre als Weltanschauung droht, daß es gleichsam einen Monismus von oben und von unten geben kann, daß sowohl der cynische Materialismus und Skepticismus mit seiner Gleichmacherei, als auch der erhabenste und reinste Spiritualismus die Welt unter monistischem Gesichtspunkt betrachten kann und daß unter demselben Panier der eine die Menschheit auf die Höhen des Lebens, der andere sie aber in die Abgründe führen kann.

Der wahre ethische Monismus lehrt uns immer wieder dankbar ausrufen: „Glückliche Zweiheit menschlicher Natur, Du allein erhältst die Einheit unsres Wesens!“

Zur Physiognomik der Salzburger Hochschulkurse.

Von Dr. Hubert Röck (Innsbruck).

In dem Hirtenbriefe der österreichischen Bischöfe, in dem sie den Gläubigen die Notwendigkeit der Errichtung einer „freien katholischen Universität“, und zwar in Salzburg, ans Herz legen, heißt es:

„Eine Universität ist eine solche Schule, welche die meisten Jünglinge, wenn sie das Gymnasium vollendet haben, besuchen müssen, falls sie Professoren, Aerzte, Advokaten oder Beamte werden wollen. An diesen Schulen erhalten sie ihre letzte Vorbildung auf ihren Beruf. Eine solche katholische Universität oder Hochschule wollen wir errichten.“

Was wir an dieser Bestimmung vor allem vermissen, ist der Umstand, daß die andere wichtige Aufgabe der modernen Universitäten, nicht nur Fachschulen für bestimmte gelehrte Berufe, sondern auch Stätten rein wissenschaftlicher Forschung zu sein, mit keinem Wörtchen gestreift wird. Doch kann man uns darauf entgegenhalten, daß diese zweite Aufgabe insofern sich von selbst verstünde, als sie in der ersten mitenthalten und von ihr unzertrennlich sei. Was sich aber nicht von selbst verstünde, sei die Frage, in welchem Sinne Lehre wie Forschung an den Universitäten getrieben würde.

Demgemäß heißt es im Hirtenbriefe weiter:

Die studierenden Jünglinge seien, wenn sie von den modernen Universitäten kämen, der Kirche und dem religiösen Leben ganz oder beinahe ganz entfremdet. Nicht wenige, die die Universität verließen, wirkten als Lehrer und übertrügen den dort eingeatmeten Geist auf das Volk, weshalb es nicht wundernehmen dürfe, daß die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen, ja der nackte Unglaube immer weitere Kreise ergreife, daß in den Vertretungskörpern so wenig entschieden katholische Männer sich fänden, daß katholische Zeitungen keine Leser hätten. Die Verhältnisse für das Vaterland könnten sich nicht bessern, solange nicht Fachschulen beständen, an denen die studierende Jugend in Grundsätzen unterrichtet werde, die der Wahrheit und dem katholischen Glauben entsprechen. Pflicht der Bischöfe sei es, die Irrtümer zu zerstreuen und die ihnen anvertrauten Seelen zu retten. Dazu müßten die nötigen Mittel und Anstalten, vor allem eine katholische Hochschule, geschaffen werden. Wie die Errichtung der katholischen Universität vom Papste und von den Bischöfen ausgehe, so müsse diesen auch die Leitung zustehen. Papst und Bischöfe würden die Art und Weise, wie die Professoren berufen werden sollen, bestimmen. Sie würden auch die Reinheit der Lehre überwachen und dafür Sorge tragen, daß nichts vorkäme, was der katholischen Wahrheit widerspräche.

Von den staatlichen Universitäten würde sich also die geplante katholische Salzburger Universität dadurch unterscheiden, daß aus ihr lauter streng römisch-katholisch gesinnte Professoren, Aerzte, Advokaten oder Beamte hervorgingen. Das Programm, nach dem man das erstrebte Ziel erreichen will, ist im Kernpunkte von Papst Leo XIII. selbst in dem Rundschreiben „Aeterni patris“ vom 4. August 1879, das von der Restauration der Wissenschaft auf Grund der philosophischen Prinzipien der Scholastik, insbesondere des hl. Thomas v. Aquin, handelt, aufgestellt und ausführlich begründet worden. Eifrigste Pflege der Philosophie, der scholastischen Philosophie, von der die richtige Behandlung der übrigen Wissenschaften, auch der Naturwissenschaften, größtenteils abhinge, ist es, was darin vom Papste mit allem Nachdrucke gefordert wird. Und es ist Pflicht der Gläubigen, dieser Forderung nachzukommen. Denn, wie es in dem Rundschreiben „Longinqua oceani“ vom 6. Januar 1895 heißt:

„Die Rundschreiben, die Wir im bisherigen Verlaufe Unseres Pontifikates verfaßt haben, enthalten zahlreiche Belehrungen, die die Katholiken befolgen müssen.“

In der richtigen Erkenntnis, daß eine geistige Gefahr nur mit geistigen Waffen erfolgreich zu bekämpfen ist, hat sich daher in Salzburg ein Verein, der „Salzburger Hochschulverein“, gebildet, um, wie die Beitrittseinladung zu demselben erklärt,

„als einzig mögliche Abwehr der Bestrebungen des katholischen Universitätsvereins die Errichtung einer staatlichen Universität in Salzburg vorzubereiten und damit das ultramontane Projekt zunichte zu machen.“

Dem Plane einer in Salzburg zu errichtenden freien (d. h. vor allem nicht staatlichen) katholischen Universität soll also mit dem Plane einer ebenfalls in Salzburg aus den vom „Salzburger Hochschulverein“ gesammelten Geldern zu errichtenden Universität entgegengetreten werden — einer schlechthin freien, vielleicht sogar „antikatholischen“

Universität etwa? — nein! sondern einfach einer staatlichen Universität. Jawohl, einer staatlichen Universität!

Wenn der „Salzburger Hochschulverein“ rasch die nötigen Geldmittel aufbringt und wirklich nichts weiter als eine staatliche Universität nach dem Muster der schon bestehenden erstrebt, so hat er alle Aussicht, seinen katholischen Gegner wenigstens auf dem umstrittenen Salzburger Boden einstweilen aus dem Felde zu schlagen. Erklärte doch der österreichische Unterrichtsminister in der Sitzung des Budgetausschusses vom 31. Januar 1902:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zahl der österreichischen Universitäten eine den staatlichen Bedürfnissen kaum mehr ganz entsprechende ist. Auch die Zunahme der Bevölkerung in Oesterreich, die Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus, die außerordentliche Vermehrung von Mittelschulen lassen das von Jahr zu Jahr inniger und dringender werdende Verlangen nach einer Vermehrung der Universitäten als ein grundsätzlich berechtigtes erkennen.“

Man darf daher wohl auch nicht zweifeln, daß sich der österreichische Staat unter solchen Umständen kaum lange zieren würde, eine zur Errichtung einer staatlichen Universität in Salzburg offerierte Millionenschenkung huldvollst anzunehmen.

Das wäre immerhin ein ganz netter Augenblickserfolg des „Salzburger Hochschulvereins“, aber auch nichts weiter. Das ultramontane Projekt läßt sich auf solche Weise unmöglich zunichte machen. Wenn das Projekt seine Verwirklichung überhaupt finden kann, so würde sich, falls Salzburg nicht mehr in Betracht kommen könnte, schon eine andere österreichische Stadt, z. B. Linz, finden. Uebrigens wäre es von vornherein gar nicht ausgeschlossen, daß die katholische Universität gerade zum Trotz in Salzburg neben die staatliche hingepflanzt würde.

Die Hauptsache jedoch ist und bleibt, daß eine österreichische staatliche Universität die Bestrebungen einer freien katholischen Universität schon deshalb niemals abzuwehren vermag, weil sie selbst immer mehr oder weniger im Banne des Ultramontanismus stehen wird. In diesem Banne stehen auch diejenigen Professoren, die sich zur Maxime bekennen, die Universitäten hätten das Gebiet des Glaubens prinzipiell dem Gewissensbereiche des Einzelnen und der Pflege durch die Kirche zu überlassen.

Eine kirchliche Universität kann nur durch eine ausgesprochen antikirchliche, und kirchliche Philosophie kann nur durch ausgesprochen antikirchliche Philosophie unschädlich gemacht werden. Wenn in diesem Punkte von den bestehenden staatlichen Universitäten in Oesterreich und besonders von den Universitätsphilosophen eine entschiedene Stellungnahme zu hoffen wäre, so hätte man davon längst etwas verspüren müssen. Von einer neuen staatlichen Universität steht natürlich bloß ihrer Neuheit wegen ebensowenig etwas dergleichen zu erwarten. Gerade in dieser Hinsicht sind die jüngst in Salzburg abgehaltenen Hochschulkurse, die doch der vom „Salzburger Hochschulverein“ geplanten staatlichen Universität gleichsam präludieren sollten, vorzüglich geeignet, uns einen Vorgeschmack der eventuell kommenden Dinge zu gewähren.

In einem „Aufrufe“ des „Salzburger Hochschulvereins“ heißt es:

„Der Fehdehandschuh, der der freien Wissenschaft hingeworfen wurde, ist aufgehoben, der Kampf angenommen, der aufgedrungen worden ist.“ „Darum herbei, ihr alle, die ihr die klerikale Gefahr erkennt und berufen seid, an der idealen Gestaltung und kulturellen Führung der Menschheit teilzunehmen, voran ihr akademischen Lehrer, ihr Pfleger des Geistes und Hegemonen der Wissenschaft — — — schließt euch wie ein Mann fest zusammen zur Verteidigung des heiligen Palladiums der Freiheit der Forschung, der Wissenschaft und ihrer Lehre“.

So läßt sich Franz Mach in seiner „Mahn- und Denkschrift“ „Freie katholische Universität und moderne Wissenschaft“ emphatisch vernehmen. Und verkündete es nicht Professor Ziegler, einer von den akademischen Lehrern, die dem Rufe behufs Abhaltung der Hochschulkurse nach Salzburg gefolgt waren, als eine wichtige Aufgabe der Universitäten, Stätten des obligatorischen Wahrheitsagens, das Gewissen der Nation zu sein?

Das sind gewiß sehr preiswerte, vielversprechende, kampflustige Worte, aber sie müssen, wo es irgendwie angeht, auch frischweg in Thaten umgesetzt werden, wenn sie von Freund und Feind ernst genommen werden sollen. Die Salzburger Hochschulkurse wären dazu wie geschaffen gewesen, ja man sollte meinen, sie seien zu keinem andern Zwecke veranstaltet worden, als um den großen, bisher immer kleinmütig von Generation zu Generation verschobenen Entscheidungskampf zwischen Kirche und Staat endlich einmal und gleich auf der ganzen Linie zu eröffnen.

Zu etwas dergleichen ist es in Salzburg, wie übrigens vorauszusehen war, auch nicht einmal versuchsweise gekommen. Kein einziger bibelkritischer, kirchenrechtlicher, dogmen- oder kirchengeschichtlicher Kampfvortrag ist gewagt worden, und die paar Themata, in denen sich einige sonst gern verheimlichte Wahrheiten, wie z. B. in denjenigen Professor Zieglers „Ueber Universitäten und Universitätsstudium“ hätten recht hübsch anbringen lassen, wurden in so vorsichtiger Weise behandelt, daß niemand ernstlich weh gethan wurde. So ist der Tadel über die unter den Studenten grassierende Fachsimpelei sicherlich durchaus zutreffend. Wenn aber Professor Ziegler dagegen gleichsam als Kitt, damit sich die universitas litterarum nicht zersplittere, die Philosophie empfahl, so hat er dabei eben nur an das gedacht, was er seinen Hörern in Straßburg darbietet und was ausnahmsweise ebenso schmackhafte als nahrhafte Geisteskost sein dürfte, nicht aber an alles das, was anderwärts von seinen Fachkollegen unter dem viel mißbrauchten Namen Philosophie serviert zu werden pflegt. Da ist denn die Fachsimpelei doch ein verschwindend kleines Uebel, ja vergleichsweise geradezu eine Tugend gegenüber der Beschäftigung mit der landläufigen Universitätsphilosophie. Wie interessant wäre es gewesen, etwa folgenden Ausspruch Nietzsches gebührend kommentieren zu hören:

„Sollte wohl je ein Universitätsphilosoph sich den ganzen Umfang seiner Verpflichtung und Beschränkung klar gemacht haben? Ich weiß es nicht; hat es einer gethan und bleibt doch Staatsbeamter, so war er jedenfalls ein schlechter Freund der Wahrheit; hat er es nie gethan — nun, ich sollte meinen, auch dann wäre er kein Freund der Wahrheit. (Aus „Schopenhauer als Erzieher“.)“

Wenn unsere staatlichen Universitäten wirklich das Gewissen der Nation sein sollen, so ist es notwendig, daß sie einmal ihr Gewissen recht gründlich erforschen. Wie viele Todsünden wider den Geist der Wahrheit würden dabei zum Vorschein kommen! Solange da nicht eine gründliche Besserung Platz greift, ist von dieser Seite eine wirksame Bekämpfung der gefürchteten ultramontanen Gefahr vergeblich zu hoffen. Das zeigt die Geschichte der Universitäten wie die ganze Geschichte des öffentlichen Lebens.

Mit einer freien katholischen Universität vermöchte nur eine wahrhaft freie, d. h. eine von allen konfessionellen und parteipolitischen Rücksichten völlig unabhängige Universität, eine wirkliche Stätte des obligatorischen Wahrheitsagens, siegreich in die Schranken zu treten. Mit einer staatlichen Universität läuft man unter den heutigen Verhältnissen nur Gefahr, den Gegnern in die Hände zu arbeiten.

Streiflichter.

Gegen den Gewissenszwang. Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir Jahr für Jahr immer wieder dieselben Beschwerden gegen Gewissensbedrängung unserer Mitbürger zur Sprache bringen müssen. Die Hartnäckigkeit, mit der das preußische Kultusministerium an der Fiktion festhält,

Digitized by Google

den Dissidenten geschehe kein Unrecht, wenn ihre Kinder gegen den ausdrücklichen Willen der Eltern zur Teilnahme am konfessionellen Unterricht gezwungen werden, fordert von der Presse die Arbeit des steten Tropfens, der doch schließlich den Stein zermürbt. Daß in der Verwaltungspraxis hie und da Milderungen eingetreten sind, kann zugegeben werden, ohne daß die Sache dadurch besser wird. Vielmehr schlimmer. Denn diese Milderungen betreffen fast nur Leute von Bildung, Ansehen und Besitz, die in der Lage und willens sind, ihr Recht bis zum Kammergericht und höher hinauf zu verfolgen; der einfache Mann wird schon mit dem Verhängen von Schulversäumnisstrafen kirre gemacht.

Zunächst setzen sich natürlich die Interessenten zur Wehre. So haben sowohl die Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands, wie der im September in Görlitz versammelte Kongreß der deutschen Freidenker Protestresolutionen beschlossen, von denen die erste hier zum Abdruck gebracht sei:

„Die am 24. August in Magdeburg tagende Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands protestiert abermals einstimmig gegen die unerträgliche Gewissensbedrückung, der, vornehmlich in Preußen, dissidentische Eltern durch Zwangs-Einschulung ihrer Kinder in den Religionsunterricht einer fremden Religionsgemeinschaft unterworfen werden. Die Bundesversammlung verlangt, daß die durch die Gesetze und die Verfassung gewährleistete Gewissensfreiheit, wie allen vollberechtigten Staatsbürgern, auch den Dissidenten gewährt werde."

Daß aber auch im kirchlichen Lager endlich das Bewußtsein von der Schmählichkeit des Zwangschristentums immer deutlicher zum Ausdruck kommt, mögen die schönen Ausführungen beweisen, die Erich Foerster in der „Christlichen Welt" (No. 38; Marburg i. H., 10. Septemb.) über die Grenzen des staatlichen Handelns, insbesondere dem geistigen und religiösen Leben gegenüber, macht. Der hervorragende Theologe und, was mehr, warmherzige Christusbekenner schreibt:

„Wir als Christen haben ein eminentes Interesse daran, die Freiheit des Individuums unantastbar gewahrt zu sehen und gegen jede Grenzüberschreitung der Rechtsgewalt in dies ihr nicht gehörige Gebiet hinein zu protestieren. Und zwar ist es ganz gleichgiltig, um was für Gesinnungen es sich dabei handelt, um religiöse oder politische, oder künstlerische oder wissenschaftliche. Sie haben als Gesinnungen einen Anspruch darauf, daß die Predigt der Jünger Jesu sie vor jeder Tyrannei und gewaltsamen Behandlung schützt, — auch wenn es Gesinnungen sind, die uns widerchristlich erscheinen, und die zu hegen wir uns als Sünde anrechnen müßten. . . . . Und dies Empfinden, daß es Unrecht ist, gegen und für Gesinnungen mit äußeren Machtmitteln zu streiten, es ist nicht nur Sondereigentum feiner weniger Leute mit besonders feinem und empfindlichem Gewissen, es hat unser Volk bis in seine Tiefen durchdrungen. Daher denn auch jeder Verstoß, ja jeder Verdacht eines Verstoßes dagegen eine allgemeine Erregung hervorruft, hinter der dann andere Gegensätze völlig verschwinden können."

Und in einer Anmerkung sagt er bei der Erwähnung der „allerschlimmsten Nöte, wie sie der allgemeine Schulzwang für Eltern und Lehrer mit sich bringt", wörtlich:

„Ich empfinde jedesmal Scham, wenn mich ein Dissident über die Stellung der evangelischen Kirche zum Religionsunterricht der Dissidentenkinder interpelliert. Diese Stellung sollte nicht zweifelhaft sein. Der heute ausgeübte Zwang auf Kinder dissidentischer Eltern, am Religionsunterricht der Schule teilzunehmen, ist, abgesehen von seiner praktischen Erfolglosigkeit, sittlich verwerflich und christlich gesprochen: Sünde. Es klingt ja ganz gut, wenn ein preußischer Minister unter Beifall der Landtagsmehrheit erklärt hat, er könne die Verantwortung dafür nicht tragen, daß Kinder heranwüchsen, ohne je etwas von dem Herrn Christus und dem ewigen Leben zu hören. Es war sicherlich auch gut und fromm gemeint, aber doch sittlich falsch orientiert. Der Minister braucht diese Verantwortung nicht zu fürchten, weil er sie garnicht trägt. Er ist nicht zum Vater eines jeden Kindes in Preußen gesetzt, sondern muß es den Eltern überlassen, diese Verantwortung für ihre Kinder zu tragen, so lange nicht nachgewiesen ist, daß sie dessen unfähig sind. Der Minister aber ist verantwortlich dafür, daß jedem Bürger die Freiheit seines Gewissens und Glaubens unangetastet erhalten bleibe, und dagegen verstößt jener Zwang.

Vielleicht machen diese Worte den Herrn Kultusminister etwas bedenklich. Deutlich genug sind sie.

Plakatpädagogik. Unter diesem Titel behandelt S. D. in der „Westdeutschen Lehrerzeitung" (Elberfeld, IX. Jahrg. Nr. 24) launig, wenn auch vielleicht ein wenig übertreibend, die neue und allerdings recht bequeme Mode, allerhand Erziehungsfragen mit dem Mittel imperativischer Plakate lösen zu wollen. Er geht aus von dem Versuche eines abstinenten Lehrervereins, mit zehn auf die Deckel der Schreibhefte gedruckten Lehrsätzen über die Gefahren des Alkoholgenusses die Branntweinpest, besonders auf dem Lande, zu bekämpfen, und schreibt:

Wie man sich die Wirkung nur denkt? In einer oberen Abteilung behandelte ich in der Naturgeschichte die Spaltpilze, insbesondere natürlich ihre Bedeutung für das tägliche Leben. Der Stoff war den Kindern sehr interessant, rege beteiligten sie sich am Unterricht. Es ergab sich dabei selbstverständlich auch die Notwendigkeit einer guten Mund- und Zahnpflege. Da ich in Bezug auf praktische Erfolge schon sehr skeptisch dachte, verlangte ich zur Ausführung nichts Ungeheures; dieses Ungeheure wäre die Beschaffung einer Zahnbürste gewesen. Es wurde darum nur als notwendig hingestellt, den Mund nach jeder Mittag- und Abendmahlzeit gründlich mit klarem Wasser auszuspülen und vielleicht von Zeit zu Zeit die Zähne mit einem Läppchen abzureiben. Später kam ich bei einer Wiederholung darauf zurück. Sofort war das Interesse für die Sache wieder rege. Nachdem über die Mundpflege berichtet worden war, fragte ich, wer hat denn nun seinen Mund ausgespült? — Keiner.

Gern will ich zugeben, daß die Hauptschuld an mir lag, daß ein Anderer mehr erreicht hätte; aber das glaube ich doch ohne Selbstüberhebung behaupten zu dürfen, daß ich soviel wie die Schreibheftdeckel auch gewirkt habe.

In dem allzu großen Vertrauen auf Worte liegt die Hauptursache des Mißerfolges, darin, daß man glaubt, die Vorstellungen seien die Grundphänomene des Seelenlebens, aus denen sich der Wille stets aufbaue. Von Vater und Mutter haben die Kinder nie gesehen, was sie ausführen sollen, nie sind sie von den Eltern dazu angeleitet worden — da bleiben die Worte ohne Wirkung. Der Versuch, die Kinder dadurch, daß sie gewöhnt werden, nach genommenem Frühstück den Mund zu spülen, auch dahin zu bringen, dieser Sitte auch nach den anderen Mahlzeiten zu folgen, ist noch nicht durchgeführt.

Nicht nur auf die Kinder will man mit den Schreibdeckelsätzen einwirken, sondern auch die Eltern will man dadurch bekehren. Eine große Lehrerversammlung erklärt sich fast einstimmig dafür, diese Sätze den Kindern als Rechtschreibeübung zu diktieren und dadurch Einfluß auf das elterliche Haus zu gewinnen! Weiß man denn nicht, daß die Kinder in die Gefahr kommen, Prügel zu erhalten, wenn sie dem Vater im Auftrage der Lehrer ein Heft vorzeigen müssen? Denn in gesitteten Familien braucht man zumeist die Trinker nicht zu bekehren.

Von da geht der Verfasser über zu den neuerdings in Berlin eingeführten Plakaten:

Entsetzt aber war ich, als eine Notiz durch die Tageszeitungen die Runde machte, die in einem Tone von einer Neuerung berichtet, als sei damit die größte Errungenschaft des neuen Jahrhunderts gemacht.

Die Notiz aber lautet: „Gesundheitsregeln für Schulkinder sollen in den Klassen der Berliner Volksschulen angeheftet werden. Im Großherzogtum Weimar hat das Ministerium bereits einen Aushang in den Schulklassen anbringen lassen. Das auf Pappe gezogene große Plakat enthält 21 Regeln und trägt die Ueberschrift: „Was müssen wir thun, um gesund zu bleiben?" Diese 21 Regeln lauten: „Wir müssen unsern Körper, namentlich Gesicht, Hals und Brust, täglich waschen. Wir müssen unsere Hände häufig waschen und die Nägel kurz und saubere halten. Wir müssen unsere Zähne morgens und nach dem Essen mit einer Bürste reinigen. Wir müssen unser Haar vormittags und nachmittags mit dem Schulbesuch kämmen. Unsere Kleider müssen täglich von Schmutz und Staub durch Klopfen und Bürsten gereinigt werden. Unser Schuhwerk muß jeden Morgen gereinigt werden. Wir müssen vor der Schultür den Schmutz abtreten. Wir dürfen Papier, Pflanzen, Speisereste, Obst nicht in die Klasse werfen. Wir dürfen nicht auf den Fußboden spucken. Wir müssen im warmen Zimmer Halstücher und Ueberkleider ablegen. Durch die Fenster muß besonders in den Zwischenpausen frische Luft in die Klasse gelassen werden. Wir müssen die Pausen womöglich im Freien zubringen. Wir müssen die Frühstückszeit zum Verzehren des Frühstücks benutzen. Wir müssen uns beim Gehen, Stehen und Sitzen gerade halten. Wir müssen beim Sitzen beide Füße mit der ganzen Fläche aufsetzen. Wir müssen beim Lesen, Schreiben und Zeichnen den Oberkörper aufrichten. Wir müssen groß und deutlich schreiben. Wir dürfen uns beim Schreiben nicht selbst Schatten machen. Wir müssen uns beim Arbeiten, besonders beim Lesen, Schreiben und Zeichnen, gegen grelles Sonnenlicht schützen. Wir dürfen beim Dämmerlicht nicht

lesen und schreiben. Wir sollen es dem Lehrer melden, wenn es an unserm Platze zu heiß oder zu kalt ist, wenn wir an unserem Platze nicht gut hören oder sehen können, wenn wir uns krank fühlen, wenn zu Hause eine ansteckende Krankheit ist."

Ich war wie vernichtet. Soviel Männer unterziehen sich dem Studium der Psychologie; soviel Männer suchen auf Grund dessen die Pädagogik auszugestalten; soviel Männer studieren ihre Zöglinge; soviel Männer bereiten sich vor auf ihren Unterricht; soviel Männer haben sich in ihren Unterrichtsstunden abgearbeitet: und das war alles unnötig, die Sache ist so einfach.

Wenn man sich nur bemüht, es auszudenken, Chinesentum ist nichts dagegen. Mit immer mehr Plakaten müssen die Wände bedeckt werden. Doch noch erhabener läßt es sich gestalten. Die Wände werden tapeziert (was sehr zu wünschen wäre), die Tapeten sind bedeckt mit lauter Sätzen, die Anweisungen und Belehrungen enthalten. Der Fußboden wird mit solchen bemalt, ebenso die Bänke. Ehrgeizige dürfen nicht fehlen, Schuhanzieher, Hosenträger, alles, alles Pädagogik. . . .

Doch reden wir ernst.

Wenn wir eine tickende Uhr im Zimmer haben, merken wir nach einiger Zeit nichts mehr von ihrem Ticken. Halten wir, ohne hinzusehen, den Finger auf eine Uhrlage, werden wir bald nichts mehr verspüren von dem Druck. Verzehren wir ein etwas angebranntes Gericht, merken wir, wenn wir nur guten Appetit haben, bald nichts mehr davon, daß es angebrannt ist. Sehen wir einige Zeit auf einen bestimmten Gegenstand, dann verschwindet er vor unsern Augen. So sehen die Kinder das Plakat und sehen's doch nicht!

Ich übernahm den Geschichtsunterricht in einer Klasse, in der ungefähr ein Jahr lang an der Vorderwand, also vor den Augen der Kinder, eine Karte hing, die im Verlage von Stahl in Arnsberg erschienen ist. Es ist dieses die Karte der preußischen Könige. Unter dem Bildnis des betreffenden Herrschers steht groß sein Name und die Zeit seiner Regierung, in zwei Farben gedruckt. Ich entfernte die Karte und siehe da: niemand konnte irgend eine Zahl angeben, die darauf steht, abgesehen von der Regierungszeit der Kaiser.

Das ist aber nicht etwas, das ich nun gefunden habe; das sind, meine ich, haasbackene Wahrheiten, die jeder Seminarist wissen kann.

So gar leicht ist das Erziehungsgeschäft denn doch nicht; es wird wohl dabei bleiben, was Kant sagte, der allerdings schon lange tot ist: „Erziehung ist das größte Problem und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden." Wer die Wahrheit seines Wortes nicht einzusehen vermag, soll seine Hand wenigstens von der Pädagogik lassen; wir verwahren uns gegen alle solcherlei Auch-Pädagogik!

Soviel ist dem Verfasser jedenfalls zuzugeben: das Plakat allein, namentlich das Wortplakat, macht es nicht; mindestens muß noch eine ausgiebige, mündliche Durcharbeitung des Stoffes dazu kommen. Aber es ist überhaupt Zeit, daß gegen die kolossale Ueberschätzung des lehrenden Wortes einmal kräftig aufgetreten wird. Auch die seit Jahrhunderten auswendig gelernten „Zehn Gebote" dürften allmählich den Nachweis ihrer Wirkungslosigkeit erbracht haben. Wir müssen vom Wort zum Erlebenlassen, vom Gebot zur Willensweckung!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Die hiesige Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" hielt am Montag Abend ihre Jahresversammlung in der „Rosenau" ab. Der Vorsitzende erstattete den Bericht, nach dem der außerordentliche Besuch der von der Gesellschaft veranstalteten Vortragsabende zeigt, welches Interesse die Bürgerschaft den Veranstaltungen entgegenbringt. Besonders stark war die Beteiligung an dem von Dr. Penzig veranstalteten Vortrags-Zyklus „Gesinnungsbildung und Unterricht". Demgegenüber sei jedoch festzustellen, daß die Mitgliederzahl der Abteilung nicht in gleichem Maße wachse, wie das Interesse an ihren Bestrebungen. Es müsse noch mehr geschehen, um die Ziele der „Gesellschaft für ethische Kultur" in weiteren Kreisen bekannt zu machen, vor allem auch ihre Propaganda zur Einführung eines von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Moralunterrichts.. Hierauf erstattete der Kassenführer den Kassenbericht, der eine Zunahme der Beiträge feststellt. An die Berichte schloß sich eine ausgedehnte Diskussion über die Stellung, die die Abteilung zu den am bevorstehenden Gesellschaftstage in München auf der Tagesordnung stehenden Fragen einnimmt. Der neugewählte Vorstand setzt sich zusammen aus den Herren Dr. Arthur Pfungst und Wolfgang Quincke, Vorsitzende, Adolf Zunz, Schriftführer, Max Heaning, Kassenführer, und Karl Peters-Frensdorff, Beisitzer. Zum Delegierten für den Münchener Gesellschaftstag wurde der Vorsitzende, zu Ersatzmännern die Herren Otto Hörth und Heß gewählt.

Bücherschau.

Grundriß der Religionsphilosophie. Von Dr. A. Dorner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. XVIII und 448 Seiten. 7 M.

Als ich das Buch zu lesen begann, regte sich in mir zunächst der Widerspruch. Professor Dorner in Königsberg gehört zwar zu den freier gerichteten Theologen, aber zu denjenigen, die im Gegensatz zu der „skeptischen Hochflut des Neukantianismus" die Metaphysik in Philosophie und Theologie wieder zu Ehren bringen möchten. Nun braucht man keineswegs mit dem von Dorner bekämpften „Empirismus" die Religion lediglich als psychologische oder historische Erscheinung aufzufassen und kann doch der Meinung sein, daß sie kein Wissen, sondern ihr tiefster Grund und bester Wert im Gefühle zu suchen sei. Demgegenüber ist sie für Dorner „höchstes Wissen", das freilich „nicht ohne Einfluß" auf Gefühl und Wollen ist. Wir vernehmen von ihm öfters eine Sprache, wie sie die spekulativen Philosophen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu führen pflegten. Ethik z. B. wird einmal als „die Entfaltung der Aktualität des Geistes" (S. 58, vgl. 50 ff) definiert; das „absolute" Ideal der Religion besteht „in der Einheit von Intelligenz und Willen und in der Immanenz des göttlichen Geistes im ganzen menschlichen Geiste, in der Gottmenschheit" (194), und das Dasein Gottes wird als ein „vernunftnotwendiger Gedanke" zu erweisen gesucht, so zu dem ontologischen, kosmologischen und teleologischen noch ein ethischer, ästhetischer, historischer und religiöser Gottesbeweis hinzugefügt (201 ff.). Hier, wie bei der ganzen Metaphysik des absoluten Wesens überhaupt können wir nicht mit. — Das hindert uns jedoch nicht anzuerkennen, daß Dorners Buch als Ganzes ein gediegenes, ernst durchdachtes, auf eindringenden Studien und unbedingtem Wahrheitssinn beruhendes Werk ist. „Weder zu beruhigen noch zu beunruhigen ist die Aufgabe der Wissenschaft, auch nicht, kirchlichen Wünschen zu dienen — die Zeiten sind hoffentlich ein für allemal vorbei, wo die Wissenschaft zur Magd der Kirche gemacht wurde —, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben. . . Der Religion ist sicherlich nicht mit Unwahrhaftigkeit, wozu auch diplomatische Verschleierung der Wahrheit gehört, gedient" (Vorwort S. V). Und in den nicht spekulativ-metaphysischen Partieen, die glücklicherweise doch den größeren Teil des Buches ausmachen, bietet der kenntnisreiche Verfasser des Interessanten und Belehrenden genug. Wir verweisen, um nur Einzelnes hervorzuheben, auf die Entwickelungsgeschichte (Dorner gebraucht den Hegelschen Ausdruck: „Phänomenologie") des religiösen Bewußtseins von den Naturvölkern aufwärts bis zum Christentum, ferner auf den besonders schönen Abschnitt über die Ideale der einzelnen Religionen (148—175), auf das Kapitel über die Aeußerungen des religiösen Bewußtseins in Gebärde, Symbol, Sprache, Opfer, heiligen Orten und Zeiten u. a., endlich auf die Darstellung des Verhältnisses der Religion zum Erkennen, zur Historie, zur Kunst und zur Sittlichkeit. In dem letztgenannten Abschnitt kommt er auch auf die Bestrebungen der ethischen Gesellschaften auch einer von der Religion unabhängigen Moral zu sprechen (S. 359—367). Er meint, man würde dem Standpunkt der Ethiker „ohne weiteres zustimmen müssen, wenn nicht — ebenso wie die Sittlichkeit auch die Frömmigkeit sich entwickelte." Das Sittliche verliere die ihm gebührende Selbstständigkeit dadurch noch nicht, daß es als ein „gottgewolltes" erkannt werde. „Nur, wenn die Religion fordern würde, das Sittliche nur deshalb zu wollen, weil Gott es will, wäre jede freie Erkenntnis seines eigenen Wertes ausgeschlossen" (361). Für den Religiösen sei das „Ideal des Guten" identisch mit „dem guten, ihn beseelenden göttlichen Geist"; auf der höchsten Stufe könne es keine rein-religiösen Handlungen mehr geben, sondern nur religiös-sittliche (362). Freilich er geht weiter. Religion ist mit der Ethik nicht bloß wohl verträglich, sondern sie ist notwendig. Ohne dieselbe entbehre die Ethik des festen Halts, der ihr erst die Realisierung der ethischen Aufgabe ermögliche, mit ihr erhebe sich die christliche Freiheit und Thatkraft erst zu der vollen Höhe. — Der Ethiker wird sich solchen Ausführungen gegenüber seines grundsätzlich verschiedenen Standpunktes bewußt bleiben, oder er wird sich eines Theologen freuen, der (mit Kant und Jesus selbst) die fromme Gesinnung nur im sittlichen Leben ausgedrückt findet und das Bewußtsein von der göttlichen „Gnade" in nichts anderem erblickt, als in dem Bewußtsein, „daß wir erwählt sind, in der Welt unsere Pflicht zu thun, auch die Gesetze dieser Welt zu erkennen, um die Dinge ihren Gesetzen gemäß zu behandeln und an unserem Teil die Harmonie der sittlichen und natürlichen Gesetzmäßigkeit zu realisieren" (364).

K. Vorländer.

Digitized by Google

Siebenter ordentl. Gesellschaftstag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

München, vom 9.—12. Oktober 1903.

Programm.

Freitag, den 9. Oktober, abends, von 6 Uhr ab: Begrüßung und zwanglose Vorbesprechung der Delegierten in der altdeutschen Trinkstube des bayrischen Kunstgewerbe-Vereins, Pfandhausstr. 7.

Sonnabend, den 10. Oktober, vorm. 9 Uhr, im Alten Kunstgewerbehaus (Pfandhausstr. 7): Beginn der Verhandlungen. Um 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen. Dann Fortsetzung der Verhandlungen. Die Tagesordnung (die Reihenfolge der Punkte bestimmt die Versammlung) lautet:

1) Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2) Kassenbericht und Entlastung des Hauptvorstandes.
3) Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
4) Bestimmung des Ortes, an welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.
5) Die Stellung der D. G. E. K. zu den Religionsgemeinschaften. (Referenten: Dr. Pfungst, Frankfurt a. M.; Dr. F. W. Foerster, Zürich; Prof. Dr. Döring, Berlin.)
6) Das Verhältnis der D. G. E. K. zur Zeitschrift „Ethische Kultur". Antrag Bieber-Jaffé:
   a) Die Zeitschrift sämtlichen Mitgliedern gegen Pauschalvergütung seitens der Abteilungen zu liefern, und zwar derart, daß diese für je 1 Exemplar für jedes Mitglied eine jährliche Zahlung von Mk. 1 pro Exemplar pränumerando an den Verlag zu machen haben.
   b) Die D. G. E. K. wolle ihren Mindestbeitrag auf Mk. 4 erhöhen.
7) Berichte der Abteilungen.

Am Abend ist eine gesellige Zusammenkunft geplant.

Sonntag, den 11. Oktober. Vormittag Kommissionssitzungen. Event. Ausflug nach Starnberg (Abf. 8—8,40, Rückf. 2,50—3,20).

Nachmittag 4 Uhr: **Oeffentliche Versammlung** im großen Saal des alten Rathauses. — Es werden sprechen:

Prof. Dr. Döring-Berlin über: „Ziele und Grundgedanken der ethischen Bewegung".
Privatdozent Dr. Fr. W. Foerster-Zürich über: „Kultur und Persönlichkeit".
Universitätsprofessor Dr. Th. Lipps-München über: „Wissenschaft, Moral und Religion".

Sonntag Abend: Festessen im großen Saal des Kunstgewerbehauses.

Montag, den 12. Oktober, vorm. 9 Uhr, im Alten Kunstgewerbehaus: Fortsetzung und Schluß der Beratungen.

NB. Eine Anzahl Berliner Delegierter hat im „Sächsischen Hof", gegenüber dem Bahnhof, Zimmer belegt. Entsprechende Wünsche bitten wir an Herrn Rechtsanwalt Dr. Bieber, Berlin C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 39, zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 17. Oktober 1903. | Nr. 42.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das Recht auf Arbeit. Von Dr. Michels, Marburg.
Grenzlinien und Gegensätze. Von Else Hasse
Die soziale Stellung der Schauspieler einst und jetzt. Von Frieda Lange.
Streiflichter:
Die Elsaß-Lothringische Frage.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Das Recht auf Arbeit.

Historisches zur sozialen Frage.

Von Dr. Robert Michels (Marburg).

Die Geschichte der letzten hundert Jahre besteht im letzten Grunde nur aus einem mit dynastischen und „nationalen Zuthaten“ verbrämten Ringen der Völker um soziale Gerechtigkeit.

Das große Problem der sozialen Frage, deren Lösung der Menschheit zwar kein Himmelreich auf Erden schaffen kann, aber welche doch imstande wäre, manches auf ihr lastende Albdrücken — Armut, Unbildung, Prostitution — zu beseitigen, wurde zum ersten Male im Jahre 1848, sofort nach der definitiven Verabschiedung des französischen Königtums, in ernster Weise einem praktischen Enträtselungsversuch unterzogen.

Es dürfte nun gerade an dieser Stelle interessant sein, einige Streiflichter auf diesen ersten Versuch zu werfen, weil in ihm vorzugsweise die ethische Seite betont wurde, deren einseitige Nutzbarmachung zwar zur Schärfung der Gewissen unendliches beitrug, politisch aber zum Bankrott der Bewegung führen mußte. —

Die beabsichtigte soziale Republik von 1848 wurde nicht vollständig durchgeführt. Sie war überdies, wie man weiß, von nur sehr kurzer Dauer. Es erhellt daraus ohne weiteres, daß auch das als bekannt vorauszusetzende Programm des großen Idealisten Louis Blanc nur in sehr unvollkommenem Maße in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte.

Einige Grundregeln der sozialen Gerechtigkeit freilich wurden in kurzer Aufeinanderfolge von der provisorischen Regierung durchgeführt. Diese bestanden zumal in der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, in Aufrechterhaltung der Preßfreiheit (man erlaubte den reaktionären Zeitungen „Le Constitutionnel“ und „La Presse“ sogar, sich in den jämmerlichsten Verleumdungen gegen die am Regierungsruder befindlichen Männer, Sozialisten sowohl als Republikaner, zu ergehen), ferner durch die endgiltige Abschaffung aller körperlichen Strafen, einschließlich der Todesstrafe.

Am bedeutsamsten aber, wenn freilich auch nicht am wirksamsten, waren die Versuche einer Organisation der Arbeit. Louis Blanc und seine Parteigenossen Ledru-Rollin, Flocon und der Arbeiter (Mechaniker) Albert hatten die sofortige Errichtung eines Arbeitsministeriums gefordert, um die von ihnen als richtig erkannten, in Blanc's Schrift „Organisation du Travail“ niedergelegten Anschauungen in die That umsetzen zu können. Die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung (Dupont de l'Eure, Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Marrast) hatten sich dem aber unter allerlei Ausflüchten widersetzt. Nichtsdestoweniger mußten sie einige Zugeständnisse machen. Beweis dafür dürfte folgendes Dekret sein, welches das „Recht auf Arbeit“ zum Gesetz zu machen bestimmt war. Dasselbe befindet sich im „Moniteur Universel“, dem, wie die Zeitung sich selbst nennt, offiziellen Organ der französischen Republik.*)

Paris, den 25. Febeuar 1848.

„Die provisorische Verwaltung der französischen Republik verpflichtet sich, das Leben des Arbeiters durch die Arbeit zu garantieren.

Sie verpflichtet, sich dafür einzustehen, daß jeder Bürger arbeiten kann.

Sie erkennt an, daß die Arbeiter sich untereinander vereinen dürfen, um die gesetzmäßigen Vorteile ihrer Arbeit auskosten zu können.

Die provisorische Verwaltung schenkt den Arbeitern, mit denen sie sich solidarisch fühlt (auxquels il appartient), die Millionen, welche aus dem Ausfall der Zivilliste verfügbar sein wird.“

Dieses Recht auf Arbeit sollte nun verwirklicht werden durch die sogenannten „Ateliers Nationaux“ (National-Arbeitswerkstätten). Diese wurden freilich von einer Seite aus errichtet, welche den sozialistischen Reformern durchaus feindlich gegenüberstand. Sie waren nur dazu bestimmt, das arbeitende Volk von der Ehrlichkeit zu überzeugen, mit welcher die „gemäßigten“ Mitglieder der Regierung ihm entgegenzukommen bereit waren. In Wirklichkeit wurden sie zur Hauptsache nur deshalb errichtet, um in dieser Zeit allgemeiner Arbeitslosigkeit das Proletariat möglichst zu beschäftigen und es auf diese Weise von einer etwaigen neuen Revolution, ja überhaupt von jedweder politischen Bethätigung fernzuhalten. Daher stand denn auch die Führung und Regelung dieser „Ateliers Nationaux“ in direktem Gegensatz zu den Anschauungen der Sozialisten.**)

*) Nr. 57 (26. Februar 1848).

**) Man lese hierzu Louis Blanc, „Organisation du Travail“, Paris 1840, chapitre V, „Organisation du Travail Industriel, Ateliers Sociaux Industriels.“

Blanc hatte in den einzelnen Werkstätten nur Arbeiter ein und desselben Handwerks beschäftigt sehen wollen. In den „Nationalwerkstätten" arbeiteten Leute aller Professionen bunt durcheinander in ein und demselben Arbeitszweige. Blanc hatte vorgeschlagen, die Arbeiter mit Hilfe der Kommandite des Staates, aber auf eigene Rechnung und auf einen gemeinsamen Verdienst hin arbeiten zu lassen. In den Nationalwerkstätten trat der Staat lediglich als Unternehmer auf, die Arbeiter waren besoldet. Blanc hatte sich die Werkstätten wie „Arbeiterfamilien" gedacht, welche unter sich durch das Band der engsten Solidarität verbunden und deren Mitglieder daher interessiert waren, arbeitsam zu sein. Die Nationalwerkstätten waren nichts anderes als ein Tummelplatz für arme Leute, welche zwar in ihnen, weil man sie anderswo nicht gut unterzubringen wußte, ihren Lebensunterhalt finden konnten, aber doch ohne jedes gemeinsame Band arbeiten mußten und sogar unter die Aufsicht von angestellten Wächtern gestellt waren, welche noch dazu den Namen „Brigadiers" (Unteroffiziere) führten.*)

Wie wir sehen, waren diese „Ateliers Nationaux" nichts weniger als sozialistisch gedacht, und die offizielle Geschichte, deren sogenannte Forscher vielfach die „Wissenschaftlichkeit" besaßen und besitzen, die Gründung und Verwaltung derselben und die ihnen entstammenden schweren Fehler gerade den Sozialisten zur Last zu legen, hat ihre vollständige Unzulänglichkeit zur Genüge bewiesen. —

Außer den „Ateliers Nationaux" hatte die provisorische Regierung aber noch eine andere Behörde geschaffen, um das Volk den Mangel eines besonderen, mit Vollmachten versehenen und in den Händen von Sozialisten befindlichen Arbeitsministeriums nicht so fühlen zu lassen. Es wurde nämlich, und zwar, wie uns ein Mitglied der provisorischen Landesverwaltung selbst, der Historiker Garnier-Pagès, mitteilt,**) „zur Versöhnung", eine Regierungskommission für die Arbeiter (Commission de Gouvernement pour les Travailleurs) eingesetzt und ihr ein Teil des Schlosses Luxemburg als Sitz angewiesen. Diese Kommission hatte nichts anderes zu thun, als „mit Eifer zu studieren und ein Problem zu lösen, welches heutzutage bei allen industrietreibenden Nationen Europas vorliegt."***)

In Wirklichkeit war die Kommission nicht mehr als ein Ueberlegungsamt. So hat auch Louis Blanc, dem man sehr gegen seinen Willen die Präsidentschaft derselben aufnötigte, sie selber genannt. †) Denn studieren konnte die Kommission soviel sie wollte, sie besaß nicht die Mittel, die Ideen, welche sie als gut „studiert", auch zu realisieren. Sie befand sich gänzlich ohne Geldmittel von seiten der Regierung, ohne Budget. Ihr ward die undankbare Aufgabe zuteil, „sich mit dem Hunger zu vergleichen, ohne ihn stillen zu können."††) Sie hatte nur die Macht moralischer Beeinflussung, nicht diejenige des Beschlusses oder gar Befehles. Es war von vorneherein vorauszusehen, daß ihr von allen Seiten der Vorwurf gemacht werden würde, sie sei ein Ding ohne Rückenmark, denn die Arbeiter würden die Schwierigkeit der Stellung dieser Ueberlegungsbehörde nicht übersehen können, und die Gegner, welche ihr ja diese schwierige Lage erst geschaffen, natürlich erst recht mit diesem Vorwurfe sie überschütten.†††) Es ist deshalb wohl möglich, daß, wie Lamartine einmal erzählt, die Arbeiter gesagt hätten, der „Luxemburg" sei bloß ein Zeitvertreib, welchen die Revolution den Müßiggängern gegeben habe. Man schlösse sie (die Arbeiter) dort mit schönen Worten ein, um sie ihren Hunger nicht fühlen zu lassen.*)

Wenn die Arbeit des „Luxembourg", wie der Volksmund die Kommission nach ihrem Sitze bald nannte, dennoch einige Früchte trug, so ist das nur dem guten Geiste und der Energie zuzuschreiben, von der sowohl Louis Blanc und der Vizepräsident Albert, sowie die Delegierten der Arbeiterschaft beseelt waren. In der That gelang es, die Arbeiter einer ganzen Reihe von Professionen zu Gewerkschaften zusammenzuschließen, von denen zumal der Verein der Schneider der Rue de Clichy einen gewaltigen Aufschwung nahm.**) Ebenso war es möglich, dadurch, daß auch eine große Anzahl Arbeitgeber vorgeladen und auf sie eingewirkt wurde, die Arbeitszeit in vielen Betrieben erheblich zu verkürzen."***)

Auch in seiner Friedensthätigkeit gelang es dem „Luxembourg", einzelne bedeutende Erfolge zu erzielen, so z. B. die Beendigung des Ausstandes der Straßenpflasterer, sowie den Ausgleich heftiger Differenzen zwischen Fuhrunternehmern und Kutschern.†)

Das größte Verdienst jedoch, das, welches den Luxembourg in der Geschichte unsterblich machen wird, ist, daß sich vor ihm zum ersten Mal die verschiedenen innerhalb der sozialen Reformbestrebungen bestehenden Richtungen gegenüberstehen konnten und sich aussprechen vermochten. Die Anhänger Saint Simon's waren durch Charles Duveyrier und Cazeaux vertreten; die Parteigänger Fourier's durch Victor Considérant, die Epigonen der alten Encyllopädisten durch Jean Reynond, die junge sozialistische Richtung durch Vidal und Pecqueur, die sich in mehr konventionellen Gleisen bewegende Nationalökonomie der Zeit durch Wolowski. „Man hatte auf diese Weise dem Sozialismus eine Gelegenheit gewonnen, von hoher, offiziell anerkannter Tribüne aus im Angesicht von ganz Europa zu reden und zum Nutzen einer großen Idee von der Höhe einer großen Situation aus Propaganda zu machen."††)

So hat das Programm der „Réforme", wenn auch nur ein Teil desselben zur Ausführung gelangte und auch dieser bald darauf wieder von der Reaktion fast gänzlich vernichtet wurde, dennoch wenigstens zum weiteren theoretischen Ausbau der großen sozialen Idee Steine getragen, und so sind nach einem Ausspruch Louis Blanc's die zwei Monate der französischen Revolution 1848 imstande gewesen, die Ankunft völliger Gerechtigkeit um ein halbes Jahrhundert vielleicht näher zu rücken.

*) Louis Blanc „Pages d'Histoire de la Révolution de Février" p. 67.
**) „Histoire de la Révolution de 1848", Paris 1861, VI, p. 185.
***) „Le Moniteur Universel", Nr. 60 (29. Februar 1848).
†) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 203.
††) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 56.
†††) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 203.

Grenzlinien und Gegensätze.

Von Else Hasse.

„Ist nicht Einförmigkeit und Gleichartigkeit fast so schlimm wie Aberglaube?" fragt Emerson einmal. Ja, ist wirklich der überwundene Glaube, der Gott und Welt, Himmel und Erde, Engel und Teufel, Seele und Leib streng voneinander schied, in praxi soviel verwirrender gewesen, als das entgegengesetzte Anschauungsextrem, wonach Grenzlinien, Unterschiede, Kontraste verpönt werden sollen?

Gewiß, die letztere Anschauung hat ihre Stütze an einer großen Wahrheit, welche auch der Ethik einen neuen Himmel eröffnete: seit man erkannt hat, daß all die

*) Lamartine, „Histoire de la Révolution 1848", Leipzig 1849, II, p. 39.
**) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 184.
***) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 204.
†) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 190.
††) Blanc, „Pages d'Histoire" etc. p. 140.

ſtrengen Gegenpole und weiten Zerklüftungen, die dualiſtiſchen Bezeichnungen und Unterſchiedsempfindungen, die religiöſen, ethiſchen und äſthetiſchen Doppelwerte Erfindungen und Feſtſtellungen der Menſchenſeele und Menſchenſinne ſind, iſt eine große Verſöhnungsſtimmung über uns gekommen. Daß Feinde ſich lieben können, iſt nicht mehr ein credo quia absurdum est, ſondern eine liebliche, naturwiſſenſchaftlich begründete Möglichkeit: alle ſtreitbaren Gegenſätze ſind ja miteinander verſchwiſtert, durch das Band der Entwicklung verbunden und können ineinander übergehen. Die alte Viſion der Gnoſtiker von den Ehebündniſſen der Aeonen, der geiſtigen Mächte, die paarweiſe aus dem Urgrund aufſtiegen, iſt nun ein unanfechtbares Symbol der Wahrheit geworden. Kein Gutes ohne ein Böſes; das Böſe aber iſt zugleich das werdende Gute, der Irrtum die unreife Wahrheit, das Häßliche die unentwickelte Schönheit. Alles fließt grenzenlos ineinander; Gegenſätze und Grenzlinien giebt es nur in unſerer Vorſtellung.

Jede Wahrheit indeſſen, wenn ſie überſpitzt und einſeitig erfaßt wird, wird unedel und ſchädlich. Die große Verſöhnungsfreude hat Viele dazu verleitet, all das, was noch den alten Feindſchaftszuſtand markiert und Kontraſte hervorhebt, ſtreichen zu wollen. Beſonders im ſittlichen Leben, wo viele Erlebniſſe und Bezeichnungen noch an die Herrſchaftszeiten des Dualismus erinnern! Man hat daher ſchon den Vorſchlag gemacht, Worte und Begriffe, wie Sünde, Schuld, Reue, Buße, Demut, Reinheit, Heiligung u. ſ. w. vom Sprachgebrauch auszuſchließen, weil ſie die Seele in extreme Erlebniſſe hineinführen, die Empfindungen überſpannen und obendrein die Sorgloſigkeit des natürlichen Menſchen antaſten und ſein Selbſtbewußtſein ſchmälern könnten. Man fand, daß die obengenannten ſittlichen Gefühle ſich mit der modernen Vorſtellung von Mannhaftigkeit und Kraft nicht vertrügen und eben auf den veralteten Erkenntniszuſtand zurückwieſen, wonach die Seele entweder in der Hölle braten oder im Himmel ſelig ſein müßte. Die Verächtlichmachung des menſchlichen Weſens durch das Sündengefühl einerſeits und ſeine Verklärung durch das Heiligkeitsſtreben andrerſeits beruhe auf Uebertreibungen und Selbſttäuſchungen, wie ſie aus dem Märchenglauben an die menſchliche Willens- und Wahlfreiheit notwendig folgen müßten. Alſo: aufräumen mit ſolchen „ſittlichen“ Koatraſtempfindungen und Rückkehr zum geſunden Gleichgewicht und zur Seelenruhe!

In einer Schrift des Amſterdamer Prof. Kuyper, worin u. A. auch gegen den modernen Ausgleichungsuebereifer geſtrittten wird, findet ſich eine humorvolle Apoſtrophe, durch welche unſere ſeeliſche Verzärtelung und Scheu vor ſtarken Empfindungea ein wenig lächerlich gemacht wird. Es heißt dort: „Sünde wurde bereits ein zu ſcharfes Wort; heilig iſt erſetzt durch brav, brav durch anſtändig, anſtändig durch nett“ u. ſ. w. Das Blitzlicht eines Scherzes beleuchtet eine Situation oft am ſchärfſten. Aus jenen Worten erhellt ſehr gut, welches die unendliche Armut derer iſt, die die großen Unterſchiedsempfindungen aus der Seele ausrotten möchten. Der Reichtum der Seele beſteht eben in der Fülle von Gefühlsnüancen, von Höhen- und Tiefengefühlen. Noch hat jede große Seele ihren Himmel und ihre Hölle erlebt. Dante in ſeinem Gedicht giebt uns eine gewaltige Anſchauung vom Ausmaß der inneren Welt und beweiſt den faſt mathematiſch exakten Satz, daß die Höhe, die man erklimmt, gleich der Tiefe iſt, die man durchwanderte — ein Satz, den auch Goethe's „Fauſt“ lebendig illuſtriert. Wenn Carlyle ſagt, daß die große Wirklichkeit des inneren Univerſums uns „göttlich-hölliſch erſtrahlt“, wenn Doſtojewsky klagt, daß „der Menſch zu weit angelegt ſei und von der Hölle bis zum Himmel reiche“, ſo finden wir dieſe Behauptung durch alle tieferen Seelenerzeugniſſe in Kunſt und Litteratur bewahrheitet. In einer Fülle von Bildern wird die ganze Rieſenſkala des Erlebens von unten nach oben und voa oben nach unten widergeſpiegelt — wo man „ſteigend ſinkt und ſinkend ſteigt“, wie Mephiſtopheles ſo tiefſinnig ſagt — und wird die Thatſache aufgezeigt, daß die Seele der Herbergsort extremer Welten iſt, die wir eben voa vornherein nicht als verſöhnt, nicht als ein Einig-Eines betrachten dürfen, weil ſonſt aller Kampf, alle Stählung der Kraft, alles Wachstum, alle frohen Siege des Willens uad ſeligen Verſöhnungen wegfallen würden. Noch einer unſrer jüngſten Künſtler, der in den weiteſten Bezirken des Menſchlichen zu Hauſe iſt, Fidus, hat mit ergreifender Schlichtheit an einer Geſtalt die weiten Spannungen der Menſchenſeele aufgezeigt, an ſeinem „Verlorenen Sohn“ —: da, in weiter Vorfrühlingslandſchaft, über ein ſtilles, weidenbeſtandenes Gewäſſer hin, auf deſſen Spiegel der blaſſe Himmel wie ein Lichtabgrund ruht, bewegt ſich eine geflügelte Rieſengeſtalt — der Menſch. Die Füße verſchwimmen im Dunſt der Erde, die Flügel hängen ſchlaff, die Arme ſind gekreuzt, und das in die Wolken ragende, halb abgewandte Haupt iſt auf die Bruſt geſunken — in ſchmerzlichſtem Sinnen:

„Und ſo muß ich, die Brahmana,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieſer Erde
Niederziehende Gewalt!“

Nachdem die tiefſten Geiſter die Spielweite der Seelenkraft ausgemeſſen haben, nachdem ſie Klarheit in den Fluß unſrer Empfiadungen und Erlebaiſſe gebracht und alles das, was freilich grenzenlos ineinanderfließt, in ein Syſtem von fein abgeſtuften, deutlich unterſchiedenen, feſt abgegrenzten Wertea gegliedert haben, wird es unmöglich ſein, das Werk im Ganzen anzutaſten. Diejenigen, welche der Seele Ueppigleit beſchneiden und ihren Ernſt vermindern möchten, werden dennoch ihr heißes, tragiſches Erleben nicht dämpfen und die Wiederholung jahrtauſendealter Erfahrungen nicht hindern können. Denn dieſe Erfahrungen ſind bedingt – nicht durch Satzungen — ſondern durch Naturgeſetze unſrer Pſyche, Geſetze, die oftmals dem zu widerſprechen ſcheinen, was der Verſtand über die Pſyche ausfindig gemacht hat.

Vor allem werden und müſſen diejenigen Erfahrungen beſtehen bleiben, durch welche uns die in der Menſchennatur aagelegten Gegenſätze zum Bewußtſein gebracht werden.

Zu dieſen Erfahrungen gehört das Schuldgefühl, welches uns in Gegenſatz bringt zu den Ideen der Reinheit und Heiligung und das recht eigentlich im Kernpunkt des ſittlichen Erlebens ſteht, an jenem Punkt, der uns die weiteſten Ausblicke in die Höhe und in die Tiefe gewährt.

Wie wir ſehen, iſt der Schuldbegriff aber auch ein credo quia absurdum est geworden und gilt Vielen für eine willkürliche Seldſtquälerei derjenigen, die den Willen noch für frei und das Handeln noch für unbedingt halten. So behauptet z. B. der Strafrechtslehrer v. Liſzt: „Die Begriffe Schuld und Verbrechen gehören künftig vor die Dichter und in die Romane.“ Allein ſelbſt wenn der große Fluß der urſächlichen Bedingtheit unſeres Willens, ſelbſt wenn das ganze Gewebe unſerer Abhängigkeiten ſichtbar vor uns läge, ſelbſt dann, glaube ich, würden wir nicht aufhören, uns gegebenenfalls Schuld zuzurechnen. Die feſteſte Ueberzeugung von einer Unfreiheit würde einen ſtarken menſchlichen Willen aicht hindern, dieſer Ueberzeugung ſein „Dennoch!“ entgegenzuſetzen und ein Kreuz auf ſich zu nehmen, das er, jener Ueberzeugung nach, nicht zu tragen brauchte.

Das iſt Thatſache. Aber wie läßt ſich dieſe That-

sache begründen? Spielt hier nicht doch ein Rest des alten Freiheitswahnes mit hinein?

Es ist viel nachgedacht warden über den Ursprung des Freiheitsgefühls. Aeußere Freiheit ist leicht erklärt: sie besteht in der Nachgiebigkeit der Dinge gegenüber meinem Willen. Aber innere Freiheit? — sie ist vielleicht die Ausprägung für etwas *im* Willen. Ich bin frei, wenn ich wallen kann, was *ich* will, wenn alsa dieser Wille mich selbst ausdrückt, wenn nicht Suggestionen aber Dinge, die ich nicht als mein eigentliches Ich ansehe, mitsprechen.*) Etwas Anderes kann Freiheit nicht bedeuten. Darum ist derjenige unfrei, dessen sinnliche Impulse seinen Willen bestimmen, denn sie gehören zugleich der Außenwelt an und sind „physiologische Kompetenzen seines Ich"; wenn aber mein Wallen das ganze Ich ausdrückt, die „metaphysische Einheit des Ich" und diejenigen Gedanken und Gefühle, welche dem innersten, eigensten Selbst zugehörig sind, dann spreche ich van Freiheit. Freiheit ist alsa nicht eigentlich Freiheit des Willens, sandern Freiheit des Ich, sich im Willen zu bethätigen; Freiheit bezeichnet „das Verhältnis zwischen dem tiefsten Punkt meiner Persönlichkeit und dem Willen" und deruht auf einer Erfahrung, die in stark hervartretender Weise nur van kraftvallen, sittlichen Persönlichkeiten gemacht wird, welche scharfe Grenzlinien ziehen zwischen dem, was zu ihrem eigentlichen Ich gehört und was nicht. Sonach ist die echte Freiheitsempfindung ein Pradukt ethischer Kultur.

Der sittliche Mensch nun, der verschiedene den Willen bewegende Motivenreihen unterscheidet, spürt, wie diese Motive in größerem aber geringerem Grade seinem innersten Selbst verwandt sind, nnd da er in Uebereinstimmung mit sich selbst zu leben wünscht, sa wird er sich für diejenigen Motive und Willenshandlungen entscheiden, die sein Ich am vallkommensten ausdrücken. Salche Fähigkeit und That der inneren Entscheidung für das Höchste, was wir zu erstreben fähig sind, wird durch eine besanders starke Freiheitsempfindung ausgezeichnet, und diese ist gleichsam eine Danksagung der Natur an den Menschen, der, anknüpfend an gegebene Fähigkeiten, sich innere Notwendigkeiten aber Kausalitäten geschaffen hat, die zum Guten führen. Der Freiheitskampf des Menschen besteht darin, fremde Notwendigkeiten in eigene umzuschalten, und wie Jean Paul sagt, „den Gegenmuskel zu stärken", sadaß im Augendlick der Entscheidung *seine* eigenste Natwendigkeit, identisch mit der überpersönlichen Notwendigkeit des Guten, den Sieg davanträgt. Das Gefühl, unter einer Natwendigkeit zu stehen, wandelt sich in ein Freiheitsgefühl, sadald das, was unsern Willen bestimmt und leitet, göttlich oder sittlich genannt wird. Für unser Empfinden hebt eben überall das Geistvalle, Göttliche die öde zermalmende Mechanik auf und das Gewebe der Willensbestimmungen ist von dem Augendlick an kein Mechanismus im geistlasen Sinne des Wortes mehr, wenn das geistige Ich und seine edle Art selber Dirigent wird und bestimmend einwirkt.

Jenes Bedürfnis des sittlich empfindenden Menschen, mit seinem tiefsten Ich in Uebereinstimmung zu leben, schafft ihm mit seiner Freiheit oder Unfreiheit auch seine Schuld oder Unschuld. Wer es lernte, mit feierlichem Ernst in die Tiefen zu blicken und auf Gedanken und Impulse zu horchen, die über das hinausgehen, was oberflächliche Gesinnungen und Handlungen von unserm Ich ausdrücken, der wird trotz allen Kausalitätsglaubens nicht umhin können, sich gegebenenfalls schuldig zu sprechen. Man sagt sich, wenn und wa man fehlt: das Göttliche in mir *hätte* anders gekannt, und findet in den willensbestimmenden Umständen keine Entschuldigung. Die blaße Möglichkeit, sich eine bessere That vorzustellen als die eben vallbrachte, macht uns verantwartlich, sie zu thun. Dies ist es, was wahre Christen die „Freiheit der Kinder Gattes" nannten, eine Freiheit, die nur starken Seelen erträglich ist, weil sie zu hach verpflichtet und zu leicht mit Schuldgefühlen delastet. Man kann leicht beabachten, daß salches Freiheits- und Schulddewußtsein sich nur in starken Persönlichkeiten findet, nicht in schwachen; nur in Seelen, die sich selbst nnd ihre Größe, ihr Ausmaß, ihre Mäglichkeiten erkannt haben, nicht im Sinnenmenschen mit seinem engen Harizant; nur im Strebenden, nicht im Müden aber Begehrenden; nur in Geistern, die scharf unterscheiden und Grenzen ziehen zwischen ihrem wahren und falschen Ich, nicht in salchen, die Grenzen verwischen.

Schuld, an sich betrachtet, ist ein Mysterium: wir wissen nicht, wa sie beginnt und wa sie endet; Schuld als psychalagische Erfahrung ist eine Krafthandlung unseres innersten Selbst, durch welche es sich über die naturgesetzliche Determiniertheit erhebt, von welcher wir thearetisch überzeugt sind. Wir befreien uns nicht van Schuldgefühlen, indem wir die kausale Entstehung der Schuld begreifen. Das Urteil und das Begreifen ist zweierlei. Das Urteil gilt dem Wert van Gedanken und Thaten, das Begreifen dem Werden. Und seine Rechtfertigung findet das Urteil darin, daß es ebenfawahl dem Einzelnen als Allen angehört, daß es sawahl persönlich als überpersönlich ist.

Wenn das Schuldgefühl nicht als Realität in unserm Gemüte lebte, — es müßte geradezu erfunden werden, sa unentbehrlich ist es zum sittlichen Leben. „Schuldig müssen wir werden, wenn wir wachsen wollen," sagt selbst unser Zeitgenosse Sudermann. Im Schuldgefühl bezeugt sich der Wille zur Entwicklung, es hebt unsere ganze Lebensthätigkeit auf eine höhere Stufe hinauf, es weckt alle Gegenkräfte des mutigen und beharrlichen Strebens, es erzeugt Ideen von Reinheit und Heiligung, beschenkt uns mit der Größe der Demut und verleiht dem Mitleid und der Verantwartlichkeit erst Leben.

Der Zusammenhang all' dieser inneren Erfahrungen ist nicht zu lösen; keine kann entbehrt werden, denn jede hilft der andern ins Dasein und alle betreten gleichzeitig die Bühne unseres Geistes. Schuld steht immer zwischen dem Mitleid und einem Reinheitsideal aber irgend einer Art van Gottesbewußtsein. Darum, weil nicht nur das Gewissen, als Uedermittler gesellschaftlicher Satzungen, sandern auch irgendein Ueber-mir, ein höheres, zukunftschaffendes und darum religiöses Ideal das Schuldgefühl zum Leben erweckt, wird dasselbe von Atheisten gern mit einem Odium belegt. Allein wenn dieses tiefdahrende Gefühl aus unserm Seelenleben herausgenammen werden könnte, sa würde alsbald die menschliche Gesellschaft auseinanderfallen. Das Schuldgefühl bezeichnet die Grenze, van wa ab unsere Gedanken und Thaten dem Heil der Mitmenschen und dem Heil der Seele entgegenarbeiten. Hierin deruht sein sozialer Wert. Eine Verwässerung dieses Gefühls, eine Verwischung dieser Grenze wäre eine schwere Schädigung des Gemeinschaftslebens. Dasselbe zieht einen Gewinn auch aus dem Umstand, daß das Schuldgefühl den Menschen vereinsamt und daß er sich alsdann mächtig angetrieben fühlt, Verbindungswege zu suchen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Ideal und Leben, zwischen allem Getrennten und Gegensätzlichen.

Und ferner: ein Schuldgefühl steckt auch in jedem Mitleid und in jeder Verantwartung. Auf Verantwartung und Mitleid aber ruhen all' unsere Pflichten gegen die Forderungen unseres tiefsten Selbst und gegen die Forderungen der Gesellschaft. „Jedes Mitleid enthält ein Schuldgefühl!" Talstai hat's gesagt und in diesem Warte ruht, neben der sozial-ethischen Wahrheit, zugleich das Geheimnis großer Erlösernaturen: der größte Mitleidende

*) Vgl. Prof. Simmel: „Einleitung in die Moralphilosophie."

Digitized by Google

muß auch das größte Schuldgefühl besitzen, wenngleich er der Reinste ist, und er wird sich demgemäß mit der Verantwortlichkeit für das Heil und Glück möglichst Vieler beladen. Verantwortungen sind die stärksten Erreger geistig-sittlichen Lebens und sind die Lebensluft, worin unser moralisches Ich sich kräftigen und wachsen kann, indem es Aufgaben an sich reißt, Lasten trägt und im Thatensturm Schuld um Schuld von sich abstreift, Freiheit um Freiheit sich erringt. Und Verantwortung, einem höchsten Wesen oder höchsten Ideal geleistet, bringt unser Erleben und Streben in einen einheitlichen Zusammenhang und unterstellt es demjenigen Maßstab, der uns alles richtiger und besser werten lehrt. —

* * *

Eine Apologie des Schuldgefühls entbehrt nicht ganz des Humors: mit Eifer etwas verteidigen und festhalten, was jedermann gern entbehren und preisgeben möchte, das mutet an wie eine Eulenspiegelei. Aber durch solche scheinbare Narrheit soll eben die Wahrheit ins Licht gestellt werden, daß der Mensch unmöglich besser und glücklicher werden kann, wenn man ihn seiner heiligsten Schmerzen beraubt. Wer dem großen Wellenschlag des Lebens ausweicht und in seichtes Fahrwasser einlenkt, der entzieht sich Lebenskraft. Wer die Annehmlichkeiten der Erde ohne ihre Beschwerden will und, indem er alle Schatten wegretouchiert, dem Bild des Lebens höhere Leuchtkraft zu geben gedenkt, der behält schließlich etwas Graues, Farbloses in den Händen. Der Mensch braucht zum starken, frohen Leben alle großen Gegensätze, und grade diejenigen Menschen, welche die schärfsten Grenzlinien ziehen zwischen dem, was uns frei und was uns schuldig macht, werden stets mit größter Kraft nach Ueberwindungen, Ausgleichungen, Verbindungen und Harmonien streben und stehen dem Weltgeheimnis näher als solche, die niemals einen Zwiespalt erleben, jede That mit dem Wort Natur oder Kausalität entschuldigen und sich an Schuld und Verantwortung scheu vorbeischleichen. Jene haben Vertrauen in die Kraft der Seele und diese nicht.

Die soziale Stellung der Schauspieler einst und jetzt.

Von Frieda Lange (Charlottenburg).

Die Stellung des Menschen in der Gesellschaft hängt weniger von seinen persönlichen Eigenschaften, von seinen Tugenden und Lastern ab, als vielmehr von seiner Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Berufsart, zu dem einen oder anderen Stande. Nicht die Persönlichkeit, das Dauernde im Menschen, sondern das Accessorische, das Gelegentliche wird in Betracht gezogen, sobald es sich darum handelt, dem Menschen einen Rang innerhalb der Gesellschaft zuzuweisen. Erst innerhalb der eigenen Kaste, des eigenen Standes werden die persönlichen Eigenschaften geschätzt, für die Außenwelt heißt es ganz einfach, X oder Y ist Kaufmann, Künstler, Gelehrter, Soldat u. s. w. Dadurch wird man charakterisiert, dadurch wird dem Individuum der Stempel der allgemeinen Wert- oder Nichtschätzung, nicht seiner eigenen Person, sondern seines Standes aufgedrückt. Auf diese Weise werden Menschen beurteilt, obwohl der Maßstab, der an sie angelegt wird, nicht immer mit der persönlichen Beschaffenheit sich deckt. Und wenn schon der Eine oder Andere Gelegenheit hat, das betreffende Individuum persönlich und genau kennen zu lernen und sein Urteil von dem allgemein für die Kaste geltenden abweichend zu formulieren, so pflegen sie noch immer den Nachsatz zu machen, ja er ist aber doch Kaufmann, Handwerker u. s. w. Also immer noch ein Abschwächen oder Verstärken des Urteils auf Grund der Zugehörigkeit zu einer ganz bestimmten Berufsart.

Man kann diese Thatsache im gewöhnlichen Leben beobachten, und auch die Geschichte bietet uns interessante Einblicke in diese Verhältnisse. Wir finden sehr oft, wie ganze Menschenklassen geachtet oder mißachtet wurden, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie es verdient haben oder nicht, die lediglich nur durch ihren Beruf zu dieser allgemeinen Anerkennung oder Verachtung gelangt sind. Eine ungerechtere Behandlung kann man sich wohl nicht denken, aber trotzdem bestand sie, und noch heute wird vergebens gegen diesen Kastengeist angekämpft. Da aber das Individuum es nie erreichen kann, daß man es mit einem anderen als dem Kastenmaßstabe beurteilt, so sehen wir die verschiedenen Kasten und Berufsarten im Kampfe um die soziale Rangordnung, in die dann die Einzelnen rangiert werden.

Einen hartnäckigen Kampf um die soziale Anerkennung haben die Schauspieler führen müssen. Ihr Beruf war im ganzen Altertum und noch mehr im Mittelalter der am meisten mißachtete. Nicht als ob die Schauspieler schlechter wären als die anderen Menschen, nein, ganz einfach deshalb, weil ihr Beruf zu den niedrigsten unter allen anderen Berufen gerechnet wurde.

Das emporblühende und sich ausbreitende Christentum suchte sogar durch biblische Citate den Nachweis zu führen, daß die Schauspielkunst ein Verbrechen, eine Gotteslästerung sei. Was Wunder, wenn die Schauspieler gleich in den schlechtesten Ruf kamen und daß man die Zugehörigkeit zu diesem Stande als eine Zugehörigkeit zur Teufelssippe gleich setzte.

Die ersten christlichen Schriftsteller haben das Theater als eine Schule des Lasters und die Schauspielee als die verworfensten Menschen geschildert. Die bürgerliche Gesellschaft des Mittelalters hat diese Beurteilung sich zu eigen gemacht und mit einer Zähigkeit daran festgehalten, gegen die man Jahrhunderte ankämpfen mußte.

Der berühmte Kirchenvater Tertullian trat mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit gegen das Theater und die Schauspieler auf, und suchte auf Grund biblischer Citate seine Anschauungen zu rechtfertigen. Zuweilen werden die merkwürdigsten und für einen modernen Menschen nicht mehr faßbaren Beziehungen zwischen den Aussprüchen der Bibel und dem Theater gewaltsam hergestellt. So führt dieser ehrwürdige Kirchenvater als ein Argument gegen die Schauspieler den Satz aus Matthäus VI, 27 an und sagt, daß es Gott Niemandem verzeihen könne, der durch Stiefeln mit hohen Absätzen seiner Größe etwas zusetzt und der gewöhnlich sein Gesicht fälscht. Das bezieht sich auf den Kothurn und die Maske der Schauspieler.

Aehnlich wie Tertullian äußerten sich fast alle Kirchenväter und Bischöfe der folgenden Jahrhunderte, wodurch nicht nur die Schauspieler immer mehr in Verruf kamen, sondern auch das Theater verfallen mußte. Trotzdem hielt sich das römische Theater eine Zeit lang, erst gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts wurden die letzten öffentlichen Theater zerstört. An die Stelle des Theaters traten nun andere Vergnügungen, die der Zeit und den Menschen angemessener, wenn auch nicht besonders edel waren. Bärenhetzen, Stierkämpfe, Scheingefechte waren sehr beliebt, und merkwürdigerweise hatten die Geistlichen gegen diese rohen Spiele nichts einzuwenden, obwohl sie mehr dazu angethan waren, die Volksseele zu verrohen als zu veredeln.

Die Renaissance kämpfte nicht nur gegen die Unwissenheit, sondern auch gegen die mönchische Lebensanschauung, die das irdische Jammerthal durch die Unterdrückung einer jeden freudigen Lebensregung noch unerträglicher gestaltete.

Digitized by Google

Mit der Wiederaufnahme der altklassischen Studien begann man auch die Werke der griechischen Theaterschriftsteller zu studieren; die Bewegung ging von der spekulativen Philosophie auch auf die Kunst über. Die einfachen und kunstlosen Vergnügungen zogen nur noch den Pöbel an, während die Gebildeten das Bedürfnis nach intellektueller Zerstreuung empfanden und dieser Empfindung durch die Wiederaufnahme der Theatervorstellungen Ausdruck gaben. Diese Umwandlung läßt sich genau an den Fortschritten der wieder erstandenen Wissenschaft verfolgen. Italien und Frankreich waren die Erneuerer des klassischen Theaters. Die zwei ersten italienischen Schauspiele waren nach klassischen Mustern, wenn auch selbst wenig klassisch gearbeitet. Die „Sophonisba" von Trissino hatte den Euripides, und die „Rosimunda" von Ruccellai den Seneca zum Vorbild.

Die neu aufstrebende Kunst, ihre Vertreter und berufsmäßigen Darsteller hatten an der Kirche einen grimmigen und mächtigen Feind. Nicht nur das Theater, sondern auch die Schauspieler wurden verdammt und exkommuniziert. Die Verfolgungen der Kirche trafen die Schauspieler, ihre Familien und diejenigen Schriftsteller, die für das Theater schrieben. Mit welchen Mitteln gekämpft wurde, läßt sich in unserer theaterfreundlichen Zeit kaum denken. Molière, dieser große Schriftsteller, konnte nur mit großer Schwierigkeit in geweihtem Boden begraben werden. Racine hörte sogar auf, für die Bühne zu dichten, als man ihm mit kirchlichen Strafen drohte, und auf seinen Grabstein setzte man eine Inschrift, in der ihm daraus ein Vorwurf gemacht wird, daß er Theaterschriftsteller war.

Trotzdem die französischen Könige die Schauspiele liebten und selbst die Theaterschriftsteller unterstützten, wurde ein Gesetz gegen die Schauspieler erlassen, das sie für ehrlos erklärte, und bis in das XVIII. Jahrhundert verbot die Sitte allen Richtern, das Theater zu besuchen. Es ist noch aus dem Jahre 1694 ein Richterspruch der Doktoren der Pariser Sordonne auf uns gekommen, in dem es heißt: „Les comédiens, par leur profession comme elle s'exerce, sont en état de péché mortel."

Nicht anders urteilte man in Spanien über die Schauspieler. Philipp II. und Philipp IV. gingen sogar in ihrer Bigotterie so weit, daß sie alle Schauspieler aus Spanien verbannten. Der Eintritt der Pest oder der Dürre wurde von Geistlichen dieser Länder dem Treiben der Schauspieler zugeschrieben. Aehnlich urteilten auch die englischen Bischöfe beim Ausbruche der Pest im Jahre 1563.

Man erließ die verschiedenartigsten Verbote, um die Schauspieler in ihrem Berufe und ihrer Existenz zu hindern. Das Konzil von Illiberis verbot sogar unter Androhung von ewigen und zeitlichen Strafen einer jeden Christin, einen Schauspieler zu heiraten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Schauspieler zu den verachtetsten und verworfensten Menschen gezählt wurden. Von den Kanzeln herab wurde gegen sie geeifert, und die bürgerliche Gesellschaft hat trotz ihres immer steigenden Wohlgefallens am Theater die Schauspieler nach wie vor gemieden. Mit Schauspielern verkehren war nicht viel besser, als eine Gemeinschaft mit Dieben und Verbrechern haben. Die persönlichen Eigenschaften wurden garnicht berücksichtigt, es genügte schon, wenn man mit der Bühne zu thun hatte, um in den schlechtesten Ruf zu kommen. Alle Stände schlossen sich von den Schauspielern ab, man gewährte ihnen keinen Zutritt in die gesellschaftlichen Kreise, obwohl man sich sehr gern an ihrem Spiele ergötzte.

Einen entscheidenden Wendepunkt in der sozialen Stellung der Schauspieler kann man erst mit dem Auftreten Voltaire's konstatieren. Dieser große Spötter hat sich um die Entwicklung des Theaters und um die Tilgung der Schmach, die auf den Schauspielern lastete, besonders verdient gemacht. Er kämpfte gegen die Vorurteile seiner Zeit an, und sein beißender Spott und alles verheerende Witz haben für die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler mehr gethan, als alle scharfsinnigen Verteidigungen, die zu ihren Gunsten je geschrieben wurden. Seinen Bemühungen ist es auch zu verdanken, daß man allmählich die Schauspieler als Menschen anzuerkennen begonnen hatte. Der Erfolg seiner Fürsprache zeigte sich in den Verordnungen der französischen Revolution, die alle Beschränkungen, welche auf dem Theater und den Schauspielern lasteten, aufhob.

Die Kirche hat noch lange bei ihrer feindlichen Haltung den Schauspielern gegenüber verharrt, aber die zunehmende Aufklärung hat auch auf diesem Gebiete nicht wenig zur Zerstörung eines mittelalterlichen Vorurteils beigetragen. Die soziale Stellung der Schauspieler hat in den letzten drei Jahrzehnten einen entschiedenen Aufschwung erfahren, und heute ist vielleicht kein Stand so sehr beliebt, als der der Schauspieler. Man kann aber dabei dieselbe Erscheinung konstatieren, wie im Mittelalter. Damals wurden die schlechten ebenso wie heute die guten Charaktereigenschaften Einzelner auf den ganzen Stand übertragen. Beides zwar eine Ungerechtigkeit; aber eine Ungerechtigkeit, die Gutes stiftet, ist einer solchen, die nur Schlechtes erzielt, vielleicht vorzuziehen. —

Streiflichter.

Die Elsaß-Lothringische Frage, die nach der Ansicht der großen Mehrheit des deutschen Volkes überhaupt keine Frage ist, hat in den letzten Wochen wieder ein Lebenszeichen gegeben. Durch die Zeitungen lief die Notiz, daß auf dem 12. internationalen Friedenskongreß, der vom 22.—27. September in Rouen tagte, die französischen Delegierten den Antrag, es solle international zunächst der Status quo der Grenzen- und Machtverteilung anerkannt werden, abgelehnt hätten. Die Notiz hat merkwürdig wenig Echo geweckt. Hie und da mag man sich gesagt haben: „Aha, die Franzosen, die ewigen Karnickel!", vielleicht hat aber auch mancher sich gefragt, ob es gerade besonders taktvoll und psychologisch weise war, den Franzosen auf ihrem eigenen Boden diesen ausdrücklichen Verzicht auf die Revancheidee zuzumuten; genützt hat der Vorgang der deutschen Friedensbewegung auf keinen Fall. Noch fehlen ja die ausführlichen Protokolle, aber auch ein vorsichtiges vorläufiges Urteil wird schon sagen dürfen, daß dieser Mißerfolg hätte vorausgesehen werden müssen, und daß man zu eilig eine Frucht schneiden wollte, die noch nicht reif sein konnte. Hatte doch, nach einem Bericht der Wiener „Zeit", der um die Friedenssache hochverdiente Baron d'Estournelles, der vor Kurzem 60 französische Deputierte ins englische Unterhaus geleitete, einem Journalisten gegenüber sich noch vor Kurzem so geäußert:

„Wenn Frankreich Elsaß-Lothringen vergessen wollte, so würde es durch eine solche Resignation freiwillig das Recht der Eroberung anerkennen, was für die Zukunft die schlimmsten Folgen haben könnte. Wenn Frankreich den Frankfurter Vertrag acceptieren würde, so würde es auch alles übrige acceptieren."

So durchsichtig auch dies Sophisma ist — da bisher alle Staaten durch Eroberung entstanden sind, muß man entweder mit einem entschlossenen Strich unter die Vergangenheit den augenblicklichen Besitzstand der Mächte jeder möglichen Friedensaktion zu Grunde legen, oder man müßte die ganze Staatengeschichte rückwärts aufrollen und korrigieren — so deutlich beweist der Ausspruch doch, daß der psychologische Moment für eine so weitschauende Menschheitspolitik auch bei hervorragenden Franzosen noch nicht gekommen ist. In Deutschland vielleicht noch viel

Digitized by Google

weniger. Wohl darf hingewiesen werden auf die großzügige Rede des französischen Sozialisten Jean Jaurès vom Januar d. J., die in ihrer Art eine That bedeutete, auf ähnliche Erklärungen der deutschen Sozialdemokratie, aber wie weit hier die Offiziere ihre Leute hinter sich haben und ob nicht die verantwortlichkeitslose Oppositionsstellung solche Aeußerungen erleichtert, das sind wohl aufzuwerfende Fragen. Der unermüdliche Vertreter der „Föderation Europas", J. Novicow, erhofft freilich die Lösung der Elsaß-Lothringischen Frage von einer nicht allzufern liegenden Demokratisierung Frankreichs und Deutschlands, bei der dann die Volksvertretungen beider Länder sich — vielleicht durch Anwendung des nationalen Plebiszits — leicht über eine Alle zufriedenstellende Teilung einigen würden; es wird indessen nicht viele Politiker geben, die diese Hoffnung, zumal für Deutschland, teilen und vor allem die beiden Länder für stark genug halten, die schwere Rüstungslast noch eine vorläufig unabsehbare Reihe von Jahren zu tragen.

In seiner „Friedenswarte" (V. Jahrg. Nr. 17/18) bespricht A. H. Fried diese Verhältnisse und weist dabei treffend auf den bisher noch wenig gewürdigten Umstand hin, daß die eigentlichen Schürer des nationalen Zwistes gewisse Bruchteile der herrschenden Klassen sind, die es verstehen, an dem Feuer patriotischer Massenbegeisterung ihr eigenes Suppentöpfchen zu wärmen. Es fragt:

„Handelt es sich bei diesem, seit einem Menschenalter währenden Kampfe wirklich um einen Kampf zweier Reiche, zweier Völker? Nein! Es handelt sich vielmehr um einen gemeinsam geführten Interessenkampf ein und derselben, in beiden Ländern am Staatsruder stehenden Klasse, die diesen Kampf zur Erhaltung ihrer eigenen Macht, zur Abwehr des gemeinsamen Feindes, nämlich der siegreich vordringenden Demokratie, scheinbar gegeneinander, in der That aber gemeinsam führt.

Alle patriotischen Einwände, mit denen man hüben und drüben die Rückforderung bezw. Festhaltung der beiden Provinzen begründet, sind nur geschickte Bemäntelungen des unreigentlichen Zweckes, zu dessen Erreichung dieser die Völker aufsaugende und vernichtende Kampf geführt wird. Die elsaß-lothringische Frage bedeutet in Frankreich wie in Deutschland das letzte Bollwerk einer in ihrem Bestande arg bedrohten, dem Untergange geweihten Gesellschaftsschicht. Die Erhaltung dieses Zwistobjekts, das die beiden mächtigsten Demokratieen verhindert, einig zu sein, ist der letzte Rettungsanker dieser Klasse. Sie braucht den Haß, das Mißtrauen und die Eifersucht, die aus dieser leidigen Frage entstehen, und die Nationalisten beider Länder arbeiten sich dabei geschickt in die Hände. Der deutsche Junker benötigt der Rache schreienden Nationalisten Frankreichs, der französische Nationalist braucht den säbelklirrenden Alldeutschen, den ostelbischen Junker. Sie unterstützen sich gegenseitig und ziehen gemeinsam ihre Kraft aus dem haßerfüllten Streit um die Reichslande. Ein befreites aber an Frankreich zurückgegebenes Elsaß oder Lothringen, das nicht mehr mit allen Registern des patriotischen Rimbus gefördert werden könnte, die Reichslande, auf die Frankreich endgiltig und in aller Form verzichtet hätte, zu deren Verteidigung man ebenfalls nicht mehr alle patriotischen Melodieen spielen könnte, würden den Bankerott jener internationalen Nationalisten bedeuten."

Es ist sicher viel Wahres an dieser Kennzeichnung des „internationalen Nationalismus." Nur eines muß hinzugefügt werden: Diese Mißleitung der Volksinstinkte durch eine Minorität wäre ohne Zweifel unmöglich, wenn nicht noch immer in unserem Volke die Lust an der Gewaltthat, der brutale Trieb zur Macht lebendig wäre, freilich auch systematisch in der Erziehung zum patriotischen Chauvinismus gezüchtet würde. Es ist eine Weisheit von gestern, daß Kriege heute öfter durch die Völker selbst, als durch die Fürsten hervorgerufen werden. Wenigstens unmittelbar; mittelbar ist die von der Regierung geleitete Erziehung doch die Schuldige. Es scheint also allerdings kein kürzerer Weg zur Lösung der Streitfrage übrig zu bleiben, als der der Volkserziehung. Denn dem wahrhaft gebildeten Franzosen und Deutschen zerrinnt die Frage unter der Hand.

Aus der ethischen Bewegung.

Der Gesellschaftstag der D. G. E. K. trat am Sonnabend den 10. d. M. in München mit 19 Delegierten zusammen. Vertreten waren der Hauptvorstand durch 5 Mitglieder, ebenso die Abteilung Berlin, dann Breslau, Darmstadt, Frankfurt a. M., Jena, Magdeburg, München, Stuttgart, Ulm, Wiesbaden. Der Bericht des Hauptvorstandes wurde erstattet, die Besprechung aber noch vertagt. Dem Kassenführer wird mit Dank Entlastung erteilt. In siebenstündiger Beratung am Sonnabend und weiteren zwei Stunden am Sonntag wurde dann „die Stellung der D. G. E. K. gegenüber den Religionsgemeinschaften" behandelt. Die drei Berichterstatter, Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., Dr. F. W. Foerster-Zürich, Privatdoz. Dr. Döring-Berlin ließen ihre ausführlichen Darstellungen von jeder in Thesen gipfeln. Am Sonntag gelang es, wesentlich, auf Grund der Thesen von Prof. Döring, die folgenden Leitsätze, zumeist einstimmig, zur Annahme zu bringen:

1. Die D. G. E. K. steht als Gesellschaft in Bezug auf alle Welterklärungsfragen auf dem Boden der strengsten Neutralität.

2. Gegenüber der Stellungnahme der Religionsgemeinschaften, die der menschlich-natürlichen Ethik die Existenzberechtigung abspricht, ist Verteidigung unserer Grundüberzeugung selbstverständlich unser Recht und unsere Pflicht.

3. Unsere Pflicht ist es aber auch, gegenüber direkt ethisch verwerflichen Lehren und Institutionen, wie überall, so auch bei den Religionsgemeinschaften sogar angreifend und polemisch vorzugehen.

4. Die D. G. E. K. erachtet als eine ihrer vornehmsten Forderungen die Verweltlichung des gesamten Staatsledens und vor allem der öffentlichen Schule.

5. In der öffentlichen Schule hat der Staat das Recht und die Pflicht, das erreichbar wirksamste Maß sittlicher Erziehung und ethischer Unterweisung einheitlich zur Durchführung zu bringen. Dies kann nur durch eine ethische Unterweisung auf menschlich-natürlicher Grundlage geschehen.

6. Gegenüber den Interessen der Familien und Religionsgemeinschaften an diesem Teile der Erziehung hat die weltliche Schule strengste Neutralität zu üben, d. h. jeden Anstoß diesen Interessen gegenüber zu vermeiden, aber auch in keiner Weise ihnen Vorschub zu leisten.*)

Ausführlicher Berichterstattung in nächster Nummer.

Bücherschau.

Jakob A. Riis: The battle with the slum. New-York, Macmillan Company, 1903. 465 Seiten.

Im vorigen Jahre habe ich unter dem Titel „Ein Däne in Amerika" in der „Eth. K." (Nr. 38 v. 20. Sept. 1902) die Selbstbiographie des wackern alten New-Yorker Journalisten Riis besprochen. Mit dem gegenwärtigen neuesten Werk könnt dieser Dano-Amerikaner — ein engerer Freund Felix Adlers — die Reihe seiner ethisch-humanitären Bücher mit einem nun ganz besonderem Interesse. Was er in „Wie die andere Hälfte lebt" und in „Ein zehnjähriger Krieg" begonnen, erzählt er hier zu Ende: die Geschichte des Kampfes gegen die schmutzigen Armenviertel New-Yorks — ein Kampf, den er anregte und in welchem er die Hauptrolle spielte. Dieser Feldzug dauerte ein Dezennium, hatte aber radikale Erfolge: der berüchtigte Stadtteil Mulberry Bend wurde gänzlich beseitigt und an seine Stelle traten Parks, Spielplätze, Muster-Wohnhäuser, die Riis'schen Schlafhäuser, Ferienschulen u. s. w. Für die Ueberwachung der Mietshäuser wurde eine eigene Behörde geschaffen. Riis schreibt, wie stets, nach in seiner neuesten Schrift flott und fesselnd. Aus ihrem Inhalt geht neuerdings die Richtigkeit des Ausspruchs der Miß Mary West hervor, daß mancher „gemachte" Amerikaner mehr wert ist als sehr viele einheimische. Wer irgend kann, lese „Die Schlacht mit den Slums" und er wird sich, wenn er ein Menschenfreund ist, sehr gehoben und angeregt fühlen.

L. K—r.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Krit. Beleuchtung der bibl. Auferstehungsberichte. Ferdinand Harro. Leipzig, Blumberg & Cie. 0,50 Mk.

Wilhelm II. Eine kritische und Charakterstudie.. Von Theod Wolff-Thüring. Zürich, Caesar Schmidt. 1903.

Die Lösung der Abendmahlfrage. Von Dr. med. Wilhelm Winsch. Berlin. Max Berlikreuz. 1903.

Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moses. Von Leonore Frei. 2 Bde. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

*) Vergl. das Flugblatt des Hauptvorstandes: „Einige Fragen über innerkirchliche und weltliche Schule."

Digitized by Google

Vortrags-Cyklus

im Bürgersaal des Rathauses, Abends 8 Uhr

am 17., 24., 30. Oktober und 3. November 1903.

Die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Unsittlichkeit

1. Abend, 17./10.: **vom sozialen Standpunkt**, Herr Pfarrer **H. Koetschke.**
2. Abend, 24./10: **vom hygienischen Standpunkt**, Herr Dr. med. **Leop. Lilienthal.**
3. Abend, 30./10: **vom juristischen Standpunkt**, Herr Dr. jur. **R. Bieber.**
4. Abend, 3./11.: **vom pädagogischen Standpunkt**, Herr Dr. phil. **R. Penzig.**

Nach den einzelnen Vorträgen findet keine Diskussion statt. Falls sich genügend Teilnehmer melden, wird als Abschluß ein Diskussionsabend eingerichtet. Listen zur Einzeichnung zu demselben sollen an jedem Vortragsabend ausliegen.

Der Berliner Lehrerverein, Herr Rektor Posner, Vorsitzender. — Der Verein Berliner Volksschullehrerinnen, Frl. H. Gaedke, Vors. — Herr Prof. D. Freiherr v. Soden, Vors. d. Centralstelle für Jugendfürsorge. — Der Vorstand des Deutschen Centralvereins für Jugendfürsorge, Herr C. Lucanus, Vice-Präs. d. Kgl. Prov.-Schul-Coll. d. Prov. Brandenburg. — Frau v. Dohnanyi, I. Vors. d. Berliner freiheitlich-sozialen Frauengruppe; Frl. Elisabeth v. Knebel-Doeberitz, II. Vors. d. B. f. Fr. Fr. — Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Vors. Frau Dr. Pfaff. — Frl. Helene Lange. — Frau Lina Morgenstern. — Frau Dr. Tabarelli-Berchtefeld. — Herr Stadt-Schulinspector Dr. Zwick, Vors. des Kinderhort und des Vereins für d. Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend. — Vereinigung f. Schulgesundheitspflege, Vors. Herr O. Janke. — Der Verein Jugendschutz, I. Vors. Frau Bieber-Böhm.

Berlin C 2,
Kaiser Wilhelmstr. 59.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H., Berlin.

Soeben erschien:

Das Hohelied Salomos.

Eine biblische Weissagung auf das moderne Babel.

Von

Adolf Jäger.
Pastor in Werder bei Dabergotz

370 S. 8°. Preis Mk. 1,50.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Mitteilung
für September, Oktober, November, Dezember 1903.

Versammlungen
in der
Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Straße 12,
hinten auf dem Hofe links 1. Etage,
am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, vormittags 10½ Uhr.

A. Vorträge
des Herrn Dr. Penzig.

Vortragszyklus „Die Predigt Zarathustra's".

Sonntag, den 18. Oktober: „Vom Uebermenschen" und dem Schaffenden".
„ „ 1. Novemder: „Von Hinterweltlern und Predigern des Todes".
„ „ 15. Novemder: „Von den Taranteln der Gleichmacherei".
„ „ 6. Dezember: „Von den Tugendhaften".
Freitag, „ 25. „ (erster Feiertag): „Von Kind und Ehe"

B. Der Jugendunterricht

wird, wie bisher, von Herrn Dr. Penzig erteilt, und zwar Sonnabends 3—4 Uhr Nachmittag, Unter den Linden 16, III. Wiederbeginn am 5. September. Kinder im Alter von 10—16 Jahren sind willkommen.

B. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Kar Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen ! - - - und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin

Herbstprogramm 1903.

Freitag, den 23. Oktober, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: **Monatsversammlung.** Lehrer J. Tews: „Der Kampf zwischen Volksbildung und Kirche in Frankreich." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Dienstag, den 27. Oktober, 8¼ Uhr abends, Saal 109 im städt. Rathause: **Berichterstattung der Delegierten über den Münchener Gesellschaftstag.**

Freitag, den 13. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses **Monatsversammlung.** Geh. Rat Prof. Dr. v. Liszt: „Tolstoi als Kriminalist." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: **Jahresschlußversammlung.** Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei.

Das Programm der Versammlung vom 27. November im Saal 109 des Rathauses, wird noch bekannt gegeben werden.

NB. Laut Vorstandsbeschluß vom 29. Juni d. J. wird unseren Mitgliedern mitgeteilt:

1) In Zukunft wird bei unseren Monatsversammlungen von Nichtmitgliedern in der Regel ein Eintrittsgeld von 0,50 bis 1,00 Mk. erhoben werden. Die Ausnahmen bestimmt der Vorstand. Das einkommende Geld ist zu verwenden zur Honorierung der Redner und zum Inserieren der Vorträge.

2) Alle Mitglieder haben sich am Eingang des Versammlungssaales durch Vorweisung ihrer Mitgliedskarte zu legitimieren.

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 24. Oktober 1903. | Nr. 43.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zum preußischen Schulunterhaltungsgesetz. Von J. Tews.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von F. W. Foerster.
Streiflichter:
Ideale Pädagogik.
Moralisches Irresein?
Aus der ethischen Bewegung.
Sprechsaal.
Briefkasten.

Zum preußischen Schulunterhaltungsgesetz.

Von J. Tews.

Die preußische Regierung hat die Vorlegung eines Schulunterhaltungsgesetzes angekündigt. Die bloße Mitteilung hat nicht nur in den mit der Politik berufsmäßig beschäftigten Kreisen eine lebhafte Bewegung hervorgerufen, sondern weit darüber hinaus die Frage aufgeworfen, welche Gefahren damit für unser Volksschulwesen verbunden sein könnten. Dieses lebhafte Interesse für Volksschulangelegenheiten ist eine Nachwirkung des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes vom Jahre 1891. Jene denkwürdige Gesetzesvorlage hat ein Gefühl der Unsicherheit bei allen freier Denkenden hinterlassen, trotzdem man weiß, daß die Regierung den Standpunkt jener Vorlage nicht mehr vertritt, und daß das Gesetz auch vor zwölf Jahren in der Regierung viele Gegner und nur wenige Freunde hatte. Die Regierung kann unmöglich übersehen, daß extrem klerikale Gesetze in Preußen zwar vorgelegt, vielleicht auch durchgebracht werden, aber niemals lange Bestand haben können. Die norddeutsche Bevölkerung ist im allgemeinen leicht zu regieren, sie läßt jedermann das Seine, auch der Regierung, und kümmert sich nicht gern um etwas, was in bestimmte Hände gelegt ist. Wenn sie sich aber getäuscht sieht, wenn insbesondere Anzeichen vorhanden sind, daß es sich um Unterdrückung der Glaubens- und Denkfreiheit handelt, dann hört Verschiedenes auf. Diese Eigenheit hat das nördliche Deutschland und die nordgermanischen Staaten in mehr als einer Beziehung zu Trägern der Geistesfreiheit gemacht.

Aber im heutigen Deutschland sind Einflüsse wirksam, die die Regierung von ihrem Standpunkte abzudrängen in der Lage sind. Man weiß, daß diese Mächte immer bei der Hand sind, daß die einfachen Fragen des Gemeinwohls bei ihnen keine Rolle spielen, und daß sie mit dem Einfachsten und Alltäglichsten Dinge verbinden, die weit von der Sache abliegen, aber ihnen gerade die wichtigsten sind.

Was soll nun ein Schulunterhaltungsgesetz den Steuerzahlern und der Schule bringen? Wenn man diese Frage vor vorurteilsfreien Leuten aufwirft, so wird jeder antworten: Es soll selbstverständlich Fürsorge treffen, daß zu den Lasten für den Volksschulunterricht jeder nach Maßgabe seines Vermögens herangezogen wird, wie zu den sonstigen Staats- und Gemeindeaufwendungen. Jeder Unbefangene wird sich ein Schullastengesetz aus wenigen Paragraphen bestehend vorstellen, und so würde es auch thatsächlich sein, wenn nicht Parteien und Interessen dabei ihr Schäfchen scheeren und Dinge erreichen wollten, die mit der Sache an sich auch nicht das Mindeste zu thun haben.

Unsere Zeit produziert im allgemeinen eher zu viele als zu wenige Gesetze. Auf dem Gebiete der Schulunterhaltung hat der preußische Staat diesen Eifer indessen seit lange nicht mehr bethätigt. Das jüngste allgemeine Schulunterhaltungsgesetz in Preußen sind die Paragraphen 29—37 in Teil II, Titel 12, des Allgemeinen Landrechtes, das bekanntlich im Jahre 1794 erlassen wurde. Dieses für seine Zeit wahrhaft großartige Gesetz gilt natürlich nicht für die inzwischen erworbenen Landesteile, ja, die gedachten Paragraphen gelten nicht einmal für alle alten Provinzen, insbesondere nicht für Schlesien, Ostpreußen und Westpreußen. In den Motiven zum Goßler'schen und Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf sind zur bloßen Aufzählung und flüchtigen Skizzierung der verschiedenen in Geltung befindlichen allgemeinen, provinziellen, landwirtschaftlichen, konfessionellen und sonstigen Bestimmungen über die Schulunterhaltung nicht weniger als 12 Folioseiten erforderlich. Es ist deswegen auch ganz unmöglich, im Rahmen eines Zeitungsartikels von diesen Dingen ein ungefähres Bild zu geben, es muß vielmehr genügen, diejenigen Punkte zu bezeichnen, bei denen eine Neuregelung besonders dringlich ist.

Wenn man nur die thatsächlichen Verhältnisse in Betracht zieht, so ist festzustellen, daß von den 31 002 Schulverbänden, die im Jahre 1901 bestanden, noch 13 225 Schulsozietäten im Sinne des Allgemeinen Landrechtes waren. In diesen Schulsozietäten werden die Schullasten als Personalsteuer aufgebracht, d. h. auf die Hausväter der Sozietät nach „Verhältnis ihrer Besitzungen und Nahrungen billig verteilt und von der Gerichtsobrigkeit ausgeschrieben." Frei von den Schullasten bleiben damit die Forensen, die juristischen Personen, die Aktiengesellschaften, der Fiskus und im Gebiete des Allgemeinen Landrechtes, mit Ausnahme von Schlesien, die Gutsherren am Schulorte, für die besondere Bestimmungen gelten.

Nach dem Allgemeinen Landrecht gehört der Gutsherr nicht zur Schulgemeinde. Er steht der Schulgemeinde gegenüber, und für ihn sind besondere Verpflichtungen festgesetzt. Nach §§ 33 und 36, Titel 12, Teil II des Allgemeinen Landrechts sind die „Gutsherrschaften auf dem Lande verpflichtet, ihre Unterthanen, welche zur Aufbringung ihres schuldigen Beitrags ganz oder zum Teil auf eine Zeitlang unvermögend sind, dabei nach Notdurft zu unterstützen“ und haben „bei Bauten und Reparaturen der Schulgebäude die auf dem Gute gewachsenen oder gewonnenen Materialien, soweit solche hinreichend vorhanden und zum Baue notwendig sind, unentgeltlich zu verabfolgen.“

Diese letzteren Verpflichtungen der Gutsherren sind im Laufe der Zeit größtenteils gegenstandslos geworden. Da die Schulbauten heute mit wenigen Ausnahmen massiv aufgeführt werden, so ist auch da, wo der Gutsherr größere Waldungen besitzt, nur eine verhältnismäßig geringe Heranziehung desselben möglich. In den meisten Fällen aber sind Waldungen nicht vorhanden, so daß sich die ganze Beteiligung des Gutsherrn auf die Lieferung von Feldsteinen, Sand, Lehm und Stroh beschränkt. In demselben Maße, als sich die Leistungen der Gutsherren vermindert haben, haben sich die Lasten der Gemeinden, die nun das Baumaterial zu beschaffen haben, erhöht, ganz abgesehen von der Erhöhung der Arbeitslöhne und der Verteuerung der Bauten durch andere Verhältnisse.

Liegt hierin schon eine Aenderung, die den kleineren Besitzern zum Nachteil, den größeren zum Vorteil gereicht, so ist die Ungleichheit der Pflichten auf beiden Seiten dadurch noch bedeutend vergrößert worden, daß das Staatsministerium unterm 31. März 1886 beschlossen hat, in allen denjenigen Landesteilen, in denen die Vorschrift des § 33, Titel 12, Teil II A. L.-R. sich in Geltung befindet, bis zu anderweiter gesetzlicher Regelung des Gegenstandes von der Heranziehung der Gutsherrschaften des Schulortes zu denjenigen Subsidien, welche denselben nach der Vorschrift des Gesetzes auferlegt werden mußten, fortan abzusehen und diejenigen Schulbeiträge, welche die innerhalb des Gutsbezirkes wohnenden, nächstverpflichteten Mitglieder der Schulgemeinde aufzubringen unvermögend waren, aus Staatsmitteln zu bewilligen. Die Behörden sind dann angewiesen worden, hiernach zu verfahren. Die Folge dieses Beschlusses ist, daß die Gutsherren nunmehr von allen Beiträgen zu den Schullasten, mit Ausnahme der aus § 36, Titel 12, Teil II des A. L.-R. herzuleitenden Verpflichtung, entbunden sind. Die Verpflichtung, die ihnen gesetzlich oblag, ist also aufgehoben worden, eine neue Verteilung der Schullasten hat indessen nicht stattgefunden. Der angeführte Staatsministerialbeschluß hat mit der Leistungsunfähigkeit der Gutsherren nichts zu thun; die nicht leistungsfähigen unter den Gutsherren waren schon vorher von ihren subsidiarischen Leistungen entbunden, während mit dem 1. April 1886 eine allgemeine Befreiung eingetreten ist, die dem reichsten Grundherrn ebenso zu gute kommt wie dem ärmsten.

Für manchen gutgläubigen Patrioten wird es fast unglaublich erscheinen, daß das Suum cuique auch so gehandhabt werden kann, und es ist schwer, diesen Zuständen und Maßnahmen gegenüber mit dem bezeichnenden Worte zurückzuhalten.

In den übrigen 17777 Schulverbänden, also in der Mehrzahl derselben, werden die Schullasten von den bürgerlichen Gemeinden getragen und nach den Grundsätzen der Staats- und Gemeindebesteuerung ausgeschrieben. Dieser Zustand beruht entweder auf den geltenden provinziellen und sonstigen Gesetzen, oder auf der freien Entschließung der Beteiligten. Die Regierung hat die Uebernahme der Schullasten auf den Etat der politischen Gemeinden seit Jahrzehnten protegiert, also dem Zustande, den ein neues Schulunterhaltungsgesetz rechtlich für einen großen Teil des Staates erst schaffen wird, bereits stark vorgearbeitet.

Die Arbeit, die die Geheimräte bei der Vorlage zu leisten haben werden, dürfte nicht zu bedeutend sein. Der Goßler'sche sowohl, wie der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf enthalten in den §§ 37—52 ein Schulunterhaltungsgesetz, das den heutigen Ansprüchen gerecht wird. Die weitergehenden und zum Teil recht einseitig begründeten Vorschläge, die gesamten Schullasten auf die Staatskasse zu übernehmen, kommen für die Praxis nicht in Betracht. Wenn es gelingen sollte, die reaktionären Wünsche, die sich an das Gesetz knüpfen, einzudämmen, so wird man nicht viel mehr zu thun haben, als den Bestimmungen der Vorlagen der Jahre 1890 und 1891 Gesetzeskraft zu verleihen.

Aber, „was ist ihm Hekuba“? Was gilt einem waschechten Centrumsmanne ein Schulunterhaltungsgesetz, wenn es nicht dazu dient, das Schulregiment des Klerus zu befestigen? Mit anerkennenswerter Deutlichkeit ist von dieser Seite gefordert worden, daß in das Gesetz Bestimmungen aufgenommen werden müßten, die die Gemeinden zwingen, ihr Schulwesen konfessionell zu zerstückeln, und das wird wahrscheinlich auch geschehen. Es bleibt in dieser Beziehung allerdings fast nichts mehr zu thun übrig. Die Schulstatistik vom Jahre 1901 enthält u. a. ein namentliches Verzeichnis der am 27. Juni 1901 vorhandenen einklassigen öffentlichen Volksschulen mit je 20 oder weniger Schulkindern und unmittelbar darauf folgt ein namentliches Verzeichnis der öffentlichen Volksschulen mit einer Lehrkraft, in denen mehr als 120 Schulkinder zu unterrichten waren. Jene kleinsten Schulen sind insoweit ein Bedürfnis, als sie in entlegenen kleinen Ortschaften oder Ortsteilen bestehen, aber was soll man dazu sagen, wenn in der Stadt Tirschtiegel eine öffentliche jüdische Volksschule mit 8 Kindern, in Fraustadt eine solche mit 18 Kindern, in dem Flecken Hoya eine jüdische Volksschule mit 3 Kindern, in der Stadt Burgdorf (Hannover) eine solche mit 2 Kindern, in Hofgeismar mit 7 Kindern, in Neuß mit 8 Kindern bestehen? Das sind nur einige Beispiele. Das ganze Register weist 810 Nummern von evangelischen, katholischen und jüdischen Schulen auf, von denen mindestens die Hälfte lediglich konfessionellen Gründen ihre Entstehung und ihren Weiterbestand verdankt. Ein Teil dieser Schulen beruht auf alten gesetzlichen Bestimmungen, ein anderer Teil auf dem neu erwachten konfessionellen Eifer, dem sich die Regierung leider recht häufig dienstbar gemacht hat. Daneben hat ein einzelner Lehrer unter Umständen über 200 Kinder zu unterrichten, z. B. in dem posenschen Dorfe Golina, Kreis Jarotschin, 203, in Murka, Kreis Schrimm, 202, in Biezdrowo, Kreis Samter, 210, in Klein-Gay, Kreis Samter, 205, in Konsinowo im selben Kreise 206 u. s. w. u. s. w. Auch in den westlichen Provinzen giebt es derartige stark überfüllte Schulen in großer Zahl. Insgesamt hatten am 27. Juni 1901 192 einklassige Volksschulen mehr als 120 Schüler, außerdem waren für 104 082 Schulklassen nur rund 87 000 Lehrkräfte vorhanden, so daß 17 000 Klassen ohne besondere Lehrkraft bleiben.

Auch in Bezug auf die Erfüllung übertriebener konfessioneller Wünsche hat die Verwaltung der Gesetzgebung die Wege geebnet, und so wird das Schulunterhaltungsgesetz höchstwahrscheinlich diese Zerstücklung und Zerbröcklung des Volksschulwesens mit allen seinen finanziellen

Lasten und seinen sanftigen Unzuträglichkeiten für geraume Zeit festlegen, bis man endlich erkennt, daß die Kinder desselben Volkes nicht nach der oft völlig äußerlichen kirchlichen Zugehörigkeit ihrer Eltern auseinander gerissen werden sollten, und daß man in einem Staate, dem nach mindestens 20 000 Volksschullehrer fehlen, sich den Luxus nicht gestatten sollte, lediglich aus konfessionellen Rücksichten Schulen mit zwei und drei Kindern neben gut eingerichteten Volksschulen im selben Orte zu unterhalten.

Die wichtigste Frage der Vorlage gegenüber ist offenbar, ob sie schon in nächster Zeit den Landtag beschäftigen und zur Verabschiedung kommen werde. Ich glaube daran nicht. Das Zentrum will die Vorlage, wenn sie nach seinen Wünschen garniert wird, und die Konservativen haben gegen diese klerikale Ausstaffierung nichts einzuwenden. Aber jedes Schulunterhaltungsgesetz, das mit den alten Zuständen aufräumt, muß den Gutsherren materielle Verpflichtungen auferlegen. Der Eifer, derartige Gaben der Gesetzgebung in Empfang zu nehmen, ist aber bei den in Betracht kommenden Faktoren bekanntlich nicht groß, und deswegen ist anzunehmen, daß sich die Rechte nach etwas besinnen wird, ehe sie Ja und Amen zu einer etwaigen Regierungsvorlage sagt. Aber kommen muß die Vorlage. Die obwaltenden Zustände sind zum Teil derart, daß eine geregelte Schulverwaltung sie nicht länger dulden kann. Traurig ist es, daß wir in Preußen keine Mehrheit im Landtage haben, die derartige Fragen lediglich nach den Rücksichten der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls zu regeln bereit ist. Kommt das Gesetz nach dem Rezept des Zentrums zu Stande, so werden die bei der lex Zedlitz uns zugedachten Gaben nur in unschuldigerem Gewande uns beschcert. Ein so ausgestattetes Schulunterhaltungsgesetz bessert aber materiell nichts, schafft dagegen in materieller und organisatorischer Beziehung die bedenklichsten Zustände und wird zweifellos eine Quelle langwieriger und in ihren Folgen nicht abzusehender Kämpfe.

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Selbstprüfung.

Wenn man gegen Mitternacht auf einem der großen Schiffe steht, die über den Ozean fahren, dann hört man plötzlich, wie vom Himmel, eine langgezogene Stimme klingen: Alles — wohl! Es ist der Matrose im obersten Mastkorb, der noch einmal Umschau gehalten, und den Passagieren, die zu Bette gehen wollen, tönt es beruhigend wie ein Segen von oben. Bevor der Kapitän sein Lager aufsucht, prüft er mit Hilfe der Karten und des Kompasses noch einmal ganz genau, wo sich das Schiff jetzt befindet und ob es auch nicht von dem vorgezeichneten Kurs abgewichen ist. Was der Kapitän und der Matrose im Mastkorb für das Schiff, das ist das Gewissen und der Verstand für den Menschen. Diese Beiden sollten jeden Abend vor dem Einschlafen genau prüfen, ob der innere Mensch auch nicht abgeirrt ist von der rechten Linie, welche ihm die innere Stimme vorschreibt, und ob bei ihm „Alles wohl“ ist.

Ihr braucht bei diesem Vorschlage nicht zu fürchten, daß ich Euch zu Kopfhängern machen will, die den ganzen Tag über sich selbst nachdenken und sich Mühe geben, in den Schlupfwinkeln ihres Innern unablässig nach allem Schlechten herumzustöbern. Aber so einschlafen wie ein Kaninchen oder eine Kuh, so ganz, ohne noch einmal nach dem Kompaß des Gewissens zu sehen — das erscheint mir doch auch zu unmenschlich und zu kopflos. Wenn man niemals in stiller Stunde alle die einzelnen Menschen durchgeht, mit denen man zusammenlebt oder zu thun hat, und sich fragt, ob man sie richtig behandelt und beurteilt — und wenn man niemals die Neigungen und Triebe mustert, die in unserm Innern wachsen und wirken — wie kann man sich dann selber leiten, wie seinen eigenen Kurs richtig bestimmen? Wer nie nachdenkt über sich und andere, der ist wie das Gespensterschiff in der Sage, wie das Schiff, das ohne Lenker vor dem Sturm einherfliegt mit zerfetzten Segeln, und niemand weiß, wohin es gehen und wo es zerschellen wird.

Bin ich ein Rechthaber, bin ich eigensinnig, bin ich sorglos und gedankenlos in der Liebe, zu rücksichtslos in meinem Wollen, zu unzart in meinen Worten, zu anmaßend in meinem Tone, rede ich zuviel von mir, denke ich überhaupt zuviel an meine Liebhabereien — bin ich unordentlich, und wie bin ich schuld an Mißgeschick und Unglück, das mich und die Meinen getroffen? — all das sollte man sich fragen und tapfer beantworten. Wer sich das angewöhnt, der ist ein Lenker und Leiter, und er wird auch andere führen und leiten im Leben — wer es nicht lernt, der wird immer von den Wellen getrieben werden und nie wissen, wo er ist und wohin er kommt.

* * *

Der Prügelknabe.

Ich habe einmal gelesen, daß es in frühern Jahrhunderten am Hofe des Königs in Frankreich Sitte war, daß der junge Prinz niemals selber Prügel bekam, wenn er irgend etwas Unartiges gethan hatte oder faul gewesen war, sondern ein armer Knabe lebte mit ihm im Schlosse und der bekam dann in seiner Gegenwart die Prügel, die eigentlich der Königsohn verdient hatte. Man hoffte gerade dadurch einen großen Eindruck auf den jungen Prinzen zu machen, daß man ihn dann das Schreien des unschuldigen Kameraden mit anhören ließ.

Soll ich Euch einmal verraten, daß jedes von Euch auch so einen Prügelknaben oder ein Prügelmädchen hat? Euer Unterschied von dem Prinzen von Frankreich ist nur, daß er das Schreien hörte, während Ihr leider so stocktaub seid, daß Ihr es garnicht hört, selbst wenn es in Eurem eigenen Zimmer geschieht. Glaubt Ihr es nicht? Ja, dann sagt einmal, glaubt Ihr wirklich, daß man überhaupt irgend ein Unrecht oder eine Nachlässigkeit in der Welt begehen kann, ohne daß ein Anderer dafür leiden muß, selbst wenn Ihr ganz ungeschoren wegkommt?

Wenn Ihr z. B. irgend ein schmutziges Wort sagt, so könnt Ihr sicher sein, irgend ein Anderer schnappt es auf und braucht es zu Hause wieder und bekommt dann seine Prügel. Oder er erroht dadurch und es schndet ihm im Leben auf andere Weise. Ihr hört weder sein Schreien, noch erfahrt Ihr von seiner Not und seinem Mißerfolg, und doch ist er Euer Prügelknabe. Oder Ihr seid unreinlich und unordentlich. Vielleicht bekommt Ihr nicht gleich eine Strafe. Aber Andere werden angesteckt von Eurem Beispiel und lassen sich auch gehen, und wohin das Gehenlassen führen kann, das haben wir besprochen. Und außerdem müssen immer andere aufräumen oder waschen, wo Ihr unreinlich und dummelig seid — so werden sie Prügelknaben und Prügelmädchen für Euch, sie müssen unschuldig leiden für das, was Ihr gethan habt. Wenn alle Menschen, die für unsere Fehler unschuldig leiden müssen, zu gleicher Zeit weinen könnten, es würde ein Schluchzen und Schreien geben, daß man glauben würde, die Welt gehe unter. Und dabei sind noch garnicht einmal die mitgerechnet, die von unsern Fehlern und Unterlassungen erst leiden, wenn wir längst gestorben sind. Wißt Ihr z. B. daß die Kinder, die Ihr später einmal bekommen werdet und denen Ihr gewiß doch alles Gute wünscht, — daß die auch unschuldige Prügelknaben sein werden, und zwar für die Fehler, die Ihr jetzt begeht? Alle Heftigkeit, alle Unordnung, alles Lügen und Klotschen, worin Ihr Euch jetzt gehen laßt und was Euch jetzt zur Gewohnheit wird, das wird einst das Beispiel sein für Eure Kinder, wenn es zum Abgewöhnen zu spät ist — und sie werden dann nicht nur von Euch dafür Schläge bekommen, sondern auch von den andern Menschen, denen sie damit Schaden und Aerger zufügen. So seht Ihr, daß das Geschrei Eurer Prügelknaben noch weit in die Zukunft hineinklingt, und Ihr versteht nun gewiß, was es bedeutet, wenn im Katechismus die Worte stehen:

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen on den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“

Darum denkt immer daran, daß Ihr schon jetzt Vater und Mutter seid und für Kinder zu sorgen habt, obgleich Ihr selber noch Kinder seid: Essen und Trinken braucht Ihr noch nicht für sie aufzusparen, auch noch keine Strümpfe zu stricken und Geld zu verdienen — wohl aber sollte Ihr gute Gewohnheiten aufsparen und wachsam auf Euch sein, damit ihnen einst das tägliche Zusammensein mit Euch zum Segen gereiche.

Digitized by Google

Streiflichter.

Ideale Pädagogik. Die tötliche Mißhandlung des armen Heinz Koch hat die öffentliche Meinung gewaltig erregt und leidenschaftliches Mitleid und Entsetzen überall hervorgerufen. Ein solcher Moment der Aufrüttelung sollte nicht vorübergehen, ohne daß man tiefer in die Ursachen dieser furchtbaren Begebenheit eindringt, Ursachen, die möglicherweise nicht in den beteiligten Personen, sondern in weit verbreiteten Sitten und Anschauungen liegen. Allem Anschein nach haben hier die Eltern alles zum Wohle ihrer Kinder gethan, was von ihnen nach landläufiger Ansicht zu fordern war. Sie haben ihre Kinder einem gut empfohlenen Hauslehrer anvertraut, nachdem er ihnen blendende pädagogische Grundsätze vorgetragen, einem Manne, den sogar ein Verwandter als „Idealmenschen" bezeichnete; sie haben ihm nichts in seine Erziehungsmethode hineingesprochen und sind auf alle seine Ideen eingegangen. Ganz ideal pädagogisch! — So sagt man. Oder vielmehr so sagte man; denn jetzt werden so Manchem die Augen aufgegangen sein. Das, was dagegen gesagt werden muß, ist eine Banalität: Eltern und Kinder gehören zusammen, und die höchste Pflicht bleibt immer die Forderung des Tages. Sorge vor allem für die Gegenwart Deiner Kinder, Du selbst, nicht ein Stellvertreter mit noch so einleuchtenden Prinzipien. Ist das Kind krank, so kann auch die tüchtigste Krankenschwester nicht die Mutter am Bett des Kindes ersetzen; und ist es geistig oder sittlich gefährdet, so ist es auch allein der treuen, liebevollen Aufsicht der Eltern möglich, Heilung zu bringen. Kinder brauchen vor allem Liebe, die selbstverständliche Liebe der Eltern.

Wie geht es aber meistens zu? — Der Vater ist von seinem Berufe ausgefüllt; er muß die Zukunft der Kinder sichern. Daß die beste Sicherung ihrer Zukunft die gute körperliche und geistige Entwicklung ist, das wird nicht bedacht. Die Mutter glaubt, daß sie ihrer Kinder wegen die Pflichten der Geselligkeit erfüllen muß; sie sollen später ohne Anstrengung in eine gesellschaftliche Stellung hineinkommen, in Kreise, die ihnen für ihre Karriere von Nutzen sein können. Für die Erziehung werden eben Stellvertreter gesucht, und zwar meistens auf recht leichtsinnige Weise, in welchen Kreisen es auch sei. Die kleine Bürgersfrau übergiebt ihre Kinder einem jungen Ding, dem sie weder einen Gänsebraten, noch ein gutes Glas anvertrauen würde. In wohlhabenderen Familien blüht die Institution des sogenannten Fräuleins, das stundenlang mit den Kindern ohne Kontrolle im Tiergarten verweilt, wobei diese Gelegenheit finden, sich früh eine gründliche Lebenskenntnis zu erwerben. Bei den oberen Zehntausend ist der gut empfohlene Hauslehrer an der Tagesordnung, der sich in seine Anordnungen nichts hineinreden läßt und als obersten Grundsatz aufstellt, daß vor allem seine Autorität gewahrt bleiben müsse. Und wäre die Wahl des Stellvertreters eine gute, es giebt Dinge in der Welt, die man mit seiner Person zahlen muß, die sich nicht mit Geld abmachen lassen. Die natürliche Macht der Eltern über die Kinder soll nicht übertragen werden. Mißbrauch der Macht ist die Signatur unserer Zeit; wenige können sich dem in der Luft liegenden Kontagium entziehen, selbst die radikalsten demokratischen Grundsätze schützen nicht davor, das haben wir in den letzten Wochen erfahren. Nur die Liebe macht immun. Die Kinder der Armen, die den Gefahren der Freiheit ausgesetzt sind, haben es besser, als die armen reichen Kinder, denen alle Schädigungen der Sklaverei drohen. Es giebt nicht nur äußerliche Mißhandlungen. Es giebt einen kalten Hohn, eine verletzende Ironie, der gegenüber eine Kindesseele sich in sich selbst zusammenzieht und verkümmert, statt sich zu entfalten. Noch eins sei bedacht! Die Kinder werden später auch Macht besitzen, vielleicht sogar Macht über die Eltern; ist es geraten, ihnen den Mißbrauch der Macht als etwas Selbstverständliches vor die Augen zu führen? — In der Erziehung ist das Beispiel der entscheidende Faktor.

Man spricht jetzt so viel von Kunst für das Kind, man veranstaltet Konzerte, Vorlesungen und dergleichen nur für Kinder, es wird auch hierin ein Spezialistentum großgezogen. Eltern und Kinder, Werdende und Erwachsene werden immer mehr aus einander gerissen, beiden Teilen zum Unheil. Wenn das Kind unter den Eindrücken aufwächst, die seinen Eltern lieb sind, so ergiebt das eine lückenlose, organische Entwicklung. Mag es manches sehen, manches hören, was ihm noch unverständlich ist, das schadet garnichts; es weiß dadurch, daß es etwas Höheres giebt, als ihm im Augenblick begreiflich ist. Bei den Dingen aber, für die man das kindliche Verständnis fürchtet, beginnt der segensvolle Einfluß des Kindes. Lassen wir die klaren, scharfen Kinderaugen in unsere Angelegenheiten hineinsehen, lassen wir ihre konsequente, unbestechliche Logik auf uns wirken! Das ist die beste Schule, die uns werden kann. Es ist eine alte Bemerkung, aber darum nicht weniger wahr, daß man sich am besten selbst erzieht, indem man andere erzieht. Später kommt die Zeit, wo die Kinder auch direkt vergelten. Die Eltern, die mit ihren Kindern leben, bewahren dadurch die Empfänglichkeit für neue Ideen und neue Eindrücke. Für diejenigen, die dies versäumt haben, entsteht gar bald statt gegenseitigen Verständnisses und liebevoller Achtung und Schonung offener oder versteckter Kampf. D. D.

* * *

Moralisches Irresein? Ueber den Fall Dippold lassen sich mancherlei Betrachtungen anstellen. Mir scheint vor allem eine Frage Beachtung zu verdienen, die im Ganzen von der Presse wenig beachtet wird. Wenn von den Aerzten die Frage, ob ein Verbrecher geisteskrank ist, verneint wird, so steht es für das Publikum fest, daß dieser Mann nicht anders zu betrachten ist, als jeder normal geartete Mensch, daß er verantwortlich und zurechnungsfähig im vollen Sinne des Wortes ist. Dem entsprechend verlangt man die Strafe als Sühne der That. Namentlich in konservativen Kreisen wird häufig darüber geklagt, daß Aerzte und Richter zu leicht geneigt seien, einen abnormen Geisteszustand beim Verbrecher vorauszusetzen. In diesen Kreisen vor allem sucht man die alte Vorstellung, daß der Zweck der Strafe die Sühne sei, in vollem Umfang aufrecht zu erhalten; man sieht darin eine wirksame Abwehr gegen das Verbrechen und man widerstrebt aus diesem Grunde dem Verlangen nach Reform des Strafrechts. Vielleicht hat doch in der letzten Zeit Manchen die Sorge beschlichen, daß wir gerade in solchen Fällen, wie der hier vorliegende, noch sehr im Dunkeln tappen. Der Irrenarzt, der Dippold's Geisteszustand untersucht hatte, sprach von seiner moralischen Minderwertigkeit. Er hat damit ausgesprochen, daß ein solcher Mensch nicht mit den normalen Menschen auf eine Strafe zu stellen ist, daß daher unser Strafsystem unvollkommen ist.

Ist es denn wohl richtig, zwischen der Geisteskrankheit und dem Zustand des Menschen, den die Aerzte für geistig gesund erklären, eine so scharfe Grenze zu ziehen, wie das zu geschehen pflegt? Jenseits dieser Grenze soll jede Verantwortlichkeit aufhören; diesseits derselben soll sie in vollem Maße bestehen. Aber ist es denn nicht vielmehr so, daß zwischen geistiger Gesundheit und Geisteskrankheit ein unmerklicher Uebergang stattfindet, nur daß der Fachmann eine Grenze ziehen muß? Je auffallender die Handlungen des Geisteskranken sind, je stärker sie von denen des gesunden und normalen Menschen abweichen, desto klarer wird es uns, daß hier die Unfähig-

Digitized by Google

keit normalen Denkens und Handelns zu Grunde liegt. Je auffallender aber und je mehr von den Handlungen des normalen Menschen abweichend diejenigen des für gesund erklärten Verbrechers sind, desto stärker ist jene moralische Entrüstung, die auf der Voraussetzung beruht, daß der Verbrecher dieselbe Herrschaft über seine Leidenschaften und Begierden besitze, wie jeder andere Mensch, daß er auch dieselbe Einsicht von der Verwerflichkeit seines Treibens haben müsse, wie Jeder, daß er anders, als er gehandelt hat, nämlich so, wie der normale gutgeartete Mensch, hätte handeln können und sollen. Liegt in diesem Unterschied der Beurteilung nicht ein Widerspruch?

Dippold's Verfahren ist nicht nur vom moralischen Standpunkt aus verwerflich; es ist auch geradezu unsinnig vom Standpunkt jedes verständigen Menschen aus. Wir sehen hier einen Menschen, der das Vertrauen eines hochgestellten Mannes, das ihm für seine weiteres Fortkommen sehr wertvoll hätte sein können, in der leichtfertigsten, sagen wir, in der dümmsten Weise, vom Standpunkt des praktischen verständigen Menschen aus, verscherzt. Und zu welchem Zweck denn quälte er diese armen Kinder? Er fröhnte, so heißt, einer Leidenschaft, er gehorchte einem grausamen wollüstigen Triebe. Aber hat denn nicht Dippold wirklich geglaubt, daß sein Verfahren vernünftig und nach pädagogischen Grundsätzen zu rechtfertigen sei, und grenzt diese für den vernünftigen Menschen unbegreifliche „fixe Idee" nicht nahe an Verrücktheit?

Die „Hamburger Nachrichten" und andere ihnen geistesverwandte Blätter fordern für Dippold und ähnliche Verbrecher Prügelstrafe. Hier steigt das „natürliche Gefühl", das die nach Lynchjustiz lüsterne Menge treibt, auf den Redaktionssessel. Ist es nicht beschämend, daß Männer, die auf Bildung Anspruch machen, Irrlehren verkünden, die mit den pädagogischen Grundsätzen Dippold's eine gewisse Aehnlichkeit haben, dabei vielleicht von dem Bemühen geleitet, den Vorurteilen gewisser Kreise zu schmeicheln? Der Staatsanwalt äußerte in seiner Rede, Dippold werde schon dadurch eine schwere Strafe erleiden, daß er sein Leben hindurch von Gewissensbissen gequölt werde. Welcher Irrtum ist auch das! Es ist möglich, daß ein Mensch, der in der Uebereilung, im Jähzorn ein Verbrechen begeht, nachher Reue über seine That empfindet. Aber kann eine so systematische Quälerei, wie die von Dippold verübte, wohl betrieben werden von einem Menschen, der fähig ist, einzusehen, daß er dadurch ein Unrecht begeht? Ließ denn wohl das selbstbewußte, anmaßende Auftreten Dippold's vor Gericht eine Spur von Reue erkennen?

Man sieht, daß die Neigung, den abnormen Menschen nach der eigenen Natur, den eigenen Empfindungen und Anschauungen zu beurteilen, bei den meisten Menschen unwiderstehlich ist, und daß daraus die Irrtümer über die Natur des Verbrechens entspringen. Solche Absonderlichkeit des Geistes- und Empfindungslebens tritt nicht auf einmal fertig ins Dasein. Sie ist das Erzeugnis einer langsamen Entwicklung, die, wahrscheinlich schon auf abnormer Naturbeschaffenheit beruhend, durch äußere Einflüsse befördert wird. Wir finden bei Dippold in widerlicher Verzerrung und ungeheurer Uebertreibung die Verirrungen einer falschen Zeitrichtung. Wir finden bei ihm den Größenwahn, den Glauben an das schrankenlose Recht der Selbstsucht, das der Nietzschekultus erzeugt hat. Auch die „Prügelpädagogik" ist uns wohlbekannt. Sie wurde vor einigen Jahren, als der Streit um die Schulzüchtigungsfrage tobte, warm empfohlen als Mittel, Sitte und gute Zucht zu fördern. Daß Geheimrat Koch an die einfachen Leute, die über die Grausamkeit Dippold's klagten, schrieb, es sei eine Erziehungsmethode, deren Bedeutung sie nicht verstünden, daß sogar die armen Kinder in dem Wahn befangen waren, sie hätten diese Unmenschlichkeiten verdient, läßt tiefer blicken. Ich sehe hierin eine Verwandtschaft mit der Vorliebe für Gewaltmittel, die heute „Mode" ist. Ich glaube, daß wir noch viel zu lernen haben und bald damit anfangen sollten.

Theodor Brix.

Aus der ethischen Bewegung.

7. ordentlicher Gesellschaftstag*)

10. Oktober 1903
im kleinen Saal des Kunstgewerbehauses.

Um 9¾ Uhr eröffnet der Vorsitzende, Prof. Dr. Döring, die Versammlung und begrüßt die Anwesenden. Die Vorfrage, ob anwesende Vertreter der Presse den Verhandlungen beiwohnen dürfen, wird bejaht. Indemnität wegen der satzungswidrig verspäteten Einberufung des Gesellschaftstages und wegen der durch den Hauptvorstand bewirkten Verlegung der Tagung von Stuttgart nach München wird erteilt.

Die Konstituierung erfolgt. Es sind 18 Delegierte anwesend mit 19 Stimmen, nämlich Prof. Dr. Döring, Dr. Levy, Dr. Penzig, Dr. Bieber, Dr Kronenberg-Berlin, für den Hauptvorstand, Prof. Haake-Steglitz, Dr. Bode-Weimar, Dr. F. W Foerster-Zürich, Prof. Bruno Meyer, Frau Bieber-Böhm-Abteilung Berlin, Rechtsanwalt Marcuse-Breslau, Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., Dr. Foerster-Magdeburg, Prof. Staudinger-Darmstadt, Dr. Bergemann-Jena, Dr. Unold-München, Eberle-Ulm, Fr. Weddigen-Wiesbaden, Stamm-Stuttgart. Ins Bureau werden berufen: Dr. Bieber, Dr. Penzig, Rechtsanwalt Marcuse. Die Reihenfolge der Traktanden wird festgesetzt; nämlich 1) 2) 5) 6) 3) 4) 7).

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes. Der Vorsitzende beklagt das Hinscheiden von Abg. Sänger Frankfurt. An seine Stelle trat in den Hauptvorstand Dr. Pfungst Ausgeschieden aus dem Hauptvorstand ist noch Herr Staegmeyr-München Die regelmäßigen Sitzungen des Hauptvorstandes betrafen: 1. Verkehr mit den Abteilungen, 2. Wanderrednertum, 3. Publikationen des Hauptvorstandes, 4. Verhältnis zum internationalen Sekretariat.

Die Abteilung Hamburg ist eingegangen; der Zweig Darmstadt ist mit über 40 Mitgliedern Abteilung geworden. Die Vierteljahrsberichte sind vom Hauptvorstand als unpraktisch erkannt; zwei Berichte jährlich würden genügen, doch müßte dazu eine Statutenänderung stattfinden. Leider werden auch halbjährige Berichte nur sehr unvollkommen von den Abteilungen erstattet. Ebenso stocke bei manchen Abteilungen die Beitragszahlung. Die Anregungen des Hauptvorstandes auf Erhöhung der Mitgliederbeiträge und auf engeren Verkehr der Abteilungen mit ihren Zweigen seien ziemlich erfolglos geblieben. Die Rednertafel sei regelmäßig im Herbst den Abteilungen zugegangen. Die Bewilligung der erforderlichen Zuschüsse für Vorträge ist nach Bedarf erfolgt Der Wanderrednerfond hat seinen Verpflichtungen stets nachkommen können. Größere Vortragsreisen sind wiederholt von Dr. Penzig, Dr. Foerster, Dr. Kronenberg unternommen worden; sie haben in der Regel scheinlich dem Hauptvorstande Bericht erstattet. Ein bedeutender äußerlich sichtbarer Erfolg der gesamten Ausbreitungsthätigkeit ist vorläufig noch nicht zu konstatieren.

Der Hauptvorstand hat die Leitsätze und das Flugblatt betr. Moralunterricht redigiert und verbreitet; an sämtliche größere Zeitungen und Zeitschriften, an sämtliche Freimaurerlogen Deutschlands, die kommunalen Verbände von Berlin und Vororten, die Parlamentsmitglieder u. s. w. wurden die Leitsätze geschickt. Aehnlich wurde die Frage des Moralunterrichts durch das in ca. 3000 Exemplaren verbreitete Flugblatt beleuchtet. Eine Stellungnahme dazu wurde allgemein erbeten. Als Resultat ergaben sich nur vereinzelte briefliche Aeußerungen, einige Abdrucke in der Presse u. dergl An das internationale Sekretariat wurden vom Hauptvorstande bis Ende 1902 jährlich 500 Mk. gezahlt; um diese Zeit wurde bekannt, daß die übrigen Interessenten im internationalen eth. Bunde dem Sekretariat überhaupt keine oder doch keine nennenswerten Leistungen daten Daher beschloß der Hauptvorstand im Oktober, seine weiteren Zahlungen (und zwar mit Rücksicht auf die Finanzlage nur bis 200 Mk. jährlich) davon abhängig zu machen, daß die übrigen Mitglieder des ethischen Bundes ihren Verpflichtungen oder Versprechungen nachkämen. Der geplante internationale Kongreß ist noch vertagt worden. In Summa: der Hauptvorstand hat seine Pflicht wohl gethan, Erfolge sind z. Z. noch wenig zu sehen; das Erreichte ist erhalten worden; vielleicht hat man zu schnell Erfolge erhofft; die ganze Lage unseres Vaterlandes ist ja sicher nach der Bewegung nicht günstig.

Die Besprechung des Rechenschaftsberichts wird auf Antrag Levy zu Punkt 6 der Tagesordnung vertagt.

2. Dr. Penzig erstattet im Auftrage von P. Jaffé den Kassenbericht für 1901, 1902 und die Zeit bis zum 1. September 1903. Ebenso über die Verhältnisse des Wanderrednerfonds.

*) Bericht unseres nach München entsandten Spezialberichterstatters. Das offizielle und ausführliche Protokoll erscheint binnen Kurzem in unserm Verlage und wird Interessenten gegen Einsendung von 50 Pfg. zugesandt.

Die Schlußziffern ergeben in 1901 an Einnahmen 1971,28 Mk., an Ausgaben 3308,27 Mk., in 1902 an Einnahmen 2170,99 Mk., an Ausgaben 2616,92, sodaß im Ordinarium zuzüglich des Fehlbetrages von 1900 mit 1797,63 Mk. ein Gesamtdefizit von 3574,55 Mk buchmäßig zu konstatieren ist. Der Fehlbetrag ist zunächst aus den Mitteln der Abteilung Berlin und von einigen Mitgliedern derselben gedeckt worden. Der Wanderrednerfonds steht mit 1038,84 Mk. Einnahmen in 1901, 856,10 Mk. in 1902, wogegen 959,10 Mk. Ausgaben in 1901 und 798,35 Mk in 1902 stehen, mit einem Bestand von 998,48 Mk. zu Buche.

Die Versammlung erteilt dem Kassenführer mit Dank die Entlastung, nachdem sie von der Abrechnung und dem Revisionsprotokoll Kenntnis genommen.

Nachdem zwei eben eingegangene Begrüßungstelegramme von den Herren Stern und Jaffé-Berlin, sowie Essler-Danzig verlesen, geht die Versammlung über zu Punkt

3) Die Stellung der Deutschen G. f. E. Kultur zu den Religionsgemeinschaften. Dr. Pfungst (als Berichterstatter): Die Existenzberechtigung der Gesellschaft beruhe auf der wissenschaftlichen Ethik. Die Wissenschaft aber erkenne das (kirchliche) Autoritätsprinzip in der Ethik nirgends mehr als grundlegend an. Die Ethiker seien wesentlich freie Geister; bewußt im kirchlichen Sinne Fromme seien unter ihnen nur versprengt, wie erratische Blöcke. Erst mit der völlig autonomen Ethik beginne wissenschaftliche Ethik. Die ethische Gesellschaft ruhe entweder auf einer freien, philosophischen, auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Ethik aber sie sei ein Kuddelmuddel verschiedenster Anschauungen. Der § 1 der Satzungen sei ein lahmes Kompromiß gewesen; nicht der Buchstabe, sondern der Geist müsse entscheiden. Die Frankfurter Abteilung habe sich von je auf den Standpunkt einer radikalen Ablehnung aller Versöhnungsversuche mit dem Kirchentum gestellt und bleibe da stehen. Durch die Artikel Dr. Foersters in der „Ethischen Kultur" sei die größte Verwirrung eingetreten. Er habe gleichsam, wie im Reichstage ein Mitglied die Auszählung beantragen könne, so die Scheidung der Geister in der Gesellschaft verlangt. Dies Recht solle ihm nicht bestritten werden; reinliche Scheidung sei nötig. Dr. Foerster dürfe in der ethischen Bewegung nicht richtunggebend sein trotz seiner großen Verdienste; er lasse sich allzuleicht von der ästhetischen Seite her für das Kirchentum beeinflussen. Was würde ein Abstinentenbund sagen, wenn einer seiner Führer die Trinkpoesie verherrlichte? Unsere Aufgabe sei die Verweltlichung des ganzen Staatslebens, insbesondere der Schule, dazu müsse der Kampf gegen das Kirchentum aufgenommen werden. Nur die Unklarheit in diesem Punkte habe verschuldet, daß die D. G. E. K., statt einer einflußreiche große Macht zu sein, eine Sekte von Ideologen genannt werde. Sie hätte mit der Forderung der Verweltlichung des Staates den Stein der Weisen in der Hand, nur gelte leider: „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein."

Redner verliest folgende Thesen:

1. Von der Erwägung ausgehend, daß die Wissenschaft das Autoritätsprinzip für die Ethik endgültig verworfen hat, daß sie die theologische Ethik lediglich für ein Entwickelungsstadium der freien philosophischen, lediglich auf Vernunft und Erfahrung sich gründenden Ethik hält, welcher ausschließlich historische Bedeutung zukommt, beschließt der Gesellschaftstag als die satzungsmäßig höchste Instanz der D. G. E. K., daß im allgemeinen in Zukunft kein Mitglied mehr als zur tätigen Mitarbeiterschaft an den Aufgaben unserer Gesellschaft berufen zu betrachten ist, welches nicht rückhaltlos auf dem Boden der philosophischen Ethik steht, keines also, welches irgend eine Autorität, sei es eine transzendente oder eine diesseitige (ein einzelner Mensch, eine Mehrheit von Menschen, eine Institution, Kirche) der Vernunft und der Erfahrung, den einzigen Quellen der ethischen, wie aller Erkenntnis, über ordnet oder auch nur gleich ordnet.

2. Mitglieder, welche nicht auf dem in § 1 gekennzeichneten Standpunkte stehen, fallen jedenfalls nicht in den Hauptvorstand oder in Abteilungsvorstände gewählt werden.

3. Die D. G. E. K. erklärt es für unbedingt notwendig, den Religionsunterricht in allen Schulen des Deutschen Reiches durch einen von allen religiösen Voraussetzungen freien konfessionslosen Moralunterricht zu ersetzen. Sie überläßt es den einzelnen Konfessionen, Religionsunterricht da zu erteilen, wo er gewünscht wird. Die Verweltlichung des gesamten Staatslebens und vor allem der Schule muß hinfort die vornehmste Aufgabe der D. G. E. K. bilden, welche durch Vorträge, Broschüren und vor allem durch die Zeitschrift „Ethische Kultur" kräftigst zu fördern ist.

Dr. F. W. Foerster: Nie habe er richtunggebend für die Gesellschaft sein wollen. Er sei in der Minorität und mache nur von seinem Rechte als einfaches Mitglied Gebrauch, die ethische Bewegung vor Irrwegen zu warnen. Mit den Worten Heteronomie und Autonomie sei die Frage nicht zu lösen. Auch noch Kant sei die wissenschaftliche Ethik insofern heteronom, als sie die Motive zum Handeln aus der Natur der Dinge entnehme. Die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der ethischen Bewegung neben der Kirche sei ihm mehr denn je einleuchtend; wir bedürften einer positiven Ethik des Lebens. Aber auch Religion und Kirche hätten ihr ethisches Recht. Eben im Interesse der ethischen Bewegung selbst warne er vor Verletzung des Standpunkts der Neutralität. Die ganze Menschheit, einschließlich der Religiösen, müßten wir für uns gewinnen. — Dem § 1 habe man schon beim Entstehen den Spottnamen „Paragraph der allendeten Charakterlosigkeit" angehängt; mit Unrecht. Damals sei der Kapitalismus ebenso als der Erbfeind bezeichnet worden, wie jetzt der Klerikalismus. Aber Recht und Unrecht seien niemals so einfach verteilt. Er habe Mißtrauen in die Unfehlbarkeit des Individuums; unsere Aufgabe sei nicht die Parteinahme, sondern die richtige Vorbereitung zu späterer Parteinahme; man dürfe mit solchen Jahrhundertfragen nicht „fertig" sein. Auch die andere Seite müsse nicht nur gehört, sondern auch deutlich gesehen werden. Der Ethiker sei der geborene Revisionist. Hamlet sei nicht ein Schwächling, sondern der Charaktervolle, der nur nicht vorschnell mehr handeln könne, weil er zu tief sehe. Die Volhagorder hätten sich durch 5 Jahre Schweigen zum Reden vorbereitet. Man sehe die französische „union pour l'action morale" an; in dem gegenwärtigen Kampf zwischen Staat und Kirche habe sie sich von jeder Parteinahme freigehalten. — Wenn auf einem Aerztekongreß die allgemeine Meinung über ein Heilmittel dahin gehe, es sei verottet und es trete selbst ein junger Kollege auf und erkläre, er habe damit gute Erfolge erzielt, so werde man sicher doch das allgemeine Verwerfungsurteil vertagen bis zu weiterer Prüfung. Mehr verlange er nicht. Die bildende künstlerische Kraft der Religion, die Offenbarung durch besonders geistesstarke Persönlichkeiten könne durch das Moralische nicht ersetzt werden, daher verlange er Religionsunterricht neben dem Moralunterricht. Mit dem Problem der Autarität sei er selbst lange noch nicht fertig. Selbst auf naturwissenschaftlichem Gebiet werde sie anerkannt, da man doch nicht stets von vorn anfangen könne. Wo sollen die Kräfte für die Staudinger'sche „Gemeinschaft frei wollender Menschen" herkommen? Die Menschen seien eben nicht gleich, es gebe Faust- und Wagner-Naturen. Heute wolle jedes Privatmenschlein, wie Phaeton, den Sonnenwagen der höchsten Erkenntnis lenken! Da sei Autoritat notwendig; wir müßten diesen großen kirchlichen Gedanken erst recht verstehen, daß eben die tiefste Lebenserkenntnis sicher gestellt werden müsse vor dem stets sich erneuernden Ansturm jugendlicher Unreife. Durch Unterordnung werde die Persönlichkeit nicht gehemmt, sondern erweitert.

Vielleicht könne man auch jetzt schon einmal Partei nehmen, so z. B. bei der Anbetung des Trierer Rockes. Und doch habe Adler in New-York gesagt: „Hätte ich selbst die Fähigkeit, die Tausende zu überzeugen, daß es Schwindel sei, ich würde nicht davon Gebrauch machen." Unser Kampf gegen solche Dinge dürfe nur darin bestehen, Besseres an die Stelle des Schlechten zu setzen. Wir müßten pädagogisch vorgehen, mit Liebe, nicht mit Haß. Selbst wenn die Kirche uns angreife, dürfen wir uns nur durch den Appell an besseres Verständnis unseres Wirkens wehren. Auch in der Kirche stecke eine große Summe von Vernunft und Erfahrung, sie sei die Verwalterin der heraisch gelebten Ethik; das bloße ethische Wissen mache nicht alles. Die religiösen Symbole seien nicht obstinkt, sondern konkret zum Handeln anspornend und unentbehrlich.

Die amerikanische ethische Bewegung sei völlig neutral und darum hochangesehen. Der deutschen Bewegung schade es, daß ihre Geburtsstunde der Kampf gegen die Zeblitz'sche Schulgesetzmaschine gewesen; so habe sie sich negativ entwickelt. In der „Ethischen Kultur" würden Exzesse des Kreidenkertums nicht ebenso getadelt, wie solche von kirchlicher Seite. Wolle die D. G. E. K. nicht eine kleine antireligiöse Sekte werden, dann müsse sie ihre Neutralität noch stärker fixieren. Dr. Foerster beantragt die Thesen:

Die ethische Bewegung lehnt es ab, in dem sogenannten Kulturkampfe irgend welche Partei im Namen der Ethik zu nehmen, so sie die Untersuchung über das, was echte Kultur ist, sowie über die richtigen Bedingungen und Mittel zu solcher Kultur noch nicht für abgeschlossen hält.

Sie fordert daher Angehörige aller Konfessionen auf, sich mit ihr korporativ oder geistig zu vereinen, um durch Förderung der dringendsten gemeinsamen Gesittungsaufgaben, sowie durch Austausch gegenseitiger Erfahrung eine künftige Verständigung auch für die Behandlung des Trennenden vorzubereiten.

Eine abweichende und aggressive Haltung der Kirche gegenüber der Einrichtung und Lehren der ethischen Bewegung wird die letztere nicht durch einen prinzipiellen Kampf gegen die Kirche beantworten, sondern dadurch, daß sie durch stetige Aufklärung über ihre Ziele Mißverständnisse beseitigt und Zweifel an der positiven Bedeutung ihres Wirkens durch die Thut zu entkräften sucht. Auf dem Boden einer solchen prinzipiellen Achtung vor der Kulturmacht der Religion und der Kirche wird es allein möglich sein, auch in kirchlichen Kreisen den gewichtigen Bedenken Gehör zu schaffen, mit denen heute weite Kreise ernster Männer und Frauen manchen Gebräuchen und Praktiken der Kirche gegenüber stehen.

Prof. Dr. Döring: Der These und Antithese müßte nun die Synthese folgen; er wolle sich aber nicht in dem Nebel poetischer Bilder bewegen, sondern konkrete Punkte diskutieren. Der fast 6monatliche Federkrieg in der E. K. habe sich um die Frage der Gleichberechtigung der religiösen und freien Schule, der spätere, kürzere, um das Wesen unserer Neutralität gedreht. Man müsse nun unterscheiden zwischen der Stellungnahme eines idealgesinnten ethischen Individuums und der Gesellschaftstaktik. Der Ethiker folge dem Gott in seinem Innern, sei aber prinzipiell von aller äußeren Autorität frei; die Religion könne ihm für seine sittliche Erkenntnis nichts Neues bieten. Trotzdem sei das Verhalten des Einzelnen zur Kirche seine rein persönliche Sache, individuell bestimmt und für die ethische Gesellschaft gleichgiltig. Diese habe als solche gar kein Interesse an Weltanschauungsfragen, vom Ultramontanismus bis zu Häckel hin. Bestreite irgend eine Gemeinschaft der ethischen Gesellschaft ihr Daseinsrecht, so dürfe und müsse sie sich wehren. Positiv und aggressiv zu bekämpfen seien solche Lehren, die direkt anti-ethisch sind, also das sittliche

Digitized by Google

Gemeinschaftswohl gefährden. Er nenne z. B. den Probabilismus der Jesuitenmoral, Liguori, den Kadavergehorsam, das unfehlbare Lehramt in ethischen Fragen, den Leichtsinn in der Rechtfertigungslehre, den Mißbrauch des Bußsakraments, die Absolution durch das Wort des Priesters u. u. Natürlich sei überall das Antiethische zu bekämpfen, nicht nur in der Kirche, z. B. die sozialdemokratische Unterschätzung der persönlichen Ethik. Endlich sei die unzulängliche Pflege der sittlichen Erziehung in den öffentlichen Schulen unser Angriffspunkt. Durch die Verkappelung religiöser Grundsätze mit der Moral werde dem Kinde eine falsche Perspektive des sittlichen Lebens gegeben, eine falsche Weltordnung (z. B. die gottgesetzte Scheidung von Arm und Reich u. dergl.); die rein autoritative Sanktion der Moral sei unzureichend. Er beantragt die Annahme folgender Thesen:

1. Die Deutsche G. E. K. steht in Bezug auf alle Weltanschauungsfragen rein als solche auf dem Boden der strengsten Neutralität.

2. Gegenüber einer Stellungnahme der Religionsgemeinschaften, die der menschlichen Ethik die Existenzberechtigung abspricht, ist Verteidigung unserer Grundüberzeugung selbstverständlich unser Recht und unsere Pflicht.

3 Unsere Pflicht ist es aber auch, gegenüber direkt unlethischen Lehren und Institutionen der Religionsgemeinschaft sogar angreifend und polemisch vorzugehen.

4. In der öffentlichen Schule hat der Staat das Recht und die Pflicht, das erreichbar wirksamste Maß sittlicher Erziehung und ethischer Unterweisung einheitlich zur Durchführung zu bringen.

Dies kann nur durch eine ethische Unterweisung auf menschlich-natürlicher Grundlage in einer rein weltlichen Schule geschehen.

Gegenüber den Interessen der Familien und Religionsgemeinschaften an diesem Teile der Erziehung hat die weltliche Schule strengste Neutralität zu üben, d. h. jeden Anstoß diesem Interesse gegenüber zu vermeiden, aber auch in keiner Weise ihnen Vorschub zu leisten. Die genauere Darlegung dieser Forderung giebt das letzte Flugblatt des H. V. (im Auftrage des vorigen Gesellschaftstages verfaßt).

Nach der Mittagspause (um 3 Uhr) beginnt die Generaldiskussion.

Dr. Lenz hatte gehofft, daß die Spuren des Dresdener Parteitages der Sozialdemokratie schrecken würden; um so bedauerlicher sei es, daß die scharfe Resolution von Dr. Pfungst ein Analogon zu jener Revisionistendebatte gewesen sei. Pfungst fordere entweder Ausschluß von Mitgliedern oder die Schaffung von Mitgliedern zweiter Klasse. Er protestiere gegen die Auffassung, daß der § 1 nur ein blasser Kompromiß gewesen sei, ein Provinz. Der Paragraph habe die ethische Gesellschaft erst möglich gemacht. Nicht Dr. Foerster, der durchaus im Sinne des § 1 gehandelt habe, bedrohe den Bestand der Gesellschaft, sondern Dr Pfungst selbst, der die verdientesten Mitglieder ausschließen wolle. Die Artikel Dr. Foersters hatten doch eben nur in Frankfurt a M., sonst nirgends, Anstoß erregt. Man könne nicht nur in Parenthese sagen, dieser Dr. Foerster habe sich sonst ja um die ethische Bewegung verdient gemacht; im Gegenteil sei ihm in allererster Reihe die Ausbreitung der ethischen Bewegung zu danken. Die Ausschließung der Heteronomie sei keineswegs im Statut der Gesellschaft entholten; die Gründer derselben hätten vielmehr niemals Ethiker, die ihre Moral aus fremden Quellen ziehen, ausschließen wollen. Wir wollten nur auch unsere Ethik neben anderen als gleichberechtigt hinstellen. Unsere Neutralität sei bisher kein Hindernis für die Propaganda gewesen. Vier Fünftel unserer Mitglieder seien jetzt schon freie Denker. Woher sollte der große Zuwachs kommen, auf den Pfungst hoffe? Schließlich dürften wir unsere Prinzipien nicht der Hoffnung auf Ausbreitung opfern. Die praktischen Erfolge der D. G. E. K. in Wohlfahrtseinrichtungen seien nur auf dem Boden absolutester Neutralität erwachsen; die „ethische Kultur" habe in diesen Kreisen der Liebesthätigkeit Anerkennung nur gewonnen durch ihren konsequenten Ernst in diesen Toleranzgedanken. Redner sieht in die Zukunft sehr schwarz; Einigkeit sei nicht gewesen und werde nicht sein!

Bruno Meyer warnt davor, von Spaltungen ꝛc. zu reden und mit Gefühlsmotiven zu arbeiten. Der § 1 sei kein Kompromiß gewesen, sondern nur ein geduldeter Paragraph, der von Prof. Toennies aufgestellt wurde. Er protestiere dagegen, daß man auf dessen einzelne Worte festgenagelt werde und diese wie Bibelworte behandelt werden.

Der Zusammenstoß zweier Personen, von denen wir keine in der Gesellschaft missen möchten, sei garnicht so schlimm; derartiges könne die Ethik vertragen.

Es sei eine Blamage für die Eth. Gesellschaft, daß heute nach 11 Jahren ihres Bestehens noch soviel Unklarheit zu Tage trete. Der Unterschied zwischen Religion und Kirchenglauben oder Bekenntnis müsse endlich einmal ganz scharf festgehalten werden. Nur dagegen müsse man sich wenden, daß irgendwelche Kreise Formeln festlegen und heiligen und für Andere sakrosankt werden. Wie dem Einzelnen, so dürfe man auch den Kirchen ihren Glauben lassen, nur dürften sie nie politisch werden. Toleranz sei nicht das Höchste; Toleranz sei sogar an sich Ueberhebung. Rotkäelich seien wir alle Revisionisten. Aber wenn wir darauf warten wollen, bis wir das nicht mehr sind, kommen wir nie zur That. Ueber gewisse Dinge muß zu gewissen Zeiten eine Sicherheit herrschen. Auf der Basis des eben Erreichten müsse man arbeiten. Ueber das Papsttum und seine kulturellen Wirkungen dürften die Akten wohl endlich geschlossen sein. Mit dem Ultromontonismus ist für einen Fortschrittsfreund kein Pakt zu schließen. Es giebt natürlich eine Ethik auf reinmenschlicher Basis; im Inhalt der Ethik begegnen sich so alle Theoreen. Die Forderungen sind dieselben, die Sanktion verschieden. Zusammengehen kann man darum mit den Religiösen in praxi. Die Foerster'sche Auffassung der Kant'schen Heteronomie halte er für falsch. Die Anerkennung der Kirche für unseren Moralunterricht verlangen wir garnicht; der Staat habe einzig und allein darüber zu urteilen.

Stundinger: Selten sei es ihm so schwer geworden, Partei zu nehmen. Wir müßten versuchen, Dr. Foerster zu verstehen, und er müße sich Mühe geben, zu begreifen, warum wir nicht anders handeln können.

Lassen wir's doch bei der Arbeitsteilung. Foerster ist der pädagogische Künstler, aber er begreift nicht, daß hier ein Zwang ist, der die Gesellschaft weiter treibt. Wie im Strudel und Wirbel eines Flusses nur dem Hindernis der einzelne Tropfen nicht weiß, wo er sich hinwenden soll, so gehe es dem einzelnen Ethiker. Dr. Foerster sei eine Hamlet-Natur.

§ 1 habe mit dem Worte „unabhängig" einen unklaren Ausdruck. Auch „Gerechtigkeit" sei verschieden zu deuten. Feinde der Autorität sind wir nicht, weil wir so alle Leitung brauchen; die Heteronomie des Zwanges habe Pfungst ausschließlich gemeint.

Mit der religiösen Frage sei nur ein Punkt herausgegriffen worden, um eine Diskussion zu wecken über den Wechsel unserer Grundströmung. Der Redner vertieft darauf eine Reihe von Thesen über alte und neue Weltanschauung und Weltordnung. Ein vernünftiger Zusammenhang frei sich selbst bestimmender Menschen müsse unser Ziel sein. Dadurch erhalten wir eine ganz neue Anschauung von Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die vorhandenen Religionssysteme sind nicht als Erkenntnisse zu bekämpfen, sondern als Gefühlssymbolik zu ehren und zu schonen. Aber jeder Zwang muß dabei als tief unsittlich gebrandmarkt werden. Eine Erziehung in diesem Sinne darf nicht stattfinden. Die absolute Neutralität sei Bankerottserklärung. Die Thesen Foersters seien unannehmbar.

Dr. Foerster möchte auch die Gegenseite verstehen; er hoffe auch den Haß gegen die Kirche gekannt und früher auf Pfungst's Standpunkt gestanden. Im Interesse der eth. Bewegung handle er. Gegen den Vorschlag, er möge persönlich sich nur auf Pädagogik beschränken, erwidere er: „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!" Gerade um das Abstrakte konkret, die Theorie an der Praxis zu prüfen, habe er den Jugendunterricht begannen, und die Probleme dabei tiefer begriffen. Nicht nur das richtige Wissen sei zu verbreiten, sondern die Kräfte zu stählen zu sittlichem Leben. Er begreife das Mißbehagen manchen Ethikers: er wolle durchaus vorwärts und da ziehe ihn immer einer am Rock zurück. Aber da sei nicht zu helfen. Der Wissende kann nicht mehr einfach darauf loshandeln. Er persönlich sei nicht fertig mit diesen Problemen, wie z. B. mit dem Papsttum. Das Autoritätsprinzip kann im Leben nicht ganz verschwinden. Individuelle Freiheit sei sehr gut; aber auch die Grundthatsache der Ungleichheit der Menschen dürfe nicht vergessen werden. Die großen gigantischen Menschen sind Spiegel des Lebens; geniale Geister, intuitiv Urteilende, Selbstlose kennen das Leben besser, als der Durchschnittsmensch. Es giebt hier Quellen neben der Wissenschaft, um Inspiration zu holen. Er habe sich immerhin noch nicht festgelegt; nur geben ihm diese Dinge zu denken. Vieles, was große religiöse Genies gefunden haben, trotzt er sich nicht zu, aus eigner Kraft zu finden.

Döring bittet, weniger persönliche Konfessionen zu geben, sondern zur Sache, zur Taktik der Gesellschaft, zu sprechen. Die herkömmliche Beschränkung der Redezeit auf 10 Minuten solle von nun an eintreten.

Dr. Pfungst. Er handle im Auftrage seiner Abteilung, wenn er die Taktik der Gesellschaft bekämpfe. Wenn Dr. Foerster ein Hamlet sei, so möge er die Fortindras doch handeln lassen. Die Kirchen hätten jetzt 2000 Jahre Zeit gehabt, den Beweis zu erbringen, daß sie einen Zustand, wo Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung herrschen, hervorbringen können, und dieser Erweis sei kläglich mißlungen. Man müsse die Kirche gleichsam in Reinkultur betrachten: im Mittelalter. Unter der Herrschaft der Kirche hätte z. B. dieser Kongreß nie tagen können; wir wären alle längst auf dem Scheiterhaufen verbrannt, Dr. Foerster mit eingeschlossen!

Wenn Foerster seine Meinung gewechselt, so brauche doch die Gesellschaft nicht mitzugehen. Der bestehende Zustand des Zwiespalts sei praktisch unmöglich; lieber Einseitigkeit, als Doppelzüngigkeit.

Die religiösen Gesellschaften seien unsere Todfeinde; sie benützen die Machtmittel des Staates, um uns niederzuhalten. Foerster lade hier einen Pastor, weil er den Gewissenszwang der Dissidenten verwerfe; daß aber überhaupt ein solcher Zwang geübt werden könne, sei einfach unerhört!

Dr. Kranenberg. Welche Verdienste sich ein einzelnes Mitglied erworben habe, sei gleichgiltig. Die Ansichten seien nur sachlich zu bekämpfen. Von der Stellung zur Religion sei hier gar keine Rede; diese sei ein tiefes Bedürfnis der menschlichen Natur; religiöse Weltanschauung gehe uns auch nichts an. Unsere Stellungnahme sei eine rein ethische. Wer über die Beziehungen der Menschen ethisch regulieren wolle, könne an der kirchlichen Frage so wenig vorbeigehen, wie an der sozialen. Der durch Autorität Verstümmelte müsse Hilfe, nicht Moralpredigt haben. Die Quelle des größten sittlichen Elends seien die religiösen Gemeinschaften, die Kirchenlehren.

Wenn Foerster meine, wir seien noch nicht so weit, so frage er, wann könne dieser Zeitpunkt eingetreten sein? Warum zaudere Foerster nicht ebenso in seiner Stellung zum Imperialismus? Der sei doch erst ein Jahrhundert alt, die Kirche aber viele hundert Jahre. Die Kirche habe alle Kritik erstickt durch Verbrennen und Totschlagen. Ethische

Digitized by Google

Kultur müsse man dort treiben, wo sie am wichtigsten ist, sonst sei die ethische Gesellschaft ein Messer ohne Heft und Klinge. Der Standpunkt der Kontemplation, von der Ewigkeitsschau her, sei vortrefflich für den Philosophen; aber man vereinige sich hier zum Handeln, nicht zur Kontemplation; Kontemplation werde freilich nie fertig. Die Gesellschaft aber müsse auf die praktischen Probleme der Gegenwart einwirken, selbst auf die Gefahr, sich gründlich zu irren. Wer aber ganz Hamlet geworden, dem müsse man zurufen: „Geh' in ein Kloster, Ophelia!"

Penzig beantragt Vertagung, bis die Thesen gedruckt vorliegen. Da gleich darauf die ersten Exemplare verteilt werden, zieht er den Antrag zurück. (Fortsetzung folgt.)

Sprechsaal.

Sozialismus contra Sozialdemokratie? — Paradoxon! Dr. Penzig bringt es fertig — und er hat recht. „Die Sozialdemokratie braucht Autorität — der Sozialismus verträgt auf die sicher wirkende Macht des freien Gedankens" — vorzüglich. Und doch ist „die Sozialdemokratie die Trägerin des Sozialismus."

„Gerade ihr Verdienst", sagt Penzig, „daß sich ein Sozialismus entwickeln konnte". Nur in der harten Nußschale konnte der Keim sprossen. Und da sprosst er nun, die Schalen hahen sich unerwartet geöffnet und er blickt ins helle Tageslicht herein. Aber sie hängen noch fest um die Wurzel und darum wartet noch, was zwischen ihnen stecken blieb, auf den großen Krach, der die Schalen erst sprengen wird. Aber — und darin hat Dr. Penzig nicht recht: Der Sozialismus hat doch schon längst über die Sozialdemokratie gesiegt; d. h. der Katastrophismus ist überwunden; er wagt sich garnicht mehr hervor. Die Dresdener Resolution ist durch und durch revisionistisch. Die paar klockernden Nußschalen, die dran hängen, ändern das nicht. Criticus.

* * *

Monismus! Ein großes — Wort. Ja Frl. Elsa Hasse, Sie haben schon recht, daß da manche Vieldeutigkeit, manche Verwechselung drinnen steckt. Aber Einheit werde mit Gleichheit verwechselt? Das ist zu wenig. Einheit selbst ist schon ein mehrdeutiges Wort. Der Grieche spricht von Hen und Monon, vom Eins und dem Alleinigen. Aber in der Welt ist eins zugleich viel und alleinig. Einig ist alles nur darin, daß wir nichts aus Raum und Zeit herausklauben lassen können, daß wir kein Ende von beiden finden. Damit hat es mit der All-Einigkeit sein Ende. Was in der Welt ist, ist viel, nicht eins und alleinig, aber freilich kein getrenntes Viel, sondern viel Geschiedenes in einem Zusammenhang. Das ist das Wunder aller Wunder. Wir können nicht sagen, daß der Zusammenhang eins ist, und können nicht sagen, er sei es nicht. Es ist Einheit und Allheit und Einheitigkeit und doch Spaltung und Verschiedenheit und Vielheit zugleich, zugleich steter Widerspruch und dessen stete Lösung. — Aber wie alles das zusammenhängt? Ja der Größe nach können wir das oft feststellen; aber wie 440 Luftschwingungen und der Ton A zusammenhängen, das ist uns unbekannt. Da fehlt uns wohl die „Kategorie", der geistige Sinn, wie uns für ultra rote und ultra violette Strahlen der irdische Sinn fehlt. Criticus.

* * *

Naturwelt contra Welt der Werte? So stellt man es oft vor. Aber es ist ein falscher Gegensatz, von einer Naturwelt und einer Welt der Werte zu sprechen. Das ist nur die Verschiedenheit zweier Gesichtspunkte. Wenn wir irgend einen Gegenstand als solchen ins Auge fassen, dann ist und wird und ward er, so wie er ist und wird und ward, und von Wert ist keine Rede. Wenn wir aber dabei auf unser Erkennen, Wollen und Thun reflektieren und dies mit dem Gegenstand in Beziehung setzen, dann ist Alles wert oder unwert, mehr oder weniger. Ein paar unbedeutende Schürfungen am Felsen sind dem Forscher wert für die Erkenntnis, daß einst hier ein Gletscher war. Ein paar Rinnen, die das Wasser quer hindurchgezogen hat, sind hierfür gänzlich unwert. Wert ist alles nur, sofern es Mittel zu einem Ziel, sei es des Erkennens oder des Strebens oder — der Entwickelung ist. Es war jüngst ein schönes Wort von Frl. E. Hasse, daß wir vermöge der „Fähigkeit des Werteniessens und des Wertestrebens" auch in „das quirlende Durcheinander des Naturlebens Ordnung und Sinn hereinbeingen." Nur hätte sie sagen sollen: „in die Erkenntnis des Naturlebens". Oder ist auch the Natur und Erkenntnis der Natur so pen à pen dasselbe?

Criticus.

Briefkasten.

Herrn Dr. G. Glaser, Luzern. Sie bitten, wir möchten gelegentlich einige Mitteilungen darüber bringen, wie es sich in den Schulen, insbesondere in den gewöhnlichen Volksschulen der nordamerikanischen Union, mit dem Religionsunterricht verhält? „Wird solcher dort als obligatorisches oder fakultatives Unterrichtsfach erteilt oder fällt er ganz aus? Wird vielleicht an seiner Stelle ein Unterricht in der Ethik gegeben?"

In sämtlichen höheren aber niederen Schulen der Vereinigten Staaten wird Religionsunterricht weder obligatorisch noch fakultativ erteilt. Die religiöse Unterweisung der Jugend ist lediglich Privatsache der Eltern und der religiösen Gemeinschaften, die natürlich ihrerseits Rücksichten auf die Schulen nehmen müssen, nicht umgekehrt. Eine Bewegung für Einführung des Moralunterrichts in den Schulplan, etwa nach dem Muster der hochangesehenen Adler'schen ethischen Schule in New-York, ist im Gange; einzelne Staaten, wie Indiana, haben ihn bereits eingeführt. — Goethe hat Recht: „Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte!"

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Das Bureau der D. G. E. K.,
Unter den Linden 16III, ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. Dr. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Herbstprogramm 1903.

Dienstag, den 27. Oktober, 8¼ Uhr abends, Saal 109 im städt. Rathause: Berichterstattung der Delegierten über den Münchener Gesellschaftstag.

Freitag, den 13. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Geh. Rat Prof. Dr. v. Liszt: „Tolstoi als Kriminalist." Diskussion. Gastkarten 50 Pf.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei.

Das Programm der Versammlung vom 27. November im Saal 109 des Rathauses, wird noch bekannt gegeben werden.

NB Laut Vorstandsbeschluß vom 29. Juni d. J. wird unseren Mitgliedern mitgeteilt:

1) In Zukunft wird bei unseren Monatsversammlungen von Nichtmitgliedern in der Regel ein Eintrittsgeld von 0,50 bis 1,00 Mk. erhoben werden. Die Ausnahmen bestimmt der Vorstand. Das einkommende Geld ist zu verwenden zur Honorierung der Redner und zum Inserieren der Vorträge.

2) Alle Mitglieder haben sich am Eingang des Versammlungssaales durch Vorweisung ihrer Mitgliedskarte zu legitimieren.

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag Hobbing & Büchle in Stuttgart bei, worauf wir unsere Leser aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**
Unter Mitwirkung von **Dr. Fr. W. Foerster** und **Dr. M. Kronenberg**
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 31. Oktober 1903. | Nr. 44.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Politik und Ethik. Von Dr. Efster-Danzig.
Kautskys „Parteimorat". Von einem Sozialdemokraten.
Streiflichter:
Treueid und Bürgerpflicht.
Die Sackträger von Regensburg.
Aus der ethischen Bewegung.
Zum Wanderrednerfonds.

Politik und Ethik.

Von Dr. Efster-Danzig.

Welches sind die tieferen Ursachen der gewaltigen Zunahme der Sozialdemokratie?

Nahe genug liegt es, daran zu denken, daß sie fast die einzige Partei ist, die soziale Thätigkeit nicht nur als Aushängeschild benutzt, sondern mit Energie die Interessen der Bedrückten zu vertreten sucht. Der wahre Grund kann das aber auch nicht sein. Sonst hätten die Nationalsozialen ebenfalls an Boden gewinnen müssen. Denn es wird ihnen niemand abstreiten können, daß sie sich stets der Arbeiter-Interessen mit tiefem Verständnis angenommen haben. Es mag nun zutreffen, daß der Arbeiter für Monarchie, Flotte u. s. w. nichts übrig hat und daher den Nationalsozialen seine Sympathie nicht schenkte. Trotzdem ist damit noch nicht erklärt, daß auch andere Bevölkerungsklassen sich offenbar statt zum nationalen Sozialismus zur „Umsturzpartei" bei der Wahl gehalten haben. Die Anziehungskraft der Sozialdemokratie hat vielmehr zum großen Teil ihre tiefere Ursache in dem Umstande, daß sie die einzige Partei ist, welche den „Mühseligen und Beladenen" einen Zukunftszustand der menschlichen Wirtschaftsordnung vorführt, der ihnen ein menschenwürdiges Dasein garantiert. Soziale Reformen allein gewinnen den deutschen Arbeiter noch nicht. Er will ein Ziel vor Augen haben, dessen Gewinnung aller Opfer, die er seiner Partei zu bringen bereit ist, auch wert ist. Alle Reformen, alle Besserungen seiner Lage sieht er nur als eine Abschlagszahlung auf die Zukunft an. Und immer wieder läßt er sich von den Führern dahin belehren, daß in dieser Wirtschaftsordnung keine tiefgehende Aenderung seiner Lage möglich ist, daß alle die Mängel, die man durch Reformen beseitigen will, durch das kapitalistische System bedingt sind, sich zwar mildern, aber nicht beseitigen lassen, und daß erst mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus eine Zeit anbrechen kann, in der auch des Arbeiters Wohl gedeiht. Die bürgerlichen Parteien mögen sich darüber nicht täuschen, sie werden die Arbeiter trotz aller sozialen Reformarbeit nie gewinnen können, weil ihnen der Gedanke fest eingeimpft ist, daß das heutige Wirtschaftssystem auf keinen Fall geändert werden dürfe, daß man wohl in ihm verpflichtet sei, zu bessern, aber ohne dasselbe Kultur nicht bestehen könne. Sie wünschen keinen Zukunftsstaat und verlieren dadurch alle Sympathie bei dem hoffnungsfreudigen Arbeiter. Aus diesem Grunde vermochte auch Naumann die Arbeiter nicht zu sich heranzuziehen. Auch er stellte sich auf den Boden des heutigen Staates. Er wollte Reformen. Aber der Arbeiter will Revolutionierung der bestehenden Ordnung, nicht mit Gewaltmitteln, sondern auf dem Wege wirtschaftlicher Entwickelung.

Zwei Fragen, das wirtschaftliche Gebiet betreffend, drängen sich unwillkürlich sofort auf. Zunächst: ist die heutige Wirtschaftsordnung zu billigen, oder ist sie als solche der Grund zu Ungerechtigkeiten der Güterverteilung? Und zweitens, wenn man ihr gegenüber eine verdammende Stellung einnimmt, giebt es etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen?, und was?

Die erste Frage ist in den Leitsätzen der ethischen Gesellschaft klar beantwortet. Der heutige Gesellschaftszustand wird darin einer vernichtenden Kritik unterzogen. Wunderbar wäre es auch, sollte es anders sein. Wer Augen hat zu sehen, erblickt überall die krassesten Gegensätze von Armut und Reichtum, Bildung und Unwissenheit, Kunstsinn und Kunstbarbarei u. s. w. Doch woher diese Gegensätze? Die Sozialdemokratie behauptet, daß der Kapitalismus mit seinem Eigentumsbegriff und seiner rücksichtslosen Konkurrenz daran Schuld sei. Einige Wenige nur sind im Besitz, und ihrer sollen in Zukunft immer weniger werden. Die Konkurrenz scheidet die Kleinen aus und hebt die Großen empor. So lautet kurz gefaßt seine Lehre. Zu leugnen ist diese Erscheinung keineswegs. Aber im Grunde genommen sind Streben nach Besitz und Konkurrenz nicht nur bei der Menschheit zu finden, sondern in der ganzen Natur. Kein Vogel duldet den andern in seinem Nest, in seinem Eigentum. Und der Kampf ums Dasein wird in der Natur mit allen gegebenen Waffen geführt. Sollte der Mensch, der doch auch Naturwesen ist, anders handeln? In der That handelt er wirklich anders. Er benutzt nämlich nicht nur die ihm von der Natur mitgegebenen Waffen, sondern verwendet vorzüglich solche, die ihm von Generationen her überkommen sind. Der Mensch vererbt nicht, wie das Tier, auf seine Nachkommen nur natürliche Gaben, sondern erworbenen Besitz, Eigentum, Güter aller Art. Auf diese

Weise werden die Menschen sofort mit ganz verschiedenen Aussichten im Daseinskampfe geboren. Der Begabte, aber Arme, kann gegen den Unbegabten, aber Reichen, nicht ankommen. Bildung erwerben kann nur der Bemittelte. In Wohlstand leben nur der, der von den Eltern schon eine Grundlage dazu ererbte. Die Ursache für die Ungleichheit der Güterverteilung ist also nicht erst in der Gegenwart im Kapitalismus zu suchen, sie war von jeher da, seit der erste Vater seinem Sohne Besitz vererbte. Die Vererbung von Gütern von Mensch auf Mensch ist die wahre Ursache aller Ungerechtigkeit. Denn niemand wird begreifen können, daß es gerecht ist, wenn der Eine ohne sein Verdienst und Zuthun in eine Lage gesetzt ist, in der er dem Andern überlegen ist. Weil aber unverdienter Besitz zur Ungerechtigkeit führen muß, so muß der Ethiker die Auffassung vertreten, daß jeder Nießbrauch nicht selbst erworbenen, sondern nur ererbten Gutes unsittlich ist. Nicht aber wird der Ethiker zugeben können, daß das Streben nach Besitz und der Wettstreit der Kräfte zu verdammen und die Grundursache allen Uebels seien. Besitz und Konkurrenz in ihrer gegenwärtigen Ausartung schädigen die Gesamtheit. An und für sich aber sind sie wertvolle soziale Errungenschaften des Menschen, die in richtiger Verwertung zum Emporkommen des Menschengeschlechtes ein wertvolles Mittel darbieten. Legt man an heutige Wirtschaftsverhältnisse also den Maßstab der Kritik, so kann man nur sagen: der Mensch hat die ihm von Natur verliehenen Waffen im Kampf ums Dasein mißbraucht. Dadurch entstand Ungerechtigkeit in der Güterverteilung. Die Waffen selbst aber wird man deshalb noch nicht aus der Hand legen dürfen.

Eben dies aber beabsichtigt die Sozialdemokratie, indem sie Konkurrenz und Besitz verwirft. Und damit kommen wir zur Beantwortung der zweiten Frage: die Sozialdemokratie wünscht einen Zukunftsstaat, in dem alle Produktionsmittel der Gesellschaft gehören. Sie beabsichtigt, durch diese Gleichstellung aller Individuen in Bezug auf ihren Anteil an den Produktionsmitteln die Ungerechtigkeit der Güterverteilnng zu beseitigen. Es ist nun aber Gleichheit durchaus nicht dasselbe wie Gerechtigkeit, wenn man an Güterverteilung denkt. Alle Kommunisten — und in gewissem Sinne kommunistisch ist auch der sozialdemokratische Zukunftsstaat — haben den Fehler begangen, daß sie vermeinten, durch eine Gleichheit der Güterverteilung auch schon eine Gerechtigkeit derselben herbeigeführt zu haben. Beides ist aber keinesfalls identisch. Wenn daher die ethische Gesellschaft in ihren Leitsätzen „Gerechtigkeit der Güterverteilung" fordert, so ist es ein grobes Mißverständnis, aus dieser Forderung eine Zuneigung zum Kommunismus herauslesen zu wollen. Was bedeutet nun aber gerechte Güterverteilung? Unmöglich dürfte es scheinen, diejenigen Ungleichheiten unter den Individuen abzuschaffen, welche ihnen von Natur angeboren sind. Daher wird ein Wettbewerb um die Güter wohl bestehen bleiben, so lange es eine Menschheit giebt. Dieser Wettbewerb muß aber so geregelt sein, daß er der Menschheit nicht, wie jetzt, zum Nachteil wird, indem er tüchtige Kräfte am Boden hält, sondern so, daß er ihr zum Vorteil ausschlägt. Eine gerechte Güterverteilung kann also nur in demjenigen Kulturzustande herrschen, in dem die Vererbung von Besitz von Mensch auf Mensch aufgehört hat, und nur die Vererbung natürlicher Eigenschaften dem Einzelnen eine Waffe im Kampf ums Dasein bietet.

Ein solcher Zustand der Gesellschaft braucht aber nichts von Vergesellschaftung der Produktionsmitteln in sich zu enthalten. Eigentum kann darin durchaus als bestehend gedacht werden. Die Produktion braucht auch noch nicht von Gesellschafts wegen geregelt zu sein, wie Bellamy das geschildert hat, sondern kann z. B. genossenschaftlich vor sich gehen, wie Eugen Dühring und Hertzka („Freiland") es ausgemalt haben. Es ist aber ganz übrig, sich über das Aussehen einer Gesellschaft mit gerechter Güterverteilung den Kopf zu zerbrechen. Nur das eine muß scharf betont werden: aus unserem jetzigen Zustande müssen wir heraus in eine Zukunftsgesellschaft, die gerecht unter ihre Mitglieder alle Güter verteilt. Nebenbei sei erwähnt, daß das Recht auf Arbeit, das heut noch einen sehnsüchtigen Wunsch der Arbeiter der Hand und des Kopfes bildet, die Grundlage abgeben muß, um einen solchen Zukunftsstaat aufzubauen.

Der Ethiker und der Sozialdemokrat können also insoweit zusammengehen, als sie beide die heutige Wirtschaftsordnung verurteilen und an ihre Stelle eine andere setzen wollen, in der Gerechtigkeit herrscht. Der Ethiker ist der freiere von beiden: er läßt Spielraum im Ausmalen der Produktionsart und der Güterverteilung. Der Sozialdemokrat hat sich dagegen ein festes Programm schon gebildet. Er kann aber mit dem Ethiker zusammengehen. Der Ethiker seinerseits kann mit ihm zusammengehen, wenn sein Zukunftsbild mit dem des Anderen übereinstimmt. Er braucht es aber nicht zu thun, wenn er ein anderes Bild vor Augen hat. Beide Richtungen schließen sich jedenfalls nicht aus. Immer aber wird der Ethiker die Pflicht haben, in der Politik nur da Anschluß zu suchen, wo er seine Kritik heutiger Verhältnisse und seine Zukunftshoffnungen gebilligt findet. Keinesfalls darf er an Bestehendem nur flicken und verkleben wollen, sondern muß bestrebt sein, eine neue Gesellschaftsform aufzurichten und — die alte zu stürzen.

Kautskys „Parteimoral".

Von einem Sozialdemokraten.

Motto:
Peccatur intra muros et extra.

Nachdem Karl Kautsky die Partei auf ihrer Dresdener Tagung mit seiner Klassenkampf-Verschärfungstheorie beschenkt hat, welche berufen zu sein scheint, die vor einigen Jahren selig entschlafene Verelendungstheorie würdig zu ersetzen, ist er neuerdings, durch seinen Erfolg als Sozialphilosoph angespornt, unter die Moralphilosophen gegangen, um die Partei mit einer gar eigenartigen „Umwertung aller Werte" zu beglücken. In seinen letzten Artikeln in der „Neuen Zeit" mißt er, wie nur irgend ein bürgerlicher Vertreter der doppelten Moral, mit recht verschiedenen Maßstäben: auf die Häupter der Revisionisten häuft er Schimpf und Schande hageldicht: z. B. „Doppelzüngigkeit, Gewissenlosigkeit, innere Haltlosigkeit, Unsauberkeit, Lüge"; kurz — malt sie schwärzer als die schwärzesten Teufel. Um Ehren-Mehrings schuldiges Haupt dagegen möchte er am liebsten — kein Engel ist so rein — den gülbenen Strahlenkranz des Märtyrers flechten; wie zartfühlend weiß er zu schweigen, wie dezent von den „Partei-Irrungen" des von ihm in Dresden so hoch gefeierten Mannes zu sprechen, (womit er übrigens den königlich-sächsischen Begriff der Ehrirrung glänzend übertrumpft hat). Allein die moralische Begriffsverwirrung, die der Redakteur der „kommunistisch-detektivistischen Revue" Dresdener Angedenkens in dieser so verschiedenartigen Beurteilung an den Tag legt, würde uns schwerlich auf den Plan locken, wenn er nicht am Schlusse seines Artikels den Versuch gemacht hätte, seine moralischen oder unmoralischen Anschauungen in ein förmliches System zu bringen und dies der gesamten Sozialdemokratie als das alleinseligmachende Sittengesetz aufzudrängen. Unser Friedenauer Moralphilosoph schreibt nämlich:

Digitized by Google

„Und wie es ökonomische Gesetze giebt, die für jede Gesellschaftsform gelten, so giebt es auch sittliche Grundsätze, deren keine entraten kann. Einer der wichtigsten darunter ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit dem Genossen gegenüber. Dem Feinde gegenüber hat man diese Pflicht nie anerkannt, dagegen giebt es ohne sie kein dauerndes Zusammenwirken gleichgestellter Genossen. Sie gilt für jede Gesellschaft ohne Klassengegensätze, gilt innerhalb einer von Klassengegensätzen erfüllten Gesellschaft für jede besondere Partei von Klassengenossen. Den Parteigenossen zu belügen, galt bisher nur in solchen Parteien für erlaubt, in denen zwei Klassen zusammenwirken, von denen die eine sich dazu mit der anderen zusammenthat, um deren Kraft für sich auszunutzen."

Man möchte kaum seinen Augen trauen, aber es steht schwarz auf weiß und es läßt sich daran nicht drehen und deuteln: Kautsky verlangt Wahrhaftigkeit nur gegenüber dem Partei- und Klassengenossen; in einer von Klassengegensätzen erfüllten Gesellschaft soll es dagegen erlaubt sein, gegen die feindliche Klasse die vergifteten Waffen der Lüge zu führen! Eine schwerere und gefährlichere Entgleisung eines führenden Parteigenossen ist uns bisher nicht vorgekommen. Die Bernhard'schen Anschauungen über „Parteimoral" sind nicht halb so unsittlich und parteischädlich, wie diese kaum glaublichen Sätze, die dem Großmeister der sozialistischen Theorie anscheinend in einem Moment halbwachen Bewußtseins entschlüpft sind. Nach Bernhard sollte es den Führern erlaubt sein, zur Erziehung der Massen manches zu verschweigen; Kautsky rechtfertigt geradezu die Lüge. Die moralische Irrlehre des letzteren wendet sich an die Gesamtheit aller Proletarier und Sozialdemokraten; jener nur an wenige Führer, die doch sittlicher Versuchung eher gewachsen sind. — Sollte der Haß gegen die angeblichen Revisionisten und das nervöse Bestreben, ihre vermeintlichen Sünden so häßlich als möglich zu malen, Kautskys Urteilskraft bereits so getrübt haben, daß er die Tragweite seiner Aussprüche nicht mehr zu übersehen vermag? Anders läßt sich das „psychologische Rätsel" unseres Moralisten kaum lösen.

Natürlich hat die bürgerliche Presse keinen Augenblick gezaudert, jene unbesonnenen Sätze gegen die Partei agitatorisch auszunutzen. So knüpft das „Berliner Tageblatt" an das Kautsky'sche Zitat folgende Schlußfolgerung:

„Ein Sozialdemokrat darf also nach Kautsky den Feind, das ist die bürgerliche Gesellschaft, belügen, daß sich die Balken biegen — ein Beitrag zur sozialdemokratischen Moral, der unseres Erachtens die Dreimillionen-Partei noch mehr diskreditiert als alle gegenseitigen Schimpfereien zusammengenommen".

Nunmehr durfte man hoffen, daß der Theoretiker der Dresdener Majorität seine ethischen Offenbarungen mit dem lebhaftesten Bedauern, daß sie je dem Gehege seiner Zähne entflohen seien, zurücknehmen würde. Aber wann hätte der unfehlbare Papst des „Großen Mißverständnisses" je einen seiner — ach so zahlreichen! — Irrtümer eingestanden? Was Wunder, daß er durch seine Antwort in Nr. 237 des „Vorwärts" seine Position nur noch unhaltbarer macht und die Partei zwingt, für seine wunderlichen Irrgänge auf den ihm anscheinend ganz unbekannt gebliebenen Gebiete der wissenschaftlichen Ethik jede Verantwortlichkeit abzulehnen.

Kautskys im „Vorwärts" aufgestellte Behauptung, daß man die Pflicht der unbedingten Wahrhaftigkeit dem Feinde gegenüber nie anerkannt habe, ist einfach unrichtig. Von Buddha, Plato und Jesus an bis zu Kant und Fichte und darüber hinaus bis zur Gegenwart ist diese Forderung von fast allen ernst zu nehmenden Ethikern aufgestellt worden. Vor Allem ist sie von Kant mit überzeugenden Argumenten und an der Hand berühmt gewordener Beispiele begründet worden.

Sehr mit Unrecht zieht Kautsky zur Verteidigung seines verlorenen Postens den Fall Hermanns, des Cheruskers, heran, dem es bekanntlich dadurch, daß er gegenüber dem römischen Feldherrn Varus Ergebenheit und Unterwürfigkeit heuchelte, gelang, diesen in den Hinterhalt des Teutoburger Waldes zu locken und hier seine Kriegsmacht aufzureiben. Wenn diese That unserer Schuljugend bis heute als herrliche Heldenthat gepriesen wird, so hat daran sicherlich der Patriotismus mehr Anteil als die rein ethische Beurteilung. Kautsky scheint sich nun dieser Verherrlichung des „edlen Recken" anzuschließen und in den Ruf einzustimmen: right or wrong — my country! Er möge sich nun hüten, daß ihn nicht gewisse Berliner Genossen in die neuerdings von ihnen entdeckte „patriotische Spielart des Revisionismus" einreihen und demnächst nebst Maurenbrecher und seinen „Busenfreunden" Jaurès und Millerand an ihrem für Prinzipienverräter errichteten internationalen Galgen aufhängen. — Die moralische Beurteilung aber hat es nicht im geringsten mit dem patriotischen Nutzen oder dem sonstigen Erfolge einer Handlung, die ihrerseits nach Naturgesetzen verläuft, zu thun, sondern lediglich mit der Gesinnung, dem Inhalte des Willens, und zu fragen, ob dieser in der Richtung des objektiv geltenden, für jeden Anderen auch als Gesetz zu behauptenden Zweckes liegt. In dieser richtigen Beurteilung bleibt Hermanns Handlung Verrat und wäre als solcher auch in die Annalen der Weltgeschichte eingetragen, wenn nicht, wie so oft, der Erfolg die schlechte That gekrönt hätte.

Aber wie es sich auch immer mit der Pflicht zur Wahrhaftigkeit gegenüber dem Feinde verhalten möge, so ist es doch jedenfalls ein starkes Stück, den Gegensatz der Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft ohne weiteres mit dem Verhältnis kriegführender Feinde auf eine Stufe zu stellen. Mag der Kampf der Klassen unsere Gesellschaft noch so zerklüften, in erster Linie führt sie denn doch einen äußerlich geregelten gemeinsamen Kampf gegen die Natur zum Zwecke der kollektiven Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, und der Kampf der Klassen um die Herrschaft und um ihren Anteil an dem Erzeugnis dieses gesellschaftlichen Zusammenwirkens steht historisch und systematisch erst an zweiter Stelle. Und wenn gewiß die Anschauungen darüber, was gut und gerecht ist, in den verschiedenen Klassen verschieden sind, so giebt es doch eine allgemeingiltige Methode, nach welcher festzustellen ist, ob die ungeprüft aufgestellte Meinung einer Klasse sachlich richtig ist oder nicht. Auf Grund dieser allgemeingiltigen Methode ist aber die Lüge, ob sie im subjektiven Interesse eines Einzelnen oder einer ganzen Klasse gebraucht wird, bisher noch immer als unsittlich verurteilt worden, weil sie, im Sinne des kategorischen Imperativs zu einem allgemeinen Gesetz erhoben, jedes Vertrauen, jede Achtung unter Menschen, mögen sie der gleichen oder verschiedenen Klassen angehören, und damit jede Möglichkeit gesellschaftlichen Zusammenlebens zu vernichten geeignet ist.

Ganz anderer Meinung ist Kautsky. Statt seine ungeheuerliche Revision des Sittengesetzes beschämt zu widerrufen, setzt er sich aufs Neue in die Positur des Evangelien-Herausgebers und lehrt feierlich ex cathedra der Partei:

„Ich bin der Meinung — und alle Parteigenossen, die ich kenne, vertreten den gleichen Standpunkt und einen anderen habe ich in der Partei noch nicht kennen gelernt, sodaß ich glaube, hier nicht bloß eine belanglose Privatmeinung, sondern die Meinung der Partei wiederzugeben: Ehrlichkeit ist auch dem Feinde gegenüber für den Sozialdemokraten in der Regel die beste Politik."

Man sieht: Kautsky spricht bereits im Namen aller Parteigenossen, wie sonst nur der Papst im Namen aller Gläubigen zu reden pflegt. Wir unsererseits, die wir in der Schule Kantischer Ethik aufgewachsen sind, müssen uns jedoch höflichst dagegen verwahren, in diesem Falle zu der Parteiherde unseres hochkirchlichen Oberhirten zu

gehören. Wir möchten Kautsky dringend ersuchen, in so heillen Fragen künftig nur im eigenen Namen zu sprechen und nicht seine ihm gerade einfallenden Privatthorheiten ohne weiteres als allgemein anerlannte Parteigrundsätze zu proklamieren. Wir selbst und — dessen sind wir trotz Kautsky überzeugt — mit uns die ungeheure Mehrza'yl der Partei*) sieht in der Ehrlichkeit auch dem bürgerlichen Gegner und der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber nicht bloß „in der Regel die beste Politik", also ein kedigkich aus äußeren Zweckmäßigkeitsgründen im Allgemeinen empfehlenswertes Verhalten, sondern eine unbedingte, unverbrüchliche sittliche Pflicht. Selbstverständlich wird diese ethische Forderung nicht im geringsten dadurch abgeschwächt, daß die bürgerlichen Parteien, wenn es die Sozialdemokratie zu diskreditieren gilt, etwa „lügen, daß die Balken biegen".

Wie aber begründet unser moralischer Revisionist seinen grundstürzenden Satz, daß die Wahrhaftigkeit in einer Gesellschaft mit Klassengegensätzen nicht als sittliche Pflicht zu gelten habe, daß also die Lüge im Klassenkampfe ein erlaubtes Kampfmittel sei? Nun, unser Reformator macht sich die Lösung dieser Aufgabe herzlich leicht; er führt nämlich den Beweis für die Richtigkeit seiner als allgemeingiltig hingestellten Norm — ein ganz merkwürdiges logisches Verfahren! — durch Erwähnung von Ausnahmen, von „Notfällen", in erster Linie der politischen Polizei. „Etwa politische Flüchtlinge vor ihr verbergen und ihre Verfolger auf eine falsche Spur lenken, verbotene Schriften einschmuggeln, Lockspitzel belügen und ihnen Fallen stellen" — das sind nach Kautsky berechtigte Uebertretungen des Gebotes der Wahrhaftigkeit. Allerdings! Wenn Sozialdemokraten durch ein Sozialistengesetz rechtlich oder durch eine beständige ungerechte Polizeipraxis tatsächlich geächtet werden; wenn gar Lockspitzel, diese Spezialisten und Matadore der Lüge, auf sie gehetzt werden; wenn so die Würde der Menschheit in ihnen mit Füßen getreten wird: dann können Unwahrheiten verzeihliche Akte der Notwehr sein; womit wir noch lange nicht der Auffassung Kautskys beitreten, „daß dergleichen zu thun, sittliche Pflicht sei." Lüge kann niemals sittliche Pflicht sein. Aber bildet sich Kautsky ein, durch Anführung solcher „Notlügen" die allgemeine Regel erhärtet zu haben, daß Unwahrhaftigkeit gegenüber dem Feinde, der bürgerlichen Gesellschaft erlaubt sei? Genügen ihm solche Ausnahmefälle, die auch mit dem strengen Sittengesetz Kantscher Fassung vereinbar sind, um Wahrheit oder Lüge gegenüber der gegnerischen Klasse in die Willkür des nach bloßen Zweckmäßigkeiten entscheidenden Individuums zu stellen?

Sollte aber Kautsky — trotz unseres Protestes — mit seinen recht leichtsinnig begründeten Aufstellungen dennoch als der wahre Gesetzgeber und Interpret der „echten proletarischen Moral" anerkannt werden, so hätte das praktisch die weitgehendsten und unerfreulichsten Folgen. Was könnten wir dann noch gegen Unwahrheiten in der Begründung arbeiterfeindlicher Gesetzentwürfe wie des vormaligen Zuchthausgesetzes, was gegen politische Tendenzprozesse und Klassenurteile einwenden? Wie könnten wir dann noch Vertrags- und Tarifbrüche oder sonstige Treulosigkeiten einzelner Unternehmer oder ganzer Unternehmerverbände, wie Verrätereien politischer Gegner mit sittlichem Pathos verurteilen? Selbst das von der Lüge lebende Lockspitzeltum könnten wir dann nicht mehr in seiner ganzen moralischen Unverfrorenheit brandmarken. Weshalb nicht? Nun, der große sozialistische Moralphilosoph hat's ja selbst verkündet: die Pflicht der Wahrhaftigkeit besteht nur „in jeder Gesellschaft ohne Klassengegensätze"; dem Feinde, der feindlichen Klasse gegenüber hat man diese Pflicht nie anerkannt. Was wollt Ihr also, Ihr Arbeiter? Euer großer Theoretiker hat ja damit auch uns, den Vertretern der Bourgeoisie, des Junkertums, des Klassenstaates, den Freibrief ausgestellt, Euch nach Belieben zu belügen! Nach der feierlichen Versicherung des Hohenpriesters Eurer Gesellschafts- und Sittenlehre — und der muß es ja wissen! — haltet Ihr alle Ehrlichkeit uns, dem Feinde, gegenüber nicht für ein unbedingtes sittliches Gebot, sondern nur aus äußeren Zweckmäßigkeitsgründen, „in der Regel für die beste Politik": Ihr könnt Euch daher von Eurem eigenen prinzipiellen Standpunkte aus nicht im geringsten darüber beklagen, wenn nun wir, Eure Klassengegner, ebenso aus äußeren Zweckmäßigkeitsgründen in dieser unserer besonderen Situation Lüge, Heuchelei, Falschheit, Betrug, Verrat, Tücke für die „beste Politik" halten! Gegen eine solche Argumentation könnten Proletarier, die in Kautsky den neuen Moses, den Zerbrecher der alten und Bringer neuer Tafeln verehren, auch nicht ein Sterbenswörtchen vorbringen: Sie mögen sich daher sorgsam überlegen, ob sie, schon rein äußerlich genommen, gut dabei fahren würden, falls es Kautsky gelänge, seine Privatmoral der Partei aufzuoktroyieren. Bisher war das Sittengesetz noch immer der stärkste Schutz der Schwachen.

Das Entscheidende aber ist: die Kautskysche „Parteimoral" ist in der That eine Jesuitenmoral, eine Pseudoethik, die, wenn sie in der Sozialdemokratie zur Anerkennung gelangen sollte, uns in den Augen aller sittlich denkenden Menschen auf das schwerste kompromittieren müßte. Fürwahr! Es gilt jetzt wirklich, wie Kautsky predigt, „ein leidenschaftliches Ringen um die sittliche Reinheit der Partei", aber nicht, wie unser Ober-Ketzerrichter wähnt, gegen einige von Harden angegriffene Revisionisten, sondern gegen seine, Kautskys, eigene Revision der Parteimoral! Es gilt den Schild der Partei vom Schmutz der Lüge reinzuhalten! Hier hätte der Haupt-Prinzipienwächter in der „Neuen Zeit" wahrlich mehr Grund als im Falle Bernhard, seinen Mehring auf einen Partei-Verräter zu hetzen, nur müßte er diesmal den Zorn des Partei-Scharf-

*) Daß diese Ansichten auch sofort in der sozialdemokratischen Presse auf starken Widerstand gestoßen sind, mag u. a. folgender kurzer Auszug aus der „Chemnitzer Volksstimme" beweisen. Sie schreibt in ihrem Leitartikel „Parteimoral":

„Worauf es ankommt, ist die Frage, ob die Lüge sanft gegenüber dem Gegner erlaubt sei. Kautsky selber hat dies in seinem zweiten Artikel verneint und verneinen müssen, denn sonst würde schließlich der Parteivorstand vor die Notwendigkeit gestellt worden sein, ihn zu desavouieren. Die einfache Verneinung genügt aber nicht, sondern, wie für jede andre geordnete Anschauung, ist auch hier die Anerkennung eines Prinzips nötig.

Unsrer Ansicht nach kann dieses Prinzip nur sein, daß das Sittengesetz der Wahrhaftigkeit für einzelne Menschen, wie für Parteien und Völker ein und dasselbe sein muß. Wenn sich die konservativen, antisemitischen, klerikalen und liberalen Parteien uns gegenüber Tag für Tag der schmählichsten Lügen schuldig machen, so nehmen wir daraus mit Fug das Recht, sie für Lügner zu erklären, aber ihre Lügen geben uns durchaus nicht das Recht, ebenfalls mit Lügen zu antworten. Wenn wir das thun, dann sind wir nicht besser als sie, haben jedenfalls dann kein Recht, uns als die Besseren hinzustellen.

Schließlich ist der Sozialismus nicht nur eine wirtschaftliche und politische Angelegenheit, sondern auch eine Sache der Erziehung. Wenn wir an die Stelle der heutigen Gesellschaftsordnung eine bessere, gerechtere setzen wollen, dann müssen wir das Volk auch zu einer besseren sittlichen Anschauung erziehen, als sie heute gang und gäbe ist. Dazu ist vor allen Dingen nötig, daß man ihm Wahrhaftigkeit lehrt.

Auch im Gegner haben wir noch den Menschen zu achten, wie wir von ihm verlangen, daß er in uns den Menschen achte. Und zu der Achtung des Menschen im Gegner gehört, daß man ihm gegenüber nicht nur in der Regel, sondern immer wahr ist. Will und kann man ihm die Wahrheit nicht sagen, dann halte man den Mund . . . . .

Kautsky mag auf dem Gebiete der Volkswirtschaft bleiben, auf dem man ihm recht viel vertrauen kann; auf dem Gebiete moralischer Definitionen ist er weniger zu Hause, da mag er den Ethikern das Wort lassen."

richters — o Ironie des Schicksals! — auf das eigene schuldige Haupt hinlenken! Jedenfalls steht zu erwarten, daß unsere Gegner sich schadenfroh auf die Kautsky'sche Entgleisung stürzen und sie als Haupt- und Prachtstück ihren Agitationsmappen einverleiben werden, die durch die Dresdener Verhandlungen leider schon allzu sehr angeschwollen sind. Dieser Gefahr wollen wir vorbeugen, indem wir klipp and klar erklären: Wir wollen mit der Kautsky'schen „Parteimoral" noch weniger zu tun haben, als mit der Bernhard'schen. Wir schütteln sie ab wie einen Schmutzklumpen, mit dem man unser Gewand beworfen hat! Fort mit der Friedenauer jesuitischen Spielart des revolutionären Sozialismus!

Streiflichter.

Treueid und Bürgerpflicht. Ein hübsches Beispiel der Fernwirkung ethischer Verhältnisse: in Belgrad metzeln Offiziere ihren obersten Vorgesetzten und Landesherrn nieder — und in Berlin wird der Prozeß darüber geführt, ob Eidestreue gegen den Landesherrn der patriotischen Bürgerpflicht vorgehe oder nicht. Wir Deutsche lassen uns ja glücklicherweise die Behandlung theoretischer Doktorfragen (querelles d'allemand) einmal nicht nehmen. Freilich oft in versteckter Form. Bei uns kleiden sich neuerdings die ethischen Fragen meist in das Gewand von Beleidigungsprozessen; und so spielt das uralte Menschheitsproblem, ob man dem geschriebenen Gesetz oder dem angeschriebenen in der Brust folgen solle, nur von fern in den Prozeß Berliner Tageblatt contra Kreuzzeitung hinein. Natürlich interessiert uns hier weder die Beleidigung des Herrn Oberst a. D. Gaedke durch den Hauptmann z. D. Kropatschek, noch der Ausgang des Prozesses. Umsomehr der Ausgangspunkt. Bei Besprechung der serbischen Mordnacht hatte Oberst G. nach härtester Verurteilung des Eidbruches der Offiziere, offenbar um überhaupt ein milderndes Verständnis für die unerhörte That zu gewinnen, bemerkt, daß allerdings — unter ganz besonderen Umständen — ein Konflikt zwischen der Treue gegen den Kriegsherren und der Pflicht gegen das Vaterland eintreten könnte, und daß dann die Bürgerpflicht wohl höher einzuschätzen sei, als jener Treueid. Begreiflich, daß der Redakteur der Kreuzzeitung zur Rettung der bedrohten Heeresdisziplin und blinden Unterthanentreue in die Schranken ritt. Wie das geschehen, gehört hier nicht her. Das Problem ist klar gestellt: Wie verhält sich der militärische Treueid zu der allgemeinen Bürgerpflicht, stets das Beste des Vaterlandes zu suchen? Was muß im Konfliktsfalle vorgehen?

Zunächst muß bemerkt werden, daß alle Fälle von einem Zusammenstoß zweier Pflichten schwerlich eine generelle Regelung vertragen; wenigstens ist der Versuch, eine allgemein anerkannte Reihe höherer und niedrigerer Pflichten aufzustellen, bisher kaum gelungen. Die sittliche Forderung des Augenblicks läßt sich nicht einfach von einer Skala ablesen. Immerhin lassen sich vielleicht doch einige Bemerkungen zu dem Problem machen. Das Eine ist klar: hier prallen zwei Staatsanschauungen aufeinander. Auf der einen Seite steht der Feudalstaat mit der Forderung altgermanischer Mannentreue und absoluten Unterthaneagehorsams, auf der anderen der moderne bürgerliche Nationaalstaat mit der Forderung selbstbewußter Unterordnung und thatkräftiger Mitarbeit des Bürgers am Staatswohl, gleichviel ob im Bürgerrock oder im Rock des Vaterlandsverteidigers. Dort diktieren das religiöse Moment des Eides, die Schätzung der sog. deutschen Nationaaltugend der Diensttreue, wohl auch die Rücksicht auf mögliche Konfliktsfälle des Herrschers mit dem eigenen Volke dem Vertreter des Alten die These von der völlig absolut zwingenden Verpflichtung des militärischen Treueides bis zu dem schönen rhetorischen Klimax: „Der Soldat müsse gegebenenfalls auch auf Vater und Mutter schießen" — hier ist das Bewußtsein lebendig, daß ein erzwungener Eid trotz der religiösen Form, die Manchem eben nur Form ist, nicht absolut verpflichten könne, daß die blinde Treue wie der blinde Gehorsam in der Reihe der Tugenden nicht mehr den höchsten Platz einnehmen dürfe, daß endlich der mündige selbstverantwortliche Mensch in schweren Fällen sittlicher Entscheidung keinen andern Richter anerkeanen könne, als sein Gewissen.

Im letzten Grunde also ist der Streit ein Abschnitt aus dem Jahrtausende alten Kampfe zwischen Fremd- und Selbstgesetzgebung, Autorität oder Freiheit.

Da scheint jede Versöhnung unmöglich. Prinzipiell gewiß. Aber da wir nun einmal, Anhänger der verschiedenen Weltanschauangen, mit einander leben müssen, kann und maß es temporäre Kompromisse geben.

Ein solches ist es, wenn beim Berufssoldaten und beim Soldaten unter der Fahne während seiner Dienstzeit das Bürgerrecht ruht, womit natürlich auch eine Einschränkung seiner Bürgerpflicht verbunden ist. Hier ist Verzicht auf beiden Seiten, wie eben beim richtigen Kompromiß. Der Heeresangehörige muß seine politischen Wünsche still im Herzen bergea, und der Staat verzichtet auf die wertvolle Mitarbeit solcher Männer, die, weil sie erzogen siad, dem Vaterland Opfer zu bringea, gewiß verständigen Rat und gemeinnützige That nicht verweigern würden.

Ein Kompromiß ist es ferner, wenn der freie, selbstverantwortliche Bürger durch eigenen Entschluß (denn auch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht beruht zuletzt auf dem Volkswillen) seine Selbstbestimmung auf Zeit opfert, um in einen Verband unbedingten Gehorsams einzutreten. Der Staat gewährt den nur durch eine störungsfreie Heeresmaschine erreichbaren Vaterlandsschutz, der Einzelne opfert dem höheren Zweck seinen Willen. Die Freiheit des Ganzen verlangt zeitliche Unfreiheit der Glieder. Mit diesen Kompromissen läßt sich's leben. Der Bürger tritt ein für König und Vaterland; militärischer Treueid und Bürgerpflicht laufen parallel und kreuzen einander nicht.

Aber der Fnll, daß sie einmal wider einander laufen, muß als denkbar zugegeben werden. Wie dann?

Das Allerverkehrteste, was dann geschehen könnte, ist dies, wenn sowohl dem militärischen Treueid, wie der Vaterlandspflicht absolute Geltung zugesprochen würde. Man darf ruhig als Maxime annehmen: in jedem Moment, wo der durch und durch relative Mensch das Wort absolut in den Mund nimmt, macht er eine Dummheit. Jenes erste Kompromiß darf nicht den Sinn haben, daß der „des Königs Rock Tragende" mit dem Verzicht auf Bürgerrechte auch auf die letzte Verantwortlichkeit, als Glied für das Wohl des Ganzen zu sorgen, verzichte. Ebenso sehr um des Staates, wie um seiner selbst willen, darf der Offizier nicht zur Marionette in der Hand eines Einzigen werden. Und jener zweite Kompromiß darf nicht den Sinn haben, daß der Einzelne unbedingt, d. h. ohne jede Bedingung, ohne jede Sicherheit von der anderen Seite, das Opfer seiner Selbständigkeit bringe.

Der militärische Treueid wird dem Landesherrn geschworen, der seinerseits als solcher eidlich bestimmte Pflichten auf sich genommen hat. Der an sich sittlich bedenklich Verzicht auf Selbstbestimmung ist erträglich nur zu Gunsten einer Regierung, die die Heeresmaschine, ausgesprochenermaßen oder stillschweigend, nur für sittliche Zwecke benutzen will. Ein Prätorianertum ist ebenso un-

Digitized by Google

sittlich, wie ein ehrgeizigen Eroberungszwecken dienendes Heer. Mit der Umwandlung des absolutistischen Staates in den Verfassungsstaat, der Söldnerhorde in ein Volk in Waffen, ist dieser sittliche Pakt zwischen Herrscher und Volk vollzogen. Die Geschichte läßt sich nicht mehr rückwärts drehen. Herrscherrecht und Bürgerpflicht, Bürgerrecht und Herrscherpflicht entsprechen einander; sie stützen sich gegenseitig zu labilem Gleichgewicht. Wird das eine verletzt, so stürzt das andere.

Freilich bleibt noch die Frage offen: Wer entscheidet über die „Sittlichkeit" der Forderung des Herrschers an das Volk, oder des Volkes an den Herrscher? Hier tritt nun der Verzicht auf eine allgemein und für alle Fälle giltige Regelung ein. Da bleibt nur die Entscheidung von Fall zu Fall. Militärischer Treueid und Bürgerpflicht sind beide so hohe und so gleichwertige Güter, daß der Versuch, das eine generell über das andere zu erheben, notwendig unfruchtbar bleiben muß. —

* * *

Die Sackträger von Regensburg veröffentlichen im „Bayerischen Volksboten" folgende Erklärung:

„Der „Regensburger Anzeiger" findet sich bemüßigt, in seiner Polemik mit dem „Volksboten" den Ausdruck zu gebrauchen: „Schimpfen kann jeder Sackträger." Der unterzeichnete Verein findet hierin eine Beleidigung seiner Mitglieder und weist deshalb diese namens derselben hiermit energisch zurück. Wenn der Herr Doktorredakteur sich bei einem Gegner mit nichts anderem helfen kann, als ehrliche Arbeiter zu beleidigen, so thut er uns herzlich leid. Im übrigen laden wir den Herrn Doktorredakteur zum Verkehr mit unseren Kreisen ein und hoffen, bei Annahme unserer Einladung, ihm baldigst andere Ausdrücke anzugewöhnen."

Regensburg, den 8. Oktober 1908.

Verein der Hafen- und Speicher-Arbeiter
I. Vorstand: Lischinger.

Diese Erklärung erfreut nicht nur durch ihren erfrischenden Humor, sie giebt auch zu einigen nicht unerfreulichen Betrachtungen Veranlassung. Die braven Sackträger haben vor allem sehr recht mit ihrem Protest. Man sollte sich endlich abgewöhnen, ganze Menschenklassen, die nach einem beliebigen Kennzeichen, sei es Beruf, Konfession oder Landsmannschaft, zusammengefaßt sind, zu verunglimpfen. Man soll nicht nur die Stelle sehen, an der Jemand steht, sondern sich die Mühe geben, die Person selber ins Auge zu fassen. Speziell in Deutschland wird ja darin sehr viel gesündigt; und es macht den Zustand nicht besser, daß die kräftigen Töne der Verachtung meist von beiden Seiten erschallen. Der Handarbeiter erklärt den Kopfarbeiter für minderwertig, wie dieser jenen; der Münchener und der Berliner sagen sich gegenseitig Liebenswürdigkeiten, und noch schlimmer steht's bei den verschiedenen Konfessionen und politischen Parteien. Eine Konvention des gegenseitigen guten Tons wäre sehr zu wünschen. Die groben Worte sind nicht so wirkungslos, wie man vielleicht glaubt. Sie erregen und erhalten eine gegenseitige Verbitterung, die sich mit der Zeit doch in Thaten umsetzt. Bei uns im Norden nicht so rasch wie bei den südlichen Völkern, deren Blut schneller durch die Adern rollt. Dafür setzen sich hier die erregten Gefühle und Stimmungen fester, und es kostet viel Zeit und Arbeit, sie auszuroden.

Sehr erfreulich ist es, daß die Arbeiter es überhaupt als eine Beleidigung betrachten, wenn man von ihnen sagt, sie schimpfen. Bisher wurde in Deutschland so viel geschimpft, von hoch und niedrig, gebildet und ungebildet, groß und klein, daß man kaum auf den Gedanken kam, den Vorwurf, geschimpft zu haben oder schimpfen zu können, sehr schwer zu nehmen. Hoffentlich sind die Regensburger Sackträger beispielgebend, und wir gelangen so allmählich auf den Standpunkt der Franzosen, die sich der Höflichkeit als ihrer Nationaltugend rühmen. Dazu müßte aber bei der Kindererziehung der Anfaag gemacht werden.. Es dürfte nicht mehr vorkommen, daß der Vater seinem Sohne einen Ausdruck verbietet und die Antwort erhält: „So redet Herr Doktor Soundso alle Tage unsere Klasse an." — Natürlich wollea wir auch hier nicht verallgemeinern und uns etwa angewöhnen, zu sagen: „Er schimpft wie ein Lehrer." Ich empfehle zu dieser Verwendung den Rohrsperling, den diese Redensart wohl nicht weiter kränken wird. —

Das Leben ist für die meisten Menschen eine so schwere Bürde, daß man darauf bedacht sein sollte, es sich gegenseitig zu erleichtern, statt durch Unachtsamkeit oder schlechte Gewohnheit zu erschwerea. Dazu tragen kleine Gefälligkeiten, gute, höfliche Worte sehr viel bei. Wir haben in dieser Beziehung noch viel von den romanischen Völkern zu lernea.

D. D.

Aus der ethischen Bewegung.

7. ordentlicher Gesellschaftstag

(Fortsetzung.)

Dr. Bieber spricht zu den Thesen Dörings. Am meisten weh getan habe ihm die Behandlung aan § 1; er habe damit immer die besten Erfahrungen gemacht, und lasse sich ihn nicht wegeskamatieren Mit Döring's Auffassung sei er ganz einverstanden. Wie stehe Foerster zu dem Wunsche, aggressiv vorzugehen gegen bestimmte Lehren? Gerade wir müßten den unklaren Köpfen klar machen, daß Religian und Kirchenlehre zweierlei ist. § 1 habe zue Defensive nnd Offensive ausgereicht. Die Thesen Dörings seien anzunehmen.

Prof. Haake für die Thesen Dörings. Getrennt marschieren, vereint schlagen sei die Devise. In der Kirche finden wir in vieler Beziehung eine starke und bewährte Mitarbeiterin. Wenn wir dieselbe mit einem Strich beseitigen könnten, so würde die eth. Gesellschaft noch lange nicht das Gleiche leisten: Wer weiß, ob sie in 2000 Jahren soviel leisten werde, als die Kirchen? Die Ethiker sallten das anerkennen, was in der Kirche aerfnicht wurde. Mit Ethit imponiere man dem Balke nicht; wenn wir keine sittlichen Autoritäten hätten, so müßten wir sie schaffen. Die religiöse Weltanschauung müsse ethisiert werden

Dr. Unald ist mit Foerster überzeugt, daß Bescheidenheit (oder Demut) notwendig ist, diese aber sei nicht mit klarer Stellungnahme unvereinbae. Wer die Religian verläßt, fragt sich in der Regel: Kann ich nun doch noch sittlich bleiben? Die beiden Kirchen sagen nein! Aber die Wissenschaft der Gegenwart sagt ja. Die Biologie kann uns Fingerzeige geben. Nicht alle Volksgenossen werden gleichzeitig zue Ethik bekehrt werden, sandern es wird immer eiae gewisse Differenzierung geben. Auf lange hinaus wird die Mehrzahl noch religiöser Autorität und Führung bedürfen Aber die D. G. E. K. arbeitet zunächst für die kleine Minorität; das ist ihre geschichtliche Mission. Sie muß sich unterscheiden aan den Kirchen, den übrigen ethischen Gemeinschaften. Die Einführung des Macalunterrichts brauche nicht beeilt zu werden; er könne zehnteilang neben dem religiösen Unterricht hergehen. Vor aller Welt müssen wir eben kund thun: es giebt Ethik auf rein wissenschaftlicher Grundlage.

Dr. Quidde Die Anschauungen seien sehr auseinandergegangen. Gemeinsamer Ausgangspunkt sei abee die Behauptung: es giebt autonome Moral. Auch wir anderen Anhänger der autonomen Maral respektieren Autoritäten; aber wir sehen darin nicht etwas absalat Verbindliches, unabhängig aon der eignen Prüfung Wie stehen auf dem Baden der Geschichte. Daeaus ergiebt sich unser Gegensatz nnd Nichtgegensatz zur Kirche. Wie ist die Welt? fragt die Kirche. Wie sall sie sein? fragen wir. Da die Kirche die zweite Frage von der ersten abhängig macht, dürfen wir uns auf keine Kompeamisse rinlassen. Im Wesentlichen sei er mit Dörings Thesen einverstanden. Nue das Wort Weltanschauung möchte er beseitigt haben durch ein besseres, das nicht die Lebenshaltung umgreift. Es muß aber anerkannt werden, daß viele Menschen durch ihre Religian sittliche Willenskraft gewinnen. Daher hätten wir uns Reserve aufzuerlegen, und nicht Kulturkämpfer oder Kirchenzerstörer zu sein.

Dr. Venzig glaubt, daß sowohl von rechts wie aon links eine übergroße Empfindlichkeit gewaltet habe. Jeder wolle seine individuelle Tattit dee Gesellschaft aufzwingen, die Hamlet-Natur oder die Kämpfer-Natue. Die Pfungst'schen Thesen seien ihm schon durch die Ausschließung oder Deklassierung aan Mitgliedern unannehmbar. Die Foerster'schen wegen ihres strikten Verzichts auf alle Parteinahme, Foerster würde mit seiner heutigen Auffassung keine ethische Gesellschaft mehr gründen In den Döring'schen Thesen verwerfe er 1 nnd 3. Weltanschauung nnd Lebensführung lassen sich nicht trennen. Gegen theoretische Welterklärung dürften wie neutral sein, aber nne soweit sie die Ethit nicht direkt berühre. Das Woei „anti-ethisch" sei doch sehr zweideutig. Wer entscheide, was anti-ethisch ist? Ein ethisches Kanzil könne doch keinen Index der ethisch erlaubten oder verfehmten Lehren aufstellen und

Digitized by Google

sich gleichsam als Weltgericht aufspielen. Man wolle kämpfen, ohne wehe zu thun, daß gehe nicht. Der Kirchliche unterscheide einfach nicht mit uns zwischen Religion und Konfession oder Kirchenlehre; er fühle sich in jener verletzt beim Angriff auf diese. Sache und Person sei nicht immer zu trennen. Aber vielleicht könne man, wie Geheimrat Foerster in der E. K. jüngst entwickelt, kämpfen, als kämpfe man nicht. Man brauche nur stets das zu thun, was jeder taktvolle Mensch im Religionsgespräch mit einem Andersgläubenden thue: aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, aber dem Mitbruder fortwährend helfen wollen, nicht ihm wehethun wollen. Das Beste sei, alle Thesen abzulehnen und aus dem Streit die Lehre zu entnehmen, daß zur Pflege des Gemeinsamen auch die Abwehr des Trennenden gehört und daß beide Funktionen für uns nötig sind, also auch beide Richtungen, die versöhnliche und die streitbare.

Dr. Pfungst kommt sich schon ganz als Friedensstörer aar; er sei aber doch nur Beauftragter. Seine Thesen hätten Dr. Foerster nur die Kehrseite zeigen wollen, wohin der Fanatismus führt. Er selbst neige den Thesen Döring's zu. Foerster habe nie Mitleid mit den Opfern des Kirchendogmatismus, nur immer Mitleid mit den Gläubigen selbst.

Staudinger: Er werde im Wesentlichen für Döring's Thesen stimmen. Aber einiges könnte schärfer präzisiert werden. Die religiöse Frage sei ein Teil der ethischen Frage. Redner stellt einen betreffenden Antrag. Auch die dritte These sei zu streichen, aus den Gründen, die Penzig angeführt.

Döring. Unold sei ihm zu bescheiden; er verzichte zu leicht auf die Gewinnung der großen Massen. Natürlich könne nicht jeder als schöpferischer Genius zur Autonomie kommen; der Durchschnittsmensch lebe unter Autoritäten. Er schlägt aar, in These 1 „theoretische Weltanschauungen" zu setzen. These 8 wolle keine Inquisition oder Zensur; die Fassung könnte vielleicht geändert werden.

Dr. Kranenberg kann die Thesen Döring's unterschreiben, lieber aber die aon Dr. Pfungst, weil in diesen praktisch Wesentliches steht. Er beantragt: „Der Gesellschaftstag wolle die Herren Prof. Döring nnd Dr. Pfungst ersuchen, unter Hinzuziehung eines dritten Delegierten eine gemeinsame Fassung iheer beiderseitigen Thesenreihen zu formulieren und Montag Vormittag vorzulegen." Die Frage der Autorität sei nicht so schwierig. Selbstgesetzte Autorität sei nicht schlimm. Aber das Unerträgliche sei die willkürliche Setzung von Autoritäten (Personen, Büchern); dadurch werde die Prüfung durch die Vernunft ausgeschlossen. Das sei die schlimmste Vergewaltigung. Der Phaetonsturz aam Wagen der Erkenntnis sei nicht das Schlimmste. Wenn Foerster mit Nietzsche sage: „der Mensch sei dazu da, um überwunden zu werden," so dürfe die Ethik das nie sagen. Sie habe den Menschen zu stabilieren, und jeden befähigen, ein Mensch zu sein.

Bruna Meyer. Der Riß werde nur verkleistert werden, wie es scheint, nach Penzig's Vorschlag. Er unterstütze Kronenberg's Antrag auf Thesenstellung. Thesen sind ja Gemeinplätze, aber sie müssen sanktioniert werden. Das Ketzergericht der Pfungst'schen Thesen wolle er nicht, aber doch eine Verurteilung der dort gekennzeichneten Tendenzen. So wenig Antisemitismus in unserm Kreise noch möglich sei, so wenig diese Anschauungen. Was haben denn die religiösen Gemeinschaften jemals von ethischen Problemen aus ihren Prinzipien abgeleitet? Ueberall sei nur ein Popanz dahinter, das „Du sollst!" Dr. Foerster habe die energische Stellungnahme der Intoleranz gegen den Unglauben aermißt. Mit Unrecht.

Marcuse. Stünden wir heute am Anfang unserer Bethätigung, so wäre diese Debatte wichtig. Glücklicherweise haben wir 11 Jahre Praxis hinter uns. Taktik ist nichts als die Sammlung der praktischen Methoden. Die Praxis zeigt, daß bisher alle Kundgebungen des Hauptvorstandes auf dem Grundsatz der Existenz einer selbständigen Ethik gestanden haben. Die Foerster'sche Taktik habe, im Unterschied boaan, sofort die ganze Gesellschaft erschüttert, auch in Breslau. Die Foerster'schen Thesen würden Verwirrung in die eigenen Reihen bringen und bei den Gegnern nur ein Achselzucken hervorrufen. Wenn es dessen bedarf, können die Döring'schen Thesen (außer Nr. 1) angenommen werden. Die einheitliche Weltanschauung der D. G. E. K. sei ja aarhanden; sie bekunde selbst eine solche.

Dr. Bade. Die Sache geht aus, wie das Hornberger Schießen. Die Thesen aan Pfungst und Foerster werden abgelehnt, die Döring'schen sa aber abgeändert angenommen. Aber was wird erreicht? Nichts Ergeben wir uns darein. Er sei Dr. Foerster Dank schuldig für seine Aufsätze, wenn sie ihn auch stutzig machten. Er zeigt uns die Galdadern in der Tiefe aller Religionen. Wir kennen alle das Mittelalter noch viel zu wenig. Die Zeitschrift E. K. ist doch zur Belehrung da Wir fallen an unserer eigenen ethischen Kultur arbeiten Goethe war auch kein Mann der That Wenn auch unsere Gesellschaft ein wenig Studiengesellschaft bleibt, so schadet das nichts.

Dr. Unald. Religionsunterricht soll nur ergänzt werden durch Morallunterricht.

Dr. Lean. Ob Thesen angenommen werden, oder nicht, unüberbrückbare Gegensätze bleiben bestehen. Ein Teil muß ausscheiden. In Bezug auf Taktik bestehe der größte Unterschied: der eine wolle Polemik und der andere brüderlich freundliches Aufsuchen einer gemeinsamen Basis. Da Foerster's Thesen aussichtslos seien, so bitte er wenigstens Döring's, nicht Pfungst's Thesen anzunehmen. Die 3. Döring'sche These müsse geändert werden. Die Worte „der Religionsgemeinschaften" sind zu viel. Er beantragt als Amendement: „Falls irgendwelche Lehren und Institutionen von uns als unethische beurteilt werden müssen, werden wir selbstverständlich auch dann gegen sie aufzutreten haben, wenn sie aan Religionsgesellschaften ausgehen." Gegen Prof. Meyer sei zu sagen: bei wissenschaftlichen Fragen komme nur der Verstand in Frage, selbst bei polemischer Thätigkeit; aber bei Pionier- und Werbearbeit müsse auch das Gefühl berücksichtigt werden.

Dr. Foerster möchte das Mißverständnis berichtigen, als sei er gegen Aktion; es gäbe genug praktische Ziele, die man in Angriff nehmen könne; er selber habe ja doch auch mit der pädagogischen Praxis begonnen und er verwahre sich durchaus dagegen, daß man ihn zum Hamlet stemple, der nichts als Kontemplation wolle — er trete für Zurückhaltung der Aktion nur dort ein, wo es sich um die Verwerfung von Institutionen und Lehren handle, die nicht nur Jahehunderte lang von den größten Menschen gebilligt und verehrt, sondern auch in der Gegenwart noch Tausenden aan ernsten und reifen Menschen heilig seien. Gerade eine ethische anb wissenschaftliche Bewegung habe hier das Beispiel der Vorsicht und des „audiatur et altera pars" zu geben. Es gebe über das Autoritätsprinzip noch keine einzige eingehende psychologische und sozialwissenschaftliche Untersuchung — wie können wir da schon fertig sein wollen?

Die Debatte habe jedenfalls gezeigt, daß man sich in Bezug auf eine einheitliche Aktion in diesen Grundproblemen noch nicht einigen könne; damit sei wieder aufs Neue der Sinn und das Recht und der Sinn unserer Neutralität auf diesem Gebiete illustriert. Diese Neutralität sollte es eben möglich machen, die vielen dringenden und wirklich gemeinsamen praktischen Aufgaben auf ethischem und pädagogischem Gebiete in Angriff zu nehmen, statt diese Arbeit immer wieder mit der Negation dessen, was Anderen heilig ist, zu verknüpfen.

Dr. Bergemann. Für die Thesen Döring's zu 1. beantrage er: „religiöse und philosophische Welterklärungen" statt „Weltanschauungen." Zu 3. hinter Religionsgemeinschaften „einschl. freireligiösen Gemeinden." Man gewinnt keine Leute von rechts; die Abteilung Jena habe sogar einen Pastor auf seinen Wunsch bei sich sprechen lassen; aber eine Kritik habe er nicht aertragen. Das Ziel der Autorität sei doch schließlich Autonomie.

Staudinger: Die Kirche hat immer nur sanktioniert, nie abgeleitet. Um Taktik ist hier nicht gestritten worden, sondern um das feste Ziel. Zwangsautorität erkenne auch Foerster nicht an.

Dr. Bieber. Die Taleranz der Ethiker sei selbstverständlich auch gegen Geistliche. Dr. Bade habe ein wenig den Scharfmacher gespielt. Eine Beekleisterung sei das gaenicht. Es ist saaiel da, was uns verbindet, daß wir uns den Luxus aan geringen Differenzen gönnen können. Die Thesen Döring's seien doch sehr inhaltsreich. Er beantragt, im Antrag Kronenberg das Wort Montag durch Sonntag zu ersetzen. Wir müssen fertig werden

Haake gegen Prof. B. Meyer: Die brüderliche Liebe sei aus dem Gottes-Vatergedanken abgeleitet. Für die 5. These Döring's trete er ein, in der 3. These gelte es nicht nur gegen religiöse, sondern auch andere antiethische Lehren zu kämpfen. Er stellt das Amendement: „Unsere Pflicht ist es aber auch, gegenüber solchen Weltanschauungen, welche eine gesunde sittliche Entwicklung beeinträchtigen, sowie gegenüber antiethischen Lehren und Institutionen" ꝛc.

Ein Vertagungsantrag wird abgelehnt.

Döring ist erfreut, daß es so friedlich ausgeht (gegen Dr. Bade). Er verbessert seine Thesen Die These 8 wende sich gegen antiethische Lehren der Religionsgemeinschaften, weil die ganze Debatte nur aon ihnen handle. Er schlägt aar zu setzen: „wie überall, so auch in den Religionsgemeinschaften" In These 4 falle die Verweltlichung des Staates heranzogen werden.

Quidde: Es sei hier kein fauler Frieden zu schließen, sondern die Frage nach Gegensatz oder Nichtgegensatz zur Kirche werde durch die Thesen Döring's ganz klargelegt. In jeder Gesellschaft auf dem Boden der Freiheit muß es kleine Differenzen geben, wie hier über die Bewertung der Religionsgemeinschaften. Er beantragt, in Kronenberg's Antrag die drei Referenten, nicht nur Döring nnd Pfungst, mit der Redaktion zu betrauen.

Dr. Kranenberg: Er müsse sich zu den Scharfmachern gesellen. Es handelt sich nicht um Nebensächliches. Hier sei Fundamentales: die Differenz zwischen Kontemplation und Aktion. Kontemplation sei isolierend, Aktion gesellschaftsbildend Der Zustand, daß die Mitglieder nicht kämpfen, sondern nur verbrassen sind, wäre viel schlimmer.

Bruna Meyer: In der Kirche ist die Bruderliebe nicht aus religiösem Grunde abgeleitet.

Dr. Foerster: Er sei ebensosehr für Aktion, wie für Kontemplation. Nur an bestimmten Punkten wolle er retardieren. Nicht Verkleisterung der Gegensätze sei das Ziel Grundidee unserer Gesellschaft sei Vereinigung zu praktischen Zwecken.

Schluß der Debatte wird angenommen.

Der Antrag Kronenberg mit Amendement Bieber und Amendement Quidde wird zur Abstimmung gestellt.

Das Amendement Quidde and Bieber wird angenommen. Der Antrag Kronenberg ebenso.

Die Versammlung wird vertagt auf Sonntag 11 Uhr Vorm.

Digitized by Google

Sonntag, den 11. Oktober, 11.30 Uhr.

Die Kommission legt folgende Thesen vor:

1. Die D. G. E. K. steht in Bezug auf alle Welterklärungsfragen auf dem Boden der strengsten Neutralität.

2. Gegenüber einer Stellungnahme der Religionsgemeinschaften, die der menschlich-natürlichen Ethik die Existenzberechtigung abspricht, ist Verteidigung unserer Grundüberzeugung selbstverständlich unser Recht und unsere Pflicht.

3. Unsere Pflicht ist es aber auch, gegenüber direkt antiethischen Lehren und Institutionen, wie überall, so auch bei den Religionsgemeinschaften sogar angreifend und polemisch vorzugehen.

4. Die D. G. E. K. erachtet als eine ihrer vornehmsten Forderungen die Verweltlichung des gesamten Staatslebens und vor allem der öffentlichen Schule.

In der öffentlichen Schule hat der Staat das Recht und die Pflicht, das erreichbar wirksamste Maß sittlicher Erziehung und ethischer Unterweisung einheitlich zur Durchführung zu bringen. Dies kann nur durch eine ethische Unterweisung auf menschlich-natürlicher Grundlage geschehen.

Gegenüber den Interessen der Familien und Religionsgemeinschaften an diesem Teile der Erziehung hat die weltliche Schule strengste Neutralität zu üben, d. h. jeden Anstoß diesen Interessen gegenüber zu vermeiden, oder auch in keiner Weise ihnen Vorschub zu leisten.*)

Der Endloc-Annahme wird von Bruno Meyer und Frau Bieber-Böhm widersprochen. Es folgt eine längere Diskussion, an der sich Bruno Meyer, Frau Bieber-Böhm, Staudinger, Penzig, Hauke, Quidde, Döring, Bergemann, Pfungst, Kronenberg und Bieber beteiligen. Aus ihr gehen folgende Abänderungsanträge hervor:

Zu These 1:

a) Antrag Penzig: hinter „steht" einzuschalten: „als Gesellschaft".

b) Zusatzantrag Staudinger: hinter „Neutralität" hinzuzufügen: „sie stellt sich aber entschieden auf den Standpunkt, daß alle Ethik, so auch die ethische Beurteilung der Religion, in dem Ziel einer geordneten Gemeinschaft freier Menschen wurzeln muß."

c) Zusatzantrag Quidde: Hinzuzufügen: „In allen ethischen Fragen aber vertritt sie, wie überall, so auch gegenüber den Religionsgemeinschaften die Unabhängigkeit der menschlich-natürlichen Moral und das Ideal einer freien Gemeinschaft sittlich selbstverantwortlicher Persönlichkeiten."

Zu These 4:

a) Antrag Bruno Meyer: den ersten Absatz von 4 als 4) stehen zu lassen; zweiten Absatz: „In der öffentlichen Schule" ꝛc. bis „geschehen" als 5) zu zählen und den dritten Absatz „Gegenüber den Interessen" bis zu Ende mit 6) zu bezeichnen.

*) Vgl. das Flugblatt des Hauptvorstandes: „Einige Fragen über konfessionelle und weltliche Schule.

b) Antrag Staudinger: In 4) Abs. 1 das Wort „öffentlichen" zu streichen; in Absatz 2 hinter „menschlich-natürlichen Grundlage" die Worte „in einer rein weltlichen Schule" wiederherzustellen.

In der Abstimmung wird zunächst zu These 1 Antrag Penzig angenommen, dann mit 10 gegen 9 Stimmen die Kommissionsfassung adoptiert und die beiden Zusatzanträge abgelehnt.

These 2 und 3 werden in der Kommissionsfassung einstimmig angenommen.

Zu These 4 wurde der Antrag Bruno Meyer angenommen, die Anträge Staudinger aber abgelehnt. Endlich werden die Thesen 1—6 in der nunmehrigen Fassung (vgl. Abdruck in Nr. 42 der E. K.) mit großer Mehrheit angenommen.

Schluß der Sonntagssitzung 12.40 Uhr.

3. Sitzung. Montag, den 12. Oktober. 9.30 Uhr.

Vor der T.-O. rügt Dr. Bade das „anti-ethisch" in der gestern angenommenen These 3 und bittet es durch „ethisch wertwidrig" zu ersetzen. Döring verteidigt die alte Fassung.

B. Meyer meint, streng wissenschaftlich habe Bode recht. Penzig tritt für Bade ein. Quidde erklärt sich gegen das abscheuliche Wortgebild anti-ethisch.

Schluß der Debatte wird angenommen. Der Antrag Bode wird mit 10 Stimmen angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Wanderrednerfonds

gingen von Ende Mai bis heute (letzte Quittung in Nr. 22 d. Z.) folgende Beiträge ein: E. Junker, Kanazawa (Japan), 12 Mark. „Von einem Wohlgesinnten" 100 Mark.

Mit bestem Dank an die Geber, bitten wir, beim Beginn der Vortragssaison, unsere Freunde nah und fern, um weitere gütige Zuwendungen zum Zweck der Verbreitung unserer Bewegung, deren Notwendigkeit mit jedem Jahre mehr zu Tage tritt.

Berlin W.64, Unter den Linden 16.

Dr. Penzig.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmannstr. 15.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

1870—71

Kriegstagebuch des

Füsilier Fischer

vom Regiment 36.

237 Seiten 8°. Mit vielen Illustrationen und einem zweifarbigen Titelbild.
Preis: eleg. cartonniert M. 2,50.

Das von Anfang bis Ende spannend geschriebene Tagebuch eines einfachen Füsiliers, der seine mannigfaltigen und interessanten Erlebnisse in packender, oft drastischer Weise zu erzählen weiß! Enthält die Kriegslitteratur bisher größtenteils die Darstellungen aus der Feder von Offizieren, so giebt hier eine zweifellos starke Individualität unter den Mannschaften ein lebhaftes Bild der Ereignisse des großen Krieges.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H., Berlin.

Soeben erschien:

Das Hohelied Salomos.

Eine biblische Weissagung auf das moderne Babel.

Von

Adolf Jäger,
Pastor in Werdee bei Dahergotz.

370 S. 8°. Preis Mk. 1,60.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 7. November 1903. | Nr. 45.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Theodor Mommsen †. Von Prof. Wilhelm Foerster.
Wechselwirkung von Kunst und Volk. Von Dr. Robert Michels.
Zur Sozial-Ethik. Von Karl Vorländer.
Streiflichter:
Zum Friedenskongreß in Rouen.
Dröhnende Worte.
Aus der ethischen Bewegung.
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Theodor Mommsen †.

Kurz vor dem Ende des 86. Lebensjahres ist er am 1. November entschlafen, der greise Forscher, Geschichtsschreiber und Politiker, fast bis zum Lebensende noch rastlos thätig und in großem Stile wirksam. Ein Lebensbild liegt jetzt abgeschlossen für unsere Betrachtung da, welches trotz seiner einfachen Linien reich ist an den erhebendsten Wirkungen.

Rührend und vorbildlich ist Theodor Mommsen als kulturgeschichtlicher Forscher gewesen. „Dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauschte der Wahrheit tief versteckter Born."

Fast sechzig Jahre lang widmete er dem römischen Altertum eine von eminenter Arbeitskraft und von einem unvergleichlichen Gedächtnis getragene und geweihte Arbeit, für deren Intensität und Ausdauer kein Wort der Bewunderung zu warm ist. Diese Lebensarbeit stellt einen säkularen Fortschritt unseres Erkennens auf diesem Gebiete dar.

Das Urteil über Mommsen als Geschichtsschreiber ist kein so einfaches und deshalb auch kein so einmütiges. Auf diesem Felde gewann die Dichter- und Rednernatur über den Forscher die Führung, und sein leidenschaftliches Temperament gab ihm Darstellungen und Gestaltungen ein, die in Vorliebe wie in Abneigung über das objektiv zu Begründende oftmals hinausgingen, nicht selten wohl in schöpferischer Genialität Zusammenhänge richtig erfaßt haben, welche dem Forscher noch nicht zweifellos vorlagen, aber doch auch nicht geringe Irrungen enthalten und überhaupt keine vorbildliche Geltung haben dürften.

Am nächsten steht der Betrachtung an dieser Stelle die politische oder, wohl noch zutreffender bezeichnet, die sozial-ethische Wirksamkeit von Theodor Mommsen. Nicht bloß in den Konflikten der inneren Politik nahm er in Zeitpunkten bedeutsamster Spannungen und Entscheidungen das Wort, sondern kraft des außerordentlichen Ansehens, welches der große Forscher bei allen Kulturvölkern genoß, erhob er seine Stimme auch zu mahnenden Ansprachen bei internationalen Konflikten und Spannungen.

Gegenüber der Volkskrankheit des Antisemitismus hat er in der eindrucksvollsten Weise Stellung genommen. Die Kunstpolizei der lex Heinze fand in ihm einen höchst wirksamen Gegner. Die Gefährdung der Freiheit der Wissenschaft durch allzuweit gehende Zugeständnisse an die Zentrumspartei rief seinen lauten Widerspruch hervor.

Sein leidenschaftlicher Zuruf an die Deutschen in Oesterreich ist unvergessen, ebenso seine Erklärung zu Gunsten der Buren, welcher neuerdings sein Beschwichtigungs-Artikel gegen das Uebermaß der Verfeindungen zwischen England und Deutschland folgte.

Es würde zu weit führen, auf mehrere andere hochbedeutsame Kundgebungen ähnlicher Art hier einzugehen, durch welche Mommsen in älterer und in neuerer Zeit versuchte, klärenden, der Gerechtigkeit und der Freiheit dienenden Einfluß auf weite Kreise auszuüben.

Daß solche Mahnungen eines einzelnen Mannes in den weitesten Kreisen der Kulturwelt mit ernster Aufmerksamkeit entgegengenommen wurden, ist an sich schon ein Erfolg ohne Gleichen für ihn gewesen. Leider ist die sozial-ethische Wirkung jener Mahnungen dadurch beeinträchtigt worden, daß dieser Held, in seiner Vereinzelung, durch die vorerwähnte Leidenschaftlichkeit seiner Dichter- und Redner-Natur in mehreren sehr eindrucksvollen Fällen zu Urteilen und Redewendungen hingerissen wurde, welche vor ruhiger Weisheit und Gerechtigkeit nicht bestehen konnten.

Ich erinnere nur an die unglückseligen Härten in dem Zuruf an die Deutschen in Oesterreich.

Trotz alledem ziemt es der ethischen Bewegung, mit tiefer Pietät an Theodor Mommsen zu gedenken, als an einen der großen Gelehrten, welcher sich zwar auch noch im Vollgefühl seiner Geisteskraft von dem sogenannten „Dilettantismus" der Vereinigung zu ethischem Wirken fern hielt, aber doch die ganze Größe der Verpflichtung gerade der führenden Intellekte zu direkter Mitarbeit an der sozial-ethischen Kultur-Entwicklung nicht mit Worten, aber durch die That anerkannte.

Prof. Wilhelm Foerster.

Wechselwirkung von Kunst und Volk.

Der Maler Luigi Onetti.

Von Dr. Robert Michels. (Marburg.)

Es ist zweifellos eine der Hauptaufgaben unserer Zeit, neben der ernsten Arbeit an den sozialen, ethischen und

ökonomischen Problemen, die sich ihr stellen, auch auf dem Gebiet der Aesthetik neues Leben keimen zu lassen. Hier ist noch unendlich viel zu thun. Auf der einen Seite grassiert vielfach noch der furchtbarste Carroussel- und Panorama-Geschmack, auf der andern Seite herrscht immer noch allzu oft eine unfein aufdringliche Effekthascherei oder, fast noch schlimmer, ein manieriertes Taumeln auf metaphysischem Gebiete, ein thörichter Wille zur Lösung der Weltenrätsel auf dem Wege plattester Allegorie vor.

Als ein Haupterziehungsmittel der weitesten Schichten der Bevölkerung zur Kunst und gleichzeitig — keine geringere Aufgabe! — als ein Haupterziehungsmittel der Kunst zur Volkskunst im besten Sinne des Wortes ist aber das aktive Eingreifen des Volkes in die intimsten Angelegenheiten der Kunst selber und die Erweiterung seines Einflusses auf den Gang ihrer Entwicklung zu betrachten. Die möglichst tägliche und zwar unentgeltliche Oeffnung der Museen und Gallerien, sowie auch, und gerade! — der modernen Kunstausstellungen, überhaupt die möglichste Entkapitalisierung der Kunst mögen hier als besonders wichtige Forderungen zum Zweck der künstlerischen Erziehung des Proletariats genannt sein. Daneben aber, und Hand in Hand mit diesem Erziehungswerk, hat die praktische Beeinflussung der Massen auf die Kunst selbst stattzufinden.

Schon sehe ich manche meiner Leser sich mit Entsetzen von mir abwenden. Dieser Mensch, werden sie sagen, vertritt ja den denkbar unkünstlerischesten Laienstandpunkt. Er will die Kunst herabwürdigen zur Dienerin der breiten Massen, sie abhängig machen vom öldruckliebenden Fabrikarbeiter, ihr den Selbstzweck nehmen, ohne den eine wahre Kunst gar nicht existenzberechtigt ist.

Der Uebereifer der Verteidigung hat in diesem Falle vielleicht mancherlei Bestechendes an sich. Und trotzdem bleibt er eben ein Uebereifer. „Die Kunst herabwürdigen zur Dienerin der breiten Masse" klingt vernichtend. Und doch ist meines Erachtens dieses Argument recht schal. War denn die Kunst bis jetzt wirklich eine selbständige Herrin, oder war sie nicht etwa ebenfalls eine Dienerin, wenn auch nicht der breiten Masse des sogenannten Volkes, so doch der breiten Masse der sogenannten Gebildeten und thatsächlich Besitzenden? Und glaubt man wirklich, daß diese letzteren die Kunst immer besser zu werten verständen als die ersteren? Warum? Etwa weil sie im Besitze größeren Geschmackes wären? Aber man betrachte doch einmal vergleichend die „eleganten" Toiletten unserer mondänen Damen mit den Volkstrachten unserer Bauernmädchen, ja selbst mit dem Sonntagskleidchen unserer proletarischen Jugend! Oder weil sie mehr ästhetische Bildung besäßen? Ich möchte manche „Kunst"äußerungen junger vornehmer Leutchen beiderlei Geschlechtes im Kunstsalon hier nicht wiedergeben. Andererseits bin ich von der ehrlichen Kunstbegeisterung sehr einfacher „ungebildeter" Leute mehr als einmal Zeuge gewesen. Gewiß soll nicht in Abrede gestellt werden, daß es unter den sogenannten Gebildeten eine ganz kleine Schar künstlerisch wirklich Hochgebildeter giebt, deren Urteil, wenigstens in reinästhetischer, nicht sozialer und ethischer Hinsicht, von einem für die Masse der sogenannten Ungebildeten, das heißt derer, denen ihre Lebensstellung nicht die Mittel in die Hand gab, ihre vielleicht vorhandenen künstlerischen Anlagen und Neigungen durch ein geld- und zeitverschlingendes Spezialstudium zu vervollständigen, nicht zu erreichendem Werte sein mag. Aber daß die Masse der Gebildeten und Besitzenden in ihrer Gesamtheit genommen in künstlerischer Hinsicht geschmacksentwickelter sei als die Masse der Ungebildeten und Besitzlosen, das ist eine Behauptung, die schlechterdings nur auf empirischem Wege widerlegt zu werden vermag. Gerade die Geschichte jedoch giebt uns mehrere Beispiele von dem künstlerischen Geschmack einer von dem Schauen der Kunst nicht hermetisch abgeschlossenen Volksmasse. Es sei hier nur an das Referendum erinnert, welches die Stadt Floreaz bezüglich des Bauplanes der Santafiora ausführen ließ.

Aber wir brauchen gar nicht in die frühen Zeiten des italienischen Rinascimento hinabzusteigen, um den Beweis von der künstlerischen Reife des städtischen Proletariats in manchen Kunstzentren zu erlangen. Im Herbst 1902 bei Gelegenheit der ersten großen internationalen Kunstgewerbeausstellung in Turin, hat man wieder einmal den Versuch gemacht, das Volk zur Kunst und die Kunst zum Volk zu erziehen, indem die Jury der Ausstellung die Entscheidung, wem von dreien von ihr ausgewählten Gemälden der Siegespreis zuzuerteilen sei, einem Volksreferendum überließ. Jeder Besucher der Ausstellung, der über 20 Jahre zählte, war im Besitz des Wahlrechts. Und auch hier zeigte sich, daß das Volk für das wahrhaft Schöne ein gesundes Empfinden besitzt. Mit großer Stimmenmehrheit erteilte es dem zweifellos besten der drei zur Auswahl überlassenen Bilder, dem dreiteiligen, „La Vita" betitelten Gemälde des jungen Turiners Luigi Onetti den ersten Preis.

Die Volkswahl ist ein bedeutsames Mittel des Volkes zur Beeinflussung der Kunst in seinem Sinne. Sie giebt deutlicher als hundert Zeitungskritiken dasjenige an, was das Volk eigentlich von der Kunst verlangt. Sie zeigt der Kunst den Weg, auf welchem sie in stetem Kontakt mit dem Volksempfinden bleiben, beziehungsweise in steten Kontakt mit ihm kommen kann. Und dieses stete innige Inverbindungbleiben zwischen Kunst und Volksempfindung ist es ja allein, welches der Kunst erst ihre soziale Berechtigung giebt. Ohne dieses bleibt sie eine Höhenkunst, welche es nicht auf die Herzen der großen Majorität, sondern auf den Beutel der kleinen Minorität abgesehen hat, — und man bedenke, daß erstere keineswegs ohne weiteres die Interessen der „Kunst an sich", letztere hingegen keineswegs das plebejisch-bunte Laienatum vertritt! — Die vielverbreitete Ansicht, daß die Kunst nur Selbstzweck sei, isoliert die Kunst von aller Menschlichkeit und ist deshalb nur eine Teilwahrheit. Die Kunst muß, will sie ihre ethischen Zwecke erfüllen, fühlend und führend mit der Menschheit gehen. „Sie muß", wie es ein italienischer Kunstkritiker, Dante Belfiore, ausgedrückt hat, „einen vorzugsweise sozialen Inhalt haben, um in Harmonie mit ihrer Zeit zu bleiben, d. h. sie muß die Wiedergabe im Bild des Lebenskampfes derjenigen sozialen Klassen sein, welche sich auf der Bühne der Geschichte bewegen und unserer Epoche den Ausdruck einer sozial besonders bewegten Zeit verleihen".*) So wird das Volk stets der Kunstauffassung den Vorzug geben, welche seinem jeweiligen Denken und Fühlen am besten angepaßt ist und am meisten gerecht wird. Auf diese Weise nur ist es erklärlich, daß die Florentiner des XV. Jahrhunderts, in ihrem kirchlichen Sinn und den Formen der Antike befangen, der Kirche S. Maria dei Fiori ihre jetzige Gestalt verliehen, und daß die heutigen Turiner Proletarier von den drei ihnen zur Auswahl überlassenen Gemälden dasjenige wählten, welches das Leben wiedergiebt, das sie selber leben, das Leben der Not, der Sorge und der Angst, verschönt durch einen schönen aber kurzen Sonnenstrahl der Liebe.

Luigi Onetti ist der hauptsächlichste Vertreter der sogenannten sozialen Schule Piemonts. Sohn eines

*) Dante Belfiore: „La Pittura Sociale" in der Zeitschrift „La Quadriennale", Turin 1902, Nr. 8.

Arztes, hat er das begonnene Rechtsstudium mit dem Widerwillen dessen aufgegeben, der sich nach einer möglichst schnellen plastischen Wiedergabe seiner Gedanken sehnt. Idealist bis in die innerste Fieber seines Herzens, hat der erst Fünfundzwanzigjährige in alles, was er malte, mochte es nun „Geografo", „Bettola", „Il Baclo" oder „Giacoma Leopardi" betitelt sein und zum Vorwurf haben, nicht nur seine ganze Seele hineingelegt, sondern bei allem auch seinen ganz bestimmten ethischen Zweck verfolgt. Und immer ist sein Sehnen auf die soziale Gerechtigkeit gegangen. Die kräftige Gestalt des markigen, mit dem Hammer bewaffneten Arbeiters, die er als Mittelfigur zu einer Zusammenstellung der Porträtbilder der sozialistischen Parlamentsgruppe zeichnete, bedeutet — das sieht man ihr mit Deutlichkeit an — nicht den Gedanken einer gewaltsamen Zerschmetterung der alten Gesellschaft durch die rohe Kraft, sondern den Willen zur Zimmerung einer neuen und besseren mittels der Gewalt des Gedankens. Gebeten, für die Camera del Lavaro (Arbeiter-Kammer, Gewerkschaftshaus) zu Turin ein Plakat zu entwerfen, wählte er das Solidarität des arbeitenden Volkes darstellende geistreiche Motiv einer kräftigen Arbeiterfaust, die den Thürklopfer ergriffen hat, um Einlaß zu begehren, Einlaß zu den Kameraden, den Brüdern! Als Titelbild zu der Frauenzeitschrift „Anima e Vita" in Piarenza zeichnete er ein Kind auf dem Arm seiner Mutter, welches sich eine Frucht vom Lebensbaume hinunterholt. In seinem Gemälde Il Pane (das Brot) ziehen zwei Männer mit elenden verhärmten Gesichtern an einem Karren Getreide. Mit großen Schritten holen sie aus, sich dabei unterhaltend. Man hört förmlich die Worte, die sie zu einander sprechen mögen: „Wir haben nun das Getreide mit saurem Schweiße gesät und geerntet, und doch gehört es uns nicht und wir müssen hungern". Die Frau aber, die hinter den Männern neben dem Karren einherschreitet, schaut weit, weit ins offene Land hinaus, in die Zukunft!

Man sieht schon aus diesen kurzen Angaben — eine rein künstlerische Beurteilung des Malers muß mir hier leider fernliegen! — daß sich Luigi Onetti nicht damit begnügt, nach Art so vieler seiner sich modern und „sozial" nennenden Kollegen Natur photographisch abzumalen, sondern daß er in alles, was er malt, einen tiefen Sinn hineinlegt und den Beschauer zum ernsten Nachdenken über hohe Probleme anzuregen, auf ihn erzieherisch einzuwirken trachtet. Und diese nicht pedantisch erzwungene, sondern mit seiner Kunst auf das Engste verwachsene erzieherische Wirkung hat dem jugendlichen Künstler als Gegenwirkung die Liebe weitester Schichten des werktätigen Volkes gebracht. Onetti ist, als ein äußeres Kundgeben seiner tiefinnersten Empfindung, der örtlichen Gruppe der sozialdemokratischen Partei beigetreten. Böse Mäuler haben deshalb verbreitet, er verdanke seinen Sieg lediglich diesem Umstand. Eine wahrhaft törichte Behauptung, denn wie sollte man annehmen können, daß die Mitglieder der sozialistischen Turiner Gruppe, meistens Arbeiter, alle imstande wären, die Eintrittspreise zur Ausstellung zu bezahlen? Dazu kommt noch, daß das preisgekrönte Werk des Malers nicht einmal einen spezifisch sozialistischen, sondern nur einen reinmenschheitlich-idealen Stempel trägt. Was dem Künstler die Gunst des Volkes erobert hat, das ist die tiefinnerliche Art, mit welcher er zum Herzen des Menschen redet. Das ist auch der Hauptgrund, weshalb sein dreiteiliges Bild La vita auf der großen internationalen Turiner Ausstellung den ersten Preis erhielt.

Tiefdurchdacht auch wieder dieses Bild! „La vita" ist der Gesamtname. Es zerfällt in die drei Teile Amare, Lavaro und Dalare (Liebe, Arbeit und Schmerz). Auch das Leben des Menschen, insbesondere des Arbeiters, besteht ja aus diesen drei Teilen. Und wie im wirklichen Leben, so ist auch im Bilde die Arbeit das Mittelstück. — Amore! Wie viel Feinheit liegt in der Auffassung, die uns Onetti von ihr giebt. Durch die dunkle Kommer gleitet gleichsam ein Hauch süßer Poesie. Es ist die Poesie der Jugend, die hier ihr schönstes Lied singt. Der junge Student im tiefschwarzen Rock hält mit beiden Händen die Linke seines Mädchens fest, welches sich nachdenklich und keusch von ihm abwendet. Soll sie sich ihm geben? Wird sie nicht eines Tages die Liebe zu bereuen haben, wie so viele andere vor ihr? Und doch leuchtet eine solche Ehrlichkeit aus seinen Augen, eine solche feste Innigkeit des Empfindens, daß der Beschauer des Bildes den Eindruck erhält, daß sich hier der eine dem anderen ruhig ganz hingeben kann, weil jeder von beiden sich im anderen auch ganz wiederfinden wird.

Lavaro! Das große Mittelstück des Bildes zeigt uns einen Landmann, der, den schattigen Strohhut tief in die Augen gedrückt, bei glühender Mittagshitze seinen — oder fremden? — Acker bestellt. In seinem Gesichte liegt die ganze Härte langer Entbehrungen und doch wieder eine gewisse Freudigkeit zur Arbeit. Das Bild spricht eindringlich für die Arbeit, aber gegen die Ueberarbeit.

Dolore. Das dritte Bild führt den Beschauer in ein enges Dachstübchen. Es herrscht Totenstille in ihm. Die Mutter hält bei der Leiche ihrer im blühendsten Alter verstorbenen Tochter die Wacht. Den Kopf in die Hände gestützt, sehen ihre Augen starr, fast hart, ins Weite. Ein einziger Gedanke scheint sie ganz zu beherrschen. Erbitterung, Erbitterung gegen das Elend, das ein blühendes Menschenleben vernichtet, nur weil es nicht die Mittel besitzt, sich am Leben zu erhalten.

So weckt das dreigeteilte „Leben" Onettis, ohne irgendwie tendenziös-aufdringlich zu wirken, jeden nicht ganz oberflächlichen Beschauer aus seiner Gleichgiltigkeit zum Ernst, zum Nachdenken!

Onetti ist aber auf den Lorbeeren seines Sieges als einziger Prämienbesitzer der Ausstellung von 1902 nicht eingeschlafen. Momentan arbeitet er an einem Stoff, dessen gedankliche Belebung es allein schon verdient, in weitesten Kreisen als ein typisches Beispiel für eine ethisch aufgefaßte soziale Kunst bekannt zu werden. Ueber die braune, trostlos öde Heide, deren schmucklose Eintönigkeit einzig und allein durch Gräben stagnierenden Wassers etwas gehoben wird, zieht in bacchantischem Chor eine wilde Horde bunt durcheinandergewürfelter Menschen. Da sehen wir Prinzen und Könige, Dirnen und Mörder, Krieger und Minister. Der Zug zieht lärmend und schreiend vorwärts. Rechts und links fallen, von extatischem Taumel hingerissen, Männer und Weiber hinein in das in allen Farben schillernde faule Gewässer. — Der Künstler hat das Gemälde: „L'esercita del male" — das Heer des Bösen getauft. Ein tiefer Gedanke liegt dem zu Grunde. Die auf der Leinwand dargestellten Menschenkategorien sind, äußerlich betrachtet, durch ihre Umgebung, innerlich genommen, durch die verderbten Zustände unserer Zeit auf ökonomischem, sozialem und ethischem Gebiete ein Opfer des Bösen geworden, auch ohne daß sie von Jugend auf den Instinkt dazu zu besitzen brauchten. Diesen letzteren Umstand deutet der Künstler auf eine wunderbar zartsinnige Weise an: mitten in die düsteren Farben des Bildes hinein läßt er einen Sonnenstrahl fallen, und dieser Sonnenstrahl trifft eine Gruppe des Zuges, die sich von den anderen durch die Reinheit und Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge wunderbar abhebt. Diese Gruppe aber besteht aus jungen Fürstenkindern und lebenslustigen, in jugendlicher Fülle prangenden Proletariermädchen. „Diese unschuldigen Geschöpfe", erklärte mir Onetti mit tiefem Ernst, „sind noch nicht böse. Aber sie müssen dem Zuge folgen, und da werden auch sie mit der Zeit verderbt."

Noch nie hat meines Erachtens ein Maler die traurige Wahrheit, daß die Menschen, die nur ganz ausnahmsweise als Verbrecher geboren werden, erst durch die sozialen Umstände, unter denen sie leben, zu solchen gemacht werden, in so ergreifender Weise dargestellt, wie Luigi Onetti in seiner Skizze zum Esercito del Male!

Ist das ernste Erfassen gewaltiger Probleme und ihre eindringliche, gebieterisch zum Nachdenken aufforbernde Darstellung nicht eine der edelsten, wenn nicht die edelste, Aufgabe der Kunst? Und liegt nicht auf diesem Gebiet die so notwendige Verbrüderung von Ethik und Aesthetik?

Zur Sozial-Ethik.

Von Karl Vorländer.

I.

Dem oberflächlichen Beobachter mag es bisweilen scheinen, als ob in der geistigen Bewegung der Gegenwart eine rückläufige Tendenz die Oberhand gewinne, die, der modernen wissenschaftlich-sittlichen Kultur überdrüssig geworden, für die von vielen unter uns längst begraben gewähnten Ideale der Romantik, der Mystik, des Spiritismus und verwandter Erscheinungen aufs neue sich erhitzt. Allein es scheint auch nur so. Wir wollen zwar nicht bestreiten, daß jenen rückläufigen Bestrebungen auch ernstere Ursachen zu Grunde liegen, nämlich die Bedürfnisse und Interessen des Gemüts, das sich von der „kalten" Wissenschaft unbefriedigt fühlt und unverstanden glaubt. Aber derjenige Teil ihrer Vertreter, der in Literatur und Presse am meisten von sich reden macht, besteht doch zumeist aus solchen, die durch alle modernen „Sensationen" hindurchgegangen, um jeden Preis nach etwas Neuem verlangen, dem sie sich in die Arme werfen, mag es auch noch so unvernünftig und noch so — alt sein. Doch der Ethiker darf sich trösten. Diese flüchtigen Oberströmungen machen nicht den Strom der Weltgeschichte aus. Die Ethik, insbesondere die soziale Ethik, kann gar nicht aus unserer Zeit verschwinden. Sie muß vielmehr an innerer Stärke zunehmen, solange ihre thatsächlichen Unterlagen, das Gemeinschaftsleben von Kulturmenschen, innerhalb desselben aber der wirtschaftliche, der politische, der religiöse Druck für Millionen fortdauert: jene dreifache „Fessel" in „Staat, Haus und Kirche", die schon der alte Kant in einer der für mich schönsten Stellen*) seiner Werke als einen „Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst" bezeichnet, die den Menschen zur Freiheit schuf.

Und, wenn das Streben nach Befreiung von diesem Druck in unserer Zeit immer lebhafter, immer stärker seiner selbst bewußt wird, immer kräftiger und häufiger auf dem weiten Gebiet des sozialen Lebens sich bethätigt, so zieht auch die soziale Theorie immer mehr geistige Kräfte in ihre Kreise. Der soziale Gesichtspunkt dringt immer tiefer in die verschiedensten Wissenschaften ein. Immer neue Schriften tauchen auf, die von Sozialphilosophie, Sozialpsychologie, Sozialökonomie, Sozialpolitik, sozialer Statik und Dynamik und — was dem Ethiker als ein besonders tröstliches Zeichen der Zeit erscheinen muß — von Sozialpädagogik und Sozialethik handeln. Soeben z. B. erlebt Paul Natorps treffliche „Sozialpädagogik" (Stuttgart 1899) eine Neuauflage und ist andererseits aus der Feder eines Wiener Sozialphilosophen ein Werk hervorgegangen, das mit seltener Wucht und seltener Vielseitigkeit das uns alle bewegende sozialethische Problem aufwirft und behandelt. Wir meinen den ersten Band von Rudolf Goldscheid: Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung (Leipzig, O. R. Reisland, 1902. 552 Seiten).

Einer Seite seines Werkes können wir freilich auf diesen Blättern nicht gerecht werden: der wissenschaftlich-systematischen. So wichtig sie ist, oder gerade deswegen kann sie nicht blos beiläufig erörtert werden. Darum möchten wir hier alles ausscheiden, was in erster Linie fachphilosophisches Interesse erregt. Dahin gehören z. B. die unseren vollsten Beifall findenden Ausführungen über Naturkausalität und Telos (Welt der Werte), dahin die unseres Erachtens für Bestand und Geltungswert der Ethik nicht entscheidende psychophysiologische Unterlage, die der Verfasser seinem ethischen Gebäude in den ersten Kapiteln giebt, dahin die alte crux metaphysicorum, das schwierige Problem der Willensfreiheit, dahin die ausführlichere Behandlung der skeptischen und theologischen Einwände und so manches andere. Weist doch der Autor selbst gelegentlich scharf auf den heute auffällig mangelnden Zusammenhang zwischen der ethischen Wissenschaft und dem Leben hin.

„Die wissenschaftliche Ethik ergeht sich vielfach in den scholastischsten Spekulationen, turnt gewissenhaft zwischen all den Prügeln herum, die ihr diejenigen zwischen die Beine werfen, die ein Interesse daran haben, daß sie nicht vom Fleck kommt — und das Leben geht ruhig seinen bisherigen unethischen Weg weiter. . . . . Die Ethik ist heute überall das Mädchen aus der Fremde." (Anmerkung 24, S. 536 f.)

Goldscheids Werk bietet aber auch, abgesehen von diesen wissenschaftlichen, übrigens für jeden Gebildeten durchaus verständlichen Partien, eine solche Fülle von trefflichen Bemerkungen über das weite Gebiet der sozialen Ethik, daß es schwer ist, auf wenigen Seiten einen Begriff davon zu geben. Durch den nicht sehr glücklich gewählten, weil zu gelehrt klingenden Titel, lasse sich niemand abschrecken, das interessante Buch zur Hand zu nehmen, er wird sich bald durch die mit weitreichender Sachkenntnis verbundene Klarheit des Blicks, die mit gerechter Würdigung des Gegners gepaarte Entschiedenheit der Gesinnung gefesselt fühlen. Höchstens wäre bei der Gliederung des gewaltigen Stoffes eine noch größere Uebersichtlichkeit zu wünschen gewesen, wie denn auch gewisse Breiten und Wiederholungen des nämlichen Gedankens nicht ganz vermieden werden. Wir wollen nun im folgenden einige heute im Vordergrund stehende Probleme der Gemeinschaftsethik — denn nichts anderes bedeutet im Grunde Goldscheids „Ethik des Gesamtwillens" — in der Beleuchtung des Verfassers den Lesern vorzuführen suchen, wo es nötig sein sollte, unsere Bedenken äußernd, bei besonders geeigneten Gedankenprägungen, an denen namentlich die dem Texte nachfolgenden Anmerkungen reich sind, dem Autor selber das Wort gebend.

1. Die Ethik und die Religionen. Die Religion der Ethik.

„Verschiedenheit der Religionen: ein wunderlicher Ausdruck! Gerade, als ob man auch von verschiedenen Moralen spräche. Es kann wohl verschiedene Glaubensarten . . . und ebenso verschiedene Religionsbücher geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und in allen Zeiten gültige Religion." So Kant. Aber bis wir nicht zu dieser einen, ewigen Religion der Idee gelangen werden, die dann wohl mit der einen idealen Moral ein Ganzes bilden möchte, stößt die Ethik auf Schritt und Tritt auf die nun einmal vorhandenen historischen Religionsbekenntnisse, die auch in unserem zwanzigsten Jahrhundert noch, und zwar bei den fortgeschrittensten Kulturvölkern, vielen Millionen nahezu ihre gesamten ethischen Begriffe vermitteln. Mag man daher auch noch

*) Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft S. 220 (der soeben erscheinenden Neuausgabe der „Philosophischen Bibliothek," herausg. von K. Vorländer, Dürr, Leipzig).

a aft davon abmahnen: gerade eine van den Konfessionen unabhängige Ethik wird stets aufs neue in die Notwendigkeit versetzt werden, sich mit ihnen auseinander zu setzen. Die erste Frage, die wir daher (ohne Anlehnung an die Disposition des Verfassers) stellen, ist die: Wie stellen sich die beiden geschichtlichen Hauptformen des Christentums,*) Katholizismus und Protestantismus, in ihren verschiedenen Gestaltungen vom Standpunkt einer unabhängigen Ethik aus dar?

Der Katholizismus ist formal unwiderleglich, sobald man seine Prämissen annimmt. Aber diese Prämissen sind eben derart beschaffen, daß eine Diskussion mit ihm von vornherein unfruchtbar erscheint. An dem Schilde des credo quia ineptum (ich glaube, weil es ungereimt ist) prallen alle Keulenschläge der Vernunft nutzlos ab. Darum ist auch der sogenannte Reformkatholizismus der Schell und Ehrhard, der ein Kompromiß mit der modernen Kultur eingehen möchte, ein Widerspruch in sich selbst. Es bleibt nur die Alternative: „Man muß sich entweder zur Apologie der katholischen Kulturfeindlichkeit entschließen und darlegen: alles, was sich bisher Kultur nannte, war und ist des Teufels — oder man muß den Katholizismus als System fallen lassen" (S. 223). Denn das unbeugsame Autoritätsprinzip auf der einen, das Postulat der absolut freien Forschung auf der anderen Seite bilden nun einmal diametrale, unvereinbare Gegensätze. — Besser scheint es mit dem Protestantismus zu stehen. Aber soweit er autoritär ist, bleibt er nur eine schwächere Wiederauflage des Katholizismus. „Sind die orthodoxen Lutheraner nicht eigentlich Protestanten, die gegen das Protestieren protestieren?" (Anm. 30). „Für autoritativen Protestantismus ist nirgends Platz. Die wertende Vernunft ist das Maß aller Dinge — aber werden wir Katholiken!" (153). Und der freiere Protestantismus andererseits geht nicht weit genug. Einer Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft sind die Grenzen heute viel enger gezogen als zu den Zeiten Kants,**) der übrigens fälschlich als „Philosoph des Protestantismus" gefeiert wird, wofern man mit Paulsen zwar an seinem Gottesglauben festhält, aber seine Autonomie verwirft, die ja gerade dasjenige ist, was ihn am fundamentalsten von allem Katholizismus scheidet." (157). Ja, wenn man das anfängliche Prinzip Luthers in seine Konsequenzen ausgebaut, der katholischen „Autorität als letztes Gewissen" ein protestantisches „Gewissen als letzte Autorität" scharf und schneidig entgegengestellt hätte! Was der Protestantismus werden könnte, meint Goldscheid in der „lichtvollen Gottesanschauung eines Frommel und neuerlich Frenssens" zu erblicken. (Anm. 36). Der protestantische Hauptfehler war die falsche, dem Geiste des Urchristentums völlig widerstrebende Demut gegenüber den Regierenden; sie hat es verschuldet, daß der Staat das Erbe der mittelalterlichen Kirche angetreten hat und wie die Wissenschaft, so auch die Religion zu seinem Werkzeug erniedrigt (184), und daß die Religion der „Mühseligen und Beladenen" immer mehr zum Glauben der „Mühelosen und Entlasteten" geworden ist. (478.)

Aber wie steht es mit diesem Urchristentum, zu dem der Protestantismus in seinen Anfängen zurückstrebte, mit der Ethik Jesu? Können wir sie ohne Vorbehalt annehmen? Der Verfasser scheint zunächst dazu geneigt. Er preist sie als die „herrliche Ich-Lehre, nach der jeder unbeschadet seiner Herkunft, seines Standes und seines Geschlechts Gott in gleichem Maße in seinem Herzen trug". (171.) Er weist darauf hin, daß sie mit diesem Individualismus den Gemeinschaftsgedanken verband, Ueberwindung des Ich im Dienste des Ganzen predigt und zwar im Unterschiede vom Buddhismus vom realen Menschen ausgehend und in richtiger Würdigung der geistigen Aktivität. Denn der Mann, der Wechsler aus dem Tempel jagte, in verbotenen Reden der Obrigkeit trotzte, eine falsche Feiertagsheiligung brach, das war nicht der Mann des passiven Widerstandes in Verteidigung einer Idee". (272.) Und auch „die Weltfreude überhaupt hat Christus nicht verurteilt, nur die Freude an der Welt, wie sie ist, verdammte er. Und mit Recht!" (Anm. 63.) Zu dem Leidensprinzip aber bildet das Gebot der Nächstenliebe einen inneren Widerspruch. Die letztere hat nur Sinn bei der Annahme, daß Leiden nicht unsere Bestimmung ist, daß vielmehr Kampf gegen Leiden, ob wir es in uns oder bei anderen finden, unsere Aufgabe bildet. (265.) Daher erblickt man, „wo immer das Christentum nicht auf geringsten Schmerz der geringsten Zahl (Goldscheids ethisches Prinzip) hinzielt, mißbrauchtes Christentum". Die Kirche aber habe gerade die Mängel der Ethik Jesu fortgebildet, anstatt lebendig an ihre großen Vorzüge anzuknüpfen. Damit ist schon zugegeben, daß solche Mängel bestehen, wie sie vor allem in der Unausgeglichenheit des realen Lebenszweckes und des mystischen Endzwecks zu finden sind. „Eine himmlische Ethik" aber „in diametralem Gegensatz zur irdischen ist Perpetuierung moralischer Anarchie". (Anm. 32.) Darum müssen wir „mit Jesus über Jesus hinaus" (274), von der kirchlichen Erlösung durch Gnade, die im letzten Grunde alle sittliche Selbstverantwortung aufhebt, zur intellektuellen Erlösung durch Arbeit im Dienste reifster Erkenntnis. Damit kommen wir zu der dem Verfasser als Ideal vorschwebenden

Religion der Ethik. Wir brauchen, sagt er einmal, nicht weniger, sondern mehr Religion, als sie der Protestantismus enthält. Aber diese „in ihrem wahren Geiste erfaßte" Religion, die die wirkliche Aufgabe des Menschen lehrt, ist eigentlich nichts anderes als die „höchste Vergeistigung alles Ethischen" (183), der „Superlativ aller Ethik." (188.) Sie will nur eine „letzte Zufluchtsstätte für das metaphysische Bedürfnis des Menschen" bleiben. Der Protestantismus müßte „die kirchliche Reformation zu einer sittlichen Erhebung größten Stils fortführen," welche „der Wissenschaft vermählt die Leitung der ganzen Menschheit ergreift." (189). Ob die heutigen protestantischen Kirchen die Keime zu dieser idealen Religion der Ethik in sich tragen (190), möchten wir stark bezweifeln. Wir erwarten es nicht vom Protestantismus als solchen, sondern höchstens von einzelnen Protestanten, daß sie „die letzten Konsequenzen seiner denknotwendigen Prämissen zu ziehen wagen und, von diesen mit einem neuen Ideal erfüllt, ihre gestählte Kraft voll und ganz darein setzen, den Tendenzen der Höherentwickelung der Menschheit zu dienen." (190.) Falls aber die Religion an der Größe dieser ihr zugemuteten Aufgabe verzagt, dann, meint auch unser Autor, muß der gewaltige Inhalt auch in neue Formen gefaßt werden, „dann ist es die Ethik allein, die dieses Werk vollbringen muß, und niemand wundere sich, wenn sortan Ethik und Religion geschiedene Wege nehmen." (191.)

*) Das Judentum wird auffallenderweise garnicht, vom Buddhismus nur der Erlösungsgedanke gewürdigt.

**) Ein praktisches Beispiel für diesen Goldscheid'schen Satz bietet Natorps „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität", Freiburg, 1894 (118 S.)

Streiflichter.

Zum Friedenskongreß in Rouen liegt jetzt in den „Friedensblättern" (Eßlingen 1/15. Oktober 1903 Nr. 15/16) ein ausführlicher Bericht des verdienten Pfarrers O. Umfried vor, der uns veranlaßt, den in Nr. 42 dieser Zeitschrift unter dem Rubrum: „Die elsaß-lothringische Frage", allerdings nur bedingt, erhobenen Vorwurf der Taktlosigkeit den deutschen Delegierten gegenüber zurückzunehmen.

Digitized by Google

Der Bericht ist aber auch an sich interessant genug, wenigstens für den, der den Einfluß völkerpsychologischer Ideen auf den Geist der Individuen beobachtet, daß wir ihn, soweit er die elsaß-lothringische Frage berührt, hier folgen lassen. Pfarrer Umfried schreibt:

„In Komoissian A wurde mir, als dem einzigen deutschen Vertreter, die nicht eben angenehme Ueberraschung zu teil, daß unter den politischen Aktualitäten, die zu Resolutionen Anlaß geben sollten, auch die elsaß-lothringische Frage genannt wurde. Ein Antrag Spalikowski wollte, daß die Versammlung ihre Freude über die Entstehung einer deutsch-französischen Liga und besonders über den Versuch einer friedlichen Lösung der elsaß-lothringischen Frage aussprechen möge. Herr Malenaar von München, dessen Brief verlesen wurde, hätte müssen gegenwärtig sein, um die Suppe, die er uns deutschen Friedensfreunden eingebrockt hatte, selber auszuessen. Zum Glück waren unsere französischen Freunde selbst zwiespältiger Gesinnung. Die sehr gewandten Herren Jouet und le Foyer sprachen sich dahin aus, daß die elsaß-lothringische Frage jetzt aufgerollt werden müsse: 33 Jahre lang habe man das durch den Frankfurter Vertrag geschehene Unrecht ertragen; Bismarck und Napoleon III., die das ihrige zu der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge beigetragen haben, seien tot und gehören der Geschichte an; es sei Zeit, an eine Revision zu denken. Dem widersprachen die Herren Passy, der französisierte Krainer Sadatier u. a., die politisch klar genug waren, um einzusehen, daß die elsaß-lothringische Frage nicht geeignet sei, auf einem in Frankreich selbst stattfindenden Friedenskongreß verhandelt zu werden. Ich selbst erklärte, daß die deutsche Friedensgesellschaft nichts mit der deutsch-französischen Liga zu thun habe, daß ich es nicht für opportun halten könne, die elsaß-lothringische Frage auf die Tagesordnung zu setzen, daß es gut sei, nach dem lateinischen Grundsatz zu handeln: Quieta non movere (Nur Ruhe Gebrachtes nicht wieder aufwühlen) und daß in die Elsaß-Lothringer mit ihrem Los zufrieden seien. Die Mehrheit der Kommission war nichtsdestoweniger entschlossen, die friedliche Lösung der elsaß-lothringischen Frage als Bedingung für eine deutsch-französische Annäherung wenigstens zu nennen. Nochmals fing die Sache an, unbehaglich zu werden. Die Engländer hatten bekanntlich einen Antrag eingebracht, wonach die Abrüstungsfrage wieder in den Vordergrund geschoben werden sollte. Dazu lag ein Amendement von deutscher Seite vor, dahingehend: „Die europäischen Staaten müßten zuerst unter Anerkennung des status quo und unter Ausscheidung von bestimmten Interessensphären verbündet sein, ehe an eine Abrüstung zu denken wäre." Ich verteidigte unsern Zusatz. . . . Die Mehrzahl der anwesenden Franzosen aber erklärten: Das hieße ja das geschehene Unrecht sanktionieren und dazu könnten sie sich unmöglich herbeilassen. — Wir sahen uns, da wir in der Kommission selbst nicht durchdringen konnten, genötigt, hinter den Kulissen zu arbeiten, d. h. einflußreiche Persönlichkeiten wie Präsident Arnaud und Elie Ducommun zu bitten, sie möchten uns dazu helfen, daß die uns anstößige elsaß-lothringische Resolution entweder ganz fallen gelassen oder wenigstens für uns ungefährlich gemacht werde. Die Herren thaten ihr Möglichstes: es wurde ein Text festgestellt, wonach man auf eine friedliche Lösung aller zwischen Deutschland und Frankreich möglichen Differenzen hoffen zu wollen erklärte. Am 25. September sollte über diesen Antrag ohne Diskussion abgestimmt werden. Einige Heißsporne versuchten auf dem Weg geschäftsordnungsmäßiger Gegenanträge doch die geharnischte Form „friedliche Lösung des Streitpunktes" wieder herzustellen. Da trat Madame Séverine für uns in die Schranken. . . . . Ihr ist es auch in der berühmten Sitzung vom 25. September gelungen, ihre Landsleute unter Berufung auf die Gesetze der Gastfreundschaft zu bewegen, die Resolution über die deutsch-französischen Beziehungen in der für uns unanfechtbaren Form anzunehmen. Man konnte nur noch dagegen Bedenken erheben, daß die Frage auf den nächsten Kongreß verlegt wurde, statt daß sie ganz aus den Beratungen der Kongresse ausgeschieden wurde. Doch bei derartigen Verhandlungen kommt man ohne Kompromisse nicht durch. Wir waren froh, so wenig gerupft worden zu sein. Aber schon hatte der Pariser Matin die Lüge über uns in die Welt gesetzt, daß wir Deutsche die Taktlosigkeit begangen hätten, die elsaß-lothringische Frage hineinzuwerfen und von den Franzosen einen formellen Verzicht auf ihre Hoffnungen zu verlangen und hatte den Wunsch geäußert, man möchte künftig taktvollere Leute als uns nach Frankreich schicken. Diese Grobheit gab dem Präsidenten Arnaud Veranlassung, in der letzten zu Rouen gehaltenen Sitzung des Kongresses eine Ehrenerklärung für uns Deutsche abzugeben, dahingehend, daß wir durch kein Wort den feinen Takt verletzt haben, und zum Zeichen seiner Freundschaft für uns dem neben ihm sitzenden Vizepräsidenten Dr. Richter die Hand zu reichen, was mit stürmischen Ovationen für diesen verdienten Vorkämpfer unserer Bewegung aus der Mitte der Versammlung heraus erwidert wurde. Von da an war es, als ob das Eis gebrochen wäre. Die anfängliche Zurückhaltung, mit der die Franzosen uns behandelt hatten, wich einem herzlichen Wesen: die vorher gebundene Liebenswürdigkeit schien auf einmal entbunden zu sein.

Die Resolution selbst, die schließlich gegen 2 Stimmen angenommen wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„In Anbetracht dessen, daß eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland in hohem Grade wünschenswert ist, daß diese Annäherung notwendig ist für die Organisation und Aufrechterhaltung eines dauerhaften Friedens, und daß diese Annäherung die friedliche Lösung jedes bestehenden oder entstehenden Streites zwischen den beiden Mächten zur notwendigen Voraussetzung hat, setzt der Kongreß die Frage nach den besten Mitteln zu diesem Zweck auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses und beauftragt das Berner Bureau, die Grundlagen hierzu vorzubereiten." Ich denke, wir Deutsche können vorläufig zufrieden sein."

* * *

Dröhnende Worte. Dröhnende Worte sind von jeher die Feinde des Gedankens gewesen, selbst — bei Sozialdemokraten. So sagt Rosa Spinosa über den Dresdner Parteitag (Neue Zeit Nr. 2, S. 37) ihr und der Unentwegten doch etwas bangendes Gewissen hinwegdröhnend:

„Und nun greift die rohe proletarische Faust, die kein Verständnis für feine Bildung und das perikleische Zeitalter hat, rin, um all die „zarten Bande freier Menschlichkeit" barbarisch zu zerstören. Die von der bürgerlichen Gesellschaft bis weit in unser Lager hinein ausgestreckten Fühler ziehen sich, schmerzlich aufzuckend, mit Eile zurück. Des Herrn Jastrow gekränktes Wesen, der Vossischen Latein, des Massen-Freisinns Schmähungen quittieren über die geknickten Hoffnungen. Der revisionistische Nebel hat sich verzogen und vor den haßerfüllten Blicken der Bourgeoisie ragt die steile, zackige Felswand der proletarischen Bastionen in nitter Unnahbarkeit, in alter Schroffheit empor."

Nun aber! — Ich habe gerade in letzter Zeit mehrfach Gelegenheit gehabt, mit „Proletariern", wie mit „Akademikern" zu verkehren. Da waren die in Gewerkschaft und Genossenschaft thätigen Proletarier keineswegs für die eherne Mauer des Sektendaseins und dagegen wohl mehrere Akademiker sowie etliche jüngere Leute. —

Nun aber! — Die Fühler der „bürgerlichen" Gesellschaft ziehen sich zurück? Welcher „bürgerlichen" Gesellschaft? — U. A. w. g. Die Kreuzzeitung und die Hamburger Nachrichten freuen sich unbändig. Bestände die soziale Bewegung aus lauter Rosa's, sie wären bald mit ihr fertig.

Nun aber! — Sie besteht nicht daraus. Nicht der „Nebel des Revisionismus" hat sich verzogen, sondern der Katastrophismus hat sich in der bekannten Resolution in einen „Nebel von zweideutigen Redensarten" gehüllt, die jeder Revisionist hätte unterschreiben können. Warum hat er nicht klar und offen erklärt: Wir glauben an die Herstellung des sozialen Reiches durch eine Katastrophe und suchen diese Katastrophe mit allen Mitteln herbeizuführen! Das wäre klar. Aber so?! Criticus.

Aus der ethischen Bewegung.

7. ordentlicher Gesellschaftstag

(Schluß.)

4. Das Verhältnis der D. G. E. K. zur Zeitschrift „Ethische Kultur". Antrag Bieber-Jaffé:

a) Die Zeitschrift sämtlichen Mitgliedern gegen Pauschalvergütung seitens der Abteilungen zu liefern, und zwar derart, daß diese für je 1 Exemplar für jedes Mitglied eine jährliche Zahlung von Mk. 1 pro Exemplar pränumerando an den Verlag zu machen haben.

b) Die D. G. E. K. wolle ihren Mindestbeitrag auf Mk. 4 erhöhen.

Dieser Antrag nach a) wurde in einer sehr ausführlichen und interessanten Diskussion behandelt, deren Wiedergabe wir uns an dieser Stelle versagen müssen. Antrag b) wurde zurückgezogen, Antrag a) einstimmig angenommen.

5. Wahl des Hauptvorstandes: Döring verliest die bisherige Besetzung. Geheimrat Foerster in Berlin habe 1896 im Herbst infolge mancher amtlichen Hindernisse die Leitung der D. G. E. K. niedergelegt in der Hoffnung, an einem späteren Zeitpunkt, bei Entlastung von einem Teil seiner amtlichen Pflichten, die Arbeit in der Gesellschaft wieder aufzunehmen. Döring sei damals durch seine Wahl überrascht worden und habe nicht geglaubt, daß dieser Zeitraum so lang sein werde. Als Delegierter Berlins habe Geh.-Rat Foerster hier erscheinen sollen, sei aber

zu seinem Bedauern daran gehindert gewesen. Bis zum 1. April aber habe er interimistisch noch die Leitung der Sternwarte; habe aber auf Drängen Dörings erklärt, er würde auch jetzt schon bereit sein, die Führerstellung zu übernehmen. Döring selbst habe seit langem den entschiedenen Willen, keine Charge mehr anzunehmen. Er sei immer Pessimist gewesen für die Zukunft der Gesellschaft.

Man schreitet zur Wahl. Nach sind 16 Stimmen vorhanden.

Als 1. Vorsitzender wird gewählt (16 Zettel sind abgegeben):

Döring	14 Stimmen
Foerster	2 „

Döring wiederholt seine ablehnenden Erklärungen. Nach längerer Debatte, in der die Wahl als ein Dankes- und Vertrauensvotum für den bisherigen Vorsitzenden erklärt wird, während natürlich auch jedermann freudig bereit sei, für die Wahl von Geheimrat Foerster-Berlin einzutreten, schlägt Döring vor, die Stelle des 1. Vorsitzenden offen zu lassen, durch Zuruf beide Aspiranten zu wählen und die Ordnung der Sache ihnen selbst zu überlassen.

Es geschieht so, mit der Maßgabe, daß damit jedenfalls der Posten des ersten Vorsitzenden und eines Beisitzers besetzt sei. Darauf wird

Justizrat Stern-Berlin	als 2. Vorsitzender	gewählt.
Justizrat Rothe-Berlin	„ 1. Schriftführer	„
Dr. Penzig-Berlin	„ 2. „	„
P. Jaffé-Berlin	als Kassierer	gewählt.

3 Beisitzer. Die bisherigen Beisitzer waren: Lipps, Bieber, Kronenberg, Levy, Simon, Frau Weddigen, Dr. Essler. Vorgeschlagen werden: Kronenberg, Levy, B. Meyer, Bieber, Pfungst, Bergemann, Mareuse, Unold, Quidde, Weddigen (Wiesbaden), Standinger (Darmstadt).

Bergemann und Quidde lehnen ab.

Es erhalten im Listenstrutinium Stimmen:

Rechtsanwalt Bieber, Berlin	16
Dr. Pfungst, Frankfurt a. M.	16
Dr. Unold, München	15
Rechtsanwalt Mareuse, Breslau	14
Prof. Bruno Meyer, Berlin	14
Prof. Dr. Staudinger, Darmstadt	14
Dr. Kronenberg, Berlin	13
Frau Weddigen, Wiesbaden	13
Dr. Levy, Berlin	10
Dr. Simon, Berlin	8
Dr. Quidde, München	8
Frau Bieber-Böhm, Berlin	2
Dr. Essler, Danzig	1

Gewählt sind also die ersten neun.

6. Wahl des Orts für den nächsten Gesellschaftstag. Nach kurzer Debatte, in der Bergemann nach Jena einlädt, wird Jena einstimmig gewählt.

7. Berichte der Abteilungen.

Eberle, Ulm. Nur 22 Mitglieder habe die Abteilung; nur ein Vortrag habe stattgefunden. Der Bericht darüber sei in den Ulmer Zeitungen, freidenkenden Zeitschriften ꝛc. aufgenommen worden. Die Lesehalle gebe jährlich 6—7000 Bücher aus. Von dem 14tägigen „ethischen Gruß aus Berlin" hoffe er das Beste für die Propaganda.

Staudinger-Darmstadt. Vor wenigen Wochen erst habe sich der Zweig zur Abteilung erklärt. Eine etwas fluktuierende Mitgliedschaft — Studenten und junge Kaufleute — seien am Anfang gewesen. Der Vorsitzende Heilbronn habe schon aus Gründen der Geschäftsentlastung die Erklärung zur Abteilung befürwortet; Staudinger war dagegen, doch sei jetzt die Zahl der Mitglieder auf 35 gestiegen. 3—4 Vorträge jährlich finden statt, so hätten gesprochen: Kronenberg, Foerster, Dr. Penzig, Frau Stritt, Frl. Salamon, Pfungst. Die Bevölkerung habe viel Teilnahme gezeigt, bis 500 Zuhörer. Die Diskussionsabende, auch mit Geistlichen, seien ziemlich unfruchtbar gewesen. Die Volksunterhaltungsabende hatten großen Zuspruch, wenn auch ein kleines Defizit gehabt; pro Abend mit 500 Mk. Einnahme ca. 600 Mk. Ausgaben. Das langsame Wachstum der Abteilung beruhe auf Imponderabilien. Ein unangenehmer Diskussionsredner vertreibe viele Anhänger; auch Vorurteile müssen überwunden werden. Redner wolle in nächster Zeit gern die jüngeren Mitglieder durch einen Vortragszyklus aufklären.

Bieber-Berlin. Eigentlich sei hier nur Altbekanntes zu wiederholen. Die Vortragstätigkeit sei regelmäßig: zwei Sitzungen monatlich, eine im Bürgersaal des Rathauses, eine andere in kleinerem Lokal: Nach jedem Vortrage finde Diskussion statt, wenn der Vortragende sie nicht verbitte. Redner würde wünschen, daß die Pastoren kämen; mit dem Gegner sei die Diskussion fruchtbar. Die D. G. E. K. sei neutraler Boden für Alle. Die Frage der Unentgeltlichkeit der Darbietungen habe im weiteren Vorstande viele Freunde, ganz im Sinne Pfungst's; jetzt sei der Standpunkt ziemlich fest: für Propaganda-Versammlungen sei der Eintritt frei, für regelmäßige Vorträge gelte, daß Bezahltes besser gewürdigt werde, daher für Mitglieder frei, für Gäste ein kleines Eintrittsgeld. Dieser Modus von Fall zu Fall sei nachahmenswert. Die Zyklenveranstaltungen hätten sich auch bewährt, mit Entree, kleinerem für die Mitglieder, größerem für die Gäste; sie finden zwischen Abteilung und Redner unter dem Prinzip „auf Gedeih' und Verderb" statt, nämlich Gewinn oder Verlust zur Hälfte. Die Zahl der ca. 600 Mitglieder sei so nicht groß; aber ein steigendes Interesse in der Bevölkerung sei vorhanden. Die großen individuell begabten Propaganda-Naturen seien leider selten.

Döring bittet über die Zweige Berlins zu sprechen. Penzig referiert über Nauen, Mühlhausen i. Th., Königsberg i. P., Leipzig. Kronenberg ergänzt aus Königsberg die Mitteilungen. Theisten, Deisten und radikale Freidenker seien da gewünscht. Die Grenzlinien des Religiösen und Ethischen verschwimmen dort. Der Reichstagswahlkampf habe die geplante Neuordnung der Abteilung verschlungen.

Unold-München. Der Faden der Entwickelung wäre hier jäh abgerissen. Der frühere Vorsitzende H. Staegmeyr habe schon vor 2 Jahren die Frage der Auflösung der Abteilung gestellt. Prof. Lipps, Quidde und Redner hätten sich dem widersetzt. Die Verhältnisse seien hier nicht ungünstig. Er habe die Anfangsgründe eines ethischen Jugendunterrichts mit Hilfe der freireligiösen Gemeinde gelegt. Redner habe den Unterricht übernommen im höheren Kurs, seine Frau die Anfangsklassen. Aus der ethischen Gesellschaft seien leider noch keine Anmeldungen erfolgt. Seit Mai o. Js. habe er die Wahl zum ersten Vorsitzenden angenommen. In den gewerbl. Fortbildungsschulen sei unter dem Namen Bürgerkunde eine Art ethischen Unterrichts eingeführt. Der Gesellschaftstag werde der eth. Abteilung sicher von größtem Nutzen sein.

Mareuse-Breslau. Das Bild beim letzten Gesellschaftstage habe sich nicht wesentlich geändert. Eine gewisse Stagnation sei vorhanden, aber nicht stark genug, um dem Vorstande die Hoffnungsfreudigkeit zu nehmen. Die Vortragsthätigkeit sei etwas eingeschränkt worden, weil deren Wertschätzung gesunken sei. Dagegen seien Kundgebungen der Abteilung in der Lokalpresse veröffentlicht worden, um Verständnis und Kenntnis der ethischen Bewegung zu verbreiten. Dies soll fortgesetzt werden. Drittens habe man der Pflege der Geselligkeit mehr Beachtung geschenkt; auch die Vereinigung mit verwandten Vereinen zu bestimmten Zwecken sei in Aussicht genommen. Eine Lesehalle sei nach dem Vorgang der Berliner am Anfang gegründet worden, bis das Geld ausging. Die Stadtverwaltung lehnte die Subvention ab, um selbst eine Lesehalle zu gründen. Diese florierte jetzt unter dem Geiste vollster Neutralität. Die unscheinbare soziale Thätigkeit der Gewährung von warmem Frühstück für Schulkinder werde fortgesetzt. Eine gewisse Müdigkeit habe sich der Leitenden bemächtigt; die Begeisterung durch Vorträge verflöge bald; auch das Publikum sei vortragsmüde. Der Humboldt-Verein absorbiere das ganze Interesse. Nunmehr aber sei ein fester Stamm von Anhängern zurückgeblieben; daher sei kein Grund zum Pessimismus.

Penzig berichtet über Abt. Danzig und die Versuche, die im Werke seien, die Neubildung zu schaffen.

Pfungst für Frankfurt. Die Versammlungen waren beängstigend gut besucht, aber sehr wenig Beitritte hoben stattgefunden. Im Hochstift können für wenige Mark die bedeutendsten Professoren Deutschlands gehört werden. Theoretisch sei man in der Abteilung nicht mehr auf ganz sicherem Boden gewesen. Frankfurt sei stets die Hochburg der Demokratie und des Radikalismus: Nur am Mangel an Radikalismus leide man; aufbauende Freidenker wollten die Frankfurter sein. Redner hofft, die Thesen würden etwas befriedigend wirken. Volksunterhaltungen im größten Stil würden veranstaltet. Die Volkslesehalle sei immer weiter ausgebaut; mit der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen sei ein Vertrag abgeschlossen, daß sie eine neue riesige Lesehalle dort im Arbeiterviertel. Schon nächste Woche werde sie eröffnet werden. Der Verein „Freie Bibliothek und Lesehalle" sei eben ein Ableger der Abteilung. Das Verdienst um die Lesehallenbewegung dürfe sich die D. G. E. K. nicht nehmen lassen. Von den 50—60 Lesehallen sei nicht eine, die nicht auf die eth. Bewegung zurückzuführen wäre. Die E. K. werde möglichst in die Frankfurter Presse lanziert. Als Zweig sei nun Darmstadt abgestoßen; der Zweig Straßburg i. E. aber zeige kein großes Leben.

Bergemann-Jena. Praktische und theoretisch-agitatorische Thätigkeit würde gepflegt. Die Rezitationen und Vorträge waren wohl besucht. Mit Kinderführungen habe man ferner Versuche gemacht; 1, 2mal die Woche Spaziergänge mit kleiner Regulierung (Butter, Brot), zur Erweckung der Naturfreude. Die großen Versammlungen allmonatlich mit Vortrag und Diskussion hätten weniger gewirkt. Listen werden von Tisch zu Tisch geschickt dazu. Die Lokalpresse wird beeinflußt, zum Nachdruck aus der E. K. animiert, Flugblätter und Satzungen werden mit Briefen versandt. Außerdem wöchentliche Zusammenkünfte, Sommer und Winter, am Mittwoch mit Diskussionen über ethische Probleme oder Artikel aus der E. K. Die Themen sind acht Tage vorher bekannt. Die Mitgliedschaft ist infolge der Studentenbevölkerung etwas fluktuierend, aber seit 3—4 Jahren immer ziemlich konstant mit langsam steigender Tendenz. 75—80 Mitglieder.

Magdeburg. Der Bericht wird verlesen.

Stamm-Stuttgart. 4—5 große Versammlungen jährlich. Die Monatsversammlungen sind schwach besucht. Die Konkurrenz von Tausenden von Vereinen schadet. Eine praktische Veranstaltung zu finden sei sehr schwierig. Ein langsamer Fortschritt sei immerhin da. Schwaben sei ein sehr schwieriger Boden, weil zuviel Idealismus in Pietismus verbraucht werde. Ca. 58 Mitglieder. Die Einführung des Jugendunterrichts im Bunde mit der freireligiösen Gemeinde werde geplant.

Frau Weddigen-Wiesbaden. 38 Mitglieder. Die Sitzungen alle 14 Tage. Diskussionen, Referate u. dgl. Der Besuch war schwach. Einige der besten Mitglieder seien aus verschiedenen Gründen ausgeschieden. Die Zyklen der Vorträge haben großen Anklang gefunden. Statt der freiwilligen Beiträge (die immer ein Defizit hinterließen) wurde ein Zyklus aus 6 Vorträgen zu 3 Mk. angesetzt; an Gesellschaften und Personen wurden Einzeichnungslisten gesandt. Dann Annoncen. So sind 68 und

Digitized by Google

78 Abonnenten gewonnen worden. Die Auskunftsstelle wird sehr in Anspruch genommen und der entsprechende Verein entwickelt sich auch vortrefflich.

Foerster über das internationale Bureau in Zürich. Die Mittel für das Sekretariat sind leider ausgeblieben; dasselbe ist ohne Mittel. Zur Erklärung sei erwähnt, daß die Engländer und Amerikaner eigne Organe haben, daß sie auch an Geldmangel leiden trotz ihrer ausgebreiteten Thätigkeit. Durch Prof. Adler sind für die pädagogischen Experimente Foersters feste Beiträge gesichert worden. Adler hat außerdem einen kleinen Fonds gestiftet für Lehrer, die zu den pädagogischen Kursen kommen können; ein solcher Fall sei schon eingetreten (für einen ungeeigneten Moral-lehrer). Thatsache aber sei: In den Vereinigten Staaten gewinnt bei den Erziehungsbehörden die Idee des Moralunterrichts immer mehr Boden. Indiania hat den Unterricht nach Adler's Schule schon eingeführt. In den Settlements in Chicago und New-York wurden die jungen Leute aus Adler's Schule herangezogen. In England sind 6 neue ethische Gesellschaften entstanden, meist mit dem Namen: Ethical church; die labour churches haben sich ebenfalls der ethischen Organisation genähert.

Der geplante internationale Kongreß käme in nächster Zeit wohl noch zu früh, weil die Gegensätze zwischen den Gesellschaften noch zu groß sind. Aber auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen soll versucht werden, die Behandlung der unentwickelten und wilden Rassen im September 1904 in Berlin zu besprechen und Vertreter aller Völker dazu zu laden. Ein vorbereitender Artikel ist im Hamburger Korrespondenten erschienen; die Regierung soll sondiert daraufhin werden. Adler wollte die Zusammenkunft zur Gründung eines internationalen Instituts für Kolonialpolitik ꝛc. benutzen.

Pfungst. Die Entwicklung des Sekretariats ist wenig erfreulich. Die anderen Völker haben ihre Zusagen nicht gehalten. Er sei recht degoutiert von diesem Vorgehen. Jene Gründung sei für ihn hochwichtig gewesen. Das Pflänzchen könne jetzt nicht leben und sterben. Wo bleiben die Berichte?

Die mittelalterlichen Zustände Europas seien den Amerikanern ganz unbekannt. In Deutschland würde Adler den Kampf eben ganz anders führen. Seine ethische Gemeinschaft sei nur eine Sekte unter vielen. Amerikanische Erfolge seien für uns ganz unvergleichbar. Wir haben ganz andre Sorgen. Adler könne mit anderen Religionsgemeinschaften paktieren, für uns wäre es eine tötliche Umarmung. Wie denkt sich Foerster den Fortgang des Sekretariats? Der internationale ethische Bund ist offenbar verfehlt.

Döring: Vom 1. 1. 1903 hat auch die D. G. E. K. ihren Beitrag von Mk. 200 eingestellt, weil die anderen Mächte nichts zahlten. Daß die Engländer und Amerikaner eigne Organe haben, negiert so gerade die Internationalität. Die Möglichkeit gewisser Ausgleichung ist ja unterbunden. Was verehren denn die ethical churches? Das Auseinandergehen ist hier aufs deutlichste illustriert. So sei die Vertagung des ethischen Kongresses offenbar richtig. Der internationale Kolonialtag im September 1904 sei freudig zu begrüßen.

Dr. Foerster betont, daß die internationalen Verbände doch jährlich 1000 Mk. jetzt zahlen für die pädagogischen Kurse. Auch der Fonds Adlers sei ein Zeugnis für guten Willen. So könne das Sekretariat doch fortbestehen. Wenn sich die nationalen Verbände recht entfalten, werde auch das Sekretariat davon Vorteil haben. Die Pfungst'sche Darstellung amerikanischer Verhältnisse sei nicht ganz richtig. Staatsgewalt der Kirche existiere dort zwar nicht, aber der soziale Zwang sei stärker, sodaß man dort sogar kirchlicher ist als hier. Das kirchliche Leben sei dort eine ungeheuer Macht, mit der Adler zunächst auch zu kämpfen hatte. Durch seine Politik in That und Verhalten habe er das Vorurteil zerstreut, als wolle er zerstören, und nicht aufbauen. Die Achtung, die er genieße, beruht auf dem positiven, universellen, neutralen Charakter seiner Arbeit. Im Gegensatz zu Coll hat Adler vor ca. 400 Geistlichen einen Vortrag gehalten über ethische Jugenderziehung, mit riesigem Beifallssturm. Der Mangel an Fühlung sei allerdings schade; aber die Unterschiede seien doch schon zu groß. Undurchführbar sei es, daß man Einfluß auf fremde Entwicklung durch das Sekretariat gewinne. Die Kultusgemeinschaften in England seien auch noch Foerster's Ansicht ein Irrweg. A High Church-Wing habe sich dort schon gebildet. Coll habe eine ganze Liturgie entworfen in 8 Abteilungen. Coit will die ethische Bewegung zur englischen Staatsreligion machen.

Damit wird die Beratung geschlossen.

Das Protokoll soll vom Hauptvorstand redigiert werden, die Korrekturbogen sollen allen Delegierten zugehen.

Es wird so beschlossen.

Döring dankt den Münchenern für ihre freundliche Aufnahme.

Pfungst dankt Döring für seine Leitung. Dann wird der 7. ordentliche Gesellschaftstag geschlossen.

Briefkasten. R. B. in Berlin: Dr. Foerster-Zürich hat die Thesen betr. Religionsgesellschaften nicht nur gebilligt, sondern ausdrücklich seine 2 Stimmen durch Dr. Bieber im zustimmenden Sinn abgegeben.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

L. N. Tolstoj, Das Reich Gottes, Bd. I. u. II. Herausgegeben v. R. Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. Jeder Band brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

The study of Religion. By Morris Jastrow jun. Ph. D. London, Walter Scott 1901. 6 sh.

Freimaurerei und Loge. Betrachtungen über den sozialethischen Beruf der Freimaurerlogen. Von Diedrich Bischaff. Leipzig, Max Hesse 1903. 50 Pf.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

1870—71

Kriegstagebuch des

Füsilier Fischer

vom Regiment 36.

252 Seiten 8°. Mit vielen Illustrationen und einem zweifarbigen Titelbild.
Preis: eleg. cartonniert M. 2,50.

Das von Anfang bis Ende spannend geschriebene Tagebuch eines einfachen Füsiliers, der seine mannigfaltigen und interessanten Erlebnisse in prickelnder, oft drastischer Weise zu erzählen weiß! Enthält die Kriegslitteratur bisher größtenteils die Darstellungen aus der Feder von Offizieren, so giebt hier eine zweifellos starke Individualität unter den Mannschaften ein lebhaftes Bild der Ereignisse des großen Krieges.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H., Berlin.

Soeben erschien:

Das Hohelied Salomos.

Eine biblische Weissagung auf das moderne Babel.

Von

Adolf Jäger,
Pastor in Werder bei Dabergotz.

370 S. 8°. Preis Mk. 1,80.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. C. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 14. November 1903. | Nr. 46.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Generalsynode und theologische Fakultät. Vom Herausgeber.
Aus der Ethik Kant's. Von Dr M Kronenberg.
Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde. Von Dr. F. W. Foerster.
Streiflichter:
Schuldbewußtsein oder Schuldgefühl?
Das Schuldgefühl des gebundenen und das Schuldgefühl des freien Menschen.
Bücherschau.

Generalsynode und theologische Fakultät.

Seit Luther, ohne zu ahnen, daß seine Forderung der Freiheit des persönlichen Gewissens vom autoritären Dogma sich zur Forderung voraussetzungsloser Forschung auch auf theologischem Gebiet auswachsen müsse, seine Thesen an die Wittenberger Kirchenthür geschlagen, ist der Streit zwischen Kirchenobrigkeit und theologischer Fakultät nie zu Ende gekommen. Ganz natürlich; denn der Zwiespalt zwischen dem Bedürfnis der Gemeinde nach Verkündigung der objektiv sicheren Heilswahrheit und dem Verlangen der Wissenschaft nach freiester Forschung ist *grundsätzlich* überhaupt nicht, *zufällig* nur durch individuelle Kompromisse zu überbrücken.

Die Universität bildet, will sie der Wissenschaft die Treue halten, Wahrheitsforscher; die Kirche braucht Wahrheitsbesitzer. Noch immer wird wohl den jungen Theologen, nachdem sie pflichtgemäß gewöhnt worden sind, alles in Zweifel zu ziehen, dasselbe schöne Wort mitgegeben, das einst der ehrwürdige Lutherbiograph Prof. D. Köstlin dem Schreiber dieser Zeilen sagte, als er nach Abschluß des theologischen Studiums seinem Lehrer das Geständnis machte, aus innerer Ueberzeugung nicht in den Dienst der Kirche treten zu können. „Kommen Sie nur erst einmal ins Amt," rief er, „mein lieber junger Freund; da sind Sie in wenigen Wochen alle Zweifel los!"

Gewiß; das ist das Radikalmittel, das noch heute nicht versagt. Wer möchte wohl auch so grausam sein, der ehrenfesten Bauerngemeinde in der Kirche, dem sterbenden Mütterchen in der Hütte statt des ewigen Lebensbrotes den Stein theologischer Spitzfindigkeiten zu bieten? Das Amt fordert eben etwas völlig Anderes, als was die sog. Vorbereitung zum Amt gewährt hat. Man ging aus, um die gewaltigen Rätselfragen des Daseins lösen zu helfen, Religionsforscher zu werden, das Tiefste und Höchste der Welt und Menschenbrust begreifen zu lernen — und all diese Herrlichkeit kriecht schließlich doch zusammen in das Glaubensbekenntnis, das schon das Kind herzustammeln angehalten wurde; da steckt die ganze Wahrheit schon fertig darin und ist nichts mehr hinzu- oder abzuthun. Man vertiefte sich in die Sprachwelt der semitischen Völker und des Hellenismus, lernte die strengen Methoden der kritischen Textprüfung, Exegese, Hermeneutik kennen — und die Gemeinde braucht doch nichts, als die einfache, erbauliche Auslegung von „Gottes Wort". Keine ketzerische Meinung wurde dem Kandidaten geschenkt; tief hineingetaucht wurde er in alle Gräuel und Scheußlichkeiten der Kirchen- und Dogmen-Geschichte, auf die Gefahr hin, daß der Glaube an die göttliche Führung der Kirche arg ins Schwanken gerate — aber nicht mit Gnostikern, Manichäern und Ebioniten hat er später zu disputieren, sondern einfache Menschen wollen von ihm Rat und Trost in ihren Leibes- und Gewissensnöten. Die Universität entläßt angehende Professoren; die Kirche braucht praktische Geistliche.

Aber statt dem Beispiel der römisch-katholischen Kirche zu folgen, die längst ihre Kleriker in der hermetisch abgeschlossenen Atmosphäre ihrer Seminarien und Konvikte erzieht und auch ihre theologischen Fakultäten bei allem Schein der Wissenschaftlichkeit in den engen Grenzen des Dogmas hält — „wo bleibt die Freiheit des Forschens und die voraussetzungslose Wissenschaft?" ruft der Protestantismus! — zwingt die Generalsynode nach wie vor ihre künftigen Geistlichen, an der staatlichen Universität, vom Baum der Erkenntnis zu naschen, und wundert sich dann, wenn die wissend Gewordenen Seitensprünge machen oder gar ganz aus dem Pferch der Herde entweichen. Nicht sich aber klagt sie an, sondern den Staat und seine ungläubigen Professoren. Er soll — nicht etwa die Freiheit der Wissenschaft antasten, das sei ferne! — sondern nur *die* Wissenschaft lehren lassen, deren Resultate den Beifall der Generalsynode haben; ungläubige Professoren mögen forschen, so viel sie wollen, sie sollen nur in den theologischen Fakultäten nicht zu Wort kommen dürfen! Hochburgen reinsten Wahrheitsstrebens und kühnster, vor nichts zurückschreckender Auflehnung gegen Dogmatismus und Autoritätsknechtschaft sollen unsere Universitäten bleiben — fällt doch ein verklärender Schimmer dieses prometheischen Fackellichts auch auf die theologischen Fakultäten — aber ein bischen sich die Wahrheitssündlein ihrer Lehrer vorher anzusehen und ein wenig die geistliche Autorität bei ihrer Berufung in die Wagschale zu werfen, dazu sei doch die oberste Kirchenvertretung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet! Vollkommene Freiheit, nur — mit etwas Zensur!

Immer wiederholt sich dieses selbe Schauspiel im Großen wie im Kleinen. Das theoretisch unbestrittene Recht der eigenen freien Meinung ist praktisch nur dann ungefährlich, wenn man das Glück hat, der Meinung der Anderen zu sein. Ist gar die Meinung der Anderen „ewige Wahrheit", dann wird die abweichende Ansicht von selbst Lüge, Verstocktheit oder, milde angesehen, bedenkliche Verirrung, vor der wenigstens die Jugend zu schützen ist.

Wann wird die Menschheit einsehen, daß alle Besitzer einer ewigen Wahrheit gemeingefährlich sind? In den übrigen Fakultäten ist diese Ueberzeugung langsam, sehr langsam, aber doch endlich durchgedrungen. Weder die Akademie der Wissenschaften, noch das Reichsgericht, noch das oberste Medizinalkollegium verlangt Einspruchsrechte bei der Besetzung der Universitätsprofessuren, um die Jugend vor Irrlehren zu bewahren; sie wissen, daß der Strom menschlichen Erkennens, wie unsere irdischen Flüsse, sich selbst reinigt und alles Trübe, Unreine als Schlamm zu Boden sinken läßt. Nur die „Wissenschaft" weiß es noch nicht, die ihren Jüngern die Worte Gamaliels aus der Apostelgeschichte deutet: „Ist es das Werk von Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen."

Nun, die Ansprüche des Generalsynodal-Vorstandes und der Mehrheit sind diesmal noch durch den obersten Beamten des Kirchenregiments zurückgewiesen worden. Mit bemerkenswerter Deutlichkeit wies er darauf hin, daß dies Verlangen der erste Schritt wäre zur Abschließung des protestantisch-theologischen Nachwuchses von der freien Wissenschaft; daß die weiteren Schritte dann folgerichtig zur Seminarerziehung einerseits, zur geistlichen Zensurierung der theologischen Professoren andererseits und damit zur Ausscheidung der theologischen Fakultäten aus dem Gefüge der Universitas litterarum führen müßten. Daß er damit gleichzeitig den katholisch-theologischen Fakultäten, deren Prasessaren wirklich der missio canonica des geistlichen Oberhirten unterliegen, insbesondere der neugegründeten Straßburger Fakultät, das Bürgerrecht an staatlichen Universitäten aberkannte, ist ihm wohl nicht unmittelbar gegenwärtig gewesen.

Ob die protestantische Kirche Grund hat, sich dieses Ausganges zu freuen? Wohl hat sie den Bruch mit der Wissenschaft vermieden; aber ihr theologischer Nachwuchs wird weiter den Gefahren der „Irrlehre" ausgesetzt sein, sich wandeln und — mindern. Wohl ändert und mindert sich auch das Bedürfnis der Gemeinden, besonders der städtischen, nach völlig rechtgläubigen Seelsorgern, aber nicht annähernd im gleichen Tempo. Vielleicht wird in nicht allzuferner Zeit das Schreckbild des Kgl. Kommissars einer in sich geschlossenen und vor fremden Einflüssen gesicherten Kirche bei den Mitgliedern der Generalsynode seinen Schrecken verloren haben.

Die Weltgeschichte ist unerbittlich, sie drängt auf reinliche Scheidung: Autarität — oder Freiheit; Bindung unter das Dogma — oder voraussetzungslose Forschung; Wahrheitsmonopol — oder gemeinschaftliches, aber bedingungsloses Wahrheitsuchen. Wer in dieser Alternative die linke Seite wählt, wird die Freude haben, den festen Bau der Kirche noch lange aufrecht stehen zu sehen; wer sich aber nach rechts wendet, der mag wohl trauern über den Zusammensturz alter ehrwürdiger Tempel, die auf die Ewigkeit gegründet schienen — ist aber die heutige und künftige Menschheit wirklich so arm an Geist und Gemeinschaftsbewußtsein, daß sie es nicht verstehen sollte, auch auf anderem Grunde, als auf dem des vermeintlichen Wahrheitsbesitzes, neue, herrlichere Tempel zu gründen?

Aus der Ethik Kant's.*)

Von Dr. M. Kronenberg.

I.

Alle Grundsätze, welche das menschliche Handeln zu leiten pflegen, lassen sich gleichsam auf einen gemeinschaftlichen Nenner bringen: bei ihnen allen handelt es sich mehr oder weniger, direkt oder indirekt, um die Beförderung des eigenen Wohls. Ich habe z. B. den Zweck im Auge, mir die Achtung meiner Mitmenschen zu erwerben, und mir deshalb den Grundsatz gebildet, ihr Vertrauen, da, wo es mir entgegengebracht wird, nicht zu täuschen; oder ich strebe danach, im Leben rasch vorwärts zu kommen, und befolge deshalb den Grundsatz, mich den Meinungen und Wünschen der Anderen möglichst anzupassen; ich habe die Erhaltung meiner Gesundheit im Auge und befolge deshalb, belehrt durch die Erfahrung, den Grundsatz, mäßig zu leben. Der letzte, äußerste Endzweck also, auf den diese Grundsätze insgesamt hinzielen, das höchste Ziel, das jeder Mensch im Auge hat, wenn er diesen Grundsätzen entsprechend handelt, ist das eigene Wohl in seiner Vollendung oder die Glückseligkeit.

Gehören nun zu diesen Grundsätzen nicht auch diejenigen, welche das sittliche Handeln leiten, bezwecken sie nicht ebenfalls im letzten Grunde die menschliche Glückseligkeit?

Zum ersten Male in der Geschichte der Philosophie geschieht es, daß diese Frage, in der Sittenlehre Kants, mit einem radikalen Nein beantwortet wird. Er tritt damit der Entwickelung von Jahrhunderten, selbst Jahrtausenden, in der schroffsten Weise gegenüber. Alle moralphilosophischen Standpunkte vor Kant waren mehr oder minder eudämonistisch gewesen, d. h. sie hatten mehr oder minder das Wohl des Menschen und sein höchstes Glück zum Zweck des sittlichen Handelns gemacht. Für Kant hat das Glückseligkeitsstreben mit dem Sittlichen so wenig gemein, daß beide in allen Punkten entgegengesetzt sind, daß man das Sittliche geradezu daran erkennen kann, nicht die charakteristischen Merkmale zu haben, welche dem Glückseligkeitsstreben zukommen.

Zunächst sind die Grundsätze, welche das Glückseligkeitsstreben inspirieren, der Erfahrung entlehnt, die sittlichen Grundsätze dagegen müssen vor aller Erfahrung gelten. Denn wo bliebe der Wert und die Würde der letzteren, wenn sie erst im einzelnen bestätigt werden müßten, wenn sie nicht unbedingt verpflichtend wären? Das Glück der Menschen ist individuell durchaus verschieden, Grundsätze also, die dem einen dienlich sind, sein Glück zu befördern, können dem andern Schaden bringen, jeder einzelne muß also die Erfahrung für sich befragen. Sittliche Grundsätze aber sind solche, die für alle verbindlich sind, sie würden jeden Wert einbüßen, sie würden keinen Anspruch mehr auf das Prädikat „sittlich" erheben können, wenn jeder erst vor ihrer Befolgung seine individuelle Erfahrung befragen wollte. Was also das sittliche Handeln leitet, können von vornherein nicht blaße subjektive Grundsätze und Regeln sein, sondern nur objektive Regeln a priori oder Gesetze. Diese gelten uneingeschränkt, allgemein; sie erheischen Unterwerfung, vor aller Stellungnahme des einzelnen, so gut wie die Naturgesetze oder die Gesetze, welche den Staat beherrschen. Der Charakter des Gesetzlichen wäre sogleich aufgehoben, wenn z. B. sich irgendwo ein Dreieck fände, in welchem die Summe der Winkel nicht

*) Die nachfolgenden Ausführungen sind entnommen der binnen kurzem erscheinenden zweiten neu bearbeiteten und erweiterten Auflage von Kronenberg: „Kant. Sein Leben und seine Lehre, (München, C. H. Beck), welche u. a. ein neu eingefügtes Kapitel „Praktische (angewandte) Ethik" enthalten wird.

gleich zwei Rechten ist, oder wenn irgendwo ein Bürger aufstünde, um nach subjektiven Erwägungen zu bestimmen, ob und inwieweit ein Gesetz des Staates auch auf ihn Anwendung finde. Und so beruht auch das Wesen der sittlichen Gesetze — das empfindet jeder unmittelbar — darauf, daß sie uneingeschränkt für alle gelten, für alle, d. h. für jedes vernunftbegabte Wesen, welches imstande ist, mit Bewußtsein zu handeln.

Von allen anderen Grundsätzen, insbesondere denen, welche das Glückseligkeitsstreben leiten, unterscheiden sich also die Grundsätze der Sittlichkeit dadurch, daß sie den Charakter des Gesetzes haben. Ob nun dieser Charakter des Gesetzmäßigen einem Grundsatz wirklich zukommt oder nicht, das kann ich aus dem speziellen Inhalt dieses Grundsatzes nicht erkennen; denn der ist immer der Erfahrung entlehnt, und Erfahrung kann, wie auf theoretischem, so auch auf praktischem Felde keine strenge Gesetzlichkeit erzeugen. Also kann es nur die Form eines Grundsatzes sein, die den Charakter der Gesetzmäßigkeit entscheidet. Ein (subjektiver) Grundsatz also, der formell geeignet erscheint, auch ein von der Erfahrung unabhängiges reines Vernunftgesetz zu sein, demnach vor aller Erfahrung für alle vernunftbegabten Wesen, alle Menschen, zu gelten, ein solcher Grundsatz wäre sittlich. Gebe ich dieser Bestimmung die Form einer Vorschrift, so würde sie lauten: Handele so, daß du jederzeit wollen kannst, der Grundsatz, welcher dich im einzelnen Falle leitete, möge ein allgemeines Gesetz für die ganze Menschheit werden.

Man kann auf die Richtigkeit dieser Kantischen Formulierung erfahrungsgemäß die Probe machen. Man denke sich z. B., jemandem sei eine größere Summe Geldes zur Aufbewahrung anvertraut worden, deren Besitzer dann plötzlich gestorben sei, ohne daß seine Anverwandten oder sonst irgend ein Mensch von der Existenz jener deponierten Summe eine Ahnung hätten. In diesem Falle würde das Glückseligkeitsstreben dazu führen, die gute Gelegenheit zur Vermehrung des eigenen Wohls zu benutzen und das Geld zu behalten. Prüft man aber diese Handlungsweise an der obigen höchsten Norm des Sittlichen, so muß man sich sagen: Kann jemand wohl im Ernst wollen, daß die Erwägungen, welche ihn zur Unterschlagung eines ihm anvertrauten Gutes führten, für alle Menschen im gleichen Falle verbindlich seien, daß alle die Nützlichkeits- und Klugheitsregeln, die er hier für sich aufstellte und die seine Handlungsweise entschieden, zu Gesetzen für die ganze Menschheit würden, daß so schließlich Treu und Glauben unter den Menschen vernichtet würden und der tierische Kampf aller gegen alle, mit dem Endziel, um jeden Preis den größten eigenen Vorteil für sich selbst zu erlangen, daraus entstünde? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um sie beantwortet zu haben.

Die obige Vorschrift ist also die höchste Norm, an der alles menschliche Thun und Lassen zu prüfen ist, wenn es in die Bahn der Sittlichkeit gelenkt werden soll. Sie bezeichnet den Konvergenzpunkt für alles menschliche Bestreben und bringt so Einheit in dessen Mannigfaltigkeit. Auch hier handelt es sich also um das ordnende formgebende Prinzip: so wie das Vorstellen und theoretische Erkennen geordnet und formiert wurde durch Raum und Zeit, durch Kategorien und Ideen, so wird das Wollen (die praktische Vernunft) geordnet durch den obersten Grundsatz der Sittlichkeit. Und wie dort, so ist auch hier das formgebende Prinzip zwar geltend vor aller Erfahrung, doch nur anwendbar auf die Erfahrung und in ihr zu bewähren. Jeder derartigen Anwendung ist bereits Erfahrung beigemischt, sie hat also schon nicht mehr den reinen Charakter des Gesetzmäßigen. Darum giebt es im Grunde nur ein Sittengesetz, eben jenes, das in obiger Formel ausgesprochen ist. Ich kann nicht viele und mannigfaltige Sittengesetze aufstellen. Diese haben auch im besten Falle nur den Wert, daß sie sich dem Charakter des Gesetzmäßigen in gewissem, selbst in hohem Grade annähern, daß sie in recht vielen Fällen uns leiten können — aber nicht in allen, nicht unbedingt gültig sind, wie es doch ein Gesetz sein sollte. Selbst scheinbar so sichere Gesetze wie die „Du sollst nicht töten", „Du sollst die Wahrheit sprechen", sind in Wirklichkeit keine Sittengesetze; denn sie erleiden Ausnahmen; es giebt Fälle, wo es sittliche Pflicht ist zu töten, die Wahrheit nicht zu sprechen u. s. w. Darum konnte Kant auch sagen: Sittlichkeit ist Gesetzmäßigkeit des Handelns ohne Gesetz, d. h. ohne bestimmtes Gesetz.

Mit anderen Worten: es giebt nur ein Sittengesetz, welches indessen rein formal ist; materielle Sittengesetze, d. h. solche mit bestimmtem Inhalt, giebt es nicht; dahingegen kann alles Wollen und Thun, können alle Grundsätze und Regeln des Handelns in Uebereinstimmung gebracht werden mit der obersten formalen Bedingung, und alsdann sind sie sittlich. Jene oberste formale Bedingung aber bedeutet im Grunde nichts anderes, als daß sie das Wesen der Vernunft als Einheit bestimmen, nur nicht mehr nach der Seite des Erkennens (theoretisch), sondern des Wollens (praktisch). Und so könnte man auch sagen: Sittlich ist, was bestimmt ist von Grundsätzen, die sich einfügen in die Einheit des Bewußtseins, die einstimmen mit dem Wesen der Vernunft oder, da die Vernunft nur eine und allen Menschen gemeinsam ist: sittlich ist, was bestimmt ist von Grundsätzen, die erzeugt sind aus dem Gemeinbewußtsein der ganzen Menschheit.

* * *

Würde nun das Sittengesetz unmittelbar alles Handeln eines Menschen leiten, ohne Widerstand zu finden, so wäre der Wille und damit die Gesinnung heilig. Zu solcher Heiligkeit aber gelangt niemand unter den Menschen. Denn das sittliche Streben wird durch das Streben nach dem Glücke beständig gehemmt, dem objektiven Sittengesetz stehen immer die subjektiven Erfahrungsgrundsätze gegenüber, welche auf das eigene Wohl hinzielen. Die letzteren wirken nicht nur den ersteren direkt entgegen und suchen sie nicht nur als Bestimmungsgründe für den Willen zu verdrängen, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen, sondern, was noch schlimmer ist, sie trüben beständig deren Reinheit, sie suchen sich durch selbstgefällige Sophistikationen ihnen unterzuschieben und für sich die Hoheit und Würde des Sittengesetzes zu erschleichen. Darum kündigen sich die Sittengesetze nicht als bloße Gesetze an, denen gegenüber der Gedanke an Widerstand gar nicht aufkommt, bei denen der Gehorsam selbstverständlich ist, wie bei den Naturgesetzen, sondern sie kündigen sich an als Gesetze, welche einen Widerstand beugen sollen, d. h. sie treten auf in der strengen Form von Geboten oder Imperativen, nicht mit der Formel: es geschieht notwendig, sondern: es soll geschehen, oder, sofern sie sich an den einzelnen Menschen richten, mit der Formel: Du sollst! —

Bei dem Naturgesetze würde es keinen Sinn haben zu sagen: Du sollst! Man kann nicht sagen: Die Summe der Winkel im Dreieck soll gleich zwei Rechten sein, — weil kein Dreieck aufsteht und diesem Gesetze Widerstand leistet, weil sein ganzes Wesen dieser Gesetzmäßigkeit entspricht. Anders aber ist es beim Menschen, dem die Sittlichkeitsgebote befehlend, imperativisch fortwährend zurufen müssen: du sollst! weil ihnen das Glückseligkeitsstreben unaufhörlich entgegenwirkt. Auch die Grundsätze des letzteren haben freilich die Form von Imperativen und müssen sie haben, denn auch ihnen wirken ja die sittlichen Antriebe ebenso häufig entgegen, als umgekehrt. Aber beide Arten von Imperativen unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte. Die Imperative des Glückseligkeitsstrebens richten sich auf einen bestimmten Zweck, dem sie dienen, der also ihre

Digitized by Google

Voraussetzung, ihre Bedingung ist. Nur wenn und insoweit ich Reichtum, Ehre u. dgl. als wesentlich für das menschliche Glück anerkenne, kann ich sagen: Du sollst Dir Güter, und Du sollst Dir Ansehen unter den Menschen erwerben. Viele Menschen aber werden dieser Voraussetzung nicht beipflichten, ja es mag auch solche geben, die behaupten, das individuelle Glück dürfe gar nicht der Zweck des menschlichen Strebens sein. In diesem Falle gelten natürlich auch die Grundsätze nichts mehr, durch welche das Streben nach Glück geleitet werden soll. Anders dagegen ist es mit den sittlichen Imperativen. Sie gelten schlechthin; sie würden ihren ganzen Charakter und ihren ganzen Wert einbüßen, wenn man sie an irgend eine Bedingung knüpfen wollte. Und wie könnte etwas allgemein gültiges Gesetz sein, wenn es erst unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen gelten soll? Die Glückseligkeits-Imperative haben also immer die Form eines Bedingungssatzes, sie unterliegen einer gewissen Voraussetzung, sie sind hypothetisch; z. B. du sollst deinen Mitmenschen gegenüber zuvorkommend sein, wenn du ihr Vertrauen erwerben willst, wenn du glaubst, daß dies zum Glück des Lebens notwendig ist. Die Sittlichkeits-Imperative dagegen gelten ohne jede Voraussetzung oder Bedingung, bei ihnen giebt es kein „wenn" und kein „aber", sie haben immer die Form eines reinen, unabhängigen Behauptungssatzes, das Sollen gilt schlechthin, unbeschränkt, kategorisch.

Auch in dieser Bestimmung zeigt sich der schroffste Gegensatz der Kantischen Sittenlehre zu jeder Art von Eudämonismus. Alle Imperative der Sittlichkeit müssen kategorisch sein, und umgekehrt: ein Imperativ, der nicht kategorisch ist, kann nie sittlich sein und Sittlichkeit erzeugen. Auch wenn es z. B. in der religiösen Moral heißt: Du sollst Gutes thun, damit du selig werdest, oder, wenn dich die Strafe Gottes nicht treffen soll, so ist solcher Imperativ hypothetisch, er gehört zu den Glückseligkeits-Imperativen, mag auch die Glückseligkeit, welche als Absicht und Bedingung vor Augen gestellt wird, erst im Jenseits erhofft werden. Auch hier also ist von sittlichem Handeln keine Rede, wird die Sittlichkeit in ihrem Wesen verfälscht.

Die Sittlichkeits-Imperative legen also dem Menschen eine Nötigung auf, sie verpflichten ihn; und das, was aus dieser Nötigung oder Verpflichtung entspringt, ist im Einzelfalle die pflichtmäßige Handlung, im allgemeinen die pflichtmäßige Gesinnung. Nur die Vorstellung der Pflicht allein, dürfen wir jetzt sagen, darf das sittliche Handeln leiten; durch jedes andere Motiv, das sich ihr beigesellt oder sich ihr gar unterschiebt, wird der sittliche Charakter einer Handlungsweise aufgehoben. Die Pflicht schließt jeden anderen Beweggrund völlig aus; es genügt also nicht, daß eine Handlung der Pflicht entspricht, daß sie pflichtgemäß ist, sie muß auch aus Pflicht allein und nur um der Pflicht willen geschehen. Man kann sich zahlreiche Handlungen denken, die zwar pflichtgemäß sind, aber nicht aus Pflicht geschehen, aber deshalb auch nicht sittlich sind. Ein Krämer z. B., der seine Kunden nicht übervorteilt, handelt zweifellos pflichtgemäß. Thut er es aber nur deshalb, weil er glaubt, so am besten zu fahren und seine Kundschaft zu erweitern, so handelt er nicht aus Pflicht, also auch nicht sittlich. Es giebt viele Fälle, wo es nur dem reifen sittlichen Urteile möglich ist, diese durchaus gegensätzlichen Arten des Handelns zu unterscheiden. Man denke sich z. B. einen Menschen, der aus Neigung außerordentlich wohlthätig ist, aus Neigung, weil es ihm ungemeine Freude macht, auch die Freude auf dem Gesichte des Andern zu lesen, weil er sein eigenes Wohlbefinden gesteigert sieht, wenn ihm die Dankbarkeit aus den Blicken eines Menschen entgegenleuchtet. Wir werden eine solche Charakteranlage gewiß nicht gering bewerten, wir werden sie schön, liebenswert finden, aber ein Prädikat kommt ihr nicht zu: das der Sittlichkeit. Denn nicht um der Pflicht der Wohlthätigkeit willen sind hier Wohlthaten gespendet, sondern aus Neigung, nicht in Unterwerfung unter das strenge Sittlichkeitsgebot, sondern aus einem rein natürlichen Antriebe. Gewiß kann beides, Neigung und Pflicht, sich vereinigen, und auf den höheren Stufen sittlicher Entwickelung wird beides vereinigt; aber des eigentlich sittlichen Charakters meiner Handlungen bin ich mir doch erst dann bewußt, wenn ich sie vollziehe nicht nur ohne Neigung, sondern selbst gegen die Neigung. Erst wenn alle Neigungen, überhaupt alle Antriebe, welche das eigene Wohl bezwecken, zurückgetreten sind, ja, wenn das Glückseligkeitsstreben sich einer Handlung in heftigster Weise entgegenstemmt, und diese dennoch vollzogen wird, im Aufblicke zu dem Gebote der Sittlichkeit, das sie befiehlt — dann erst feiert die moralische Natur des Menschen ihre eigentlichen Triumphe.

Dieser scharfe Gegensatz bekundet sich, auch ohne besondere Ueberlegung, schon im Gefühle jedes Menschen. Alles, was unser Glück zu befördern scheint, erweckt in uns das Gefühl der Zuneigung, im höheren Grade der Hingebung, endlich das der Liebe. Nur an das Pflichtbewußtsein reichen diese Gefühle und Affekte nicht heran. Das moralische Gesetz, die Pflicht, die von mir gefordert wird, kann nur ein Gefühl erwecken, das der Achtung, und außer dem Sittlichen giebt es nichts, was dieses eine, einzigartige Gefühl hervorrufen könnte. Es ist ein Gefühl bewegter Art, welches uns zugleich demütigt und erhebt, demütigt, weil das Sittengesetz durch seine Ueberlegenheit unsere Eigenliebe zu Boden drückt, erhebt, weil eben dasselbe Sittengesetz doch auch wieder nur als die Forderung unserer Vernunft, unseres eigenen Innern, unseres besseren Selbst sich darstellt. Dieses Gefühl der Achtung ist so tief in der menschlichen Natur begründet, daß selbst der gemeinste Verbrecher es unwiderstehlich zum Ausdruck bringt, wenn ihm ein Beispiel wahrhaft sittlicher Größe entgegentritt.

Das Sittengesetz also und die Pflicht nehmen einen Standpunkt von solcher Erhabenheit ein, daß ihnen schlechterdings nichts verglichen werden kann. Und Kant selbst, der nüchterne kritische Denker, weiß nur in überschwenglichen Ausrufen diese Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen. Aber es ist auch nur das Sittengesetz, es sind nur die großen Gesichtspunkte des sittlichen Handelns, die seiner Darstellung solche feierlichen Töne entlocken. So apostrophiert er die Pflicht:

„Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichlung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?"

* * *

Alles von Vernunftprinzipien geleitete, dem kategorischen Imperativ folgende Handeln des Menschen kann nun betrachtet werden unter dem doppelten Gesichtspunkte, daß ich einmal nur das Aeußere, die Handlung und ihre Uebereinstimmung mit dem Gesetz, ins Auge fasse, das andere Mal das Innere, die Maxime, die Triebfeder, welche die Handlung inspirierte. Im ersteren Falle spreche ich von Legalität, im zweiten von Moralität, und die philosophische Betrachtung von jener ist die Rechtslehre, von dieser die

Digitized by Google

Tugendlehre. Legale Handlungen können erzwungen werden, moralische niemals; jeder Zwang macht die Moralität zunichte, deren Wesen ja gerade in der freien Wirksamkeit des Vernunftgebots besteht.

Nun gibt es, wie wir sahen, im Grunde nur ein Sittengesetz: handle so, daß du jederzeit wollen konnst, die Maxime deines Handelns solle ein Gesetz für die ganze Menschheit werden. Von besonderen Sittengesetzen, von einzelnen sittlichen Pflichten kann also im Grunde nicht die Rede sein, denn das Sittliche besteht so gerade in der allgemeinen Form (daß die subjektive Maxime des Handelns formell den Charakter der Gesetzmäßigkeit habe), nicht in dem speziellen Inhalt der Motivation. Wenn ich also dennoch besondere Sittengesetze aufstelle und von einzelnen sittlichen Pflichten rede, so kann das nur in dem Sinne gemeint sein, daß ich Annäherungswerte aufzufinden mich bemühe, feste Leitfäden und sichere Richtungslinien, die es ermöglichen, daß man in dem ungeheuren Gewirr und der Komplikation menschlicher Beziehungen und Motivreihen mit einiger Sicherheit den Weg zum Sittlichen hin einschlage oder ihn doch wenigstens nicht ganz verfehle. Nur in diesem Sinne also kann es eine besondere Tugendlehre geben. Sie unterscheidet sich darin sogar noch wesentlich von der Rechtslehre. Auch in dieser haben die speziellen Gesetze nur einen Annäherungswert gegenüber der allgemeinen Rechtsnorm und der Idee der Gerechtigkeit; doch ist hier, da das Aeußere, die Handlung, in Frage kommt, welches so viel leichter inhaltlich zu bestimmen ist als ein Inneres, diese Annäherung an den Charakter einer wirklichen Gesetzmäßigkeit so groß, daß der Spielraum der Abweichung von ihr nur ein verhältnismäßig geringer ist. Darum nennt Kant die Rechtsgebote und Rechtspflichten enge, die sittlichen Gebote und sittlichen Pflichten weite Gebote und Pflichten. Man denke z. B. an das oben gegebene Beispiel von dem anvertrauten Gut zurück, dessen Besitzer stord, ohne daß jemond von jener Thatsache etwas wußte. Die einfache Rechtspflicht — ein Depot nicht zu unterschlagen, an fremdem Eigentum sich nicht zu vergreifen — ist mit gesetzlicher Strenge ziemlich genau zu bestimmen, wiewohl ouch hier ein gewisser Spielraum für Zweifel bei der Anwendung im einzelnen bleibt, ein Spielraum, der eben die Auslegung des Gesetzes durch den Richter notwendig macht. Aber nun betrachte man denselben Fall unter dem rein moralischen Gesichtspunkte: da fordert der kategorische Imperativ, daß nur um der Pflicht willen, ohne Beimischung irgend eines anderen Motivs, das anvertraute Gut zurückgegeben werde. Aber wie will ich mit einiger Sicherheit bestimmen, welche Merkmale meine Triebfeder haben müsse, damit sie nur die Pflicht sei und keine anderen sich verstohlen einmischen? Der, welcher das fremde Gut, das ihm anvertraut wurde, sogleich zurückgiebt, glaubt vielleicht, rein pflichtgemäß zu handeln, und vielleicht verfährt er doch nur so aus Schwäche, vielleicht aus Furcht vor Entdeckung oder übler Nachrede, vielleicht um vor Anderen im Lichte besonderer Moralität zu glänzen, und am Ende würde er ganz anders handeln, wenn er nicht selbst zu den Besitzenden gehörte und fremden Eigentums nicht bedürfte u. dgl. Kurz, es ist vollkommen unmöglich, ein besonderes Sittengesetz so aufzustellen, daß in jedem Falle die Merkmale der sittlichen Handlung eindeutig zu bestimmen wären.

In diesem Sinne muß auch der Widerstreit der Pflichten verstanden werden, dessen Erörterung den Inhalt der sogenonnten moralischen Kasuistik bildet. Einen Widerstreit der Pflichten konn es, genau genommen, nicht geben, denn in jedem einzelnen Falle ist die sittliche Handlung nur eine, knnn nur in einerlei Weise der kategorische Imperativ erfüllt werden. Aber da es sich hier um etwas rein Innerliches handelt, um die Forderung, daß nichts als das odsolut klare und reine Bewußtsein der Pflicht um der Pflicht willen die Handlung motiviere, so ist es auch dem schorfsinnigsten, auch dem tiefdringendsten und von reinstem sittlichen Streben erfüllten Herzenskundigen nicht immer möglich, in dem ungeheuren Geflecht menschlicher Vorstellungsreihen jenen einen Punkt sittlicher Motivation mit Sicherheit zu treffen und mit Genauigkeit zu bestimmen. Darum warnt Kant auch vor jenem grüblerischen Sichhineindohren in die Irrgänge der moralischen Kasuistik, auch in Bezug auf das eigene Handeln, wie man es ost namentlich bei schwachen und schwankenden Charakteren findet, und er erklärt, daß auch die Pflicht, den Wert seiner Handlungen nicht bloß nach der Legalität, sondern auch nach der Moralität (Gesinnung) zu schätzen, nur von weiter Verbindlichkeit sei.

„Denn es ist dem Menschen nicht möglich, so in die Tiefe seines eigenen Herzens einzuschauen, daß er jemals der Reinigkeit seiner moralischen Absicht und der Lauterkeit seiner Gesinnung auch nur in einer Handlung völlig gewiß sein könnte; wenn er gleich über die Legalität derselben garnicht zweifelhaft ist. Vielmals wird Schwäche, welche einem Menschen das Wagstück eines Verbrechens odrät, oan demselben für Tugend (die den Begriff von Stärke giebt) gehatten, und wie viele mögen ein longes schuldloses Leben geführt haben, die nur Glückliche sind, so vielen Versuchungen entgangen zu sein; wie viel reiner moralische Gehalt bei jeder That in der Gesinnung gelegen habe, das bleibt ihnen selbst verborgen."

(Schluß folgt.)

Skizzen zum Unterricht in der Lebenskunde.

Verantwortlichkeit.

1. Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Wenn Eure Eltern einmal einen längeren Spaziergang machen und Euren kleinen Bruder donn unter Eurem Schutz zurücklassen, so sagen sie: Wir vertrouen ihn Dir an, Du bist jetzt verantwortlich dafür, daß ihm nichts passiert. Was heißt das, „verantwortlich"? Es heißt: Wenn ihm in dieser Zeit irgend etwas zustößt, so hast Du schuld, denn von Deiner Aufmerksamkeit hängt es ab, daß er nichts thut, wobei er sich beschädigen kann — oder daß er nicht etwa von Hause fortläuft und sich verirrt. Wenn nun aber ein Gewitter kommt und erschlägt ihn in der Stube, — seid Ihr dann ouch verantwortlich? Nein! Warum nicht? Weil es nicht in Eurer Hand liegt, wohin der Blitz schlägt. Also verantwortlich werdet ihr nur gewocht, wenn die Ursoche eines Unglückes in einer Nachlässigkeit oder in einem Fehler von Euch liegt. Glaubt Ihr nun, daß Ihr für Eure Geschwister nnr dann verantwortlich seid, wenn sie Euch gerode besonders von der Mutter zum Hüten onvertraut sind? Oder glaubt Ihr, das Ihr nur verontwortlich dafür seid, daß ihrem Körper nichts passiert? Gewiß nicht. Wie von der Sonne beständig Licht und Wärme in die Welt strömen, so strömt von Eurem Beispiel ununterbrochen eine Kroft aus, welche die Andern im Guten oder Schlechten bestärkt und ermutigt. Wenn Ihr etwas Gutes und Feines sogt oder thut, so ist es, als ob Ihr Euren Geschwistern den Arm reichtet und ihnen helft — wenn Ihr Schlechtes thut, so ist es, ats ob Ihr ihnen ein Bein stelltet, daß sie fallen. Nichts thut Ihr im Grunde allein, sondern all Euer Benehmen, all Eure Angewohnheiten sind zugleich eine Gabe für Andere. Könnt Ihr mir dafür einige Beispiele finden? Nicht wahr, wer schmutzige Worte im Munde führt, der steckt Andere damit an, und wer mit schmutzigen Händen zu Tische oder in die Schule kommt, der verführt auch die Andern, das Gleiche zu thun. Bei allem, was der Mensch thut, sieht er sich um, ob er wohl Gesellschaft hot, und sobold er einen sieht, der es so macht wie er, dann ist er beruhigt. Wenn jeder Mensch wüßte, daß jeder im Grunde ein König ist, auf den die Andern sehen und nach dem sie sich richten, donn würde er sich ganz anders zusammennehmen und sein Szepter ergreifen, um die Menschen aus Schmutz und Zank herauszuführen. Habt Ihr einmal beobachtet, wie schon das bloße Gähnen ansteckt, ganz ohne daß mon es absichtlich nachahmt? Es ist, als ob zahlreiche unsichtbare Leitungsdrähte von einem Menschen zum andern führten und den Austausch besorgten, selbst wenn man es garnicht will. Dafür könnte ich noch viele Beispiele geben — oder es ist besser, wenn Ihr es selber einmol beobachtet und Euch danoch richtet. Jeden-

Digitized by Google

falls seht Ihr, mon ist seines Bruders Hüter, auch wenn mon garnicht besonders dazu ernannt ist. Und mon kann ihn nur richtig hüten, wenn mon weiß, wieviel er einem obguckt und wie ansteckend olles ist, was man thut und sogt.

Beim Hüten kommt es nder nicht bloß dorouf on, daß mon seinem Bruder felder ein gutes Beispiel giebt, sondern ihn ouch vor der Versuchung bewohrt. Wenn Euch z. B. ousgetrogen wird, Ihr sollt oufpassen, daß der Kleine sich nicht in Abwesenheit der Mutter den Mogen verdirbt oder ein Bein bricht — werdet Ihr dann einen Teller mit Chokolade auf den Tisch stellen oder ihn ouf der Treppe spielen lassrn? Nein, im Gegenteil, Ihr werdet die Süßigkeiten verstecken und ihm irgend etwas erzählen oder ihn spielen lossen, wobei er von allen schlechten oder gefährlichen Dingen obgelenkt wird. Da Ihr oder nicht bloß den Mogen und die Beine Eures Bruders zu behüten hobt, sondern ouch sein Herz nnd seine Seele — müßt Ihr do nicht noch viel vorsichtiger sein? Denkt einmal, Euer Bruder hätte große Anlogen zum Jähzornigwerden und Eure Eltern fürchten, das könne ihm später im Leben noch einmnl furchtbares Unglück onrichten. Wenn Ihr nun ollein mit ihm seid, wie werdet Ihr ihn behüten? Werdet Ihr ihn beständig reizen, domit ihm die Zornonfälle immer mehr zur Gewohnheit werden? Nein — Ihr werdet jede Gelegenheit vermeiden und ihn ablenken von ollem, was ihn außer sich bringt, denn sonst könntet Ihr ouch einmol verantwortlich dofür gemacht werden, wenn die Anlage bei ihm eine ganz krankhafte Gewohnheit wird.

Als ich einmol in der Sonntogsstunde den Knoben gefogt hatte, daß sie sich selbst beherrschen und niemals ihre Schwester grob onfahren sollten, do sah ich, wie sich die Mädchen noch ihnen umdrehten, als wollten sie sagen: „Seht Ihr wohl, Ihr Lümmels, da hobt Ihr's, der sagt's Euch einmol!“ Und nachher hörte ich, eine Schwester hobe ihren Bruder den gonzen Heimweg über gekniffen nnd immer gesogt: „Nnn beherrsch' Dich doch.“ Das klingt sehr lustig, mon wuß es aber doch sehr ernst nehmen, denn es zeigt, daß die Schwestern nicht daron dachten, daß sie ouch verontwortlich sind für die Angewohnheiten ihrer Brüder. Wenn eine Schwester ihren Bruder beständig plagt und reizt, und er dann die Selbstbeherrschung verliert, so ist sie mitschuldig daran, daß sein Zorn immer ungezähmter in ihm wird. Ich hobe Euch einmal von Pestnlozzis Zukunftstraum erzählt. Er wünschte, daß künftig nicht nur die Diebe bestraft nnd ins Gefängnis gesteckt würden, sondern daß sie dort bedient würden von all denen, die sie in Versuchung geführt haben. Nun stellt Euch einmal vor, Ihr reiztet Euren Bruder so oft, daß die Aufgeregtheit und die Heftigkeit bei ihm zur festeingewurzelten Gewohnheit würde und er thäte dann später in der Wut einmol etwas, wofür er ins Gefängnis müßte — würde Euch nicht das Gewissen plogen? Würdet Ihr nicht meinen, Ihr müßtet ouch auf der Anklogebank sitzen, da Euer Benehmen seine Reizbarkeit immer größer gemacht hot?

Ihr erinnert Euch vielleicht ous der Odyssee on die Zauberin Circe, die mit ihrem Zauberstabe die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte. Jeder Mensch hat im Grunde einen solchen Zouberstab, mit dem er diejenigen verwandeln kann, die mit ihm in Berührung kommen. Wer selber unrein ist, verwandelt auch seine Mitmenschen durch seinen Umgang nur zu leicht in Schweinchen. Viele kleine Schwestern verwandeln ihre Brüder durch forwährendes Stücheln und Aergern in bellende Hunde oder wildgewordene Büffel; darum sage ich: Nicht bloß die Schwestern sind den Brüdern onvertraut, sondern ouch die Brüder den Schwestern, selbst wenn diese viel jünger sind. Denn ob der Bruder ein liebevoller und edler Mensch wird, — das hängt nicht nur von seinen ongeborenen Eigenschaften ab und von seiner Erziehung durch die Eltern, sondern ouch davon, ob seine Geschwister sich Mühe geben, immer nur bei seinen guten Eigenschaften anzuklopfen und nicht das Wilde und Rohe in ihm zu reizen. Denn je öfter er gereizt wird, um so stärker wird es, gerode so wie ein Muskel stärker wird, je mehr man ihn übt, oder ein Geleise tiefer, je mehr man darauf fährt. Erinnert Euch daran, wie es geht, wenn mon obends beim Einschlafen husten muß. Verkneift man es sich gleich, donn geht es bald vorüber — jedesmol oder, daß man hustet, macht das Verkneifen schon schwerer, weil der Hols mit jedem neuen Husten immer mehr gerötet und gereizt wird. So ist's ouch mit dem Jähzorn. Jeder neue Wutonfall macht es schon schwerer, den nächsten zu verkneifen, weil die Nerven eben immer empfindlicher und unfähiger zum Widerstand werden. Darum sollte mon immer schonend mit reizboren Mädchen umgehen. Viele Schwestern aber mochen es mit ihren Brüdern wie mit Kettenhunden, die sie zum Bellen reizen wollen und darum „ks ks“ rufen. Meint Ihr oder nicht, daß es viel schöner ist, wenn eine Schwester immer still zu sich sngt: „Ich will meines Bruders Hüter sein!“?

* * *

3. Die Schiffsschroube.

Ein englischer Dichter erzählt einmol ein Märchen von einer gonz winzigen Schraube, die in einem riesigen Ponzerschiff mit tousend anderen ebenso kleinen Schrauben zwei große Stohlplotten miteinander verband. Diese kleine Schraube fing mitten in der Fahrt durch den indischen Ozean plötzlich an, etwas locker zu werden und drohte herauszufallen. Da sogten die nächsten Schrauben zu ihr: Wenn Du herousfällst, dann gehen wir ouch. Und die Nägel unten im Schiffskörper sngten: Uns wird es ouch zu eng, wir lockern uns ouch ein wenig. Als die großen eisernen Rippen das hörten, da riefen sie: Um Gottes willen bleibt, denn wenn Ihr nicht mehr haltet, dann ist es um uns geschehen. Und dos Gerücht von dem Vorhoden der kleinen Schroube verbreitete sich blitzschnell durch den gonzen riesigen Körper des Kolosses. Er ächzte und erbebte in allen Fugen. Da beschlossen sämtliche Rippen und Platten und Schrauben und ouch die kleinsten Nägel, eine gemeinsame Botschoft on die kleine Schraube zu senden, sie möge doch bleiben, denn sonst würde das ganze Schiff bersten und keines von ihnen die Heimat erreichen. Das schmeichelte dem Stolz der kleinen Schroube, doß ihr solch ungeheure Bedeutung beigemessen wurde, und sie ließ sagen, sie wolle sitzen bleiben.

Wir hoben das letzte Mol von der „Verontwortlichkeit“ gesprochen. Da werdet Ihr gewiß aleich wissen, warum ich Euch diese Geschichte von der kleinen Schroube erzähle. Die kleine Schroube dachte, wenn sie sich's ein wenig dequem machte, so sei dos nur ihre eigene Sache und ginge Niemond etwas on. Aber an dem Entsetzen, das durch den gonzen Schiffskörper ging, mußte sie sofort merken, wie eigentlich das ganze Schiff von ihrem Beihiel obhing. Darum war sie mit verantwortlich. Denn das, was sie that, das war von der größten Bedeutung für alle Teile des Schiffes. Und ist es nicht wirklich wahr, daß, wenn ein Nagel sich lockert, bald ouch olle ondern herausgleiten und die Lockerung immer weiter geht? Denn eins hält dos andere. Und wenn nun das Schiff zu Grunde gegangen wäre — vielleicht hätte die Schiffsgesellschaft dann Bankerott machen müssen und durch ihren Fall wären wieder zahlreiche andere mit ins Gleiten gekommen.

Ist es nun nicht genau so im menschlichen Leben? Ihr hört oft von der Beamtenschaft eines Landes sagen: Sie ist treu und undestechlich. Oder von der eines onderen Landes: Es ist kein Verlaß auf sie, alle sind käuflich. Glaubt Ihr nun, daß solche Verderbnis bei den Beamten etwo mit einem Mol beginnt? Nein, es lockert sich zuerst eine einzige Schraube. Ein einziger Beamter nimmt ein kleines „Trinkgeld“ an, eine ganz kleine Unregelmäßigkeit. Die Kollegen bemerken es und denken: Warum sollen wir nicht ouch unsere Einnahmen etwas verbessern? In ihren Gesprächen om Wirtshaustisch werden sie über Bestechlichkeit schon viel nachsichtiger reden ols früher. „Mon muß mitmachen, was überall Gebrauch ist,“ heißt es. „Mon konn nicht rein b'eiben wie ein Engel in diesem schmutzigen Leben.“ — Und es dauert nicht lange, so ist die ganze Beamtenschaft bis oben hinauf vergiftet. Leider geht es hier nicht so, wie in dem Märchen von der Schraube, daß olle die übrigen Beamten noch vor der That dem, der locker werden will, eine Botschaft schicken können: „Um Gottes willen, laß die Hand davon, wenn Du nicht fest bleibst, so geht ouch unser Gewissen in die Brüche!“ Das Beispiel geht langsnm weiter wie schleichendes Gift, und der Letzte wird erst ongesteckt, wenn der Erste schon wieder eine neue und schlimmere Unregelmäßigkeit plont. Aber jeder, der so im Kleinen untreu werden will, der sollte sich in der Phontasie vorstellen, es kämen wirklich olle die ondern in langem Zuge zu ihm gegongen und bäten ihn auf den Knieen, nicht das erste böse Beispiel zu geben, und hinter ihnen kämen die Frauen und Kinder, die entehrt werden durch die Gewissenlosigkeit des Vaters, entehrt und des festen treuen Vaterouges beraubt — und dohinter steht noch eine unobsehbare Menschenmenge, das sind alle die, auf welche das böse Beispiel der gelockerten Beamtentreue herabtropft und die es irre mocht in der Ehrlichkeit und der gelobten Pflicht. Ein Dichter

Digitized by Google

hat einmal gesagt, die schrecklichste Strafe in der Hölle, schlimmer als gebraten und mit Zangen gezwickt zu werden, das sei, wenn einer von oben alles das mitansehen müsse, was auf der Erde aus seinen Uebelthaten, ja schon aus seinen kleinsten Fehltritten folge. Die unendliche Kette von Not und Jammer und Gewissensverirrung von oben mitansehen und sich sagen zu müssen: „Du bist verantwortlich, Du hast den Stein ins Rollen gebracht.“ — das sei doch das Furchtbarste, was man sich ausdenken könne.

Es ist nun gewiß viel besser für uns Alle, wenn wir die Folgen unserer Thaten nicht erst sehen, nachdem nichts mehr zu ändern ist und das Gewissen wie ein elektrischer Scheinwerfer ein Stück der Kette nach dem andern beleuchtet, sondern lieber vorher, bevor sie gethan sind. Ach, wieviel Thörichtes und Schlechtes bliebe ungethan, wenn wir, so lange wir bei gesunden Sinnen sind, ein bischen mehr studierten, wie in den menschlichen Handlungen eins aus dem andern folgt und wie jeder Mensch das Schicksal seines Nebenmenschen ist, seine Vorsehung, der er anvertraut ist!

Ihr habt gewiß schon in den griechischen Sagen gelesen von Familien, auf denen ein alter Fluch lagerte, wie z. B. auf der Familie des Agamemnon, wo eine Bluthat der andern folgte. Dieser Fluch besteht im Grunde auch nur darin, daß das furchtbare Beispiel, das irgend ein Stammesvater der Familie gegeben hat, sich rächt an allen seinen Nachkommen, nicht bloß dadurch, daß sie vielleicht seine Anlage erben, sondern noch mehr dadurch, daß der Anblick des bösen Beispiels und die Erinnerung daran immer neue Menschen verführt und verwildert — so wie man schwindlig wird und seinen Halt verliert, wenn man an einen ungeheuren Abgrund tritt.

Was ich Euch hier von der Familie und vorhin von der Beamtenschaft sagte, das könnt Ihr am besten in Eurem Schulleben beobachten. Nämlich wie verantwortlich jeder mit seinem Beispiel ist und wie viele von ihm abhängen, auch ohne daß er Direktor oder Oberlehrer ist. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß ein älterer Schüler in unserer Klasse in kurzer Zeit die ganze Klasse mit seinen schmutzigen Redensarten angesteckt hatte. In jedem Menschen, auch wenn er noch so gut erzogen ist, lauert ein kleiner Schmutzfink, der unterhalten sein will — und trotzdem hat jeder daneben ein besseres Ich, das sich schämt und das erste Wort nicht hinauslassen will — aber sowie einer den Anfang macht und die gute Scheu überwindet, dann folgen die andern reißend schnell. Ebenso hat aber auch das gute Beispiel eine wunderbare Gewalt. Nicht nur in den alten Märchen, nein, noch heute kann jeder reine und gütige Mensch Andere vom bösen Zauber erlösen. Wer möchte nicht solch' ein Erlöser werden?

Streiflichter.

Schuldbewußtsein oder Schuldgefühl? Von Schuldbewußtsein möchte ich reden. Denn das Schuldgefühl ist oft nur Residuum und Bodensatz früheren Schuldbewußtseins. Und darum ist es, wie alle Gefühle, oft trüglich, wenn es nicht stetig kontrolliert wird durch das Bewußtsein.

Schuldbewußtsein aber ist, wie Else Hasse*) ganz richtig sagt, kein Absurdum, sondern eine ebenso reale und geistgreifliche Thatsache, wie die Feder, damit ich schreibe, handgreiflich ist.

Die Grundlage des Schuldbewußtseins ist das Bewußtsein der Möglichkeit. Es ist möglich, eine Gleichung nach der einen oder nach der anderen Methode zu lösen; es ist auch möglich, sie nicht zu lösen, z. B. wenn ich nicht achtgebe. Es ist meist möglich, ein Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Diese Möglichkeit ist Bewußtseinsthatsache, und zwar eine Thatsache, der keine Naturwissenschaft, wenigstens bis heute, beikommt, auf der aber alle Forschung ihrerseits gründen muß.

Wenn nun das Bewußtsein von Möglichkeiten vorhanden, die Wege zum Ziel abgesteckt und die Handlungskette vermöge einer inneren bewußten, (nicht äußeren aber bewußtlosen) Gegenwirkung anders abläuft, das Ziel also verfehlt wird: so entsteht ein natürlicher Widerspruch in uns zwischen dem Bewußtsein des Gewollten und dem Bewußtsein des Geleisteten, der zum Widerstreit wird. Das ist das einfache — einfache und doch rätselhafte — Element des Schuldbewußtseins; und das diesem Bewußtsein entsprechende Gefühl ist das Element des Schuldgefühls.

* * *

Das Schuldgefühl des gebundenen und das Schuldgefühl des freien Menschen. Das sittliche Bewußtsein des gebundenen Menschen sagt: All Dein Denken, Wollen und Thun muß mit dem Dir von einer heiligen Autorität von außen gegebenen Gebote übereinstimmen.

Das sittliche Bewußtsein des freien Menschen sagt: All Dein Denken, Wollen und Thun muß zu einer vernünftigen Ordnung aller menschlichen Thätigkeiten zusammenstimmen.

Das sittliche Bewußtsein des gebundenen Menschen gerät also in Widerstreit und Schuldbewußtsein, wenn er etwas gedacht, gewollt oder gethan hat, dessen Nichtübereinstimmung mit jenem Gebote er vorher aber nachher gewahr wird.

Das sittliche Bewußtsein des freien Menschen gerät in Widerstreit und Schuldbewußtsein, wenn er etwas gewollt und gethan hat, wovon er vorher wußte aber wissen mußte, daß es dem Ziele einer vernünftigen Ordnung menschlichen Thuns widerspricht.

Das Schuldbewußtsein des gebundenen Menschen führt ebensowohl zur Aenderung seines Handelns und zur Besserung des Verfehlten, wo es möglich ist, als auch zur bloßen Büßung, Kasteiung und Selbstquälerei, wo er das nicht als möglich erkennen kann.

Das Schuldbewußtsein des freien Menschen heißt ihn ebenso wie jenen, sein Handeln und Wallen ändern und gut machen, was verfehlt ist; aber es gebietet ihm, wo dies aussichtslos ist, nicht zu büßen und sich zu kasteien, sondern stets nach jeder Niederlage um neue Kraft zu werben, damit dem Schlimmen Besseres entquelle.

Warum stellt man diese grundlegenden Unterschiede nicht klarer in den Vordergrund? Criticus.

*) Vgl. Nr. 42.

Bücherschau.

Pinta Ribeiro: „Estudos e Panegyricos“. Bibliotheca Moderna. Gouveia 1902. 48 Seiten.

Pinta Ribeiro gehört zu den tüchtigsten Sozialagen der bei uns in Deutschland leider noch so gänzlich unbekannten portugiesischen Wissenschaft. Anhänger des bekannten Lettres der französischen Monatsschrift „L'Humanité Nouvelle“, Augustin Hamon, sieht Ribeiro eine seiner Hauptaufgaben in der rückhaltslosen Bekämpfung des Militarismus. Seine logische Konsequenz ist eine geschlossene, unerbittliche. Auf S. 26 drückt er den Gedankengang seiner Broschüre in die knappen Sätze zusammen: „A Civilisação tem por causa final—fazer Homens. O Militarismo dedica se a fazer bestas., — a contraria. (Die Kultur hat das Endziel: Menschen zu machen. Der Militarismus beschäftigt sich damit, die Menschen zum Tier zu stempeln, also mit dem Gegenteil!)

Die Broschüre Ribeiro's, die von echtmenschlichem Standpunkt aus eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit beleuchtet und die sich deshalb in mehr als einer Hinsicht Leo Tolstoj nähert, dürfte Jedem Interessantes bieten, der für eine offene Aussprache überhaupt Sinn hat. Der eigenartige Eindruck, den sie in die speziell portugiesischen Verhältnisse gewährt, ist dabei noch von besonderem Reiz.

Dr. R. Michels.

* * *

Mietam Eck: „Der klingende Beeg.“ Novelle. Axel Junkers Verlag 1903. Preis 2 Mark. Die literarischen Gaben der Verfasserin tragen ein besonderes Gepräge: sie sind zeitlos, ohne unzeitgemäß zu sein. Die in der vorliegenden Novelle lose aneinandergereihten Bilder aus der Natur und aus dem Leben der großen und kleinen Leute schildern Vorgänge, die sich zu allen Zeiten begeben können, deren frische Natürlichkeit aber dem Kulturübersättigten Menschen von heute besonders wahlthun wird. Wer eine Stunde lang die Händel, Probleme und brennenden Fragen der Gegenwart vergessen und die Welt einmal wieder mit hellen träumerischen Kinderaugen betrachten will, der muß sich bei der Dichterin der vorliegenden Novelle zu Gaste bitten. E. H.

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Herbstprogramm 1903.

Freitag, den 13. November, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Monatsversammlung. Geh. Rat Prof. Dr. v. Liszt: „Tolstoi als Kriminalist." Diskussion. Gäste zahlen 50 Pf. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Jüdenstraße).

Sonntag, den 22. November, mittags. Bürgersaal des städt. Rathauses (Näheres durch die Tagesblätter!). Vortrag von Dr. R. Löwenfeld, Direktor des Schillertheater: „Zur Frage der Kostüme für die weiblichen Mitglieder unserer Bühnen." Eintritt frei.

Sonntag, den 13. Dezember, 7 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder: Plauderei von Prof. Bruno Meyer über „Neuere Monumentalkunst in Berlin". Erfrischungen zu Aschingerpreisen.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Paersler: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskellrr (Eingang Spandauerstraße).

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Angemessenen Wirkungskreis,

ohne Rücksicht auf Höhe des Einkommens, sucht hierdurch ein wohlbekannter ethischer Sozialreformer, ständiger Mitarbeiter dieses Blattes. Bisher mit viel Erfolg sozial-literarisch tätig, möchte er, unter Verzicht auf sein jetziges gutes Einkommen, künftig mehr als bisher, **event. gänzlich,** sich einem oder dem andern wichtigeren Gebiete der aktiven **praktischen** Sozialpolitik widmen: Kinderfürsorge, Wohnungselend, Friedensbewegung, Genossenschaftswesen, Gewinnbeteiligungsfrage 2c. Der angestrebte Wirkungskreis sollte ein großer sein, denn der Betreffende hat Organisationstalent und praktischen Sinn. Domizil nebensächlich. Anträge unter „Humanus" befördert Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** u. s. w., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen ! - - - und Zeitschriften der Welt. - - - !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungsliste gratis u. franko.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Eine junge Dame (21 Jahre) sucht im Kreise einer feinen Familie gegen entsprechende Vergütung Aufnahme. Ihr Wunsch geht dahin, unter vollständigem Familienanschluß an allen praktischen und geistigen Interessen des Hauses sich zu beteiligen, auch an einem angeregten, gesellschaftlichen Verkehr; Anwesenheit einer gleichaltrigen Tochter erwünscht. Pflege eines innigen Familienlebens mit geistiger Anregung Hauptbedingung.

Ausführliche Offerten mit Referenzen werden erbeten unter **F. W. 4008** an Rudolf Mosse, Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Modernes Märtyrertum.

Ein Lebensbild

von

S. Dornen.

Preis brochiert 3 Mark

Die **Börsenzeitung** schreibt darüber: Dieses Lebensbild liest sich wie ein Roman, aber es ist bei weitem mehr. In diesem Buche liegt Niederschlag des Besten unserer Zeit. Das Ringen eines freigeistigen Mädchens gegen die Ueberlieferungen, die wir Religion zu nennen gewöhnt sind, wird hier mit hoher dramatischer Kraft vor Augen geführt und bewiesen, daß der inneren Wahrhaftigkeit ein erhabenerer Werth innewohnt, als dem äußeren auf Unwahrheit aufgebauten Glück. In diesem Buche sind in Betreff der „christlichen Religion der Zukunft" Gedanken von fast weihevoller Schönheit enthalten. Und dabei ist die eigentliche „Geschichte" mit großem Erzählertalent überaus anschaulich vor Augen geführt. Wir wünschen dem aufklärenden Buche — gegen das die Zeloten eifern werden — die weiteste Verbreitung.

Das Bureau der D. G. E. K.,

Unter den Linden 16III, ist wieder geöffnet. Sprechstunden des Unterzeichneten:

Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag von 10½—12½ Vorm., Sonnabend von 4—5 Nachm. **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Pieper in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 9512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 21. November 1903. | Nr. 47.

Nachdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ein religiöser Papst. Von Peter Rosegger.
Aus der Ethik Kant's. Von Dr. M. Kronenberg.
Zur Sozial-Ethik. Von Karl Vorländer.
Streiflichter:
Ein neues Bilse-Konzert.
Wissenschaft der Mütter.
Sprechsaal: Zur Volkskunst.
Bücherschau.

Ein religiöser Papst?

Gedanken von Peter Rosegger.*)

Der Hochsommer dieses Jahres gehörte dem Papst. Dem alten und dem neuen „Der alte Pecci stirbt, der Papst lebt ewig!“ Mit diesen Worten des sterbenden Leo wollte er im Papsttum das Menschliche und das Göttliche kennzeichnen. Die Welt horchte auf. Die ganze gesittete Welt, auch die nicht katholische, sogar die nicht christliche, horchte auf und hielt den Atem ein, die vierzehn Tage lang, die Leo starb. Ich glaube kaum, daß der Tod je eines Papstes, selbst im Mittelalter, größeres Aufsehen erregt hat, als nun der Tod Leo's. Und doch war er nicht weltbeliebt gewesen, vielmehr, er war mit der Welt und dem Zeitgeist prinzipiell in schärfstem Zwiespalt gestanden. Aber man hatte mit ihm eben zu rechnen, als mit einer Großmacht, denn hinter ihm standen die katholischen Völker als das ungeheuere, wohldressierte Heer der Kirche. Leo beherrschte zwar nicht das Reich der Geister, wohl aber das Reich der Seelen, und dieses ist unvergleichlich gewaltiger, als jenes. Diesem Heere gegenüber stand der Papst als Statthalter Christi auf Erden, mit diesem Heere der Welt gegenüber stand er als weltlicher Fürst, als kluger Diplomat, als Mitbestimmer im Rate der Völker. Ob er seinen Kirchenstaat hatte oder nicht, das zählte kaum; ja es schien, als sei nicht bloß seine kirchliche, sondern auch seine politische Macht gestiegen, seit er scheinbar von der Scholle losgelöst, rein geistiger Beherrscher der katholischen Christenheit war. Wem konnte der kleine, verrottete Kirchenstaat imponieren? Ja dieser am Fuße des göttlichen Statthalters hängende Erdklumpen war ein sehr komisches Ding, das die ganze Würde ins Niedrige und Lächerliche ziehen konnte. Erst das Reich, das ganz auf die Seelen gebaut zu sein schien, hat das große Ansehen gewonnen. Mit diesem Herrscher der Seelen war nicht so leicht fertig zu werden, als mit dem weltlichen Papa re. Daher mußte man ihn wohl oder übel gelten lassen. Der Diplomat Leo war der Politik seiner Zeit gewachsen. Die Papstwürde als einzige in ihrer Art auf dem ganzen Erdenrunde hat die Gemüter erwärmt, viele Geister gefesselt. Dazu bei Vielen der niedere Hang nach Kirchlichkeit. Daraus erklärt sich die ungeheuere Teilnahme aller Welt bei dem Tode Leo XIII.

Wer solche Stellung des Papstes nicht beständig vor Augen hat, der muß sich über die Art, wie in der Presse, auch der katholischen, dieser Papstwandel besprochen wurde, sehr gewundert haben. Auch mir ist bei Leo's Tode und bei dem darauffolgenden Konklave etwas Besonderes aufgefallen. Nämlich daß der Papst nicht mehr als religiöse, sondern fast einzig nur als politische Persönlichkeit behandelt wird. Daß der Papst Oberhaupt der katholischen Christenheit ist, wurde höchstens nur als Redeschmuck gesagt. Weitaus das meiste Interesse, ich sage noch einmal, auch der kirchlichen Presse, nahm des Papstes politisches Verhältnis zu den Ländern und Fürstenhäusern, besonders zum Königreich Italien, in Anspruch. Von seiner christlichen Aufgabe, von seinen religiösen Eignungen und Erfolgen war so viel als gar keine Rede. Bei einer Präsidentenwahl in Frankreich, bei dem Thronwechsel irgend eines großen Reiches könnte man nicht anders schreiben und erwägen, konnten die Regierungen Europas nicht diplomatischer vorgehen. Man hat sich eben gewöhnt, den römischen Papst vor allem nur als politische Persönlichkeit zu betrachten.

Und das ist ein grauenhaftes Zeichen, in dem das ganze religiöse Elend der Kirche grell widerleuchtet. Wenn der Papst eine politische Person ist, dann ist er keine religiöse, wenigstens kann er wirklich religiösen Gemütern nicht als Vertreter Christi auf Erden maßgebend sein.

Leo der Dreizehnte hat sich wohl nie mit persönlicher Seelsorge abgegeben, er ist dem religiösen Herzensleben der Menschen sicherlich nie so nahe gekommen, als ein armer Pfarrer auf seiner Dorfgemeinde. Er hatte aristokratische Neigungen, war geborner Diplomat und hat in diesem Sinne die Kirche äußerlich mit großem Geschicke und Glücke verwaltet und geleitet. Ist aber während der 25 Jahre seines Pontifikats die Kirche innerlich weitergekommen?

*) Die beiden ersten amtlichen Kundgebungen Pius X., Enzyklika und Absolution, die den Verlust des Kirchenstaats beklagen, lenken wieder die Aufmerksamkeit auf den heiligen Stuhl. Darum mögen die folgenden Ausführungen unseres verehrten Mitarbeiters, die er uns, obwohl sie schon früher geschrieben, jetzt noch zur Verfügung stellt, allseitige Beachtung finden. Auch dürften sie eine willkommene Ergänzung bilden zu den in Nr. 29 d. Jahrgangs erschienenen Darlegungen des Herausgebers, die ja s. Z. nicht ohne Widerspruch blieben; zum Zeichen dafür, daß, wie Rosegger uns schreibt: „in der Ethischen Kultur auch der Katholizismus Platz hat, wenn er guten Willens ist.“ D. Red.

Hat er die religiöse Sehnsucht der Gebildeten unserer Zeit verstanden oder auch nur geahnt? Hat er ihnen die Möglichkeit geboten, ohne Verleugnung der ihnen von Gott gegebenen Vernunft in der katholischen Kirche ihr Heil zu finden? Leo war nicht Mehrer des Reiches; er hat nicht eine einzige Schaufel voll Erde geworfen, um den Abgrund auszufüllen, der die römisch-katholische Kirche von der modernen Gesellschaft trennt. Doch Leo's persönliche Klugheit und Liebenswürdigkeit, sein offenes Auge für soziale Schäden und Bedürfnisse, seine persönliche Duldsamkeit gegenüber anderen Konfessionen, besonders hohen Häuptern und einflußreichen Männern gegenüber, hat seine kirchliche Rückständigkeit gedeckt, sodaß er Viele für seine Politik gewann. In diesem Sinne ist er mit Recht der weise Papst genannt worden.

Es ist gesagt worden, Pius IX. sei ein kirchlicher, Leo XIII. ein politischer Papst gewesen; nun bedürfe man einmal eines religiösen. Es ist bedenklich genug, daß es als besondere Eigenart betont werden muß, was doch selbstverständlich sein soll: Ein religiöser Papst! — — So ist nun nach mancherlei Konklavenöten ein schlichter Mann gewählt worden, der dem Bauernstande entstammt, es nicht durch Weltklugheit, sondern durch Frömmigkeit, Versöhnlichkeit und andere Christentugenden zum Patriarchen von Venedig gebracht hat, der barmherzig gegen Arme, wohlwollend gegen Alle gewesen und also der Liebling seiner Diözese geworden ist. — Giuseppi Sarto! Viele hoffen, daß du von Gott der Kirche gesandt wurdest als jener Mann, der not thut, dessen Diplomatie die Verträglichkeit, dessen Politik die Liebe ist. Auch du wirst es nicht vermögen, die Kirche umzugestalten, aber du kannst mit solchen Tugenden sie im Sinne Jesu beseelen. Du kannst die menschenverwirrenden, die völkerentzweienden Dogmen nicht ändern, aber du kannst sie in den Hintergrund stellen, das Einigende aber, das Evangelium, in den Vordergrund rücken and so ganz unpolitisch die beste Opportunitätspolitik der Kirche treiben.

Doch gemach! Ich habe in kirchlichen Blättern bereits gelesen,, man möge den neuen Heiligen Vater mit solchen Vorschlägen nicht verwirren, man möge seinen Plänen und Absichten nicht vorgreifen, sondern demütig schweigen und warten, was er beginnen werde. Mittlerweile hofft das Heilige Kollegium wohl Zeit zu gewinnen, den Sinn des gütigen Sarto in die alten Traditionen einzulenken.

Ich möchte dich aber doch über die Köpfe der Kardinäle hin erinnern, edler Sarto, daß du durchaus nicht Papst werden wolltest, daß man dich fast dazu hat zwingen müssen. Nun, da du es aber bist, so *sei* es. Auch ich hätte Papst werden sollen. Als damals meine Mutter mit dem nichtigen Waldbauernbüblein gen Birkfeld wanderte, daß der dortige Dechant mich in die Arbeit nehme uad es erst einmal mit dem Latein versuche, lehrten wir unterwegs beim alten Stockerwirt ein. „So, so," sagte dieser, „Geistlicher werden willst, Peterl. Ein lateinischer Herr! Na, nachher trink einmal, daß Du stark wirst." Er schob mir ein Kelchgläschen zu. „Trink Branntwein, Peterl, am End' wirst gar noch einmal Papst. Thu nur trinken!" Ich nahm einen Schluck und nahm noch einen zweiten, aber Papst bin ich nicht geworden. Vom Fusel wird man's nicht. Wäre ich's aber durch den heiligen Geist geworden uad säße jetzt statt deiner auf dem Stuhl Petri, dann wüßte ich, was zu thun wäre. Fürs erste möchte ich mich selbst befreien. Wisse, ich bin ein alter Petri Kettenfeier. So wollte ich als Papst selber mein Engel sein, mich aus dem Gefängnis erlösen und dann die ganze katholische Christenheit frei machen. Ich wollte erst einmal die Fesseln entzweischneiden, im Sinne dessen, der gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, gieb dem König, was des Königs ist, und Gott, was Gottes ist. Dann wollte ich sehen, wie herrlich sich die Kirche entwickeln müßte. — Auch du, Josef Sarto, bist einmal so tief unten gewesen als ich, und bist teils gestiegen, teils getragen worden zu dieser Höhe, auf welcher dich Alle als eine Leuchte sehen und Viele dich anbeten wollen. Lasse tagsüber deine Italiener lustig applaudieren, lasse dein Kollegium reden, was es will, zur Nacht aber lege unter dein Kopfkissen das Evangelium. Träume von dem Reiche Gottes, das Jesus, und nur er allein, uns gebracht hat: dann des Morgens, wenn du erwachst, wirst du wissen, was zu lehren ist und in solchem Bereiche unfehlbar sein. Siehe heute die Menschen, sie bangen, sie weinen nach Gott. Wenn du liebreich bist und klug, so kannst du die Menschheit gewinnen. Verschließe dich nicht in deinem Palast wie der mißtrauische Herodes, gehe hinaus unter das Volk, wie Jesus. Sei nicht König, sei Prophet. Zeige den Menschen Gott. Alle strecken nach ihm die Arme aus, die einen mit krampfigen Fingern, die anderen mit geballter Faust. Diese hassen den dogmatischen Gott, der wie ein mächtiger Mensch seine Freunde erhebt und seine Gegner zertritt. Lehre sie das Vertrauen zu Gott, der jeden sich nach ihm Sehnenden an der Hand nimmt und in Ewigkeit nimmer losläßt. Wer Gott entgegen kommt, so weit er kann nach seiner Art, der ist nimmer verlassen. Nach dieser Gewißheit dürsten die Menschen in diese dunklen Welt. Sie dürsten danach heute mehr als je; an dir, Vater Pius, wird es liegea, sie mit Nachsicht und Liebe zu finden, oder sie mit herzlosen Dogmen zurückzuscheuchen. Zürne nicht, wenn viele von der Kirche sich abwenden, freue dich, wenn sie die Gottheit suchen, jeder nach seiner Weise. Verkünde Gott den Menschen menschlich. Versuche es nicht, Gott von außea in sie hineinzutragen, trachte ihn auszuwecken in ihrem Innern.

Den Geistigen zeige Gott im Geiste, den Sinnlichen in Gestalten. Und solchen, die Gott nicht im Geiste und nicht in Gestalten fassen können, zeige ihn in der Liebe, da werden dich Alle verstehen. Wie du in deiner früheren Seelsorge als Pfarrer und als Patriarch mit den Fröhlichen fröhlich und mit den Betrübten betrübt gewesen bist; wie du geduldig and versöhnlich und nachsichtig die Menschen ertragen hast, wie sie eben sind, bereit allen, väterlich zu raten und zu helfen; wie du zu den Armen und Kranken und Verlassenen gegangen bist, sie aufgerichtet und getröstet hast — so thue es auch als Papst, und du wirst allen ein Vater sein. Das Christentum, lehre es die Menschen nicht bloß, lebe es ihaen auch vor, und du wirst ein Heiliger Vater sein. Jede Stelle auf Erdea ist schon besetzt, nur die Liebe hat noch keinen Anwalt und keinen Statthalter. Josef Sarto, sei du der Papst der Menschenliebe, and du wirst einzig, göttlich und unbestritten infallibel sein.

Aus der Ethik Kant's.

Von Dr. M. Kronenberg.

(Schluß.)

Wie lassen sich nun der Umkreis der Tugendpflichten und die wichtigsten Fälle der Anwendung des Sittengesetzes auf das praktische Leben am besten bestimmen? Wir können zunächst dem einen allgemeinen Gesetz der Sittlichkeit eine etwas veränderte Formulierung geben, welche seiner Spezialisierung, seiner praktischen Anwendung auf die Vielgestaltigkeit menschlichen Daseins leichteren Zugang eröffnet.

Alle Regeln für das menschliche Handeln, wie wir früher schon sahen, sind abhängig, bedingt durch gewisse Zwecke — nur das sittliche Handeln ist davon unabhängig: nur, wenn und soweit ich es mir zum Zweck mache, mir Ansehen unter den Menschen zu erwerben, muß ich so uud

so verfahren — das sittliche Handeln kennt keine solche Zwecksetzung. Der Grund dafür ist: alle Zwecke werden durch die Vernunft erzeugt, also kann die Vernunft selbst, von der diese ganze Reihe der Zwecke ihren Ausgangspunkt nimmt (um eben dorthin auch wieder zurückzukehren), nicht selbst ein Glied in der Reihe der Zwecke, sondern nur Schluß- oder Anfangsglied, also nur letzter oder Endzweck, niemals Mittel zum Zweck für Anderes, sondern nur Selbstzweck sein; und ebenso kann das rein vernunftgemäße, d. h. sittliche Handeln nur seinen Zweck in sich selber haben. Und da der Mensch alleiniges Vernunftwesen ist, so kann alles sittliche Handeln nur auf ihn als Endzweck und Selbstzweck abzielen. Man kann also das Sittengesetz auch so formulieren: Handele so, daß du jederzeit den Menschen (als Vernunftwesen) als Selbstzweck, niemals als Mittel zum Zweck betrachtest.

Daraus ergiebt sich zunächst die wichtige Folgerung: alle Ethik zielt nur auf den Menschen, außerhalb der Menschenwelt kann es keine Ethik geben, gegen andere Wesen als Menschen haben wir keinerlei Pflichten. Wir haben also keinerlei ethische Beziehungen zu irgend welchen übermenschlichen Wesen: es giebt also keine Pflichten gegen Gott; wir haben ebensowenig ethische Beziehungen zu untermenschlichen Wesen, Tieren, Pflanzen u. s. w. Wenn wir dennoch mit gutem Grunde auch von sittlichen Pflichten gegen Tiere und Pflanzen sprechen, so nur im uneigentlichen Sinne. Die sittliche Forderung etwa, Tiere nicht unnütz zu quälen, ist nicht eine Pflicht gegen diese, sondern gegen uns selbst, weil Tierquälerei unmenschlich ist, unser Empfinden abstumpft gegen fremdes Leiden u. s. w.

Giebt es demnach nur Pflichten gegen Menschen, so kann man sie zweckmäßig einteilen in Pflichten gegen sich selbst und gegen andere Menschen. Ueberall handelt es sich darum, den Menschen als Selbstzweck, nie als Mittel zum Zweck zu betrachten, immer die Würde des Menschen zu bewahren, die Integrität der Persönlichkeit aufrecht zu erhalten.

Bei den Pflichten gegen sich selbst bedeutet dies zweierlei: Erhaltung und Entwicklung des physischen Selbst, als der Natur-Grundlage der Persönlichkeit — also Verwerfung des Selbstmordes — und dann vor allem Erhaltung und Entwicklung (Vervollkommnung) des moralischen Selbst. Von der negativen Seite her betrachtet, bedeutet dieses letztere: würdige dich nicht herab, wirf dich als Persönlichkeit nicht weg, achte immer in dir die Würde des Menschen als Vernunftwesen. Das bedeutet zunächst: verachte nicht die Stimme der Vernunft, sei ehrlich, wahrhaft und aufrichtig, lüge nie! Die Lüge in jeder Gestalt ist für Kant das Grundelement alles Bösen, und wenn manche Moralisten darauf hingewiesen haben, daß man in gewissen Fällen gezwungen sei zu lügen, daß man, wie Benjamin Constant einmal gegen Kant ausführte, zur Wahrheit nur verpflichtet sei, wo der Andere ein Recht auf sie habe, so antwortet*) Kant: Nein, wir dürfen niemals lügen; und die Wahrheit ist nicht etwas, was wir Anderen, sondern was wir uns selbst schuldig sind, uns, d. h. der Integrität, der Einheit unserer Persönlichkeit, die auf der Einheit der Vernunft beruht. Wer lügt, erniedrigt sich selbst, als freies Vernunftwesen, zum Mittel behufs Erreichung von Zwecken, die außerhalb seiner selbst liegen. — Eben solche Selbsterniedrigung findet statt im Geize, d. h. wenn wir die Würde unserer Persönlichkeit dem äußeren Besitz unterordnen, wenn wir uns von bloßen Sachen bis zur Wegwerfung unser selbst beherrschen lassen; ebenso aber auch in der Servilität und Kriecherei, d. h. wenn wir unsere eigene Menschenwürde anderen Personen gegenüber wegwerfen. Kant rechnet dahin auch die Servilität in den äußeren Umgangsformen,

„alle diese Reverenzen, Verbeugungen, höfische, den Unterschied der Stände mit sorgfältiger Pünktlichkeit bezeichnende Phrasen, welche von der Höflichkeit ganz unterschieden sind, das Du, Er, Ihr und Sie oder Ew. Wohledlen, Hochedlen, Hochedelgeboren, Wohlgeboren (oho, jam satis est!) in der Anrede, als in welcher Pedanterie die Deutschen unter allen Völkern der Erde (die indischen Kasten vielleicht ausgenommen) es am weitesten gebracht haben — sind es nicht Beweise eines ausgebreiteten Hanges zur Kriecherei unter den Menschen? Wer sich aber zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit Füßen getreten wird." —

Die Pflichten gegen andere Menschen teilen sich ein in Achtungs- und Liebespflichten. Die Achtungspflichten haben einen mehr negativen Charakter, sie fordern, daß wir die Würde des Menschen Andern gegenüber in keiner Weise verletzen, wie es ebenso durch verächtliche Behandlung mit Worten, namentlich den vermeintlich niedriger stehenden Menschen gegenüber, als durch analoges Thun geschieht, wobei der Hochmut mit der falschen Demat auf gleicher Linie steht. Während diese Achtungspflichten aber nur das sind, was jeder dem andern schuldet, so stellen die Liebespflichten das Positive dar, was jeder dem Andren über das bloß Geschuldete hinaus zu geben bereit sein soll: daß er die Zwecke des Daseins der anderen Menschen sich zu eigen macht, daß er ihre Selbsterhaltung und Vervollkommnung, ihr Wohl und ihre Glückseligkeit neben dem eigenen so weit als möglich zu fördern sucht. Die Liebespflichten fordern also, wie es die Sprache schon ausdrückt, das Wohlwollen, d. h. daß wir das Wohl anderer Menschen zum Ziel unseres Wollens machen, — das Gegenteil sind Neid, Haß und Schadenfreude —, das Wohlwollen führt zur Pflicht des Wohlthuns und diese wieder auf der Gegenseite zur Pflicht der Dankbarkeit, die immer sich einstellt, wenn das Wohlthun wahrhaft geübt wird, nie, wenn die geringste Abweichung vom Sittlichen stattfindet, das Wohlthun also im Hinblick auf erwartete Dankbarkeit oder unter Geringschätzung des Anderen, oder gar zur Förderung äußerer Zwecke, des Ehrgeizes, der Eitelkeit u. s. w. geübt wird.

Die Summe und den Inbegriff aller Liebespflichten können wir bezeichnen als die praktische Menschenliebe. Sie ist eine sittliche Pflicht und darauf beruht ihre hohe Geltung. Pflicht ist es darum auch, diejenige Disposition des Charakters in sich und bei Anderen zu pflegen und zu entwickeln, welche die Grundlage der Menschenliebe bildet: die Humanität. Sie ist zugleich ein Mitfühlen und Mitdenken mit anderen Menschen, sie ist die Fähigkeit, sich ganz hineinzuversetzen in das Erleben der Anderen, teilzunehmen an allem Menschlichen, die Pforten des eigenen Gemüts stets weit geöffnet zu halten für alle Freuden und Leiden, alles Erhebende und Bedrückende, alles Große und Geringe, was anderen Menschen widerfährt und ihnen überhaupt nur je zu widerfahren vermag, nach dem römischen Wahlspruch: ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches soll mir fremd bleiben. Diese feste Humanität, die zugleich klar und doch warm ist, ist, ebenso wie die darauf gegründete Menschenliebe, wohl zu unterscheiden von der verschwommenen, unklaren, rein gefühlsmäßigen Schwärmerei, die man wohl auch als Humanität ausgiebt, und der darauf gegründeten nicht praktischen, sondern pathologischen Menschenliebe. Diese, die keine feste sittliche Grundlage hat, ist natürlich leicht den stärksten Schwankungen unterworfen und schlägt oft genug in ihr Gegenteil um: sobald jenes unklar-schwärmerische Gefühl enttäuscht wird, so wird, wenn der ernste Pflichtbegriff nicht einen festen Halt gewährt, aus dem Philanthropen leicht ein Misanthrop, so bildet sich jene nicht gerade kleine Schar von erbitterten Menschen-

*) In seinem Aufsatz: „Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen" (1797).

feinden, die, um mit Goethes „Harzreise" zu sprechen, immer wieder sich Menschenhaß grade aus der Fülle der Liebe trinken. Die stärkste Triebkraft dieser pathologischen Menschenliebe ist das Mitleid. Es ist für Kant sittlich so gut wie wertlos. Wer aus Mitleid wohltut, tut es aus einem Affekt heraus, nicht von sittlicher Maxime geleitet, und er tut eigentlich nur sich, nicht dem Anderen wohl. Und wenn der Affekt des Mitleids verraucht ist, so wird er gleichgiltig oder gar ein Hasser, während die wahre Menschenliebe, die aus unerschütterlicher Gesinnung entspringt und von klaren Grundsätzen geleitet wird, immer sich gleich und von solchen Schwankungen unberührt bleibt. Man kann die Pathologie des Mitleids nicht verächtlicher behandeln als Kant es tut:

„Es war eine erhabene Vorstellungsart des Weisen, wie ihn sich der Stoiker dachte, wenn er ihn sagen ließ: ich wünsche mir einen Freund, nicht der mir in Armut, Krankheit, in der Gefangenschaft u. s. w. Hilfe leiste, sondern damit ich ihm beistehen und einen Menschen retten könne; und gleichwohl spricht ebenderselbe Weise, wenn sein Freund nicht zu retten ist, zu sich selbst: was geht's mich an? d. h. er verwarf die Mitleidenschaft. — In der Tat, wenn ein Anderer leidet und ich mich durch seinen Schmerz, dem ich doch nicht abhelfen kann, auch (vermittels der Einbildungskraft) anstecken lasse, so leiden ihrer zwei; obzwar das Uebel eigentlich (in der Natur) nur einen trifft. Es kann aber unmöglich Pflicht sein, die Uebel in der Welt zu vermehren, mithin auch nicht aus Mitleid wohlzutun; wie denn auch eine beleidigende Art des Wohltuns, Barmherzigkeit genannt, die ein Wohlwollen ausdrückt, das sich auf den Unwürdigen bezieht, unter Menschen, welche mit ihrer Würdigkeit, glücklich zu sein, eben nicht prahlen dürfen, respektive gegen einander gar nicht vorkommen sollte." —

Es giebt ein menschliches Verhältnis, in welchem Liebe und Achtung sich gegenseitig durchdringen und Liebes- und Achtungspflichten in vollkommener Harmonie sich wechselseitig ergänzen können: die Freundschaft. Liebe und Achtung erfüllen hierbei gleichsam dieselbe Funktion, welche Anziehung und Abstoßung, Attraktion und Repulsion in der Körperwelt ausüben: daß sie durch ihre Wechselwirkung feste Ordnung und Harmonie erst begründen. Da, wo bloß die Liebe wirkt oder wo sie allzu stark, zu stürmisch, zu leidenschaftlich wirkt, tritt leicht eine gefährliche Reaktion ein, und diese Ueberschwemmung der Gefühle hinterläßt einen trüben Bodensatz, die Freundschaft erkaltet, nach der übermäßigen Ausdehnung seines Selbst in der Richtung auf den Anderen kehrt jeder umsomehr erkältet zu sich selbst zurück. Dem allem wirkt die sittliche Repulsion, die Achtung (die unsittliche Abstoßung ist der Haß) entgegen: sie nimmt der Liebe nichts, sie beeinträchtigt sie nicht in ihrer größten Stärke und Innigkeit, sie begrenzt sie nur in maßvoller Weise und verleiht ihr gerade auch dadurch mit größerer Reise und Ruhe, mit längerer Dauer, auch größere Festigkeit, Stärke und Tiefe.

Diese ideale Freundschaft ist freilich etwas überaus Seltenes. Kant vergleicht sie dem „schwarzen Schwan, der selten zwar, aber doch hin und wieder existiert". Zu den wenigen Ausnahmenaturen, die dieser idealen, echt moralischen Freundschaft in hohem Grade fähig waren, gehörte auch Kant selbst, und welche Bedeutung sie für ihn, wie ja überhaupt gerade für höherstehende Naturen, besaß, hat er in den schlichten Worten ausgesprochen:

„Findet er einen Menschen, der gute Gesinnungen und Verstand hat, sodaß er ihm sein Herz mit völligem Vertrauen aufschließen kann, und der überdem in der Art, die Dinge zu beurteilen, mit ihm übereinstimmt, so kann er seinen Gedanken Luft machen; er ist mit seinen Gedanken nicht völlig allein wie im Gefängnis, sondern genießt eine Freiheit, die er in dem großen Haufen entbehrt, wo er sich in sich selbst verschließen muß."

* * *

Moralität ist keine Mitgift der Natur, sondern etwas Erworbenes. Und sie muß immer wieder von neuem erworben, befestigt und gestärkt werden. Darum bedarf es einer ethischen Methodik, welche Normen aufstellt zur ethischen Disziplinierung, Schulung und Bildung. Sie findet ihre wichtigste Anwendung da, wo es sich um die sittliche Bildung des heranwachsenden Geschlechts handelt, also in der Pädagogik. In ihr ist die Moralpädagogik für Kant der wichtigste Teil. Alle Erziehung kann ja nur als letztes Ziel haben: Menschen zu bilden; und dies bedeutet wiederum: fähig zu machen, die sittliche Bestimmung des Menschen als eines freien Vernunftswesens allseitig zu erfassen. Solche Menschenbildung hatte auch Rousseau in seinem „Emile" gelehrt, und darum begrüßte es Kant mit besonderer Begeisterung, als in den siebziger Jahren in Deutschland, durch das Basedow'sche Philanthropin in Dessau, der Versuch gemacht wurde, nach Rousseau'schen Grundsätzen das Erziehungswesen neu zu gestalten, wie er denn überhaupt den Fragen der öffentlichen Erziehung gerade unter dem Gesichtspunkte der Moralpädagogik stets das lebhafteste Interesse zuwandte. In einem seiner dem dessauischen Philonthropin gewidmeten Aufsätze fragt er: „Wann wird sich doch die glückliche Epache anfangen, da man unter anderen merkwürdigen Begebenheiten schreiben wird: seit der Verbesserung des Schulwesens?" Und indem er hinzufügt: „Wir wollen hoffen, daß diese Ehre schon unser Jahrhundert und namentlich die deutsche Nation in der Geschichte der Menschheit behaupten wird. An guten Aussichten hiezu fehlt es nicht"; so zeigt sich, welche außerordentlichen Haffnungen er an das Unternehmen Basedows knüpfte.

Kants Moralpädagogik ist zunächst ethische Didaktik, welche Gesichtspunkte und Regeln dafür aufstellt, wie sittliche Grundsätze und Pflichtgebote zu lehren seien. Dabei muß, wie es die Pädagogik überall fordert, aufgestiegen werden von Leichterem zu Schwerem, von elementarer zu systematischer Unterweisung. Die elementare ethische Didaktik findet einen natürlichen Anknüpfungspunkt an dem lebhaften Interesse, welches gerade Kinder, infolge ihrer noch unverdorbenen Menschlichkeit, der Beurteilung moralischer Fragen entgegenbringen. Darum kann mit Vorteil hier die katechetische Methode angewandt werden, durch welche die neue Einsicht aus dem Zögling herausgefragt, nicht ihm einfach vorgetragen wird. Natürlich wird der Lehrer hierbei zahlreiche Beispiele aus dem Leben, dem Mythus, der Bibel und der Profangeschichte beibringen. Nur soll man die Zöglinge mit Beispielen sogenannter „edler", d. h. überverdienstlicher Handlungen verschonen, weil „was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwengliche Gute viel zugute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein erscheint, freisprechen." In allen Beispielen soll also die Pflicht, und zwar immer nur als einfache Schuldigkeit, klar hervorleuchten.

An die elementare ethische Schulung, die von der anfänglichen Demonstration von Beispielen allmählich aufsteigt zur freien Erörterung auch schwieriger Probleme, schließt sich alsdann die systematische Unterweisung. Diese kann natürlich der metaphysischen Grundlegung nicht entbehren, und darum fordert Kant vom ethischen Lehrer streng philosophische Schulung. Natürlich soll dieser ganze Moralunterricht durchaus unabhängig sein und auf sich selbst beruhen, alles Religiöse also ausschließen, durch welches ja den moralischen Triebfedern nichts hinzugethan werden kann, wenn sie nicht gar dadurch verfälscht werden.

Indessen kommt es im Sittlichen weniger aufs Wissen als aufs Thun an, und so ist neben der Unterweisung auch beständige Uebung, eine ethische Asketik, wie Kant sagt, nötig (besser hieße sie ethische Gymnastik), die natürlich mit der mönchischen Asketik, der „Entsündigung" von Glaubensschwärmern, nichts zu thun hat. Diese ethische Asketik soll vor allem diejenige Gemütsstimmung zu fördern

suchen, welche der günstigste Nährboden sittlichen Thuns ist, also auf eine Art von Hygiene und Diätetik des Innenlebens ihr Augenmerk richten. Insbesondere gehört dazu, daß der Zögling abgehalten werde von moralischer Verweichlichung, daß er moralische Tapferkeit lerne, die den Schmerz nicht scheut, wo es sich um ernste Pflichterfüllung handelt, die fähig wird, den eigenen Willen in Zucht zu nehmen und zu disziplinieren und sich durch Selbstbeherrschung widerstandsfähig zu machen. So wird eine Art von moralischer Gesundheit erzeugt, deren Korrelat in der Empfindung der moralische Frohsinn ist, die ruhige, heitere Gemütsstimmung des wackeren Menschen, den alle Anforderungen der Pflicht, wie schwer sie auch oft sein mögen, stets vollkommen gerüstet finden. So wird der Zögling schließlich unter günstigen Umständen befähigt werden, auch das höchste Ziel ethischer Bildung zu erreichen: daß er die Pflicht, wiewohl er sie um ihrer selbst willen erfüllt, doch gleichzeitig auch lieb gewinnt, daß diese Pflichterfüllung ihm dann etwas ganz Selbstverständliches wird und so moralische Kultur schließlich sich selbst überflüssig macht, indem ihr Ergebnis sich umwandelt in eine zweite, andere und höhere Natur des Menschen.

Zur Sozial-Ethik.

Von Karl Vorländer.

II.

Die soziale Ethik in ihrem Verhältnis zum Darwinismus und zur Herrenmoral.

Gewiß ist physische Stärke im halbtierischen Urzustande der Menschheit das erste ethische Ideal gewesen. Aber dem rein ökonomischen, also unethischen Prinzip der Natur trat die sich entwickelnde menschliche Vernunft gegenüber. Seit Jahrhunderten hat der Mensch dem erbarmungslosen Vernichtungsgesetz der Natur entgegengearbeitet, hat er den Kampf ums Dasein zu veredeln gewußt. Wer den Zweckbegriff nicht bloß aus der äußeren, sondern auch aus der menschlichen Natur ausschalten will, der überwindet die religiöse Ethik durch eine „zoologische“ und schießt dadurch über das beabsichtigte Ziel weit hinaus. Denn wenn der Kampf ums Dasein sich bei den Menschen nach genau den nämlichen Prinzipien vollzieht wie zwischen den Tieren, wenn auch bei ihnen die Rücksichtslosesten die besten Chancen der Arterhaltung und Artentwicklung haben, dann ist die Entwicklung objektiv ethischer Prinzipien unmöglich. Nach Goldscheid dagegen steht die Sache so: „Die Vernunft erwies sich als beste Waffe im Kampf ums Dasein, darum mußte sie sich durch Naturzüchtung höher entwickeln; indem sie sich aber höher entwickelte, brachte sie immer ausgebildetere Sittlichkeit notwendig mit sich“ (310). An die Stelle des blinden Egoismus nämlich trat vernünftiger, sich erinnernder und vorausblickender Egoismus, Handeln nach selbstgesetzten Zwecken. Das aber ist nach Goldscheid schon „formale Sittlichkeit“, wir würden sagen: die Vorstufe zu sittlichem Wollen. So wurde denn, da sich zugleich die Herdeninstinkte im Laufe der Jahrtausende zu Neigungsgefühlen und sozialen Trieben verfeinerten, die Bahn freigelegt zu jener höchsten Entfaltung unseres Wesens, die im Solidaritätsgefühl der ganzen Menschheit liegt (312). Ihr wirken allerdings noch mannigfache Verhältnisse entgegen, die sich erst durch Arbeit von Generationen überwinden lassen dürften. Denn neben den altruistischen Gefühlen ist auch der Egoismus, vor allem bei den Herrschenden, ins Ungemessene gestiegen. Daher thut uns augenblicklich sittliche Wiedergeburt gerade der Bevorrechteten, zumal der „Repräsentanten des Gesamtwillens“ (der Regierenden), not.

Eben diese aber in ihrer Herrenmoral sträuben sich am meisten gegen eine wirkliche Inslebensetzung des Altruismus. Doch sie graben sich zuletzt selbst ihr Grab. Sie erziehen die Beherrschten so lange zur altruistischen Moral, bis diese den wahren Sachverhalt, nämlich den verkappten Egoismus, der hinter dieser Erziehung lauert, erkennen und dann die ihnen diktierte Nicht-Ich-Lehre der Ich-Lehre der Herrschenden über den Kopf wächst. Wie verhält sich denn überhaupt die Kampfes- (Gewalt-, Herren-, Ich-) Moral zur Leidens- (Mitleids-, Nicht-Ich-, altruistischen) Moral? Auch die erstere giebt sich heute bereits als Vervollkommnungs-Ethik. Der starke Wille, sagt sie, fordert, daß Herren, Starke, Uebermenschen herangezüchtet werden. Ist aber unter diesen heranzuzüchtenden Starken der Athlet oder der Gehirnmensch gemeint? (Die heutige geldwirtschaftliche Auslese begünstigt übrigens keinen von beiden.) Der größte Heros ist jedenfalls das gesamte Menschengeschlecht, der wahre Uebermensch die objektiv sittlich wollende Masse, — „ohne die Tausende, die sich am Genius begeistern, ist auch ein Goethe nichts wie eine ungenützte Naturkraft“ (326). Warum sollen wir denn die Rasse und uns selbst vervollkommnen? Doch nur aus ethischem Mitgefühl, in dem alle Kultur ihre Wurzel ebenso hat, wie alle Kunst im ästhetischen Mitgefühl wurzelt. Die Kampfesmoral dezimiert, die Mitleidsmoral vertausendfacht die menschliche Kraft. Wer erhält heute die Staaten, indem er am kräftigsten gegen den wahren „inneren Feind“, gegen Elend und Krankheit, Schmutz und Ueberarbeit für die Volksgesundung und das köstlichste Gut der Gesellschaft, die Kraft der Gewissenhaftesten und Pflichteifrigsten kämpft? Der auf das gegenseitige Mitgefühl gegründete, durch den solidarischen Zusammenschluß der Bedrückten stark gemachte Sozialismus (330). Die wahre Herrenmoral lautet: Der stärkste Wille sei Herr über sich selbst! Wohl können wir von Nietzsche lernen, wie sich der Wille von veruralteten Vorteilen befreien muß; was aber der befreite Wille wollen soll, dazu werden noch freiere Geister als Nietzsche uns anleiten müssen! (331.)

Das stärkste Hindernis der sozialethischen Entwicklung bildet gegenwärtig (wie allezeit! K. V.) der egoistische „Nationalismus der Bevorrechteten, der Mächtigen dieser Erde, der bisher noch jede Lehre, die des Urchristentums wie diejenige Luthers, die Freiheitslehren der französischen Revolution wie die materialistische Geschichtsauffassung, den Nationalismus wie den Internationalismus, die theologische Dogmatik wie die Lehren der Naturwissenschaft in seinem Sinne umzugestalten, zur Rechtfertigung seiner Ich-Lehre zu benutzen gewußt hat. Er erblickt ganz folgerichtig in der Höherentwicklung der Massen eine Gefahr für die heute bestehende „Ordnung“. Dem gegenüber richtet sich Marx' „Bündnis der Denkenden und Leidenden“ keineswegs gegen die Könnenden, sondern bloß gegen die nur Genießenden.

Staatliche Institutionen freilich müssen sein, denn „mangelhafte Ordnung ist noch besser als gar keine.“ Aber sie sind zu versittlichen. Denn alle Kultur beruht in der „Ethik des Gesamtwillens“ (336). Allerdings kann diese Ethisierung, wie aller Fortschritt (338), nur langsam erfolgen.

In den folgenden Kapiteln entwickelt Goldscheid dann die ihm vorschwebende theoretische und praktische Gestalt humaner Ethik. Gewiß sind „gut“ und „böse“, „sittlich“ und „unsittlich“, wie u. a. der scharfsinnige Moralpsychologe P. Rée nachgewiesen hat, zunächst relative Begriffe. Aber die Stufe ethischer Kultur ist doch, wenigstens unter den Kulturvölkern, erreicht, daß es bereits „Mittel giebt, die kein irdischer aber göttlicher Zweck mehr zu heiligen vermag“ (343). Und der Ausbau einer exakten Ethik erscheint als möglich, wenn wir das Sittliche gleich dem der Gattung Förderlichen setzen (350), wobei jede

Digitized by Google

Generotion „immer auch als Selbstzweck, nie nur als Mittel betrachtet werden" (351) und das (gleichfalls an Kants Ethik sich anlehnende) „formale" Grundprinzip" des handelnden Subjekts hinzukommen muß: Thue (wolle) das, was Du als gut erkannt hast. Freilich sind Worte wie: Sittlichkeit, Ideal, Recht, Staat an sich bloße Symbole, Formen, die erst mit lebendigem Inhalt zu füllen sind. Dieser Inhalt kann nicht für alle Zeiten festgelegt werden — sonst läuft die Ethik Gefahr, in eine scholastische Moraltheologie wie der Katholizismus zu verfallen —, auch wachsen so mit zunehmender sittlicher Bildung die sittlichen Forderungen. Hüten wir uns nur vor einem einseitig rückschauenden, kleinlichen Empirismus! „Alles muß zuerst Utopie sein, bevor es Wirklichkeit wird" (367). Als sittliches Ideal bezeichnet Goldscheid: „Höchste Vervollkommnung der einzelnen Persönlichkeit zugleich mit der größten Summe von menschlichem Leben und der geringsten Summe von menschlichem Leid" (349). Niemand soll Leiden ertragen, wenn sie nicht die Leiden Anderer mindern, niemand unfrei sein, wenn seine Freiheit nicht der Freiheit Aller im Wege steht, jeder erkennen, was immer zu erkennen möglich ist" (456).

Streiflichter.

Ein neues Bilse-Konzert. Fast zu ernst und erschütternd ist der soeben beendete Prozeß gegen den Forbacher Leutnant Bilse, als daß er anders, denn mit flüchtigem Scherz, mit den berühmten Konzerten seines Namensvetters, des Regimentskapellmeisters, verglichen werden könnte. Denn schlimmere Dissonanzen, falschere Töne und Unharmonischeres ist selten, auch in dieser letzten Zeit selten, die wahrhaftig genügend Offizierstragödien an die Oeffentlichkeit gebracht hat, vor unseren Ohren erklungen.

Man traute wirklich Ohren und Augen nicht, als nun vor den Schranken des Gerichts die Typen leibhaftig auftraten, die man als Erzeugnisse einer verbitterten Phantasie, als Zerrbilder jugendlicher Uebereilung so gerne angesehen hätte. So sehen wirklich und wahrhaftig deutsche Offiziere aus, so reden sie und so — leben sie? Die „Edelsten der Nation"? die „Vollserzieher"? Die Männer, die unsere Jugend und Landwehrmänner von neuem zum Siege führen werden?

Man wird natürlich sofort das alte Lied anstimmen: Das sind Einzelfälle, die zu verallgemeinern nur Leichtsinn oder Böswilligkeit im Stande sind; unser Heer und Offizierkorps ist durchaus intakt u. s. w.

Und Mörchingen? Und Insterburg? Und Jena? Und Springe? Und Essen? Und die fortwährend durch Gerichtsverhandlungen aufgedeckte Duldung von bestialischen Roheiten? Wir könnten ohne Mühe die Liste noch viel weiter führen.

Nein, meine Herren, das ist nicht mehr Ausnahme — es ist so, Gott sei Dank, freilich auch noch nicht Regel — aber es sind doch sehr beachtenswerte und bedenkliche Stichproben aus der Selbsterziehung und der sittlichen Verfassung derjenigen Kreise, die Dank der geschichtlichen Entwicklung und einer naiven Ueberschätzung des bunten Rocks in Deutschland noch immer als die „Führenden" gelten.

Ob das verallgemeinernde Urteil über solche Vorkommnisse sich mildern lassen wird, das wird einzig von der Energie abhängen, mit der die Armee und das Offizierkorps insgesamt diese Trunkenbolde und Ehebrecher von sich abschütteln wird. Wenn irgendwo, so wäre hier das kraftvolle und rasch zufahrende Eingreifen des obersten Kriegsherren des allgemeinsten Beifalls sicher.

Aber freilich ist die Sache mit der schleunigen schlichten Verabschiedung der diesmal Ertappten nicht abgethan. Die Heeresverwaltung wird mit der größten Sorgfalt und ohne jede Schonung dem schleichenden sittlichen Verderbnis wehren und derartige Vorkommnisse einfach unmöglich machen müssen.

Man wird ohne Weiteres zugeben, daß gerade der Offizierstand infolge seiner Beschäftigung und — Muße in ganz besonders hohem Grade sittlichen Gefahren ausgesetzt ist. Diese Erkenntnis wird uns vor aller moralischen Splitterrichterei bewahren. Aber es ist wirklich nicht genug, daß unsere Offiziere im Notfalle für das Vaterland zu sterben verstehen — das ist Landsknechttugend und das kriegt in der nervösen Hochspannung der Schlacht auch der sittliche Schwächling fertig — nein, sie müssen wissen, daß ihre schwerere aber unerläßliche Aufgabe ist, für das Vaterland zu leben, d. h. so zu leben, daß der sittlichen Hochkultur und dem Ansehen des Vaterlandes kein Schaden geschehe.

Wenn Leutnant Bilse dadurch, daß er seine Kameraden und Vorgesetzten zwang, in ihren mißtönenden Solovortrögen die ganze Disharmonie und Unreinheit des Offiziertons in gewissen Garnisonen zu enthüllen, die volle Entrüstung der Heeresleitung und des deutschen Volkes über solch grellen Mißklang geweckt hat, so hat er sich ein größeres Verdienst um das deutsche Vaterland erworben, als die unermüdlichen Sänger des großen Loboliedes von der unvergleichlichen Bildung und Zucht des deutschen Offiziers.

* * *

Wissenschaft der Mütter. Der deutsche Fröbelverband (Vors. Prof. D. Dr. Zimmer) hat an das preußische Unterrichtsministerium eine Eingabe, betreffend die Reform der Mädchenschulen, gerichtet, in der die Forderung Fröbels, neben der bloßen Verstandesbildung den Mädchen auch eine praktische Vorbildung für die Mutterschaft zu geben, dankenswert betont wird. Es heißt da:

„Da der allgemeine Frauenberuf, in den die überwiegende Zahl der jungen Mädchen später einmal eintritt und auf den jedes einzelne sich rüsten muß, der der Gattin, Hausfrau und Mutter ist, muß jedes junge Mädchen hierfür vorbereitet werden. Die heutige höhere Mädchenschule giebt zwar dem gebildeten Manne eine gebildete Gattin, aber dafür, daß dieselbe auch ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten erfüllen kann, sorgt die Schule noch sehr wenig; sie überläßt das dem Hause. Aber das Haus kann erfahrungsgemäß im Ganzen diese Aufgabe nicht lösen. Ungezählte Millionen gehen dem Nationalvermögen verloren dadurch, daß zahllose Frauen nicht wirtschaften gelernt haben, und die schädigenden Wirkungen der Erziehungssünden so vieler Mütter können niemals völlig beseitigt werden. Darum gehört die „Wissenschaft der Mütter" in die Mädchenschule als deren Ziel und Krone.

Nach unserer Ueberzeugung und nach vielen Einzelerfahrungen ist es möglich, in einem letzten, auf die neunte Klasse der höheren Mädchenschule folgenden Schuljahr nicht bloß die abschließende und vertiefende wissenschaftliche Ausbildung zu geben, sondern damit die theoretische und praktische Ausbildung im Haushalt wie in der Erziehung und Kinderpflege zu verbinden, wenn auch selbstverständlich von beiden nur die grundlegenden Begriffe und Fertigkeiten in diesem einen Jahr gegeben werden können. Wir würden es für den größten Gewinn halten, wenn ein derartiger, die Ausbildung der Hausfrau und Mutter ins Auge fassender Unterricht als Abschluß jeder Mädchenschule gefordert würde. Durch diese praktische Abzweckung würde in den Mädchenschulen zweifellos auch auf den theoretischen Unterrichtsgebieten ein gründlicheres Arbeiten gefördert und die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung nur belebt und belebt werden; denn die Erziehung zur Mutter ist zugleich die zweckmäßigste und tiefgründendste Erziehung des Menschen in der Frau.

Sprechsaal.

Zur Volkskunst.

In Nr. 45 der Lit. Kultur ist Rud. Michels lebhaft für die Notwendigkeit einer Erziehung des Volkes zur Kunst eingetreten. Er ist beseelt von der sehr richtigen Empfindung, daß bei der Neuorganisierung unseres Gesellschaftslebens, die sich allenthalben voll-

giebt, auch die Kunst, als ein bedeutsamer erzieherischer Faktor, in zielbewußter Weise berücksichtigt werden muß. Er hofft durch eine intimere Beziehung zwischen Volk und Kunst, durch ästhetische Genüsse das sittliche Niveau der Menschen zu heben. Er betont in seinen Ausführungen lediglich die Bedeutung der „bildenden Künste“ und die Notwendigkeit, dem Volke den Besuch der Kunstausstellungen zu ermöglichen, und hofft dadurch den Grund zu einer neuen Volkskunst zu legen.*) So hoch ich nun die allgemeine ethisch-soziale Bedeutung der Kunst schätze, so glaube ich doch nicht, daß der von ihm vorgeschlagene Weg zum Ziel führt; aus dem sehr einfachen Grunde, weil die eigentlich volkstümliche Bedeutung der bildenden Kunst vorüber ist! Sie liegt hinter uns als ein abgeschlossenes Ganzes, ebenso wie die Zeit und Verhältnisse, aus denen sie einst hervorgegangen. Wer noch nicht zu dieser Ueberzeugung gekommen ist, der gehe hin und betrachte einmal ein Jahr lang die Markthasse unserer modernen Ausstellungen. Gleichviel, ob die „Kunstwerke“ der Plastik oder Malerei entstammen, gleichviel, ob sie deutschen, englischen, französischen, italienischen oder spanischen Ursprungs sind, sie tragen den Stempel des Verfalls, der Oberflächlichkeit oder der Sensationslust. Künstlerische Einzelerscheinungen, wie die Werke eines Meunier, Böcklin, Segantini, Onetti können an diesem allgemeinen Eindruck nichts ändern. Sie sind nur Oasen in der Wüste. Wo kein Fortschritt ist, ist Rückschritt, und wir können mit voller Berechtigung behaupten, daß wir, weder in der Architektur, noch in der Plastik, noch in der Malerei, je die Renaissance erreicht, geschweige denn übertroffen haben.

Dieser Verfall der „bildenden Künste“ muß natürlich seine tiefinneren Gründe in unserer Entwicklung haben, und da die Menschheit doch seit der Renaissance auf den allerverschiedensten Gebieten fortgeschritten ist, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Interessenkreise menschlicher Bethätigung sich wesentlich verschoben haben und daß der Krafteverbrauch, der früher den bildenden Künsten zugute kam, heute auf anderen Gebieten verwertet wird.

Für jede Erscheinung in der menschlichen Entwicklung giebt es äußere und innere Gründe, die eng verschlungen nebeneinander herlaufen. Die äußere Erscheinung, welche die obengenannte Verschiebung herbeigeführt hat, ist in erster Linie die gewaltige Entwicklung der Technik. Die gestaltende Kraft, die Lust an der äußeren Formengebung, die sich früher in der Architektur, Plastik und Malerei auszuleben konnte, hat heute in der Technik eine neue, verlockende Möglichkeit der Ausdrucksform gefunden. Man unterschätze das nicht. Die Beschäftigung mit der Technik ist für künstlerisch begabte Menschen ein feiner Genuß, weil der schöpferischen Kraft hier große Aufgaben gestellt werden. Die Technik ist für uns auch eine Art Volkskunst, umsomehr, als ihre Erfolge von volkstümlicher Bedeutung sind und große soziale Wirkungen von ihnen ausgehen. In der That ist die Technik den bildenden Künsten nahe verwandt, wenn sie auch mehr auf das Gebiet der gedanklichen Spekulation hinüberleitet. Es ist kein Zufall, sondern ein bedeutsames Symptom, daß sich so viele Künstler der Renaissance (Brunelleseo, Michel Angelo u. a. m.) mit Vorliebe mit technischen Aufgaben befaßten.

Was nun die inneren, psychologischen Gründe für den Verfall der bildenden Kunst anbelangt, so sind diese wohl hauptsächlich in dem immer mehr sich verfeinernden Empfindungsleben der Menschen zu suchen. Die bildende Kunst ist in ihren Darstellungsmöglichkeiten gewissermaßen beschränkt, weil sie es nur vermag, einen bestimmten, begrenzten Abschnitt des Daseins wiederzugeben, und gezwungen ist, auf eben dieser einen Wiedergabe zu verharren. Je mehr sich aber das Leben nach außen hin verzweigt und differenziert, umsomehr verästelt sich auch die menschliche Seele, desto reicher wird ihr Auf- und Niederschwingen, desto mehr sehnt sie sich nach einer Kunst, die ein ganzes Lebensbild bietet und die es verstehe, das ewige Wechselspiel des Seins mit allen seinen Höhen und Tiefen wiederzugeben. Aus diesem Verlangen ward die Musik geboren, in ihrer ganzen unendlichen Mannigfaltigkeit! Ein echtes Kind der neuen Zeit! Sie allein kann uns die Volkskunst von einst ersetzen! Mit unwiderstehlicher Gewalt hat sie in verhältnismäßig kurzer Zeit ihren Siegeslauf über alle Kulturländer angetreten. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß unsere Museen und Kunstausstellungen im Vergleich zu unseren Konzertsälen nur schwach besucht sind und daß die Musik in allen Kreisen der Bevölkerung das lebhafteste Interesse erweckt. Will man den ästhetischen Geschmack des Volkes heben, so muß man, um mit Rob. Michels zu sprechen, die Tonkunst entkapitalisieren. Der Westen Deutschlands, besonders die Rheinlande, gehen uns darin mit gutem Beispiel voran; ich erinnere nur an die vortrefflichen Volkskonzerte, die man in Köln, Bonn, Düsseldorf veranstaltet. Im vorigen Frühjahr hat auch Berlin einen bedeutsamen Schritt nach dieser Richtung hin gethan und durch die Jugendkonzerte im Circus Busch ein feines Verständnis für die ethisch-soziale Würdigung der Musik als Volkskunst bewiesen. In jenen Jugendkonzerten herrschte wirklich jener Geist hoher Gemeinschaft, vor dem alle künstlichen Schranken, die den Menschen vom Menschen trennen, in nichts zerfallen. Es ist dringend zu wünschen, daß derartige Veranstaltungen immer häufiger werden, weil es vor allem gilt, in der Jugend die Freude und den Geschmack am Schönen heranzubilden, der den sittlichen Charakter der Menschen von jeher günstig beeinflußt hat. Die Schule könnte (!) auch hier die wirksamste Helferin und Förderin werden. Je mehr die Musik im Volke Eingang findet, desto eher wird es auch gelingen, den Tingeltangeln und ähnlichen Pseudokunstanstalten ihre verderbliche Macht zu entreißen.

Durch eine Erziehung zur Kunst im obengenannten Sinne würde man jedenfalls günstigere Erfolge erzielen als durch Besuche in modernen Kunstausstellungen. Diese bieten — wie die Verhältnisse nun einmal liegen — ein solches Sammelsurium von anzusammenhängender Vielheit und so wenig wirklich Gutes, daß schon ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um die paar Perlen herauszufischen; und selbst ein geübtes Auge wird nur selten die intimen Reize eines Kunstwerks genießen, wenn dasselbe in den Rahmen einer modernen Ausstellung eingereiht ist, denn diese ist der Todfeind aller wahren Kunst!

Lilli Jannasch.

*) Offenbar denkt M. an den gewaltigen ethischen Einfluß der bildenden Kunst in den Blütetagen der Antike und Renaissance. Die Kultur jener großen Zeitalter ruht thatsächlich zum großen Teil auf dem Fundament echter Volkskunst, die nicht an Fürstenhöfen und auf Akademien gezüchtet wurde.

Bücherschau.

Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. Von Theodor Kappstein. Leipzig, Hermann Seemanns Nachfolger 1903.

Ein Buch zum Vorlesen im Familienkreis, und zwar keineswegs nur in kirchlichen oder religiösen Kreisen. Solche Bücher sind heute verhältnismäßig selten geworden, weil es immer schwerer wird, beiden Geschlechtern und allen Altersstufen etwas allseitig Interessierendes und wohlthaft Veredelndes zu bieten. Biographien edler und tüchtiger Männer taugen dazu ja am besten. Und daß der Berliner Garnisonpfarrer Frommel zu diesen Männern gehörte, das möchten wir auch denen nahebringen, die der Kirche und ihren Gräben ferner stehen. Es wäre irrig zu sagen, der edle Mensch in ihm hätte den Geistlichen ganz überschattet. Zwar fehlt ihm alles gemachte Pastorale, alle gespreizte Würde des „Seelsorgers“, aber von dem schlichten Manne geht eine so hohe, ehrfuchtgebietende Geistesluft aus, daß diese Gestalt nur im priesterlichen Kleide ganz zu ihrer Wirkung kommt. Wer wieder einmal lernen will, was lebendige Religiosität auch in unseren Tagen noch bedeutet, der mag ihn auf seiner segens- und segensreichen Laufbahn begleiten. Wie sehr er ein Prediger des Lebens und nicht des Todes war, mag folgende Stelle illustrieren. Sein freiwilliger Sekretär, eben der Biograph selbst, fragt ihn, den Oberkonsistorialrat, eines Tages, warum er nicht mehr in die Sitzungen des Konsistoriums gehe. Die Antwort: „Konsistorium? — nein! Gott soll mich behüten! Keinen Schritt mehr! Weißt Du, was die da drin thun? Sie sitzen an einem langen grünen Tisch mit dürren, klappigen Fingern und passen auf wo sich irgend Leben zeigen will; und dann schlagen sie drauf, bis alles mausetot ist und so friedlich stille, wie vorher. Ein paarmal bin ich dagewesen, bis ich's nicht mehr aushielt und aus der Sitzung lief, dem Präsidenten zurufend: ‚Mann Gottes, der Tod ist in Deinem Topf!‘ Ich halt's mit dem grünen Wald statt mit dem grünen Tisch.“

Der Biograph hat sich mit der Herausgabe dieses handlichen Gedenkbuches (eine Biographie von 10 Bänden wird von der Familie herausgegeben) ein Verdienst nicht nur um die überaus zahlreichen Freunde des Verstorbenen, sondern um die Lesewelt, die er ihm zu neuen Freunden wirbt, erworben. Jeder Zeile merkt man seine tiefe Verehrung des Mannes und liebevolle Versenkung in den Stoff an, wenn er vielleicht auch nicht ganz der Eckermann-Gefahr der dem Geschilderten allzu nahe Stehenden entgangen ist, mit den vielen Goldkörnern hie und da ein wenig Spreu mit aufzuschütten. Manche der liebenswürdigen Gelegenheitsdichtungen wären wohl, auch im Sinne des Dichters selbst, besser weggeblieben.

—nz—

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Aus dem Zuchthause. Von Hans Leuß. (Band VII der Kulturprobleme der Gegenwart.) Berlin, Johannes Räde.

Christus kein Welterlöser. Von Max Arendt-Denart. Berlin, Hugo Schildberger. Broschiert 1 Mk.

Gott . . Religion. Von Dr. Elentheropulos, Berlin, Ernst Hoffmann & Co. 1903.

Druckfehler-Berichtigung.

Im Leitartikel von Nr. 45 (Theodor Mommsen), 3. Absatz, 2. Zeile von oben lies „Urteilskraft“ statt „Arbeitskraft“.

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik
Volkswirthschaft
und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19 jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit.

Eine psychologische und soziologische Studie auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung

von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Einteilung:

I. Teil: Die körperliche Natur der Frau der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.
II. Teil: Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.
III. Teil: Gesamtergebnisse.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonntag, den 22. November, mittags 12 Uhr, Bürgersaal des städt. Rathauses (Näheres durch die Tagesblätter!). Vortrag von Dr. R. Löwenfeld, Direktor des Schillertheater: „Zur Frage der Costüme für die weiblichen Mitglieder unserer Bühnen." Eintritt frei.

Sonntag, den 13. Dezember, 7 Uhr abends. Unter den Linden 16 III. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder: Plauderei am Prof. Bruno Meyer über „Neuere Monumentalkunst in Berlin". Erfrischungen zu Aschingerpreisen.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8½ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag am Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Spandauerstraße).

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Eine junge Dame (21 Jahre) sucht im Kreise einer feinen Familie gegen entsprechende Vergütung Aufnahme. Ihr Wunsch geht dahin, unter vollständigem Familienanschluß an allen praktischen und geistigen Interessen des Hauses sich zu beteiligen, auch an einem angeregten, gesellschaftlichen Verkehr; Anwesenheit einer gleichaltrigen Tochter erwünscht. Pflege eines innigen Familienlebens mit geistiger Anregung Hauptbedingung.

Ausführliche Offerten mit Referenzen werden erbeten unter F. W. 4008 an Rudolf Mosse, Wiesbaden.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Angemessenen Wirkungskreis,

ohne Rücksicht auf Höhe des Einkommens, sucht hierdurch ein wohlbekannter ethischer Sozialreformer, ständiger Mitarbeiter dieses Blattes. Bisher mit viel Erfolg sozial-literarisch tätig, möchte er, unter Verzicht auf sein jetziges gutes Einkommen, künftig mehr als bisher, **event. gänzlich,** sich einem oder dem andern wichtigeren Gebiete der aktiven **praktischen** Sozialpolitik widmen: Kinderfürsorge, Wohnungselend, Friedensbewegung, Genossenschaftswesen, Gewinnbeteiligungsfrage 2c. Der angestrebte Wirkungskreis sollte ein großer sein, denn der Betreffende hat Organisationstalent und praktischen Sinn. Domizil nebensächlich. Anträge unter „Humanus" befördert Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Erfahrene Lehrerin, tüchtige Pädagogin, Anhängerin ethischer Kultur und des Moralunterrichts, sucht passenden Wirkungskreis in Schule oder Haus. Erste Referenzen. Gef. Angebote an **J. Zwettels, Breslau,** Kaiser Wilhelmstraße 9.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Modernes Märtyrertum.

Ein Lebensbild

von

S. Domen.

Preis broschiert 5 Mark.

Die **Börsenzeitung** schreibt darüber. Dieses Lebensbild läßt sich wie ein Roman, aber es ist bei weitem mehr. In diesem Buche liegt Niederschlag des Geistes unserer Zeit. Das Ringen eines freigeistigen Mädchens gegen die Ueberlieferungen, die wir Religion zu nennen gewöhnt sind, wird hier mit hoher dramatischer Kraft vor Augen geführt und bewiesen, daß der inneren Wahrhaftigkeit ein erhabenerer Werth innewohnt, als dem äußeren auf Unwahrheit aufgebauten Glück. In diesem Buche sind in Betreff der „christlichen Religion der Zukunft" Gedanken von fast weihevoller Schönheit enthalten. Und dabei ist die eigentliche „Geschichte" mit großem Erzählertalent überaus anschaulich vor Augen geführt. Wir wünschen dem aufklärenden Buche — gegen das die Zeloten eifern werden — die weiteste Verbreitung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen pro Mille nach vorher Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 28. November 1903. | Nr. 48.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Ausfall der Landtagswahl. Vom Herausgeber.
Zur Sozial-Ethik. Von Karl Vorländer.
Australische Entwicklungslitteratur. Von Leopold Katscher.
Streiflichter:
Noch etwas zum Prozeß Bilse.
Das leere Fegefeuer.
Eine russische Friedensgesellschaft.
Aus der ethischen Bewegung.
Bücherschau.

Der Ausfall der Landtagswahl.

Nicht politischen Kämpfen hat dies Blatt zu dienen — keiner Partei zu Liebe oder zu Leide ist es bestrebt, soweit das Menschen möglich ist, die für ihre Person politische Parteinahme als ihr Recht und ihre Pflicht ansehen, nach rein ethischen Gesichtspunkten die Zeitgeschichte zu beurteilen. Um das Wohl des Vaterlandes geht es, nicht um Wachsen oder Verderben dieser oder jener Parteien, die ja alle ernsthaft dem Gemeinwohl zu dienen glauben. Weil sie aber über die Wahl der Mittel, die zu diesem Ziele führen können, notwendigerweise uneins sein müssen, werden sie auch mit verschiedenen Empfindungen, freudigen und sorgenvollen, den Ausfall der Wahlen dieser Woche begleiten. Eine reine Freude aber, das möchte ich hier aussprechen, kann keine einzige Partei an dem Resultat haben, soweit sie eben nicht das Wohl des Ganzen dem engen Partei-Interesse unterordnet.

Die Wahlen haben das Aussehen des Abgeordnetenhauses nicht wesentlich geändert; dafür sorgt das Dreiklassenwahlrecht, über dessen Mängel hier kein Wort mehr verloren werden soll. Es war ein machiavellistisch schlauer Gedanke, den politischen Einfluß an die Besitzverhältnisse zu heften. Denn wohl wirbelt unser modernes Leben die Personen durcheinander, macht reich, wer gestern noch arm war, und umgekehrt, aber es hat wenig Einfluß auf die Besitzverteilung im Ganzen, die auch bei einer Aenderung des Niveaus des Volkswohlstandes zunächst konstant bleibt.

So ist unser Landtag im Wesentlichen ein Klassenparlament. Man könnte sich nun auf dem Boden der gegebenen Thatsachen selbst damit aussöhnen, so wenig auch ein derartiges Gebilde den Namen einer Volksvertretung in Anspruch nehmen darf, wenn nur wirklich auch alle Klassen nach Maßgabe ihrer Bedeutung für das Ganze darin vertreten wären. Das war vielleicht annähernd der Fall bei Erlaß des Wahlgesetzes. Heute ganz sicher nicht mehr. Schon darum nicht mehr, weil inzwischen der vierte Stand seinen Anspruch auf Mitregierung mit demselben Recht und Erfolg geltend gemacht hat, als vor 55 Jahren der Bürger. Nicht die Zahl sichert dem Arbeiterstand heute seine Bedeutung im Staatswesen, — auch Sklavenheeren haben große Zahlen — sondern seine Organisation, seine politische Schulung und seine Bildung. Er schafft den Nationalreichtum, zweifellos nicht allein, aber mit seiner Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Ausdauer als ein mindestens ebenbürtiger Helfer neben dem Unternehmergeist, dem Kapitalismus und der Wissenschaft.

Er hat es begriffen, daß Einigkeit stark macht und daß der Einzelne sein Wohl nicht besser wahren kann, als durch Unterordnung unter den Gemeinwillen und engste Solidarität. Er hat sich nicht nur die Formen des Parlamentarismus zu eigen gemacht — auch bei diesen Wahlen traten häufig die Sozialdemokraten auf als die verständnisvollsten Hüter des bestehenden Rechts! — sondern arbeitet auch unter der Devise: „Bildung ist Macht“ am energischsten an der Hebung des Bildungsniveaus der Einzelnen. Und diese Partei, durch den Druck der geschichtlichen Verhältnisse leider zur reinen Klassenpartei geworden, klopft nun, nachdem sie Jahrzehnte grollend abseits gestanden, an die Thore des Klassenparlaments, Einlaß heischend.

Man kann es verstehen, daß der Konservative, von der Gerechtigkeit einer Abmessung des politischen Einflusses nach dem Besitz überzeugt, taube Ohren dafür hat. „Beati possidentes!“ Nicht auf ideales Recht, sondern auf praktische Macht kommt es ihm an.

Wer aber, wie der Liberalismus aller Schattierungen, von der Ungerechtigkeit des Dreiklassenwahlsystems überzeugt ist, den Klassenkampf verurteilt und das Recht höher einschätzt als die Macht, der durfte den Ruf zahlreicher Volksgenossen um Mitarbeit an den praktischen Aufgaben der Gesetzgebung nicht überhören, der war es, ganz abgesehen von der taktischen Opportunität eines Zusammengehens mit der größten Partei, seinen eigenen Prinzipien schuldig, die durch eine veraltete Klassengesetzgebung Unterdrückten und Verbitterten einzulassen.

Das sind ethische, nicht politische Erwägungen. Und weil diese unbeachtet geblieben sind, darum kann nirgends Zufriedenheit oder gar Freude an dem Wahlresultat aufkommen. Wohl mögen die konservativen Parteien im Bunde mit dem Klerikalismus sich ihrer neu gesicherten Machtstellung im Anfang freuen, aber die Weiterblickenden werden keinen Augenblick daran zweifeln, daß es ein Pyrrhussieg war, den sie errungen, und die starken sozialdemokratischen Minderheiten geben zu denken. Der Liberalismus aber hat neben der Niederlage noch das be-

Digitized by Google

schämende Bewußtsein zu tragen, mit grundsätzlich von ihm verworfenen Machtmitteln die emporstrebenden Volkskreise niedergehalten zu haben. Nur derjenige Sozialdemokrat endlich, dem die notwendig infolge der Enthüllung eines rücksichtslosen Klassenbewußtseins bei den herrschenden Parteien zu erwartende Steigerung des Klassenhasses und darum die Festigung seiner Partei höher steht, als das Wohl des Vaterlandes, wird sich mit Schadenfreude die Hände reiben über die Verblendung seiner Gegner. Eine reine Freude wird man das auch nicht wohl nennen dürfen.

Eine der bedeutsamsten Gelegenheiten zur Versöhnung der tiefen Gegensätze in unserem Volksleben ist wieder einmal verpaßt worden. Die seit dem Eintreten der Sozialdemokratie ins Parlament tausendfach bestätigte Erfahrung, daß gemeinsame Arbeit an gemeinsamen Zielen alle Gegensätze überbrückt, scheint umsonst gemacht zu sein. „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Verblendung".

Zur Sozial-Ethik.

Von Karl Vorländer.

III.

Ethik und Staat. (Reine Vernunft und Staatsvernunft).

Das Individuum ist mit der Gesellschaft, der Einzelne mit dem Staat unlöslich verbunden. „Nur die sittliche Wiedergeburt des Staates kann die sittliche Wiedergeburt des Einzelnen ermöglichen" (405), und umgekehrt: „Die Abstumpfung des staatlichen Gewissens muß notwendig die Abstumpfung des Einzelgewissens nach sich ziehen" (406). Beides jedoch unseres Erachtens nicht unbedingt, da z. B. im letzteren Falle gerade auch die Kräfte des Widerstandes in den Einzelnen oder ganzen Bevölkerungsklassen mobil gemacht werden. Aber das trifft zu: der Staat ist es, in dem der rohe Kampf ums Dasein zum humanen Kampf ums Recht sich emporentwickelt oder doch emporentwickeln sollte. Denn der Staat ist mehr als bloß — was ihm die biologische Soziologie zubilligt — Organismus: er ist Organisation.

Was der Staat als Organisation nun im Einzelnen, was er insbesondere auf dem wirtschaftlichen Gebiete zu thun hat, um seinem im vorigen Abschnitte (II) gekennzeichneten Ziele näher zu kommen, will Goldscheid in einem zweiten Bande ausführen. Daß es nicht wenig sein wird, kündet sein Wort an: „Alle (!) ethischen Fragen sind nur (!) wirtschaftlich zu lösen" (405), an späterer Stelle maßvoller und darum richtiger ausgedrückt: Das, wofür wir leben, ist „bis zu einem gewissen Grade unweigerlich" bestimmt von dem, wovon wir leben (434). Wir werden hier also nur auf die allgemeinen, sowie auf die im engeren Sinne politischen Fragen einen Blick zu werfen haben.

Der Einzelne und die wahre Gesamtheit müßten in der Idee genau die gleiche Aufgabe haben: Erhaltung, Wohl und Fortschritt des Ganzen. Aber thatsächlich treiben die verschiedenen Gesamtwillen der verschiedenen Staaten oder vielmehr der in ihnen Regierenden jeden einzelnen Staat zu egoistischer Machtpolitik nach außen, während er nach innen Altruismus — predigt, in Wirklichkeit blinden Gehorsam fordert. Die Moral des angeblich „christlichen" Staates steht in Wahrheit in schroffstem Widerspruch zu dem Evangelium der Liebe. (Aufrichtige Christen, wie Naumann, gestehen denn auch diese Unvereinbarkeit der Jesuslehre und der heutigen Machtpolitik ganz offen ein.) Deshalb kann der Staat die Religion im Grunde nicht brauchen, er erteilt ihr zwar den höchsten Rang und erweist ihr die zeremoniellste Ehrerbietung, aber nur „unter der Bedingung, daß sie ihn zum Exekutor ihrer Macht bestellt", worauf er dann, „von ihrer Autorität gedeckt, auch ihr Gesetze vorschreibt" (476).

Allein es genügt nicht, mit scharfen Worten gegen die Staatslüge zu wettern, man muß auf Aenderung der Verhältnisse hinarbeiten. Nicht passive Anpassung der Menschen an die Dinge, sondern aktive der Dinge an die Menschen, sei die Parole! Entweder moralische Abrüstung und egoistisches Festhalten am Bestehenden (materialistischer Konservativismus), oder aber — trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse — entschiedenes Verfolgen der wahren Weltkultur: Kampf gegen die politischen Krankheiten des Absolutismus und Imperialismus, Kriege, (wenn sie sein müssen) nicht mehr um Krämerinteressen, sondern nur in Verteidigung der höchsten Interessen der Menschheit, „zum Zwecke des wahren Friedens an Stelle des jetzigen latenten Kriegszustandes", dauernde Sicherung des Völkerfriedens nicht durch Diplomatenkunststückchen, sondern durch Verbreitung der Einsicht in die wahre Interessensolidarität der Menschheit, entgegen der heute vorherrschenden nationalistischen Interessenpolitik, in der (relativ) freiheitlich regierte Republiken mit „modern-reaktionär" geleiteten Monarchien wetteifern. Gegenüber dem falschen Patriotismus, der sich heute im Lobpreisen rücksichtsloser Machtpolitik und in rauschenden Festen so breit macht, heißt dem Ethiker Vaterlandsliebe „die peinliche Sorge, daß auch das Volk, dem er angehört, an den höchsten sittlichen Normen gemessen, bestehen könne, daß es zu immer reinerer Ausübung der Gerechtigkeit fortschreite" (491): während heute Viele zwar jede neue völkerverbindende Errungenschaft der Technik mit Jubel begrüßen, aber jede völkerverbindende Idee mit Verachtung zurückweisen.

Auch mit dem berühmten vermittelnden und dem verwandten „historischen" Standpunkte, der das „Bestehende begreifen", d. h. in der That rechtfertigen will, ist es nicht gethan. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist." Ja, was ist denn des Kaisers bezw. Gottes? Wird im Zweifelsfalle nicht doch immer Gott, d. h. das Gewissen, bevorzugt, als im Besitz des höheren Rechts angesehen werden müssen? Und wenn wirklich, wie die Verteidiger des Bestehenden, die „staatserhaltenden Männer" sagen, ein nach den sittlichen Prinzipien des Einzelmenschen handelnder Staat eine ökonomische Unmöglichkeit wäre, wenn wirklich nur das relativ Gute zu erreichen ist, kann es eine andere Mission für den Menschen auf Erden geben, als dies relativ Gute dem absolut Guten möglichst anzunähern? Niemals sollte man die „alles lähmende" Phrase: Es geht nicht! mit warmem Blute unterschreiben. (Eine bittere, aber schlagende Zusammenfassung alles dessen, was hier angeblich „nicht gehen" soll, ist Seite 516—518 zu lesen). Gegenüber der „wissenschaftlichen" Lobpreisung des Bestehenden thäte, wie Seite 521 in freilich etwas gesuchter Antithese meint, „gewissenschaftliche Thätigkeit mehr als alles not."

Die politische Frage par excellence ist die des Verhältnisses von Selbständigkeit und Autorität. Hier muß der oberste Grundsatz des Ethikers lauten: Keine Autorität um ihrer selbst willen; sondern nur zum Schutze autoritärer, das ist sittlich gerechtfertigter Ideen. Auf die komplizierte Frage der Berechtigung des Majoritätsprinzips wollen wir hier nicht eingehen. Aber wie weit hat der Einzelne das Recht der Auflehnung gegen die Autorität? Ist der, welcher die festeste Ueberzeugung hat, daß das, was er will, das objektiv Gute ist, wirklich überhaupt „nicht mehr an Autorität und an Tradition gebunden?" (437). Auf die „feste Ueberzeugung" würden sich alle Fanatiker, kirchliche wie Torquemada oder politische wie Robespierre, berufen. Freilich, auch die Märtyrer,

Digitized by Google

die der Religianen wie die des freien Gedankens. Und wie steht es mit der sittlichea Freiheit der ausführenden Organe der Autarität? Sind sie zu blindem Gehorsam ethisch verpflichtet? Da werden sich oft genug schwierige Kanflikte zwischen Disziplia und Autaaamie des Gewissens ergeben. Das letzte Kriterium muß in Zweifelsfällen sicherlich, wie Goldscheid mit Recht sagt, das Gewissen des Einzelnen sein Alles pasttive Recht, alle Autorität, kurz alle Heteranamie ist schließlich nur „Hilfsiastitutioa" zur Erhaltung der Autanamie. Zur richtigen Stellung in diesen schwierigen Fragen anzuleiten aber ist die Sache der Erziehung, der wir deshalb unsere letzten Betrachtungen widmen wollen.

IV.

Sozialethische Erziehung.

Ohne die geeigneten sazialen Institutianea bleibt eine ernstliche Bethätigung auch der individuellen Ethik unmöglich. Und umgekehrt: die sazialen Einrichtungen entwickeln sich doch nicht vermittelst eines automatischen Mechanismus, sandern werden durch Menschen von Leib und Blut gemacht. Darum muß zwar nicht „alle" (546). aber ein wesentlicher Teil der Reform aber, wem dies besser gefällt, der Umwälzung unserer jetzigea unethischen Zustände bei der Erziehung einsetzen. Zu wie hahem Glück der Einzelne auch ohne Bildung gelangea mag, das Glück der Gesamtheit leidet unter jedem Uagebildeten; denn um seinetwillen müssen Gesetzgebung und Erziehung mit den Erziehungsmitteln der alten Zeit (dem Erregen vaa Schrecken und Furcht) belastet bleiben. Das scheinbar demakratische Lab der „Armen im Geiste" ist in Wahrheit nichts weniger als volksfreundlich, denn ein gewisses Mindestmaß van Wissen und Erkenntnis ist jedem Einzelnen im Kampfe um seine physische und geistige Selbsterhaltuag und Fortentwicklung notwendig. „Es giebt auch ein geistiges Existenzminimum" uad nach „dem jeweilig als zulässig erachteten geistigen und physischen Existenzminimum des Einzelnen bestimmt sich die Kultur einer Zeit" (409).

Natarlich geht unser Autar nicht auf pädagagische Spezialfragen ein, sondern er will nur einige allgemeine Richtuagslinien für die saziale Erziehang und „Gewissensbildung", in erster Linie der Erwachsenen, ziehen. Die erste Voraussetzung aller vernünftigen Erziehung ist selbstverständlich die Befriedigung der natürlichen Grundtriebe des Menschea. An eine Veredelung der Menschennatur ist erst dann za denken, wenn „nicht mehr Hunger, Frost und ungestillte Sinnlichkeit ihre alleinigen Erzieher abgeben". Dach fallen gerade die ökanamischen Prableme erst im 2. Bande ausführlicher erörtert werden. Der Fartschritt menschlicher Kultur auf dem Gebiete der Erziehung ist darin zu erblicken, daß ein immer stärkerer Einfluß des „Wissens" — richtiger wohl: der Erkenntnis — auf den Willea zu kanstatieren ist, daß die Gewalterziehung, die mit den graben und äußerlichen Mitteln der Furcht und des Schmerzes, des Schreckens und der Strafe arbeitet, doch an Terrain za oertieren beginnt zu Gunsten einer besseren, weil innerlicheren und dauernderen Erfalg versprechenden Pädagagik, die zwar bei den mangelhaften Institutianen und dem „verpfuschten Menschenmaterial" der Gegeawart aach nicht gänzlich auf die Erweckung van Unlustmotiven verzichten kann, aber zur Erziehung durch Erkenntnis und damit durch Lustmotive, zum „Ratianalisaus der lustbetonten Pflicht" (417), allezeit hinstrebt. Die Wissenschaft, soweit sie auf den Menschen Bezug hat, muß zu einer „Schmiedewerkstatt des Willens" werden, in der dann Staat und Religian den Hammer führen mögen, wofera sie sich der Meisterin Vernunft unterzuordnen bereit sind. Und nicht weich, wie bisher, sondern stahlhart sollen sie das Eisen des Willens glühen, ihn fähig machen, dem als richtig Erkanntea auch nachzulebea. Dena Uebereinstimmung van Erkenntnis and Handeln muß das oberste Ziel der Erziehung sein; des Ethikers aberstes, ja einziges Gebot muß lauten: „Gehorche Deiner aufs Ganze gerichteten Erkenntnis und sanst nichts auf der Welt" (424).

Zu solcher Gesinnaag lann man aber nur erziehen, wenn man an das Freiheitsbedürfnis appelliert, das im Grunde eines jedea Menschenherzens wahat. „Nur wa man immer wieder lehrt: Du bist blaß ia dem Maße Mensch, als Du Dich innerlich frei fühlst, ist von wahrer Bildung zu reden" (423). Das soziale Endziel ist auch für Goldscheid dasselbe, das Rudalf Stammler in Anlehnung an Kant und im Namen des sazialen Idealismus formuliert hat: eine Gemeinschaft frei wallender Menschen; während die Deoije der Gegenwart nur allzuoft, wenn auch unausgesprachen, lautet: Alle für wenige und diese Wenigen für sich selber! Freiheit bedeutet freilich nicht schranlenlose Ungebundenheit, sondern vernunftgemäße Unabhängigkeit vom eigenen Triebleben, von der äußeren Natur, vom Zwang durch Andere. Nicht „zurück zur Natur!" schlechtweg, sandern zurück aber vielmehr aufwärts zur wahren Menschennatur, zu dem Zustande, wa nach Kant and Schiller Kultur wieder zur Natur wird, van der „Naturfreiheit" zur „Kulturfreiheit"! Das letzte Wort der Erziehung heiße also: Erziehe (Dich und Andere) nicht zum Geharsam, sondern zur Freiheit, d. i. zum „Erkenntnisgehorsam". „Damit erziehe man Rebellen, sagt man vielleicht. Gewiß, aber nicht Rebellen gegen die Ordnang, sandera aur Rebellen gegen die Unvernunft nnd Unordnuag" (426).

Man könnte nun dem allen entgegenhalten: Ja, „leicht wohnen bei einaader die Gedankea, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen"; uad mitunter scheint in der That Galdscheid, hingerissen van seinem hochgespannten Idealismas, die Schwächen der Menschennatur und die Hindernisse der sazialen Institutionen zu vergessen. Aber er scheiat es auch nur. Denn nur durch den Optimismus der That, den er uns so eiabringlich predigt, läßt sich in Wahrheit die Menschennatur anwärts hebea, lassea sich die Institutianen umwandeln. Eine „Abschaffung" des Staates überhaupt, wie Tolstoi fardert, ist dazu nicht vannöten. Diese Farderung wäre allenfalls gegenüber dem heutigen Staate gerechtfertigt, nicht aber gegenüber der Staatsidee. Denn „im geordneten Staat allein können wir zu höherer Kultur fortschreiten" (523). Wie liegt nun heute die Sache in unseren Kulturstaaten? „Wir sehen, wie eine in ihrem Edelsten beengte Menschheit teils zu ethischem Indifferentismus entartet, teils bei Geheimlehrea Zuflucht sucht; der größte Teil aber lauscht mit begeisterter Spaaaung auf ein neues Evangelium, das, den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend, wirtschaftliche Erlösung verheißt" (525). Sachea wir es zu verhindern, daß die graße Anzahl neu geweckter Willen nicht im bloß Wirtschaftlichen versinke, suchen wir die Masse, die doch einst herrschen wird, saviel an uns ist, zu bilden, damit das „große Indioiduum", „der Erhalter und Bildner aller Kultur", nicht verschwinde, — wir möchten die Farderung dahin steigern: damit immer mehr solcher Kutturbildner unter ans erstehen!

Darum fort mit dem, freilich für die Satten billigen nnd bequemea, Pessimismus! Auf zum freudigen Optimismus der That, d. i. zar anabläßigen Arbeit gegen Not und Elend in der gesamten Menschheit. — —

Goldscheid vergleicht in der ersten seiner oft schlageaden Anmerkungen die heutige Lage und Aufgabe der sazialen Ethik mit der des dritten Standes zu Beginn der französischen Reoolntion. Was Sieyès damals von der

Bourgeoisie gesagt, lasse sich heute mit mehr Berechtigung von der Ethik behaupten: „Was war die Ethik bisher? Nichts. Was muß sie werden? Alles.“ Noch treffender wird unseres Erachtens der Vergleich, wenn wir die Formel des französischen Abbés genauer zitieren. Sie zerfiel in die dreifache Frage und Antwort: Was bedeutet der dritte Stand? Alles. Was ist er bisher in unserem Staate gewesen? Nichts. Was verlangt er? Etwas zu werden. Begnügen wir uns vorläufig mit dem Letzteren. Hoffen wir, oder nein, setze ein jeder von uns Alles daran, daß es der Ethik nicht ergehe wie der französischen Bourgeoisie zu Ende der damaligen politischen Umwälzung, wo sie unter die Herrschaft eines autokratischen Gewalthabers geriet, der sich mit revolutionären Federn schmückte, daß sie vielmehr der „Alles“ beherrschenden Stellung gemäß, die ihr in der Idee gebührt, auch in Wirklichkeit „Etwas“, nämlich eine Macht in unserem Kulturleben werde.

Australische Entwicklungslitteratur.

Besprochen von Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

Während die europäischen Sozialreformer — auch die nichtradikalen — großen Hindernissen begegnen, geschieht in Australien rasch Bemerkenswertes. In der Alten Welt stoßen die Ethiker und Menschenfreunde auf Riesengebirge von Vorurteilen, Vorrechten und Gleichgiltigkeit. Bei unseren Antipoden dagegen fehlt es an dem endlosen Indielängeziehen wichtiger Reformen und an unserem ebensa endlosen Wortschwall. Dort kammt es viel, viel schneller zu soliden Thaten, zur Linderung des Elends, zur Verbesserung der allgemeinen Lebenslage. Man geht vielleicht manchmal etwas zu rasch vor und ist vielleicht etwas zu radikal — vielleicht — aber man erzielt jedenfalls weit mehr Nützliches und Gutes als mit unserer Zauderpolitik, Schwierigkeitsmacherei und Angstmeierei. Die von den Australiern gebrauchten Mittel mögen uns Altweltlern ab und zu ein Kopfschütteln abringen, allein sie erreichen ihren Zweck thatsächlich, und das fordert unsern Neid ebenso heraus wie unsere Achtung.

Während das Mutterland durch Riesenstreiks, Aussperrungen, Schweißsaugerei und andere schlimme Begleiterscheinungen des modernen Industrielebens hervorragt, haben die australischen Kolonien Großbritanniens diese Dinge bereits abgeschüttelt. Die Knechtschaft langer Arbeitstage ist zu Gunsten des Achtstundentages beseitigt, die Hungerlöhne sind menschenwürdiger Entlohnung gewichen, die Arbeiter werden im Alter von Staats wegen versorgt, statt auf öffentliche oder private Mildthätigkeit angewiesen zu sein. Die Frauenwelt hat in sämtlichen Bundesstaaten das politische Stimmrecht erlangt, der Handel mit geistigen Getränken ist in befriedigender Weise geregelt. Die Regierungskunst bleibt nicht auf Kriegführung, Polizeimaßregelung und ähnliche mittelalterliche Aufgaben beschränkt, sondern ist in erster Reihe auf die Förderung der Volkswohlfahrt gerichtet: auf die Hebung von Industrie, Landwirtschaft und Verkehr, auf die Beschäftigung der Arbeitslosen, auf die Schaffung eines großen Standes kleiner Grundbesitzer u. dgl. m.

Das sind keine Utopien, sondern wirkliche, auf Staatsgesetzen beruhende Zustände. Die Fortschritte sind jüngeren Datums und mögen Nicht-Ethikern erstaunlich schnell erzielt scheinen; aber das Geheimnis des raschen und gründlichen Erfolges der modernen australischen Sozialpolitik hat eine recht einfache Erklärung: den festen Willen der in den Parlamenten der Bundesstaaten und im Hauptparlament des Staatenbundes sitzenden Arbeitervertreter und den guten Willen der Regierungen. Selbstverständlich wirkten, wie bei jeder sozialen Umgestaltung, auch bei dieser Umwälzung vielerlei Umstände und Faktoren mit, jene zwei jedoch bildeten die Hauptsache. In dem soeben erschienenen großen und fesselnden Werk „State experiments in Australia and New Zealand“ by William Pember Reeves (London, Grant Richards) wird von einem der hervorragendsten Teilnehmer an dem Reformwerk klipp und klar nachgewiesen, daß das letztere mit dem ersten Erscheinen von Arbeitervertretern in den gesetzgebenden Körperschaften Australiens seinen Anfang nahm, und zwar um 1890. Damals lenkte eine Reihenfolge wirtschaftlicher Niederlagen die Blicke der Gewerkvereine auf die Möglichkeit politischer Siege. Die Aussichten dazu lagen in der Luft, denn die Massen besaßen das politische Wahlrecht. Reeves, ein angesehener australischer Staatsmann, dem die soziale Entwicklung des fünften Erdteils viel zu verdanken hat, schreibt:

„Was man brauchte, war ein höherer Zweck, ein begeisterndes Evangelium. Man fand es in der Industriedemokratie. Das Eingreifen der organisierten Arbeit in die Politik 1890–93 bedeutete nicht bloß das Streben der Arbeiterkreise nach gewissen Reformen, sondern auch eine neue Personenpolitik. Bis 1890 begnügten die Arbeiter sich damit, ihre bürgerliche Kandidaten zu stimmen; nunmehr jedoch beschlossen sie, ganze Gruppen aus ihren eigenen Kreisen in die Parlamente zu entsenden.“

Den Anfang machte Neuseeland 1890 mit der Wahl von 5, 1893 folgten Queensland mit 17 und Südaustralien mit 18, zwei Jahre später Viktoria mit 7 und Neusüdwales mit 35 Arbeitervertretern. Diesen Leuten gelang es in erster Reihe, eine friedliche, heilsame Umwälzung in den australischen Verhältnissen herbeizuführen. Es waren ruhige, gewissenhafte, geschäftstüchtige, nicht durch Theorien beeinflußte, auf praktische Thaten lossteuernde Männer. Sie und ihre seither gewählten Standesgenossen sind trotz aller Neigung zum Staatssozialismus weit mehr Gewerkvereinler als bewußte Sozialisten. Sie gehen hauptsächlich darauf aus, das Los der Arbeiter zu verbessern, ihnen höhere Löhne zu sichern, ihre Lebenshaltung zu heben und ihnen ein höheres geistiges Dasein zu verschaffen. Das Beste ist, daß die Bereitwilligkeit der Arbeiterpolitiker, sich auf Experimente einzulassen, die politische Stabilität der Kolonien nicht nur nicht gefährdet, sondern geradezu fördert. Während nämlich früher der Regierungswechsel ein häufiger war, ist seit 1891 eine erfreuliche Stetigkeit eingetreten. Dieser Umstand scheint erstaunlich zu sein, ist es aber nicht, denn die Arbeiter sind eben Menschen, die gewohnt sind, zu arbeiten und nicht zu reden, etwas zu schaffen und nicht die Zeit zu vertrödeln. Stead bemerkt sehr richtig, daß ein Arbeitertrupp, der so wenig leisten und so viel schwatzen würde wie ein Parlament, binnen vierzehn Tagen entlassen werden müßte. Die Arbeitervertreter, in der die Industrie beherrschenden Disziplin aufgewachsen, haben das Zeitsparprinzip auf das politische Leben übertragen. „Man hat sie mit dem Pensum betraut, brennende Fragen zu lösen und angemessene Gesetze zu machen, und sie haben diese Arbeit ebenso gethan, wie sie Kohle gefördert oder den Acker gepflügt oder Schafe geschoren oder Lokomotiven geführt haben würden.“

Doch geht es nicht an, daß wir dem Verfasser nach weiter in die Einzelheiten seiner ebenso anziehenden wie objektiven Schilderung der fortschrittlichen Bestrebungen und Bewegungen folgen, die an Australien so sehr bewundert werden. Wir müssen uns auf die Anführung der Kapitelüberschriften, die den großen Inhaltsreichtum dieser zwei Bände erweisen, beschränken: 1. Ein Festland und einige Inseln; 2. Die fortschrittliche Bewegung; 3. Das Frauenstimmrecht; 4. Die Staatenverbündung; 5. Vorzugswahlrecht; 6. Die Landfrage (dieser wichtige Punkt nimmt allein rund 200 Seiten ein); 7. Die Arbeiterfrage (240 Seiten); 8. Altersrenten; 9. Die Trinkgesetzgebung; 10. Die Ausschließung von Fremdlingen. Das Reeves'sche Werk, aus dem man ungeheuer viel Neues lernen kann, ist von hoher politischer und sozialhumanitärer Tragweite und zu seinen Hauptvorzügen gehört eine glänzende Schreibweise.

Das letztere Lob gebührt auch dem stoffverwandten, aber viel kleinern und weniger wichtigen, dabei jedoch höchst interessanten Buche:

„L'évolution sociale en Australasie.“ Par Louis Vigouroux. Paris, librairie Armand Colin, 1902.

Obwohl es teilweise — allerdings nur teilweise — dieselben Stoffe behandelt wie das Reeves'sche, trägt es doch schon durch die Autorschaft eines Franzosen ein ganz anderes Gepräge,

wie auch dadurch, daß der Verfasser nicht, wie R., von jeher inmitten der Verhältnisse gelebt hat, sondern nur acht Monate an Ort und Stelle verbringen konnte — nämlich als Abgesandter des Pariser Sozialmuseums. Diese Schöpfung des Grafen Chambrun († 1899) pflegt tüchtige Volkswirte ins Ausland — bisher nach England, Deutschland, Italien, Nordamerika, Australien, Südafrika — zu entsenden, damit sie die örtlichen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse studieren und ihre Beobachtungen in Büchern niederlegen, die als „Bibliothek des Sozialmuseums" gesammelt erscheinen. Die neueste Bereicherung dieser Sammlung bildet nun der vorliegende Band des Pariser Deputierten und Nationalökonomieprofessors Vigouroux. Daß es nur gleich festgestellt sei: es kommt selten vor, daß ein Franzose mit so wahlthuender Ruhe und Unbefangenheit schreibt. Bei aller Popularität des Stils beruht die Darstellung auf einer streng wissenschaftlichen — richtigen und scharfen — Beobachtungsweise und bietet eine reiche Fülle wertvoller Anregungen, die wir der Beobachtung jedes Menschenfreundes empfehlen.

Da Reeves sich auf die staatssozialistischen Seiten der australasiatischen Wirtschaftsentwicklung beschränkt, Vigouroux dagegen die letztere in ihrer Gesamtheit behandelt, berührt der Franzose Gebiete, die der Australier unberührt läßt. Hier die Kapitel-Ueberschriften: 1. Australasien und Australien. 2. Die Strafansiedlungen von Neusüdwales. 3. Die Besiedlung des australischen Südostens. 4. Die planmäßige Kolonisierung West- und Süd-Australiens. 5. Die Herrschaft der Squatter. 6. Das Walten der Goldsucher. 7. Die Besiedlung Neuseelands. 8. Die Usurpierung des Bodens in Australien. 9. Die Herrschaft der Financiers. 10. Die Arbeiterbewegung. 11. Der Klassenkampf. 12. Der Staat und die Privat-Initiative. Innerhalb dieses Dutzends von Kapiteln ist eine erstaunliche Masse von bei uns fast gänzlich unbekanntem Belehrungsmaterial von höchstem Interesse angehäuft. Dazu gesellt sich ein überaus wichtiger Anhang von 190 Seiten, der sich über die Viehzucht, die Arbeiterniederlassungen, das Blockerwesen, die Arbeitslosenfrage, den Minimallohn im Bundesstaat Viktoria, die neuseeländischen Alterspensionen und andere ähnliche Gegenstände in ebenso gewissenhafter, obgleich weniger pragmatischer und ansprechender Weise als Reeves verbreitet.

Vigouroux, dessen australische Forschungsreise 1898 stattfand, ergänzt die seitherigen wichtigeren Vorkommnisse auf Grund der neuesten einschlägigen Veröffentlichungen. Er nimmt jeden Bundesstaat einzeln vor und schildert außerdem die den sämtlichen australischen Kolonien gemeinsamen Züge, d. h. er beschreibt die Verhältnisse sowohl monographisch als auch verallgemeinernd. Von der im Mai 1902 durch das Bundesparlament bewirkten Einführung des allgemeinen politischen Stimmrechts der Frauen ist in dem Buche noch nichts erwähnt; dagegen enthält es die bei weitem zweckmäßigste und eingehendste Darstellung der Geschichte und des Wesens der sogen. „Kommunistendörfer" Südaustraliens.

Am weitesten vorgeschritten ist der Staatssozialismus in Neuseeland. Lediglich diesem Teil Australiens ist ein höchst anziehendes neues Buch eines bekannten radikalsozialen Schriftstellers gewidmet.

Newest England. By Henry Desmarest Lloyd. New-York, Doubleday, Page & Co.

Eine rein praktische Thatsachenstudie! Der Verfasser ist ein nordamerikanischer Sozialist, aber ein maßvoller, gebildeter, hochbegabter — das haben schon seine früheren Veröffentlichungen „Reichtum und Gemeinwohl" und „Arbeitergeschäftsbeteiligung" gezeigt. Die vorliegende neueste behandelt die Aufsehen erregenden staatssozialistischen Experimente des genannten australischen Kolonialstaates und deren bisherige Ergebnisse; sie belehrt uns über die Ergebnisse der Verwirklichung radikaler Theorien, vor allem der Verstaatlichung „natürlicher" Monopole, in diesem undemokratischen Lande, das heutzutage „die Versuchsstation fortschrittlicher Gesetzgebung" ist und in welchem „Reformen, die anderswo nur besprochen werden, tatsächlich durchgeführt worden sind" — unter dem Walten einer „Politik des Wohlstandes für Alle statt des Ueberflusses Weniger."

Der Radikalismus, mit dem in Neuseeland regiert wird, ergiebt sich daraus, daß dort die progressive Bodenbesteuerung eingeführt ist, Meliorationen steuerfrei sind, eine progressive Einkommensteuer eingehoben wird, die Verkehrsmittel dem Staat gehören, das Versicherungswesen verstaatlicht ist, die Greise Ruhegehälter und die Beschäftigungslosen Arbeit bekommen, der Schiedsgerichtszwang die Arbeitseinstellungen beseitigt hat und den Arbeitern zum Segen gereicht, der öffentliche Besitz der Eisenbahnen eine wohlfeile Benutzung und die Veranstaltung von unentgeltlichen Ausflügen ermöglicht u. s. w.

Bis in welche Details die zielbewußte Menschenfreundlichkeit der Gesetzgebung sich einläßt, geht aus dem neuen Geschäftsladengesetz hervor, welches vorschreibt, daß die Läden rein gehalten und gut gelüftet sein müssen, daß jedem Gehilfen eine volle Stunde als Mittagspause gewährt werde, daß weibliche und jugendliche Angestellte nicht mehr als 52 Stunden wöchentlich im Dienst sein dürfen. Die Läden dürfen nur von 8 Uhr morgens bis 6½ Uhr abends offen sein, und jeder Verkäufer muß wöchentlich einen halben Frei-Tag bekommen. Ferner ist das Vorhandensein ausreichender Sitzgelegenheit und ihrer Benutzungsmöglichkeit vorgeschrieben. Lloyd schreibt:

„Die Assekuranzgesellschaft, welche die größte Anzahl von Personen versichert, ist das Volk. Der Kurator, der die meisten Testamente vollstreckt und das umfassendste Eigentum besitzt, ist das Volk. Seine Polizei können nie wertlos werden . . . Das Ideal der wahren Demokratie bezüglich der Eisenbahnen ist, nicht Geldgewinn aus ihnen zu ziehen, sondern sie dem Volk dienstbar zu machen. Sobald die Einnahmen die Betriebsausgaben und die Zinsen des erborgten Baukapitals decken, werden die Fahrpreise jeweilig herabgesetzt, sagte der Verkehrsminister, und der Premierminister erklärte, daß jeder die dreiprozentigen Zinsen übersteigende Gewinn dem Volk in Gestalt geräumiger Bequemlichkeiten und geringerer Preise zurückgezahlt werden müsse . . . Zwischen den Städten und ihren Vorstädten verkehren jetzt morgens und abends Arbeiterzüge zum Abonnementspreis von 50 Cents pro Woche (= 2 Mark). Doch stehen dieselben sämtlichen Reisenden zur Verfügung, denn es wäre undemokratisch, die verschiedenen Schichten der Bevölkerung allzu scharf unterscheiden zu wollen . . . Die neuseeländische Tarifpolitik verpönt den Grundsatz, daß, je größer der Versprecher, desto niedriger seine Frachtsätze. Der kleine Mann genießt dieselben Vorteile wie der große; keiner genießt Rabatte oder sonstige Begünstigungen . . . Behufs Befestigung des kapitalistischen Bodenmonopols griff der Staat zur progressiven Besteuerung. Der Kabinettschef schrak nicht vor dem Widerstand der Reichen zurück. „Es ist," sagte er, „Sache des Volkes, zu entscheiden, ob der Boden, der Alten Brot geben muß, einigen Bevorzugten oder der Gesamtheit gehören soll. An den blutigen Kapitalisten liegt mir wenig. Es schadet nicht, wenn Dutzende von Großgrundbesitzern das Land verlassen, denn das Gedeihen unserer Kolonie hängt nicht von ihnen ab, sondern von uns selbst, vom Aufschwung unserer Industrie und von der Gewinnung auswärtiger Märkte. Ob die Großkapitalisten bleiben oder nicht, ist gleichgültig; so, oft beeinträchtigen sie unsere Industrie geradezu." Die Kapitalisten drohten, für den Fall der Annahme des Steuergesetzentwurfs das Land verlassen zu wollen. Das Gemeinwesen wollte ihnen Gelegenheit geben, dies zu thun, indem es die Gesetze ins Leben rief; aber die Herren überlegten sich's genau und — blieben."

Wir empfehlen allen Philanthropen, Sozialreformern, Gesetzgebern und Staatsmännern sämtlicher Richtungen, das Lloyd'sche Werk recht aufmerksam zu lesen. Jedermann kann etwas daraus lernen, mancher sogar sehr Vieles.

Streiflichter.

Noch etwas zum Prozeß Wilke. Unter den Zeugenaussagen in diesem Prozeß verdient doch noch eine wegen ihrer symptomatischen Bedeutung für die Zustände in unserer christlichen Welt festgenagelt zu werden. Ein Leutnant sagt aus, daß er mit Mädchen geschlechtlich verkehre. Das thue jeder Leutnant. Diese Aussage erregte, wie mehrfach frappante Aeußerungen von Zeugen in diesem Prozeß, im Zuschauerraum „Heiterkeit". Nach der durch diese beifällige „Heiterkeit" seitens des Publikums gutgeheißenen Ansicht dieses Offiziers bestehen also nicht nur thatsächlich — woran leider nicht zu zweifeln — in

weiten Kreisen des Offizierstandes, ebenso wie in der Mehrzahl der übrigen Gesellschaftsklassen, in Bezug auf diesen Punkt laxe Grundsätze, sondern jeder Leutnant ohne Ausnahme nimmt es als sein gutes Recht in Anspruch, arme Mädchen ins Verderben hinabzustoßen oder, falls sie schon gesunken sind, an seinem Teile dazu beizutragen, daß diese unselige Lage erhalten, besiegelt und verstärkt werde. Also eine besondere Spezies von Herrenmoral, die weder mit der Moral der von der Generalsynode so beweglich angerufenen „gläubigen Gemeinde", noch mit dem Neminem laede der freien Menschenmoral etwas gemein hat. Liegt aber nicht vielleicht doch in dieser Aussage eine ungewollte Beleidigung des Offizierstandes? D.

* * *

Das leere Fegefeuer. Dem in Milwaukee erscheinenden „Freidenker" entnehmen wir die nachstehende bittere Satire, die — nun sagen wir selbst: den Mißbrauch der römisch-katholischen Lehre von Fegefeuer und Ablaß vortrefflich geißelt:

Wenn man Jemandem die Frage stellt: „Wie viele Seelen giebt's im Fegefeuer?" so wäre er um die Antwort verlegen. Eine einfache Berechnung, viel einfacher als diejenige, die zur Entdeckung von noch unsichtbaren Himmelskörpern geführt hat, giebt aber den nötigen Aufschluß, und man erfährt, daß es im Fegfeuer zur Zeit keine Menschenseele giebt. Das Fegefeuer ist gänzlich leer.

Glauben Sie nicht, daß das nur Spaß ist. Wir verlassen uns auf die Mathematik, die eine exakte Wissenschaft ist. Rechnen Sie 'mal nach: Auf dem Erdball giebt es rund 150 Millionen Katholiken, und diese allein sind in Betracht zu ziehen, denn die Protestanten, Ketzer, Heiden, Buddhisten, Juden u. s. w. kommen bekanntlich samt und sonders in die Hölle. Von den genannten 150 Millionen sterben täglich, wie statistisch nachgewiesen ist, 10125. Da die Menschheit arg verderbt ist, könnte man annehmen, daß von allen Gestorbenen wenigstens drei Viertel dem ewigen Feuer anheimfallen, aber wir wollen nicht zu pessimistisch sein und bloß die Hälfte als verdammt betrachten. Bleibt also die andere Hälfte, das ist, wenn man recht zählt, 5063. Nun ist es furchtbar schwer, schnurstracks in den Himmel zu kommen; wenn's hoch kommt, werden bloß 63 dies Glück haben. Es bleiben also 5000 Seelen, die ins Fegfeuer gehören.

Diese armen Seelen brauchen aber glücklicherweise, dank den von der Kirche eingesetzten Ablässen, nicht lange in jenem ungemütlichen Lokal zu verharren. Papst Pius IX. zum Beispiel setzte einen vollkommenen Ablaß ein, der, von einem im Zustand der Gnade sich befindenden Christen erworben, mit einem Schlag 535 Seelen aus dem Fegfeuer befreit. Wenn täglich in der ganzen Christenheit bloß zehn Personen diesen Ablaß erwerben, so ist die ganze Masse der zum Fegfeuer Verdammten (und 350 Seelen darüber) von jeder Strafe eximiert. In der ganzen Christenheit giebt es aber natürlich Tausende von Gläubigen, die den erwähnten Ablaß erwerben; es giebt bekanntlich Leute, die überhaupt keine andere Beschäftigung haben. Außerdem zählt man noch eine Unmasse von Ablässen, die bloß eine Seele erlösen oder auch nur einen Teil der zeitlichen Strafen tilgen. An diesen Ablässen beteiligen sich aber wiederum Hunderttausende von frommen Christen.

In Madrid zum Beispiel kann man, wenn man in der San Luis-Kirche die Stationen betet, einen vollständigen Ablaß gewinnen, giltig für eine Seele. In Rom giebt es sieben Kirchen, und in allen katholischen Städten wenigstens eine, wo dieselbe Einrichtung besteht. Unter den 150 Millionen Katholiken giebt es wenigstens einen vom Tausend, der diesen vollkommenen Ablaß erwirbt. Hieraus ergiebt sich, daß auf diesem Wege 150000 Seelen täglich erlöst werden. Wenn dies Ihnen etwas stark dünkt, so wollen wir eine Null streichen und blatz 15000 tägliche vollkommene Ablässe annehmen. Sowieso ist ja Ueberfluß vorhanden, da bloß 5000 Seelen täglich zum Fegfeuer verdammt werden. Selbst wenn wir annehmen, daß die Ueberschüsse an Ablässen den Seelen zugute kommen, die ins Fegfeuer gekommen zu einer Zeit, wo die Ablässe noch nicht so sehr im Schwunge waren wie jetzt, so sind diese Ueberschüsse doch so kolossal, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß es gegenwärtig, wie oben gesagt, keine Menschenseele mehr im Fegfeuer giebt.

* * *

Eine russische Friedensgesellschaft. In Petersburg wird gegenwärtig eine Gesellschaft ins Leben gerufen, die sich „Die Annäherung" nennen will. Sie strebt eine „heilige Allianz der Völker" an. Mit besonderer Freude begrüßt Fürst Uchtomsky diesen „Fortschritt der ethischen Kultur in seinem Vaterlande", indem er sagt: „Nur die Annäherung der Völker bildet das einzige Mittel, das geeignet scheint, die nationale Feindschaft zu ersticken, die den Weltfrieden in der ganzen Menschheitsgeschichte von jeher bedroht hat. Wir hassen das, was wir nicht kennen, und wittern eine Gefahr hinter dem Unbekannten. Daher dichten wir anderen Nationen allerlei Legenden an, die selten etwas mit ihrem wahren Wesen gemein haben. „Die Deutschen essen Erbswurst und haben auch den Affen erfunden!" Diese an sich nicht gerade boshafte Charakteristik genügt jedoch, um den einfachen russischen Bauer zu dem Schlusse zu führen, daß der Deutsche zu Allem fähig sei und darum bekämpft werden müsse. Aehnliche Konsequenzen ergeben die Vorurteile von den „talglichtessenden" und nach dem Ritualmord dürstenden Völkern. Es giebt genug Elemente, die in der unlauteren Aufreizung der menschlichen Leidenschaften und in der Verhetzung ihr Lebensziel sehen und deren Werk „die Zwietracht" genannt zu werden verdient. Als Gegengewicht wird „die Annäherung" sich der hohen Mission unterziehen, Lüge und Wahrheit über die Eigenarten, Sitten und Gebräuche anderer Völker treu und zuverlässig zu beleuchten und gegen die Gefahren kämpfen, die der erdichtete Ritualmord und der „historische Haß" heraufbeschworen haben, und den Spuren der Liebe zu folgen suchen, die sich ebenfalls in der Geschichte der Menschheit finden. Wie groß auch die Macht der Lüge sei, der schwere Kampf gegen dieselbe scheint nicht hoffnungslos, wenn an die kleine Gemeinde, die die Entlarvung der Lüge erstrebt, sich allmählich weitere Gesellschaftskreise anschließen, die in Bezug auf andere Völker Wahrheit und Lüge streng unterscheiden und untrügliche Klarheit sich verschaffen wollen."

(Friedenswarte.)

Aus der ethischen Bewegung.

Ueber den Kampf zwischen Volksbildung und Kirche in Frankreich sprach am 23. Oktob. in der Berliner Gesellschaft für ethische Kultur Herr Lehrer Tews. Redner versuchte die Ursachen von Sieg bezw. Niederlage der Parteien zu beleuchten. Die französische katholische Kirche sei lediglich Staatskirche; die 17 Erzbischöfe und 70 Bischöfe würden vom Staat eingesetzt, vom Papst bestätigt. Bischöfliche Bullen müssen vor Veröffentlichung der Staatsregierung vorgelegt werden. Diese Bestimmungen aus der Zeit Napoleons I. seien sehr rigoros. Darum habe sich neben der offiziellen Kirche eine zweite inoffizielle gebildet, die religiösen Kongregationen, die über ein Vermögen von mehr als 1 Milliarde verfügen bei 200000 Mitgliedern. Deutschland habe nur den zehnten Teil dieser Ordensleute, vielleicht infolge der liberaleren Kirchengesetzgebung. Der Kampf der französischen Regierung richte sich nicht gegen die Kirche, sondern gegen die Orden. Aber freilich seien die schulpädagogischen Forderungen der Kongregationen dieselben wie die der Kirche, nämlich völlige Unterordnung der Schule unter die Kirchenbehörde, in jedem Lande. Diese Forderungen seien Jahrhunderte hindurch in Frankreich einfach zugestanden worden: der Leib dem Staate, der Geist der Kirche! Hier liege vielleicht eine Ursache der französischen Revolution. Aber kein Staat dürfe, ohne sich selbst zu vernichten, die Sorge um das geistige Leben abschütteln. Daher nun der Kampf, bei dem die Kongregationen mit dem Bewußtsein alten Besitzes streiten; denn in Frankreich sei die Kirche wirklich die Mutter der Schule gewesen. Die Revolution habe darum mit der Beseitigung des Religiösen auch die Schule vernichtet. Napoleon I., der Schöpfer der französischen Universität, habe mit weitem Blick alles neu organisiert; die Schule war zwar Staatsschule, aber wurde im Auftrage des Staates von der Kirche geleitet. Das neue Schulgesetz Guizot's von 1833 beseitigte den staatlichen Schulzwang und gestattete Privatschulen. Das Fallouxsche Gesetz von 1850 wirkte ebenso auf das Gedeihen der Privatschulen durch Hineinziehung der höheren Schulen in die Unterrichtsfreiheit. Das enorme Anwachsen der Privatschüler habe nun schließlich den Staat zum Widerstand bewogen. Von 1880 ab beginne der französische Staat die Volksschule zurückzuerobern, 1882 durch Beseitigung des Religionsunterrichts (freilich nicht in den höheren Schulen). 1886 wurde bestimmt, daß in einer öffentlichen Schule keine Ordensleute beschäftigt werden dürften. Das Gesetz bewirkte nur die Gründung von geistlichen Privatschulen; von 1886—1899 verdoppelte sich die Zahl der Schüler (600000—1200000).

Die öffentliche Schule verlor in den letzten Jahren 800000 Kinder. Nun habe der § 14 des Vereinsgesetzes jede Unterrichtserteilung den Orden untersagt, d. h. geistliche Schulen sind völlig aufgehoben. Merkwürdigerweise haben sich aber bisher lange nicht soviel Schüler bei den

staatlichen Schulen gemeldet, als durch Aufhebung der geistlichen Schulen frei wurden. Offenbar habe sich eine große Anzahl in Privatschulen geflüchtet. Die Regierung werde nun also den Kampf auch gegen die weltlichen Privatschulen aufnehmen und zum napoleonischen Schulmonopol zurückkehren müssen. Redner hält den Kampf für nicht aussichtsreich; historisch Gewordenes ließe sich durch Gewaltmaßregeln nicht ausrotten; statt zu verbieten, brauche man nur positiv Besseres zu bieten, um etwas zu erreichen. Leider habe der französische Staat keinen Lehrerstand, auf den er sich stützen könnte. Das sei kein Vorwurf gegen die jetzige Regierung; denn eine Reform im Unterrichtswesen lasse sich höchstens in einer Menschengeneration erreichen. Das brevet élementaire sei mit 16 Jahren und Beherrschung des Volksschulstoffes zu erreichen; dies haben 7/8 % der französischen Lehrer. Das brevet supérieur stehe etwa auf der Höhe unserer ersten Lehrerprüfung und sei im Besitz von 21% der Lehrerschaft. 3% hätten überhaupt keinen Nachweis ihrer Tüchtigkeit gehabt. Diese Lehrerschaft sei natürlich mit dem Klerus zu kämpfen ohnmächtig. Könnte sie es aber auch, so dürfte sie es nicht; denn sie stehe völlig unter der bureaukratischen Regierungsgewalt. Lehrervereine dürften dort sich nicht einfallen lassen, auf die Schulverwaltung Einfluß zu üben. Darum sei der französische Lehrer völlig ohnmächtig. In Deutschland erwachse der Kampf gegen die kirchliche Beeinflussung aus der Lehrerschaft, in Frankreich ohne Beteiligung der Lehrer aus politischen Cliquen. Auch die Besoldung der französischen Lehrer stehe hinter der Preußens noch zurück! Gleichzeitig sei der Lehrermangel dort noch größer. Im Alter von 18—25 Jahren haben die Lehrer 2,35 Frcs., bis zu 4 Frcs. (von 50—55 Jahre) — das Gehalt eines Tagelöhners; dabei aber ein stetes Angewiesensein auf die Gunst des Vorgesetzten und eine Ueberhäufung mit Inspektionen. Je geringwertiger die Qualität der Arbeiter, desto größer die Zahl der Aufseher. Zehn Jahre lang müsse sich, wie in Mecklenburg, der französische Seminarist zum Dienst auf einer ihm einmal angewiesenen Stelle verpflichten. Den Hauptnachdruck lege die französische Schule überhaupt nicht auf den Unterricht, sondern auf die gesamte Lebenserziehung. Die französischen Eltern aber haben darum Lust zu streiken und ihre Erziehungspflicht ganz zu vernachlässigen. Die französische Frau sei zu flatterig, leidet außer dem Hause, und mache dadurch ihren Mann zum Wirtshausbesucher. So seien die französischen Lehrer vielfach zu Kindermädchen geworden, die noch dem Unterricht noch 3—4 Stunden Aufsicht haben. Ferner fehlt der französischen Schule ganz die Selbstverwaltung; die kolossale Zentralisierung sei ja bekannt. Die Omnipotenz des Staates auf diesem Gebiet sei sehr verhängnisvoll. Daß der Politiker den Religionsunterricht aus der Schule haben will, sei verständlich; der Pädagoge werde sich kein Fach verbieten lassen. Auch Politik dürfe nicht von oben her aus der Schule verwiesen werden; der Pädagoge werde sie auch zulassen — freilich beides mit der Maßgabe, daß die Art und Weise eine taktvolle, pädagogische sei. Agitatoren gehörten nicht in die Schule. Wenn man von pädagogischer, statt von politischer Seite an die Schulfrage gegangen wäre, stände alles besser. Das preußische Schulaufsichtsgesetz vertraue ebenfalls so gar keine Fachmänner an die Spitze der Schule; auch dies sei ein politisches, kein pädagogisches Gesetz. An der Ostmark behandele leider die preußische Regierung die Lehrer ganz wie die französische Regierung, rein nach politischen Rücksichten. Die Zugehörigkeit zu einem Kriegerverein, nicht pädagogische Tüchtigkeit, berechtige zur Polenzulage!

Solange der Lehrer soklisch nicht gleich dem Geistlichen im Dorf ist, ist jedes Gesetz über Ueber- oder Unterordnung unnütz. Gesetze ändern das Leben nicht; die Kraft kommt von unten; wer die Schule haben will, muß beim Lehrerstand anfangen.

Auf dem Gebiete der Freiwilligkeit im Bildungsstreben geschieht in Frankreich unendlich viel; aber doch herrsche ein antisozialer Sinn unter den französischen Lehrern. Frankreich habe Rousseau's aristokratische Erziehungsmethode hervorgebracht, Deutschland die Armenschule Pestalozzi's. Menschen zu bilden, nicht Politiker, müßte die Aufgabe sein. Regiert Pestalozzi, dann kann man alle anderen Schulregenten entbehren!

* * *

Abteilung Magdeburg. Kunstsagen in ethischer Beleuchtung hieß das Thema, das Professor Dr. **Bruno Meyer** aus Berlin in der hiesigen „Gesellschaft für ethische Kultur Freitag Abend in einem Vortrage behandelte. Da die Kunst der menschlichen Sinnlichkeit eine angenehme Speise vorsetzte, die Ethik aber unter allen Umständen eine Zähmung der menschlichen Triebe zum Zwecke habe, so entstehe häufig ein Konflikt zwischen dem ästhetischen und ethischen Standpunkte des Beschauers eines Kunstwerkes, der noch zuweilen durch die religiöse Ueberzeugung verschärft werde. Um diese Gegensätze zu beseitigen, müssen wir lernen, den Gegenstand des Kunstwerkes von der dabei hineingelegten Idee des Künstlers zu trennen. Das vom Künstler Gewollte sei die Hauptsache, der Gegenstand Nebensache. Nehmen wir bei der Darstellung des Nackten den echtigen künstlerischen Standpunkt ein, dann werden es auch immer ideale Empfindungen sein, die uns beseelen. Dagegen berge die Darstellung des Halbnackten, das nur eine Konzession an die herrschende Sitte bedeute, große sittliche Gefahren in sich. Meistens mit der ausgesprochenen Tendenz, lüstern zu sein, lasse das Halbnackte der Phantasie des Beschauers den weitesten Spielraum; hiergegen müsse mit ethischen Gründen energisch gekämpft werden. Der Redner sprach sich dann auch noch über die Kunstpflege aus, wie sie vom Staat, von Gemeinden und einzelnen Personen geübt werde, worin nicht immer eine Kunstförderung zu erblicken sei, da das Mäcenatentum häufig die Kunst nur seinen bestimmten Zwecken dienstbar mache und den Künstler an der freien Entfaltung seiner Ideen hindere. Auch der Kunstförderung müsse die ethische Pflicht auferlegt werden. An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion.

Bücherschau.

Leonore Frei. Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moses. 2 Bde. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 1902. M. 5.

Es steckt gewaltige Arbeit in dem Buche; die Verfasserin hat sich tief in die Irrgänge ägyptologischer und alttestamentlicher Forschung vertieft und mit dem spröden Stoff gerungen; aber es steckt noch mehr darin, eine starke dichterische Gestaltungsgabe und jene hellseherische Kraft, die durch die brodelnden Nebel und das nusichere Dunkel mythischer Ueberlieferung dringt und alle verstreuten Funken zu einem lichten Gemälde zusammenzwingt. Das gilt ganz besonders vom zweiten Bande, wo die Gestalt Mose's gewaltig, wie sie Michel Angelo geschaut, vor unsere Augen tritt. Gewaltig und erhaben schön ist auch der Gedanke, diesen Verkünder des neuen Gottes zum — Atheisten zu machen, zu dem Götternichter, der im Geiste eines Zarathustra-Nietzsche den Idealmenschen auf den Opfer- und Weihrauch-beraubten Altar heben möchte. Und mit mutiger Dichtergröße wird uns die doppelte tragische Schuld selbst dieses Uebermenschen enthüllt, die seine Kraft zerschmettert: der kleine Schritt abseits von dem ebenen Gipfelwege des Schaffenden in das enge Thal, wo die Blume persönlichen Glückes blüht, und die mit der Schwachheit und Thorheit der Menge kapitulierende Nachsicht, die den Gottentrungenen die Wahrheit wieder nur im Schleier, an Stelle des nennenstahlenden Lichts den eitrigen Jahwegott bietet. Gegenüber der starken poetischen Kraft, die uns so in ihren Bann zwingt, daß wir unwillkürlich nachfühlen: so muß dieser Feuergeist beschaffen gewesen sein — verliert die Frage nach dem „historischen" Mose völlig ihren Sinn; wer möchte bei der Statue eines echten Kunstlers nachprüfen, ob auch diese oder jene zerbrochene Stücke des alten Materials mit in den Guß hineingelangt sind? Der Mose, den uns Leonore Frei zeigt, ist wirklich und lebendig, er prägt sich mit überzeugender Natürlichkeit der Phantasie ein.

Ob die Religionsgeschichte oder Religionsphilosophie aus solchem Werk etwas lernen kann? Die Fachgelehrten schütteln mitleidig den Kopf schon über die Frage selbst, und gewiß: direkt und sachlich ist da nichts zu holen. Aber sollten sie nicht wenigstens vom Dichter das lernen können, daß eine schöpferische Phantasie dazu gehört, die unansehnlichen formlosen Steinchen, die die Altertumsforschung ausgeud, zu einem Bilde wiedervereinen, daß aus demselben Rohstoff Vielerlei werden kann und daß das Beste, was uns die Geschichte giebt, doch das ist, was ein Nachschaffender daraus machen kann? Unsere besten Historiker waren stets, bewußt oder unbewußt, Dichter.

Es gilt aber bei solchem Werke nicht nur, mit verstehendem Blick Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, den leitenden großen Gedanken fest in der Hand zu halten und farblosen Namen und Verhältnissen wieder lebendigen Odem einzuhauchen — das Schwierigste ist, rechtzeitig zu vergessen. Nicht davon rede ich, daß wir die farbenbelebte Palette nicht sehen sollen, von der das Bild entstand, die Keäusel und Schnitzel der Werkstatt — dergleichen versteht jeder Künstler gern, und nur der Dilettant zeigt, wie sauer er sich's hat werden lassen, nichts Tüchtiges zu staude zu bringen. Aber auch eine starke Schaffenskraft erlahmt mitunter bei dem Werke, das Nichtmehrnötige zu beseitigen. So scheint es auch Leonore Frei ergangen zu sein. Sie ist an ihrer Arbeit gemachsen, darum hatte sie gut daran gethan, mit Vollendung des sechsten Buches nochmals das erste in die Hand zu nehmen und zu versuchen, die großzügige Kraft des Schlusses auch in den Anfang hineinzudringen. Es ist nicht zu leugnen, daß hier die Fäden noch ziemlich verworren und verwirrend in einander gefügt sind. Zum großen Teil liegt das ja am Stoffe: das Ränkespiel an Thebens Königshofe mit den Intriguen der Priesterschaften, die ganze Verwicklung größter und kleinster Interessen erfordert eine ganz andere Gestaltungskraft, als die Schicksale des israelitischen Volkes in der Wüste — eben darum hätte hier vielleicht Manches wegbleiben können, was dem ersten Lesen verwirrend wirkt und erst bei wiederholtem Nachprüfen sich auch als kunstvolles Gewebe entdeckt. Aber das sind im letzten Grunde subjektive Eindrücke, und der Himmel bewahre den Kritiker davor, daß ihm das Besserdabenwollen etwa die kategorische Forderung, zu zeigen, wie man's besser machen könne, zuziehe!

—ns—

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. R. Penzig Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Angemessenen Wirkungskreis,

ohne Rücksicht auf Höhe des Einkommens, sucht hierdurch ein wohlbekannter ethischer Sozialreformer, ständiger Mitarbeiter dieses Blattes. Bisher mit viel Erfolg sozial-literarisch tätig, möchte er, unter Verzicht auf sein jetziges gutes Einkommen, künftig mehr als bisher, **event. gänzlich**, sich einem oder dem andern wichtigeren Gebiete der aktiven **praktischen** Sozialpolitik widmen: Kinderfürsorge, Wohnungselend, Friedensbewegung, Genossenschaftswesen, Gewinnbeteiligungsfrage 2c. Der angestrebte Wirkungskreis sollte ein großer sein, denn der Betreffende hat Organisationstalent und praktischen Sinn. Domizil nebensächlich. Anträge unter „Humanus" befördert Dr. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.

Eine junge Dame (21 Jahre) sucht im Kreise einer feinen Familie gegen entsprechende Vergütung Aufnahme. Ihr Wunsch geht dahin, unter vollständigem Familienanschluß an allen praktischen und geistigen Interessen des Hauses sich zu beteiligen, auch an einem angeregten, geselligen Verkehr; Anwesenheit einer gleichaltrigen Tochter erwünscht. Pflege eines innigen Familienlebens mit geistiger Anregung Hauptbedingung.

Ausführliche Offerten mit Referenzen werden erbeten unter **F. W. 4008** an Rudolf Mosse, Wiesbaden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonntag, den 13. Dezember, 7 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder: Plauderei von Prof. Bruno Meyer über „Neuere Moaamrntnikunft in Berlin". Erfrischungen zu Aschingerpreisen.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Spandauerstraße).

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Das **XX. Jugend-Konzert** (für Gemeindeschüler) findet Mittwoch, den 25. nachm. 4 Uhr, in der Philharmonie statt. Fräulein Dernburg und Fräulein Dietsch singen Duette, begleitet von Herrn Kapellmeister Fritz Otto; die Herren Kammermusiker Möffert, Lehmann, Diek und Iron sind mit sechs Quartetten für Waldhorn auf dem Programm vertreten, während der deklamatorische Teil übernommen ist von Herrn Direktor Rudolf Lorenz, dem Lehrer für Sprechtechnik und Vortragskunst an Em. Reichers Hochschule für dramatische Kunst. — Diejenigen Kinder, welche keine Einlaßkarten in ihren Schulen erhalten, können sich direkt an das Seminar für Musik, W. Neue Winterfeldtstr. 48 wenden oder an den Portier der Philharmonie. — Die nächsten Jugend-Konzerte finden erst Ende Januar statt.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin S.W.

Soeben erschien:

Die Religionen
der Völker und Gelehrten aller Zeiten.

Ein Laienbrevier

von

Robert Oloff

(Pillau)

818 Seiten 8°. Preis: Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Das Büchlein ist vorzugsweise für Diejenigen geschrieben, welche im Drange des Weltgetriebes stehend nicht Muße genug haben, dicke Bände durchzustudieren und doch gern sich selbst ein Urteil über das bilden möchten, was die Weisen aller Zeiten der Menschheit zu glauben aufgebürdet haben. In denkbar größter Kürze hat der Verfasser die Religionslehren und philosophischen Systeme aller Zeiten und Völker dargestellt und die Aussprüche and Meinungen aieler Gelehrten daräber hinzugefügt.

Da in der Neuzeit der Rationalismus, welcher die Offenbarung nicht leugnet, immee mehr vom Nataralismus verdrängt wird, welcher allein durch Erforschung der Natur, der Geschichte und des Menschengeistes zur Eekenntnis religiöser Wahrheiten zu gelangen sich bemüht, hat der Veefasee noch eine Natarbetrachtung eingefügt, die uns zu Gemüte führen soll, wieaiel mythologische Phantasterei sich selbst in die monotheistischen Systeme eingeschlichen hat.

Endzweck der Schrift ist: **auf die Grundidee aller jetzt heerschenden Religionen hinzuweisen; diese oder ist — die Liebe zur Natur nnd aller Kreatur. Sie allein wirkt veredelnd auf Herz und Gemüt aud macht nns das Lebea lebenswert. Das Büchletn predigt Toleraaz, Optimismus nnd die Religion des Herzens.**

Seite 293 und folgende behandeln die Gesellschaft für ethische Kultur.

Demnächst erscheint:

H. A. Idelberger,

Die Entwicklung der kindlichen Sprache

7 Bogen gr. 8°. **Preis: M. 2,50.**

INHALT:

Einleitung:

1. Beobachtungen über das Verhältnis des Gefühls- und Willenslebens zum Vorstellungsleben beim Kinde.
2. Beobachtungen über die Energie der Aufmerksamkeit.

Erstes Hauptproblem: Das Problem der ersten Wortbedeutungen beim Kinde.

Zweites Hauptproblem: Das Problem der Worterfindung.

Anhang: Die Lautentwicklung und deren äussere Bedingungen.

Nachtrag: Zu dem Problem der ersten Wortbedeutungen.

Professor Dr. Rothenbücher,

Geschichte der Philosophie.

Leitfaden

für

Gebildete und Studierende.

15 Bogen 8°. Preis: brosch. M. 2,50, geb. M. 3,—.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin SW. 19. Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Pernß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2513.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 5. Dezember 1903. | Nr. 49.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Entwickelung nationaler Solidarität. Von Dr. M. Kronenberg.
Vom Glück. Von Elisabeth Freiin v. le Fort (Ludwigslust).
Etwas vom Wartenkönnen. Von Bertha Stern (Bruchsal).
Streiflichter:
Respektlosigkeit.
Kinderschutz und Schule.
Aus der ethischen Bewegung. Dr. R. Löwenfelds Vortrag.

Die Entwickelung internationaler Solidarität.

Von Dr. M. Kronenberg.

In den politischen Beziehungen zwischen Frankreich und England ist seit geraumer Zeit, man kann sagen etwa seit Jahresfrist, eine Wandlung eingetreten, die um ihres Grundcharakters willen es sehr verdient, an dieser Stelle bemerkt und beifällig begrüßt zu werden. Denn in dieser neuesten Phase der englisch-französischen Beziehungen spielen die ethischen Gesichtspunkte eine vorherrschende Rolle, eine stärkere als die Interessenfragen, und es mag wohl zum ersten Male geschehen, daß von zwei großen Kulturstaaten versucht wird, in dieser Weise, nicht schwärmerisch-platonisch, sondern in ruhiger, planmäßiger Arbeit, die wechselseitigen Beziehungen neu zu gestalten.

Ausgegangen ist dieser Versuch von der französischen Deputiertenkammer, wo seit den Neuwahlen, die eine im besten Sinne dieses Wortes kulturkämpferische Mehrheit brachten, der Boden von vornherein günstig war für die Lösung wichtiger ethischer Fragen. Dort bildete sich gleich zu Beginn der Legislaturperiode eine parlamentarische Gruppe zur Vertretung und Propagierung der Idee des Schiedsgerichts in allen internationalen Beziehungen. Vorsitzender der Gruppe ist deren thätigster Führer, d'Estournelles de Constant, seit langem bereits bekannt als einer der eifrigsten Förderer auch der internationalen Friedensbewegung. Da diese parlamentarische Gruppe bald mehr als 200 Mitglieder zählte, also die Majorität der Kammer hinter sich hatte, so bedeutete sie auch politisch eine Macht, welche schon durch ihr bloßes Dasein auch die Politik der Regierung wesentlich beeinflußte, und dies umsomehr, als jene 200 Deputierte der Gruppe d'Estournelles im wesentlichen sich deckten mit der aus fortschrittlichen Republikanern, Radikalen und Sozialisten zusammengesetzten Regierungsmajorität des „Blocks", welche die Stütze der Kulturkampf-Ministerien Waldeck-Rousseau und Combes bildeten und noch jetzt bilden.

Diese Gruppe und vor allem ihr Führer hat nun seit etwa Jahresfrist unablässig daran gearbeitet, zunächst an einem, aber sehr wichtigen Punkte, die internationale Solidarität zu entwickeln und zum möglichst deutlichen Ausdruck zu bringen: eben in den Beziehungen zu England. Es wurde zu dem Zwecke eine wirksame Rede- und Preßkampagne eingeleitet, in der namentlich auch Jaurès in vorderster Reihe stand, und trotz des durchdringenden Geschreis der chauvinistischen Blätter gingen zahlreiche französische Parlamentarier über den Kanal, um im persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch mit den englischen Parlamentsmitgliedern die Bande dauernder Freundschaft zwischen beiden Ländern anzuknüpfen. Das praktische Ergebnis war zunächst ein, bereits genehmigter, Schiedsgerichts-Vertrag, der zwar nur auf gewisse Fragen sich beschränkte, aber doch schon an sich und durch die Art seines Zustandekommens einen wichtigen ethischen Fortschritt darstellt und nach dieser Richtung hin auch in der öffentlichen Meinung beider Länder starken Eindruck machte. Vorige Woche nun haben die englischen Parlamentarier den Besuch ihrer französischen Kollegen erwidert; es wurden neue und weitere Anknüpfungspunkte zur Entwickelung der Solidarität gesucht und gefunden, und man ist bereits überzeugt, diese Solidarität so weit gefestigt und das Gefühl dafür so tief in die öffentliche Meinung beider Länder und in den Geist der Parlamente eingesenkt zu haben, daß ein feindseliger Bruch zwischen England und Frankreich nahezu unmöglich geworden ist.

Was das bedeutet, ersieht man am besten, wenn man sich erinnert, wie oft in den letzten Jahren ein solcher Bruch und ein Krieg in drohend naher Aussicht standen, wie erbittert auf beiden Seiten die Volksstimmung war, wie namentlich die Franzosen „Faschoda", die Engländer Frankreichs Haltung im Burenkriege nicht vergessen konnten. Und seit Jahrhunderten hatte man ja sich wechselseitig immer wieder als „Erbfeinde" betrachtet und stillen oder offenen Haß genährt, nicht nur aus alter Rivalität, sondern auch wegen des Gegensatzes der Interessen. Dieser Interessengegensatz ist ja auch zur Stunde noch so groß, daß man nicht leicht zwei Staaten finden wird, deren politischer Antagonismus vom Standpunkte der Realpolitik so „natürlich" und selbstverständlich ist wie in diesem Falle.

Und doch — wie verhältnismäßig leicht war es, dies alles zu überwinden, dem Einheitsgedanken menschlicher Solidarität das Uebergewicht zu geben über den Antagonismus der Interessen, die Dissonanz feindlicher Gefühle und Spannungen aufzulösen in der Konsonanz ethischer Gemeinschaftsempfindungen. Sollte dies Alles unseren

Digitized by Google

ſuperklugen „Realpolitikern" nicht etwas zu denken geben und ſie veranlaſſen, ihre Auffaſſung von der Ueberlegenheit „realer" Machtfaktoren über die ideellen ein wenig zu revidieren?

Vom Glück.

Von Eliſabeth Freiin v. le Fort (Ludwigsluſt).

Ueber der Heide flimmert das Sonnenlicht; hier iſt das Reich der Einſamkeit. Sie ſchaut uns an mit dunklem Auge, die hohe Frau; auf dem Haupt trägt ſie einen Kranz von Kiefernnadeln, und ihr langer Mantel iſt beſtickt mit blühendem Heidekraut. Es umfängt uns hier jene Einſamkeit, welche einige unter uns „die Heimat" nennen. Es giebt eine Bergeinſamkeit, welche großartiger iſt, und eine Waldeinſamkeit, die traulicher anmutet. Es ſpricht ein jeder unter uns die Sprache ſeiner Heimat.

Am Weg wie verirrt lehnt ein Roſenſtrauch. Ein jeder Zweig blüht. Es war ein Sonnenſtrahl, der die Blüten wach küßte, nun nicken ſie ſich zu in derſelben ſonnigen Welt. Und in ihnen allen iſt dasſelbe Sehnen.

Der Wind kommt von fern gefahren, die Blüten verwehen, verfliegen. Ein Sturmesbrauſen! Nach uns werden andere Blüten hervorbrechen, wie vor uns andere geweſen ſind, und 's iſt doch derſelbe Stamm, aus dem ſie alle ihre Nahrung ziehen.

Es gehen Gedanken durch die Welt der Geiſter, in der wir Brüder und Schweſtern ſind. Sie ſetzen ſich einem Moſaikmuſter in einem Kaleidoſkop gleich zuſammen, hier ſo, dort ſo.

Es geht uns nicht anders, wie den Blüten am Wege. Wir ſind erwacht an der Menſchheit großem Blütenſtrauch, um zwei Frühlings- oder Regentage zu ſehen und dann zu entblättern. Und das Durchleben dieſer beiden Tage beſteht merkwürdigerweiſe in der Hauptſache aus zwei großen Fragen, von denen die eine iſt: wo unſere Blütenſehnſucht vor unſerem Erwachen war und nach unſerer Entblätterung ſein wird, die andere aber: wie und auf welche Art wir die beiden Blütentage am angenehmſten und leichteſten, oder am beſten und edelſten hinbringen. Die Antwort auf die beiden Fragen aber den gänzlichen Verzicht auf dieſelben nach vielem Suchen und Forſchen nennen wir Wahrheit. Es iſt dieſes nichts als ein Wort, denn da die Menſchheit unvollkommen iſt, kann ſie auch den Begriff der Vollkommenheit nicht einmal faſſen, nur ahnen. Was ich meine Wahrheit oder meinen Glauben nenne, iſt nichts anderes, als die Zuſammenſetzung des Moſaikmuſters, wie es im Kaleidoſkop durch das Schütteln meiner Hand entſtand. Es wäre eine Thorheit, wollte ich mit Dir ſtreiten, weil Dein Moſaikmuſter anders ausſieht. Es ſind im Grunde doch dieſelben bunten Steinchen, aus denen beide entſtanden. —

Auf welche Art bringen wir die beiden Blütentage am angenehmſten, am beſten hin?

Sobald wir zum Bewußtſein gelangt ſind, pflegen wir alle einen Zuſtand herbeizuwünſchen, dem wir den Namen „Glück" gegeben haben, einen Sammelnamen für die verſchiedenſten Wünſche erfüllbarer, unerfüllbarer und oft unbekannter Art. Und wir alle erleben den Augenblick, da es uns klar wird, daß wir das Glück, wie wir es geträumt, nicht finden werden.

Wir ſehen einen ſchönen, ſchillernden Kelch vor unſeren Augen zerbrechen, und nun ziehen wir aus und ſuchen bunte Glasſcherben. Und eines Tages im Wandern und Suchen verirren wir uns in das Reich der Einſamkeit.

Was ſagſt Du vom Glück, Du ſtille Frau auf der Heide? — Daß es zweierlei erreichbares Glück giebt, ein Scherben-Glück und ein Glück der Einſamkeit.

Viele ſchütteln den Kopf zu ſolchen Worten und kehren um, ihre Scherben zu ſuchen.

Aber die Anderen lauſchen ihrer Stimme.

Es giebt Gedanken, welche mit uns in der Einſamkeit kämpfen, und wenn ſie als Sieger hervorgehen, knieen wir vor ihnen.

Wir knieen vor Dir, Du Glück der Einſamkeit, denn wir bejahen Dich, und darum biſt Du unſer. Wer Dich verneint, der beſitzt Dich nicht, weil er Dich im Verneinen von ſich weiſt.

Das Glück hat viele Verbündete, und wenn ich vom Glück reden will, ſo laſſe ich einender Verbündeten nach dem anderen vorüberziehen. Dann werden wir unſer Glück verſtehen — wie unſer Schickſal.

* * *

Wenn wir

Vom Schickſal

ſprechen, ſo wiſſen wir, daß jenes Schickſal, welches mit erhobener Hand über der Menſchheit thronte, welches hier blind gab, dort hart verweigerte, längſt von ſeinem Thron geſtürzt iſt. Wir kannten es ſtürzen; denn wir hatten es erhoben. Da erfuhren wir, daß wir ſelbſt unſer Schickſal waren.

Ein Spiegel iſt unſere Seele. Alles, was an uns vorüberzieht an wechſelnden Bildern und Erſcheinungen, muß ſich in unſerer Seele ſpiegeln. Aber der Spiegel wirft die Bilder gebrochen zurück. Wie die Dinge uns erſcheinen, was uns begegnet — von der Art unſeres Seelen-Spiegels hängt es ab. Es giebt Spiegel, welche vergrößern, verſchönern, — und Spiegel der entgegengeſetzten Art. Wir ſollten nicht klagen um unſer trauriges Schickſal, wir ſollten höchſtens darüber klagen, daß unſere Seele ein Verkleinerungsglas, ſtatt eines Vergrößerungsglaſes iſt. Wenn wir ſo weit gekommen ſind, iſt auch Hilfe für uns vorhanden; denn in dem Moment, da uns unſere Seele zu klein erſcheint, da beginnt ſie zu wachſen. Und von dem Moment an wächſt auch unſer Schickſal.

Denn, ob wir uns deſſen bewußt ſind oder nicht, bei allem, was wir erleben, da erleben wir nur ſo viel, wie ſchon unſer iſt. Unſere Seele iſt auch ein Magnet, der alles Gleiche anzieht, alles Fremde abſtößt. Es findet hier eine verborgene Gerechtigkeit ſtatt. Es kann aus der äußeren Welt in die innere nur hineinkommen, was ſchon, wenigſtens im Keim, vorhanden iſt. So groß und gut wir ſelber ſind, ſo groß und gut werden die Eindrücke ſein, die wir empfangen.

Wollt Ihr mir ſagen, daß Ihr nur Undank und Haß für Wohlthun und Liebe empfangen habt? Dann verſteht Ihr mich nicht und werdet mich nicht verſtehen, ſo lange ihr ſolchen Glauben an Welt und Menſchen in Euch tragt.

Denn es kommt auf den Glauben an im Leben. Halten wir unſeren Nächſten für gut, und er wird uns ſein Beſtes geben. Wir können ihn aber nur für gut halten, wenn wir es ſelber ſind.

Nicht die Welt, die wir durchwandern, geſtaltet unſere Seele. Nein, unſere Seele iſt es, welche der Welt, die wir durchwandern, ihr Gepräge giebt. —

* * *

Vom Glauben an Andere

möchte ich hier ein Beiſpiel ſagen; denn ich kannte eine Frau, über die ich mich oft gewundert habe, weil alle ihre Bekannten, von denen ſie mir erzählte, ſo große und gute und liebenswerte Menſchen waren, wie wir ſie ſelten finden. Später lernte ich einige derſelben kennen; ich fand ſie nicht hervorragend, im Schlechten gewiß nicht, aber auch nicht im Guten, und es wurde mir klar, daß ſie Anderen nicht auffallen machten, weil ſie ihre Größe und Güte, ihr Beſtes, eben nur der geben, die ſelber die

Digitized by Google

Größe und Güte war. Wir nehmen eben von jedem nur das, welches dem gleicht, das in uns ist. Es wird uns jeder nur das geben, an das wir glauben, und von allem Guten wie von allem Schlechten, an das wir glauben, tragen wir einen Keim in uns selbst.

An dieser Stelle wird mancher ein Wort über Enttäuschungen und Mißbrauch der Güte fallen lassen. Und doch hat das hiermit nichts zu thun. Der Einen, von der ich sprach, ist auch viele Liebe mit Kälte und Undank belohnt worden, aber darauf kommt es hier nicht an. Sie ist über die Kränkungen hinweggegangen, und all die Liebe und Wärme, welche in ihr war, haben dieselben hinweggespült. Ihre Meinung von Welt und Menschen hat sich nie geändert; weil dieselbe so hoch war, wie der Reichtum in ihr groß, reichte keine Kränkung und Bitterkeit daran heran, und sie konnte nicht dazu kommen, das Gute zu verneinen. Denn das ist es: was in uns selbst überwiegt, das, meinen wir, müsse auch in der Welt überwiegen, und wir haben Recht: für unsere Welt überwiegt es dann auch. Der Glaube hat immer Recht.

Es wird mancher behaupten, daß seine Liebe durch die Kälte der Anderen getötet wurde. Es ist dies freilich eine traurige Erfahrung, deren Wahrheit nicht zu leugnen ist. Doch sollten wir die Schuld an jenem Sterben des größten Gefühls nicht auf der Seite der Kälte, sondern auf der Seite der Liebe selbst suchen. Es giebt eine ewige Liebe, die freilich die Wenigsten kennen lernen. Es glimmt ein Funke von ihr tief in jedem Herzen, aber die Meisten unterlassen es, diesen Funken zu schüren und ihm neue Nahrung zuzuführen. Es giebt viele, die jenes Gefühl nicht empfinden wollen, weil sie sich fürchten vor einer Liebe, die jeden Egoismus ausschließt, vor einer Liebe, deren Gefolge nach unserer Annahme gewöhnlich Leid und Thränen sind. Denn wir scheuen ja nichts so sehr, wie Leid und Schmerz, und doch kann ein Schmerz ebensoviel Schönheit, Kraft und Größe enthalten, wie ein Glück; nur der, dessen Glück arm und klein ist, wird auch den Schmerz arm und klein empfinden.

* * *

Da ich auf Liebe gekommen bin, möchte ich hier noch sprechen von einem Wort, mit dem so viel Mißbrauch getrieben wird, nämlich

Von unglücklicher Liebe.

Es liegt in diesem Wort ein Widerspruch; denn Liebe ist immer ein Glück, eines der wenigen wahren Glücksgefühle, die es giebt, und wer dieses Glück verneint, dem bleibt nicht viel zu bejahen im Leben. Wie sich die Welt zu diesem Gefühl stellt, ob sie ihm günstig ist oder nicht, ob sie Liebende zusammenführt oder trennt, das ist gleichgiltig. Denn das Gefühl bleibt. Freue Dich, der Du so stark empfinden kannst, daß Du einen Andern mehr liebst als Dich selbst, das Glück eines Anderen Dir mehr am Herzen liegt, als das eigene, das Leben eines Andern Dir kostbarer ist, als das Deine, daß Du Hunger und Leid, Haß und Kälte, den Tod willig ertragen würdest um eines Anderen willen. Es können nicht Alle so empfinden, und die es nicht können, die sind viel ärmer als Du, obgleich ihre Liebe vielleicht keine „unglückliche“ ist. Sie kennen keine „unglückliche“ Liebe, weil sie nicht so stark empfinden können, und vielleicht rühmen sie sich noch dessen, denn sie vermögen ja den großen Reichtum nicht zu würdigen, von dem nicht einmal ein Traum in ihnen lebt. Aber Dir sage ich noch einmal, daß Du Dich freuen sollst. In solchem Gefühl liegt ein Ewigkeits-Gedanke; es trägt uns fort über den kleinen irdischen Alltag; denn wir wissen, daß „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“ ist. Das ist keine wahre Liebe, die uns nicht besser und größer macht, und somit glücklicher. Darauf kommt es hier an. Du hast solch Gefühl besessen, das an sich ein Glück ist, und keine noch so traurigen Verhältnisse können Dir dieses Gefühl nehmen. Klage nicht um Dich, der Du so stark empfindest und eine ungestillte Sehnsucht davon behältst, klage um die, welche niemals so empfinden konnten und nie diese süße Sehnsucht kennen lernten. Alles, wonach wir uns sehnen, das besitzen wir in uns selber, als Keim, als Traum, und alles, dessen Ahnung wir in uns tragen, das kann uns in herrlicher Erfüllung werden. Ist es nicht besser, ein Glück zu kennen, nach dem wir sehnend die Arme ausstrecken, als durchs Leben zu gehen, suchend und zu der Ueberzeugung kommend, daß die Erde kein Glück für uns bietet? — Armer Thor, der Du so sprichst, Dir bietet die Erde auch kein Glück, aber Du Anderer, der Du weißt, daß es ein Glück für Dich giebt, muß Dich nicht diese Gewißheit froh und selig machen, und ob Du es auch nur in einem kurzen Augenblick gekostet hast oder nur — im Traum! Du weißt nun, es giebt einen Schatz mehr im Leben, in Dir. Und Ihr alle, die Ihr glaubt an das Glück, wisset, daß es Euch werden kann; Ihr allein seid seiner wert.

* * *

Vom Glauben überhaupt

habe ich bisher noch nicht gesprochen, aber er ist es, der unser Leben gestaltet. Glaube, daß das Leben gut und schön ist, und Dein Leben wird es sein; glaube an ein düsteres Erdenthal, und Du wirst es durchwandern.

Wohl giebt es eine Macht, gegen die auch der Glaube selten siegreich kämpfen kann, das ist Krankheit und Tod. Das sind die Starken, die einem Menschen für Lebenszeit den äußeren Erdensonnenschein nehmen können. Und dennoch ist es auch hier der Glaube, der das Leben gestaltet. Wer den Glauben in sich trägt an alles Gute und Schöne, dessen Elend wird ein äußeres bleiben, und eine innere Seligkeit wird den Schmerz seiner Krankheit übertäuben. Es kommt immer nur darauf an, daß wir den rechten Blick haben für das Gute und Schöne. Es ist überall zu finden, aber eben nur der, der es erkennt und die Hand danach ausstreckt, erfaßt es. Es ist ja gar keine komplizierte Sache. Des Lebens Bestes ist ein Born, der tief im einsamen Walde rinnt und aus dem jeder schöpfen kann, er sei arm oder reich, gesund oder krank, im Schoße des sogenannten Glückes geboren oder von Frau Sorge ins Leben gesetzt. Aber der Weg durch die Einsamkeit zu jenem Born ist lang, und ihn finden nur die, welche das Lied nicht vergessen haben, das einst ein Engel an ihrer Wiege sang, das klang wie das Rauschen jenes Quells. Viele von Euch hörten das Lied, aber sie haben es vergessen — bis einst eine Stunde kommt, da für einen Augenblick die Einsamkeit den Schleier von ihrer Seele nimmt. Dann tönt das Rauschen wieder, leise und lockend. Und wenn Ihr es hört, wo Ihr auch seid und was Euch auch fehlt, macht Euch auf und geht durch den einsamen Wald und schöpft aus dem Born. Nur eines müsset ihr erst dahinten lassen: das sind die bunten Glücks-Scherben.

Ach, lernen wir es doch, daß der Inhalt eines Lebens nicht in seinem äußeren Lauf besteht, sondern in seinem inneren. Alles, was von außen kommt, Verhältnisse, Menschen, Einflüsse, das ist das Material des Malers, Pinsel, Farben und Leinwand. Nun male Dein Lebensbild. Und aus denselben Farben wird eine öde Sumpflandschaft, oder eine heitere Wiesenpartie, oder ein dunkler Gewitterhimmel, oder ein Bild aus der einsamen, hehren Alpenwelt. Gewiß ist ja das Talent zum Leben verschieden, wie das Talent zum Malen. Ein Bild entsteht aus dem Gemüt, den Anlagen, dem Temperament des Malers – ein Leben auch. Und ich leugne nicht, daß es Dir leicht gemacht wurde, und Dir schwer. Und hier gestehe ich, daß die einzige Vorherbestimmung, der Keim eines Schicksals in dieser Veranlagung liegt. Doch

ich füge hinzu, daß dieser Keim nur wachsen kann, solange wir uns selber nicht klar über unsere besondere Veranlagung sind. Sobald Du Dir klar wirst, daß Du dieselbe ändern möchtest, sobald Du den Kampf mit Dir beginnst, ist Dir der Sieg gewiß. Und ob Du hundert Mal und hundert Mal in Deine alten Fehler, in Deine alte Melancholie, in Deinen alten Pessimismus verfällst, Du wirst nicht darin untergehen, solange Du redlich kämpfst. Und dieses Bewußtsein wird in Dir ein ebenso großes Glücksgefühl erzeugen, als das der „glücklicher" veranlagten Menschen ist Kämpfe um den Glauben! Und ob Dir noch der Glaube fehlt, daß Dein Leben, so wie es ist, gut und schön sei, glaube nur, daß der Glaube es ist, der es gut und schön macht bei Anderen, ja wird Dich diese Gewißheit gleichgiltig machen gegen Widerwärtigkeiten und Ereignisse, die von außen kommen, und Du hast dann schon an Dir etwas erfahren:

* * *

Vom größeren Blick.

Nach ihm sollten wir immer streben. Aber wir gehen in unserem engen Thal, und alles um uns erscheint uns so klein. Denn wir sind selber klein. Wir sehen die kleine äußerliche Schale der Dinge und denken nicht daran, daß in ihnen allen ein Funke glüht vom Licht der Ewigkeit. Wir entdecken diesen Funken nicht, weil derselbe Funke in unserer eigenen Seele nicht hell genug brennt. Warum steigst Du nicht öfter auf den Kirchturm in Deiner Heimatstadt, von wo Du Deine ganze kleine Welt übersehen kannst? Der ist nicht so hoch, daß die Stadt unter Dir für Dich zu einem Nebelbild zerfließen würde, aber von dort wirst Du nicht mehr erkennen, daß der Düngerhaufen auf Deines Nachbars Hof, der dicht am Zaun aufgeschüttet ist, die Aussicht aus den Giebelfenstern Deines Hauses stört. Du wirst manches empfinden in der Höhe, was Du unten nie gefühlt, es wird manche Fessel von Dir fallen, die Dich drunten einengte. Schau lange, und weit und tief — —

Dieses Schauen von oben ist ein Gleichnis auf jenes viel höhere Schauen, das unser Geist schon heute erlebt, ohne jedoch fähig zu sein, uns seine Erlebnisse mitzuteilen, weil ihn und unser irdisches Ich noch ein dichter Schleier trennt. Wir gehen hier in der Tiefe und können unser Leben nur von einer Straßenecke bis zur anderen übersehen. Doch von der Höhe, in der unser Geist einsam schwebt, überschaut er die ganze Gegend, die Ecken und Krümmungen, an denen wir vorübergegangen sind, wie die, welche kommen werden. Es ist ja ganz fertig, unser Leben, von der Wiege bis zum Grabe, und wäre nicht der trennende Schleier da, so würden wir in einer Sekunde unser ganzen Leben durchleben. Es giebt in Wirklichkeit weder Gegenwart, Vergangenheit, noch Zukunft, nur unsere menschliche Fähigkeit ist so beschränkt, daß sie die Ewigkeit nicht fassen kann. Darum werden wir, so lange wir leben, von der Zeit sprechen, während in Wirklichkeit schon unser Geist in der Ewigkeit existiert, wo Raum und Zeit dasselbe ist. In dem Moment, da wir im Tode erwachen, fällt der trennende Schleier und wir sehen dann die Welt, wie sie ist.

(Schluß folgt.)

Etwas vom Wartenkönnen.

Eine ethische Plauderei.

Von Berta Stern (Bruchsal).

Warten, zurückhalten, wenn unser ganzes Wesen zu einem Entschlusse, einer Handlung hindrängt, setzt immer starke Selbstzucht voraus; sie ist in allen Fällen Pflicht. Das stärkste Maß von Selbstbeherrschung, das hier über ein ganzes Leben, ein Leben in Seligkeit oder ein Leben in Schmach entscheidet, fordert das „Wartenkönnen" in der Liebe. Hier steigert sich die Pflicht zur Kunst, zur schwersten und höchsten vielleicht, sicher aber zu der, die reinste Schöpferkraft enthält.

Wer mit offenen Augen und mitleidendem Gemüte durchs Leben schreitet, der ahnt, wie oft ein Vergehen wider das Gebot „Warte!" ein Menschenleben vernichtet hat. Wie tragisch, wenn es nur Monate, nur Wochen sind, die sich zwischen Leben und Zermalmung drängten!

Die Mädchen werden, auch der Durchschnitt der „modernen", dazu erzogen, im Konkurrenzkampfe um den Mann die Palme davonzutragen. Wenn sich eines Tages die „gute Partie" bietet, wirft sich die Beglückte mit freudig klopfendem Herzen dem Ziele ihrer Bestimmung entgegen. Die meisten dieser glücklichen Armen finden auch ihre Befriedigung. Aber wehe, wenn sich eines dieser Wesen in seiner weiteren Entwickelung zu selbständigem, höherem Leben, zur Persönlichkeit erhebt, wenn sie vielleicht auch den Mann kennen lernt, den sie als Lebenskameraden zu den Höhen des Lebens hätte begleiten können, hätte sie nur das Erwachen zu sich selbst abgewartet! Für mein Empfinden giebt es kein schmerzlicheres Martyrium, als das qualvoll resignierte Dasein eines solchen Weibes. „Ist sie stark, so kann sie ihr Geschick noch immer lenken," wirft mir eine Frau von heute ein. Angenommen, der Mann, in dem sie die Resonanz ihres eigenen Höhentriebes gefunden hat, ist noch frei: darf sie den Mann, dem sie einst gerne folgte und der sie auf seine Weise innig liebt, um ihres persönlichen Glückes willen vernichten? Diese Frage führt auf ein anderes, wie mir scheint, nicht minder wichtiges Gebiet der Ethik, auf das ich hier nicht eingehen darf.

Ich habe von den Opfern konventioneller, engherziger Erziehung gesprochen; sie sind mehr zu bedauern als zur Verantwortung zu ziehen. Wenn ich von der Kunst des Wartens rede, wende ich mich an die, die bereits ein neuer Hauch berührt hat, die frei und reif sind und die Anspruch auf ethische Selbsterziehung sowohl, als auf die Fähigkeit echter, tiefer Liebe machen. Mit dem heiligen, hehren Begriff Liebe wird nach immer entwürdigender Mißbrauch geübt. Sie tritt selten stark und groß und rein hervor, Allsiegerin, Allüberwinderin. Materielle Fragen, Familie, Milieu, Erwerbsmöglichkeit stehen im Vordergrunde. Ist die Liebe zufällig mit im Bunde, gut. Aber wenn alle übrigen Faktoren vorhanden sind, die Liebe „wird schon kommen." „Ich liebe ihn unendlich, aber er hat materielle Verpflichtungen; ich habe nun so lange gewartet, nun kann ich nicht mehr." „Er bleibt mir ja treu, und wenn inzwischen, bis er genügend Einkommen hat, nichts Passendes kommt, habe ich ihn ja immer wieder!" Täglich kann man solche Erwägungen vernehmen. Das alles nennt sich Liebe! Aber man kann doch einem jungen, lebensdurstigen Mädchen, gar, wenn das Fest der heiligen Katharina gefeiert ward, mit dem die Franzosen die Fünfundzwanzigjährige zu den vieilles filles hinübergeleiten, nicht zumuten, noch immer zu warten, in einem Alter, das nach unseren Anschauungen schon zum Belächeln und Bespötteln veranlaßt, und in dem der Kranz von Bewerbern sich zu lichten beginnt! Dazu kommt zuweilen noch, daß das Verhältnis zum Elternhause unharmonisch ist und eine schnelle Heirat diesem unbequemen Aufenthalte ein Ende machen soll.

Die Kunst zu warten verstehen nur ganz wenige. Sie wissen, daß sie wert ist, geübt zu werden, um persönlichen Vorteils und um sozialer Höherentwickelung willen. Allerdings bleibt im Gegensatze zu einer flackernden Leidenschaft und zu einem guten Rechenexempel immer die Liebe in

ihrem reinſten ſtarken Lichte die erſte und die einzige Vorausſetzung. In dieſem Erdreich wurzelnd iſt das Warten nicht mehr Pflicht, es iſt Genuß, und wenn es Jahre dauert und ein Jahrzehnt, und wenn es ſeine Erfüllung nur erſehnt, nie erreicht. Widrige Umſtände, Unwillen der Nächſten, ſchwere Arbeitslaſt, ein heißglühendes Temperament ſcheinen mir die große Kunſt zu veredeln, die Kraft zu ſtählen, den Genuß zu erhöhen. Mögen Vater und Mutter ſchelten, mag die Welt kopfſchüttelnd und höhnend verurteilen: er lebt, vielleicht in weiter Ferne, der Freund, der Einzige, um den alles zu dulden ein ſüßes Martyrium wird, zu dem die gequälte Seele in jeder Minute wie in ihre Heimat flüchten darf, gewiß, immer verſtanden zu werden. Er rafft ſeine Kraft zuſammen, um die vollkommene Vereinigung ſo bald, wie ein ſtarker Menſchenwille vermag, zu ermöglichen. Wie erhebend muß für ihn der tägliche, ſtündliche Beweis ſein, daß ihr die ganze Welt mit aller lockenden Herrlichkeit keine Macht hat vor dem einen Ziele, das eine Welt in ſich ſchließt. Man iſt ja geborgen. Das Herrlichſte, was der Menſch am andern ſchätzt und liebt, die Schönheit und Harmonie des Geiſtes und des Gemütes, die Perſönlichkeit, ſteht in innigem, ununterbrochenem Austauſche. Man iſt ſich nahe, giebt das Schönſte und Beſte, das ſich täglich und ſtündlich noch ſteigert im Kampfe um Kraft und in der veredelnden Zukunftshoffnung. Und man weiß, auch das Letzte wird noch freudig hingegeben, ſobald die geſchaffenen Mittel hinreichen, aus dem Bereiche des Perſönlichen hinauszutreten in die Allnatur, um ſie zu bereichern in höchſter Schöpferkraft. Damit erweitert ſich die perſönliche Bedeutung des Wartenkönnens zur ſozial-ethiſchen. Nur eine Verbindung, die auf ſolch ethiſchem, menſchlich ſchönem und großen Wollen fußt, und wenn es nötig iſt, mit ungeheurer Energie und Selbſtverleugnung errungen wird, nur eine ſolche Verbindung wird Nietzſches Forderung erfüllen können: „Nicht fort-, ſondern hinauf euch zu pflanzen, dazu ward euch der Garten der Ehe.“ Denn bei noch ſo ſtarker Betonung des Fortſchritts der Naturwiſſenſchaft bedarf es wohl keines übertriebenen Idealismus, um die geiſtige Natur des Menſchen im innigſten harmoniſchen Zuſammenleben, in der Ehe, als die führende Macht für ein Hinaufpflanzen anzuerkennen. Auch hier ein Wort des heute ſo viel zitierten und noch mehr mißverſtandenen Nietzſche aus der „Fröhlichen Wiſſenſchaft“: „Es giebt wohl hier und da auf Erden eine Art Fortſetzung der Liebe, bei der jenes habſüchtige Verlangen zweier Perſonen nach einander einer neuen Begierde und Habſucht, einem gemeinſamen höheren Durſte nach einem über ihnen ſtehenden Ideale gewichen iſt: aber wer kennt dieſe Liebe? Wer hat ſie erlebt? Ihr rechter Name iſt Freundſchaft.“

Aber hat denn jedes Mädchen, das in dem Schwarme der ſie umſchwirrenden Verehrer nicht den Kameraden, den Freund findet, der in gemeinſamem höheren Durſte mit ihm nach einem über ihnen ſtehenden Ideale begehrt, dieſen koſtbaren Schatz irgendwo in blauer Ferne verwirklicht? Nein, gewiß nicht, und oft die allerbeſten finden ihn nie, wenn nicht — ſelten genug — in ſpäteren Jahren ihr beharrliches Warten gekrönt und in einem reifen, durch gleiche Selbſtbeherrſchung verklärten Höhenwanderer ihr durch ein Leben hindurch bewahrtes Ideal verkörpert wird.

Und die andere, die, um ſich ſelbſt treu zu bleiben, ein lebenslanges Warten einer ſchnöden Hingabe ihres reichen Innenlebens an einen Unwürdigen vorzieht? Das reaktionäre Zeitalter der „alten Jungfer“ ſcheint glücklicherweiſe in den letzten Zügen zu liegen, da ein Genie wie Ibſen ſo liebevoll eintritt für dieſes heldenmütigſte aller Geſchöpfe, das aus freiem Entſchluß allein bleibt, wenn ihm der Begleiter auf die Höhen des Lebens nie erſcheint. Das Leben eines ſolchen Weibes iſt erfüllt von äußerſter Beherrſchung, von Schönheits- und Perſönlichkeitskultur, die ihm das feinſte, innigſte Verſtehen für alle Leiden ſeiner Mitmenſchen und die Strahlenkrone einer Heiligen verleihen. In unſerer Uebergangszeit, die alle berechtigten Forderungen noch oft zur Uebertreibung ſteigert, wird ſo ſtarkes Gewicht auf die phyſiſche Mutterſchaft gelegt. Liegt der Fortſchritt alles Lebendigen denn in dem quantitativen und nicht in dem qualitativen Werden? Gerade zu der Frau, die zu einem Leben in Warten und Selbſtzucht ſich entſchließt, flüchten oft die Söhne und Töchter anderer, legen ihr vom Leben geſtreiftes Haupt in ihren Schoß und ſprechen: „Du verſtehſt mich beſſer als meine eigene Mutter, Dir will ich mein Herz ausſchütten.“ Wird dieſe Frau der Menſchheit nicht Größeres, Edleres geben als die andere, die allein ihrem Naturtriebe gehorcht? Als eines leuchtenden Beiſpieles aus dem Leben gedenken hier wohl manche der edlen und hohen Geſtalt, die in ihren Memoiren das ſchlichte Bild ihres großen Lebens gibt: Malvida von Meyſenbug. Eine Schweſter in der Dichtung hat ihr Ompteda in Cäcilie von Sarryn geſchaffen.

Meine Betrachtungen waren bisher einſeitig; ich ſprach nur dem Weibe von der ſchönen Kunſt zu warten. Zunächſt wohl aus dem Grunde, weil das Warten in dem gedachten Sinne an den Mann nicht herantritt. Er muß Brot für eine Familie ſchaffen können, ehe er an die Gründung einer ſolchen denkt. Von dem „Manne“, der fähig iſt, ſich von der Frau ernähren zu laſſen, rede ich hier nicht. Auch liegt es meinem heutigen Thema fern, darauf einzugehen, daß unſere ſozialen Einrichtungen dem Manne das „Warten“ in einer Weiſe erleichtern. Wenn man in dieſe ſumpfigen Niederungen ſteigt, muß man länger verweilen. Halten wir uns an die Wenigen, Allzuwenigen, die Emporkraft genug beſitzen, das reine, rührende, ausſchließliche Harren eines Weibes zu würdigen, indem ſie ihm darin zur Seite ſtehen! Vergeſſen wir nicht, daß auch das Weib, das die Kunſt des Wartens zu üben verſteht, heute noch nicht „Legion“ iſt!

Aber in anderer Weiſe kann dem Manne nicht flehentlich genug ans Herz gelegt werden: „Lerne warten!“ Und hiermit nähere ich mich einem neuen Ausblicke, den ich Brautſtandsethik nennen möchte. Wie manchem zart empfindenden Mädchen, vom Dufte der Kindheit und Unſchuld wie mit einem verklärenden Schleier umhüllt, iſt dieſer ſchon vor ihrer Verheiratung mit grober, oft auch nur unverſtändiger Hand zerriſſen worden. Wie mancher koſtbaren Blüte iſt der Staub abgeſtreift worden, ihr Ideal- und Schönheitsglauben zerſtört für alle Zeiten! Der desillusionierte Geſichtsausdruck ſo mancher Frau, ſo mancher Braut erzählt dem verſtehenden Blicke Leiden voll tiefſter Tragik. Ich gebe zu, daß ich auch hier die Zahl der mitvibrierenden Frauenſeelen gering achte. Verſchwindend klein aber iſt die Zahl der Männer, wenn überhaupt ein einziger die Pſychologie der Weibesſeele ganz erfaſſen kann und will, die den für ſenſible Naturen ſo tief aufwühlenden Uebergang vom Elternhaus ins unbekannte Leben, den man Brautzeit nennt, mit Geduld und Selbſtüberwindung erleichtern und mildern. Hier hat der Mann eine ſchöne, beglückende und fruchtbare Aufgabe, die Kunſt des Wartens zu üben, nicht zu drängen und zu ſtürmen, wo es ſich nur um Wochen und Monate handelt, nicht mit überſchwenglicher Leidenſchaft an dem zarten Bande, das ſich allmählich immer feſter um ihn und die Braut ſchlingt, unſanft zu zerren. Er hüte und koſte langſam, leiſe, zart das Erwachende, Neue, und ſuche es durch väterliche Güte zu ſteigern. Es kann hier ſo vieles nur angedeutet werden, was rein Sache des Gefühles iſt; aber manche Schweſterſeele, der ſeltenen, feineren eine, wird dem Manne danken, der ſie nicht raſch aus ihrem Kindheitstraume aufrüttelt,

Digitized by Google

der sie sachte ins neue Leben hinübergeleitet, damit nichts von dem köstlichen Dufte verloren gehe, der ihr Gefühlsleben umwebt. Hier ist die Kunst zu warten eine göttliche Kraft; sie erzeugt große, freie Persönlichkeit; ihr Mangel ist Vernichtung. Ich hörte einmal eine lange verheiratete Frau, Mutter eines prächtigen Kinderpaares, mit Tränen in den Augen von ihrer Brautzeit und ihrem Hochzeitstage sprechen. Diese Frau hatte heroische Kämpfe durchgerungen; sie gebrauchte, um ihre damalige Empfindung anzudeuten, das Bild, daß sie wie ein erhandeltes Vieh vom Markte fortgeschleppt worden sei. Das meinem Gefühle nach unethische laute Hochzeitsfest werde ausgeschaltet und dem Manne die Kunst des Wartens, die auf der höheren Achtung und dem tieferen Verständnisse für die subtilsten Regungen der Frauenseele beruht, anerzogen! Und es wird kein Mensch mehr Thränen vergießen, weil er vor vielen Jahren zum Tiere erniedrigt wurde und sich nie mehr ganz zur Persönlichkeit erheben kann.

Je heißer das Temperament, je glühender die Tatkraft, je vorwärtsdrängender der Geist, desto schwerer wird die Selbstbeherrschung werden, desto mehr wird aber auch ihr Wert gesteigert und zur ethischsten Lebenskunst erhoben. Ein solches Ringen um unser edleres Selbst wird in allen Dingen zum Besten dienen. Wer aber den Willen mit der Kraft zu warten verbindet, wo es sich um die höchste und harmonischste Vereinigung aller Lebensströmungen mit dem Göttlichen in uns handelt: in der Liebe, darf darin einen wichtigen Faktor für die Höherentwickelung des Menschengeschlechtes erblicken. Denn das Edelste in ihm kommt zur Entfaltung, um in der kommenden Generation weiterzuwirken.

Streiflichter.

Respektlosigkeit. Achtung und Respekt ist zweierlei. Das erste Wort hat sittliche Qualität, das zweite konventionelle. Das sollte nicht übersehen werden bei den beliebten Klagen gewisser „höherer“ Kreise über die zunehmende Respektlosigkeit der Masse. Es ist nicht wahr, daß wahrhaft Achtungswertes vom Volk nicht mehr geschätzt wird. Mag auch im sozialen und politischen Kampfgetöse hie und da ein übertreibendes, häßliches Wort fallen, die Parteileidenschaft blind machen gegen Verdienste — die Parteiführer sind nicht das Volk, und lautes, lärmendes Verfolgungsgeschrei läßt wohl keinen lauten Widerspruch aufkommen, kann aber verdiente Achtung nicht wesentlich erschüttern. Anders steht's mit dem Respekt, der ohne vernünftige Eigenprüfung anerzogen ist durch die Verhältnisse. Er ist nichts weiter als ein Vorurteil — und Vorurteile haben alle die Schwindsucht, ist's auch selten die galoppierende, sondern meist nur die Auszehrung. Augenblicklich galoppiert sie — und das ist die Schuld der Gerichte. Die Gerichte aber können die Schuld weitergeben an die Herrschaften, die sich seit geraumer Zeit auf die Anklagebank drängen.

Es ist ganz merkwürdig, wieviel „Sensationsprozesse“ wir jetzt haben. Haben wir sie früher verschlafen? Oder ist ein mächtiges Gerechtigkeitsgefühl erwacht? Oder aber — passiert am Ende da oben in den höheren Regionen mehr Respektwidriges? Denn allerdings, man wird es nächstens dem Viehhüter auf dem gräflichen Gut und dem kleinen Hosenbandkrämer in der Kreisstadt nicht weiter übelnehmen dürfen, wenn der gnädige Herr Graf oder des Herrn Ministers Excellenz, oder gar ein Leutnant ihn nicht mehr in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückschleudert. Auch das kleinste Wurstblatt hat doch den Prozeß Kwilecki, die oldenburger Ministerklage und die Forbacher Affäre (um nur die Sensationen der letzten Wochen zu nennen) gebracht. Eine Freisprechung und zwei Verurteilungen von Enthüllern — das macht genau gerechnet, drei Todesurteile, für den Herrn Respekt nämlich.

Die Reize des gräflichen Heims nehmen es mit den traulichen Kasina Unterhaltungen, aus denen man nach Hause geht, um eines „plötzlichen Todes“ zu sterben, und mit der Changez les dames-Polonaise der kleinen Garnison auf. In allen Fällen giebt es kleine epigrammatische Dikta oder Genreszenen, die sich unauslöschlich dem Volksgedächtnis einprägen: „Warum sollte ich denn keine Verhältnisse haben?“ „So was thut jeder Leutnant“, und das Bild des Herrn Staatsanwalts, wie er die Goldfüchse einheimst und das Silbergeld „pour le garçon“ auf die Diele wirft.

Hübsch, nicht wahr? wenigstens schneidig und standesgemäß.

Aber der Respekt, der Respekt? Ja, dem ist nicht mehr zu helfen. Zu lange hat er mit diskretem Hüsteln sich gewunden, das Rückgrat verkrümmt und in seiner Engbrüstigkeit keinen lauten Ton mehr gewagt — nun hat er den Blutsturz: es geht zu Ende!

Vielleicht daß nun, wenn der treue alte Diener, der so unterthänig bescheiden durch die Finger sah und als geschulter Lakai überhaupt nichts bemerkte, was die gnädige Herrschaft nicht beliebte, nun er endlich tat ist, daß sich die hohen Herrschaften bequemen, eine andere alte Dame zur Repräsentation zu engagieren: sie heißt Achtung, und wir können ihr die besten Zeugnisse geben.

* * *

Kinderschutz und Schule. Die Oberschulbehörde in Hamburg hat, wie der Berliner Volkszeitung von dort geschrieben wird, an die Hauptlehrer (Rektoren) der dortigen öffentlichen Volksschulen einen Erlaß gerichtet, der die Lehrer zur Kontrolle der Innehaltung der Bestimmungen des neuen Reichsgesetzes über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben heranziehen will:

Die Oberschulbehörde erblickt in dem neuen Gesetz, das am 1. Januar 1904 in Kraft tritt, ein Handhabe, einer Arbeitsleistung entgegenzutreten, die für Kinder ungeeignet ist, an sich schon aber weil sie einen übermäßigen Kräfteverbrauch bedingt oder zu allzu später oder allzu früher Tagesstunde stattfindet und deshalb die körperliche Entwicklung der Kinder schädigt. Die Hauptlehrer werden deshalb angewiesen, die ihnen unterstellten Lehrpersonen zur Kontrolle der Befolgung der gesetzlichen Vorschriften anzuhalten. Das soll in der Weise geschehen, daß, sobald sich ein Kind in der Schule auffallend müde oder nachlässig zeigt, mit seinen häuslichen Schularbeiten im Rückstande bleibt, aber sodaß aus anderen Gründen die Vermutung besteht, daß es zu stark oder zu unrechter Zeit angestrengt wird, dem Hauptlehrer von dieser Beobachtung Mitteilung gemacht werden soll. Dieser soll das Kind sodann — aber nicht in Gegenwart der übrigen Schüler — über seine Beschäftigung außerhalb der Schule befragen. Das Ergebnis ist in ein Formular einzutragen. Gewinnt der Hauptlehrer die Ueberzeugung, daß das Kind in ungehöriger Weise angestrengt wird, so soll er mit den Eltern oder Vormündern Rücksprache nehmen und sie auf die Bestimmungen des Kinderschutzgesetzes aufmerksam machen, falls es sich um eine Beschäftigung in gewerblichen Betrieben handelt. Nützt eine solche Rücksprache nichts und handelt es sich um Uebertretungen des neuen Reichsgesetzes, so soll der Hauptlehrer seine Ermittelungen an die Oberschulbehörde weitergeben, die diese sodann an die Gewerbe-Inspektion weitergiebt.

Wenn das Gesetz nicht überhaupt auf dem Papiere bleiben soll, sind solche Kontrollvorschriften, die natürlich in allen Staaten erlassen werden müssen, das Wenigste, was man verlangen kann.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. „Zur Frage der Kostüme für die weiblichen Mitglieder unserer Bühnen“ lautete das Thema eines Vortrags, den der Direktor des Schillertheaters, Dr. R. Löwenfeld, Sonntag, den 22. November (Totensonntag) mittags in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt. Er betrachtete diese wichtige Frage der Gegenwart vom Standpunkt des Bühnenleiters und

Digitized by Google

Sozialethikers. Die Bühnenangehörigen des Theaters — führte er aus — sind nicht gewohnt, solche allgemeinen Fragen von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu behandeln, und so ist auch die Anregung zur Behandlung der wichtigen Kostümfrage erst von außen her in die Kreise der Schauspielerinnen hineingetragen worden, als ein Teil der Frauenfrage, die die gleiche Stellung der Geschlechter anstrebt und die gleiche Entlohnung fordert für die Arbeit der Frau. Der Vortragende charakterisierte das Wesen des Bühnen-Vereins, dem ungefähr ein Fünftel der deutschen Bühnenleiter angehört, und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Die Vereinigung der Bühnenleiter sei keineswegs einheitlich. Hier säßen Vertreter allererster Hofbühnen zusammen mit Direktoren kleiner und kleinster Bühnen. Die einen schöpfen aus der großen Kasse der fürstlichen Schatulle, während die anderen einen schweren Daseinskampf führten, der sie oft in Verhältnisse bringe, gegen die die Lage ihrer Angestellten als eine gesicherte zu bezeichnen ist. Da der Leiter der größeren Bühne durch das Statut des Bühnen-Vereins auch eine größere Stimmenzahl führt, kommt es leicht vor, daß gerade die Schwachen majorisiert werden durch die Starken. Man kann in gewissem Sinne daher jeden Beschluß des Bühnen-Vereins als eine Vergewaltigung der Schwachen durch die Starken bezeichnen. Der Bühnen-Verein, der sich auch künstlerische und ethische Aufgaben stellt, ist ursprünglich gegründet worden als ein Kartell der Arbeitgeber gegen die Arbeitnehmer. In dieser Auffassung, die vor allem auch das Publikum und die Presse in den Vordergrund rückt, liegt der Grund der falschen Beurteilung des fast ununterbrochenen Kampfes der beiden Körperschaften. Der Vortragende setzt hier ausführlich auseinander, daß man die Bezeichnung Arbeitgeber und Arbeitnehmer in dem Sinne, wie wir sie gewöhnlich in der Betrachtung des Verhältnisses etwa eines Fabrikherren zu seinen Arbeitern nehmen, ganz und gar nicht auf Bühnenverhältnisse anwenden kann. Der Schauspieler oder Sänger, der Künstler mit einem Wort, sei in einem Verhältnis zum Bühnenleiter in keinem Betracht zu vergleichen mit dem Arbeiter irgend einer anderen Kategorie.

Die Bühnengenossenschaft habe erst in den allerletzten Jahren, nach einem Jahrzehnt heftigen Zwiespalts, den Weg der Zusammenarbeit mit dem Bühnen-Verein wiedergefunden. Sicherlich im Interesse der Bühnenkunst und aller in ihrem Dienste Stehenden, der Leiter wie der Mitglieder. Die Mitglieder der Bühnengenossenschaft sind ein weit einheitlicheres Völkchen, die Interessen-Gemeinschaft unter ihnen ist eine weit stärkere. Was aber das Wichtigste ist: mit dem Ausscheiden aus dem Bühnen-Verein verliert im Grunde kein Mitglied etwas. Ein Ausscheiden aus der Bühnen-Genossenschaft bedeutet einen Verzicht auf eingezahlte Alters-Prämien.

In diesem Sinne hat jeder Beschluß des Bühnen-Vereins immer nur Bedeutung für diejenigen, die trotz eines Beschlusses, den sie nicht billigen, dem Verein treu bleiben. Wer aus Ueberzeugung oder aus Gründen materieller Natur sich einem Beschlusse nicht fügen will, braucht eben nur auszuscheiden.

Der Beschluß, den der Bühnen-Verein in diesen Tagen über die Lieferung der Frauen-Kostüme gefaßt hat, ist in materieller Beziehung von ganz geringer Bedeutung. Seine eigentliche Bedeutung liegt auf moralischem Gebiete: in der Anerkennung der Notwendigkeit der Kostümlieferung. Dr. Löwenfeld sieht die einzige Lösung der Frage darin, daß *alle* Kostüme an *alle* geliefert werden. Wie die Theaterleiter seit altersher den männlichen Mitgliedern die historischen Kostüme liefern, müssen sie das Gleiche den weiblichen Mitgliedern zugestehen. Es ist grundfalsch, wenn von einer Seite, der offenbar die innern Verhältnisse des Theaters gänzlich fremd sind, behauptet werde, der Kostümparagraph sei die Ursache der Prostitution beim Theater, wie in diesen Tagen einer großen Berliner Zeitung gesagt worden ist. Von Prostitution könne am Theater garnicht gesprochen werden. Freilich herrscht bei dem Bühnenvölkchen eine freiere Auffassung von dem Zusammenleben von Mann und Frau, die von den bürgerlichen Vorstellungen weit entfernt ist. Aber die Bühne ist keineswegs die Ursache dieser freieren Auffassung. Umgekehrt kann man sagen — meint der Vortragende — diese freiere Auffassung von den geschlechtlichen Beziehungen führt einen großen Teil der Frauen zur Bühne. Der Vortragende übersieht keineswegs die Gefahren, die in dieser Beziehung das Bühnenleben mit sich bringe, und erörtert auch deren psychologische Gründe. Er meint aber, nur in verhältnismäßig wenigen Fällen führt die Not zur Abkehr von den herrschenden Moralbegriffen. So gering an Zahl aber diese Fälle auch sein mögen, den Theaterleiter, der diese Dinge ernst nimmt, müssen sie veranlassen, ihre Ursache aus der Welt zu schaffen. Solange er das nicht thut, macht er sich in dem einen oder dem anderen Falle eines Seelenmords schuldig.

Schwieriger sei die Frage der Lieferung von Toiletten. Ein wenig zu ihrer Lösung beizutragen sei auch das Publikum berufen, das leider neben der *Kunst der Schauspieler auch gern die Kunst des Schneiders bewundert*. Liegt es im Wesen eines Theaters, daß der Glanz der Toiletten seine Erfolge befördert, so habe der Leiter des Instituts für diesen Glanz aufzukommen. Um im Engagementsvertrag dieser Forderung den angemessenen Ausdruck zu geben, schlägt der Vortragende vor, beispielsweise bei der Gage einer Salondame, für die ja die Toilettenfrage besonders in Betracht kommt, ihre Bezüge einzuteilen in ihr Gehalt und in die Summe, die sie für Toiletten zu verwenden habe; bei einer Gage von 9000 Mk. z. B. zu sagen: 5000 Mk. Gage und 4000 Mk. Dienstaufwand. Hätte die Darstellerin, infolge besonderer Anforderungen des Direktors einen größeren Aufwand für ihre Toiletten zu machen, so sei er verpflichtet, die Zubuße zu leisten.

Woher aber sollen diese Summen kommen, die die Theaterleiter, mit geringen Ausnahmen, bis heute in ihrem Ausgaben-Etat noch nicht führen? Nicht so ganz mit Unrecht wehren sich die Bühnenleiter gegen diese Ausgabe, die, wie sie behaupten, ihre ohnehin schwierige Lage noch schwieriger gestaltet. Und schließlich ist es doch in allererster Linie wichtig, daß die *Zahlungsfähigkeit der Theaterleiter* erhalten werde, damit nicht eine *allgemeine Not* eintrete. Ein Kostümfundus bedeutet durchaus keine kleine Ausgabe, auch für den kleinen Theaterleiter in der kleinen Stadt. Denn in unserer Zeit, wo durch die Erleichterung des Verkehrs gerade die wohlhabenderen Bewohner der kleinen Theater-Stadt die ausgezeichneten Leistungen der größten Bühnen zu sehen sehr häufig Gelegenheit haben, sind ihre Forderungen an den Direktor ihrer Heimatstadt in jeder Beziehung, also auch in Bezug auf Ausstattung außerordentlich große. Der Vortragende betont, er sei schon sehr häufig erstaunt gewesen über die unberechtigten Ansprüche, die das Publikum kleiner Städte an die Leistungen ihrer Bühnen stellte. Wo er von der Gesamtwirkung einen durchaus günstigen Eindruck hatte, hätte er häufig genug Aeußerungen der Unzufriedenheit um sich herum gehört und Bemerkungen, aus denen zu schließen war, daß die Besucher die Leistungen, die sie in Berlin, München, Dresden kennen gelernt hatten, ganz kritiklos zum Vergleiche heranzogen. Aber auch gerechtere Anforderungen setzten schon einen größeren Aufwand an Mitteln voraus. Denn in dem Prinzip der natürlichen Darstellung, das heute allgemein Geltung hat, liege ja auch zugleich die Forderung, daß ein Mann, von dessen Glanz und Reichtum gesprochen wird, z. B. Fiesco, auch durch diesen äußeren Glanz an Dekorationen und Kostümen charakterisiert werde. Eine Königin, deren Prachtgewänder gerühmt werden, dürfe doch nicht in einem schäbigen, abgetragenen Kleide herumgehen. Freilich dürfe auch umgekehrt in modernen Stücken etwa das bescheidene Töchterchen eines bescheidenen Beamten nicht in einer Toilette einherstolzieren, die der Lebenswahrheit widerspricht.

Es giebt kaum einen Bühnenleiter, der die *Gerechtigkeit* der Forderung gleicher Lieferung der Kostüme an Frauen wie an Männer nicht anerkennt. Die Bühnenleiter, die sich gegen eine solche Verpflichtung sträuben, thäten das nur aus Unvermögen.

Wo also sollen die Mittel herkommen, die zur Durchführung dieser gerechten Forderung nötig sind? Hier können nur die wirklichen Prinzipale der Theater, die Städte, die Höfe und schließlich gemeinnützige Gesellschaften eintreten. Die Höfe, die ein Theater halten, liefern meist die Kostüme. Alle thun es noch nicht, und man darf sich wohl wundern über die Antwort, die der Minister eines deutschen Staates dem Intendanten der Hof-Bühne gab, als er ihm von dem bevorstehenden Beschlusse des Bühnen-Vereins erzählte: Was gehen mich die Beschlüsse des Bühnen-Vereins an! meinte der Minister. Vor allem wichtig aber sind hier die Städte als die Schutzherren ihrer Theater.

Die Städte betrachten ihr Theater immer noch nicht als die Stätte edelster Unterhaltung für die Mehrheit ihrer Bewohner, sondern als einen Nutzungs-Gegenstand, den sie an den Meistbietenden verkaufen. So rekrutieren sich die Theaterleiter nicht aus den Persönlichkeiten, die durch ihre litterarische, künstlerische und moralische Befähigung berufen wären, im Dienste der Schaubühne zu arbeiten, sondern aus Unternehmern, von denen sich die Stadt den höchsten Pachtzins verspricht. Das Vorgehen der Städte Düsseldorf und Erfurt beispielsweise in den letzten Jahren beleuchtet diese unkünstlerische Tendenz.

Die beiden Körperschaften, der Bühnen-Verein und die Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, müßten gemeinsam dahinwirken, daß die künstlerische Tendenz in den Vordergrund gerichtet werde bei der Vergebung der Bühnen in Deutschland. Der Zufall fügt es, daß gegenwärtig eine *gemischte Kommission* aus Vertretern beider Körperschaften an der Arbeit ist, um allerlei schwebende Fragen des Bühnen-Vereins zu regeln. Diese gemischte Körperschaft sollte sich in Permanenz erklären, um sich allmählich die Stellung einer Kammer für alle Fragen des Theaters zu erringen. Sie wäre die Instanz, die die Konzessionsbehörden auch bei der Vergebung von Konzessionen zu befragen hätten. Die Konzession kann nach den jetzt geltenden Bestimmungen nur einer Persönlichkeit gegeben werden, die in künstlerischer, materieller und moralischer Beziehung den Anforderungen entspricht. Ich würde, sagt der Vortragende, wenn ich der Kammer angehörte, die moralische Befähigung zur Theaterleitung in *Zukunft* keinem Bewerber mehr zuerkennen, der sich nicht von vornherein verpflichtete, den Frauen die Kostüme in gleichem Umfange zu liefern, wie den Männern. In diesem Sinne sollte die Theaterkammer die Frage der Befähigung für den Bewerber entscheiden. Die Theaterkammer wäre auch berufen, den lang gehegten Wunsch nach einem

Digitized by Google

Theatergesetz seiner Erfüllung näherzuführen. Sie sollte in einer Denkschrift dies Theatergesetz vorbereiten und mit allen Mitteln geistiger Beeinflußung ein Theatergesetz anstreben. Erst durch dies Gesetz würde die Bühne, die heute einen so bedeutenden Faktor im geistigen Leben der Nation bildet, der Polizei-Willkür entzogen werden, erst durch dieses Gesetz, das neben anderen wichtigen Fragen, auch die Kastümfrage zu lösen hätte, würde die hohe ethische Bedeutung der Schaubühne ihre allgemeine Anerkennung finden.

Zum Wanderrednerfonds

erhielten wir (vgl. letzte Quittung in Nr. 44). Von Frau Rosette Pfungst, Frankfurt a M. „Zum 31. Oktober" Mk. 100 und von Frl. Amalie Raden, München Mk. 10.

Herzlich dankend

Berlin W. 64, Unter d. Linden 16.

Dr. Penzig

C. H. Beck'scher Verlag (Oscar Beck) in München.

Soeben ist erschienen:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Zweite neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Mit einem Porträt Kant's.

Gr. 8°. X u. 403 Seiten. Preis: eleg. gebunden 4.80 M. (broschirt 4 M.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ein Alpenfest

unter Mitwirkung namhafter Künstler

wird der Verein „Jugendschutz" zum Besten seiner Mädchenheime am 10. Dezember, 8 Uhr abends bei Reoll, Königsplatz 7, veranstalten.

Da zum Alpenfest des deutsch-österreichischen Alpenvereins in diesem Winter Gäste keinen Zutritt haben, worauf besonders hingewiesen wird, kommt dies Fest des Vereins „Jugendschutz" gewiß vielen Wünschen entgegen.

Eintrittskarten à 3 Mark sind im Bureau des Vereins „Jugendschutz", C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 39II, zu haben.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin.

Demnächst erscheint:

H. A. Idelberger,

Die Entwicklung der kindlichen Sprache

7 Bogen gr. 8°. **Preis: M. 2,50.**

INHALT:

Einleitung:

1. Beobachtungen über das Verhältnis des Gefühls- und Willenslebens zum Vorstellungsleben beim Kinde.
2. Beobachtungen über die Energie der Aufmerksamkeit.

Erstes Hauptproblem: Das Problem der ersten Wortbedeutungen beim Kinde.

Zweites Hauptproblem: Das Problem der Worterfindung.

Anhang: Die Lautentwicklung und deren äussere Bedingungen.

Nachtrag: Zu dem Problem der ersten Wortbedeutungen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonntag, den 13. Dezember, 7 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder: Plauderei von Prof. Bruno Meyer über „Neuere Monumentalkunst in Berlin". Erfrischungen zu Aschingerpreisen.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8½ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Spandauerstraße).

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Karl Anton Piper,

Der Burschenschafter.

Drama aus dem Jahre Achtundvierzig.

Vier Akte.

Preis: M. 2.—.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 25 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljl. 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 8849.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 12. Dezember 1903. | Nr. 50.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

„Endziel", Intransigenz, Ethik. Von Dr. Robert Michels.
Vom Glück. Von Elisabeth Freiin v. le Fort (Ludwigslust).
Streiflichter:
Die Humanité Nouvelle und eine Ansprache an Zuchthäusler.
Sprechsaal: Gerechtigkeit.
Bücherschau: Jesus und die soziale Frage. — Student Anuchen.

„Endziel", Intransigenz, Ethik.

Ein sozialdemokratisches Thema.

Von Dr. Robert Michels (Marburg).

I.

Es ist ein müßiges Streiten um die Frage, ob ein gegebenes und als richtig angesehenes Ziel an sich oder die Bewegung auf dieses Ziel hin von höherer praktischer Bedeutung sei. Eine Bewegung auf das Ziel hin ist ein integrierender Bestandteil des Zielgedankens selber. Nichts ist unfruchtbarer als ein Zielgedanke, der, in der Sphäre des Gedachten verharrend, aller Aktion abhold bleibt. Darum ist auch das Postulat oft übrigens persönlich ganz wohlwollender Nützlichkeitsapostel, dem man so oft im Leben begegnet, und welches verlangt, der oder jener Feuergeist solle es aus „Anstands" oder sonstigen Rücksichten aufgeben, für seine Ideale, die er ja im Herzen ruhig weitertragen dürfe, in ehrlichem Bekennen kämpfend zu handeln. Eine Ethik, die ihre Bekenner im stillen Kämmerlein mit sich — in sich — verschließt, ist, und mag sie noch so „ideal" sein, für die Menschheit von nicht größerem Wert als die Wollballen, die der Wollkaufmann in schlechten Geschäftszeiten hochaufgehäuft im Lager behalten muß, während es den Lagerarbeitern vielleicht gleichzeitig an der nötigen warmen Kleidung gebricht, um ihre Physis vor schlimmen Schädigungen zu schützen. Eine Ethik muß werbend in alle Welt getragen werden, dröhnend an alle Ohren schlagen, alle Herzen in Bewegung setzen und, nicht zu allerletzt, schonungslos aller Ungerechtigkeit den Schleier vom Haupte reißen, wenn sie den Namen Ethik wahrhaft verdienen will. Deshalb ist es auch ein Verbrechen, einem Sozialisten verbieten, oder auch nur davon abraten zu wollen, seine Ideen öffentlich zu verfechten. Sozialismus ist eine Weltanschauung, und eine solche will Anderen mitgeteilt werden. Sozialismus ist eine wissenschaftliche Erkenntnis, die bereits Millionen und Abermillionen zur Hoffnung auf die Zukunft geworden ist, und seine Bekenner haben deshalb die heilige Pflicht, diese Hoffnung, die sie selber durchglüht, auch in die Seelen der noch übrigen Millionen hineinzutragen und diese Zukunft nach Menschenmöglichkeit zu beschleunigen. Sozialismus ist aber auch ein Kampfesruf, und je mehr Stimmem denselben ausstoßen, desto früher wird die Befreiung der Menschheit aus den Banden geistiger und körperlicher Prostitution sich vollziehen können. Dieses offen ausgesprochene Ziel muß aber ein festes sein, damit die Bewegung auf es hin, soweit es von den sich danach hin Bewegenden abhängt, gradlinig wird. Eine Bewegung an und für sich, d. h. eine Bewegung ohne theoretisch und sittlich gebundene Marschroute ist um nichts besser und vernünftiger als das plan- und ziellose Hin- und Hermarschieren, in welchem die „Bewegung" der großen Mehrzahl unserer heutigen Regierungen sich erschöpft. Nicht daß sich rtwas bewegt, sondern wohin, in welcher Richtung, auf welches Ziel hin sich etwas bewegt, ist ein Zeichen bewußten Lebens, giebt der Bewegung übrhaupt erst ihren Wert, ihre Existenzberechtigung; womit selbstverständlich nicht gesagt werden soll, daß die gleich einer zu einem festen und deutlich sichtbaren Ufer führenden Brücke auf einen festen Zielgedanken hinarbeitende Theorie nicht Wandlungen und Verbesserungen ausgesetzt wäre, ja — als menschliche und daher nicht unfehlbare Schöpfung — ausgesetzt sein müßte. Das nächste Ziel des Sozialismus aber läßt sich, wie es Eduard David kürzlich in markigen Worten ausgesprochen hat, in seiner Quintessenz folgendermaßen zusammenfassen:

„Den Existenzgrund der Sozialdemokratie bilden nicht die Ondersteine der marxistischen Theorie, sondern die menschlichen und menschheitlichen Interessen der werkthätigen Volksmasse. Die Aufgabe der Sozialdemokratie ist die Durchsetzung dieser Interessen die zur vollen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Emancipation der Arbeiterklasse... Und (selbst) wenn das ganze theoretische Lehrgebäude von Karl Marx zusammenstürzte, wenn die Werttheorie, die Konzentrationstheorie und die materialistische Geschichtstheorie als wissenschaftlich haltbar nachgewiesen würden, so bliebe die Existenzberechtigung der Sozialdemokratie unerschüttert, und der Befreiungskampf der werkthätigen Volksmasse nähme seinen Fortgang bis zur endgiltigen Beseitigung der politischen Bevormundung, der wirtschaftlichen Ausbeutung und der sozialen Niederhaltung der Arbeiterklasse durch eine besitzende und privilegierte Minderheit."

Den wirtschaftlichen Bestandteil im Sozialismus aber definiert David weiterhin ganz richtig als: die planmäßige Organisation der Produktion im Sinne höchster Produktivität und im Interesse der Gesamtheit, unter Ausschaltung der kapitalistischen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen[1]).

Ich glaube, kein Ethiker würde sich finden, welcher die zitierten David'schen Worte nicht bedingungslos unterschreiben und nicht als eine Art wirtschaftliches Endziel des Ethikers anerkennen würde. Ob in einen solchen

[1]) Dr. Eduard David: „Zur vorläufigen Abwehr", in den „Sozialistischen Monatsheften" VII (IX) Bd. I, Nr. 5.

Digitized by Google

Sozialismus die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, dieses Schreckgespenst manchen Ethikers, hineingehört oder nicht, das ist eine reine Nützlichkeitsfrage. Sollte eine Prophylaxis erfunden werden, welche die Bildung neuer Klassen, die Schaffung neuer Ausbeuter, die Schöpfung neuer Misère, zu verhindern imstande ist, ohne die großen Produktionsmittel aus den Händen der Minorität in die der Kollektivität zu verlegen, kein Sozialdemokrat würde sich an den Gedanken des Kollektivismus festklammern. Ob diese Prophylaxis aber erfunden wird?

Der Kollektivismus, der, nebenbei gesagt, erarbeitetes Privateigentum keineswegs ausschließt, ist keine direkt ethische, wohl aber eine wirtschaftliche Notwendigkeit des Sozialismus.

* * *

Als ein besonderes Vergehen des Sozialismus ist es nun auch in diesen Blättern bezeichnet worden, daß seine Bekenner ihre Ideale durch eine Massen-, das heißt durch eine Gewalt-Bewegung durchzusetzen gewillt sind. Dr. Penzig schreibt wörtlich:

„daß der Versuch, eine Aera der Menschenliebe durch Entfesselung von Haß vorzubereiten, die Herrschaft der Gewalt durch Uebergewalt zu brechen und das Glück der Menschheit durch Aufzwingung einer neuen Gesellschaftsordnung von oben, statt von innen durch Aenderung des Menschen selbst den neuen Geist den neuen Körper bauen zu lassen, daß dieser Versuch eben ein Versuch mit untauglichen Mitteln ist, mit Mitteln, die eben dem Ideal des Sozialismus direkt entgegengesetzt sind.“*)

Dieser Satz scheint mir, so gewinnend der Stil, in dem er geschrieben, auch sein mag, eine faktische Unrichtigkeit, eine unrichtige Wertung und ein starkes Mißverständnis zu enthalten.

Faktisch unrichtig ist zunächst die Behauptung, der Sozialismus aber — wenn Dr. Penzig es lieber hört — die Sozialdemokratie wolle die Aera der Menschenliebe „durch Entfesselung von Haß“ vorbereiten. Der Klassenkampf, der von den Sozialisten überall eifrig gepredigt wird, bedeutet nicht Klassenhaß. Im ganzen internationalen Sozialismus wird der Sucher kaum eine einzige Agitationsschrift aufspüren können, in welcher dieser Unterschied nicht eindringlichst hervorgehoben und der proletarische Leser nicht auf das Nachdrücklichste angehalten wird, zu unterscheiden zwischen der Sache — dem Kapitalismus und seinen Begleiterscheinungen, die zu hassen sind und deren Bekämpfung allein schon aus sittlichen Gründen eine nicht schwache Dosis Haß erfordert — und der Kapitalistenklasse, also den Individuen, die zwar in ihrer Eigenschaft als Vertreter eines zu hassenden Systems zu bekämpfen, aber als Menschen zu achten seien. Ja, er wird sogar des öfteren den weiteren Gedanken in ihnen ausgesprochen finden, daß der „Kapitalist“ nicht nur kein schlechterer Mensch sei als der Proletarier, sondern daß ersterer nicht einmal in seinem Bestreben, das Proletariat geistig und körperlich niederzuhalten, als ein moralischer Lump erscheine; denn, so lautet die stereotype Argumentation: der Proletarier, an die Stelle des Kapitalisten gesetzt, würde zumeist selber um kein Bischen besser handeln als jener — ein meiner Ansicht nach um so trefflicherer und treffenderer Hinweis, als sich aus ihm ohne weiteres die logische Folgerung von der Forderung der Abschaffung der demoralisierend geschilderten Klassenunterschiede von selbst ergiebt. Dr. Penzig hat also durchaus Unrecht, von einer „Entfesselung von Haß“ zu sprechen. Da, wo wir in der modernen Arbeiterbewegung vielleicht wirklich einmal persönlichen Haß antreffen mögen, da hat er sich nicht sozusagen auf theoretischer Grundlage entwickelt, sondern da tritt er auf als ein Produkt des praktisch-politischen Kampfes gegen eine um kein Kampfesmittel je verlegene gegnerische Kampfesorganisation, und Jeder, der mit neutraler Aufmerksamkeit den — nicht nur politischen — Kampf verfolgt hat, den die Sozialdemokratie, zumal in Mittel- und Norddeutschland, durchzukosten hat — der staunt ja gerade über den nahezu heroischen Gleichmut, welcher manchmal sogar beinahe mit Unfähigkeit zu gesundem Haß Aehnlichkeit hat, mit welchem sie die politische und juristische Behandlung, die gesellschaftliche Boykottierung, die Reden Wilhelms II. und sehr vieles Andere über sich ergehen läßt. Und selbst da, wo wir vielleicht in ihr Haß finden, wird dieser sicherlich zumeist in einem Hassen einzelner gegnerischer Persönlichkeiten und nur äußerst selten in Klassenhaß bestehen. Sporadisches Auftreten von Personenhaß aber ist leider eine unvermeidliche Begleiterscheinung jeden Kampfes, und ich möchte einmal den (nichtsozialistischen) Ethiker sehen, der, beschimpft und beschmutzt um der Reinheit seiner Idee willen, nicht haßt, der dem feigen Wortheiden, dem karrumpierten Tugendspieler als Gegnern der Menschheit ihre Wirksamkeit nicht nach Kräften zu beschränken sucht. Ein nicht mit gemeiner Denkungsart in seiner Bethätigung untermischter Haß ist keineswegs immer verwerflich.*)

Dr. Penzig wird erwidern: „Ich verwerfe zwar den Haß, aber folgerichtig auch den Kampf. Sozialismus ist keine Machtfrage.“ Er wird wiederholen, was er bereits schrieb, daß er es für unethisch halte, die Gewalt durch Anwendung von Uebergewalt zu brechen. Hier stoße ich allerdings auf einen prinzipiellen Unterschied zwischen der Penzig'schen Auffassung vom Siege der Ethik und der meinen. Wamit will Dr. Penzig die Gewalt denn anders brechen, als mit der Uebergewalt? Mit der Kraft der Ueberzeugung, mit der Gewalt der Rede?

Wir Sozialdemokraten sind sicherlich die letzten, welche die Gewalt der Rede, die zwingende Macht der Ueberzeugung unterschätzen, verdanken wir doch vorzugsweise ihr die großartigen Erfolge unserer Propaganda. Aber die Ueberredungskunst wird nur dort Erfolge erzielen, wo sie sich an Volksmassen, an Volksklassen wendet, welche überredet werden sollen, sich einer zu ihrer Befreiung dienenden Bewegung anzuschließen, sie muß jedoch elendiglich versagen — und die Geschichte lehrt uns, daß wir mit diesem Schluß recht haben —, wenn sie sich an Klassen wendet, die sie überreden will, eigene Positionen zu ihrem Nachteil aufzugeben. Wahl hat sozialistische Lehre manch „Bourgeoissöhnchen“ gewonnen und es innerlich so zu packen gewußt, daß es Vater und Mutter, Freunde und Verwandte, soziale Stellung und „gesellschaftliche“ Achtung verließ, nur um sein Leben dem hohen Ziel der Menschenbefreiung zu widmen; aber das sind nur Ausnahmen von der Regel, die sich dadurch erklären lassen, daß die Selbst-

*) In „Sozialismus und Sozialdemokratie“, XI, 41.

*) Ueber die Frage — die eigentlich keine Frage ist —, ob nämlich der Klassenkampf auch mit der Waffe der Lüge zu führen sei oder nicht, ist in Nr. 44 der „Eth. K.“ aonseiten „eines Sozialdemokraten“ ein längerer Artikel geschrieben worden, der einen m. E. in Form, Inhalt und Erscheinungsart verfehlten Angriff auf Karl Kautsky brachte. Er war inhaltlich verfehlt, weil er sich auf ein sehr grobes und flüchtiges Mißverständnis stützte. Es kann für den Ethiker doch keine Frage sein, daß in einem unvermeidlichen Konflikt zweier Pflichten, die nach dem (natürlich subjektiven) Ermessen der im Konflikt stehenden für höher gehaltene Pflicht befolgt und somit die für geringer erachtete vernachlässigt werden muß. So wird es natürlich auch für einen Sozialdemokraten eine Reihe von Fällen geben, in welchen die Pflicht der Wahrheitsliebe dem Gegner gegenüber hinter der Pflicht eines im höheren Sinne verstandenen Parteiolla Menschheitsinteresses zurücktreten muß. Daß die Wahrheitsliebe Menschen gegenüber, mit denen man durch die gleichen Ideale verbunden ist, oder eine höhere Pflicht ist, als die Wahrheitsliebe Menschen gegenüber, mit denen man nicht viel anderes als den „gemeinschaftlichen Kampf gegen die . . . Natur“ gemeinsam hat, leuchtet wohl ebenso ein, wie die Behauptung, daß ich meiner Frau mehr Rechenschaft über mein Thun und Handeln schulde, als dem Lümmel, der mich vielleicht soeben mit Schmutz beworfen hat.

mörder entweder konsequente Logiker, die aus einer einmal gefaßten wissenschaftlichen Ueberzeugung auch die Konsequenzen auf ihre Stellung im sozialen Kampf ziehen, oder aber — und das zumeist — über den Durchschnitt ihrer Klasse weit herausragende Menschen von Gemüt sind, die ihr Herz dazu treibt, in dem Ringen um ein sittlich höheres Menschengeschlecht, koste es, was es wolle, ihr Quäntchen beizutragen. Aber wenn auch, wie wir gesehen haben, eine Anzahl geistig oder seelisch über dem Niveau ihrer Klasse stehende Einzelindividuen den Rubicon überschreiten, so bleibt die alte und selbstverständliche Wahrheit deshalb doch nicht weniger wahr, daß eine Klasse als Ganzes genommen niemals freiwillig sich ihrer tausendfach privilegierten Sonderstellung begiebt und aus ethischen Motiven heraus zu Gunsten der „armen Brüder" abdankt. Das verhindert schon allein der Klassenegoismus, ein Klassenegoismus, den als Klasse übrigens natürlich auch das Proletariat besitzt, nur daß bei ihm aus historischen Ursachen heraus, wie nachher noch kurz zu zeigen sein wird, das spezielle Klasseninteresse mit dem klassenlosen Menschheitsideal zusammenfällt. Klassenegoismus aber wird ethischen Momenten nie zugänglich sein. Manchmal kennt der Klassenegoismus der Klassenangehörigen sogar beinah überhaupt keine Ausnahmen. Sprechen Sie einem preußischen oder mecklenburgischen Junker einmal von ethischen Postulaten, Gerechtigkeit, Humanität u. s. w. und er wird Sie für das Zuchthaus oder das Irrenhaus reif halten. Aber auch eine Klasse, die über wenigere rohe Widerstandskraft und weniger urwüchsigen Egoismus verfügt, als die, numerisch genommen, Miniaturklasse der Junkerschaft, wird Erwägungen der Gerechtigkeit nur insoweit zugänglich sein, als diese nicht ihr instinktiv gefühltes Klasseninteresse irgendwie verletzen. Wenn wir also hier alle als Basis jeglicher Diskussion die Thatsache anerkennen, daß wir heute, auch und gerade vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, in geradezu jammervollen Zuständen leben und uns auch über den daraus resultierenden Wunsch einig sind, daß diesen eben vorzugsweise aus den Klassenunterschieden resultierenden Zuständen ein möglichst baldiges Ende bereitet werde, dann müssen wir logischerweise auch in der Folgerung übereinstimmen, den Kampf des Proletariats als Klasse gegen die Bourgeoisie in all' ihren Schattierungen als Klasse als den einzig richtigen Weg zur Beseitigung der bourgeoisen Klassenprivilegien anzusehen. Kampf, und nicht Ueberredung, nicht der Versuch der Ueberzeugung vom besseren Recht! Damit soll nicht gesagt sein, daß in diesem Kampf die Betonung des Menschenrechtsstandpunkts nicht eine große Rolle spielen soll. Im Gegenteil! Der Feind, welcher von den besseren Gründen seines Gegners, von dem tiefsten moralischen Gehalt, welcher dessen Weltanschauung zu Grunde liegt, überzeugt ist, und sei es auch wider seinen eigenen Willen, der wird in seinem Kampfe innerlich geschwächt sein, weil ihm jener gute Glaube an sein Recht verloren gegangen ist, welcher dem Kampf allein eine ethische Existenzberechtigung verleiht. Aber, wenn auch durch die Ueberzeugung von dem besseren Recht des Gegners gelähmt, weiterkämpfen wird er doch, denn dazu zwingt ihn sein Klassenegoismus, und nur die Gewalt, nicht der Rede, aber der Thatsachen, wird ihn niederzwingen. Und hier teilt sich meines Erachtens die Aufgabe des Rein-Ethikers von der des politischen Ethikers, also des sozialdemokratischen Klassenkämpfers. Der Rein-Ethiker wird durch Ueberredung und Ueberzeugung den die Sittlichwerdung und den Lebensgenuß der Volksmajorität künstlich niederhaltenden Klassen-Schichten und Cliquen den Glauben an ihr gutes Recht, also die sittliche Kraft in ihrem Kampfe erschüttern, während der sozialdemokratische Klassenkämpfer, sein ethisches Ziel immer im Auge haltend, durch politische und gewerkschaftliche Organisation des vierten Standes den also geschwächten Gegner politisch niederringen muß. Dann hat aber der Ethiker jedes Erstarken des Klassenbewußtseins als ein Erstarken jener Macht zu begrüßen, welche im letzten Grunde allein imstande ist, die auch von ihm bekämpfte Privilegienwirtschaft und ihre Folge- und Begleiterscheinungen erfolgreich zu bekämpfen, nicht etwa weil der Klassenegoismus des Proletariats als solcher sittlicher wäre als derjenige irgend einer anderen Klasse, sondern weil er, in das sozialdemokratische Bett geleitet und von historischen Faktoren bedingt, zum Ziele nicht etwa bloß eine Verschiebung der einzelnen Klassen, nicht etwa bloß ein Tauschen der Macht und des Besitzes, sondern das Ende jeglichen — nicht menschlichen — aber Klassen-Unterschiedes und somit auch jeden Klassenkampfes hat. Nicht um die Armen reich, die Reichen aber arm zu machen, haben sich heute die Armen organisiert, sondern um einen Zustand einzuführen, den Paul Lafargue, bekanntlich einer der radikalsten Vertreter des Klassenstandpunktes, mit den Worten angedeutet hat: „dann wird es überhaupt keine Armen mehr auf Erden geben, der Wohlstand wird allgemein sein (le bienêtre sera général)*)

Da das Proletariat die letzte der Klassen ist, welche ihre Emanzipation zu vollenden hat, so ist mit dem fait accompli derselben der Klassenkampf auch schon logisch abgeschlossen, selbstverständlich unter der Bedingung, daß die Emanzipation nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wie jene unserer Roture.

Eine Sozialdemokratin, die sicherlich nicht im Geruche steht, eine Ethikerin sans phrase zu sein, Dr. Rosa Luxemburg**), findet gerade für diesen Gedanken einer ethisch-idealistischen Auffassung des Klassenkampfes die wärmsten Töne:

„Erhebend, versittlichend, kulturfördernd ist in der modernen Arbeiterbewegung nicht der auf den nackten Lohngewinn, auf die Züchtung von zufriedenen und fetten Lohnsklaven gerichtete Sinn, sondern nur der Zusammenhang mit der Befreiungsbewegung der Arbeiter im Ganzen, mit des Klassenkampfes großem Endziel, das all das sittliche und geistige Licht ausstrahlt, das den proletarischen Interessenkampf mit der Glorie eines kulturhistorischen Prozesses umgiebt."

(Schluß folgt.)

Vom Glück.

Von Elisabeth Freiin v. le Fort (Ludwigslust.)

II.

Aber es ist vielleicht nicht gut, sich zu viel mit dem Tode zu beschäftigen, so lange wir noch mitten im Leben stehen. Laßt uns drum sprechen

Vom Platz im Leben.

Wir werden jeder auf einen Posten gestellt, und es ist meist schwer, aus eigener Macht einen anderen zu wählen. Und doch ist vielleicht mehr als die Hälfte unter uns der Ueberzeugung, in anderen Verhältnissen mehr und Besseres zu leisten. Weil wir auch hierin ganz äußerlich urteilen und den Menschen tüchtig nennen, der viel Sichtbares vor sich bringt. Aber der höhere Richter — mögen wir uns ihn nun als jenen Geist denken, der von einer uns fernen fremden Höhe die Welt leitet, oder mögen wir ihn in unserer eigenen Seele suchen — er wird uns anders beurteilen. Nicht das ist eine Leistung, was uns leichter oder auch schwerer gelingt, gut gelingt; nicht der ist hochzustellen, der sich dieser und jener Arbeit, die er versteht und die ihm Freude macht, wieder und wieder unterzieht,

*) Paul Lafargue: „Le Communisme et l'Évolution Économique". Lille 1882, p. 24.

**) Rosa Luxemburg: „Sklaventanz in Frankfurt" in „Die Neue Zeit" XX, Bd. 1, Nr. 6.

ſondern die Selbſtüberwindung iſt allein anzuerkennen, die Energie, die beſtrebt iſt, die Pflichten, die der Platz im Leben bietet, zu erfüllen. Und wer da wieder und wieder kämpft, und es gelingt ihm ſchlecht, deſſen Leiſtung iſt um ſo größer, je ſchlechter das anſcheinende Gelingen iſt. Nicht Dir, der Du auf den Platz geſtellt biſt, auf den Neigung und Anlage Dich zieht, nnd mögeſt Du noch ſo Großes vollbringen, gebührt meine hohe Achtung, ſondern Dir, der ſcheinbar nichts leiſtet, aber tapfer kämpft, den Platz, auf den er geſtellt iſt, auszufüllen.

Es giebt Poſten, die wir nicht verlaſſen dürfen, und wenn unſer Kampf noch ſo ſchwer iſt. Aber es wäre gut, wenn wir manchen Selbſtbetrug vermieden, der uns unglücklich macht. Wenn wir bedächten, daß die Gaben verſchieden ausgeteilt ſind, ſo würden wir manches Unbefriedigtſein überwinden. Wir ſind es ſo gewöhnt, gewiſſe Begabungen, gewiſſes Können anzuerkennen, und Anderes übergehen wir als etwas Selbſtverſtändliches oder Unnötiges. Wir ſchätzen das äußere Thun und ſpüren nicht nach dem inneren, tief verborgenen Weſen, aus dem alles entſpringt und in dem doch die größten Thaten geſchehen, ungeſehen. Wir wandern auf einem engen Pfad, ſchauen uns hier um und dort um, und es giebt viele, die ſich ihres wahren Lebens knum bewußt ſind. Vielleicht ſind es wirklich oft die ſogenannten Taugenichtſe, deren Leben zumeiſt den freiſten und größten Ausdruck erhält, weil ihnen jene kleinen Züge von Eitelkeit, Ehrgeiz und Menſchenfurcht abgehen; wie ſie es auch ſind, die einer großen, fragloſen Liebe ohne Vorbehalt oft am nächſten ſtehen. Es giebt Liebe-Menſchen, deren einziges Talent dieſe Liebefähigkeit iſt, und ſie werden nicht genug anerkannt, wenigſtens nicht von jenen, die erſt nach der Würdigkeit des Armen fragen, ehe ſie ihren Rock aus der Hand geben, von jenen, die nicht wiſſen, daß es vielleicht die größte Kunſt im Leben iſt, den Anderen Verſtehen zu geben. Eine Kunſt iſt's, welche wir nur lernen in der Einſamkeit, nachdem wir zu ihr geflohen ſind voll Enttäuſchung und Bitterkeit und nachdem ſie uns zurückgeführt hat ins Leben, arm an Wünſchen, arm an Verlangen, reich an Erkenntnis für jene innere Welt des Geiſtes, in der fortan unſere Heimat iſt.

Wenn ich hier ein Weſen der einſamen Liebe und Bedürfnisloſigkeit gegenüberſtelle einem Leben voll thätigem Schaffen und praktiſchem Wirken, ſo könnte man ſagen, daß eines wohl nicht das andere auszuſchließen braucht. Man könnte auch ſagen, daß ich hier auf eine Stufe ſtelle, was nicht zuſammengehört. Aber doch ſeid Ihr es ſelber, die ihr ſo oft auf eine Stufe ſtellt, was grundverſchieden iſt, oder Ihr ſtellt es noch nicht einmal auf eine Stufe, ſondern Ihr ordnet gewiſſes, in Wahrheit großes Können dem ſogenanten großen, in Wirklichkeit aber ſo kleinen Können unter. Ihr ſprecht von vielen Talenten, vom Sprach- bis zum Modelliertalent, nur nicht von dem Talent zum Lieben, und von vielen Künſten, von der Koch- bis zur Dichtkunſt, nur nicht von der Kunſt des Verſtehens. Ihr ſchweigt über das Menſchlichſte.

* * *

Oder ſind wir ſo weit, daß wir das als etwas Selbſtverſtändliches vorausſetzen? Es wäre gut, wenn es ſo wäre, aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir nicht nur aufgehört haben, mehr und mehr,

Vom Einfach-Menſchlichen

zu ſprechen, ſondern auch einfach-menſchlich zu empfinden. Das Menſchliche ſollte immer in erſter Linie kommen, aber wenn ich Dich frage, ſo wirſt Du mir antworten, daß Du zuerſt als Offizier, oder als Paſtor, oder als Richter ſo und ſo zu denken und zu handeln hätteſt, und dann erſt als Menſch. Der Beruf iſt ja ſchon längſt nicht mehr des Menſchen wegen da, ſondern der Menſch des Berufes wegen, und deshalb wird der Menſch zum Produkt ſeines Berufes. Wo iſt Euer menſchliches Gewiſſen geblieben? Ihr braucht es nicht; denn Ihr habt Euer Offiziers-, Euer Paſtoren-, Euer Richtergewiſſen. Das iſt Euch vorgeſchrieben, darin habt Ihr ſo und ſo zu empfinden, das täuſcht nicht.

Und iſt es bei den Frauen anders? Man könnte es denken, da es bei ihnen nicht ſolche Auswahl von verſchiedenen Berufsthätigkeiten giebt. Aber nein, ſo iſt es nicht. Ich kann hier ganz ſchweigen von den modernen Frauenberufen als Aerztin oder Advokatin; denn verſchieden iſt das ganze Fühlen und Denken der Frauen, die nur Frauen zu ſein ſcheinen. Sie ſind es nicht, ſondern es giebt Offiziers- und Paſtoren- und Richtergattinnen. Der Kreis, in dem wir leben, nimmt uns alle gefangen; er iſt's, der uns ſeinen Stempel aufdrückt. Wo bleibt die rein menſchliche Schrift, die uns der Geiſt, von dem wir ſtammen, auf die Stirn ſchrieb? Was iſt's, daß dieſe Ueberſchrift, dieſe eine große einfache, mehr und mehr verlöſchte? Es iſt das, daß ſo viel Staub und Schutt über unſere Seele hinwegging; unter dem liegt unſer tiefſtes Beſtes begraben, unſer wahres Ich. Wo ſind die, die über ihre Verhältniſſe, über ihr äußeres Gewand hinauskommen? Zähle die, welche mehr Meaſch ſind als Hofmann, oder Hausfrau, oder Kaufmann, oder Stiftsfräulein! Wieviele ſind Dir ſchon begegnet, bei denen hell durch das abgetragene oder farbenprächtige Kleid, welches ſie trugen, rein und wahr der Menſch hindurchſchimmerte, der, unabhängig von Alter, Geſchlecht, Beruf und Stand, nichts war als Menſch, und der in jedem Anderen, auch unabhängig von Alter, Geſchlecht, Beruf und Stand, nichts ſuchte, als den Menſchen?

Ich ſehe in einen Ballſaal. Da ſtehen ſie an einer Wand, die jungen Mädchen, und dort die jungen Männer. Und ſie ſind einander „Damen" und „Herren" und ſprechen, wie eben „Damen" und „Herren" miteinander ſprechen. Aber mir iſt, als wären dieſe „Damen" und „Herren" gar keine Menſchen, ſondern Marionetten, die ſich ſeelenlos bewegen, tanzen, reden. Ob an ſolchem Abend wohl zehn Worte fallen, die der Menſch redet zum Menſchen? Ich ſehe Leutnants und Aſſeſſoren und Balldamen und Excellenzen, aber ich ſuche vergebens nach Menſchen. Doch laß ſein! Es iſt vieles, was hinausdrängt in die Freiheit, ans Licht, und vielleicht iſt die Zeit nicht ſo fern mehr, da die Menſchen ſich befreien werden von den ſie einengenden Masken, da ſie die dumpfen Räumen des hohlen Scheins verlaſſen werden und ſich auf freier Bergeshöhe die Hand reichen. Laßt uns helfen, darum zu kämpfen, anſtatt zu klagen.

* * *

Ich mag nichts wiſſen

Vom Klagen.

Es ſind ſo viele, die ihr Leben hindurch einen Klagegeſang ſingen, die da klagen, im Großen wie im Kleinen, über einen Regentag wie über ein verfehltes Leben. Das ſind die leiſen, aber umſo beſtändigeren Klagen. Dann giebt es auch andere, die treffen wir an einem blühenden Straßenrain, der einen lichten Sommermorgen ſah, den ein heftiges Unwetter zerſtörte. Das ſind die lauten Klagen, die keinen Troſt gelten laſſen, die heraus müſſen und ſo lange währen, bis ſich die feinen Blütenſtengel am Straßenrain wieder aufrichteten. Es giebt noch mehr Arten von Klagen, doch Ihr werdet ſie ſelber kennen. Thatſache iſt es, daß wir um uns herum viele Klagen, zeitliche oder beſtändige, große oder kleine Klagen, vernehmen. Und die Menſchen bedenken nicht, wie die Klagen es ſind, die das Leben trübe und klein machen. Es giebt

Digitized by Google

keinen großen Lebensweg, an dessen Rande Klagen wuchern wie Unkraut, es giebt keinen großen Menschen, der klagt. Jede Klage stört die Harmonie, den großen, weiten Blick. Jede Klage enthält eine Unzufriedenheit, ein Auflehnen gegen das Schicksal. Es kann kein harmonisches Leben sein, in dem geklagt wird. Ihr meint, man müsse stumpf und temperamentlos sein, um alles willig und still zu tragen? O nein, es giebt eine große Klage der großen Menschen, die geht einmal in der Einsamkeit wie ein Schrei durch ihre Seele, danach folgt Ruhe und Stille. Das ist eine Klage, welche nicht murrend darniederdrückt, nein eine, welche hoch erhebt, welche groß und stark macht, wie jene wahre Liebe, von der ich sprach. Diese Klage kann nur durch einen großen Schmerz hervorgerufen werden, und ein großer Schmerz ist keine geringere Gabe, als ein großes Glück. Es kommt nicht darauf an, was wir fühlen, nur daß wir überhaupt fühlen und unser Gefühl groß ist. Jedes große Gefühl erhebt und stärkt den Menschen. Und wenn wir dieses einmal einsehen, so sind wir dankbar für den Schmerz wie für das Glück. Doch ich schweife ab; — denn niemand, der solchen Schmerz empfunden, wird darauf kommen, zu klagen. Er ist ja nicht mehr in der Lage, daß er seinen Schmerz abschütteln möchte; er ist ihm heilig und lieb geworden. Er beeinträchtigt nicht mehr die Harmonie seines Lebens, seines ganzen Innern, nein, er steigert die Harmonie. Dazu aber können wir immer, und auch bei kleinen Schmerzen, gelangen, daß unsere innere Harmonie nicht gestört werde. Sobald wir einen Schmerz hinnehmen, um ihn ruhig zu tragen, wächst etwas in uns. Laßt uns doch alle Schmerzen willig auf uns nehmen, sind sie es doch, die uns so reich machen! Wer wollte da kommen mit kleinen erbärmlichen Klagen, die unserm Schmerz seinen Wert nehmen, die ihm seinen Heiligenschein vom Haupt reißen, die ihn zu unserem Feinde machen, ihn, der doch unser Freund war. Denn nichts, was von außen an Dich herantritt, will Dein Feind sein, es kommt alles zu Dir als Freund, und nur an Dir liegt es, ob Du ihm ein Freundesherz darbringst. Je mehr Freunde Du in Dein Herz aufnimmst, desto größer wird Dein inneres Glück werden, desto mehr Harmonie wirst Du nicht nur in Dir, nein, auch in der Dich umgebenden Welt finden. Trachten wir doch danach, daß die Harmonie wachse, daß unser Leben so rein und harmonisch werde, daß es einem schönen Gedicht gleicht.

* * *

Meiden wir alles, was unschön ist, und lassen wir uns leiten

Vom Schönen.

Laßt uns mehr und mehr suchen, nur ihr zu folgen, dieser lichtesten, hellsten Sonne, die unsere Wege bescheint. Im Glanz dieser Sonne hat nichts Raum, was da klein und häßlich und schlecht ist. Ob Du der Sonne Strahlen schon empfunden hast, so stark und durchdringend, daß Du ihr Dein Antlitz zuwandtest und doch die Augen schlossest, geblendet von all der Fülle und Herrlichkeit? Sage nicht, daß Du an einem Regentag zum Leben erwachtest und aufwuchsest im feuchten Nebel des Nordens, der da frieren macht. Das wahre Schöne ist immer etwas Innerliches. Das Schöne, ich könnte auch sagen die Poesie, der Duft des Lebens! Ihr werdet mich verstehen, Ihr, die Ihr einsam durch das Leben gingt und doch nicht verlassen, die sich als Kinder mit den Bäumen des Waldes Märchen erzählten und sich als Jünglinge mit dem Abendstern umarmten. Die Schönheit geht durchs Leben in verschleiertem Gewand, nur ihre Kinder erkennen sie. Vor denen steht sie auf dem öden Kartoffelacker, über dem sich ein lichter Abendhimmel wölbt, zu denen redet sie im Rauschen des Landregens, der über die Dächer fällt; ein Schneeglöckchen, das aus der Erde keimt, bringt ihnen einen Gruß von ihr, und der Abendwind, der den Duft des einzigen verkrüppelten Lindenbaumes über den engen verbauten Hof der Großstadt trägt, er kommt als Gesandter der Schönheit. Du brauchst nicht auf die Berge zu steigen, nicht an das Meer zu gehen, sie ist Dir überall nahe, wenn Du sie nur kennst. Wenn auf dem lauten Bahnhof inmitten der schwarzen Ungetüme von Lokomotiven die roten Lichter aufflammen wie glühende Augen, wenn der Nebel wie ein weißer Schleier über der einsamen Wiesenebene aufsteigt, kommt es dann über Dich, ob im Lärm dort, in der Stille hier, wie ein Klang aus dem Kinder-Märchenbuch? Dann war sie's. Sie läßt Rosen über die Gräber sich ranken und Nelken zwischen den Steinen emporwachsen. Sie belebt all das Stumme, die Bäume und Blumen und die untergehende Sonne, daß es von ihnen zu uns zieht wie ein Lied, zärtlich und liebevoll. Hör', wie es alles spricht und rauscht! Sie giebt einem blassen, unschönen Gesicht die tiefen Augen, welche von den Geheimnissen einer anderen Welt reden, sie macht's auch, daß wir uns erkennen.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Die Humanité Nouvelle und eine Ansprache an Zuchthäusler. In Frankreich ist in den letzten Monaten eine Zeitschrift wiedererstanden, welche dem menschlichen Erkennen bereits 7 Jahre wertvollste Dienste geleistet hat, die mit Fug und Recht den Nebentitel Revue Internationale führende Humanité Nouvelle, die monatlich in einem etwa 100 Seiten starken Bande erscheint. Ihr Leiter, der bedeutende Soziologe und bekannte Antimilitarist Professor Augustin Hamon, ist bestrebt, die in jeder Beziehung einen hervorragenden Rang einnehmende Revue bei vollständigster Meinungs- und Redefreiheit der Mitarbeiter so zu gestalten, daß ihr Grundton in einem ehrlichen und wissenschaftlich tiefen Behandeln aller Probleme der Menschheit und Menschheitlichkeit, in welcher Form und in welchem Zusammenhang sie sich immer darstellen mögen, besteht, sodaß die Zeitschrift, wenn sie wollte, ruhig in Mottoform von sich sagen könnte: Humani nihil a me alienum puto, das Wort humani hier im edelsten Sinne genommen. Im Novemberheft der Humanité Nouvelle wird das Gesagte wieder einmal bestätigt. Unter anderen Studien literaturhistorischen, psychologischen und politischen Inhalts bringt das Heft einen sehr interessanten Artikel aus der Feder des Engländers Clarence S. Darrow über „Verbrechen und Verbrecher". Der Artikel besteht in der Wiedergabe eines vom Verfasser selbst im Zuchthaus in Chicago an dessen Insassen gehaltenen Vortrages, in welcher in überaus geistreicher und humorvoller Weise die bekannte Theorie entwickelt wird, daß die Ursache einer That, die wir Verbrechen nennen, nicht demjenigen zur Last gelegt werden darf, der sie begeht, sondern dem Milieu, in welchem er sich befindet. Diese Theorie, deren Grundgedanke fraglos ein richtiger ist und welche jedenfalls in näherer oder weiterer Zukunft unsere ganze Rechtspflege auf neue Gleise bringen wird, treibt Darrow freilich auf die Spitze, indem er jede Verantwortlichkeit der Verbrecher an den von ihnen begangenen Aktionen überhaupt rundweg leugnet, beziehungsweise hinwegdiskutiert. Auch dürfte der Vortrag sicherlich sozial gerechtfertigter und in seinen Erfolgen praktischer gewesen sein, wenn er sich nicht an die Verbrecher selber, auf welche er nur in hohem Grade verwirrend wirken konnte, sondern an die übrige Menschheit gerichtet hätte,

der klarzumachen, wie unendlich viel Schuld an fast jedem Verbrechen auf ihr eigenes Konto zu setzen ist, nie genug geschehen kann. Aber neben den gekennzeichneten Fehlern bietet der Artikel so viel richtige Bemerkungen und treffende Beobachtungen, die noch dazu in ein so originelles Gewand gekleidet sind, daß er als ein recht wertvoller Beitrag zu einem nie zu erschöpfenden Thema zu betrachten ist. Zum Beweis dafür mögen folgende in ihrer Form fast klassisch zu nennende Sätze dienen:

„Die „anständigen" Leute draußen werden vielleicht sagen, daß ich Euch hier Dinge mitteile, welche der Gesellschaft schaden könnten, oder es ist gut, wenn man von Zeit zu Zeit einmal anderslautende Dinge hört, als die, welche man gemeinhin aus dem Mund der Pfaffen und Leute ähnlichen Schlages zu hören bekommt. Die würden Euch sagen, daß man gut sein muß, weil man nur dadurch reich und glücklich werde. Wir wissen aber natürlich, daß man durch Güte keineswegs reich wird. Das ist es ja auch, weshalb so viele von Euch auf andere Weise reich zu werden versuchen. Nur daß Ihr Euch nicht ebenso gut darauf verstanden habt, als Eure Gesinnungsgenossen draußen."

Und in ähnlicher Weise sagt Darrow am Schluß seiner Betrachtungen:

„Einige von Euch haben wohl auch auf dem Lande gelebt. Dort ist es sicherlich schöner als hier. Wer aber jemals auf einem Bauernhof gelebt hat, der wird wissen, daß, wenn man eine größere Anzahl Vieh in ein Feld einsperrt, welches demselben nicht genügend zum Abweiden bietet, dieses Vieh eben die Umzäunung durchbricht, während es, wenn man ihm ein üppiges und reiches Feld zum Grasen überläßt, stets hübsch im erlaubten Gehege bleiben wird. Das Tier, welches man Mensch nennt, ist hierin genau so, wie die anderen Tiere, höchstens nach etwas schlimmer. Das Prinzip, das für die Einen gilt, gilt auch für die Anderen." (p. 680).

Der Artikel Darrow's wäre wert, einmal vollständig übersetzt und ausführlich besprochen zu werden.

R. M.

Sprechsaal.

Gerechtigkeit.

In dem Vortrage des Herrn Professor von Liszt über „Tolstoi als Kriminalist" hat der Herr Vortragende anfangs Gerechtigkeit und Vergeltungsprinzip als Synonyme gebraucht. Dasselbe geschah von einem andern Herrn in der Diskussion. Es lohnt vielleicht der Mühe, zu untersuchen, ob diese beiden Begriffe wirklich Synonyme sind, ja, ob die Vergeltungstheorie auch nur einen wesentlichen Teil der Gerechtigkeit bildet, der Gerechtigkeit, wie wir moderne Menschen sie verstehen und wie sie schon vor Jahrtausenden von hohen Geistern aufgefaßt worden ist.

Gerechtigkeit fordert, daß Jedem sein Recht werde. Um den Begriff der Strafe mit hineinziehen zu können, hat Hegel den Satz aufgestellt: „Die Strafe ist das Recht des Verbrechers." Daß er diese Formulierung für nötig hielt, spricht wohl dafür, daß auch eine andere Ansicht möglich ist, die den Begriff der Strafe nicht in die Gerechtigkeit einbezieht. Als wesentlichen Inhalt der Gerechtigkeit könnte man das Prinzip aufstellen, daß ein Jeder die Folgen seiner Thaten tragen soll. Darum deckt sich auch, wie Herr Professor von Liszt so fein bemerkte, Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit; und zugleich ist die Gerechtigkeit so fest mit der Vernunft verknüpft, daß ihre Erfüllung zugleich eine Befriedigung der Vernunft ist, ihre Verletzung als Vernunftwidrigkeit empfunden wird. Die Folgen der Thaten soll man tragen, die mit Notwendigkeit aus ihnen hervorgehn. Das Ideal ist, jede Willkür dabei auszuschließen. Auch bei der Erziehung wird das seit Rousseau erstrebt. Es ist eine notwendige Folge, daß die Rechtsordnung sich wehrt, wenn man sie durchbricht. Mit Notwendigkeit kommen ihre Vertreter dazu, Anstrengungen zu machen, die Wiederholung eines solchen Bruches zu verhindern. Die Rechtsordnung schützt sich, indem sie die Rechtsbrecher entweder erzieht oder unschädlich macht. Dies ist zweck- und vernunftgemäß und befriedigt vollkommen das moderne Gerechtigkeitsgefühl. Der atavistische Begriff der Vergeltung oder Rache hat mit unserm Gerechtigkeitsgefühl garnichts zu thun. Wir können ihn ruhig den Kreisen überlassen, deren Ehre nötig hat, mit Blut abgewaschen zu werden. Auch ohne ihn bleibt die Gerechtigkeit die hohe, strahlende Göttin und das fundamentum regnorum; denn sie ist fest in unserer Vernunft verankert. Wenn wirklich ganze Schichten unseres Volkes nach anders empfinden, was ich bezweifle, so bleibt die Frage, ob gerade diese Schichten die maßgebenden sein sollen. Es hört sich so sehr schön und poetisch an, daß das Recht aus dem Volke hervorquellen solle. Wenn man nur immer wüßte, was unter „Volk" verstanden wird! Eine jede staatliche Gemeinschaft setzt sich notwendig aus Individuen verschiedener Entwicklungsstufen zusammen. Sollen nun gerade die unten stehenden die Führer sein? Haben nicht vielmehr die Hochstehenden die Pflicht und das Recht, zu führen?

Bei Abfassung eines Gesetzbuches ist dies wohl eine der schwierigsten Erwägungen. Es soll nicht nur Gerechtigkeit geübt werden, sie soll auch als solche der öffentlichen Meinung erscheinen. Daher wäre zu untersuchen, was die öffentliche Meinung als Ungerechtigkeit empfindet. Ich habe bei solchen Klagen, auch in den untersten Schichten, charakteristisch gefunden, daß nie über einen einzelnen Urteilsspruch geklagt wird, sondern ein Vergleichen einer Reihe von Urteilen mit einander stattfindet. Unser modernes Gerechtigkeitsgefühl fordert Gleichheit vor dem Gesetz und empört sich gegen eine verschiedene Behandlung nach sozialer Stellung, Partei oder Konfession. Die Gesetze werden weniger als Unrecht empfunden, als die Ausübung derselben, das Verfahren sowohl von Gericht, als im Strafvollzug. Die Art, wie vor allem Staatsanwalt und Untersuchungsrichter auftreten, erscheint dem Laien, selbst wenn er aufrichtig bestrebt ist, objektiv zu sein, in sonderbarem Lichte. Man hat den Eindruck, daß nicht nach der Wahrheit gesucht wird, sondern daß eine vorgefaßte Meinung mit allen Machtmitteln zur Geltung gebracht werden soll. Und unglücklicherweise findet es sich meist, daß der Apparat im Interesse des Stärkeren arbeitet.

Der zweite Punkt, der Empörung hervorruft, ist die Zweckwidrigkeit der Strafe. Wenn Unteroffiziere und Offiziere wegen schwerer Soldatenmißhandlung bestraft werden und nach einiger Zeit wieder auf den Schauplatz ihrer Heldenthaten zurückkehren, um einen Beruf weiter auszuüben, für den ihre Ungeeignetheit erwiesen ist, so ist dies eben zweck- und vernunftwidrig, und die Empörung darüber wird noch durch die vernunft- und zweckwidrige Handlungsweise eines Staates verschärft, der seine Söhne zwingt, Soldaten zu werden, und nicht einsieht, daß es infolgedessen seine notwendigste Aufgabe ist, für den Schutz dieser Leute zu sorgen.

Aber am tiefsten geht die Empörung, wenn die Einrichtungen, die um der Gerechtigkeit willen geschaffen sind, dazu benutzt werden, Unrecht zu thun, willkürlich in die Rechtssphäre eines Unschuldigen einzugreifen; denn die größte Zweck- und Vernunftswidrigkeit ruft die tiefste Empörung hervor. Das ist der Sinn der Dreyfus-Affaire; sie hat mit Vergeltung nichts zu thun. Sie ist ein Kampf ums Recht; und ein solcher läßt zu allen Zeiten die Herzen der Menschen höher schlagen. Es ist eine ernste Pflicht, diesen Kampf ums Recht auch für sich selbst zu führen. Auch freiwillig durfte Dreyfus nicht darauf verzichten, sein Recht wiederherzustellen, und zwar aus Zweckmäßigkeits- und Vernunftgründen. Denn wichtiger als eine augenblickliche politische Konstellation ist es, daß die Einrichtungen des Staates zu dem Zwecke benutzt werden, für den sie geschaffen wurden, daß die Rechtspflege nicht zum Machtmittel für die gerade herrschende Partei werde.

Die Anschauung, daß der Kampf ums Recht eine Pflicht sei, auch wo es sich um das eigene Recht handelt, wie es uns ein großer Vorgänger des Herrn von Liszt, Ihering, an das Herz legt, ist durchaus ethisch und eine notwendige Ergänzung zu dem altruistischen Teile der Ethik.

D. Dohna.

Bücherschau.

Fr. G. Peabody. Jesus Christus und die soziale Frage. Autor. Uebersetzung von E. Müllenhoff. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsb. 1903. Mk. 5.

Jesus ist seit fast neunzehnhundert Jahren tot und begraben. Seine Lehre überlebte ihn kaum eine kurze Menschengeneration, dann starb auch sie am Unverständnis der Jünger und wurde unter rabbinischer und bischöflicher Theologie begraben. Auf ihrem Grab wucherten Heidentum, jüdischer Opferglauben, römische Werkgerechtigkeit, christliche Philosophie und deutsche Mystik — und alle gaben vor, ihre Wurzeln tief in das Grab hinein zu erstrecken, wo Jesus, nach dem Tode, likt. Diese Passionsgeschichte geht mit unserer Zeitrechnung. Von Zeit zu Zeit rauft jemand das wuchernde Gestrüpp über dem Hügel aus, öffnet das Grab und bringt uns das „Uechelistentum". Vielleicht ist es ein Stück von der echten Jesuslehre, vielleicht auch nicht — es lagert so unendlich viel Mader und Schutt über dem Sarge.

Merkwürdig, daß man ihn nicht schlafen lassen kann. Es giebt kein größeres Zeugnis für die Lebenskraft dieses Toten, als daß nach heute jeder Reformator, mag er auch mit dem kirchlichen Christentum nicht das Geringste zu thun haben wollen, früh ist, wenn er sagen kann: Jesus hat's auch nicht anders gemeint. Auch die große soziale Bewegung unserer Zeit hat sich nach ihm umgesehen. Als größter Sozialist, als frommer Anarchist und Demagog wurde er von Renan bis zu Naumann und Pflüger hin neuerdings zu zeichnen versucht. Und es ging, wie es bisher nach immer gegangen: aus dem Evangelium nahm sich jeder Erläuterer die Stellen heraus, die seiner Auffassung zusagten, und ließ die anderen unter den Tisch fallen. Anderthalb Jahrtausende sorgfältigster Uebung in theologischer Auslegekunst sind nicht umsonst gewesen; wir sind Virtuosen darin.

In gewisser Hinsicht muß dieser Vorwurf auch von dem vorliegenden Buch gelten, wenn es auch turmhoch über die übliche christlich-soziale Litteratur hinausragt. Auch Francis G. Peabody, der Cambridger Professor, nimmt — was dem an kritische Exegese gewöhnten Deutschen sonst unbegreiflich erscheint — die die überlieferten Evangelien einfach als Geschichtsquelle und zieht seine Ausführungen über das Verhältnis des Nazareners zur sozialen Frage unterschiedslos auf synoptische oder johanneische Textstellen; für ihn

Digitized by Google

existieren die kritischen Bedenken über Echtheit, Autorschaft, Abfassungszeit, Interpolationen, u. s. w. fast garnicht. Das nimmt seinem Buche allerdings den streng wissenschaftlichen Charakter, giebt ihm aber dafür unendlich viel mehr Einheitlichkeit, Schwung, Wärme und Frömmigkeit. Ja, es ist ein frommes Buch, im besten Sinne und es steckt den Leser damit an. Es zeigt ein so tiefes plötzliches Versenken in die Gotteswelt Jesu, daß wir garnicht mehr fragen mögen, ob dies oder jenes Wort auch genügend „bezeugt", ja ob die ganze Darstellung von Jesu Lehre auch „historisch" zu rechtfertigen ist. Das verschwindet alles vor dem meisterhaft gelungenen einheitlichen Bilde der milden Weisheit und Liebe dieses einzigartigen Volkslehrers und vor der Ueberzeugungskraft, mit der uns die Lösung der brennenden sozialen Probleme modernsten Gepräges im Geiste und Sinne Jesu vor Augen gestellt wird. Man hat fast den Eindruck: so erfinden war dieser Jesus nicht — also muß er wohl so gelebt und gelehret haben — und es steigt eine ganz neue, eigengeartete Verehrung aus den Seiten dieses Buches auf, die mit der kirchlichen Verehrung des Gottmenschen nicht das Geringste zu thun hat. Um es in ein Wort zu fassen: Peabody hat die unvergleichliche Schönheit und Kraft der ethischen Persönlichkeit Jesu aus den Nebeln der Supranaturalistik gelöst und ebenso den gewaltigen ethischen Kern der Menschheitsbewegung zum Sozialen hin in's hellste Licht gestellt — ein Wunder, daß sich um das Haupt des Sozialreformers Jesu von Nazaret ein neuer Glorienschein webt, aus den Strahlen verstehender Menschheitsliebe gewoben. „Ist", so fragt der Verfasser einmal, „jene anscheinend geschichtliche Figur nur ein Reflex, den der Geist des Forschers auf die Leinwand der Vergangenheit wirft? Ist es nur die fromme Eingebung einander adlösender Gelehrter, die aus Jesus bald die Quelle der Theologie, bald den Gründer einer Kirche, bald einen Bauern, dann einen König oder den Erlöser von allem Zweifel macht?" Er antwortet freilich: „Im Gegenteil, das Leben Jesu bietet thatsächlich alle diese Gesichtspunkte" . . . aber wir möchten das nur in dem oben erörterten Sinn zugeben, in der Weise, daß allerdings von diesen Punkten aus eine jede Zeit ihre eigentümlichen Linien zieht, um das Christusbild, das sie brauchen kann, zu stande zu bringen. Immerhin; mit diesem ethischen Christus befreunden wir uns gern.

Mit zwei Wörtchen läßt sich die Stellung dieses Jesus zu sämtlichen sozialen Fragen charakterisieren: er überblickt sie von oben und nähert sich ihnen von innen. Von oben gesehen ist das Reich Gottes die Erfüllung des Willens des Vaters, von innen gesehen ist es der Ausbau der Persönlichkeit: soziale Organisation und ethischer Individualismus müssen zusammen wirken. Die bessere soziale Ordnung und die besseren Menschen rufen einander. Mit dem Begriff des Himmelreiches giebt Jesus ein Zukunftsziel und einen Gegenwartstrost; es ist noch fern und doch schon in uns lebendig, wie der Baum im Samenkorn. Nach diesen Gesichtspunkten werden nun die verschiedenen sozialen Probleme, das der Ehe, des Reichtums, der Armut, der industriellen Ordnung u. s. w. und die Stellung Jesu zu ihnen erörtert. Der Familie gegenüber stellt Jesus mit seinem Blick von oben auf den unvergänglichen Wert der Ehe als moralischer Erziehungsanstalt zum Gemeinschaftsleben und als Keimzelle für den sozialen Aufbau durch Sicherung der Jugenderziehung das strenge Gesetz der Unlöslichkeit hin. Weil Einzelne darin Schiffbruch leiden, darf doch die soziale Schiffahrt selbst nicht aufgegeben werden. Und von innen baut er die Familie, der er seine schönsten Bilder für das Verhältnis des Menschen zur Gottheit entnimmt, auf die Beziehung durch Liebe. Reichtum und Armut von oben gesehen sind nicht mehr Zeichen göttlicher Gnade oder göttlichen Zorns, sondern an sich gleichgiltig, dem Einzelnen aber leicht Hindernis oder Förderung geistigen Lebens. Dem Reichen wird die Alternative gestellt: entweder siehst Du Deinen Reichtum als etwas an, das Du schuldest, als anvertrautes Pfund, oder Du hast ganz darauf zu verzichten. Nur seine Mitteilbarkeit giebt dem Luxus sittliche Berechtigung. Die Armensfürsorge muß ebenso von einem Höhenblick geregelt werden: die Grundsätze modernster Wohlfahrtspflege, die genau zwischen Arbeitsunfähigen, Arbeitslosen und Arbeitsscheuen unterscheidet, und die an Stelle des Almosens den Freund setzen will, sind auch die Grundsätze Jesu.

Nicht so leicht sind natürlich die Züge zu entdecken, mit denen Jesu Lehre in unser entwickeltes industrielles System hineragt; doch findet sich auch hier viel Wertvolles: die Art, wie das ganze industrielle Schaffen in dem freien Horizont menschlicher Vervollkommnungsaufgabe überhaupt aufgefaßt werden muß, giebt erst die rechte Freude an der Arbeit. Und der Wert eines neuen industriellen Systems ist danach zu ermessen, ob es die ihm dienenden Menschen besser macht oder herabdrückt. Das Reich Gottes oder ist auch das Reich allgemeiner Brüderlichkeit, in dem den Letzten gegeben wird gleich den Ersten. Freilich deckt sich das wirtschaftlich-sozialistische Ideal keineswegs mit dem geistigen Reich Jesu; denn hier gilt auch das Wort: wer da hat, dem wird gegeben und seine Umkehrung. Getrug und Verlust an Geld, Wissen und Fähigkeit, Gutes zu thun, entwickelt sich aber verkümmert durch Gebrauch oder Nichtgebrauch; das schließt aber nicht aus, daß auch die Treue im Kleinen anerkannt wird. Der ödliche Sozialismus will die Armen reich, Jesu Sozialismus will die Schlechten gut machen. Mit einem Worte: Jesus will das industrielle Leben zu einem Mittel sittlicher Bildung machen und die Lösung der sozialen Fenge nicht durch neue Verhältnisse, gute Maschinen, sondern durch neue gute Menschen. Mit großem Ernst weist hier Peabody darauf hin, daß die Frage: ob Revolution oder Evolution im Wesentlichen davon abhängt, ob der ethische Weg, den Jesu Lehre zeigt, betreten wird, oder nicht. Dabei ist zu beachten, daß der ideal freudige Optimismus, der das Ziel nahe, ja in der Welt der Wirklichkeit schon im Keime angelegt sieht, sowohl dem sozialistischen Glauben, wie Jesu eigen ist, während sich beide darin scheiden, daß der Sozialismus sein Ziel erreichen zu können glaubt nur durch Vernichtung der durchaus pessimistisch angesehenen bestehenden Ordnung, durch Klassenkampf und Zerstörung, während Jesu Ethizismus die bestehende Welt zum Werkzeug seines Ideals macht, nun dem Enthusiasmus der Menschlichkeit erfüllt ist. Er lehrt geistige Dynamik an Stelle industrieller Mechanik. Nicht das Leben leicht, sondern den sittlichen Charakter stark zu machen, ist sein Ziel. Neue Hoffnung auf die endliche Erreichung des Gottesreiches, neuen Glauben an die Kräfte der Menschheit pflanzt er ein; aber er zeigt auch den Weg der dienenden Liebe. Auch sie ist unserer Industrie nicht fremd. Allem individuellen Egoismus zum Trotz sind doch unser ganzer Handel und Industrie Dienst am Leben, von den elementarsten moralischen Tugenden, wie Wahrheit, Ehre, Treue, Zuverlässigkeit, durchsetzt. Auch im dem Feldzug, den menschlicher Geist mit den Kräften der Natur führt, ist die Hauptlugend des Soldaten der Geist willigen Dienens. Aber alle sozialen Probleme stehen in Wechselbeziehungen mit einander, wie die verschieden genannten Kräfte der physischen Welt. Kräfte sind untereinander übertragbar, daher auch alle sozialen Reformen sich in die Hände arbeiten. Ebenso ist Jesus der begeisterte Verkünder des Gesetzes von der Unverletzbarkeit moralischer Kraft. Sozialer Fortschritt ist nichts als der Ausdruck ethischer Energie. Und woher diese Kraft? Es ist bezeichnend für seinen Geist warmherziger Duldsamkeit, daß unser Autor zugiebt: „es sei nicht nötig, zu behaupten, daß die Lehre Jesu die einzige Quelle solcher sozialen Kraft sei". Nicht auf das „Herr, Herr" sagen kommt es an, sondern „den Willen zu thun unseres Vaters im Himmel." Die Kirche aber — lassen wir den Autor selbst sprechen — „soll keine Stätte sein, an der man korrekte Meinungen bebütet und aufrecht erhält, kein Eiskeller für verdorbene Wahrheit, nicht bloß ein Ort religiöser Aufregungen oder Symbole, kein kirchlicher Festplatz für die Turnübungen der Seele. Sie ist . . . eine Kraftstation, in der ein Vorrat an geistiger Kraft erzeugt wird, die genügt, um die Welt mit Weisheit, Mut und Frieden zu erfüllen."

Wie wir oben sagten: „mit diesem Jesusbilde befreunden wir uns gern" — so können wir hier sagen: diese Kirche, sie sei uns willkommen als echte Mitstreiterin und Mitarbeiterin am Dienste der Wahrheit und der Güte. Aber — wo ist sie? —

— nz —

* * *

Student Anuchen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Carola van Eynatten. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Die Verfasserin ist dem Leserkreis dieser Zeitschrift keine ganz Fremde, haben doch mehrere ihrer Skizzen aus dem Arbeitsleben der Jugend hier Aufnahme gefunden. Der Wunsch, die leider noch immer blühende sentimentale Backfischliteratur durch Besseres zu verdrängen, scheint ihr die Anregung zu der vorliegenden Arbeit gegeben zu haben. Nun ist die Erzählung zweifellos gehaltvoller und besser, als jene läppische Aneinanderreihung „süßer" Erlebnisse in einer Nichtigkeitswelt — aber das Ziel scheint mir doch noch lange nicht erreicht zu sein. Es genügt nicht, die moderne Frauenbewegung durch die Studentin, von deren Studium zwar gesprochen wird, aber von dem man sonst nichts merkt, und die soziale Bewegung durch eine Streikszene einzuführen, wenn der Grundfehler solcher Erzählungen für die Jugend, nämlich daß nicht Menschen, sondern Typen geschildert werden, nicht vermieden wird. Das ewig fesche, überall tüchtige, das ganze Haus und die Welt bezaubernde junge Mädchen, der brave, sozialistisch denkende und etwas skeptische Doktor, der geschäftsüberbürdete Kommerzienrat mit der schwachnervigen Gattin — ach, wie oft haben wir das gesehen und gelesen, ohne jemals in die Illusion zu verfallen, es mit lebendigen Menschen zu thun zu haben! Es soll nicht geleugnet werden, daß Versuche zur Charakteristik gemacht worden sind, aber es bleibt doch alles recht an der Oberfläche. Selbst die Sprache ist nicht immer einwandfrei. Die Ausstattung mit den unvermeidlichen Vollbildern erhebt sich nicht über das übliche Niveau. Da wir wissen, daß die Verfasserin Besseres „leisten" kann, sei mit dieser Kritik nicht zurückgehalten.

—nn—

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an **Dr. R. Penzig, Charlottenburg, Grolmanstr. 15.**

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35.

Die Nation

Wochenschrift für Politik Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 19jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirthschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Georg Reimer in Berlin W. 35.

Mutterschaft und geistige Arbeit.

Eine psychologische und soziologische Studie auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung

von

Adele Gerhard und **Helene Simon.**

Preis brosch. M. 5 —, geb. M. 6.—.

Einteilung:

I. Teil: Die körperliche Natur der Frau, der Mutterberuf und die geistige Arbeit der Frau.

II. Teil: Das Verhältnis der Mutterschaft zu den verschiedenen Arten geistiger Arbeit.

III. Teil: Gesamtergebnisse.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonntag, den 13. Dezember, 7 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gesellige Zusammenkunft der Mitglieder: Plauderei von Prof. Bruno Meyer über „Neuere Monumentalkunst in Berlin". Erfrischungen zu Aschingerpreisen.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8½ Uhr abends, Bürgersaal des städt. Rathauses: Jahresschlußversammlung. Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Foerster: „Die sozialethischen Probleme der nächsten Zukunft." Eintritt frei. Nachher geselliges Beisammensein im Rathauskeller (Eingang Spandauerstraße).

Gäste stets willkommen!

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Ein Alpenfest

unter Mitwirkung namhafter Künstler

wird der Verein „Jugendschutz" zum Besten seiner Mädchenheime am 10. Dezember, 8 Uhr abends bei Kroll, Königsplatz 7, veranstalten.

Da zum Alpenfest des deutsch-österreichischen Alpenvereins in diesem Winter Gäste keinen Zutritt haben, worauf besonders hingewiesen wird, kommt dies Fest des Vereins „Jugendschutz" gewiß vielen Wünschen entgegen.

Eintrittskarten à 3 Mark sind im Bureau des Vereins „Jugendschutz", C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 39 II, zu haben.

Au Pair

gesucht nach München für Anfang Februar 1904 eine **junge Dame,** welche Sinn für Familienleben besitzt. Sie soll sich mit der Frau des Hauses in die häuslichen Beschäftigungen (Köchin vorhanden) teilen (speciell in die Kinderpflege) und geistige Anregung zu bieten vermögen. — Gefällige Offerten mit ausführlichen Angaben unter „Hausgenossin" an die Expedition der „Ethischen Kultur" erbeten.

C. H. Beck'scher Verlag (Oscar Beck) in München.

Soeben ist erschienen:

Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von

Dr. M. Kronenberg.

Zweite neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Mit einem Porträt Kant's.

8°. X u. 403 Seiten. Preis: eleg. gebunden 4,80 M. (broschirt 4 M.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der heutigen Nummer liegen Prospekte der Verlagsbuchhandlung Ferdinand Dümmler betr. „Neue Gedichte" von Reinhold Pfungst, des Verlags-Handels-Druckerei in Bamberg betr. „Testament des neuen Glaubens" bei, ferner machen wir unsere Leser auf die der heutigen Nummer beiliegende Offerte einer Weihnachtsprämie aus dem Verlage Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14, aufmerksam.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 2,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 512.

Ethische Kultur

Inserate: Die dreigespaltene Nonpareillezeile 40 Pf. Beilagen billig nach freier Vereinbarung. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster und Dr. M. Kronenberg
herausgegeben von **Dr. Rudolph Penzig.**
Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstraße 14.

XI. Jahrgang. | Berlin, den 19. Dezember 1903. | Nr. 51.

Abdruck ist, soweit nicht ausdrücklich untersagt, nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Johann Gottfried v. Herder als Ethiker. Von Dr. Adolf Kohut.
„Endziel", Intransigenz, Ethik. Von Dr. Robert Michels.
Vom Glück. Von Elisabeth Freiin v. le Fort (Ludwigslust).
Streiflichter:
Ueber Schriftstellerei.
Vermischtes.
Bücherschau

Johann Gottfried v. Herder als Ethiker.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestage, 18. Dezember d. Js.

Von Dr. Adolph Kohut.

Nachdruck verboten

Am Säkulartage eines der fruchtbarsten, vielseitigsten und hochverdientesten Söhne des deutschen Volkes, Johann Gottfried v. Herders — 18. Dezember d. Js. — wird man sich aufs neue dankbar eines Geisteshelden erinnern, der zu den Befreiern der deutschen Nation vom Sklavenjoche altererbter Vorurteile, irriger Wahnvorstellungen und knechtischer Gesinnungen gehört, eines Heros des Denkens, eines Lehrers der Menschheit und eines Mehrers der idealen Güter, der mit Fug und Recht den Wahlspruch im Munde führen durfte, der das Herder-Denkmal in Riga ziert: „Licht, Liebe, Leben!"

Während der Grundgedanke der Goethe'schen Weltanschauung die ästhetische Schönheit und das Leitmotiv aller Schiller'schen Dichtungen und Schriften die sittliche Vollkommenheit ist, so ist der Maßstab, den Herder, dieser dritte im Bunde unserer Klassiker, an die gesamte intellektuelle und moralische Welt anlegt, die Humanität, die Menschlichkeit. Noch mehr als Gotthold Ephraim Lessing, ist er der genialste und entschiedenste Vertreter jener Menschlichkeitsideen, die das 18. Jahrhundert bewegen, gewesen.

Was dieser Hohepriester der Humanität unter diesem Begriffe versteht, darüber äußert er sich im zweiten Teil seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" u. a. folgendermaßen:

„Wenn wir die Menschheit betrachten, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so finden wir nichts Höheres als die Humanität im Menschen; denn wenn wir uns Götter oder Engel denken, denken wir sie uns auch nur als höhere ideolische Menschen . . . Die Humanität ist die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit . . . Dieser Humanität nachzuforschen ist die erste menschliche Philosophie, die jener Weise vom Himmel rief und die sich im Umgang wie in der Politik, in den Künsten wie in allen Wissenschaften offenbart . . . Diese Humanität muß aber erst entwickelt und entfaltet werden, denn sie ist uns nur in der Anlage angeboren und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen sie nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll sie das Ziel unseres Strebens, die Summe unserer Erkenntnisse, unser Wert sein: denn eine Angetität im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserem Geschlecht ist also die Bildung zur Humanität. Die Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unseres Geschlechts. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder wir sinken, höhere wie niedere Stände, zur rohen Tierheit, zur Brutalität zurück."

Indem Herder so den Weg zeigte, auf welchem die Menschheit dem Ziele der wahren Humanität sich zu nähern berechtigt, verpflichtet und befähigt ist, war es ganz selbstverständlich, daß ihm Verfolgungen seitens der Machthaber wegen politischer und religiöser Gesinnungen des Menschen in tiefster Seele verhaßt und verabscheut waren. Mit der ganzen Wärme seiner glühenden Seele kämpfte er gegen jene mittelalterliche Barbarei, die sich noch in unsere Zeit hinüber geflüchtet. So bemerkt er einmal:

„Wie grausam ist's, wie unvernünftig, wie nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs- und Verfolgungsurteil über die Religion eines Andern, wäre es auch ein Indier oder Neger, anmaßt. Dank der Menschheit sei allen denen, die diese unerträglichen Lasten und Fesseln, die jede unziemende Beschimpfung, jede kränkende Verfolgung, die Menschen von göttlichen oder menschlichen Rechts wegen ungescheut, ja pflichtmäßig und seelenlockend einander antaten, in ihr wahres Licht stellten! Die Rache solcher Verfolgungen ist nie ausgeblieben, es wäre aber endlich Zeit, daß wir aus besseren Gründen als aus bloßer Furcht vor Rache zum Gefühl der Wahrheit und Menschlichkeit gelangten!"

Der Sohn des armen Webers, Schulmeisters und Glöckners aus Mohrungen in Ostpreußen fühlte mit dem Volke, und Leiden und Schmerzen griffen ihm ans Herz. Während seines 4½jährigen Lebens und Wirkens in Riga z. B. hatte er reichliche Gelegenheit, die Drangsale der Livländer aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Denn schon damals bewachte Argwohn und Mißgunst der nationalen Russen die schwachen Keime freiheitlichen Strebens der Livländer, und die russischen Machthaber waren bestrebt, die staatlich und gesetzlich gewährleisteten Privilegien der Livländer so viel als möglich zu schmälern. Seine in Riga gemachten Erfahrungen legte Herder namentlich in seinem „Reisejournal" nieder, worin er uns ein anschauliches Bild von den traurigen sozialen Zuständen entwirft, die zu jener Zeit in den Ostseeprovinzen herrschten. In lichter Weise erhebt er darin seine Stimme zu Gunsten der von alten burgerlichen Rechten ausgeschlossenen Juden Kurlands, die, im Namen Christi ausgestoßen und verachtet, elend verkommen mußten, und

Digitized by Google

kämpfte für die verkümmerten Rechte der Leibeigenen, für die einer fremden Nationalität angehörigen Bauern Livlands und Kurlands, die sklavisch gehorchen und dulden mußten.

Die Unterdrückung und Verfolgung der Indier und Neger durch England geißelte er schonungslos:

„Wie glücklich könnte Hindostan sein, wenn sich nicht Menschenhände vereinigt hätten, den Garten der Natur zu verwüsten und die unschuldigsten der Menschengestalten mit Aberglauben und Unterdrückung zu quälen! — — Welches Recht hattet ihr, euch dem Lande dieser Unglücklichen zu nahn, geschweige es ihnen und sie dem Lande durch Diebstahl, List und Grausamkeit zu entreißen? — — Seit Jahrhunderten ist dieser Weltteil der ihre, so wie sie ihm zugehören; ihre Väter hatten ihn um den höchsten und schwersten Preis erkauft, nun ihre Negergestalt und ihre Negerfarbe. Bildend hat die afrikanische Sonne zu Kindern die Neger angenommen und ihr Siegel auf sie gedrückt. Wohin ihr sie führt, zeihet euch dies als Menschendiebe, als Räuber."

Den Antisemiten des 18. Jahrhunderts setzt Herder gewaltig zu; was er über diese sonderbare Spezies des Menschengeschlechts sagt, hat noch heute im Kampfe gegen die konfessionellen Hetzer seine volle Giltigkeit. Mit größtem Nachdruck weist er auf die traurige soziale Stellung der Juden hin:

„Alle Gesetze, die den Juden ärger als Vieh achten, ihm nicht über den Weg trauen und ihn damit täglich, ja stündlich ehelos schelten, sie zeugen von der fortwährenden Barbarei des Staates, der aus barbarischen Zeiten noch Gesetze duldet . . . Montesquieu hat recht, daß die ehemalige Barbarei in Europa das Verderbnis des jüdischen Stammes und Charakters durch ein gewalttätiges und häßliches Benehmen gegen das jüdische Volk mit beigetragen, welches wir ihm der Geschichte zufolge nicht absprechen können; daher ist es der Europäer Pflicht, die Schulden ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, und die durch sie ehrlos wurden, der Ehre wiederum fähig und wert zu machen."

Mit großer Schärfe tritt er der Behauptung, daß die Juden nach Alleinherrschaft in Handel und Gewerbe strebten und diese dadurch beeinträchtigten, entgegen:

„Laßt die Christen ihr Gewerbe so gut verstehen als die Juden das ihrige, laßt christliche Familien, Zünfte und Gesellschaften einander so beistehen, als es die Juden einander zu tun gewohnt sind, wer wird den Preis vor den Andern erjagen: Juden oder Christen?"

Herder rühmt ferner den Wohltätigkeitssinn der Kinder Israels:

„Wenn nun im Felde der Menschheit jedem vorzüglichen Charakterzug sein Lob gebührt, warum nicht diesem? Von der leidenschaftlichen gänzlichen Großmut edler Israeliten findet man hier und da Züge, die ebenso überraschen als befremden: auch hat sie Lessing, wo er nur konnte, hervorgehoben; in Lebensbeschreibungen findet man oft dergleichen Züge, denn nicht alle Juden sind Shylocks"

Er spricht ferner von dem hellen, von keinem Vorurteil befangenen, kritischen Blick der Israeliten mit ebensolcher Anerkennung wie von ihrem hervorragenden theologischen und philosophischen Scharfblick.

„Wer übertraf einen Spinoza an Konsequenz, die er in sein System der Moral und Politik, ja auch der Theologie brachte? Einen Orobia, Pinto, und so manche treffliche Aussprüche und Parabeln der Rabbinen, die sich auf die feinsten Bemerkungen gründen, wird sie irgend ein Verständiger ohne Achtung lesen? Dem Pöbel der Schriftsteller zwar waren oft die sinnreichsten Parabeln aus Haß und Verkehrtheit bald lächerlich, bald verächtlich. Warum aber? Weil er in ihnen den Sinn nicht faßte und sich an die oft kindisch scheinende Einkleidung mutwillig hielt."

Wiederholt tritt er, der evangelische Oberkonsistorialrat, Generalsuperintendent und Oberhofprediger, für Baruch Spinoza in die Schranken, und dies zu einer Zeit, wo die Person und die Philosophie des großen pantheistischen Denkers nach aufs äußerste verfehmt waren. Man gab zu jenen Tagen Spinoza Kosenamen wie „frech", „gottlos", „unverschämt", „unsinnig", „gotteslästerlich", „pestilenzialisch" „abscheulich" ꝛc. Zelotische Pfaffen wollten sogar das „Zeichen ewiger Verwerfung" — das stigma exprobrationis — auf seiner Stirn gefunden haben. Einen Spinoza zu retten, dazu gehörte nicht allein Mut, sondern auch ein liebevolles und gerechtes Herz.

Wie gewaltig ist der Unterschied zwischen der Religion und christlichen Weltanschauung Herders und derjenigen der orthodoxen evangelischen Geistlichkeit unserer Zeit! Wenn wir die Frage aufwerfen: Wie begreift Herder das Christentum, und welche Stellung giebt er dem Stifter innerhalb der Menschheit?, so wird die Beantwortung derselben eine überraschende sein. Für ihn ist Christus vor allem die verkörperte Humanität und dadurch die erste Thatenquelle der Reinigung, Befreiung, Beseligung der Welt, weil in ihm der Knotenpunkt der Thatenentwickelung der Menschheit liegt; darum sei er als die Mittelperson zwischen Gott und Menschen, aber nicht im Sinne der Blutstheologie und Satisfaktionstheorie, sondern im Sinne der Bibel, die von ihm die Versöhnung der Menschen mit Gott herschreibt, zu bezeichnen.

Von Dogmen und verknöcherter Schulastik will Herder nicht viel wissen. Der Inhalt der Religion bleibt ihm immer praktischer Natur; die Formel und Satzung ist nicht das Wesentliche des Glaubens; ihr Einfluß und ihre Bedeutung besteht nur in ihrer ethischen Kraft. Die Herrschaft des Dogmas ist der Tod der Religion, die Erstarrung des Herzens, die verzehrende Ohnmacht des Verstandes. „Hinweg mit dem leeren Symbol", ruft er aus, „herauf mit dem Evangelium der That und Wahrheit! Wer dazu beiträgt, daß der Knechtsdienst und das „Herr, Herrsagen" auf das echte Evangelium der Freundes- und Brudergesinnung, auf eine aus Ueberzeugung entspringende freie genialische Teilnehmung am Werke und Zwecke Christi zurückgeführt wird, der befördert Christi Werk selbst."

Das Gewissen hält er für die letzte und höchste Instanz für jede Religionswahrheit. Nach ihm ist der gewissenhafteste und rechtschaffenste Mensch immer religiös. Innere Rechtschaffenheit und echte Religion seien identisch. Der Richter, der Handwerker, die Magd, wenn sie ihr menschliches Werk gewissenhaft thun, seien religiös; zur Religion gehöre ein Herz und ein kräftiges Gemüt, alles Andere sei Nebensache. Keine angelernte Gewohnheit, kein Nachsprechen eines Bekenntnisses, keine blinde Zustimmung zu kirchlich festgestellten Lehren sei von sittlichem Wert. Der Formelglaube sei ein Gespinst, das den Geist umgaukle, sein Wortschwall umneble die Phantasie. Die eigene Ueberzeugung daran geben und sich in den verlebten Phrasen der kirchlichen Vorzeit umherwälzen, das sei der eigentlichste, abscheulichste Unglaube! Die Annahme wissenschaftlicher — spekulativer — Lehrmeinungen zur Religionspflicht machen, heißt der Religion das Grab graben.

Herders Gott ist das große Ideal seiner lauteren Seele. Sein Gott ist ihm „Licht, Leben, Liebe." Sein Glaube ist zugleich die ganze Arbeit seiner feurigen Seele und sein Schirm gegen die Zeit, wo ihre Richtung ihm lästig, ihr Gehalt ihm unverständlich erschien. Gegen die ererbte orthodoxe Phrase und gegen das dogmatische System führt er zuweilen wahre Keulenschläge. Den Pharisäern und Zöllnern ruft er die Mahnung zu: „Thut es ab, ganz ab das moderne Antichristentum! Setzt an seine Stelle die menschliche Religion!" Mit der ganzen Schärfe seiner Satire beleuchtet er das antichristliche in den herrschenden Kirchen; die Vergötterung des äußeren Kultus, der Gebräuche und Liturgien, die Verherrlichung des Priesterstandes als einer von Gott bevorzugten Menschenklasse, die Unterschätzung der moralischen Bildung und alle sonstigen moralitätslosen Unbegreiflichkeiten, welche das menschliche Wesen in ein rohes, tatliegendes Formel- und Buchstabenwesen verwandeln. Den Antichristlichen erblickt er nicht in dem glaubenslosen Unchristen, als vielmehr in dem übergläubigen Formelchristen, der den Zweck und die Bestimmung des Menschen, die Humanität, vergißt und vertiert. Die Welt könne nur dadurch erlöst werden, daß die Menschen endlich zur wahren Christusreligion zurück-

Digitized by Google

lehren; diese müsse sich aus dem Wust und dem Unrat der Vorzeit hervorarbeiten und einen Inhalt annehmen, dessen Wesen sei: Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, Großmut und Menschenfreundlichkeit, deren Wurzel Selbstverleugnung sei, deren Basis in der sittlichen Gemeinschaft der Guten und deren Ziel in der Gottseligkeit und der Gotteskindschaft bestehe.

„Es gehört zu unserer Zeit schon Stärke der Seele dazu, „der ungeheuren Mißbräuche willen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen, d. h. Christum als den Heros der Menschheit und der Liebe zu erkennen."

Für ihn ist auch der heilige Geist nichts Anderes, als die echt menschliche Begeisterung, der erhabene Enthusiasmus, der den Mut der Entschlossenheit und die Weisheit des Rechts erzeugt. Die ganze Theorie von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes nennt er einen überspannten geistlichen Empirismus, einen mönchisch-asketischen Mystizismus, dem Christus ganz fremd gewesen sei.

„Welch ein Recht hat also die statutarische Tabellatur der Geisteswirkungen, die mit drei Schlägen an das Herz und nicht anders pochen soll? Wozu diese Quelle theologischen Haders noch nähren? Das stille redliche Selbstbewußtsein, der moralische Wahrheitssinn, das Gewissen, dies innere Wort Gottes, liegt allem unserem Denken und Thun zu Grunde."

Wie als Schriftsteller, so hat Herder auch als Verkünder des Gotteswortes auf der Kanzel sich stets als Ethiker gezeigt. Auf das Herz und Gemüt suchte er zu wirken, die Seelen zu veredeln und zu läutern war sein höchster Ehrgeiz. Selbst Friedrich Schiller, der sonst wenig mit Herder sympathisierte, sagt über den Geist, der in den Predigten des Weimarer Hofpredigers wehte, in einem Briefe an seinen Freund Körner, vom 12. August 1787:

„Am vorigen Sonntag hörte ich Herder zum ersten Male predigen. Der Text war der ungerechte Haushalter, den er mit sehr viel Verstand und Feinheit auseinandersetzte. Die ganze Predigt glich einem Diskurs, den ein Mensch allein führt, äußerst glatt, volksmäßig, natürlich. Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens, Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten konnte. Einfach wie sein Inhalt ist auch sein Vortrag; keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster, nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung des allgemeinen Ansehens giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich."

Er selbst urteilt in seiner homiletischen Skizze, welche man als ein Charakterbild von dem rechten und echten Prediger bezeichnen könnte, betitelt: „Der Redner Gottes", über die Aufgabe, die er sich auf der Kanzel steckte, in folgender Weise:

„Auf der Kanzel suche ich weder den Dichter, noch den Volksredner, weder den Schauspieler noch den Philosophen, am wenigsten gefällt mir der moralische Modeprediger, ich suche den Redner Gottes, der einfach, erhaben, durch Andacht bereit, mächtig ist, durch seine Gedanken über fern bleibt von aller philosophischen Vernünftelei und poetischen Floskel, und dessen Kraft beruht in dem innigen Verhältnis zu seiner Gemeinde, in dem Vertrauen, das er als Seelsorger genießt, der an allen Schicksalen seiner Freunde aufrichtigen Teil nimmt. Der Redner Gottes redet nicht die Sprache der Bibel, aber er führt in das Heiligtum derselben ein; er predigt weder künstlich, noch blumenreich, weder handwerksmäßig, noch nach kalten Regeln — er ist ein Mann, ein Sohn der Weisheit, in der Kenntnis des menschlichen Lebens erzogen und von der Religion selbst mächtig ergriffen, er ist ein begeisterter Prophet."

Es war kein Wunder, daß die Fanatiker und Orthodoxen Anstoß an den Predigten des geist- und gemütsvollen Kanzelredners nahmen! Es war ja entsetzlich, was dieser hohe Kirchenwürdenträger sich alles herausnahm! Daher nannten ihn seine Gegner „einen Philosophen im schwarzen Rock", der die Kanzel in ganz ungehöriger Weise durch Mangel an Feierlichkeit und durch Zügellosigkeit des Stils und Tons entweihe. Wahrhaft goldene Worte hat er bei einem solchen Anlaß seinen Anklägern zugedacht:

„Ich habe nie wie ein Lehrer der Schulen gesprochen, sondern immer menschlich mit der ganzen Wärme meines Herzens, immer aus gefühlvoller Brust und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert. Aus diesem Grunde bin ich oft auf die Bedürfnisse und Schwächen der verschiedenen Berufe, Stände, Lebensalter und Menschenklassen eingegangen. Ich faßte vor allem das wichtige Werk der häuslichen Erziehung ins Auge, das vielfach so fehlerhaft und verderblich betrieben wird. Nie ist mir ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille, redliche Thräne einer gerührten Seele, der fromme, einfältige Seufzer: O, wäre ich doch so! Die stille, heitere Entschließung zur Besserung war mein Ziel. Nie habe ich Leidenschaften mit einer kleinen Anstrengung meiner Stimme, mit heftigen Ausrufungen, wohl gar mit erpreßten Thränen zu erwecken gesucht. Mein liebster Wunsch war es, für eine stille, heitere Seele zu predigen, ein ernstes Nachdenken und heilige Entschlüsse zu erzeugen, die Lehre so wichtig, so interessant als möglich zu machen und erst Geschmack an der Wahrheit hervorzurufen, ehe ich auf die Annahme derselben drang."

Was Goethe vom Redner überhaupt gesagt hat, das ist vollständig in Herders Sinne, vielleicht mit Beziehung auf diesen herrlichen Genius gesagt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus
Und blast die kümmerlichen Flammen
Auf eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht aus Herzen geht.

„Endziel", Intransigenz, Ethik.

Ein sozialdemokratisches Thema.

Von Dr. Robert Michels (Marburg).

(Schluß.)

Die im vorhergehenden Abschnitt zitierten Worte Dr. Penzigs enthalten aber auch ein großes Mißverständnis. Wenn er sagt, das Glück der Menschheit könne nicht durch „Aufzwingung einer neuen Gesellschaftsordnung von oben", sondern nur durch „die Aenderung der Menschen selbst" begründet werden, so glaube ich dem ersten Teil seiner Behauptung ebenso widersprechen wie dem zweiten rechtgeben zu müssen. Zunächst eine Klarstellung: Kein vernünftiger Sozialist wird glauben, daß eine „Entwicklung" jemals „vollendet" werden könne. Noch viel weniger aber wird es seine Annahme sein können, daß der Moment des, sagen wir einmal physischen und intellektuellen Sieges der Sozialdemokratie etwa den Gipfel- und Endpunkt der menschheitlichen Entwicklung überhaupt bedeute. Im Gegenteil wird er darüber im Klaren sein müssen, daß die ethische Entwicklung zumal auf dem Gebiete der sexuellen Beziehungen auch dann noch lange nicht „auf der Höhe" stehn wird, wenn das Proletariat seinen Emanzipationskampf auf politischem und vielleicht auch wirtschaftlichen Gebiet beendet hat. Der „Zukunftsstaat" bedeutet erst den Beginn der „sozialistischen Gesellschaft". Das Mißverständnis Penzigs aber besteht darin, daß er annimmt, der Sozialdemokrat müsse notgedrungen die „Aufzwingung einer neuen Gesellschaftsordnung" dem „Glück der Menschheit" gleichsetzen, während umgekehrt die — bleiben wir einmal bei dem freilich nicht anmutend klingenden Ausdruck! — „Aufzwingung einer neuen Gesellschaftsordnung" von ihm nur als Ausgangspunkt auf dem weiten Wege zu einem ja immer nur relativ zu nehmenden „Glück der Menschheit" betrachtet wird. Was man so gemeinhin als „Endziel" bezeichnet, d. h. die im ersten Teil des Programms der sozialdemokratischen Partei Deutschlands festgesetzten Forderungen, ist eigentlich gar kein „Endziel", sondern ein „Anfangsziel", es bedeutet nicht viel mehr als die notwendige Form, innerhalb welcher die Menschheit sich zu sozialistischen

Idealen weiterentwickeln, also zu einer „in allen ihren Teilen sozialisierten Gesellschaft" werden kann. Heinrich Cunow hat ganz recht, wenn er dieser keineswegs vereinzelt dastehenden Anschauung mit den Worten Ausdruck verleiht, daß „die Machtergreifung als Vorbedingung zur Durchführung der sozialistischen Wirtschaftsweise und der sich auf dieser aufbauenden neuen Gesellschaftsordnung, gewissermaßen als Basis des sozialistischen Umbildungsprozesses" betrachtet werden müsse.*)

Als Basis die Machtergreifung! Das erscheint mir allerdings als eine der plattesten Selbstverständlichkeiten. Wie sollen sich ethische Gedanken Bahn brechen und zur Wirklichkeit werden können, solange jene Schranken noch bestehen, welche sich ihrer Ausbreitung alle Augenblicke als Hindernisse erweisen müssen?**) Auf welche Weise soll das Proletariat sich ökonomisch, sozial, intellektuell, moralisch emanzipieren können, solange eine kleine Minderheit von Privilegierten noch Staatsgewalt, Verwaltung und Gesetzgebung, die Bildungsmittel und die gesamte Produktion als Monopol in ihren Händen hat?

Wie soll eine einsichtige Volksvertretung Gutes schaffen können, solange selbst ein einstimmiges Votum von ihr rechtlich durch den Federzug eines einzigen Menschen zu Nichte gemacht werden kann? Wie soll der Gedanke des Friedens sich zu verwirklichen vermögen, solange sich die notionalen Fragen noch nicht auf dem Wege des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und Stämme gelöst haben, dafür aber einzelnen Cliquen innerhalb der Völker das Recht zusteht, über Krieg und Frieden des ganzen Volkes eigenmächtig zu entscheiden?

Nicht daß nicht auch schon heute — in kleinem Maßstabe — Besserungen auf allen den vorhin genannten Gebieten eintreten können, aber erst die Eroberung der Macht durch den Sozialismus wird jene Schranken niederzureißen imstande sein, welche einer chinesischen Mauer gleich den Strom unseres Wollens und Strebens so sehr eindämmen, daß nur einzelne Tropfen davon durchzusickern vermögen.

Wenn wir uns aber hier darüber geeinigt haben, daß erst das Ende jeder Klassenherrschaft und jeder sozialen Bedrückung und nationaler Unterdrückung uns den Weg ebnet zu einer Umgestaltung unseres gesamten wirtschaftlichen und sittlichen Lebens, dann kann es meiner Ansicht nach auch kein Zögern mehr darüber geben, wie sich der apolitische Rein-Ethiker zu den Tendenzen stellt, welche sich in der heutigen Sozialdemokratie geltend machen.

Zunächst sollte schon, möchte ich meinen, selbst der der Sozialdemokratie feindlich gesinnte Ethiker eben als Ethiker den Intransigenten dem Transigenten vorziehen. Die Intransigenz besteht doch hauptsächlich in dem festen Wollen, um etwaiger Vorteile willen auch nicht ein Tipfelchen des Prinzips zu opfern, auch nicht einen Schritt weit bewußt von dem für richtig gehaltenen Wege abzugehen. Das Markten und Feilschen mit Prinzipien, das Volksrechte mit Kanonen Eintauschen, die „Realpolitik", die, um nur ja für das Heute eine Bagatelle herauszuschlagen, das große Ideal des Morgen vergißt oder doch hintanstellt, alles das kann sicherlich kein Ethiker gutheißen. Eine Weltanschauung, wie der Sozialismus, welcher unzertrennlich mit dem Glauben an den sich in bestimmten Bahnen vollziehenden Fortschritt der Menschheit verknüpft ist, darf zu ihren politischen Vertretern keine Do-nt-Des-Diplomaten haben. Wie der Sozialist Professor Ettore Ciccotti einmal mit Recht gesagt hat, kann der mangelnde Glaube an die Einheit und Unteilbarkeit der Idee durch nichts in der Welt gerechtfertigt werden, weder durch Erwägungen praktischer Nützlichkeit, noch durch solche einer gewaltigen Erleichterung der Agitation, noch endlich durch die Angst vor Verfolgungen.*)

Dr. Penzig hat jene Strömung innerhalb der internationalen Sozialdemokratie, die man als die revisionistische, reformistische oder possibilistische zu bezeichnen pflegt — von dem Revisionismus, der sich nur mit der „Revision" der in der heutigen Sozialdemokratie offiziellen Theorie und nicht mit den Aspirationen und der Taktik beschäftigt, rede ich an dieser Stelle nicht — mit dem, was er Sozialismus nennt, identifiziert und unter anderen zu ihrem Lobe dem Sinne nach ausgesagt, im Gegensatz zur Richtung der Radikalen vertraue sie auf eine zwar langsamere aber gründlichere Entwicklung. Ich bin anderer Meinung. Meiner Ansicht nach ist gerade die Unruhe, möglichst schnell sichtbare Erfolge vor Augen zu haben, die gehabte Mühe möglichst bald zu einem greifbaren und nennbaren Gesetzchen ꝛc. umgemünzt zu sehen, wobei denn natürlich bei den heute vorhandenen Stärkeverhältnissen der Gegner etwas in sozialistischem Sinne Gründliches nicht herauskommen kann, eine der Hauptursachen der Entstehung des Revisionismus als einer Rückwirkung psychologischer Eigentümlichkeiten auf das politische Streben. Das bemerken auch die Gegner dieser Strömung wiederholtermaßen, besonders klar. Karl Kautsky**) und Enrico Ferri,***) welch letzterer einmal seinen Parteigegnern in einem bestimmten Fall den Vorwurf zuschleudert:

„Ihr habt eure Erfolge viel zu schnell errungen, schneller als die Stufe, auf welcher das sozialistische Gewissen und die sozialistische Organisation heute stehn, es gestattete, weil ihr mit der künstlichen Hitze des Opportunismus die Pflanze Partei habt zu schnell schießen lassen. Auf diese Weise ist das sozialistische Gewissen jetzt vielfach bloß eine Treibhauspflanze, weder den Härten des Winters noch der Sonnenglut des Sommers gewachsen"

Wenn aber die Intransigenten unter den Sozialisten ihren transigenten Genossen Uebereilung vorwerfen, so geschieht das sicher nicht deshalb, weil dieselben nicht ebenfalls schnell an's Ziel kommen möchten, sondern vielmehr umgekehrt gerade deshalb, weil sie die Ueberzeugung haben, daß jener Weg des Akkommodismus und Affinismus nicht zum Ziele führen kann, weil er unterwegs bereits alles das hinwegakkommodiert und hinwegaffiniert hat, was den innersten Gehalt des sozialistischen Gedankens ausmacht. Will die Eroberung der Macht durch das Proletariat nicht in die Diktatur einer proletarischen Sekte ausarten, so muß die sozialistische Agitation bis zu dem Zeitpunkt, wo sie sich vollziehn wird, so viel sozialistische Gewissen geschaffen haben, als sie bedarf, um den anderen unsicheren Elementen gegenüber, die sich ihrer Aktion alsdann anschließen werden, als Gegengewicht mit Erfolg auftreten zu können. Sozialistische Gewissen aber erzielt man nicht durch Aufgehn im Kampf um kleine Detailgesetzchen, so nützlich eine solche Propaganda bisweilen auch sein mag, sondern durch das Hervorheben der großen Gesichtspunkte, welche die sozialistische Bewegung leiten, und der gewaltigen Zwecke, welche sie verfolgt. Nur durch einen mit intransigentem, unverkümmertem Zielgedanken eng verbundenen Klassenkampf wird der Sozialismus des Ethikers verwirklicht werden können.†)

*) „Der Revisionismus und das Tempo des proletarischen Befreiungskampfes". Nachschrift. Vorwärts XX, Nr. 266 (2. Beilage).

**) In Nr. 49 der Eth. K. giebt Karl Vorländer einen ähnlichen Gedanken mit den Worten wieder: „Ohne die geeigneten sozialen Institutionen bleibt eine ernstliche Bethätigung auch der individuellen Ethik unmöglich.

*) Ettore Ciccotti: La Psicologia del Movimento Socialista." Bnri 19 3, pag. 83.

**) Karl Kautsky: „Noch ein Wort zum Parteitag" in „Die neue Zeit". XX, Bd. II, Nr. 50.

***) Camillo Prampolini ed Enrico Ferri: „Libertà e Intransigenza." Gonzano 19 3. pag. 19.

†) Replik in nächster Nummer. Dr. Penzig.

Vom Glück.

Von Elisabeth Freiin v. le Fort (Ludwigslust.)

III.

Hast Du schon

Vam Erkennen

geträumt? Vielleicht hast Du es schon erlebt. Meist sind die Augen wohl Schuld daran. Du warst diesem Menschen nie begegnet, da sahst Du ihm in die Augen, und da wußtest Du's. Nein, Du wußtest es ast nicht, aber es zag Dich zu ihm, wie mit Zaubergewalt. Oft sannest Du lange, lange, und Du meintest: wir müssen uns schon einmal getroffen haben, aber es war nicht sa. Und Du sprachst mit ihm, und es war, als wären Ihr lange miteinander bekannt. Ihr waret nicht nur bekannt, Ihr waret verwandt miteinander. Es giebt eine Verwandtschaft, die reicht hinaus weit über unser Leben, in jene Ferne, die wir nicht kennen. All die Seelen, mit denen sich unsere Seele geküßt hat in einem anderen Leben, ab sie in diesem kurzen Erdentraum, den wir „das Leben" nennen, an uns varüberziehen in einem Mament des Erkennens, aber nie hier unsere Pfade kreuzen, wir werden sie wieder umfangen, wenn dieser Traum ausgeträumt ist. Sie sind es vielleicht, die unsere Seele rufen, unbewußt, in den Stunden, da es uns überkommt wie ein tiefes, süßes Sehnen. Es ist so vieles um uns, was nach uns schreit, es ist in uns sa vieles, was hinausdrängt und ruft: — und wir thörichten Menschen fürchten uns vor dem Tode?

* * *

Ich wallte vorhin von ihm schweigen, aber nun möchte ich doch nach ein Wort sagen

Vam Tode.

Wir sprechen van ihm mit zweifelnder Ungewißheit, wenn nicht Furcht, und dach ist der Mament des Todes der des wahren Erwachens zum Leben. Wir geberden uns, als ab wir einem neuen, fremden Zustand entgegengingen, einem neuen Stern, und dach wird der Tod ja nur den Schleier van unseren Augen nehmen, der uns heute trennt van der Wirklichkeit. Es ist alles um uns, was wir heute nur ahnen in lichten Augenblicken; wir sind mitten in dem Reichtum eines ewigen Lebens, aber unsere beschränkten Siane fassen und sehen nichts von dem, was um uns ist.

Wir träumen — ein Schläfer im halbdunklen Schlafgemach — und durch unsere Träume zieht's zuweilen, als rauschte da draußen der Wind in dem Rosengebüsch, als schiene ein Sannenstrahl zum Fenster hinein; wir wollen nach ihm haschen und können doch nicht, wir wallen die Rosen brechen und kommen nicht vom Fleck. Da wachen wir auf: und der galdene Sannenschein überflutet uns, und die Rasen duften und ranken zum Fenster hinein, und wir können uns bewegen, frei und weit, und die Rasen brechen und uns von der Sonne küssen lassen, und gehen umher, hierhin und dorthin, und schauen — und schauen. — —

Und fragst Du mich, waher ich das weiß? Weil der Geist, der in mir ist, es mir verraten hat. Vielleicht hat der Geist, der in Dir ist, Dir andere Warte gesagt, und Dein Glaube vam Leben und Sterben ist ein anderer. Ich streite nicht mit Dir. Dein Glaube ist sa gut der richtige, wie es der meine ist. Es ist die Wahrheit eine Sanne, die Millionen van Strahlen ausstrahlt. Unsere Seele ist klein und kann nur einen Strahl in sich aufnehmen. In diesen einen Strahl hüllt sie sich ein, in diesem Strahl sieht sie Welt und Leben. Jeder Strahl kammt von derselbea großen Sonne. Darum enthält jeder Strahl einen Funken der Wahrheit. Und das, was unser Leben macht, ist dieser Strahl, ist unser Glaube. Und es ist mein Glaube.

* * *

Vom Glauben, daß er die Welt nach sich gestattet.

Wenn dieser Glaube in mehr Seelen Platz ergriffe, ich glaube, es würde mit ihm mehr Glück einziehen in die Menschheit. Ich sprach schon in mehreren Abschnitten vam Glauben. Ich gehe zum Schluß noch weiter. Mir ist, als würde die Zeit kammen, da es uns nicht mehr unmöglich erscheinen wird, Berge zu versetzen. Dies ist freilich eine Weisheit, die nicht für jeden ist. Es möchte sanst jemand glauben, daß er ein reicher Mann werden müsse, und er könnte dann später enttäuscht werden. Freitich giebt auch hier der Glaube an das Gelingen schan die halbe Gewähr des Erfolges; denn was Graßes ia der Welt geschehen ist, das geschah in der Kraft des Glaubens. Alles, was ia der sichtbaren Welt der That geschieht, das muß zuvar im Geiste vollbracht werden. Aber es giebt Thaten des Geistes, die nie in die Erscheinung treten. Sie hätten es jedoch gekannt; denn alles, was wir im Geiste besitzen, thun, vallbringen, zu dem ist uns Fähigkeit und Kraft gegeben, es nach außen zu offenbaren. Klagen wir nicht über die mangelnde Gelegenheit, freuen wir uns über jeden Reichtum, den wir in uns entdecken. Es geht nicht verloren, was wir in uns fühlen, wenn wir selber daran glauben.

Nun irrte ich ab von dem besonderen Glauben, von dem ich sprechen wallte, von dem, der stets erringt, woran er glaubt. Dieses bezieht sich jedoch nur auf geistige Güter. Was der Geist besitzt, kann nur geistiges Gut sein; der Geist ist nur für den Geist. Und in dem Reiche des Geistes ist uns keine Schranke gesetzt. Hier erringt der Glaube, was er will. Wenn sich Deine Seele eine andere Seele erwählte, sie mit aller Kraft der Liebe zu umfangen, sa ist sie Dein; van der Seele, die Du ganz verstehst, hat Dein Geist Besitz ergriffen. Was klagt Ihr hier über vergebliches Sehnen? Dem Geist kann nichts genommen, nichts verweigert werden. Verlegen wir alles Wünschen und Verlangen auf das Gebiet des Geistes, und es wird befriedigt werden. Werdet Ihr mir antworten, daß ich hier ein Leben des Scheins, der Traumwelt, an Stelle der Wirklichkeit setzen will? Was ist Wirklichkeit? Was wir heute so nennen? Liebst Du van Deinem Nebenmenschen den Leib, der vergeht und doch nichts ist, als der Ausdruck des Geistes? Sa täuschst Du Dich selber. Es ist die Seele, die Du geküßt hast, ehe Dein Leib ward, und wieder küssen wirst, nachdem dieser längst verwest ist. Dann wirst Du vielleicht erkennen, daß das Leben des Leibes das kurze Leben des Scheins gewesen ist, das Reich des Geistes aber das ewiger Wirklichkeit, in dem kein Besitz vergehen kann, weil er ewig war und ist.

Das, was der Glaube alsa erringt, bezieht sich unbedingt nur auf geistige Güter. Doch es kann auch der Geist im Glauben dieses Leben des Scheins gestalten. Ich sagte schon, daß die Weisheit nicht für jeden ist. Es giebt Wünsche, nicht rein geistiger Art, in denen die Gewißheit der Erfüllung liegt. Es ist dies wahl ein Gebiet, das ich betrete, auf dem wir mehr erkennen werden im Laufe der Zeit. Ich sprach schan vam Bergeversetzen. Prüfe Dich, wenn ein Wunsch in Dir aufsteigt. Es giebt Wünsche, van denen der Geist nichts weiß, die sind dem Verderben bestimmt. Es giebt Wünsche, die der Geist erwachen läßt; an die glauben wir, weil der Geist, ohne daß wir davan wissen, vorausseht. Und es ist hier vielleicht dasselbe, ab ich sage, daß ich die Erfüllung eines Wunsches glaube, weil ich sie ahne, aber daß ich die Erfüllung ahne, weil ich sie glanbe. Glauben ist Ahnen,

Ahnen ist Glauben. Wer mehr und tiefer in sein innerstes Wesen eindränge, der würde auch mehr wissen. Solcher würde auch erkennen, daß es im Reich des Geistes, der ewig ist, in Wahrheit keine Klagen, keine Disharmonieen, kein Auflehnen gegen das Schicksal giebt, daß da nichts uns trennt:

* * *

Vom Glück.

Der Geist ist ewig. Alles Geistige hängt zusammen und hat seinen Ursprung in einer großen Kraft. Das Geistige ist's, von dem Welt und Menschen nur ein schwacher Ausdruck sind. Der Geist regiert die Welt. Alles Geistige ist verbunden, ist untereinander einig. Und auch unser Geist ist sich einig darüber, daß alles, was unser äußeres Leben betrifft, so gut sei, wie es geschieht, und daß die Stunde des Todes zur rechten Zeit komme. Kein Unfriede, keine Disharmonie stört im Reich des Geistes. Und da sollten wir uns von unserem schwachen irdischen Ich Sorgen machen lassen, von diesem Ich, dessen Herrschaft wir als Tyrannei empfinden und von dem wir uns doch seltsamerweise in diesem langen Leben so wenig befreien —? Uebergeben wir uns doch voll Ruhe dem Geist in uns! Der Geist hat tausend und abertausendmal gleiche Leiden geschaut, wie unser Ich sie durchlebt, schaut sie noch heute in tausend anderen Menschen — und lächelt zu allem. Der Geist will alles Bestehende hinnehmen. Er nennt nicht das Glück, daß dieser und jener menschliche Wunsch in Erfüllung geht, nein, er will, daß wir an den Ereignissen, die statt der erhofften uns betreffen, das herausfinden, was gut, schön und groß ist, daß wir an allem, womit wir in Berührung kommen, diese gute, schöne und große Seite entdecken, daß wir alles bejahen im Leben, außer dem Geist der Verneinung, daß wir alles Gute, Schöne und Große helfen ans Licht zu ziehen, zu fördern, zu stärken. Daß wir also unser Leben, diesen kurzen Traum, so schön, so gut und so groß wir können, durchträumen:

Das ist Glück.

Streiflichter.

Ueber Schriftstellerei. Fourier hat es als eines der Kennzeichen des Verfalls bezeichnet, daß man sich über Assoziationen Illusionen hingiebt. Man möchte ihm fast Recht geben. Setzt wenn man mit der weitherzigsten Philosophie sich in die Reformbewegungen begiebt, mit einer Philosophie, die etwa sehr geneigt ist, Einseitigkeiten als Gegenpole gegen andere Einseitigkeiten gelten zu lassen, da sie erkennt, daß überall der Kampf die beste Korrektur ist, in der Liebe wie im Haß. Begiebt man sich also mit solcher Philosophie in den Trubel der Reformbestrebungen hinein, so gerät man doch leicht in Akkommodationen, Konzessionen, Aufwallungen, die sehr unleidliche Mißsituationen mit sich führen. Und wenn man als Fanatiker und Prinzipienreiter sich den Kopf an den Wänden der konkreten Verhältnisse zerstößt, sieht's auch nicht besser. Die Gerechtigkeit ist eben ein heilles Ideal. Maetertinck sagt von ihm:

„Es erleidet Einbuße und Verzerrungen durch Alles, was wie von der Welt nicht wissen, nicht wahrnehmen, was wir nur unvollkommen sehen, was wir nicht tief genug ergründen. Kein Ideal wird von heimtückischeren Gefahren bedroht, keines hängt von ungewöhnlicheren Außerachtlassungen und ebenso unwahrscheinlichen Irrtümern ab."

Sobald man nur ein wenig impulsiv veranlagt ist, steht man mitten in solchen Fährnissen. Man will der Seele ihr Recht geben, doch sieh, da nahen Mystizismus, Katholizismus. Man liebt das deutsche Volkstum, da ist der Rassen- oder Klassenhaß auch nicht mehr weit. Man kann sich vor gewissen Häßlichkeiten des Geschäfts- und Handelsgeistes nicht verschließen, man verwechselt für einen Augenblick Symptome mit den Ursachen, die viel tiefer liegen, man will nicht feige, nicht temperamentslos sein, durch keinerlei Beziehungen oder Existenzrücksichten sich beirren lassen — und die Thorheit, die nicht hätte „möglich" sein sollen, wird gethan. Zuletzt erfolgt zwar doch im edleren Menschen die Reaktion, aber die Worte sind gesprochen, die Thaten sind geschehen und gleicht sich im Innern des Individuums der Fehltritt bis zu einem gewissen Grade aus, nach außen wirkt er unvermeidlich verwirrend fort. Mir fällt hier die Lage ein, in der sich Herder im Jahre 1769 befand. Er hatte Klotz erst gelobt, dann überheftig angegriffen, hatte für Nikolai Rezension auf Rezension geschrieben und denselben Nikolai in Briefen an Hamann verleugnet; auch die Autorschaft für die „Fragmente" und „Kritischen Wälder" hatte er verneint und dann doch seinen Stolz auf diese Arbeiten nicht verbergen können. Welch ein Ekel erfaßte ihn vor seiner eigenen doch so anregenden, so höchst notwendigen Schriftstellerei. In seinem Reisejournal hält er die Zeit, die er dafür aufgewandt, für so gut wie verloren. Er zählt die Studien auf, die er lieber hätte machen sollen, und meint:

„Autor wäre ich alsdann, Gottlob! nicht geworden, und wie viel Zeit damit nicht gewonnen? in wie viel Kühnheiten und Vielbeschäftigungen mich nicht verstiegen! wie viel falscher Ehre, Ruhmsucht, Empfindlichkeit, falscher Liebe zur Wissenschaft, wie viel betäubten Stunden des Kopfs, wie vielem Unsinn im Lesen, Schreiben und Denken dabei entgangen?"

Dies geschah vor 134 Jahren. Es handelte sich im Wesentlichen um die Litteratur. Wie unendlich komplizierter ist nun die ethische Verantwortlichkeit geworden, seitdem die alten Traditionen, Gemeinschaften, Hoffnungen ganz neuen Idealen, wie sie aus der gigantischen Entwickelung von Verkehr und Industrie erwachsen, Platz machen müssen, Idealen, denen aber nur zu oft noch die Reife fehlt. Wenn inmitten dieses Umschwunges noch ganz andere „psychologische Rätsel" auftauchen, als der Herder von 1769, dann ist es sehr leicht und sehr bequem, auch ganz dem Pharisäertum des Parteiwesens entsprechend, sich zu entrüsten. Es spricht aber eher für als gegen den Adel einer Seele, wenn sie durch Irrungen hindurchgeht. Wem man dies auseinandersetzen muß, der hat gewiß noch nie ein Herz gehabt bei seiner Arbeit für „ethische Kultur". „Mißtraut allen denen", diesen Zarathustra-Spruch darf man hier wohl zur „Orientierung" anführen, „mißtraut allen denen, die viel von ihrer Gerechtigkeit reden! Wahrlich, ihren Seelen fehlt es nicht nur an Honig." Damit soll allerdings auch andererseits nicht das Schwanken beschönigt sein. Nur daran soll erinnert werden, daß der Schriftsteller, der es heute ernst meint, mit Versuchungen zu ringen hat, die sich mit denen, die den alten Religionsstiftern nahe traten, wohl messen können.

Wilhelm Schlüter.

Vermischtes.

Die Frankfurter Freibibliothek und Lesehalle ist am 25. Oktober in ihre neuen Lokalitäten im Neubau der „Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen", Stolzestraße Nr. 16, übersiedelt. Der Einweihung wohnten beide Bürgermeister, viele Stadträte und Stadtverordnete und ein zahlreiches Publikum bei. Dr. Fleck, Architekt Raquenstein und Dr. Pfungst hielten Ansprachen. In der „Frankfurter Zeitung" brachte der letztere folgende zeitgemäße Erinnerungen:

„Ihre Entstehung verdankt sie der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, welche kurz nach ihrer Begründung im Herbst 1892 Anstalten traf, um ihre Grundsätze auch an praktischen Aufgaben des Lebens zu erproben. Bereits im Februar 1893 hatte ihre Abteilung Freiburg (Baden), welche unter Leitung von Professor Steinmann stand, Schritte gethan, um eine Freie Bibliothek und Lesehalle zu errichten. Mit Hilfe der Berliner Zentralleitung, welche sich der Lesehallenbewegung thatkräftig annahm, gelang es im Sommer 1893, zum Ziele zu kommen und die erste Freie Bibliothek

Digitized by Google

und Lesehalle in Deutschland zu begründen. Die Abteilung Frankfurt a. M. folgte bald nach und sie konnte am 8. Oktober 1894, durch einen zu diesem Zwecke gebildeten Verein, die zweite deutsche Freibibliothek und Lesehalle im Hause Sondgasse Nr. 7 eröffnen, welche durch ihren Erfolg die Lesehallenbewegung so sehr förderte, daß die Abteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Königsberg, Berlin, Ulm, Jena (in Gemeinschaft mit der Comenius-Gesellschaft und der Karl Zeiß-Stiftung) und Darmstadt rasch nachfolgten. Andere gemeinnützige Vereine, Kommunalbehörden und Privatpersonen ahmten dieses Beispiel nach, so daß heute in Deutschland bereits über sechzig derartige Institute bestehen.

Es ist schon häufig die Frage aufgeworfen worden, weshalb gerade die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur sich veranlaßt gesehen hat, die Lesehallen-Bewegung in Deutschland in Fluß zu bringen. Der Grund für diese zunächst befremdliche Erscheinung ist darin zu finden, daß es sich doch keineswegs bloß um eine bildungstechnische Angelegenheit handelt, sondern um eine Aufgabe, die eine ganze Reihe von tiefer liegenden Problemen eine wichtige Rolle spielen. Es ist als sehr günstiger Umstand zu betrachten, daß die Lesehallen-Bewegung gerade durch die Ethischen Gesellschaften inauguriert und dadurch in die richtigen Bahnen gelenkt worden ist. Mit klarem Blick erkannte schon Prof. Steinmann wohl als Erster, auf welche wesentlichen Punkte es bei der Sache ankomme. In seinem Vortrag vom 20. Februar 1898 hat er sie klar präzisiert. Er bezeichnete als Vorbedingungen für die erfolgreiche Wirksamkeit derartiger Institute vor allem: Vermeidung jeder bureaukratischen, engherzigen Verwaltung, einfachste Art der Bücher-Ausgabe. Im Besonderen: keinerlei materielle Bürgschaft, sondern nur Identitätsnachweis; unentgeltliche Benutzung, nur im Notfalle geringen Leihpfennig; Offenhaltung der Bibliothek auch abends und an Sonntagen, gleichmäßige Behandlung aller Entleiher; keinerlei Bevormundung in politischer und religiöser Beziehung; alle Gebiete und Richtungen der Litteratur sind zu berücksichtigen. Ausgeschlossen sind nur Kolportage- und Halbwelt-Litteratur. In größeren Städten sind Zweig-Bibliotheken nötig. Ein Lesesaal muß vorhanden sein, der stets geöffnet ist.

Viele werden geneigt sein, diese Gesichtspunkte als selbstverständliche zu betrachten — sehr mit Unrecht. Zu jener Zeit, als Professor Steinmann diese Bedingungen aufstellte, waren sie so wenig selbstverständlich, daß bei Neugründungen von Lesehallen noch nach Jahren erbitterte Kämpfe wegen ihrer praktischen Durchführung durchgefochten werden mußten. Zunächst fühlte die Frage, ob die Benutzung bezw. Entlehnung der Bücher eine vollkommen unentgeltliche sein solle, zu vielen Kontroversen. Der Grund, weshalb die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur auf die Unentgeltlichkeit so hohen Wert legte, ist der, daß die soziale Gerechtigkeit verlangt, jedem Strebenden, ob arm oder reich, ob jung oder alt, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts die gleiche Möglichkeit zu bieten, Kenntnisse und Fähigkeiten für den Lebenskampf zu erwerben. Jede Leihgebühr für Bücher oder Eintrittsgebühr für den Lesesaal wirkt zu Gunsten des wohlhabenderen Teiles der Bevölkerung, der ohnehin schon Vorteile aller Art in den Lebenskampf mitbringt. Dann aber fand die Forderung „keinerlei Bevormundung in politischer oder religiöser Beziehung" häufig erbitterten Widerspruch. Es ist das größte Verdienst der „Freibibliothek und Lesehalle" in Frankfurt a. M., von der ersten Stunde ihres Bestehens an unerbittlich für diese Grundforderung eingetreten zu sein. Wir sind heute so sehr daran gewöhnt, daß die Lesehallen in Deutschland keinen Unterschied zwischen Zeitungen verschiedener Partei-Richtung machen, daß wir geneigt sind, diese Stellungnahme des Frankfurter Instituts als einfach selbstverständlich zu betrachten. Demgegenüber mag doch daran erinnert werden, daß noch zwei Jahre nach ihrer Eröffnung, als die Jenenser Lesehalle errichtet werden sollte, das Projekt fast an der folgenden Forderung der Carl Zeiß-Stiftung scheiterte (welche die finanziellen Mittel bewilligen wollte): „daß hinsichtlich des auszuwählenden oder angebotenen Lesestoffes auf allen Gebieten der Litteratur strenge Parität gegenüber allen politischen, wirtschaftlichen, religiösen und litterarischen Parteien zu gewährleisten und ein Ausschluß oder eine Ablehnung von Schriften, abgesehen von etwa gebotenen Rücksichten auf beschränkte Mittel oder beschränkten Raum, nur aus gesetzlichen Gründen aber aus Gründen der guten Sitte, abseits von jedem Parteistandpunkt, zulässig sei." Als bei der konstituierenden Versammlung scharfer Widerspruch gegen diesen Standpunkt laut wurde, erklärte der Leiter der Karl Zeiß-Stiftung, Professor Dr. Abbe, in seiner Eigenschaft als Vertreter der ethischen Gesellschaft: er und seine Freunde seien zur Gründung einer litterarischen Suppenanstalt nicht zu haben. Dieses Wort soll Professor Dr. Abbe ewig unvergessen bleiben, wo deutsche Männer eine freie Lesehalle errichten. Die Jenenser Lesehalle ist, von solchem Geiste getragen, zu einem der ersten Institute geworden, und unseres Wissens ist das Prinzip, das sie, gleich der Frankfurter Lesehalle, in den Vordergrund stellte, seit 1896 öffentlich nie mehr zur Diskussion gestellt worden.

Die Frankfurter „Freibibliothek und Lesehalle" hat sich in den neun Jahren ihres Bestehens ausgezeichnet entwickelt. Leider verfügt sie über kein Kapitalvermögen und ist daher ganz auf die freiwilligen Jahresbeiträge ihrer Mitglieder, den städtischen Zuschuß, der zur Zeit 8000 Mk. beträgt, und gelegentliche Zuwendungen angewiesen. Vom ersten Tage ihres Bestehens an hat sie darum unausgesetzt mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, was um so merkwürdiger erscheint, als für Bildungszwecke in Frankfurt sonst die Mittel reichlich zu fließen pflegen. Von über 13000 Entleihern ist sie seit ihrer Eröffnung benutzt worden, welche nach dem letzten Bericht etwa 700000 Bände nach Hause entliehen. Im letzten Geschäftsjahre besuchten 82000 Personen den Lesesaal. Voraussichtlich wird das neue Lokal, das wohl den schönsten und größten Lesesaal Deutschlands bietet, noch eine erhöhte Frequenz haben. Die Bockenheimer Lesehalle, welche ebenfalls von dem Verein „Freibibliothek und Lesehallen errichtet worden ist, bleibt neben der neuen natürlich fortbestehen. Die Aktiengesellschaft für kleine Wohnungen hat sich ein dauerndes Verdienst um die Volksbildung dadurch erworben, daß sie vortrefflich geeignete Räumlichkeiten nicht nur zur Verfügung gestellt, sondern auch aufs Praktischste eingerichtet hat.

Eine ständige Quelle für Sorgen aller Art bietet aber immer noch der allzu kleine Bücherbestand der Bibliothek selbst, welcher etwa 16000 Bände und 1200 Broschüren beträgt. Es ist zu bedauern, daß so wenig Bücher geschenkt werden, und man sollte glauben, daß in unzähligen Familien Bücher vorhanden sein müßten, welche man gern an ein Institut schenken möchte, das so reichen Segen in weitesten Kreisen verbreitet! Vielleicht wird die Freibibliothek in dieser Hinsicht auch im neuen Hause glücklicher sein. Es scheint, daß auch in anderen Städten auf diesem Gebiete mancherlei Enttäuschungen zu verzeichnen sind. Schreibt doch Meyer in seinem kürzlich erschienenen Buche „Fortschritte der nordamerikanischen Bibliotheken" über das Kapitel „Bücherschenkungen": „Hier offenbart sich, kurz gesagt, ein beschämender Mangel an Verständnis in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums, eine nötige Verkennung der Bedeutung einer Volksbibliothek nach der sozialen Seite hin. Niemand wird wagen, einem Museum einen alten Oeldruck oder aus Jouenaten herausgerissene Holzschnitte anzubieten, aber wir erleben fast täglich in den Volksbibliotheken den Fall, daß nützig wertlose Dinge, wie alte Schulbücher, Kolportageromane als Geschenke überreicht werden, und obendrein die Geber öffentlich Dank erwarten."

Sicherlich würden in Frankfurt mehr gute Bücher geschenkt oder finanzielle Mittel zu ihrer Beschaffung bewilligt werden, wenn das Publikum mehr von der segensreichen Wirkung der freien Bibliotheken wüßte. Mancher würde sich mit Feuereifer der Sache annehmen, wenn er nur einmal gesehen hätte, wie sich die Massen an den Ausgabeschalten drängen, um Bücher zu erhalten. Möchte es der Frankfurter Freibibliothek beschieden sein, im neuen Hause recht viele Gönner zu finden, sie wird nicht müde werden, in dem Geiste zu wirken, den Dickens vor 50 Jahren von der neubegründeten Volksbibliothek von Manchester erwartete, als er sprach: „Sie kennt keine Sekte, keine Partei, keinen Rang, sie kennt nur des Volkes Not und des Volkes Heil!"

* * *

Die Begründung von Volksbibliotheken ist gegenwärtig in allen Teilen des Deutschen Reiches in stetigem Fortschreiten begriffen. Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" hat in den Monaten September und Oktober wieder 283 Bibliotheken mit 12 264 Bänden begründet und unterstützt. Die Vorträge über „Die Volkslektüre und ihre Bedeutung für das Volksleben und die Leseanstalten in größeren, mittleren und kleinen Ortschaften" von Stadtbibliothekar Dr. Jaeschke, Lehrer Seichow und Pfarrer Hörnlein auf der 33. Generalversammlung der Gesellschaft sind inzwischen als Broschüre erschienen, die vom Bureau der Gesellschaft (Berlin NW., Lübeckerstr. 6) gegen Einsendung von 25 Pfg. an alle Interessenten abgegeben wird. Die kleine Schrift enthält eine Beleuchtung der Volksbibliotheksfrage, wie in dieser Kürze und Vollständigkeit bisher keine vorhanden war. Auch der viel benutzte Katalog der Gesellschaft „Bücher für Volksbibliotheken" ist soeben wieder in neuer Auflage in 10000 Exemplaren erschienen. Der Katalog enthält eine anerkannt gute Auswahl der besten Volksschriften ohne tendenziöse Beschränkung nach irgend einer Seite hin. Die Versendung erfolgt unentgeltlich. Um die sachgemäße Einrichtung und ordnungsmäßige Verwaltung der Volksbibliotheken zu erleichtern, hat die Gesellschaft eine Broschüre „Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken?" (25 Pfg.) und eine Reihe praktischer Formulare herausgegeben. In Preußen wird die Begründung und Erweiterung der ländlichen Volksbibliotheken, deren Verwaltung zumeist in den Händen von Geistlichen und Lehrern liegt, seit einer Reihe von Jahren von den Kreisonsschüssen erheblich unterstützt.

Bücherschau.

Karl Hauptmann, Unsere Wirklichkeit. München, Coknarg. Vortrag im Giordano-Bruno-Bunde.

Hauptmann beleuchtet mit seinen Beispielen die Armseligkeit unserer Wirklichkeit. Wir modernen Menschen, so führt er aus, gleichen dem mittelalterlichen Ritter, den eine schwere Rüstung etu-

engt, an freier, fröhlicher Bethätigung hindert. Die großen Organisationen des Staates und der Kirche haben uns zu Menschen der bewußten Absicht, zu Menschen des Intellekts, zu Menschen des sogenannten freien Willens, dessen Sinn nur die Unterordnung unter den Gesellschaftswillen ist, gemacht und haben uns dabei schrittweise unserer Naturwesenheit geraubt. Nun haben wir kein unmittelbares Herzensverhältnis mehr zu den Naturdingen, z. B. keins zur Sonne, unserm Muttergestirn! „Wir fragen nicht die Sonne, wir fragen die Uhr, wann es Zeit ist, aufzustehen. Und wenn es acht oder neun ist oder zehn, dann erheben wir uns und nehmen es gleichgiltig hin, daß es Tag ist und gehen unsere Wege in Häuser und zu Menschen und zu Worten und zu Zeitungen, und lassen die Sonne den ihren ziehen, den ewig wunderbaren, weiten Himmelsbogen." Wir freuen uns an Leuchtkugeln und Illuminationen, aber am wunderbarsten Nachtzauber gehen wir blind vorüber wie an leuchtender Tagespracht. Höchstens ergötzen wir uns einmal auf Sonntagsausflügen an Himmel, Sonne und Sternen, wie an einer schönen Dekoration. Die reine Quelle am Waldessaume ist uns nicht mehr heilig, der Glanz des Edelsteins ist uns nicht mehr beglückend: Wir sind zufrieden, wenn wir die chemischen Bestandteile des Wassers anzugeben wissen, und den Diamanten schätzen wir nach seinem Geldenwerte. Unsern praktischen Lieben z. B., die Geschäftsmenschen wie wir sind, wäre der Dieb Komakom in „Tausend und eine Nacht" ein unverständlicher Narr, denn ihn treibt die folgende Erwägung dazu, dem Sultan einen diamantenen Leuchter zu stehlen: „Wenn ich mir beim Trunk gütlich thue, will ich diesen Leuchter vor mich hinstellen, und so werde ich die klare Flüssigkeit in meinem Glase von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine, womit er besetzt ist, funkeln sehen." Als ein charakteristisches Zeichen unserer Naturfremdheit führt H. sodann unsere geschwätzigen, gezwungenen Vergnügungen und besonders die gräßlich sinnlose und — sinnliche Art unserer eingedrillten Tänze an. Er zeigt, daß der Tanz, als er noch Sinn hatte, die selige Bethätigung eines starken Dranges war, der meist inmitten einer herrlichen Natur erwachte, und daß sich in ihm „das zweckverlassene Lieben der schönen Bewegung" äußerte. —

Um irrtümliche Auffassungen zu verhindern, muß ich betonen, daß H. keineswegs die Notwendigkeit der kulturellen Fortschritte und ihr Gutes leugnet; er will uns nur zeigen, wie wir uns zu den tausend wertvollen Sicherheiten unseres Kulturlebens die tausend Freudenquellen, die aus dem vertrauten Umgange mit der Natur entspringen, hinzu- und zurückerobern können.

Mich drängt es, hier noch auf eine wichtige Behauptung des Vortrages einzugehen: „Wer klar sieht, muß es an der Armut an echten religiösen Gefühlen in unserer Kultur merken, daß mit dem Verlust des lebendigen Schauens und Ergreifens wirklicher Mächte auch das religiöse Leben der Gegenwart blutarm und leer geworden ist." „Wer klar sieht," stimmt dem ohne weiteres bei, und nicht wenige gelehrten Stimmen, die nach einem mächtigen Aufblühen des religiösen Gefühles in unseren Tagen reden. Der Ursprung aber religiöser Gefühle war und ist stets Schauen, aus dem Anschauen der sichtbaren Welt gebar sich ein Schaudern der Inbrunst und Andetung in der menschlichen Seele. In mächtiger Erregung prägte der menschliche Geist Namen, womit er das Unnennbare nannte, aber Menschengenerationen starben und neue kamen, die Namen und Begriffe, in denen längst alle Bedeutung, alles Leben erloschen war, überlieferten, die Dogmensysteme aufbauten und Glauben, „jenes Surrogat für religiöses Fühlen", forderten. Der obigen zitierten Behauptung, das moderne Aufblühen der religiösen Gefühle betreffend, muß ich die folgende schroff entgegenstellen: Auch solche Bewegungen, wie die Reformation, wie die Los-von-Rom-Bewegung unserer Tage sind nicht unbedingt als aus echten religiösen Gefühlen stammend anzusehen. Zwar die Erreger sind religiös empfindende Persönlichkeiten — schon deshalb, weil sie große Persönlichkeiten sind — aber in der erregten Menge ist es vielmehr das freigewordene ethische Gefühl für Freiheit und für das Recht der Selbstbestimmung, was wirksam ist. — —

Die Hauptmannschen Hinweise sind geeignet, vielen Segen zu stiften. Dem Ethiker sind sie schon deshalb aus der Seele gesprochen, weil echte lebendige Nächstenliebe und Humanität einem Gemüte, das gegen die Naturdinge, gegen die Gestirne des Himmels, gegen die Tiere und Blumen der Wälder und Gefilde u. s. w. fühllos ist, nicht wohl entsprossen kann.

Meine Ausführungen sollten das Lesen des Hauptmannschen Vortrages nicht unnötig machen, habe ich doch das Beste darin fast ganz unberührt gelassen: die dichterisch schön ausgeführten, reizvollen, überzeugungsmächtigen Beispiele.

Kurt Kellner.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Ihre Neujahrsglückwünsche

können, wie bisher, unsere Freunde durch eine bescheidene (oder üppige) Zahlung an unsere Kasse zur Förderung unserer Bestrebungen ablösen. Die Namen derer, die sich auf diese Weise wohlthätig von konventionellem Zwang befreiten, werden in der letzten Jahresnummer mit der Gesamtsumme (ohne Aufzählung der Einzelbeiträge) abgedruckt werden.

Berlin W. 64, Unter den Linden 16.

Dr. Penzig.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

1870—71

Kriegstagebuch des

Füsilier Fischer

vom Regiment 36.

237 Seiten 8°. Mit vielen Illustrationen und einem zweifarbigen Titelbild.

Preis: eleg. cartonniert M. 2,50.

Das von Anfang bis Ende spannend geschriebene Tagebuch eines einfachen Füsiliers, der seine mannigfaltigen und interessanten Erlebnisse in prickelnder, oft drastischer Weise zu erzählen weiß! Enthält die Kriegslitteratur bisher größtenteils die Darstellungen aus der Feder von Offizieren, so giebt hier eine zweifellos starke Individualität unter den Mannschaften ein lebhaftes Bild der Ereignisse des großen Krieges.

Wenn Sie

wirklich Genuss haben wollen als Raucher, so nehmen Sie unsere Fehlfarben von

Mantilla-Cigarren 100 Stück M. 5,60

garantirt mit Havana-Einlage. Andere Sorten von M. 1,75 an.

Versand gegen Nachnahme.

Jenckel & Co. Hamburg I.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Breslau.

Mittwoch, den 30. Dezember, 8¼ Uhr abends, Vereinszimmer des Café Bristol (Gartenstr.), Zusammenkunft von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft: Anschließend an die neuliche Erörterung über Humanitäts- und Entwicklungsmoral. Diskussion über Friedrich Nietzsche's Herrenmoral. Hierauf Vortrag ethischer Dichtungen.

Der Vorstand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin SW. 19 Kommandantenstr 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

PRINCETON UNIV

Princeton University Library

32101 080201229

Digitized by Google